B 371411

Die Frauen des Orients

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Frauen des Orients.

Digitized by Google

Die Frauen des Orients

in der Geschichte, in der Dichtung und im Leben.

Von

Amand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld.

Mit 11 farbigen, 15 schwarzen Vollbildern und 338 Abbildungen im Texte.



Wien und Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1904.
(Alle Rechte vorbehalten.)

Digitized by Google

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Digitized by Google

727162-07

Vorwort.

Die Zeiten, in welchen den Seefahrer ein freudiges Grauen beschlich, wenn er zu Schiff ging, sind wohl für immer vorüber. Es geht nicht mehr in ungekannte Weiten, keine abenteuerlichen Geschöpfe des Ozeans drohen, es schlingt kein in Visionen erträumter Pyriphlegeton seinen Feuergürtel um unnahbare Fabelländer. Was einst Märchen war, ist jetzt nüchterne Wirklichkeit. Zu Land ist es anders: Hier wird das Wirkliche zum Märchen. Nicht allerorten, am eindringlichsten wohl noch immer in jenem Bereich, aus dem nach einem zum Axiom gewordenen Ausspruch das Licht kommt. Also der Orient, mit welchem Worte man jene wundersame Mischung von Barbarei und Kultur etikettiert, die noch immer, wie Jahrhunderte vorher, als Zauberelixier wirkt.

Die Wirkung ist die aller derartigen Elixiere: Die Verjüngung. Gewiß: Das altersschwache Morgenland, das teils für Träumer geschaffen zu sein scheint, die auf historischem Gerümpel Elegien dichten, anderenteils die politischen Wiedererwecker zu alexandrinischen Großmachtsvisionen begeistert, ist und bleibt der unversiegliche Born geistiger Lebensäußerungen. Das klingt vielleicht paradox, wird aber keinen Kenner der Dinge überraschen. Die zwei wichtigsten Kulturkreise der Menschheit, der semitische und der arische, berühren sich hier wie zwei Wellenringe. Ein unerschöpflicher Schatz für Jeden, der sich auf die Schürfarbeit begibt.

Heute, in einer Zeit, in welcher der Spaten des Archäologen mit so viel Eifer und Erfolg in verschütteten Katakomben arbeitet, hat solche Gräberei erhöhten Reiz erhalten. Auch im übertragenen Sinne. Im letzteren Falle unter dem Gesichtswinkel einer Forschungsmethode, welche man die „vergleichende" genannt hat. In ihren zwei Ausästungen, der ethnologischen und sprachwissenschaftlichen. Sowie man an diesen Dingen rührt, weicht die Hypnose aus den Gliedern jenes unendlich komplizierten Organismus, den die Völker des Ostens verkörpern, und es treten Erscheinungen zu Tage, die uns so nahe rücken, als wären sie solche von gestern. Allerdings liegt das Alles nicht auf der Oberfläche; man muß in die Tiefe eindringen, den Moder hinwegräumen, die verschütteten Kammern bloßlegen, die Zauberformeln kennen, welche Verborgenes enthüllen.

In dem vorliegenden Werke ist der Versuch unternommen worden, diese Methode einem Gegenstande dienstbar zu machen, der im Wandel der Zeiten von seiner Anziehungskraft nichts eingebüßt hat – dem Weibe. Und zwar jenem schillernden, hinter

Digitized by Google

buntgestickten Gewändern dämonische Gelüste und tödliche Leidenschaften verbergenden Weibe des Ostens, den symbolisierten „Kindern des Lichtes", die stets sprungbereit, gleich jungen Panthern, an verderblichen Abgründen herumschleichen ... Wenn in altes, uraltes Schrifttum Leben einströmt, erlebt man ungeahnte Dinge. So ist es dem Verfasser durch Jahre ergangen, als er den Spuren folgte, die in jene sonnige Welt führen. Die sittengeschichtliche Stellung des morgenländischen Weibes ist bisher in einem zusammenfassenden Werke nicht geschildert worden, wenngleich die Elemente hierzu in mehr oder weniger phantastischen Schriftzügen in tausenden Büchern verzeichnet sind. Alle Siegel zu lösen, die das Vergessene verschließen, ist dem Einzelnen schwer möglich. Auch ist das zu hebende Gut von etwas weitläufiger Art und verschwimmen Dichtung und Wahrheit in verwirrendem Maße ineinander.

Gleichwohl darf von dem vorliegenden Werke gesagt werden, daß es im Rahmen einer Darstellung, die dem Leser reichlichen Stoff in zwangloser Form vermittelt, seiner Aufgabe in ersprießlicher Weise gerecht geworden ist. Eine wohlwollende und sachlich zutreffende Kritik hat dies einmütig anerkannt. Mancher, der, von falschen Vorstellungen befangen, gewohnt war, in dem Weibe des Morgenlandes nichts anderes zu erkennen als eine Art Symbol für prickelnden Sinnenreiz und grausame Gelüste, wird auf Schritt und Tritt eines Besseren belehrt werden. Das rein Menschliche ist und bleibt das große Licht in dem finsteren Wirrsal der Geschehnisse.

Was die bildliche Vermittlung von Dingen anbetrifft, die nicht ohneweiters geläufig sind, ist in dem Werke alles geschehen, was unter so schwierigen Voraussetzungen geleistet werden konnte. Die Vorführung einer großen Zahl von bisher weiten Kreisen unbekannten morgenländischen Miniaturen wird auch bei Jenen eine gewisse Korrektur ausüben, die in unzutreffende Vorstellungen sich eingelebt hatten.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Nicht, wir wissens, ward der Mond dein Antlitz,
Nicht ein Lotus deiner Augen Paar,
Nicht ist auch dein zarter Leib geschaffen
Aus dem laut'ren Golde, das ist wahr!
Aber wir, von Dichtertrug umsponnen,
Preisen dich als hehre Göttin laut,
Feiern dich und beten, doch wir wissen,
Du bestehst gleich uns aus — Bein und Haut.

(Aus den Sprüchen Bhartrihari's.)

Digitized by Google



Digitized by Google



Im Frauengemach. H.

Zur Einführung.

Das Morgenland ist in seinen Lebensäußerungen konservativ. Wie die Sterne, die in den ewig gleichen Bahnen des Nachthimmels wandeln, wie die Oasenquellen mit ihrem unvergänglichen Blumenflor und die eintönig murmelnden Bergwasser, an denen die Cypresse steht und die Nachtigallen singen: so gleitet der Lebensfaden glatt und gleichmäßig von der Morgenstunde des Daseins in die Dämmerung des Abends hinein. Der Orient ist das Alte, das Feststehende, das Herkommen — der Occident das Neue, das Wechselnde, das unaufhaltsam Fortschreitende. Es ist das Überquellen der Jugendkraft im Gegensatze zu der Reife des Alters, der zweifelnden Unbeständigkeit gegenüber der in Erfahrungen befestigten Weisheit.

Wie das morgenländische Leben in althergebrachten Formen sich bewegt, in gleicher Weise dämmert der geistige Inhalt dieses Lebens fort, ohne daß er durch irgend eine Bewegung des Zeitgeistes in eine hellere, glanzvollere Welt hineingerissen würde. Im Morgenlande ist alles Denken und Fühlen in Überlieferungen erstarrt. Sie sind also ein Petrefakt, poetischer ausgedrückt: eine zur Perle erhärtete Träne, ein totes Juwel, dem nur das fremde Leben in seinen mannigfaltigen Reflexen Licht und Farbe verleiht. Seit Menschengedenken bewegen sich dieselben Gedanken und Bilder, gleich den Schattenzügen der Fee Morgana, von dem bunten Hintergrunde jener fernen und doch so nahen Welt

Digitized by Google

ab — von den Schneehöhen des Libanon bis zum heißen Palmenstrande am Persermeere, von den Oasen der Sahara bis zu den Kirgisen-Auls am Schwarzen Irtisch.

Alle diese bunt durcheinander gewürfelten Völker, welche von dem eisernen Bande des Islam — dem Starrsten im Starren — zusammengehalten werden, leben nur der Vergangenheit. Leidenschaften, welche zu Zeiten die Oberfläche der Gegenwart aufwühlen, sind vorübergehende Erscheinungen. Der Inhalt des ureigenen geistigen Wesens besteht in Erinnerungen an den einstigen Glanz — wie beispielsweise bei den Persern — oder an die ruhmreiche Rolle, welche die frühere Machtstellung dem betreffenden Volke zuwies — wie bei den Arabern. In diesen Erinnerungen spiegelt sich auch alles das, was das Leben schön und lebenswert machte, den Wert des Einzelnen bestimmte und ihn über den rohen Haufen hob ... Es hat Zeiten gegeben, wo in dieses farbige und impulsive Leben gesellschaftliche Zustände von so glänzendem Gepräge eingriffen, allen Dingen, welche den Einzelnen oder die Massen bewegten, einen Inhalt von so ausgesprochen geistiger Frische verliehen, daß man die lebendig gebliebene Erinnerung an die Vergangenheit nur zu begreiflich findet.

Am überraschendsten hierbei mutet die Tatsache an, daß bei dem hervorragendsten dieser Völker, den Arabern, die Frauenwelt eine Rolle spielte, wie man sie auf orientalischem Boden nie und nimmer suchen würde. Die Araberin ist unter allen Mohammedanerinnen die einzige, die eine „Geschichte" hat, welche gleichbedeutend mit den Äußerungen eines eigenartigen Kulturlebens ist. Die Annalen der arabischen Geschichte haben uns zahlreiche Frauennamen erhalten; Schönheit, Geist, persönlicher Einfluß waren die Attribute jener Frauen, deren Erinnerung teils im Wüstenliede fortlebt, teils auf den ehernen Tafeln der Geschichte eingegraben ist. Diese Frauen sind es, von welchen jener blendende Schimmer der Romantik ausging, der bis tief ins Abendland hinein fühlbar wurde. Nicht Märchen, sondern Tatsachen bildeten die Grundlage eines Frauenkultus, der uns noch heute anzieht, in seiner frischen und lebensvollen Unmittelbarkeit fesselt. Allerdings war zunächst nur die Wüste die Stätte, wo die volle Freizügigkeit des Weibes zur Geltung kam. Damals stand die Reinheit des Blutes hoch im Ansehen und die stolzen Edelfrauen der tonangebenden Clane spielten zuweilen neben ihren Männern eine entscheidende Rolle in allen Stammesangelegenheiten. Hier zeigte sich die Verkörperung des echten Arabertumes, jener kraftstrotzenden Rasse, auf deren Lanzenspitzen nachmals der Islam bis zum Indus und den Pyrenäen getragen wurde.

Wenn bei irgend einem Volke der Einfluß der gesellschaftlichen Zustände als Faktor tiefgehender Umgestaltungen in der sozialen Stellung des Weibes klar vor Augen tritt, ist es das arabische. Es liegt etwas Herbes, Kräftiges, Gesundes in der Art, wie die vorislamitischen Dichter — und nur bei diesen können wir Anhaltspunkte hierfür suchen und finden — die Ideale ihrer Schönen ausstatten und deren Vorbilder unzweifelhaft unter den Filzzelten der Beduinen ihre Tage verbrachten. Die altarabischen Dichter waren zu persönlich in ihren lyrischen Ergüssen, um über die realen Tatsächlichkeiten des Lebens hinauszugreifen. Sie hatten wenig Erfindungsgabe, eine lediglich von den Erscheinungen der eigenartigen Natur, die sie umgab, inspirierte Phantasie und eine stark entwickelte Eigenliebe. Das Alles brachte es mit sich, daß die Dichter mit der Wahrheit ihrer Liebesabenteuer nicht hinter dem Berg hielten. In den Dichtungen des Imrulkais, des bedeutendsten Dichters in vorislamitischer Zeit, den man seiner galanten Neigungen halber den „Don Juan der Wüste" nennen möchte, kommen nicht weniger als zwölf Namen von Frauen und Mädchen vor, welche dieser Raufbold und Minnesänger

Digitized by Google

verherrlicht und die Einzelheiten dieser Beziehungen mit größtem Freimut der Kenntnis Aller preisgibt.

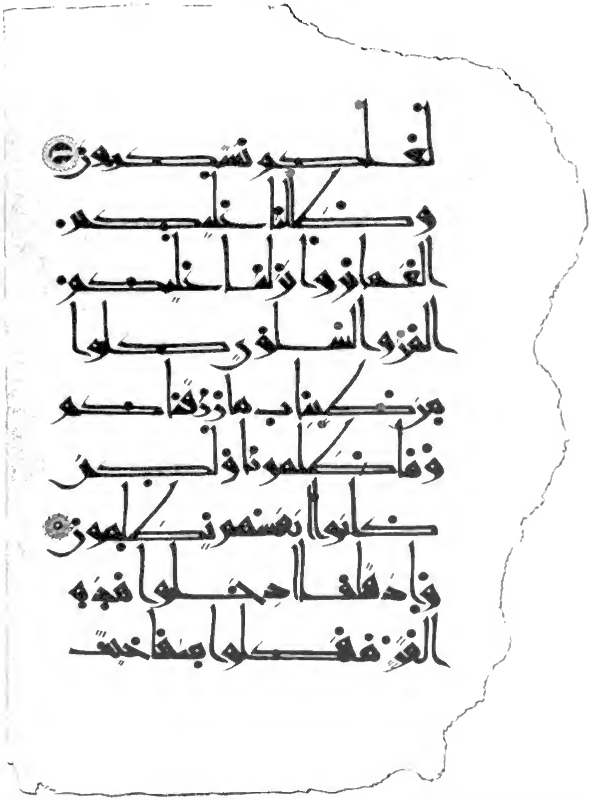
Unter den hervortretenden Typen der Araberin der nomadisierenden Stämme finden sich alle Abstufungen, vom herrischen sebstbewußten Mannweibe bis zur schlanken, schüchternen Schwärmerin, die hinter dem Zeltvorhange, am Oasenquell oder bei der stillen häuslichen Arbeit des Auserwählten denkt, der fehdelustig in der Wüste herumstreift, dem Feinde auflauert, oder die Bergantilope jagd. Neben dem tief eingewurzelten Stammesgefühl, das diese Frauen gegebenen Falles zu kriegerischen Kundgebungen trieb, war ihnen auch das Rachebedürfnis nicht fremd, wie jene überlieferten „Totenklagen" dartun, in welchen Witwen ihre Gatten, Schwestern ihre verlorenen Brüder in schwermütiger Weise betrauern und die Clangenossen zur Blutrache aufreizen.



Rastende Karawane.

Während dieses freie, selbstbewußte und ungebundene Frauentum in der Wüste die Eigenart der Rasse vielleicht noch augenfälliger verkörpert als die Männer, sehen wir in Mekka — der einzigen Stadt von Bedeutung im Gesichtskreise der alten Araber — ganz andere soziale Verhältnisse, welche vorzugsweise infolge des Verkehrs mit der Außenwelt sich entwickelten. Mekka lag damals an der sogenannten „Weihrauchstraße", dem großen Handelswege vom südlichen Arabien nach Syrien. Die Stadt war der hervorragendste Etappenplatz und damit ist die Quelle ihres Reichtums gekennzeichnet. Nicht zu übersehen ist hierbei der Einfluß der südarabischen Sagen, der märchenhafte Prunk des uralten Sabäertums, aus dessen Goldnebeln die fabelhafte Königin Balkhis, die Geliebte des Salomo, hervortaucht und das ganze abenteuerliche Heldentum der himjarischen Könige und ihrer dunkelhäutigen Palladine. Damals war Mekka sozusagen das „Paris" Arabiens, wo der Fremde (die Stadt war bekanntlich schon in der heidnischen Vorzeit Wallfahrtsort) durch Lustbarkeiten aller Art sich für die Beschwerden der Reise entschädigen konnte.

Digitized by Google



Seite aus einer Koranhandschrift aus dem 9. Jahrhundert, Kufisch. 2. Sure („Die Kuh“), 55. Vers. (Pariser Nationalbibliothek.)

Mohammed der Prophet, dem seine himmlische Sendung zu Beginn mancherlei Fatalitäten bereitete, eiferte frühzeitig gegen diese weltlichen Freuden. Später, als seine große Neigung zu dem schönen Geschlechte in einem mehr und mehr anwachsenden Harem

Digitized by Google

zum Ausdrucke kam und seine ersten Gefährten diesem verlockenden Beispiele folgten, wuchsen zugleich die Sorgen und Verdrießlichkeiten innerhalb seines Hauswesens. Dies veranlaßte ihn zur Anbahnung strammerer Frauensitten. Es kamen die ersten Beschränkungen, der Schleierzwang und andere den freigeborenen Araberinnen lästige Maßregeln. Sehr viel genützt hat das alles nicht und schon zu Mohammeds Zeit begannen die Dichter einen „Liebeskoran" zu predigen, vor dem den ehrsamen Familienvätern die Haare zu Berge stiegen. Und nun gar der fröhliche Schwarm jener Sängerinnen, die in Medina unter Lehrmeistern aus Hira und Persien ihre Schule durchgemacht hatten und mit ihrer



Arabischer Schmuck (modern, syrisches Fabrikat).

Schönheit und ihren Liedern Jung und Alt bezauberten. Die berühmteste dieser Kopfverdreherinnen, Dschamila, trat mit einem Pomp auf, wie er heute kaum von einer gepriesenen Diva des Abendlandes inszeniert wird.

Bei solcher Freiheit der Sitten erhielt die Strenggläubigkeit des jungen Islam manche Lücke, durch welche die Leichtlebigkeit und der Flattersinn Eingang fanden. Man kennt die Namen einiger hervorragender Damen jener Zeit, welche die Laune von Ehe zu Ehe trieb: Sokaina, Saffah, Atika, Aïscha (die Tochter Telhas, nicht die gleichnamige Gattin des Propheten) u. a. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß manches stolze Frauenbild aus diesem leichtfertigen Schwarm hervortaucht: Witwen, welche ihr Gesicht durch Wunden entstellen, wie jene herrliche Hisna, um welche der Chalife Othman

Digitized by Google

vergeblich freite, oder die edelsinnige Tajjidin Bachysa, das Weib des Morrahäuptlings Tarit, oder die selbstbewußte Kolaba, welche zur Abwehr einer skandalösen Beschuldigung, die ihr der verlumpte Versemacher Argy angedichtet, in Mekka auf öffentlichem Platze den „Siebenzigfachen Reinigungseid" ablegt. Von den Prophetenfrauen ist — von Aïscha, die eine so hervorragende und verhängnisvolle Rolle in der ersten Zeit des Islam spielte, abgesehen — vornehmlich die stille, mildtätige und häuslich emsige Zeinab in den Ruf einer der edelsten Frauen jener Zeit gelangt.

Als die Ommejaden zur Herrschaft kamen, trat Mekka als Stadt ungezwungenen Weltlebens rasch hinter den Zauber des neuen Chalifenhofes von Damaskus zurück. Es wurde der Sammelplatz der Dichter und Sänger und nicht zuletzt der Sängerinnen, welche in der „paradiesesheiteren" Stadt eine neue Auflage der gefeierten „Mekkanischen Nächte" herbeiführten. Damals war der Ton so ungezwungen, daß Dichter die Reize ommejadischer Prinzessinnen offen preisen durften, und der Verkehr der Frauen so frei, daß Chalifengattinnen unkontrolliert nach Mekka wallfahrten und dort „Beziehungen" mit Poeten und fahrenden Sängern anknüpfen konnten. Daß ein solches freizügiges Minneleben auch seine Gefahren hatte, werden wir später aus dem tragischen Ende des Dichters Waddah noch des näheren erfahren.

Man könnte die Ommejadenzeit einen sinnberückenden Traum nennen. Kaum erblüht, verwehte er nach etwa zwei Jahrhunderten, um einem anderen Traume, dem aber eine starke Dosis chalifischen Machtbewußtseins und barbarischen Despotentums beigemengt war, Platz zu machen. Das Erbe des Hauses Ommeja hatten die Abbassiden angetreten. Am Tigris erstand auf das Machtgebot Mamuns das neue Chalifenheim — Bagdad, die Stadt, von der wir aus den Erzählungen von „Tausend und eine Nacht" von Kindesbeinen her Kenntnis haben. Allerdings ist dieses herrlichste unter allen Märchenbüchern nicht arabischen Ursprungs und ebensowenig fällt es in die Zeit des mit Unrecht gefeierten Chalifen Harun-al-Raschid. Dagegen bezeichnet die Herrschaft dieses Chalifen den Glanzpunkt der arabischen Kultur und zugleich die Zeit, von welcher ab ein vollständiger Umschwung in allem, was das arabische Frauenleben anbetrifft, eintrat. Der Harem mit seiner Klausur, seinen Eunuchen, Intriguen und grausigen Geheimnissen schloß von nun ab die edelgeborenen Frauen ein, während die Sklavinnen und Sängerinnen ein Leben der Ungebundenheit und Freiheit führten, das alles überstieg, was man bis dahin erlebt hatte. Neben Zobeida, der berühmten Gemahlin Haruns, welche nach Tunlichkeit die launischen Allüren ihres tyrannischen Gatten dämpfte, schillerte und trillerte wie ein bunter sangesfreudiger Vogel die Halbschwester des Chalifen, Olajja, vielleicht eine der reizendsten Frauengestalten aus der arabischen Glanzzeit, in den Feengemächern des abbassidischen Märchenpalastes. Eine ausgezeichnete Sängerin, welche alle Welt entzückte, war sie zugleich die leichtlebigste unter allen Damen des Hofes, und ihr Name war ihrer Liebesabenteuer wegen im Munde des ganzen Volkes. Kein Wunder also, daß die öffentlichen Sängerinnen leichtes Spiel hatten. Es gab darunter gefeierte Größen — wie Hababa und Salama — und unzählige andere, welche in besonderen Gesangsschulen erzogen und darauf abgerichtet waren, die goldene Jugend Bagdads sittlich und finanziell zu ruinieren. Wir werden das alles ausführlich kennen lernen, ebenso die Zechgelage, die Ausgelassenheit der Dichter, das Schlemmerleben der Großen, den Märchenzauber von Samarra, aus dessen Rosendüften die großen Herzbezwingerinnen — Salama, Robaiha, Sohaika, Saada und wie sie noch geheißen haben mögen — hervortauchten, bis die Brandfackel des Mongolen Hulagu den ganzen sinnverwirrenden Spuk hinwegfegte.

Digitized by Google

Das arabische Kulturleben blieb bekanntlich nicht auf den Boden des Orients beschränkt. Keine vierzig Jahre nach dem Tode des Propheten war der Feldherr des Chalifen Omar, der wilde Okba, längs der Nordküste von Afrika bis zum Atlantischen Ozean vorgedrungen. Bald hierauf fiel ganz Spanien in die Hände der Eroberer und damit hatte das Chalifenreich eine Ausdehnung erreicht, welche diejenige des Römerreiches noch übertraf. Als dann der letzte ommejadische Chalife Merwan seinem Gegner Abul Abbas unterlag und die Familie der Ommejaden bis zur völligen Ausrottung verfolgt wurde, gelang es einem Angehörigen derselben, Abdurrahman, unter tausendfacher Lebensgefahr bis tief in die afrikanischen Wüsten zu entfliehen. Hier fanden ihn die



Salon in einem vornehmen arabischen Hause (Damaskus). II

mit den Zeitverhältnissen unzufriedenen Teilfürsten der ommejadischen Provinz „Andalus" (wie von den Arabern Spanien genannt wurde) und boten ihm die Herrschaft an.

So ward fern im Westen ein neues Ommejadenreich begründet, dessen Glanz denjenigen des abbassidischen Chalifenhofes noch übertraf. Allerdings währte es nur bis ins 11. Jahrhundert. Aus den Trümmern des spanischen Ommejadenreiches aber gingen verschiedene berberisch-maurische Dynastien hervor, die arabischen Kunststil, arabische Wissenschaft und Dichtung sich angeeignet hatten und pflegten. Zumal die Dichtkunst fand begeisterte Pflege. Ein rasch und treffend erdachter Vers konnte ein Landgut eintragen oder die Ketten des Gefangenen sprengen. Der Ackersmann dichtete hinter dem Pflug und die Staatskanzlei versendete diplomatische Noten in Kassidenform. Wir treffen eine Lyrik des Weines und der Liebe, welche auf eine noch weit größere Freiheit der

Digitized by Google

Frauen schließen läßt, als sie selbst zur Zeit des Damaszener Chalifats herrschte. Es versteht sich von selbst, daß an Höfen, wo man den Weintrunk statt des Frühgebets eingeführt, gazellenschlanke Mädchen für die wahren Muezzins, den Becher für die beste Lampe zum Erleuchten der Klause erklärt („ein Nichts ist alles Sein, und wertvoll nur die Liebe



Die Lieblingstochter des Emirs. II

und der Wein") — daß dort auch keine Spur von Glaubenszwang gegen den Nichtmoslemin vorhanden war. Damals war Spanien das Land der Ritterlichkeit, der feinen Sitte, die Pflanzstätte des Schönen und Guten. Die Pracht des Chalifenhofes zu Cordoba übertraf womöglich noch jene der Abbassiden zu Bagdad. Noch glanzvoller entwickelte sich das maurische Leben unter den Abadiden in Sevilla. Vierundzwanzig arabische

Digitized by Google

Meilen weit konnte man auf dem Guadalquivir im Schatten der Fruchtbäume schaukeln und dem Gesange der Vögel lauschen. Man pries den Trunk im Dufte der Orangengärten, oder in Palästen „wie von der Zauberkunst der Dschinnen (Geister) gebaut", und



Arabische Tänzerinnen (Ägypten). 11.

von Künstlern gemalt, „deren Farbenschale die Sonne war". Gegen die märchenhaften Nächte in den Gärten des Generalife zu Granada verblassen sogar die mekkanischen Symposien unter der flammenden Sternendecke des arabischen Himmels und die Liebesidyllen des abbassidischen Samarra.

Digitized by Google

Der arabische Schriftsteller Makkari bezeugt, welch hohen Ansehens sich die Araberin in Spanien erfreute. Sie hatte sich von Anbeginn her an der Entwicklung der ganzen geistigen Bildung dieses Volkes beteiligt, mit den Männern um den Preis des Liedes gerungen und auch auf wissenschaftlichem Gebiete sich betätigt. Die Liebe hatte den bloß sinnlichen Reiz abgestreift und diesen durch geistige und seelische Beziehungen ersetzt, welche eine Gleichstellung zwischen Mann und Weib herbeiführten, die selbst in den Zeiten größter Freiheit im Osten niemals diese ideale Gestaltung erlebte. Ja noch mehr: schon im 9. Jahrhundert erlangte der Frauendienst eine Verfeinerung, welche damals selbst im christlichen Abendlande ohne Beispiel stand. Nebenher belebte man die uralten poetischen Traditionen des Mutterlandes und hielt die dort gegebenen Vorbilder weiblicher Tugenden fast höher noch, als zur Zeit der Sängerwettstreite in der Marktstadt Okaz. Beweis dessen die heißpulsierende Erotik der spanisch-arabischen Dichter, die starken Akkorde, die sie in der Schilderung von Glück und Schmerz in der Liebe anschlagen, die weichgestimmten Lieder, die von den Wonnen nächtlicher Zusammenkünfte erzählen und die leidenschaftlichen Klänge, welche dem Weh der Trennung Ausdruck geben.



Beduinenmädchen.

Als typisches Frauenbild aus dieser Zeit dürfen wir die geistreiche und schöne Ommejadin Wallada in den Vordergrund stellen, welche eine Zeit hindurch im Mittelpunkte des geistigen Lebens zu Cordoba stand. Sie nahm das Leben, wie es sich ihr darbot, mit allen Reizungen einer verfeinerten Kultur, aber zugleich mit allen Freiheiten, die es gewährt. Kein Wunder also, daß ihre Dichtungen ebenso großes Aufsehen machten, wie ihre — galanten Abenteuer und ihre glühenden Verse mit ihrem Lebenswandel sich deckten ... Noch ungebundener, lebensfreudiger erwies sich Mohga, eine Freundin der Wallada. Sie hatte sich nie in das Ehejoch finden können, suchte und fand indes reichliche Entschädigung hierfür ... Andere Dichterinnen waren Umm ul Kiram, welche ihren Geliebten Sammar in Versen voll leidenschaftlichen Inhaltes feierte; dann die schöne Hind, die auf Windesflügeln zu ihrem Erwählten eilt („so schnell ich irgend nur vermag"); Haffa, die schöne Granadinerin, die ihr zartes Liebesverhältnis zu dem Dichter Dschafar in kraftvollen Bildern besingt und dessen Zaghaftigkeit tadelt ... Daneben taucht manche Frauengestalt auf, welche, wenn auch keine Dichterin von Gottes Gnaden, durch Witz und Geist im Bunde mit Leibesherrlichkeit die Liebe der Chalifen sich erringt; so die schöne Tarub, in derem Banne der Chalife Abdurrahman II. stand; oder die hochbegabte



Maurisches Mädchen.

Digitized by Google

Itimad, die Gattin des unglücklichen Königs Al Motamid; oder Azzahra (die Blühende), der zu Liebe Abdurrahman III. das gleichnamige Schloß bei Cordoba errichten ließ, dessen Pracht alles übertraf, was der arabische Palastbau je zustande gebracht hat. Eigentlich war es eine ganze Stadt von Palastbauten, die sich in drei Stufen am Abhange über die üppigsten Gärten erhob, und die namentlich auf der obersten Terrasse im Glanze von Marmor, Gold, Kristall und Perlen strahlte.

Auch diese Herrlichkeit ist spurlos vom Erdboden verschwunden. Das Maurentum von heute bildet bekanntlich den Kern des marokkanischen Staates, dem einzigen, in welchem das arabisch-islamitische Leben noch in fast völliger Abgeschlossenheit von der Außenwelt sich erhalten hat. Der kleine Wahabitenstaat in Mittelarabien kommt kaum in Betracht, und Oman, wo die schönsten Araberinnen der Jetztzeit getroffen werden, ist ein Küstenland, von fremden Einflüssen stark durchsetzt. Einen Kaiserpalast, gleich dem im marokkanischen Miknäs, gibt es nirgends sonstwo auf arabischer Erde. Vom Sultan Muley Ismael erbaut (1703), diente er damals an 4000 Frauen zum Wohnsitz. Die Palastmauern schlossen eine förmliche kleine Stadt ein, ganz nach dem Vorbilde des abbassidischen Bagdad, und die Pracht der Gärten war viel gepriesen. Das ist auch heute noch so, wie wir aus späteren Schilderungen des näheren erfahren werden.

Eine Umschau auf dem heutigen Gebiete arabischer Zunge bekräftigt den alten Wahrsatz: Ein Volk steigt mit dem Weibe und sinkt mit dem Weibe. Zwar behaupten Kenner des Beduinenlebens bei den Arabern des Mutterlandes, daß unter ihnen Liebe und Frauenkult sich in ursprünglicher Reinheit erhalten hätten. Andere sind anderer Ansicht und bezeugen, daß die Nomaden (wenigstens die der unedlen Stämme) von sich selber eine weniger gute Meinung haben und sagen: „Hunde sind besser als wir." Wohl ist das Wüstenleben auch heute noch nicht ohne Ideale und man lauscht wie vor Jahrhunderten den Vorträgen der Rhapsoden, welche von der Gastfreundschaft Hatims, der übermenschlichen Tapferkeit Antars und anderer alter Recken, von der Liebe Leilas und Medschnuns berichten. Es wäre aber eine große



Maurin. Ph.

Digitized by Google

Täuschung, wenn man eine dieser Eigenschaften bei ihnen selbst voraussetzte. Am besten ist es noch mit den Wahabiten in Zentralarabien bestellt. Ein altes arabisches Lob



Maurische Mädchen bei der Hausarbeit.

verkündet: „Im Hochlande wohnen eherne Männer und keusche stille Frauen.“ Auch sonst findet man unter den edlen Stämmen noch jene uralten patriarchalischen Ein-

Digitized by Google

richtungen, welche die Grundlage sittlicher Familienverhältnisse bilden. Wir werden aber sehen, daß unter dem Himmel Arabiens das Leben in Zelt und Hütte, in den von fremden Einflüssen stark durchsetzten Städten und in den von solchen Einflüssen gänzlich unberührten Gebieten unter sehr verschiedenen Bedingungen sich abspielt. Am stärksten hat sich die nationale Eigenart in Ägypten und überhaupt am Nordrande von Afrika (Tunis und Algier, nicht aber Marokko) verwischt. Das Haremsleben ist, wenigstens bei den Vornehmen, nicht frei von abendländischen Einwirkungen geblieben und was von der freieren Sitte der Vergangenheit als matter Abklatsch sich noch in die Gegenwart hereindrängt, ist zu einem kaum verschleierten Hetärentum entartet. Die tanzenden Naïlahs im palmenumkränzten Biskra (Algerien) und ihre Berufsgenossinnen im Niltale, die Ghawazis, sind die markanten Typen aus dieser anrüchigen Welt.



Persische Tänzerin.

Vom völkerpsychologischen Standpunkte ist es eine beachtenswerte Erscheinung, daß ein in der Abgeschlossenheit des Wüstenlebens verbliebenes Volk, die Tuareg, die nicht von semitischer (arabischer), sondern von hamitischer (berberischer) Abkunft sind, soziale Einrichtungen besitzen, welche sich mit den altarabischen völlig decken. Und doch sind die Tuareg der Sahara Todfeinde der Araber und der Islam hängt an ihnen so lose wie an den Wanderstämmen Mesopotamiens oder Inner-Arabiens. Nach dem Grundsatze der Tuareg „der Mutterleib färbt das Kind" ist der Sohn eines Sklaven oder Leibeigenen und einer edlen Frau ein Edler, hingegen der Sohn eines Edlen mit einer Leibeigenen — Sklave. Das Targiweib ist dem Manne fast gleichgestellt. Der sprechende Beweis hierfür ist, daß ersteres den Mann zur Monogamie zu bestimmen wußte. In dieser Einrichtung, sowie in dem Umstande, daß die targischen Frauen das gebildete Element im Volke vertreten, findet auch die Ritterlichkeit, welche die Tuareg ihren Frauen entgegenbringen, ihre Erklärung. Manches erinnert an das mittelalterliche Minneleben, wie die

Digitized by Google

Sitte, daß das Targiweib auf den Litham seines Ritters einen Lobspruch sticken, oder auf seinen Schild einen Glückwunsch schreiben darf, während der Mann seinerseits den Namen der Auserwählten in den Felsen einritzt und ihre Tugenden und Vorzüge öffentlich preist. Zweideutigkeiten sind ausgeschlossen, denn der Targi erklärt stolz, „die Freundin ist für das Auge und für das Herz, und nicht bloß für die Begier, wie bei den Arabern".

Über die arabische Welt hinaus geht unsere weitere Rundschau nach Osten, zunächst nach Persien, dann nach Indien. Andere Welten, andere Eindrücke. Auch hier wird es sich vorzugsweise um das persische Frauenleben unter dem Islam handeln, also von der arabischen Eroberung an, welche mit der Schlacht von Kadesia (634) begonnen und mit jener bei Nehawend (641) vollendet war. Aber anders wie auf arabischem Boden zeigt sich hier der Gesichtskreis der Geschichte begrenzt, indem er fast um ein Jahrtausend weiter hinausrückt wie dort und selbst noch in der Dämmerung dieser bedeutenden Entfernung dem geistigen Auge das eine oder andere stolze Frauenbild Irans aus grauer Vergangenheit vermittelt. So nennt die altpersische Überlieferung die herrliche Königin der Saken — Zarinaea — und die Prinzessin Odatis, die dem Prinzen Zariadres, einem Bruder des Hystaspes, in schwärmerischer Liebe ergeben war. Ob aber die Kaiserstochter Katajun, welche das weltberühmte „Königsbuch" Firdusis nennt, eine Gestalt poetischer Erfindung ist, oder Fleisch und Blut gewesen, wird wohl immer unentschieden bleiben. Ein Gebilde der Phantasie ist die Prinzessin Humayun, deren Wiege in China stand und die sich der Perserprinz Humai von jenseits des „Himmelsgebirges" geholt hat. Dagegen sind die liebreizende Statira und deren Schwester Drypetis — beide Töchter des letzten Achämeniden Dareios, welche das berühmte Hochzeitsfest des makedonischen Alexander zu Susa verherrlichten, Frauen des wirklichen Lebens, ebenso die temperamentvolle Roxane, eine andere Gemahlin Alexanders. Allerdings dürfte das Verhältnis, in welchem diese Frauen zu dem Welteroberer standen, kaum das erlauchter Gattinnen gewesen sein; man wird sie ohne Zwang in einer Stellung sich denken dürfen, wie etwa die der Briseis zu Achill.

Die berühmteste Frauengestalt der poetischen Überlieferung ist wohl das Prachtweib des „Königsbuches", die turanische Königstochter Temineh, die Gattin des Nationalheros Rustem und Mutter des von seinem eigenen Vater erschlagenen Sohrab. Kein Ereignis in der gewaltigen iranischen Heldensage wirkt erschütternder als dieser unbewußt begangene Frevel am eigenen Blute und der ihn begleitende Mutterschmerz. Es sind arischer Heldensinn, arische Größe und Tiefe des Empfindens, etwas Vertrautes und Bekanntes aus unserer eigenen Ideenwelt, die uns aus diesen Darstellungen entgegentreten. Man erkennt sofort den starken Gegensatz gegenüber dem semitischen Arabertum. In anderer Weise, als in den erotischen Gestaltungen der Araber, tritt uns auf altiranischem Boden die reine, alles überwindende Liebe entgegen: in Zal und Rudabe, Bischen und Menischeh. Dort eine Liebesnacht ganz nach dem Zuschnitte von „Romeo und Julie", im Mondenlicht und bei berauschenden Blumendüften — hier die Aufopferung im Angesichte des Todes, der Gefangene im Verließ, gespeist und getränkt von der Königstochter.

Die Zeit der Sassaniden — der mittelpersischen Dynastie — hat uns vornehmlich ein bezauberndes Frauenbild überliefert, die byzantinische Prinzessin Irene, welche unter dem persischen Namen Schirin die Perle des glanzvollen Harems Chosru Parviz' war. Diese Schirin war dem gewaltigen Recken Ferhad, der sie in seiner stürmischen Helden-

Digitized by Google


Riechfläschchen als Gürtel-Berlocque (Indien).
Original im k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien.

weise liebte, zugesagt, wenn er den Fels von Bisutun (bei Kirmanschah) entzwei spalte, um einen Fluß hindurchzuleiten. Bevor er damit zustande kam, ließ ihm Chosru melden, die Geliebte sei tot, worauf sich Ferhad vom Felsen herabstürzte... Bekanntlich sind „Chosru und Schirin" das erste und bekannteste der epischen erotischen Dichtungen Nizamis — des „Tasso Irans" — der auch die arabische Beduinensage von „Leila und Medschnun" und andere ähnliche Stoffe in versifizierte Liebesromane von klassischer Vollendung kleidete. Ein Vorläufer dieser Art Dichtungen ist Unßuris „Wamik und Asra". In Fachreddins „Wis und Ramin", in welch ziemlich frivoler Liebesgeschichte auch der bezaubernden Schahru und der holdseligen Gul ihre Rollen zugewiesen sind und der etwas trübselige König Mobad sehr respektwidrig an der Nase geführt wird, macht sich bereits der leichtlebige Ton geltend, den die Araber von Bagdad her in die alten Länder Irans verpflanzt hatten. Und zwar jene eigentümliche Mischung von Sinnlichkeit und Sentimentalität, die für das Genre dieser Liebesdichtungen so charakteristisch ist, daher auch die Entlehnungen aus dem arabischen Stoffkreis, wie beispielsweise Dschamalis romantische Epopöe „Mahzun und Mahbub" (die Betrübte und die Geliebte), in welcher sich die rührselige Geschichte von Leila und Medschnun widerspiegelt. Auch „Mihr und Nigar" (Liebe und Schönheit) ist nach dieser Schablone.

Den echten moslimischen Don Juan aber hat Nizami in seinen „Sieben Schönheiten" geschildert. Der Held dieser Geschichte ist König Bahram Gur und die sieben Schönheiten sind nichts anderes als eben so viele „Mondgesichter" fürstlichen Geblütes, reizende Herzbezwingerinnen, unter welchen wir auch die kluge Turandocht („Tochter des Turan"), die von Gozzi und nach ihm von Schiller, in eine chinesische Prinzessin umgewandelt worden ist, wiederfinden... Mehr und mehr flüchtete sich der altiranische Heldensinn in die weiche Umarmung der Erotik. Mit Omar Chijam beginnt die


Silberner Fußschmuck einer Tamil-Frau (Südindien).

freiere Lebensauffassung, die Heiterkeit, die Freude an Wein und Weibern, mit Hafis, dem genialen Sänger von Schiras, erreicht dieser Taumel seinen Höhepunkt. Abu Said

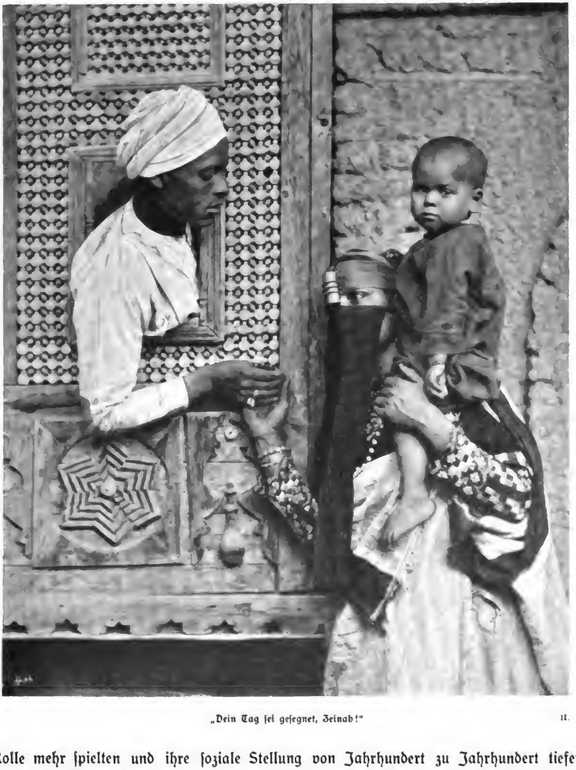


Die fremde Blume des Harems.

ging so weit, Gebete in Form von Liebesgedichten zu kleiden, bis die Mystik des Sufismus alles Leben, Denken und Empfinden in die Schleier einer unnatürlichen Asketik hüllte.

Digitized by Google

Inwieweit alle die in der persischen Lyrik und romantischen Epik sich geltend machenden erotischen Tatsachen im wirklichen Leben wurzelten, ist schwer zu ergründen. Sicher ist, daß die persischen Frauen seit der arabischen Invasion keine hervorragende



„Dein Tag sei gesegnet, Zeinab!" II.

Rolle mehr spielten und ihre soziale Stellung von Jahrhundert zu Jahrhundert tiefer sank. Freilich war dies, wie wir gesehen haben, auch bei den Arabern der Fall, aber hier setzte manchmal wenigstens die Überlieferung ein, die das ritterliche Leben der Vergangenheit von Geschlecht zu Geschlecht in lebendiger Erinnerung erhielt. Der Kreis

Digitized by Google

durch geistige Veranlagung hervorragender Perserinnen ist so eng, daß nur etliche Namen von Dichterinnen bekannt sind, und die besten darunter sind — Kourtisanen. So jene Fazl, die noch in die abbassidische Chalifenzeit hineinreicht und Mehisti, die Geliebte des Sultans Sandschar, die »Madame sans gêne« aus der Zeit der Großmogule. Nach demselben Schlage war die gefeierte Nurdschechan, die Gattin des Großmoguls Dschehangir, welche ihre Kunst vorzugsweise zu obszönen Versen ausnützte.

Dagegen war man im Saffidenreiche zur Zeit Abbas des Großen so fromm, daß die Mutter des Schah mit ihren Hofdamen die Wäsche der Theologie-Studierenden aufsammelte und durch frische ersetzte. Dann kam Fet Ali Schah — der Ahn der jetzigen Kadjarendynastie — der mit seinen Töchtern (deren er über 200 hatte) um die Wette Verse schmiedete. Wegen seiner großartigen Neigung zum schönen Geschlechte und weil er mit 100 Frauen weit über dritthalb hundert Kinder in die Welt setzte, nannte man ihn „Adam den Zweiten"... Als letzte Gestalt von Bedeutung — in die Mitte des 19. Jahrhunderts hereinreichend — tritt eine junge Frau von bezaubernder Schönheit und hochgebildet vor uns: Gurret-ul-Aïn (die Augenweide). Sie war die begeistertste und edelste Vertreterin des „Babismus", jener Sekte, die unter anderem die moralische Hebung und soziale Gleichstellung des weiblichen Geschlechtes verfocht. Wie sie gelebt und als Märtyrerin geendet, wird später erzählt werden.

Die Flutwelle des Islam hat sich auch über den nördlichen Teil des alten Wunderlandes Indien ergossen. Aber die Saat, die er ausgestreut, erblühte unter wesentlich anderen Bedingungen, als anderwärts. Dazu kommen die brahminischen und buddhistischen Elemente, der Gegensatz der Rassen und das ganze phantastische, in uralten Göttersagen wurzelnde Beiwerk, welches dieses Dickicht geistigen Lebens durchwuchert. Es ist der große Zaubergarten der Menschheit, aus dem die Wunderblüten der Dichtung und des Lebens hervorleuchten. Ein Abbild des heißen, üppigen Naturlebens, wie es vor das leibliche Auge tritt. Um die Hütten schlingen sich die Passifloren und die üppigen Thunbergien und anderen Blütenketten, die Veranden schwer überladend, grell leuchtend zwischen dunklem Blattgewühl, ein Farbenglanz wetteifernd mit den feuerroten Blüten der Latanien und gelben Trichterblumen.

Wenn man von Indien spricht, pflegt man den sich unvermittelt andrängenden Vorstellungen jene lyrische Färbung zu geben, in welcher sich die tanzende Dewadaschi mit ihren Knöchelspangen und der Mangoblüte im schwarzblauen Haar zeigt. Dann steigen die bizarren Tempel vor uns auf, Märchenburgen, in Licht und blaue Luft aufgelöst, zu Stein gewordene Phantasien dichtender Baumeister. Es ist eine Welt der Träume, eine Belebung der Gestalten des „Ritusamhara":

Der Stimme Rieseln, das wie Amitra-Regen träufelt,
Und deine reizende Gestalt, des Dichterlobes würdig
— — — — — — — — — — — — — —
Der volle Mund, der zu verwirrter Augen Blendung,
Seit du gegangen, mit dem Glanze der Larami strahlend ...

Aus diesem unermeßlichen Garten der Frauenschöne, umrankt vom Zauber der Dichtung, den wir zu durchwandern haben werden, kann in diesen einleitenden Zeilen nur ein kleiner bunter Strauß dargeboten werden, duftschwer und in die Seele schauernd, wie eine Gabe aus dem Göttergarten Indras. Unzählige Gestalten des warmen Lebens und solche, welche die Einbildungskraft der Dichter geschaffen, schwanken in langem Zuge

Digitized by Google

vorüber. Eine Typenfülle von überwältigender Vielgestaltigkeit und Pracht, schimmernd unter den Feuerhimmel des gesegneten Erdstriches der Welt, verwirrend durch den märchenhaften Reiz eines eigentümlichen Lebens. Der Glanz an den Kaiserhöfen in Agra, Delhi und Fathipur erinnert an den Chalifenzauber zu Bagdad. Und auch die Frauengestalten, die sich in dieser Blendung zeigen, verraten eine gewisse Geschlechtsverwandtschaft mit den abbassidischen. Nur ist das Kolorit wesentlich kräftiger und sind die charakteristischen Züge etwas strenger. Ein solches typisches Frauenbild Hindustans ist beispielsweise die gefeierte Kaiserin Mihirunnisa am Kaiserhofe Akbars, genannt „Nurmahal", d. i. „die Wohnung des Lichtes", ein geniales Weib von romanhafter Lebensführung. Dann jene Schwärmerin und Dichterin Mira, die Gattin des Königs von Mewar, die schon am ersten Tage ihrer Ehe der Umarmung des heldenhaften Gemahls entflieht, um ihre Liebe dem Gotte Krishna zu weihen und sich ganz der Bhaki-Mystik hinzugeben.

Die Schönheit triumphiert in Padmavat, der Tochter des Königs von Singhal und in jener Mira Bai, welche die Liebe Krishnas zu dem Hirtenmädchen Radha verherrlicht, in der ebenso reizenden als romantischen Königin Kam Kandala und der anmutigen Erscheinung Sassui, im Kampfe mit ihren Rivalinnen Sehjan und Baghula. Sassuis Liebesverhältnis zu Punhu — einem echt moslimischen Don Juan — ist zum Gegenstand förmlicher religiöser Verehrung geworden, indem das Grab der Liebenden das Ziel romantischer Wallfahrten bildet. Rein und edel tritt uns hier eine der herrlichsten Frauengestalten Indiens vor Augen. Dem verschlungenen Rankenwerke der Lianen gleich, vereinigen sich auf indischem Boden Dichtung und Wahrheit so innig miteinander, daß man die Urbilder ebenso im warmen Leben wie im Wolkenreiche der Dichtung suchen könnte. Ein moderner indischer Schriftsteller ruft aus: „Glücklich das Volk, das Rama und Sita (die Hauptgestalten des berühmten Sanskritepos „Ramayana") seine Ideale nennen kann! Glücklich der häusliche Herd, an welchem jenem unvergleichlichen Paar der Zoll echter Volkshuldigung dargebracht wird."

Dieses Hereinragen der Gestalten der Göttersagen und der Dichtungen in das alltägliche Leben ist ein hervortretender Zug bei den Völkern Indiens. Überall begegnet man ihm. Kein Buch ist aber so reichlich bedacht, wie das „Buch der Liebe". Im „Kural" der Tamilen, einem Lehrbuche der praktischen Lebensweisheit, sind besondere Kapitel über den Reiz der Schönheit, die Anzeichen der Liebe, die rückhaltlose Hingabe, über den abwesenden Gatten, müdgeweinte Augen, Klagen, Dahinschmachten, Verlangen, Eifersucht u. s. w. enthalten. Es wird von der „Geheimen Liebe" (der sogenannten Gandharven-Ehe) und von der ehelichen Liebe (Asura-Ehe) weitläufig gesprochen. Noch bis in halbvergangene Zeit lodert die Flamme realistischer Liebesleidenschaft herein, wie beispielsweise in dem Poëm Dayarams: „Die Mädchen von Gokul". Auf denselben Ton sind die Schilderungen der Hindustani-Dichterinnen gestimmt: Ram Ji, Tschampa, Amat al Fatima Begam. Auch eine Königin — Tschanda von Haiderabad — und eine Kourtisane, Farh Bachsch, gehören zu ihnen... Gleich den Arabern und Persern haben auch die Völker Indiens ihre berühmten Liebespaare: „Kamrup und Kamlata", „Madhumalat und Manohar", „Hir und Randscha" u. a.

Wenn wir künftighin aus diesem überquellenden Blumengarten der indischen Erotik schöpfen werden, soll uns im gleichen Maße das reale Leben, wie es sich in Hütte und Palast abspielt, beschäftigen. Auch dieses Gebiet ist weit gedehnt und verspricht eine reichhaltige Ernte. Das Volksleben zumal, d. h. das Weib aus dem Volke, die Familie, die sozialen Verhältnisse unter den verschiedenen Völkern und Völkergruppen, Tracht

Digitized by Google

und Schmuck, werden uns hier eingehender beschäftigen, als in irgend einem anderen Lande des Orients.

Unser letzter Besuch, den wir zu machen haben werden, gilt den türkischen Völkern, zumal den Osmanen. Wir müssen schon jetzt voraussenden, daß das Türkentum nur wenige berühmte Frauen hervorgebracht hat. Die märchenhafte Umrankung, wie sie das Leben



Indischer Schmuck. (Originale im k. k. naturhistorischen Hofmuseum, Wien.)

der Frauen des Damaszener und Bagdader Chalifenhofes aufweist, fehlt den Genossinnen der osmanischen Sultane fast gänzlich. Daß aber auch in den Frauengemächern des ural-altaischen Steppenvolkes die allbewegende Macht der Liebe in wirksamer Weise Belebung erfährt: das entnimmt man einer wahren Flut erotischer Dichtungen, welche das spätere Türkentum aufweist und das Element geistiger Anregung in dem ewigen Einerlei der Haremsexistenz abgeben.

Digitized by Google

Treten wir in den Zaubergarten ein, von dessen Früchten auch die Osmanin ihren Anteil hat. Er liegt nicht auf türkischem Boden, denn die Liebesblüten, die vor den traumumflorten Augen der Haremsdamen schwanken, wurzeln in dem üppigen Bereiche der poetischen Überlieferungen. Auch das Türkentum hält an diesen fest. Vorzugsweise sind es Stoffe, welche weit in die Vergangenheit zurückreichen, vielfach von unaufgeklärter Herkunft sind und bei verschiedenen morgenländischen Völkern abweichende Behandlung erfahren haben. Immer aber ist es eine intensive, selten gesunde, hin und wieder ins Maßlose ausschweifende Erotik, welche ihre Perlensaat auf den Lebensweg der vereinsamten Haremsschönen streut, um ihr Dasein zu durchgeistigen.

Aus dieser Perlensaat ist zuvörderst die Zwillingsblüte, welche man „Wamik und Asra" (der Glühende und die Blühende) nennt, aufgesproßt. Ursprünglich von einem persischen Dichter, dem gefeierten Unßuri (siehe S. 15), bearbeitet, ist diese Liebessage mit ihrem reichen Szenenwechsel und farbigen Bildern später verloren gegangen. Es war einem türkischen Dichter — Mohammed Ben Osman, genannt „Lamii", das ist der Glänzende — vorbehalten, das Feuer, das in der Brust Asras längst verglüht war, neu anzufachen. Es war aber nicht (wie ursprünglich) die Götterflamme der Feuerdiener, sondern das Lebenslicht selbst, ohne irgend welche Anspielung auf den vom



Türkische Tänzerin.

Digitized by Google

Islam verpönten Feuerdienst Zarathustras. Die Handlung greift bis nach China hinein, und wurzelt der romantische Liebesgesang in dem phantastischen Irrgarten altindischer Erotik. Nach der Meinung der Moslemin wären Wamik und Asra die schönsten Menschen gewesen, die je auf Erden gewandelt.

Andere freilich stellen den ägyptischen Joseph noch über den turanischen Wamik. Schon im Koran wird die Geschichte von Yussuf und Suleikha — welche nichts anderes, als das verfängliche Abenteuer des biblischen Joseph und der Potiphar ist — mit einem gewissen nachsichtigen Wohlwollen erzählt.[1]) Der osmanische Dichter Hamdi (aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts und Zeitgenosse Lamiis) hat in Yussuf das Ideal männlicher Schönheit aufgestellt. Wo es liebeselige Frauen im Bereiche des Osmanentums gibt, berückt man Herz und Geist mit den dithyrambischen Bildern dieser Poëms. Das Vorbild gibt Suleikha selber, welche sinnverwirrt im Boden festgewurzelt ist, als sie Yussuf zum ersten Male erblickt. Aber die Eifersucht anderer Weiber bringt die jugendliche Gattin des „Finanzministers" Potiphar in böses Gerede. Um sich zu rächen, ladet sie ihre Rivalinnen zu einem Schmause und läßt Yussuf unerwartet eintreten. Bezaubert von dem Anblicke des herrlichen Jünglings, passiert es den anwesenden Frauen, daß sie insgesammt mit ihren Messern in ihre Finger statt in die dargereichten Früchte schneiden.

Suleikha ist rehabilitiert.

„Solch eine Sonne nicht erspäh',
Ihn anzuschau'n, aus Sternen nieder,
Wenn Du beständig ihn nicht schautest."

Um den Zauber nicht zu zerstören, läßt der Dichter Suleikha nach dem Tode Potiphars als reine Jungfrau die Gattin Yussufs werden. Es hat ihr ungeheure Mühe gekostet, ihn zu erobern. Tausend Künste der verführerischen Frauengunst ließen ihn kalt; selbst der Anblick erotischer Bilder, welche Suleikha in ihrem Gemache hatte anbringen lassen, verfing nicht. Unserer Anschauung und eingelebten Sitte widerspricht es, eine Jungfrau in so nachdrücklicher Weise um die Gegenliebe eines Jünglings buhlen zu sehen. Im Morgenlande, wo der Manneswert im Vergleich zu dem des Weibes ungleich höher gestellt wird als bei uns, kann diese Geschmacksverirrung nicht verwundern.[2])

Die bestrickendste Liebeslegende, welche der osmanische Parnaß kennt, ist das Schirinlied des Dichters Mollah Scheichi (Mewlana). Obgleich — wie wir früher erfahren haben — persischen Ursprungs, ist es das wahre hohe Lied in den türkischen Harems und steht als solches hoch über allen anderen türkischen Romanzen. Um dem Schirinliede einen nationalen Anstrich zu geben, haben einige osmanische Bearbeiter desselben (Suhuri, Lamii u. a.) den Schauplatz auf kleinasiatischen Boden verlegt und tritt an Stelle des Sassanidenkönigs Chosru Parwiz der „türkische Siegfried" Ferhad. Im Yeschiltale bei Amasia sieht man noch die mächtigen Spaltungen im Flußbette (Werke der Erosion), welche Ferhad in den Fels gehauen haben soll, um von seinen Meiereien Milchströme in die Gärten der Schirin zu leiten. Also eine ähnliche Geschichte wie am Bisutun-Felsen in Iran.

[1]) Koran, Sure 12.

[2]) Die ursprüngliche Bearbeitung von „Yussuf und Suleikha" auf der im Koran gegebenen Grundlage ging von Persien aus. Um die Beliebtheit dieses Stoffes darzutun, sei erwähnt, daß im Persischen nicht weniger als zwanzig Bearbeitungen desselben existieren. Die älteste ist die des Firdusi, die beste jene Dschamis. Die indischen Idiome verfügen über sechs Bearbeitungen und die türkischen Dichter haben sich den dankbaren Stoff gleichfalls nicht entgehen lassen.

Digitized by Google

Wie im vorstehenden haben auch bei den meisten anderen türkischen Romanzen persische Urbilder vorgelegen, was der Sache wohl kaum abträglich sein möchte. Auch abendländische Dichter haben nicht ausschließlich nationale Stoffe ihren Werken zu Grunde gelegt. Wenn Schiller die Liebe der begehrlichen Eboli, Göthe das herrliche Atridenkind Iphigenia in den Zauberkreis poetischer Gestaltungen gezogen haben, Grillparzer die unsterbliche Flamme im Herzen der Hero, Shakespeare in dem der anmutigen Julia entzündete: weshalb sollte es osmanischen Poeten verwehrt werden, daß sie in den reichen persischen Motivenschatz erotischer Romantik griffen und die Stoffe im nationalen Geschmacke umformten? Auch „Leila und Medschnun" sind auf diese Weise in die osmanischen Frauenkäfige gelangt. Wie deren Inwohnerinnen dem Flüstern und Murmeln der Quellen in Scheichis „Schirin und Ferhad" lauschen, ebenso erfaßt sie schwärmerisches Entzücken, wenn sie die Verse hören, welche Ghubari und Fusuli, Salih und Aasim dem Lobe „Leilas" singen. Fusulis Phantasie artet in hyperbolischen Bildern aus. Er spricht die Wolken an und beschwört sie, nicht ihre Feuchte, sondern die seiner Augen in den Ozean ergießen zu lassen. Die ausgelöschte Kerze tröstet er, denn

Es wäre auch für dich nicht gut,
Du schmelztest in der Seufzer Glut;
Zerstoben sind alle deine Funken,
Der Docht in Asche eingesunken.

Auch die anderen berühmten morgenländischen Liebespaare sind in veränderter Gestalt auf dem osmanischen Parnaß aufgetaucht. Manches osmanische Frauengemach ist durchweht vom Geiste der längst heimgegangenen Dichterkönige. Wenn der bleiche Mond zwischen Zypressenwipfeln hängt und sein mystisches Licht in den aufquellenden Garben der Fontänen glitzern läßt, wandelt die Vereinsamte durch den Rosengarten und fühlt den Hauch Faslis, des Sängers der „Rose und Nachtigall". Die Blumen seines Gedichtes sind menschliche Inkarnationen und wandeln — gleich den hellenischen Hyakinthos und Narkissos — als herrliche Jünglinge durch das irdische Paradies ... Das viel zitierte Liebesidyll „Gül ü Bülbüll" (Rose und Nachtigall), das allgemein für persischen Ursprungs gehalten wird, ist durchaus eine türkische Originaldichtung. Zwar der Grundton der Dichtung ist persisch, aber keiner der persischen Dichter hat das Motiv in einem romantischen Gedichte behandelt. Als Vorbilder mögen Ferideddin Attars „Bülbül Nameh" (Nachtigallenbuch), Scheich Altans „Rose und Ormuzd" und Dschelaleddin Rumis „Rose und Frühling" gedient haben ... Andere Gestaltungen der türkischen Haremspoesie sind jene des anmutigen Frinzi, der den „Liebreiz und das Herz" besungen hat. Bihischti fabuliert über den „Zauber des Blicks". Man träumt mit „Gülrüch" (dem Rosenwangigen), den der Dichter Saati besungen hat, oder erbaut sich an Aalis „Mihr und Weffa" (Liebe und Treue). Zuletzt stellt der „wehklagende" Sighain sich ein, dessen träumerischen Inspirationen die Haremsschöne auf den Flügeln des „Moschuswindes" folgt, der die Rosen aufküßt, um dem sehnsüchtig harrenden Tau die Pforte zum verschwiegenen Liebesgenusse zu öffnen.

Das Überraschendste, das uns der osmanische Parnaß bietet, ist eine Anzahl Dichtungen, welche von Frauen herrühren. In Amasia, das wir bereits einmal genannt haben, ist die Heimat der schönsten osmanischen Frauen. Hier lebte Mihri. Man hat sie die „osmanische Sappho" genannt. Ihre Tugend ist aber selbst von den strengsten türkischen Sittenrichtern niemals angezweifelt worden. Zu glauben, daß ihre feurigen Liebeslieder

Digitized by Google

gegenstandslos gewesen wären, kann gleichwohl nicht hingehen. Daß die Dichterin gegen ihre Empfindung ankämpfte und im Glücke ihrer Neigung sich unglücklich fühlte, beweist der wehmütige Hauch, der die meisten ihrer Lieder durchzittert. Der Geliebte der Mihri war ein gewisser Iskender (Alexander), der Sohn Sinan Paschas. Da man bei ihm ein Stammbuch gefunden, welches eine Verherrlichung der Mihri enthielt, darf man sich mancherlei dazu denken ... Die Dichterin wird uns später eingehend beschäftigen.

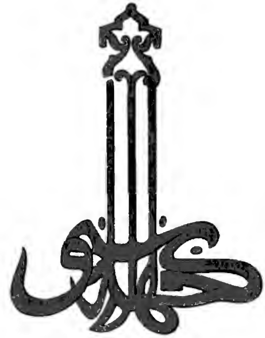
Neben Mihri treten die anderen osmanischen Dichterinnen weit zurück. Es sind nur wenige Namen, welche genannt zu werden verdienen: Zeinab, die nicht ganz den Weg der Tugend wandelte und, wie die Mihri, unvermählt blieb. Dem Dichter Misr soll sie besonders zugetan gewesen sein ... Hubbi (die Liebreiche) war die angesehene Frau des Schams Tschelebi, eines der Erzieher des Sultans Selim II. Sie hat ein romantisches Gedicht in 3000 Versen geschrieben ... Von der Dichterin Sioki ist ein mystisches Gedicht, betitelt „der Schatz der Lichter“, und einiges andere erhalten geblieben ... Ani war bereits eine Matrone, als sie ihre Augen mit einem „Gülistan“ (Rosenhain) verglich und den Wunden ihres Herzens in hyperbolischen Bildern beredten Ausdruck gab ... Eitnet (die Unruhe) vergleicht die Wange ihres Freundes mit dem Moschushauch und beklagte ihre Liebe als eine Torheit ... Leila Chanum nennt sich einen Schmetterling, der, die Gefahr nicht ahnend, sich in die Flamme stürzt. Wer diese Flamme gewesen, verraten die Quellen nicht ... Als hervorragende osmanische Dichterin ist noch Sultan Mahmuds II. Schwester Heibetullah zu nennen, welche in ernsten, schwermütigen Akkorden ihr trübseliges Dasein schildert.



Ohrgehänge aus vergoldeter Bronze (Indien).

Die Araber

Digitized by Google



Vorstehendes Monogramm ist aus dem Ayeh (Koranvers) gebildet:

كُلُّ شَيْءٍ هَالِكٌ إِلَّا وَجْهَهُ

„Alles vergeht, nur sein Antlitz bleibt!“

Digitized by Google



Der Sklavenhändler. Gemälde von Giraud. (Louvre-Museum.) Ph.

Erster Abschnitt.

Die Araber der Vorzeit.

Aus der Dämmerung der ältesten Vergangenheit der arabischen Halbinsel treten zwei Völker — oder vielmehr zwei Stämme eines und desselben Urvolkes — hervor: die Themud (Thamydener, Thamudäer) und die Aditen. Ihre Geschichte ist unbekannt, ihr Untergang hüllt sich in das Kleid der Sage. Semiten waren sie nicht und so muß man annehmen, daß sie jener Rasse angehörten, welche in vorsemitischer Zeit Mesopotamien besiedelte. Gestützt auf das zehnte Kapitel der Genesis erkennt man in Ham den Stammvater dieses Urvolkes. Ob die Hamiten die ganze arabische Halbinsel innehatten, ist eine Frage, die vermutlich niemals beantwortet werden und die durch keinerlei Zeugnisse, seien es noch so dunkle, gestützt wird. Erschwert wird die Untersuchung ganz wesentlich dadurch, daß die arabischen Traditionen an die Urmythen der Hebräer anknüpfen, so daß darüber Zweifel erlaubt sind, ob der Wurzelstock beider Völker dort oder hier liegt. Nach hebräischer Überlieferung soll Abraham aus Chaldäa (also aus der Gegend nördlich vom Persergolfe) ausgezogen sein und die südliche Hälfte des phönikischen Küstenlandes (also Palästina) besiedelt haben. Seine Magd Hagar, mit der er sich vereinigte, die er aber wieder verstieß, gab einem Sohn das Leben, Ismaïl, den die Araber als ihren Stammvater erkennen.

Soweit wäre die Sache in Ordnung, wenn die arabische Überlieferung nicht alles auf den Kopf stellte. Nach ihr wanderte die verstoßene Hagar nicht „auf dem Wege nach Sur" [1]) — das ist Tyrus — sondern nach dem nordwestlichen Arabien, wo bereits Adam geweilt und das spätere Nationalheiligtum von Mekka gegründet haben soll. Man sieht,

[1]) I. Buch Mose, 16, 7.

Digitized by Google

wie das Sagendickicht sich immer mehr verfilzt. Beim Sturze aus dem Paradiese war Adam auf die Insel Sarandib (Ceylon) gefallen, und dann aus Sehnsucht nach Eva weit herumgewandert. Am Berge Arafa aber (bei Mekka) stand Eva (Hawwa) und rief beständig nach ihrem Manne. So fand sie der Suchende. Sie blieben nun in jener Gegend und Adam legte auf das Geheiß Gottes mit Hilfe der Engel die Grundfesten zu einem Heiligtum und auf diese senkte sich ein Tempel vom Himmel herab, bestehend aus vier Säulen aus Smaragd und einer Decke aus Rubin. Als aber die große Flut kam, wurde das Heiligtum von den Engeln wieder in den Himmel gehoben.

Es entspricht dem altarabischen Rassen- und Adelsstolz, wenn die Kinder Ismaïls die Stammeltern der Menschheit nicht nur auf diesem Boden weilen lassen, sondern ihnen auch hier ihre Ruhestätten anweisen. Evas Grab befindet sich bei Djidda — der Hafenstadt von Mekka — und seine Größe kennzeichnet die uralte Vorstellung von der Riesenhaftigkeit der ersten Menschen. Das Grab, von Mauern eingefriedet und von einem Grasteppich wohlriechender Pflanzen bedeckt, mißt 200 Schritte in der Länge und 6 Schritte in der Breite. Am Kopfende erhebt sich eine Palme, die Nabelstelle bezeichnet ein kleiner Kuppelbau. Eine ähnlich weitläufige Ruhestätte hat Adam gefunden, im Tale Mina bei Mekka. Auch hier erhebt sich über der Nabelstelle ein kleiner Kuppelbau. Demselben Riesengeschlechte gehörte nach arabischer Vorstellung auch Abraham an. Auf Befehl Gottes zum Bau der „Kaaba", dem uralten Heiligtum der Ismaeliten zu Mekka, schreitend, legte Abraham die Grundfesten des ältesten Tempelbaues Adams bloß, um darauf den Neubau zu setzen, wobei Ismaïl die Steine herbeitrug. Als das (plumpe, kastenartig viereckige) Gebäude — die „Kaaba" — fertig war, erhob sich der Stein, auf welchem Abraham eben stand, in Himmelshöhe, von welcher aus der „Gottgeliebte" das Meer und alles Land der Erde überschaute. Die Spuren, welche Abrahams Füße in den Stein eingedrückt hatten, sind sechs Fuß lang und drei Fuß breit. Dieser Stein, von einem Kasten aus Holz überdeckt und das Ganze von einem kostbaren Teppich verhüllt, gehört bekanntlich zu den auserlesensten Reliquien des Islam.

Er ist nicht zu verwechseln mit jenem anderen Felsbrocken, der als „schwarzer Stein" (offenbar ein Meteorit) in die Wand der Kaaba eingefügt ist und die Stelle bezeichnet, wo der Umgang der Pilger beginnt. Man will wissen, daß es ursprünglich ein weißer Hyazinth gewesen und erst durch die Berührung der sündhaften Menschen schwarz geworden sei ... Als die irrende Hagar mit ihrem Sohne in das dürre, unbewohnte Tal kam, in welchem nachmals die Götzenburg der Ismaeliten sich erhob, waren sie dem Verschmachten nahe, als plötzlich unter der Ferse Ismaïls ein Quell hervorsprudelte. Er ist noch immer vorhanden, und zwar ist es der heilige Brunnen „Zemzen", der (wie der Teich Siloah bei Jerusalem) mit dem Paradiese in Verbindung stehen, Gebreste heilen, den Frauen Jugend und Schönheit erhalten soll. Gleichwohl ist es ein sehr fragwürdiges Getränk, warm und von bittersalzigem Geschmacke, bei dessen Genusse selbst die standhaftesten Gläubigen die Lippen verziehen.

Wir müssen nun wieder dort anknüpfen, wo von den Ureinwohnern Arabiens die Rede war. Von den Themud wissen wir nur das, was der Koran in die unbekannte Geschichte dieses Volkes hineingefabelt hat.[1] Mohammed führte den Untergang der Themud auf einen Zwischenfall mit dem Propheten Salih zurück, den jene verstockten Götzendiener verspottet hatten. Da ereignete sich ein furchtbares Erdbeben, das die großartige Grottenstadt zerstörte und dessen sämtliche Bewohner tötete. Vorläufer dieser

[1] Koran, 7. Sure.

Digitized by Google



Die Verstoßung der Hagar.

Nach dem Gemälde von Van der Werff in der Dresdener Galerie.

Digitized by Google

Themud sollen die Aditen gewesen sein, also gleichfalls ein Volk in Nordwestarabien. Hier greift die Sage störend ein, indem sie die Aditen nach Südostarabien (Hadrmaut) verlegt. Zwar ist unsere einzige Quelle für diese Verschiebung der Koran und es scheint, daß Mohammed, auf uralte Mythen sich stützend, die Aditen in eine Zeit hineinschob, in welche die Urgeschichte der Südaraber zurückreicht. Nord- und Südaraber sind nämlich zwei verschiedene Völker, obwohl die Ansichten hierüber sehr schwanken. Die Nordaraber haben zum Stammvater Ismaïl, während die Südaraber die Nachkommen Kahtans sind. Ein Sohn dieses letzteren war Saba und ein Sohn dieses Saba Himjar, nach welchem die ganze Gruppe der südarabischen (jemenidischen) Stämme als „Himjaren" bezeichnet wird. Zur Unterscheidung aller dieser Namen geben die arabischen Genealogen folgende Anweisung: Alle Nachkommen von Saba heißen Sabäer, ausgenommen die Stämme von Himjar und Kahtan. Es wird damit ein Unterschied zwischen Sabäern und Himjaren aufgestellt, der ethnologisch



Beduinenlager.

nicht begründet erscheint. Ein solcher Unterschied bestand nicht einmal zwischen Nord- und Südarabern, welche nach der Meinung einiger Forscher nur dialektisch,[1]) nach anderen jedoch sprachlich von einander geschieden waren.[2]) Was vollends die Stellung der Araber in der semitischen Welt anbetrifft, ist man so weit gegangen, in ihnen das Stammvolk aller Semiten zu erblicken und ihre Urheimat in das mittlere Arabien zu verlegen.[3]) Nebenher macht sich auch die Ansicht geltend, daß die hamitischen Urbewohner keinesfalls schon in der von Sagen verschleierten Vorzeit verschwunden seien, sondern daß Abkömmlinge derselben sich vielmehr bis auf den Tag erhalten hätten, indem die im östlichen Hadrmaut siedelnden, von den Arabern verachteten Stämme als solche anzusehen seien.[4])



Himjarisches Denkmal aus vorislamitischer Zeit (Bild und Stele Saaduams von Madmerar).

So stehen sich, wie wir sehen, auf arabischem Boden in ältester Zeit Ismaïl und Kahtan gegenüber. Der Gegensatz, ethnologisch nicht vorhanden, gründet sich ausschließlich auf den Kulturgrad beider Völker. Während die nordarabischen Stämme ein unstetes Nomaden- und Kriegerleben führten, entfaltete sich im Reiche der Sabäer ein märchenhaftes Kulturleben, das wie ein Wüstenspuk auftauchte und wieder versank. Von Ismaïl, dem Stammvater der Nordaraber, heißt es in der Bibel[5]): „Gleich einem wilden Esel wird er sein, ein Mensch, dessen Hand wider alle, und aller Hände wider ihn sein werden ...“ Das hat sich buchstäblich erfüllt, wenn man sich die wilden Fehden vor Augen hält, in welche die Nordaraber vom Anbeginne her verwickelt waren: ein immerwährender Kampf der einzelnen Stämme gegen einander, das Nomadentum in seiner typischen Gestaltung, Zersplitterung im Inneren, vollkommene Abgeschlossenheit von der Außenwelt. Das sind nicht die Bedingungen, unter welchen sich ein Volk konsolidieren, einen Staat bilden und dem Kulturleben sich hin-

[1]) v. Kremer: „Kulturgeschichte des Orients unter den Chalifen“, II, 143.
[2]) Friedr. Müller: „Allgemeine Ethnographie“, 507.
[3]) A. Sprenger: „Alte Geographie Arabiens“, 293 ff.
[4]) v. Maltzan: „Reise nach Südarabien“, 182.
[5]) I. Buch Mose, 16, 12.

Digitized by Google

geben kann. Es war aber nicht die Rasse — wie nachmals das islamitische Weltreich bewiesen hat — der die Befähigung zu ihrer kulturellen Entwicklung abging; die Natur des Mutterlandes war es, welche solche Verhältnisse schuf.

Im Norden und Süden von einem breiten Wüstengürtel umgeben, durch öde Felsengebirge vom westlichen und östlichen Küstenland (Rotes Meer und Persergolf) geschieden, teilten sich die nordarabischen Clane in den Besitz eines zwar klimatisch herrlichen, in kultureller Beziehung aber unendlich armen Binnenlandes mit steinigen oder sandigen Hochebenen, in welchen wilde, nackte Gebirgsketten mit ausgedehnten Weideplätzen, spärliche Wasserläufe mit sonndurchglühten Sanddünen abwechseln. Die Existenzbedingung zahlreicher sich gegenseitig befehdender Stämme beschränkte und beschränkt sich hier fast nur auf die ausgedehnten Weidegründe. Um sie stritten sich die benachbarten Clane, vom stärkeren mit bewaffneter Hand verteidigt, oder sorgsam bewacht vor Verletzung des kostbaren Besitzes. Nur in diesem Lichte begreift man, wie das zufällige Eindringen eines Kamels in ein solches Gehege langwierige und blutige Stammesfehden nach sich ziehen konnte, wie beispielsweise der vierzigjährige Krieg zwischen den Bruderstämmen Bekr und Tagleb ...

In solchen beschirmten, vom Frühlingsregen frischbegrünten Weidegehegen spielte sich das urwüchsige Leben dieser Naturkinder ab, die Geist genug hatten, sich an den Liedern von Dichtern und Sängern zu erfreuen, ritterlichen Frauendienst zu üben und die Einöden mit den Märchengestalten ihrer Phantasie zu beleben. So ist es auch heute noch. In den zaubervollen Nächten unter dem tiefdunklen Firmament, an welchem mit unbeschreiblicher Pracht die Sterne glänzen, gibt sich die Einbildungskraft der phantastischen Vorstellungen von dem Heer der „Dschinnen" (Geister) hin, welche himmelwärts schweben und von den Engeln durch Pfeilschüsse — als welche man die Sternschnuppen ansieht — abgewehrt werden. Überall regen sich in der Einöde geheimnisvolle Erscheinungen und die Finsternis ist erfüllt von den unheimlichen „Ghulen", welche auf Heuschrecken und Eidechsen dahinhuschen, und gespenstischen schwarzen Reitern, die zur nächtlichen Geisterfehde ausziehen. In einem alten Gedichte heißt es:

Ein Durchstreifer unablässig bin ich
der felsigen Schluchten,
Der von Straußen, dem Gezische der Dschinnen
und den Ghulen besuchten.
Es war eine Nacht von tiefster Schwärze
gleich einem Rappen,
Bedeckt mit der pechschwarzen Schabrake
weiten Lappen.
Ich durchwachte sie, doch meine Gefährten,
die nickten besiegt
Vom Schlafe, wie die Chirwa-Blume
die Krone wiegt.
Und wenn auch die Finsternis wie die
Meerflut entgegen mir dräut,
Und eine Wüste, unendlich, mit Gefahren,
die jeder scheut,
Wo das Käuzchen klagt und der Führer
sogar sich verirrt
Und dem Wanderer die Angst
den Blick verwirrt.

Mit den nächtlichen Wüstendämonen wetteifern die heftigen Gewitterstürme mit Blitzen und Hagelschlägen, die vom Orkan aufgewirbelten gewaltigen Sandwogen und die plötzlich anschwellende Flut in den sonst dürren Rissen und Schluchten des Felsengebirges. Daher das hochentwickelte Naturgefühl dieses Volkes, dem abwechselnd die Schrecknisse der Elementargewalten und alle Zauber, welche die Freuden des neuerwachten Steppenfrühlings in sich vereinigen, als die eindringlichsten Erscheinungen in des Lebens Einerlei entgegentreten. Daher auch das nervöse, bewegliche Wesen, die Schärfe der Sinne, die lebhafte Phantasie und die impulsiven Gefühlsäußerungen, die nervige Kraft,

Digitized by Google

Schrecknissen zu trotzen, Gefahren zu überwinden und, als höchsten Einsatz, persönlichen Mut zu betätigen.

Solcher Art waren die Söhne Ismaïls schon in den ältesten Zeiten und dabei ist es im großen und ganzen geblieben bis auf den heutigen Tag. Das zentrale Hochland — das



Arabisches Mädchen. 11.

Nedjd — ist eines der gesündesten Länder der Welt und dahin geht die Sehnsucht des dem Mutterlande fern weilenden Pilgers oder Wüstenreisenden. Weit nach Süden hin aber erstreckt sich der unermeßliche Sandozean der Dahna und noch weiter südwärts, bis an das südarabische Küstengebirge reichend, bezeichnet die Wüste Ahkaf — das „Sabäische Sandmeer" — eine der schauerlichsten Einöden, welche die Erde aufzuweisen hat. Un=

Digitized by Google

übersehbar dehnt sich die totstille Ebene von Sandhügeln und Wellen unterbrochen: ein in der Bewegung erstarrtes Meer! Wahrscheinlich hat nie eines Menschen Fuß diese schreckensvolle Wüstenei betreten; denn kein Gegenstand von einigem Gewicht vermag sich auf der Oberfläche der feinen Flugsandablagerungen zu erhalten. Eine blendend weiße Stelle in dem grauen Ozean nennen die Araber „das Meer Safi", die Wohnung allmächtiger Dämonen, welche versunkene Schätze hüten.



Reiner semitischer Rassentypus. n.

Hierher verlegt denn auch die altarabische Sage die Wunderstadt Schadads, des Sohnes Ads, also der Aditen. Die Stadt war ganz aus Gold und Edelsteinen erbaut. Offenbar haben wir es hier mit einem sagenhaften Niederschlag der ihres Reichtums und ihrer märchenhaften Herrlichkeiten wegen im arabischen Altertum weitberühmten Hauptstadt der Sabäer zu tun. Sie hieß Mariaba (in den Inschriften Marjab, neuarabisch Marib) und lag im Westen der Wüste Ahkaf. Die Grenzen zwischen Sage und Geschichte sind verwischt; denn Balkhis (Bilkis), die Königin von Saba zur Zeit des Salomo, wird

Digitized by Google

als Tochter jenes mythischen Schaddad genannt. Dadurch steht sie selber an der Grenzscheide zwischen Dichtung und Wahrheit. So war denn auch die Geliebte Salomos nicht der Nachrede entgangen, daß sie ein Wesen anderer Art sei, als andere Menschen. Im Koran wird erzählt, Salomo habe im Boden seines Palastes ein fließendes Wasser mit Glas bedeckt. Als die Königin von Saba kam, die das Glas nicht kannte, meinte sie, waten zu müssen und entblößte ihre Beine. Aber weggelassen hat der Koran, daß Salomo jene Einrichtung nur getroffen, um zu sehen, ob Balkhis wirklich, wie man ihr nachsagte, an den Füßen behaart sei wie eine Eselin.

Der südarabische Sandozean war durch Jahrtausende das unüberwindliche Hindernis zwischen Mittel- und Südarabien. Das Naturphänomen war ganz danach, die Einbildungskraft der Araber zu befruchten. Daher die Sage von der versunkenen Aditenstadt; daher die Dämonen, welche die Schätze Schaddads, des Königs der Götzendiener, hüten; daher die Fabel vom Untergange des Königs „Safi" und seines ganzen Heeres, als er von Belad Saba Wadian und Ras el Ghul aus, den Sandozean zurücklegen wollte . . . Das Reich Saba aber war kein Fabelland. Von Natur aus gesegnet, war es, an der uralten „Weihrauchstraße" gelegen, die Beherrscherin des Handels im westlichen Arabien. Daher der Reichtum und der Glanz, das Ansehen und die Macht. Es verschlägt nichts, wenn die Überlieferung in gewohnter Weise die tatsächlichen Verhältnisse in phantastischer Weise ausgeschmückt hat. Als die Königin von Saba den König Salomo besuchte, brachte sie als Geschenk 110 Talente Goldes, kostbare Edelsteine und Gewürze, daß nach dem Berichte der Bibel [1]) nie mehr so viel von diesen kostbaren Sachen nach Jerusalem gebracht wurden, als damals von der schönen Königin von Saba. Der bekannte Bericht des Agatharchides schildert die Lebensweise, die Staatseinrichtungen und das Hofleben in diesem alten Kulturlande. Die Bewohner waren stattlich, unternehmend und tapfer. Das Land war überreich an Erzeugnissen und „die Luft war erfüllt von Wohlgerüchen", denn Myrrhe, Weihrauch, Zimt und Kalmus bildeten die wichtigsten Handelsartikel. Der Ackerbau stand in hoher Blüte und wurde vornehmlich durch großartige Bewässerungsanlagen unterstützt. Ein Schleusenbruch oberhalb Maribs, der ein ungeheueres Becken plötzlich entleerte, bereitete denn auch der glänzenden Hauptstadt des Sabäerreiches den Untergang. Die Wasserfluten rissen die ganze Herrlichkeit hinweg, die Häuser mit ihren in Gold und Silber strahlenden Säulen, ihren Prunkdecken aus kostbaren Hölzern, den mit Elfenbein und Edelmetallen eingelegten Türen und all der kostbaren Habe, unter welchen namentlich das massenhafte Gold- und Silbergerät hervorzuheben wären.

Schwerlich hat diese Katastrophe die alte Sabäerkultur mit einem Schlage hinweggefegt. Offenbar waren es wirtschaftliche Krisen, Kriege und sonstige historisch nicht festzustellende Ereignisse, welche der südarabischen Glanzzeit ein mehr oder weniger rasches Ende bereiteten. Immerhin bezeichnet die geschilderte Katastrophe — die auch im Koran als „Dammbruch von Marib" bezeichnet wird — den Beginn einer neuen Epoche in der arabischen Geschichte. Das Himjarenreich, welches gleichzeitig mit dem von Saba blühte, überdauerte letzteres um beträchtliche Zeit. Es trat gewissermaßen das Erbe der Sabäer an und seine Könige (Tobba) hielten nebst dem Stammlande (das südwestliche Jemen) einen großen Teil der Südostküste Arabiens in festen Händen. Diese Ausdehnung der himjarischen Macht muß aber schon von Alters bestanden haben, denn im I. Buch Mose (10, 30) heißt es: „Und ihre Wohnung war von Mesa an bis man kommt gen Sephar, an den Berg gegen den Morgen . . ." Mesa ist das heutige Musa bei Moccha am

[1]) I. Buch der Könige, 10, 10.

Digitized by Google

Roten Meere, Sephar aber Zafar. Allerdings gab es auch südlich von Saana (in Jemen) eine Stadt dieses Namens, die einst eine berühmte Residenz der Himjaren war; gleichwohl ist jeder Zweifel ausgeschlossen, denn die Überlieferung bezieht sich ausdrücklich auf das „an der Weihrauchküste gelegene Zafar".

Ein weiteres Argument ist, daß die Sage vom Untergange der Aditen auch die Himjarenstadt Sephar gestreift hat. Sie meldet, daß Gott deren Bewohner bestraft habe, weil sie gottlose Magierkünste ausübten. Diese bestanden vornehmlich darin, schöne Frauen, selbst aus den entferntesten Ländern, anlocken zu können; „denn, sie verstanden die Kunst, durch geheimnisvolle Buchstaben am Abend auf tausend Meilen Weges aus der Ferne den Männern ihre schönsten Frauen weg und zu sich zu zaubern, und vor Sonnenaufgang sie wieder zurückzuversetzen ..." Eine andere Katastrophe, welche sich gleichfalls an dieser Küste zugetragen, hat der Koran bis in die Zeit des Islams hereingerückt ... Da, wo sich jetzt die Stadt Makalla erhebt, lag einst eine glanzvolle Niederlassung der Aditen mit Götzenbildern und den Tempeln der Sternanbeter. Üppigkeit und Reichtum hatten sich zu fabelhafter Höhe entwickelt. Der Segen der Götzen war so groß, daß selbst das Meerwasser süß und sonach trinkbar war. Die Aditen hätten aber gerne das Trinkwasser auch in ihren hochgelegenen mächtigen steinernen Reservoirs gehabt, wozu sich indes die himmlischen Schirmherren nicht herbeiließen. Da kam der Abgesandte Mohammeds, Abderrahman, um (wie einst der Prophet Hud in der vorislamitischen Zeit) die Aditen zu bekehren. Der König der letzteren ließ aber den Sendling an die höchste Klippe binden, worauf das Volk ihn verhöhnte und als Beweis seiner Gottähnlichkeit von ihm forderte, er möge die Reservoirs mit süßem Wasser füllen ... Und das Wunder geschah — es war aber Meerwasser — und bald hierauf stieg die See auch über den Küstenrand und riß die Aditenstadt fort. Vieles Volk ging zu Grunde, die Götzentempel stürzten krachend ein, und als die Wasser sich verlaufen und Allah die Fessel Abderrahmans gelöst hatte, gründeten die Bekehrten eine moslimische Stadt und nannten sie Makalla.



Oben: Arabische Flöte (Naj), unten: Doppelpfeife (Arghul).

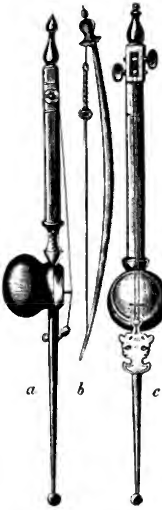
Über die Geschichte und die Kulturperiode Südarabiens ist uns ein wertvolles schriftliches Zeugnis bewahrt worden, das Werk Hamadys (gest. um 945 n. Ch.), eines Südarabers, der sich in seinen Ausführungen zum Teile auf die Mitteilungen eines echten Himjaren, Abu Naßr Hirry, stützte. Aus dieser Quelle, welche noch nicht so lange unserer Kenntnis erschlossen ist,[1]) treten uns die alten Heldengestalten der Könige von Saba und Himjar entgegen: Assad Kamil, der bis in das Reich der Finsternis vorgedrungen, Schemmr, der China mit Krieg überzogen, Raid, der Tibet unterjocht hat. Diese fabelhaften Kriegszüge und Eroberungen, die reiche Beute, die sie einbrachten, bilden den Kern der phantastischen Überlieferungen Südarabiens. In einer derselben, die im Liede fortlebte, heißt es: Mit reicher Beute kehrten wir heim, auf kräftigen, wiehernden Rossen; holde Mädchen führten wir mit uns, deren Antlitz noch nie von der Sonne beschienen worden war, von schönen Wangen, blendender Weiße und zartem Körper, mit schwellenden Waden und schmächtiger Mitte; sie schienen wie der Vollmond, der aus

[1]) v. Kremer: „Über die südarabische Sage" und von demselben Autor: „Himjarische Kassideh".

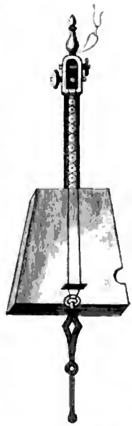
Digitized by Google

der Gewitterwolke heraustritt; wir brachten sie heim auf Kamelen, abgemagert, kein Armband, kein Fußring war ihnen geblieben.

Die Kahtaniden hielten sich für die echten und edelsten Araber, sie verglichen sich selber mit Löwen und priesen die Tüchtigkeit ihrer Pferde und Waffen. Entgegen der nationalen Eigenart der Nordaraber, welche an der Scholle kleben und ihrer Kampflust vorwiegend in der Stammesfehde bekunden, schweift der südarabische Heldensinn ins Weite.[1]) Kein Wunder also, daß die jemenidischen Stämme erobernd auszogen, als die natürlichen Hilfsquellen versiegten und die alten glänzenden Existenzbedingungen im Mutterlande nicht mehr vorhanden waren. Einen weiteren Anstoß zu dieser Bewegung gaben die blutigen Wirren, welche das Christentum mit sich brachte. Die Jemeniden waren frühzeitig über das Rote Meer in den afrikanischen Kontinent eingedrungen, hatten sich dort festgesetzt und nachmals das ganze abessinische Hochland besiedelt. Hier schlug das (monophysitische) Christentum kräftige Wurzeln, und nicht minder in Jemen selbst, wo es jedoch in dem letzten Himjarenkönige Dchu Nowas einen blutigen Verfolger fand.[2]) Dies führte zur Niederwerfung des Nachbarlandes seitens des abessinischen Königs. Die Herrschaft der Äthiopier in Jemen währte über dritthalb Jahrhunderte, von der Mitte des 4. Jahrhunderts bis zu Beginn des 7. Jahrhunderts. Dann fiel sie an die Perser und der letzte persische Statthalter, Badan, der ein Bewunderer Mohammeds war, lieferte das Land dem Islam aus.



Arabische Violine (Kemengeh) a von der Seite, b Streichbogen, c von oben.



Arabische Sängervioline (Rabab al mughanni).

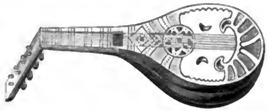
Die „Weihrauchstraße“, der große Handelsweg, welcher von Hadrmaut her durch Jemen und Hidjaz nach Syrien zog, brachte übrigens schon viel früher die großen Stämme und Stammesgruppen Westarabiens in Berührung. Hier war alles Volk in steter Bewegung, im Gegensatze zu Mittelarabien, wo der Stillstand

[1]) Dieser Heldensinn erhält freilich eine ganz andere Beleuchtung, wenn man den Bericht Strabos über den Feldzug des Ätius Gallus in West- und Südarabien (24 v. Ch.) in Betracht zieht. In diesem Berichte heißt es: Die Araber sind nicht einmal zu Lande Krieger, sondern Kramhändler und Kaufleute, viel weniger zur See. Diese völlig unkriegerischen Menschen verstanden nicht den Gebrauch der Waffen, nämlich der Bogen, Lanzen, Schwerter und Schleudern; die meisten bedienten sich zweischneidiger Äxte ... Nur im dichtbevölkerten „Dschauf“ (in welchem Marib lag) waren die Massen, welche den Römern entgegentraten, bedeutend, aber ohne alle Organisation und einer Schafherde ähnlich. So gelang es dem römischen Feldherrn ohne ernstlichen Kampf Marib zu erobern und dem Sabäerreiche den Gnadenstoß zu geben ... Auf diese Tatsache hin mag man die südarabische Ruhmredigkeit und die fabelhaften Kriegszüge eines Asiad Kamil, Schemmr u. s. w. auf das richtige Maß zurückführen.

[2]) Von der Ausdehnung des jemenidischen Königtums legt die Tatsache Zeugnis ab, daß anläßlich dieser Verfolgungen allein in Nedschran (im nordöstlichen Jemen) 12.000 Christen den Feuertod fanden. Unter der Herrschaft der Abessinier kam der Ort zu neuer Blüte und gegen Ende des 6. Jahrhunderts lebte hier der christliche Bischof Kuß, den Mohammed in jungen

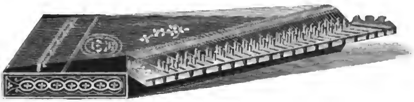
Digitized by Google

herrschte. Ein militärisch organisierter Stamm waren unter anderem die Kinditen (Minäer), welche nordwärts des Sabäerreiches siedelten und die Weihrauchstraße vor den räuberischen Beduinen des Hinterlandes schützten. Ihre Macht erstreckte sich über ganz Hidjaz und einer ihrer Hauptsitze war Makoraba (Mekka). Außerdem Okaz, die berühmte Marktstadt, wo sich — wie wir weiter unten sehen werden — zu Zeiten die Dichter und Sänger zum Wettstreite einfanden. Hier, sowie in Mekka, dem Mittelpunkte des altarabischen Götzendienstes, waren die wichtigsten Berührungspunkte zwischen Nord- und Südarabien. Übrigens unterstützt auch die Sage diese Vermittelung. Die Dschorhomiten (einer der ältesten kahtanidischen Stämme) heißt es, seien durch Trockenheit und Mißwachs gezwungen gewesen, Jemen zu verlassen und siedelten sich in Hidjaz an. Stammhaupt war Modhadh und kein geringerer als Ismaïl selbst soll eine Tochter desselben zum Weibe genommen haben. In den Nachkommen des Sohnes der Hagar, den Nordarabern, floß also auch jemenidisches Blut. Daß diese Sage südarabischen Ursprungs ist, darauf weist der Umstand hin, daß die Nachkommen aus der Ehe der dschorhomitischen Königstochter und Ismaïls als „Arab Mostariba" (die Verschwägerten), die Kahtaniden aber als „Arab-el-Arab" (die echten Araber) bezeichnet wurden. Da die Schwagerschaft nicht vor Feindschaft schützt und ethnische Verwandtschaftsbande über den Horizont solcher urwüchsiger Völker gehen, begreift man den in allen Zeiten wach erhaltenen Antagonismus zwischen Nord- und Südarabien.[1])



Arabische Laute (Ud).

Die ältesten arabischen Quellen kennen fünf besonders hervorragende Stammesfamilien: Kais. Tamym, Schaiban, Jemen und Kinda; außerdem den Stamm Haschim, welchem die Familie des Propheten Mohammed angehörte. Die drei erstgenannten Stämme sind nordarabische (ebenso die Haschim), die letzten zwei südarabische. Später pflegte man alle nordarabischen Stämme unter dem Sammelnamen Modar (Nizar oder Kais), die südarabischen unter dem Namen Jemeniden zusammenzufassen. Nebenher laufen die Bezeichnungen „Aduan" (Ma'add) für die nordarabischen Stämme, „Kahtan" für die jemenidischen. Alle arabischen Stämme führen neben den Eigennamen auch noch die



Arabische Zither (Kanun).

Jahren kennen lernte und wegen seiner Beredsamkeit bewunderte. In altarabischen Werken wird er in dreifacher Richtung geschildert: als wundertätiger Einsiedler in der Wüste, als gewaltiger Redner, der die arabischen Stammeshäuptlinge auf dem Markte zu Okaz mit der Macht seines Wortes hinreißt, und endlich als Bischof, dessen Lehre und Beispiel die Christen von Nedschran für geraume Zeit befähigten, dem emporkommenden Islam zu trotzen. (A. Baumgartner: „Geschichte der Weltliteratur", I, 342 ff.)

[1]) Die Zentralaraber, vornehmlich die Bewohner Jemamas und des Schammargebietes, hatten, vermöge ihrer geographischen Lage, den Beruf, Mesapotamien und das Gebiet von Babylonien zu befruchten, die Südaraber hingegen Syrien. Hier hatten sich nach der moslimischen Eroberung die Jemeniden so zahlreich niedergelassen, daß Baalbek eine himjarische Stadt genannt wurde. (A. Sprenger: „Alte Geographie Arabiens", 293 ff.) Die Stämme, welche an der Eroberung Syriens Anteil hatten, waren: Azd, Himjar, Hamdan, Madhig, Chaulan, Chatam, Kodaa, Kinana, Lachm, Godam, Kinda und Hadrmaut. Hiervon sind nur die Kinana Nordaraber (A. v. Kremer: „Kulturgeschichte des Orients", II, 141).

Digitized by Google

Bezeichnung „Banu", das ist Söhne, Kinder, Nachkommen. Daraus geht hervor, daß die Eigennamen als die der Stammväter, der Begründer der einzelnen Stämme, anzusehen sind, und daß somit der Ursprung der letzteren in das graueste Altertum zurückreicht. In so entlegenen Zeiten, wo es keinen Rechtszustand gab und jeder einzelne auf den Schutz seiner Familie, seiner Verwandten oder engeren Siedlungsgenossen angewiesen war, mußte sich die Stammesorganisation als das wirksamste Mittel der Selbsthilfe erweisen. Da aber unter Umständen die schwächere Vereinigung Anlehnung an die eine oder andere stärkere suchen mußte, erklärt sich das allmähliche Anwachsen der Hauptstämme, ebenso aber auch der nachmalige Zerfall derselben, wenn örtliche oder andere Umstände dem Beisammenleben einer so vielköpfigen Gemeinschaft Hindernisse bereiteten. Auch die starke Vermehrung der Bevölkerung infolge der Polygamie, auf welchen Umstand wir noch zu sprechen kommen, spielte hierbei eine Rolle. In allen Fällen aber blieb die einstige Zusammengehörigkeit der versprengten oder isolierten, vielleicht auch gänzlich ausgewanderten Teile der früheren Gemeinschaft eine teuere Erinnerung, wie denn auch die Örtlichkeiten, an welche sich so viele tiefeinschneidende Familien- und Stammesereignisse knüpfen mochten, in der Überlieferung, im Liede und durch die Vorträge der Rhapsoden den nachgeborenen Geschlechtern in poetischen Vorstellungen lebendig erhalten wurden.

Hält man sich diese Verhältnisse vor Augen und erwägt man den Zusammenschluß zu Familiengemeinschaften oder ganzen Stämmen zum Zwecke des gegenseitigen Schutzes, so sind die Bedingungen gegeben, unter welchen sich die nationale Eigenart entwickeln mußte. Nach dem Grundsatze „Einer für alle, alle für einen" galt es, die edelsten männlichen Tugenden: Mut, Tapferkeit, Aufopferungsfähigkeit, Ehrenhaftigkeit, Gastfreundschaft und persönliches Ansehen in allen Lebenslagen zu wahren. Bei keinem morgenländischen Volke hatten sich diese Tugenden so sehr in das allgemeine Empfinden, man möchte sagen, in das Volksbewußtsein eingelebt, wie bei den Arabern. Wenn wir des weiteren jene Eigenschaften dieser Wüstenkinder in Erinnerung bringen, welche aus der steten Berührung mit den Naturerscheinungen entspringen: Schärfe der Sinne, lebendiges Naturgefühl, Phantasie und romantische Auffassung in allen das Leben bewegenden äußeren Anlässen, so sind damit Charakter, psychische und geistige Eigenart der arabischen Rasse wohl hinlänglich gekennzeichnet. Auch der Adel der Abstammung, von dem noch des weiteren die Rede sein wird, war ein mächtiger Antrieb zur Entwicklung und unentwegten Ausübung jener Tugenden, welche der ehrenhaften Gesinnung Ausdruck geben.

Allerdings wird dieses Charakterbild erheblich getrübt durch eine an Mordgier grenzenden Fehdelust und durch die schrankenlose Ausübung der Blutrache, welche nicht nur die Pflicht des einzelnen war, sondern ganze Stämme in endlose Feindseligkeiten verstrickte. Von einer solchen Blutfehde — dem vierzigjährigen Kriege zwischen den Stämmen Bekr und Tagleb — war bereits die Rede. Eine andere Stammesfehde von gleicher Dauer ward dadurch hervorgerufen, daß gelegentlich eines Pferderennens von einer der wettenden Parteien Leute angestellt wurden, welche den siegenden Rossen Hindernisse bereiteten. Den Namen des Pferdes, um das es sich hierbei hauptsächlich handelte, hat die Überlieferung bis auf den Tag bewahrt. Es hieß Dahes. Die beiden Stämme aber, die sich dieses Zwischenfalles wegen fast zwei Menschenalter hindurch blutig bekriegten, waren die Abs und die Dhubjan. In dem fündundzwanzig Jahre währenden sogenannten „Frevelkriege" (Harb ul fesad) wurden die Täler von Taj gänzlich verwüstet und das sonst so friedliche Hirtenleben daselbst vernichtet.

Digitized by Google

Nicht immer waren es ernste Anlässe, welche zu solchen Waffengängen führten. Fehlten sie, so suchte man wohl auch durch Neckereien und Spöttereien Händel zu schaffen. Die altarabischen Spott- und Schmähgedichte, sei's gegen einzelne Personen (männlichen oder weiblichen Geschlechtes) oder ganze Stämme, spielen in den Kampf- und Heldenliedern eine große Rolle. Selbst die edelsten und gepriesensten Stämme blieben hiervon nicht verschont. So mußte sich der hochangesehene Stamm der Tamym den Schimpf gefallen lassen, daß er wohl den Weg zur Schande, nicht aber den Weg zur Ehre kenne. Anderseits galt es als das größte Unglück, wenn einem Stamme ein Unglück zustieß. Über die Erniedrigung der Taj war eine Edle dieses Stammes — Reita, die Tochter des Aßem — so niedergeschlagen, daß sie eine ergreifende Totenklage auf den Untergang der Helden ihres Volkes anstimmte.

Besonders hoch wurden die Gebote der Gastfreundschaft gehalten. Sie zu verletzen galt als schmachvoll; ja es genügte schon, das „Gastfeuer" zu verlöschen, um sich der Schmach schuldig zu machen. Solche Feuer loderten vor dem einen oder anderen Zelte, um den Nachtreisenden das Ziel ihres Weges anzudeuten. In vielen altarabischen Liedern geschieht derselben Erwähnung, ebenso der Gastereien, welche aus besonderen Anlässen in den gastlichen Zelten eines Stammes (oder einer Familie) veranstaltet wurden ... Die Lagerplätze waren überhaupt der Ort, wo man, in Ermanglung anderer Beschäftigung, der Heldentaten des Stammes, des Ruhmes einzelner, der Raub- und Kriegszüge gedachte. Auch die Gefahren aller Art, die man aus diesem oder jenem Anlasse zu bestehen hatte, die nächtlichen Reisen mit ihren Gespenstergeschichten, und nicht zuletzt Liebesabenteuer aller Art, bildeten den Stoffkreis, an dem sich diese Ritter der Wüste bei Zechgelagen und Liedern die Zeit vertrieben.[1])

Die vorerwähnten Liebesabenteuer sollen uns nun auf unser eigentliches Thema — das Frauenleben in der arabischen Vorzeit — hinüberleiten. Geschichtliche Quellen hierüber gibt es keine. Wir haben gesehen, daß überhaupt alle historischen Begebenheiten sich entweder in sagenhaften Überlieferungen verlieren oder fallweise aus den nachbarlichen Beziehungen einzelner Gruppen von Stämmen zu den an Arabien grenzenden Völkern in der Geschichte festere Umrisse erhalten haben. Ähnlich verhält es sich im großen und ganzen mit allem, was sich auf die Familienverhältnisse, die Beziehungen der Geschlechter zu einander u. s. w. erstreckt. Auch hier treten aus den schwankenden Nebeln der Überlieferung einzelne Frauengestalten plastisch hervor, dank dem rhapsodischen Geist der Araber, der durch Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbend, Namen und Begebenheiten der Nachwelt erhalten hat.

Es ist also in erster Linie die nationale Dichtung, in deren Innerstes wir eindringen müssen, um die Spuren zu finden, welche auf unseren Gegenstand führen. Und da ist die Ausbeute fürwahr nicht gering. Die arabische Dichtung ist so durchaus persönlich, bar jeder Reflexion, die Dinge in ihren unmittelbaren Beziehungen zum Leben erfassend, daß in ihr zahlreiche Quellen zur Beurteilung der Frage, welche Stellung das Weib bei diesem merkwürdigen Volke eingenommen, sich erschließen. Andeutungsweise war davon bereits die Rede. Nach allem, was uns die hervorragenden Dichter aus der „Zeit der

[1]) Die Erfindung der arabischen Schrift wird zwei Männern vom Stamme Taj zugeschrieben: dem Moramir, Sohn des Marwa, und dem Aslam, Sohn des Sedra. Ersterer lebte in Anbar (Irak) und von da soll die von ihm erfundene Schrift (Dschasm) durch den Koreischiten Harb, Sohn des Ommeja (um 550) zu seinem Stamme nach Mekka gebracht worden sein. Eine andere Überlieferung schreibt die Einführung der Schrift in Mekka dem Bischr, Sohn des Abd el Melik (um 580) zu. (Caussin de Perceval: Essai sur l'Histoire des Arabes avant l'Islamisme, II, 139 ff.)

Digitized by Google

Unwissenheit" (so nannte der Prophet Mohammed nachmals die vorislamitische Periode) überliefert haben, geht hervor, daß sie die schönste Zeit des arabischen Vollblutweibes war. In sozialer Beziehung dem Manne fast gleichgestellt, überragte sie ihn vielfach geistig, ohne auf Widerspruch zu stoßen. Von Amrah, der Tochter Amirs, des Gerechten, der Clanrichter war, überliefert das Wüstenlied, daß sie mehrfach in die Urteilssprüche ihres alt und schwach gewordenen Vaters eingriff, indem sie bei Gerichtsverhandlungen hinter dem Zeltvorhange mit einem Stabe Zeichen gab, wenn durch das Urteil des Vaters der Gerechtigkeit Abbruch drohte. Ein anderes Wüstenkind, die braune Hind, galt für das schlagfertigste Mädchen ihres Stammes. Von ihr ist der Wahrspruch überliefert, daß die schlimmste Frau diejenige sei, welche schweige, wenn man sie reden, und welche rede, wenn man sie schweigen heiße. Hinds Witz bezauberte die Männer und ihr weiblicher Stolz wurde zum Vorbilde der Frauen edlen Blutes.

Die wichtigsten Quellen altarabischer Dichtkunst sind die Sammlungen der Muallakat, des Kitab al Aghani (von Abul Faradsch al Ißfahani), der Hamasa und des Divan der Hudseiliten.[1]) Die berühmtesten sind die Muallakat (das heißt „die wegen ihres Wertes erhabenen"), Dichtungen, welche im öffentlichen Wettstreit den Preis errangen und daraufhin, mit Goldbuchstaben auf Seide gestickt, im Nationalheiligtum der Kaaba zu Mekka aufgehängt wurden. Hauptsächlich sind es sieben Dichter: Imrulkais, Tarafa, Harit, Amr Ibn Kulthum, Lebid, Zuhair und Antara.[2]) Mitunter werden auch die Dichter Nabigha und Ascha der Sammlung beigezählt .... Weit bedeutsamer für die Kunde vorislamitischer Verhältnisse ist die von Abu Temam besorgte Sammlung, welche den Titel „Hamasa" führt, und in der über 800, meist kleinere Gedichte enthalten sind, welche sich auf etwa 500 Dichter und etliche 30 Dichterinnen verteilen. Der Name Hamasa bedeutet „Tapferkeit", entsprechend der ersten Abteilung der Sammlung, welche ausschließlich Kampfeslieder enthält. In der zweiten Abteilung, den „Totenklagen", sind vornehmlich Dichterinnen vertreten, während die dritte Abteilung ausschließlich Liebeslieder enthält. Diese und die „Weiberschmähungen" bieten wohl die reichhaltigste Fundgrube für alles, was zur Kennzeichnung des Weibes in vorislamitischer Zeit beiträgt. Da aber Abu Temam seine Anthologie zwischen 807 und 845 verfaßte, ist der Inhalt der Hamasa nicht ausschließlich altarabisch. Daraus ergibt sich, daß, mit Ausnahme jener Gedichte aus islamitischer Zeit, welche auf Grund von Namen und Geschehnissen in Bezug auf ihre Zugehörigkeit keinen Zweifel aufkommen lassen, für manche Stücke der Sammlung zeitgeschichtliche Anhaltspunkte fehlen. Für den allgemeinen Charakter der Dichtungen und den Wert ihres Stoffgebietes hat dies kaum etwas zu bedeuten, eingedenk der Stabilität aller arabischen Verhältnisse im Mutterlande. Ob vor oder nach Mohammed: es ist immer derselbe Geist, der in diesen poetischen Erzeugnissen pulst, die Lust an Kampf und Abenteuern, Lob des Stammes und seiner Heroen, Schmähung des Feindes, Ehrenbezeigungen für den Gast, kriegerische Erinnerungen an die Vergangenheit und ungezügelte Rauflust. Es wäre daher verfehlt, einzig nur aus den Liebesliedern jene Elemente hervorzusuchen, aus welchen sich ein zutreffendes Bild von der Stellung des Weibes zusammenstellen ließe. Friedrich Rückert kennzeichnet dies trefflich in seiner Ausgabe der „Hamasa":[3])

[1]) J. G. L. Kosegarten: »The Hudsailian Poems«, deutsch von R. Abicht.

[2]) Ph. Wolff: „Muallakat", die sieben Preisgedichte der Araber.

[3]) Friedrich Rückert: „Hamasa" oder die ältesten arabischen Volkslieder, gesammelt von Abu Temam. Übersetzt und erläutert. In zwei Teilen; Stuttgart 1846.

Digitized by Google



Beduinenzelt. Ph.

Digitized by Google

Die Poesie hat hier ein dürft'ges Leben,
Bei durst'gen Herden im entbrannten Sand,
Mit Blütenduft und Schattenschmuck umgeben,
Mit Abendtau gelöscht den Mittagsbrand,
Verschönt, versöhnt ein leidenschaftlich Streben,
Durchs Hochgefühl von Sprach- und Stammverband,
Und in das Schlachtengrauen Liebe selbst gewoben,
Die hier auch ist, wie überall, von oben.

Auch die Muallakat atmen diesen Geist. Schon Goethe hat dies in den Noten zu seinem „Westöstlichen Divan" hervorgehoben: ... „Feste Anhänglichkeit an Stammesgenossen, Ehrbegierde, Tapferkeit, unversöhnbare Racheluſt, gemildert durch Liebestrauer, Wohltätigkeit, Aufopferung, sämtlich grenzenlos" ... Wein, Jagd, Spiel und Liebe galten den Arabern jener Zeit als die wertvollen Güter des Lebens. In ihrer maßlosen Form tritt diese Auffassung vornehmlich in den Muallakat in die Erscheinung. Bekanntlich nennt man diese längeren Dichtungen Kassiden, für welche sich frühzeitig eine gewissermaßen feste Disposition herausgebildet hat. Nach dem Vorbilde der Muallaka[1]) des Imrulkais beginnt die Kasside regelmäßig mit der Klage (Nasib) um die verlorene Geliebte, indem der Dichter in Gesellschaft seiner Reisebegleiter auf den Trümmern der Wohnstätte der Entschwundenen sich sentimentalen Betrachtungen hingibt. Der Erinnerung an die genossenen glücklichen Stunden ist ein breiter Raum angewiesen. Dann folgt die Schilderung der Reisen, welche der Dichter unternommen hat, um die Geliebte wiederzufinden, und erwähnt der mancherlei Abenteuer, die er hierbei zu bestehen hatte. Beschreibungen seines vortrefflichen Pferdes oder Kameles folgen, dann stimmt der Sänger sein eigenes Lob an, preist sein treues Festhalten an den Stamm, an die Pflichten der Blutrache u. s. w., bis ihn endlich seine Genossen auffordern, die Stätte seiner Trauer zu verlassen, in der Hoffnung, die Teure wiederzufinden.

Nach diesem Zuschnitte sind alle Kassiden gehalten. Ihr Inhalt und die Beziehung desselben zu den realen Dingen des Lebens gestatten einen vorzüglichen Einblick in die Geisteswelt der alten Araber. Die Liebe und nachhaltige Begeisterung, welche diese der Dichtkunst entgegenbrachten, die hervorragende Stellung, welche die Ausüber dieser Kunst unter ihren Stammesgenossen einnahmen, das alles legt Zeugnis von einem starken Innenleben ab. Das ist aber auch das Gepräge der Dichtungen selbst, denen jede Objektivität abgeht und die durchaus persönlich sind. Daher das Jugendfrische, Überquellende, die natürliche Unbefangenheit, das reiche Naturgefühl, voll lebendiger Bilder und Allegorien, die impulsive Leidenschaft und die Offenheit der Gesinnung.

Die glänzendste Erscheinung unter den altarabischen Wüstendichtern ist unstreitig Imrulkais[2]), „der Dichter und König"[3]) Sohn des Hodschr, Stammeshaupt der Banu-Assad in Nedjd (Hocharabien). Als letzterer seiner Härte wegen ermordet worden war, übertrug er sterbend dem tapfersten seiner Söhne das Recht des Königtums über die Kinda und Ma'add (welche Hodschrs Vater Harit beherrscht hatte) mit der gleichzeitigen Obliegenheit der Blutrache. Obwohl siegreich im Bunde mit befreundeten Stämmen, war

[1]) Einheit von Muallakat.

[2]) Welche Unsicherheit in der Transkription arabischer Eigennamen herrscht, geht aus nachfolgendem hervor: Hammer-Purgstall schreibt Imriolkais, Rückert Amrilkais, Ph. Wolff Amrulkais, A. Müller Imrauulkais, Kremer Imra' alkais, Backhausen Imru' ulqaais, L. Cheikho Amrou oul-qays; andere Schreibarten sind: Amrolkais, Amrulkais, Amriolkais u. s. w.

[3]) Fr. Rückert „Amrilkais, der Dichter und König". Sein Leben, dargestellt in seinen Liedern. Aus dem Arabischen. Stuttgart und Tübingen, 1843.

Digitized by Google

es Imrulkais gleichwohl nicht vergönnt, sein Rachewerk zu vollenden. Von seinen Bundesgenossen im Stiche gelassen, irrte er von Stamm zu Stamm, Kampfgenossen werbend, immer kriegsbereit und durch ganz Nordarabien abenteuernd, bald verlassen und seines Lebens nicht sicher, bald als Schützling an den Hoflagern mächtiger Fürsten weilend — das typische Bild eines altarabischen Helden. Sogar am Kaiserhofe zu Byzanz weilte er vorübergehend, von diesem Hilfe erflehend. Auf der Rückreise in die Heimat starb Imrulkais in der Nähe von Angora in Kleinasien (um 540) im kräftigsten Mannesalter.

Die Weiber spielen im Leben dieses „Don Juan der Wüste“ eine große Rolle. In seiner Muallaka, sowie in seinen sonstigen Gedichten gibt er seinen erotischen Stimmungen unverblümt, zuweilen in derbsinnlicher Weise, Ausdruck. Etwa ein Dutzend Frauen (oder Mädchen), zu denen er in Beziehungen gestanden, nennt er mit Namen, von welchen, wie es scheint, nur eine einzige seine Frau gewesen. Diese, Umm Dschondab, vom Stamme der Tai, freite er während seines Aufenthaltes in Nedjd. Ein sonderbarer Zwischenfall führte bald wieder zur Scheidung. Eines Tages besuchte ihn nämlich der Dichter Alkama, mit dem er darüber in Streit geriet, wer von den beiden der bessere Poet sei. Der Gast schlug vor, die Gattin Imrulkais möge die Schiedsrichterin abgeben. Nun mußte jeder von ihnen eine kurze Improvisation zum besten geben und als Dschondab erklärte, jener des Alkama den Vorzug zusprechen zu müssen, verstieß er sie sofort. Bald nachher heiratete sie Alkama.

Selbstverständlich wußte der Vereinsamte um Ersatz. So singt er:

Zu Jungfraun im Gemache am Regentag ich kam,
Die eine dicke Alte in ihre Obhut nahm.

Sie waren glatt von Fingern, von Nacken und von Wang',
Und hatten feine Hüften und anmutvollen Gang.

Sie führten wohl die Liebe zu des Verderbens Pfad,
Und sprächen zu der Weisheit: geh' irre früh und spat.

Andere Verse sind an Umeima gerichtet. Er frägt sich, ob sie wohl in der Ferne an ihn denkt, ob das zwischen ihnen geschlungene Band noch fortbesteht, oder ob die Geliebte bösen Einflüsterungen Gehör schenkt ... Auch einer anderen Schönen scheint er nicht zu trauen.

O Esma, ist die Liebe,
Die dich beseelt, verrauscht?
Ich werd' auch dich vertauschen,
Wenn du mich hast vertauscht.

Übrigens gesteht er seine Treulosigkeit ganz unverblümt ein. Zunächst ist es eine Suleima, von der er sagt, er wäre ihr zwar einst treu gewesen, „doch jetzt ist mein Pfand verfallen an and're“.

Oft stahl zu ihr mein Auge sich durch den Vorhang scheu,
Und hascht ich da ein Blickchen, so war das Herz bewegt,
Wie von des Frühtrunks Becher ein Trunkner ist erregt.

Und wieder ist es eine andere — Mawija. Er beschwört sie, ihm zu sagen, ob sie ernstlich an die Trennung denke; sie möge alle Zweifel beseitigen, damit er zur Ruhe käme ... Dann wieder versinken seine Gedanken in eine teuere Erinnerung ... Es war

Digitized by Google

an Oneisas Brunnen. Dort sah er „das geringelt schwarze Haar" der lieblichen Selma, welche er offenbar bei der Toilette überraschte, denn es heißt weiter:

Und des Zahnes geriefte Kante, den sie wischt und reibet,
Dessen Wurzelboden schimmert wie ein Kleid von Tafte,
Und Milchdistelzacken ähnlich steht er frisch im Safte.

Fürwahr ein kühnes Bild! ... Daß unser Dichter zuweilen in fremdem Gehege pirschte, bezeugt sein nächtliches Abenteuer mit einer Frau, die einem unkriegerischen Manne gehörte, „stark in Worten, aber schwach im Vollbringen". Der nächtliche Einschleicher spricht:

Aufstieg ich zu ihr leise, als ihr Gesinde schlief,
Wie aus dem Wasser Blasen aufsteigen nach und nach.

Dich gebe Gott den Plünd'rern! rief sie: du schändest mich!
O siehst du nicht, du Plaudrer, die Laurer hundertfach?

Ich sprach: bei Gott, ich weiche nicht und wanke nicht,
Und ob man alle Glieder am Leibe mir zerbrach.

Ich schwur bei Gott, und sorgte nicht, ob ich falsch ihr schwur:
Sie schlafen alle, keine ist mehr beim Feuer wach.

Da kamen wir zur Güte und weich ward unser Wort;
Ich zähmte, bis sie nachgab — und o, wie gab sie nach!

Dieses Gedicht — es ist hier nur teilweise wiedergegeben — richtete der Dichter an Besbasa, welche ihn mit der Bemerkung abgewiesen hatte, daß er nicht mehr jung genug sei, um minniglichem Zeitvertreib zu obliegen ... Später freilich kam Imrulkais zur Erkenntnis seiner Torheiten. Aber durch seine Erinnerung klingen nach wie vor die teueren Namen seiner Jugendgenossinnen — Rebab, Fatma, Lamis, Hirr ... Fatma und Hirr waren seine eigentlichen Auserkorenen; die Erstere hat er in seiner Muallaka besungen. Er erzählt, wie er einst in die Reitsänfte der Geliebten sich geschwungen, daß das Tier fast zu Fall gekommen wäre. Dann ein anderes Mal auf dem Rasen, wo sie sich seiner Liebkosungen erwehrte. Zuletzt schlich er sich nachts in ihr Zelt.

Und kam ihr, als sie eben zum Schlummer ihr Gewand
Beim Vorhang abgestreift, und im leichten Hemde stand.

Sie rief: Um Gottes Willen! Ist denn für dich kein Rat?
Ich seh, daß deine Torheit dich nicht verlassen hat.

Da führt ich sie von hinnen, und hinter uns im Raum
Zog sie auf uns're Spuren des Kleids gestickten Saum.

Bis nun aus dem Gehöfte der Zelte hinaus es ging,
Und uns des Tales Nied'rung mit sand'ger Dün' umfing;

Wo ich an beiden Schläfen sie faßt und zu mir zog,
Und über mich schlankwüchsig und schwellend her sich bog:

Die zarte, weiße, feine, anmutig überall,
Ihr Brustbein ist ein Spiegel, ein glatter von Metall.

An ihr, wie an der Perle, ist weiß und falb gemischt;
Vom Wasser, das kein Fußtritt berührt, ist sie erfrischt.

Digitized by Google

Sie bog sich ab und zeigte zwei Wangen und ein Paar
Von Augen, gleich der Hirschkuh, bei der ihr Junges war,

Und einen Hals des Rehs, dem keine Schönheit fehlt,
Wenn sie empor ihn hebet, mit goldnem Schmuck vermählt,



Beduinen. B

Und dunkle Lockenfülle, die um den Nacken hängt,
Wie sich am Schaft der Palmen der Dattelbüschel drängt.

Es kräuseln in die Höhe verlorne Löckchen sich,
Weil hier ein Ringel flattert, dort eine Flecht entwich.

Digitized by Google

Am Morgen duftet Moschus von ihres Lagers Rand;
Spät steht sie auf und gürtet zum Hausdienst kein Gewand.

Sie leuchtet in dem Dunkel der Nacht, als ob sie sei
Die abendliche Lampe des Mönchs der Siedelei.

Nach einer solchen blicken Verständige betört,
Im Kleide, das halb Frauen, halb Mädchen angehört.

Frei machen sich die Männer von blinder Liebeslust,
Allein von deiner Liebe, wird mir nie frei die Brust!

Es ist mit Recht bemerkt worden,[1]) daß das Lob, welches von hierzu berufener Seite den Schöpfungen des Imrulkais zu teil wurde, bei manchem nüchternen Beurteiler auf schwere Bedenken stoßen müsse. Am weitesten hierin geht der berühmte Orientalist Hammer-Purgstall, welcher sagt[2]): „Der Geist brennender Liebe, welcher die Gedichte dieses größten arabischen vorislamitischen Dichters durchglüht, ist der des hohen Liedes!" Dem Propheten Mohammed war der Mann ein Gräuel und er nannte ihn den „Fahnenträger der Hölle". Man muß aber anderseits Imrulkais in einer Beziehung gerecht werden: er war auch edlerer Empfindungen fähig, wie dies aus seinen Beziehungen zu den eigenen weiblichen Familiengliedern hervorgeht. Seine Tochter Hind, welche den kriegerischen Sinn ihres Vaters teilte und diesen auf den meisten seiner Kriegszüge begleitete, vergötterte er. Seine schwerste Stunde war, als er aus Anlaß seiner Reise nach Byzanz, das Kind unter dem Schutze seines Vaters Jezid auf Schloß El Ablak bei Taima, wo der jüdische Fürst Samuel gebot, zurücklassen mußte ... In einsamen Stunden, bedrängt von Feinden, oder in Not lebend, gedenkt Imrulkais mit Wehmut seiner geliebten Schwester. Solche Regungen beweisen, daß unser Dichter das Weib auch von der besseren Seite kennen lernte und zu schätzen wußte ... Zuletzt überkommt auch diesen Lebemann der Wüste eine resignierte Stimmung. Bezeichnend für seine Lebensanschauung ist ein Gedicht, das von den vier bevorzugten Genüssen des Daseins handelt.

Schwer fiel mir manche Trennung, nun fällt mir keine schwer,
Und meine Seele kümmert um Mädchen sich nicht mehr.

Der Torheit ihren Abschied hab' ich gegeben, doch
Halt ich vom frohen Leben auf die vier Stücke noch:

Das Erste: zu ermuntern Zechbrüder ungesäumt,
Daß sie den Schlauch handhaben, den vollen, welcher schäumt.

Das Andere: zu tummeln die Rosse, daß es staubt,
Auf einem Rudel Wildes, wo er sich sicher glaubt.

Das dritte: auf Kamelen, wenn sich der Nacht Gewand
Verbreitet hat, zu traben durchs unbekannte Land.

Zu richten aus der Wüste den Ritt nach einer Stadt,
Bekanntschaft nun zu knüpfen und was man Lust nur hat.

Das Letzte ist: zu küssen ein Weib, von Duft betaut,
Das nach dem amulettreich geschmückten Säugling schaut;

Die hier mein Klagen rühret und dort sein Weinen tränkt,
Und die nach ihm sich wendet, daß er sich nicht verrenkt.

---

[1]) A. Baumgartner: „Geschichte der Weltliteratur", I., 515.
[2]) Hammer-Purgstall: „Literaturgeschichte der Araber", I., 292, 295.

Digitized by Google

Der eigentliche Minnesänger der Wüste ist Tarafa (Amr Ibn al Abda), ein Dienstmann des Königs von Hira. Da er jung starb (Mitte der Zwanzigerjahre) haben wir von ihm nur Jugendgedichte, die von überschäumender Lebensfreude zeugen. Sein Schicksal war tragisch; eines Spottgedichtes wegen, das er an den König gerichtet hatte, wurde er in eine Falle gelockt, gefangen gesetzt und hierauf lebendig begraben ... Im Liede gepriesen ist Asma die Geliebte eines anderen Muallakat-Dichters, Harit ... Sein Rivale war Amr Ibn Kulthum, ein gewaltiger Recke, dessen Mutter Laila insoferne eine Rolle spielt, als sie nach dem barbarischen Brauch der alten Araber gleich nach ihrer Geburt lebendig begraben werden sollte. Sie wurde durch ihre Mutter Hind gerettet, die das Kind durch eine Sklavin verbergen ließ. Mit Weibern scheint sich Ibn Kulthum nicht viel abgegeben zu haben, doch rühmt er den kriegerischen Geist der Frauen seines Stammes.

Der feurige Lebid,[1]) der 90 Jahre alt wurde und den Propheten überlebte, soll großen Eindruck auf die Frauen gemacht haben und wird von Aïscha, der kindlichen Gattin Mohammeds, behauptet, daß sie alle Verse Lebids auswendig gekannt habe. Auch schreibt man ihr — natürlich nicht ohne pikantem Beiwerk — das Verdienst zu, den Dichter zur Prophetenlehre bekehrt zu haben. Die Geliebte in seiner Muallaka ist die ungetreue Nowara, von der man indes näheres nicht erfährt ... Umso weitschweifiger berichtet die Überlieferung von der Liebe des gefeierten Muallakat-Dichters Antara[2]) zu Abla, der Tochter aus edlem Hause, während er selbst der Sohn einer abessinischen Sklavin namens Zebibe war. Seiner schwarzen Hautfarbe wegen wurde er „der Rabe“, sonst auch „Antara mit der Hasenscharte“ genannt. Nach vielen Demütigungen, und nachdem er wiederholt Proben seiner Kraft und Tapferkeit gegeben, errang er die Ebenbürtigkeit und durfte die langersehnte Verbindung mit Abla eingehen. In dem vierzigjährigen Kriege seines Stammes Abs gegen die Dhubian, den er vom Anfang bis zum Ende mitmachte, war er einer der tapfersten Krieger, und so ist es erklärlich, daß er nachmals zum Helden eines umfangreichen, von Sagen durchwobenen Romans geworden, der bis auf den Tag volkstümlich geblieben ist. Sein Ende fand er in einem Kampfe mit dem Stamme Taj. Er ist der Typus des kampfesmutigen, freien Beduinen, typisch zugleich in der Art, wie er den ritterlichen Frauendienst verstand, indem er die Schutzpflicht allem anderen voranstellte. „Ich senke die Augen, wenn mir meine Schutzbefohlene erscheint, bis ihre Wohnung sie wieder birgt“, heißt es in einem seiner Gedichte. Vor allem aber ist ihm Abla teuer:

O Wohnung Ablas in Dschiwa, sag mir ein Wort verborgen!
O Wohnung Ablas, friedlich sei dein Abend und dein Morgen!
— — — — — — — — — — — — —
Verlass'ne Spuren, seid gegrüßt, vom Fuße lang gemieden.
Sie schweigen und verstummen nur, denn Abla ist geschieden.

An anderer Stelle (seiner Muallaka) rühmt er sich vor seiner Geliebten seiner Tapferkeit. Er frägt die „Tochter Meleks“, ob sie nichts von den Reitern vernommen, wie er den Renner tummelt, die Lanze schwingt, den Bogen führt, in das wildeste Getümmel sich stürzt, und den geharnischten Gegner in den Sand streckt. Eine Prachtfigur, das Bild eines altarabischen Helden, ein echter Beduine, auch in der Liebe.

---

[1]) C. Brockelmann: „Die Gedichte des Lebid“, Leiden 1892. — v. Kremer: „Über die Gedichte des Labyd“, Wien, 1881.

[2]) H. Thorbecke: „Antara, ein vorislamitischer Dichter“, 1867.

Der letzte der Muallakat-Dichter, Zuhair, hat nur seine Frau Umm Aufa besungen. Da die Kinder, die sie ihm schenkte, frühzeitig starben, entzweite er sich mit ihr und ließ sich scheiden, worüber er jedoch nachmals bittere Reue empfand. Er soll



Am Borne der Wüste. Ph

100 Jahre alt geworden sein und als er mit dem Propheten zusammentraf, soll dieser gesagt haben: „Allah bewahre mich vor Iblis (Teufel), der diesen Menschen inspiriert ..." Es heißt, daß Zuhair daraufhin keinen Vers mehr gedichtet habe. [1]) Auch er war an dem vierzigjährigen Kriege der Abs gegen die Dhubian beteiligt. Er war ein Dichter der Fehde und des Mannesmutes, nicht aber der Minne.

[1]) K. Dyroff: „Zur Geschichte der Überlieferung des Zuhair-Divans", München, 1892.

Digitized by Google

Dasselbe gilt von Schanfara, von dem zuverlässige Nachrichten nicht verbürgt sind, da man beispielsweise nicht einmal weiß, ob er ein Zeitgenosse der Muallakat-Dichter war, oder in frühere Zeit zurückreicht. Seiner Rauflust wegen hatte er sich mit



Auf dem Wege nach der verlassenen Wohnstätte Majjas. n.

fast allen Stämmen verfeindet. So wurde er zum Bewohner der Wüste, der Genosse von Wölfen und Hyänen, mit denen er Unterschlupf und Nahrung teilte. Großartig sind die Bilder, die er von den Schrecknissen der Wüste entwirft, grauenerregend seine unbegrenzte Wildheit und sein barbarischer Trotz. Weder die Naturkräfte, noch die Menschen vermögen diesen starrnackigen Unhold der Wildnis zu beugen. Seine Genossen sind die

Digitized by Google

Dschinnen und andere Wüstendämonen, deren unheimliches Walten seine Phantasie beleben und ihn zu wahren Prachtschilderungen begeistern.

Einen auffallenden Gegensatz zu der Wüstenromantik in ihrer leidenschaftlichen Ausartung bilden die ersten Einwirkungen des höfischen Lebens außerhalb des Mutterlandes auf die Gilde der fahrenden Sänger. Wie nicht anders zu denken, sind sie auch unter diesem schwachen Kulturfirnis die Lobsänger weiblicher Reize. Aber die wilde Abenteurerlust ist es nicht mehr. An den Hofhaltungen der Ghassaniden zu Damaskus und der Lachmiden zu Hira herrschte ein anderer Geist, als in den öden Gefilden des Mutterlandes, wo der Mann sich selbst einsetzte und die Folgen seiner Taten in kriegerischen Fehden so gut es ging zum Austrage brachte. Damit hängen auch die lockeren Sitten zusammen. Als der berühmteste der höfischen Dichter in der Zeit unmittelbar vor Mohammed, Nabigha Dhubjani, in Hira weilte, errang er sich nacheinander die Gunst dreier Könige, Mundhir III., Mundhir IV. und Noman V. Ibn Abu Kabus, und häufte, dank seiner Liebedienerei, große Reichtümer an. Aber außer ihm sonnte sich noch ein zweiter, dem unsteten Wüstenleben und seinen Entbehrungen entronnener Dichter, in der Gnade der Lachmiden, Munachal.

Die Verhältnisse am Königshofe von Hira waren eigenartige. Unter dem Einflusse des kenntnisreichen Arabers Adi, der im Dienste Nomans stand, hatte sich dieser zum Christentume bekehrt und dessen Tochter Hind zum Weibe erhalten. Die vorgenannten Dichter waren selbstverständlich Heiden, was ein merkwürdiges Licht auf die damaligen Verhältnisse wirft. Sie gestalten sich aber noch verwickelter, wenn man sich nachfolgenden Sachverhalt vor Augen hält. Nabigha soll sich unerlaubter Vertraulichkeiten zu der Königin Motedscharrata, der Gemahlin Nomans, schuldig gemacht haben. Er überraschte sie gelegentlich unverschleiert in ihrem Gemache und schilderte diese Szene in einem Gedichte, wie folgt:[1])

Ihr Schleier fiel, sie wollt' ihn fallen lassen nicht,
Sie griff darnach, und barg inzwischen ihr Gesicht

Mit einer zarten Hand gefärbten Fingerspitzen,
Gleich Blüten, die nicht fest an ihrem Stengel sitzen,

Und mit dem Lockenwurf, der krause Wellen schlägt,
Wie Weinlaub überrankt den Pfeiler, der ihn trägt.

Ich sah in ihrem Blick ein ungestillt Verlangen;
So blickt ein Kranker auf, wenn er Besuch empfangen.

Diese Verse wurden von Munachal, dem Nebenbuhler des Dichters, seinem königlichen Herrn hinterbracht und Nabigha konnte sich nur mit knapper Not durch die Flucht retten. Er zog an den Ghassanidenhof von Damaskus, von wo aus er in elegischen Liedern die verlorene Gnade beklagte. Nachmals verzieh ihm der König und nahm ihn wieder in seine Dienste. Der Zwischenfall hat aber seine besondere Bewandtnis, denn der wirkliche Geliebte der leichtfertigen Königin Motedscharrata war kein Geringerer als der Angeber Munachal selber. Die Überlieferung behauptet, daß er der Vater der beiden königlichen Prinzen gewesen sei. Es wird des weiteren erzählt, daß Noman die Gepflogenheit hatte, von Zeit zu Zeit einen längeren Ritt zu unternehmen und stets zu bestimmter Stunde wieder heimzukehren. Das waren die günstigen Gelegenheiten zu den

[1]) Hamasa, I, 209.

Digitized by Google

zärtlichen Stelldicheins der Königin und ihres Galans. Erstere soll ein eigenartiges Liebesspiel ersonnen haben, indem sie um sich und den Dichter Fesseln legte, um dem zarten Verhältnisse eine handgreifliche Realistik zu geben, deren es unter den obwaltenden Umständen allerdings nicht bedurft hätte. Unglücklicherweise kam der König zu unerwarteter Zeit zurück und überraschte das Pärchen, das sich nicht rasch genug der zarten Fesseln entledigen konnte. Munachal sollte sie sofort mit anderen vertauschen, die gewiß drückender waren als die Liebesbande der treulosen Königin. Dem Kerkermeister Ikabb übergeben, endete der Dichter auf geheimnisvolle Weise. Offenbar hat dieser Zwischenfall viel dazu beigetragen, daß Noman den flüchtigen Nabigha wieder in Gnaden aufnahm.

In den Liedern Munachals spielt eine gewisse Hind, von der man nur so viel weiß, daß sie eine Prinzessin am Hofe zu Hira gewesen, eine so zweideutige Rolle, daß man geneigt ist, in ihr die Königin zu vermuten. Denn die Tochter Nomans, Hind, welche nach dem Tode Adis, ihres Gatten (siehe oben), ins Kloster ging, kann es nicht gewesen sein; ebensowenig jene andere Hind, die eine Großtante des Königs (Tante Nomans IV.) war. In dem zweiten Teil eines seiner Lieder[1]) erzählt der Dichter:

Und oft hab' ich am Regentag
Besucht ein Mägdlein strenger Hut,

Schwellbrüstiges, schöngliedriges,
Schwimmend in Seide und Atlasflut.

Ich trieb und treiben ließ sie sich
Gern, wie ein Kibitz fliegt zur Flut.

Ich küßte sie, sie stöhnte auf,
Wie es das Reh, verwundet, tut.

Sie schmiegt sich an: „Munachal, ah!
Wie dörrt dich die Sonnenglut!"

„Nichts dörrt mich als deine Lieb';
Gib dich zur Ruh und sei mir gut."

Ich liebte sie, sie liebte mich.

— — — — — — —

O Hind, wer löst die Fesseln mir?
O Hind, wer ist dem Armen gut?

Welchen Einfluß die Dichter und Wanderrhapsoden auf das altarabische Frauenleben nahmen, beweist ein Zwischenfall, der sich an den Namen des fahrenden Sängers Aascha geheftet hat. Seine Abgötter waren Weiber, Wein und Reichtum und es wird behauptet, daß es keinen Araber gegeben habe, der seine Liebeslieder nicht auswendig gekannt hätte. Im Volksmunde wurde er „der Zimbelschläger der Araber" genannt. Selbstverständlich kam dieser braune Troubadour auch nach Okaz, jenem kleinen, von Palmen beschatteten Städtchen, etliche Tagereisen von Mekka entfernt, wo alljährlich nicht nur ein großer Markt abgehalten wurde, sondern auch ein allgemeiner Wettstreit der Sänger und Dichter statthatte. Unter anderem entstanden hier die berühmten Muallakat. Auf einer Reise zu einem solchen Sängerwettstreite (Mufahara) kehrte Aascha bei einem armen, mit acht Töchtern gesegneten Araber ein und fand in dessen Hütte, trotz aller Dürftigkeit, die gastfreundlichste Aufnahme. Der Dichter glaubte, die ihm erwiesene Gastfreundschaft am besten dadurch vergelten zu können, daß er auf dem Markte in Okaz die Schönheit und den Liebreiz der acht Töchter seines Gastfreundes in zündenden Liedern pries. Das Lob des Dichters wog so schwer, daß sich sofort die edelsten Jünglinge aufmachten und die Mädchen, trotz ihrer Armut, freiten.

Wenn man sich frägt, welchen Wert die Erzeugnisse der altarabischen Dichter zur Beurteilung der Frauensitten und des Liebeslebens haben könnten, ist mit Nachdruck

[1]) Hamasa, I, 206.

Digitized by Google

darauf hinzuweisen, daß eines der charakteristischen Merkmale der arabischen Dichter deren Mangel an Reflexion und Erfindungsgabe ist. Alles, was sie hervorbrachten, entsprach unmittelbaren Eindrücken und Erlebnissen. Das Reale, Positive, beherrschte sie völlig. Ein Liebesabenteuer zu erfinden wäre einem solchen Sänger ganz unmöglich gewesen, abgesehen von der Gefahr, in welche er mit einer solchen erdichteten Geschichte seinen Ruhm gebracht hätte. Denn seine Landsleute würden bald hinter die Wahrheit gekommen sein und ihn als Lügner gebrandmarkt haben. Auf diesen Sachverhalt gestützt, der vornehmlich dadurch an Beweiskraft gewinnt, daß die arabische Literatur der erzählenden Gedichte gänzlich entbehrt, können die arabischen Dichtungen, insbesondere die aus der vorislamitischen Zeit, als Sittenbilder des wirklichen Lebens angesehen werden. Bei dem Mangel jeder anderen Art von Literatur sind diese Dichtungen zugleich die einzige überlieferte Quelle über die ältesten Stammes-, Familien- und Lebensverhältnisse der alten Araber. Ohne dieser Quelle würde sich ein dichter Schleier über die hier in Frage kommenden Verhältnisse breiten.

Gleichwohl erfordert es nicht geringe Mühe auf dem verhältnismäßig großen Gebiete, das abgesucht werden muß, alle jene Einzelheiten herauszufinden, welche zur Festhaltung eines zusammenfassenden Bildes von der Araberin der Vorzeit notwendig sind. Es sind lediglich viele vereinzelte bunte Stifte eines unermeßlichen Mosaiks, deren wir gewahr werden. Der Zusammenhang fehlt. Aus dem gestaltenreichen Bilde treten nur ab und zu weibliche Charakterköpfe hervor. Wessen Geistes sie sind, wie sie leben und lieben, wie sie an den Schicksalen und Kämpfen ihrer männlichen Stammesgenossen Anteil nehmen, muß aus den zahlreichen Dichtungen zusammengetragen und zu einem möglichst konkreten Bilde vereinigt werden.

Wie wir wissen, war bei den Arabern der Vorzeit das Los des weiblichen Familiengliedes schon bei der Geburt ein düsteres, da nach der barbarischen Sitte den Mädchen der Tod drohte und noch dazu in der scheußlichen Form des Lebendig-Begrabenwerdens. Wir wollen annehmen, daß es immerhin nur Ausnahmsfälle waren. Im Widerspruch mit dieser Gepflogenheit steht die sonstige freie Stellung des Weibes, die poetische Verherrlichung der Jungfrau, das hohe Ansehen der durch Geist und sonstige Eigenschaften hervorragenden Frauen. In höchster Ehrung standen die Stammütter. Manche derselben ist sprichwörtlich in der Tradition geworden. So jene Fatma, welche zu den berühmtesten „Edelgebärerinnen“ (Mundschibat) zählte und allgemein die „Heldenmutter“ genannt wurde. Als man sie fragte, welcher ihrer Söhne den Vorzug verdiene, antwortete sie: „Rebi, der Stürmer? Nein ... Omara, der Geber? Nein ... Anas von den Reitern? Gott nehme mir alle drei, wenn ich weiß, welcher den Vorzug verdient“.

Mutterstolz fand nicht immer Befriedigung. Einen ungeratenen Sohn zu haben, war der größte Schmerz für ein Mutterherz. In ergreifenden Worten schildert Umm Thewab, wie sie ihr Söhnlein, das nackt, „ohne Flaum, wie ein Vöglein“, zur Welt kam, aufzog, wie er gedieh, „einem Palmstamme gleich“, und wie das mütterliche Auge über ihn wachte. Und nun, da er Mann geworden und sich ein Weib genommen, stößt er sie, die ihn geboren, vom wärmenden Feuer! Sie preist die Schwiegertochter, der sie die Worte abgelauscht, die sie ihrem Gatten zugeflüstert hatte: „Ei, laß' an unsrer Mutter tun, was sich gehört“.

Ein hervortretender Zug am altarabischen Weibe ist dessen kriegerischer Sinn. Rodeina, das Weib Samharis, eines halb mythischen Lanzenverfertigers, von welchem die Lanzen „Töchter Samharis“ hießen, pflegte, wenn der Mann von der Arbeit müde

Digitized by Google

war, oder sich auf dem Kriegspfade befand, eigenhändig diese Waffen zu verfertigen... Kensa, die Mutter Schamlas, harangiert diesen zur Fehde mit den Worten:

Auf, Schamla, schürz' dich, triff sie nur mit dem, was dich getroffen!
Du nimmst nicht Sühngeld, und nicht Ersatz bloß, will ich hoffen.



Die Frau des Scheich.

Und Leila von Achjal preist die Macht des Amru Ibn Elchali vom Geschlechte Mutarrif, dem der ganze Stamm Kaab Ibn Rebia gehorche, und dem kein Feind etwas werde anhaben können... Als diese Kaab die Ermordung des Ibn Majja ungesühnt laßen, verhöhnt dessen Weib die Schutzherren des Ermordeten, indem sie ihnen zuruft,

Digitized by Google

sie vermögen ihre Schmach so wenig zu verbergen, „wie eine graue Alte, die keine Haube hat." Sie empfiehlt ferner den Geschmähten, sich in Okaz zu zeigen, wo man ihre — kurzgestutzten Ohren bewundern werde.

In der „Hamasa"[1]) wird erzählt: Nubeischa Ibn Habib zog aus mit Reitern von den Banu Suleim, auf Rache gegen die Banu Firas. Als sie in der Nähe des Steinlandes Kenane waren, stießen sie bei Dhu Assal vor Emedsch auf Rebia Ibn Mukkedem, der einen reisenden Trupp Frauen seines Stammes, der Banu Firas, begleitete. Als dieser den Staub von weitem sah, sprach er zu den Frauen: Eilet zu entkommen, ich bin nicht sicher, daß dies nicht ein feindlicher Angriff ist. Verfolgt euren Weg, ich aber bleibe hinter dem Staube; und habe ich etwas für euch zu befürchten, so täusche ich sie und lenke sie vom Wege ab. Ihr aber wartet auf mich im Steinland am Hügel Gasal oder Osfan. Und sollte ich euch bei einem dieser Orte nicht mehr einholen, so setze ich voraus, daß ihr bereits bei eurem Volke angekommen. Darauf spornte er sein Pferd an; die Weiber aber sprachen untereinander: Rebia flieht. Und seine Schwester Umm Amru rief: O Grauen, ein Mann verläßt die Frauen! . . .

Da kehrte Rebia um und deckte die sich zurückziehenden Frauen. So oft er zu erlahmen drohte, feuerte ihn seine Mutter an. Endlich aber waren seine Pfeile erschöpft, sein Pferd versagte ihm den Gehorsam. Dennoch griff er die Verfolger mit Speer und Schwert an. Zu Tode verwundet, bat er seine Mutter um einen Trunk Wasser. Diese aber antwortete: „Du bist tot, das Wasser ist für die Lebenden." Da sprach er: „So verbinde mir meine Wunde." Sie tat es, indem sie ihren Schleier dazu benützte. Dann kämpfte Rebia weiter, während die Frauen fortzogen. Endlich hauchte er sein Leben aus, glitt aber nicht von dem stillstehenden Pferde herab, und die nachrückenden Feinde merkten es erst, als sie dicht an den toten Gegner herangekommen waren. Die Überlieferung setzt hinzu: Man kennt keinen Helden, der die Frauen beschützt, „lebend und tot", wie Rebia Ibn Mukkedem.

Wie zur Zeit des abendländischen Ritterwesens galt es auch unter den Arabern der Vorzeit für eine große Auszeichnung, durch den Mund eines hervorragenden Weibes Lob und Anerkennung für tapferes Verhalten zu ernten. Eine der berühmtesten Kampfrichterinnen und Dankspenderinnen, welche die Überlieferung bewahrt hat, war eine gewisse Selma vom Stamme der Banu Nehschel. Dieser Stamm wollte von niemand anderem zum Kampfe aufgerufen werden, als von Selma . . . Die Krieger von Dschuheina sangen ihrer Stammgenossin Rodeina, indem sie ihr, gleichsam als Kampfrichterin, ein Gefecht schilderten, das zwischen den Stämmen Dschuheina und Buhscha vorgefallen und worin beide Teile sich gleich gut gehalten hatten:

Wir grüßen dich, sei uns gegrüßt, Rodein'
Und unsere Ehrenspenderin sollst du sein.

Mitunter ergriff die kampflustigen Weiber eine an Wildheit grenzende Begeisterung. In dem Bruderkriege zwischen den Stämmen Bekr und Tagleb entblößte, als es zur Schlacht kam, eine der beiden Töchter Alfinds ihren Leib, um die Kämpfer anzuspornen, während die andere sich rühmte, die Tapferen zu begeistern, die Weichenden aber zu schrecken . . . Meist stimmten in solchen Situationen die Weiber Kriegsgesänge an und wir werden später sehen, wie in der Schlacht am Berge Ohod, wo der Prophet Mo-

[1]) Hamasa, I, 327.

Digitized by Google

hammed sich eine Schlappe holte, die Entscheidung nicht zuletzt durch den Schlachtenruf der koreischitischen Weiber herbeigeführt wurde.

Allerdings gab es auch Frauen, die dem Heldentume nicht so leidenschaftlich zugetan waren, und sich Erwägungen hingaben, denen eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden kann. Als Taabatta von Fehm, ein edler Recke, um ein Weib vom Stamme Abs freite, sagte dieses zu, wurde aber nach einiger Zeit anderen Sinnes. Als der Werber sie fragte, was sie abwendig gemacht hätte, antwortete das Weib: „Die Verbindung wäre wohl ehrenvoll, aber meine Leute sagen: was fängst du mit einem Manne an, der über kurz oder lang in einer seiner Fehden umkommen und dich zur Witwe machen wird?"

Von dem Werte der Frauenehre gibt die Überlieferung unzählige Beweise. Von einem gewissen Nafe Ibn Saad rühren die Worte her:

Wisse, oh Weib, daß wo mich ein Begehren
Reizt, ich doch vergesse nicht die Ehren.
Nie nachher beklag ich, was entgangen,
Doch zuvor such' ich es zu erlangen.

Und Hodschr Ibn Hajja rühmt sich, mit seiner Nachbarin stets vor aller Augen zu verkehren und wenn er mit ihr spricht, es mit lauter Stimme zu tun ... Der persische Quacksalber Feirus, der in einem Städtchen am Euphrat an Frauen vom Stamme der Kaiß Salben und Gewürze verkaufte, hatte sich erlaubt, eine der Käuferinnen auf der Rückseite zu tätscheln. Das Weib rief: „He, Abdallah Ibn Sebra!" Aber der Gerufene, einer der wildesten Raufbolde seiner Zeit, war nicht zur Stelle. Als ihm später der Zwischenfall zu Ohren kam, ließ ihn jener Ausruf nicht ruhen und er suchte den Quacksalber auf, um ihm das Messer in die Brust zu stoßen ... Ein anderes Mal — es war in einer syrischen Stadt — klagte ihm die Dienerin eines Mädchens, daß ein Taugenichts dieser letzteren nachstelle und ihren Ruf kompromittiere. Abdallah gab dem Weibe den Auftrag, den jungen Mann zu ihm zu entbieten. Als er bei dem Kaißiten eintrat, stach ihn dieser kurzweg nieder. Aber auch die Magd räumte er aus dem Wege und als darüber die Jungfrau klagte und jammerte, bedeutete ihr der Raufbold, es habe so sein müssen, denn das geschwätzige Weib würde früher oder später das Vorgefallene verraten haben. Dann ging er zu seinen Leuten, sammelte unter irgend einem Vorwande für das Mädchen Geld und übergab es ihm mit den Worten: „Kauf dir einen Knecht für die Magd."

Im übrigen weist das altarabische Frauenleben viele rein menschliche Züge auf, die vielleicht weniger zur Charakterisierung der Araberin als des Geschlechtes überhaupt dienen mögen. Immerhin sind sie bezeichnend für die damaligen freien Sitten und die allgemeine Lebensanschauung. Der ewige Born der Jugendlust entquillt auch dem steinigen Boden Arabiens. Wie Imrulkais gesungen, so trieben es seit jeher die Jünglinge und Lebemänner der Wüste: „Genieße das Leben, denn du bist bestimmt zu vergehen; schwelge, sei es in heiteren Gelagen, sei es bei schönen Weibern, die weiß sind, wie junge Antilopen, oder bräunlich wie (eherne) Götterbilder, gleichwohl, ob sie nun von den Züchtigen seien, oder von den Ausgelassenen." Und ein Wüstenrhapsode singt:

So gingen uns die Nächt' in Moschusdüften;
O Jugendlust, o rasche Flucht der Stunden!
Wo Sängerinnen bei den Zechern saßen,
Und Rehe, die an lauem Bad gesunden.

Digitized by Google

Ein anderer Sänger meint, daß nichts mehr sein junges Herz bewege, als Jugendreiz. Die verlorene Jugend zu beklagen, bildet daher vielfach das Thema der Dichter. Gewisse Redensarten werden stereotyp, wie: O, wie manche Reiterschar hab' ich zersprengt; wie manchen Becher geleert; wie manche holde Frau umfangen. Alkama beklagt das Alter als die Bitternis des Lebens; ihm sei von der Liebe des Weibes kein Teil beschert; die Frauen liefen „des Gutes voller Tränke" nach und nur „die frische Jugend ist ihnen lieb und wert".

Koketterie, Sehnsucht, Schwärmerei, der Reiz heimlicher Liebe: All das klingt und singt aus den altarabischen Liedern hervor, wie aus der erstbesten abendländischen Anthologie. Ist es nicht eine kunstgeübte arabische Kokette, von der die Verse Abdallah Ibn Eldumeinas Zeugnis geben? Er erzählt von einer Frauensänfte, an deren Seite ein Mann reitet, der „dreinschaut wie der Tod" und den Gruß des ihnen begegnenden Galans nur gezwungen und trotzig erwidert. Und als die Schöne, der die Annäherung galt, erkannte, um was es sich handeln dürfte, lüftete sie den Vorhang der Sänfte, und

Da schoß sie einen Blick mir — würd' ein Gewappneter
Gestreift von einem solchen, des Lebens wär er quitt —
Und einen Glanz des Auges, dem Flammenlicht der Wolke gleich,
Wenn sie zum Hochland, Regen kündend, hinüberglitt.

Ein ungenannter Sänger in der „Hamasa" meint:

Mein Stumpfnäschen tut nicht recht:
Ihr Nahesein ist Flucht,
Und mit Sehnsucht hat mich ihre
Ferne heimgesucht.

Dem Vertrauten tut sie fremde,
Und sie scheint allein
Eines jeden Freundin, welchen
Sie nicht liebt, zu sein.

Imrulkais legt einer seiner vielen Herzenserwählten die Worte in den Mund: „Wenn ich dir geize und dein Verlangen nicht befriedige, verdrießt es dich; bin ich aber willig, dann bereitet es dir Überdruß . . ." Und einer andern wirft er vor, daß sie ihm beharrlich getrotzt, in der Stunde der Trennung aber gleichwohl Tränen vergossen habe, „wie ein Bach im Felsenhang".

Ibn Elarabi führt einen Vers über die „Einteilung der Liebe" an, von dem er sagt, er sei einzig in seiner Art, aber seinen Verfasser kenne man nicht. Dieser Vers lautet:

Die Liebe ist dreierlei:
Liebe ein Herzensband,
Lieb' eine Heuchelei,
Und Lieb' ein Todesbrand.

Hussein Ibn Mutair drückt seine Verwunderung darüber aus, daß alle Mädchenköpfe sich nach ihm wenden, als sei er der einzige Verliebte auf der Welt. Man habe ihm eingeredet, er solle die Liebe lassen, denn sie bringe den Mann um den Verstand; er dagegen ist der Meinung, daß er ihn erst recht verlieren würde, wenn er die Liebe ließe . . . Sehr zart drückt der Dichter Abu Bekr von Sahra seine schwärmerische Neigung aus. Er preist den Rastort, wo er mit der Geliebten zusammengetroffen, die blühenden Bäume und den glänzenden Tau und die sonstige Lieblichkeit des Ortes. „Viele Wünsche wünschte ich da und du — warst in allen!" . . . Und Kuthejjir preist die Orte, wo die Geliebte abwechselnd wohnt, denn — sei's dort oder hier — „immer duftet von ihr dies und jenes Tal".

Digitized by Google



Arabisches Mädchen. II

Wenn man erwägt, welche Bedeutung die vielen von den wandernden Stämmen verlassenen und gelegentlich wieder aufgesuchten Weideplätze im Liebesleben der Araber spielen, wie die übermäßige Schwärmerei für solche Örtlichkeiten die sehnsüchtigsten

Digitized by Google

Klagen anstimmt, dann begreift man, wie in den Kassiden der Muallakat-Dichter die einleitenden Strophen, welche stets solchen Plätzen zärtlicher Erinnerungen gelten, zur unumstößlichen Regel wurden. Mitunter freilich trifft auch das Umgekehrte ein:

> Nicht der ist ein Verbannter, der aus seinem Lande schied,
> Verbannter ist, wer bleibt und die Geliebte scheiden sieht.[1])

Die Sehnsucht aber schärft die Sehkraft. Ein Überschwänglicher versichert seiner Majja, daß im Gedenken an sie ein Berg vor seinen Augen aufsteige, den er — nie zuvor gesehen ... Und Wadschiha (die Tochter des Aus von Daba), eine der wenigen wirklichen Dichterinnen der Araber, wünscht sich einen Südwind, damit er Grüße überbringe dem im Norden weilenden Geliebten, doch würde sie ihm gebieten, sich nicht mit Staub zu mischen; und dann wieder wünscht sie sich einen Nordwind, ihn zu befragen, ob der Ersehnte nicht schon auf dem Heimwege sei.

Wie man sieht, war in Altarabien nicht alles wilde Fehde, rohe Sinnlichkeit und eitle Selbstherrlichkeit; man verstand auch zu schwärmen, wie nur irgend zu einer Zeit abendländischer Hyperromantik. Dieselbe Wadschiha beklagt sich darüber, daß Tadlerinnen sie ihrer Liebe wegen bespötteln; sie wüßten nicht, welche Gewalt die Sehnsucht über die Seele habe. Wadschiha überträgt diese Sehnsucht auch auf den Ort, wo der Geliebte weilt und so kann man es ihr nicht verdenken, wenn sie die „Tamarisken Kostaibas“ (ihres Wohnortes) haßt.

Auf denselben Ton sind die Ergüsse heimlicher Liebe gestimmt. Ein Meister auf solchen Schleichwegen — Imrulkais — schildert das sehr hübsch[2]):

> Ich sandt' ihr einen Boten in tiefer Winternacht,
> Damit sie niemand höre, wenn sie sich aufgemacht.
>
> Sie kam langsamen Schrittes, vor'm Nachtweg bang, heran,
> Und mit zwei Seiten streifte sie an vier Mägdlein an,
>
> Die sie gelind antrieben, daß wie berauscht sie ging,
> Im Mark die Neige Schlummers, der sie noch erst umfing.
>
> Sie sprach, als ich die Kleider ihr nahm, als ob ein Reh
> Schlanknackig, dunkeläugig du schrecktest auf vom Klee:
>
> Beim Sterne deines Glückes, ja wär' ein Bote mir
> Gekommen außer deinen — doch was versagt' ich dir?
>
> Das Wild wich uns zur Seite, da lagen wir gestreckt,
> Zwei Toten gleich, von denen die Spur ist unentdeckt.
>
> Sie scheute zu berühren das Schwert am untern Rand,
> Und breitet auf mich leise ihr streifiges Gewand.
>
> Sie lehnte, wenn ein Schauer der Nacht sie überschlich,
> An eines Unerschrock'nen und holden Schulter sich.

Ein anderer Sänger rühmt sich, „ein Mägdlein von Munde süß“ an sich gedrückt zu haben, trotzdem es sorglich bewacht war ... Abu Katifa, der fern von Medina weilt, hat hier etwas Liebes zurückgelassen, und meint: manch Heimliches birgt Mancher, aber er erspürte es doch; was jedoch das Häuschen einschließt, in dem sein heimlich Schätzchen geborgen ist, das „erspürt kein Mensch im Leben“.

[1]) Ein ungenannter Dichter in der „Hamasa“, II., 105.

[2]) Imrulkais, Divan, XXXIII., 9 ff.

Digitized by Google

Damit wollen wir es mit den Annehmlichkeiten, welche den Arabern der Vorzeit das Liebesleben darbot, gut sein lassen. Die Beziehungen der Geschlechter — seien es die welch immer eines Volkes — beschränken sich aber nicht einzig nur auf die Erotik. Es wäre daher irrig, anzunehmen, den alten Arabern hätte das Geschlechtsleben eitel Wonne dargeboten. Im vorstehenden ist uns mancher weibliche Typenkopf in markanten Zügen entgegengetreten, aber das gezeichnete Bild zeigt vornehmlich nur die Lichtseiten an jenen Gestalten, die das Lied festgehalten und die Überlieferung den nachgefolgten Geschlechtern bewahrt hat. Dem hellen Lichte stehen tiefe Schatten gegenüber. Wie immer und überall im Familienleben der Völker, steht auch bei den Arabern das Glück neben der Sorge, die Liebe neben dem Haß, die Eintracht neben dem Hader. Die Rauhheit der Sitten schlägt häufig beim Weibe noch kräftiger durch, als beim Manne und neben dem schüchternen Beduinenmädchen mit den schwärmerischen Allüren, macht sich das derbe, ränkesüchtige, herrschbegierige Weib geltend. Auch Altarabien hatte seine Intriguantinnen und Xantippen, Frauen, mit denen die Hölle in das schwarze Filzzelt einzog, leichtfertige Dirnen und was dergleichen Charaktergestalten mehr sind.

Akel Elmorar, König von Kinda, der Ur-Ur-Großvater des Imrulkais, hatte wenig Glück in der Ehe. Er selbst sagte von seiner Frau, sie sei „hold von Augen und von Zunge", aber in ihrem Gemüte verberge sich jede Übeltat. Sie soll den Gatten bitter gehaßt haben. Die Überlieferung berichtet, daß sie sich über ihn wie folgt geäußert: Er ist so widerwärtig wie ein Kamel, das Bitterkraut gefressen hat und davon die Lippen verzieht. Daher der Name des gelästerten Königs (El morar = Bitterkraut). Kein Wunder, daß er zuweilen in eine trübe pessimistische Stimmung geriet: Von ihm rührt denn auch der Ausspruch her, daß die Liebe des Weibes „Wüstenrauch" sei.

Sehr fatal stand es um die Ehe des, wie es scheint, wenig mutigen Dichters Dschawwasch, den sein Weib öffentlich dafür verspottete, daß er seinen Rivalen fürchte. Der Gelästerte blieb die Antwort nicht schuldig und kennzeichnete den ganzen Stamm der Anidha, welchem sein Weib angehörte, dahin: nennt man das schlechteste der Geschlechter, so ist es das der Anidhas. Sie sind Fettwanste, tragen schmutzige Kleider und haben Haare wie Vogelmist ... Dem edlen Abdallah Ibn Aufa vom Stamme der Chosaa, ging es nicht besser. Er hatte die Tochter Mutasas gefreit, aber halb und halb gezwungen, und das ward ihm zum Schaden. Der Hader zwischen ihnen muß arg gewesen sein, denn der Mann nennt die Holde einen „bissigen Hund", einen Schmutzfink und Saufaus, dessen Durst niemals zu löschen ist. Außerdem war sie klatschsüchtig und derart widerspenstig, daß sie Verbotenes nicht gelassen haben würde, hätten selbst gezückte Lanzen ihr entgegengestanden.

Schlaflose Nächte bereitete die Tochter Mundhirs ihrem Gatten Said Elfawaris. Es waren wohl Gardinenpredigten in arabischem Stil, welche der Gescholtene über sich ergehen lassen mußte. Frohgemut im Kampfe, kehrt er verdrossen in sein Zelt zurück, von dem seine Genossen sich fernhalten ... Ibn Eldumeina klagt sein Weib Umama mit folgenden Versen an:

Du bist's, die mich treibt zu reiten in so früher Stunde,
Wenn die Kraniche noch schlafend ruh'n im Felsengrunde,
Du bist's, die das Herz zerstückt mir hat mit scharfem Schnitte,
Und den Schorf frisch aufgerissen der vernarbten Wunde.
Du bist's, die mit allen meinen Leuten mich verfeindet,
Daß die nächsten gegen mich nur würgt ihr Groll im Schlunde.

Digitized by Google

Schlagfertig antwortet Umama:

Du bist's, der gebrochen, was du schwurst in meinem Bunde,
Und zum Märchen mich gemacht in schadenfrohem Munde;
Der mich ausgesetzt den Leuten, und im Schuß der Pfeile
Mich gelassen, während du davongingst, der Gesunde.
Wahrlich, wenn im Ernst ein Wort den Leib verwunden könnte,
Wäre von Verleumderwort der meine Wund' an Wunde.

Das Weib des Kutada Ibn Mogrib vergleicht dessen Mund mit dem Schlund des Drachen, und Kensa, die Mutter des Schamla von Minkar, preist die Töchter der Wüste, ausgenommen Majja, die Geliebte des Dichters Dhulrumna. Wohl ist ihr Antlitz lieblich und betörend, was aber „unter ihrem Kleide" sich verbirgt, ist Schmach; und sie setzt boshaft hinzu: sähe der arme Dichter einmal seine Erkorene im Zustande, wie sie Gott erschaffen — befreit wäre er von Seufzern und Liebesqual.

Diese Proben mögen genügen, um darzutun, wie es zuweilen mit dem ehelichen Frieden im Zelte aussah, oder wie es mit dem Liebesglücke derjenigen bestellt war, die zum Ziele des Spottes der Lästermäuler wurden. Der Tod aber glich, wie überall sonst, auch hier die Gegensätze aus. Es war gewissermaßen ein Vorrecht der Araberinnen, verdienten Männern oder geliebten Angehörigen an der Bahre den Preis des Lobes zu singen. Solche „Todtenklagen"[1]) beschränkten sich aber nicht lediglich auf den Augenblick, sondern wurden fortgesetzt angestimmt, sei's um das Andenken eines Teuren in lebendiger Erinnerung zu erhalten, oder zur Sühne eines an dem Verstorbenen begangenen verräterischen Mordes aufzurufen. Manche dieser Gedichte sind Äußerungen leidenschaftlicher Erregung, von einem tragischen Pathos getragen, andere klingen in schwermütige Resignation aus, oder sie haben das Gepräge einer gewissen schwärmerischen Überschwenglichkeit. So vergleicht Fatma, die Tochter des Adschham von Chosaa ihren verstorbenen Gatten Eldscherrah mit einem Berge, in dessen Schatten sie sich barg; und nun steht sie im freien Felde, wo es ihr an Schutz und Schirm gebricht. Sie muß sich vor Niedrigen demütigen und hat Mühe „manch argen Wichtes" sich zu erwehren. Fatma hat auch den Tod ihrer jung und kinderlos verstorbenen Brüder beklagt und die Quelle gepriesen, an der sie verweilt. Keiner, wie hoch er stünde, wird an diesem Born vorübergehen, ohne in der Erinnerung an die Heimgegangenen dort zu verweilen ... Schmerzlich bewegt gedenkt Muweilik Elmesmum seiner entschlafenen Gattin, deren zärtliche Fürsorge er nunmehr entbehren wird, wie sie die „kleinen Mitleidswürdigen" entbehren müssen, deren Weinen in nächtlicher Stunde ihm Tränen in die Augen preßt. Umm Elala war doch sonst so scheu und furchtsam, und jetzt ist sie eingekehrt an einem Ort, „dem selbst die Tapfersten nicht ohne Beben nahen".

Zum Schlusse drängt sich uns die gewiß sehr berechtigte Frage auf, wie es mit dem arabischen Schönheitsideal bestellt war. Daß wir auch in diesem Falle ausschließlich auf die alten Dichtungen angewiesen sind, liegt nahe genug. Freilich hat man es hier vielfach mit Übertreibungen zu tun, oder mit hyperbolischen Vergleichen, wie sie vom Hohen Lied her allgemein bekannt sind. Als besonders anziehend galten die Grübchen am Kinn und die scharf ausgeprägte Vertiefung unter der Nase, welche die Oberlippe teilt. Das Gesicht pflegte man häufig mit der vollen Mondesscheibe zu vergleichen, das Haar mit dem Nachtschatten, der über den „aufsteigenden Tag" (das Antlitz)

[1]) Hamasa, I, 287–428.

Digitized by Google

gebreitet ist. Für die Augen gaben die der Antilope das vergleichende Bild ab. Imrulkais[1]) kennzeichnet den Blick seiner Geliebten Schamus, indem er sagt, „sie schaute mich mit Augen an, wie sie ein dunkelsterniges Reh nach seinem Jungen kehrt“. Obwohl man die Umgebung der Augen, vornehmlich das untere Lid, zu schminken pflegte, gab es doch Frauen, welche dies verschmähten. Der Dichter Thabit preist seine Erwählte, weil sie mit Hohn von der „Augensalbe“ (Ithmid) spricht, und sagt:

Ihr Auge ist wie das Auge der Gazelle,
Das unterm Wimpernsaume dunkelhelle.

Das Auge mußte, um schön genannt zu werden, tief dunkel, in tauigem Schmelz leuchtend, sein. Blaue Augen, ohnedem ein seltener Fall, galten als ein bemerkenswerter Schönheitsfehler, obwohl eine Eignerin solcher Augen — „Zerka“, die „Blauäugige“ — vielgepriesen ist im Liede. Im allgemeinen hielt man blaue oder grüne Augen für das Kennzeichen der barbarischen Schönen der außerarabischen Länder, zumal des Nordens.

Eine große Anziehungskraft für das Kennertum weiblicher Reize hatte der Mund. Antara[2]) sagt vom schönen Frauenmunde, er sei wie ein süßer Trank, duftend wie ein Gewürzladen, „ein Frühlingsgarten von frischbetauter Flur“. Den Hals vergleicht er mit dem eines jungen Rehs ... Die Nase liebte man „sanft gekrümmt, wie eine Säbelspitze“, die Lenden voll und rund, „wie Sandhügel“, die Hände schlank und schmal, mit feingegliederten, knöchelglatten Fingern.

Schlankheit und Ebenmaß der Glieder galten vornehmlich als Kennzeichen edler Abkunft. Meist verglich man einen schönen Frauenkörper mit dem Wuchs der Palme. Von seiner Geliebten Ruweika sagt Sijad Ben Hamal:

Sie, deren Haar so schwarz ist, und das Schlüsselbein so weiß,
So rund der Arm, und der Wuchs ein ragender Baum.

Und Ibn Eltathrijja preist die „Maid von Okail“, deren Wuchs aus den üppigen Lenden hervorwächst, der Palme zwischen Sandhügeln zu vergleichen. Imrulkais' Fatma ist „schlankwüchsig und schwellend“ und Elhakam von Elchodr sagt von seiner Schönen, daß deren Oberkleid „die Schlankheit“, deren Unterkleid „die Fülle“ sich erkor.

Die Araber liebten (und lieben) die starken Wohlgerüche. Kein Wunder also, daß auch in den Liebesliedern der Dichter das „Moschusfläschchen“ eine große Rolle spielt und die Vergleiche mit diesem betäubenden Wohlgeruche bis zum Überdruß sich häufen ...

Was die Kleidung anbetrifft, die dem Schnitte nach sehr einfach war, liebten die edlen Frauen grelle feine Stoffe, meist mit auffallender Streifung, das Überkleid mit einem Gürtel zusammengehalten. Selbstverständlich entbehrten sie auch des Schmuckes nicht, obwohl in den Dichtungen selten davon die Rede ist. Ein Sänger der Banu Essad, der von seiner geliebten Taiba „Gewährung erhofft wie ein Verdurstender“, nennt sie „ein milchweißes Rehkalb, den Busen geschmückt mit dem doppelten Gehänge von Silber und Perlen“.

Abenteuer, Krieg und Liebe sind die starken Anregungen, welche das Leben des freien Arabers von der Mannesreife bis zum gebrechlichen Alter begleiteten. Von der

[1]) Imrulkais: Divan, XXXII, 9–11.
[2]) In seiner Muallaka, 4.
[3]) Hamasa, II, 155.

Liebe aber dürfen wir sagen, daß sie tiefer als bei irgend einem anderen morgenländischen Volke die geistigen Kräfte bewegte und der erste und mächtigste Ansporn zu jenem reichen dichterischen Schaffen war, in welchem das Seelenleben der Araber sich so charakteristisch widerspiegelt. Der Weideplatz, den die Stämme aufsuchten, bot Gelegenheit, zarte Beziehung anzuknüpfen, und mußte er, einmal erschöpft, wieder verlassen werden, so wurde manches Band zerrissen, mancher Traum vernichtet. Die Freizügigkeit des Mannes aber führte ihn dann auf den Pfad des Abenteuers, unter Umständen zu blutiger Fehde, in der er sich die Erwählte seines Herzens erwarb, oder ihretwegen verblutete ...

So war es alle Zeit hindurch, und was diese kräftigen Naturkinder bewegte, hat sich in einem glitzernden Schleier von Liedern und Sagen auf sie niedergelassen.



Altarabische (kufische) Grabschrift.

Digitized by Google



Mekkapilger. Nach dem Gemälde von L. Belly. (Louvre-Museum.)

Zweiter Abschnitt.

Von Mohammed bis zu den Abbassiden.

Der altarabische Götterhimmel beherbergte drei weibliche Gottheiten, die sich besonderer Verehrung erfreuten: Ozza und ihre beiden Töchter Lat und Manah. Sie waren „Schicksalsgöttinnen". Darauf weist schon ihre Bezeichnung als „Gharanyk" hin, was so viel als „Schwäne" bedeutet. Kein Wunder also, daß nachmals der Prophet Mohammed[1]) sie den Engeln zugesellte. Der Gesandte Gottes, der den Einheitsglauben an Stelle des alten Götzendienstes setzen sollte, war also selber rückfällig geworden. Allerdings heißt es, daß er schon tags darauf infolge Einschreitens des Erzengels Gabriel widerrufen habe. Ja, er tat noch ein übriges: von jener „teuflischen Eingebung" wieder frei, verfolgte er mit seinem Spotte die Vorstellung, daß jene Göttinnen „Töchter Gottes" seien. Es war ihm unfaßlich, daß Menschen Söhne haben sollten, Er, der Allerhöchste, aber nur Töchter.

Diese Auffassung ist bezeichnend für die altarabischen Anschauungen in Bezug auf das weibliche Geschlecht. Alle Romantik, aller Liebeszauber und die ritterliche Art, mit welcher die Edlen dieses Volkes der schöneren Hälfte desselben begegneten, haben nicht vermocht, die für die letztere so demütigende Anschauung zu beseitigen. Wir wissen, daß es bei den alten Arabern für ein Unglück galt, mit Töchtern beschenkt zu werden. Vor Mohammed war es ganz allgemein Sitte, neugeborene Mädchen sofort lebendig zu be-

[1]) A. Sprenger: „Leben und Lehre Mohammeds". – G. Weil: „Ibn Ishaks Leben Mohammeds". – Derselbe: „Geschichte der islamitischen Völker". – Derselbe: „Geschichte der Chalifen". – Th. Nöldeke: „Das Leben Mohammeds". – L. Krehl: „Das Leben und die Lehre Mohammeds". – H. Grimme: „Mohammed". – v. Kremer: „Die herrschenden Ideen des Islam". – Derselbe: „Kulturgeschichte des Orients unter den Chalifen". – A. Müller: „Der Islam im Morgen- und Abendlande". – J. Goldziher: „Mohammedanische Studien". – J. Wellhausen: „Muhammed in Medina". (Vakidi's Kitab al Maghazi). – Derselbe: „Prolegomena zur ältesten Geschichte des Islam". – F. Wüstenfeld: „Die Chroniken der Stadt Mekka". – v. Maltzan: „Meine Wallfahrt nach Mekka".

graben. Merkwürdig hierbei ist, daß die Frauen selber dieser Anschauung huldigten. Hierüber legt die folgende Erzählung in der „Hamasa“ [1]) Zeugnis ab:

> Morra Ben Auf hatte zum Weibe Muleika, Tochter des Melek von Morra, und von ihr einen Sohn. Da ging er aus zu freien und freite die Harkafa von Balwa. Doch diese sprach: Ich heirate dich nicht, bis du mir versprichst, keine andere zu mir hinzuzunehmen. Und er schwor es ihr bei den beiden Töchtern Ozzas ... Dann zog er mit ihr heimwärts, bis man das Feuer seines Zeltes erblickte. Da sprach Harkafa: Was ist das für ein Feuer? Und er antwortete: Das Feuer meines Sohnes und meines Weibes. Sie sprach: Wie, ein Betrug am Nachtreisenden? (Sprichwörtlich.) Er aber entgegnete: Nicht dich habe ich betrogen, sondern die vor dir. Da sprach sie: Nun, bei Gott, dieses Feuer will ich zu Feuern zerbrennen ... Und sie weilte bei ihm und ward guter Hoffnung mit Sarma (das ist „Zertrennung“). Doch auch Muleika war gesegneten Leibes. Da ging Harkafa zu Morra und sprach: O Morra, scheide dich von Muleika, ehe sie dich schändet, denn sie wird dir ein Mädchen unhold und mißgestaltet bringen ... Da geriet Morra in Furcht. Und als Muleika der schweren Stunde entgegensah, erwartete Morra in Angst die Nachricht, ob es ein Knabe oder ein Mädchen sei. Da rief er: Was ist es, Muleika? Und sie antwortete nicht, sondern fragte ihrerseits: Was hat dir die Böse gesagt? Er sprach: Sie hat gesagt, du würdest mir ein Mädchen bringen, unhold und mißgestaltet. Muleika aber entgegnete: Sie hat gelogen, ich habe ihren Ärger geboren ... Und so ward der Knabe „Gaith“, das ist „Ärger“, genannt.

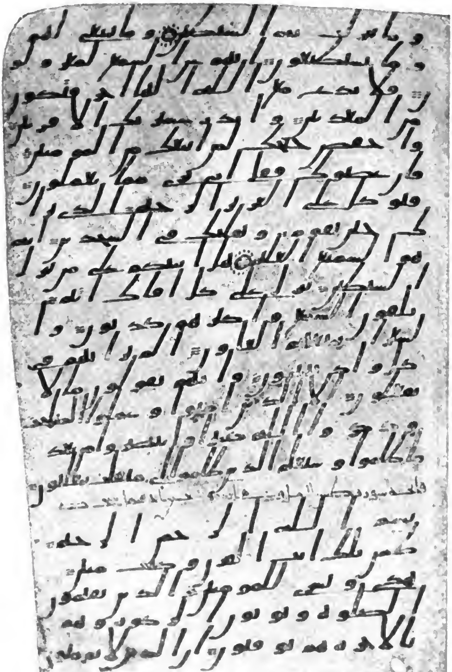
Die Araber sagen: „Der Tod ist der beste Freier“ und weiter: „Das Grab ist ein guter Eidam“. In der Vorzeit behaupteten sie auch: „Töchter ins Grab legen ist ein Ehrensegen ...“ Daraus kann man ersehen, daß die Sitte der heidnischen Araber, ihre neugeborenen Töchter lebendig zu begraben, doch anderen Beweggründen, als lediglich der Gefühllosigkeit und der Verachtung des weiblichen Geschlechtes entsprang. Die meist hungernden und oft verhungernden Wüstenbewohner, die ihr Leben unter Not und Gefahr hinkämpfen, mochten in der Tat den Tod, den sie selber nicht fürchteten, für ihre gänzlich hilflosen Töchter als eine Wohltat angesehen haben. Der Irrtum, dem sie hierbei ergeben waren, bestand eben in dem gewaltsamen Eingriff, den sie sich in das Walten des Schicksals anmaßten.

Wir haben gesehen, daß die weiblichen Gottheiten Ozza, Lat und Manah, welche insbesondere unter den Frauen der heidnischen Araber hohes Ansehen genossen, aber auch von den Männern in allen Frauenangelegenheiten zum Zeugen angerufen wurden, selbst vor dem Propheten Mohammed Gnade fanden. Der Widerruf erscheint umso erklärlicher, als schon ein Vorläufer Mohammeds im Einheitsglauben, Zeid Ibn Amr, erklärt hatte: „Ich glaube nicht an Ozza, noch an ihre zwei Töchter“. Das mußte der Prophet wissen, da er bei Antritt seiner göttlichen Sendung diesen Zeid als einen der Auserwählten des alleinigen Gottes erklärte. Der Widerspruch war also offenbar und so beeilte sich Mohammed, die Erinnerung an die weiblichen Gottheiten auszutilgen. Einen besonderen Anlaß hierzu boten die Bewohner von Taif im Südosten von Mekka, welche sich am hartnäckigsten der neuen Lehre entgegensetzten und als sie endlich gezwungen waren, nachzugeben, dennoch verlangten, daß die Stadt ihre Göttin Lat noch ein Jahr behalten dürfe. Der Prophet war geneigt einzuwilligen, als einer seiner Gefährten Abscheu über diese Nachgiebigkeit äußerte. So wurde denn das Götzenbild der Lat zertrümmert, trotz der verzweifelten Abwehr und des Jammergeschreies der zusammengeströmten Weiber.

[1]) Hamasa, I, 124.

Digitized by Google

Wenn wir uns fragen, welche Bedeutung das Auftreten Mohammeds und die Begründung des Islam für die Frauen und das Familienleben hatte, so ist nicht zu leugnen, daß der Prophet, so lange nicht persönliche Motive schädigend in seine Maßnahmen eingriffen, das Verdienst für sich beanspruchen darf, ein Wohltäter der Menschheit im Gebiete der arabischen Rasse gewesen zu sein. Das von ihm geschaffene gemeinsame Gesetz für alle Bekenner des Islam war eine mächtige und wirksame Schranke gegen die bis dahin bestandene Gesetzlosigkeit, welche ihren Ausdruck in der Selbsthilfe und in den von der Tradition gestützten Forderungen der Blutrache fand. Mohammed hatte verkündet, daß eine Zeit kommen werde, in der eine Frau, ohne irgendwelche Gefährdung befürchten zu müssen, allein auf ihrem Kamel vom Euphrat bis zum Heiligtum von Mekka werde reisen können. Allerdings konnte der Prophet den tief eingewurzelten Gegensatz zwischen Süd- und Nordarabern, der auch weiterhin, und zwar im erhöhten Maße, zur Geltung kam, als die arabischen Eroberer ganz Vorderasien, Teile von Mittel- und Südasien und den Nordrand Afrikas in ihre Gewalt bekamen, nicht beseitigen. Hie Jemeniden — hie Modhariden war der Kampfruf, der gerade in den glänzendsten Zeiten des Islam die wildesten



Faksimile einer Seite aus einer Koranhandschrift aus dem 8. Jahrh. (Publ. of the Pal. Soc.)

Digitized by Google

Leidenschaften entfachte. Das Gebiet von Damaskus wurde einmal zwei Jahre lang Schauplatz eines erbitterten Krieges, weil ein Modharide eine Melone im Garten eines Jemeniden gepflückt hatte; und im fernen Spanien floß das Blut in Strömen während sieben Jahren, weil ein Modharide (in Murcia), in Gedanken versunken, im Weingarten eines Jemeniden ein Rebenblatt abgerissen hatte.

Es ist mit Recht hervorgehoben worden, daß Mohammed mehr Sozialist als Mystiker war. Die Ausbeutung der ärmeren Klassen in Mekka erregt seinen Zorn; er wettert gegen die Leuteschinder, Betrüger und Wucherer, welche lediglich nur auf die Vergrößerung ihrer Reichtümer bedacht seien, kein Mitgefühl für die Armen hätten und die Waisen und Enterbten im Elend zu Grunde gehen ließen. Daher die flammenden Worte im Koran, welche gegen Härte und Stolz, Hochmut und Verschwendung, Geiz, Verleumdung und andere Laster gerichtet sind. Ganz besonders aber ist es das Los der Frauen und der Sklaven, welches dem Propheten am Herzen lag. Begreiflich, denn er bekundete eine große Neigung zu dem anderen Geschlechte und wir werden im Verlaufe unserer Darstellung sehen, daß persönliche Erfahrungen in allen von ihm getroffenen Maßnahmen entscheidend waren. Wenn man ihm aber außerhalb des arabischen Gesichtskreises den Vorwurf gemacht hat, daß er die Polygamie nicht beseitigte, wäre es ungerecht, dies auf vorstehend betonte Neigung rückzuführen. Die Gründe lagen, wie wir sofort ausführen wollen, tiefer.

Nichts wäre irriger, als die Voraussetzung, die Polygamie unter den heidnischen Arabern sei geschlechtlichen Bedürfnissen entsprungen. Eine solche Annahme widerspräche dem Geiste des altarabischen Frauenkultus, der ritterlichen Gesinnung, welche die alten, wüstengeborenen Araber dem weiblichen Geschlechte entgegenbrachten und den keineswegs verlockenden Annehmlichkeiten, die man dem Besitzer mehrerer Frauen so obenhin zuschreiben möchte. Ein alter Schriftsteller sagt: „Der echte Araber hatte nur eine Geliebte, und von der ließ er nicht ab bis zum Tode, und dasselbe gilt von ihr.“ [1]) Die in der Einleitung zu diesem Kapitel erzählte Geschichte von der zweiten Heirat des Morra Ben Auf gibt ein Beispiel, wie die Frauen selber es mit der Polygamie hielten. Das Verlangen eines weiblichen Wesens, die Liebe des Mannes nicht mit einer zweiten Genossin, oder mehreren derselben, zu teilen, ist ein rein menschliches; es ist nicht einzusehen, weshalb dies bei den freien Araberinnen, die zudem auch ein starkes Maß von Selbstgefühl und der Schätzung des eigenen Wertes besaßen, von welchen nachmals die Haremsbewohnerinnen keine Ahnung hatten, anders gewesen sein sollte.

Im allgemeinen ist die Polygamie eine Erscheinung, die im Orient von altersher eingebürgert war. Die Vorbilder finden sich schon bei den ältesten Kulturvölkern und wenn ein Sardanapal sich mit seinem Weibertrosse freiwillig dem Feuertode ergibt, persische Großkönige und Satrapen mit ihren Harems prunken und König Salomo alle Weisheit in den Armen zahlreicher schöner Weiber findet, so spiegelt sich in diesem Sachverhalte ein Zustand wider, der im Völkerleben des Altertums begründet war. Freilich handelt es sich hierbei vornehmlich um die Großen und Mächtigen jener glanzvollen Reiche und Dynastien, deren Beispiel schwerlich in den breiten Schichten der Bevölkerung, die mit ihrem Geldbeutel zu rechnen hatten, Nachahmung gefunden haben dürfte. Diese Verhältnisse liegen ja im großen und ganzen auch heute noch ganz so wie in der Vorzeit.

Wie unvereinbar diese Erscheinung mit dem Wesen des alten Arabers ist, liegt auf der Hand. Des Lebens Not, die Gefahren des Kampfes, die mobile Lebensweise, welche

[1]) Kitab almowashshâ (bei v. Kremer, a. a. O. II, 119).

die unsteten Wüstenkinder logischerweise von allem überflüssigen Aufwande abhielt: das, und manches andere, beweist, daß die Polygamie unter diesem Volke einen anderen Grund hatte. In der Tat waren die alten Araber sozusagen Zwangs-Polygamisten. Man vergesse nicht, daß Innerarabien das große Reservoir war, aus welchem die überschüssige Bevölkerung von Fall zu Fall abströmte, ohne daß hierdurch das Stammland entvölkert worden wäre, weil die — um uns so auszudrücken — erbgesessenen Geschlechter in der Heimat verblieben. Zweck dieses Festhaltens am Mutterlande war, den Verlust zu ersetzen. Dies konnte selbstverständlich nur durch eine zahlreiche Nachkommenschaft geschehen und damit wieder hängt die Polygamie zusammen. Allerdings war das Abstoßen einer mehr oder weniger zahlreichen Stammesbevölkerung in diesem Falle die Wirkung, welche die Polygamie zur Ursache hatte. Ihrem eigentlichen Zwecke nach sollte die letztere vorerst zur Kräftigung der Stämme, zur Knüpfung einflußreicher und mächtiger Familienbeziehungen dienen, ein Bestreben, das sich als umso zwingender erwies, je härter sich die Lebensverhältnisse infolge der immerwährenden Stammesfehden und der zahlreichen Opfer, welche die Blutrache forderte, gestalteten. Nicht Üppigkeit und Verlangen nach erotischen Zerstreuungen, sondern das Gebot der Selbsterhaltung bedingte eine Einrichtung, die nachmals diese Bedeutung gänzlich verloren hatte. Was in der Vorzeit und während des Aufblühens der islamitischen Macht als eine kluge, wohlerwogene Maßregel gelten konnte, wurde später durch die sinnlos unbeschränkte, den Adel der Abstammung verleugnende Haremswirtschaft zu einem Krebsschaden, welcher die von kraftvollen Händen zusammengeschweißten Staaten wieder zerstörte.

Der Adel der Abstammung, der vorstehend flüchtig berührt wurde, hatte im gesamten Umfange des alten Orients nirgends so viel Geltung wie im heidnischen Arabien und in der Zeit des Erstarkens des Islam.[1]) Es lag also im Interesse der Stammhalter berühmter Geschlechter, welche unter den obwaltenden Umständen die Kristallisationspunkte waren, an welche sich Stämme und Stammesgemeinschaften angliederten, möglichst zahlreiche kampftüchtige Männer zu hinterlassen und die kriegerischen Traditionen der Vorfahren zu wahren. Dies ist auch der Grund, weshalb unter den alten Arabern Mischehen fast gar nicht vorkamen. Gerade in der Glanzzeit des Islams aber, die sich auf die ungeheuere Vermehrung stützte, welche die arabische Rasse auf ihren Eroberungszügen erfahren hatte, ließ man die Blutreinheit außer Acht, wodurch jenes üppigwuchernde Bastardentum sich entwickelte, das den Untergang des Geschaffenen vorbereitete. So war schon im zweiten Jahrhundert des Islam die Zahl der Nachkommen des Geschlechtes der Ommejaden eine so große, daß nicht weniger als 10.000 derselben an der Berberschlacht am Sebu-Flusse im fernen Marokko teilnahmen; und in der Zeit des abbassidischen Chalifen Mamun war die Nachkommenschaft dieses Hauses derart angewachsen, daß man — wie Masudy versichert — nicht weniger als 33.000 Abkömmlinge zählte ... Bezeichnend für den gesunden Kern der arabischen Rasse ist, daß diese Entartung keineswegs auf das Mutterland rückwirkte. Der Islam hat hierselbst die uralten Traditionen der Blutreinheit der führenden Geschlechter nicht zu beeinflussen vermocht ...

Was die Frauen zur Zeit Mohammeds anbelangt, interessieren uns zunächst diejenigen, welche in unmittelbaren verwandtschaftlichen oder ehelichen Beziehungen zum Propheten standen. Mohammed war bekanntlich ein posthumes Kind; sein Vater Abdallah war auf der Rückkehr von einer Karawanenreise nach Syrien zu Medina gestorben, noch bevor das Kind zur Welt kam (im Frühjahr 571). Die junge Mutter, Amina, war

[1]) Zahlreiche Belege hierfür in der „Hamasa": I. 68 96 107 II. 256 261 263 267 287 305 u. s. w.

Digitized by Google

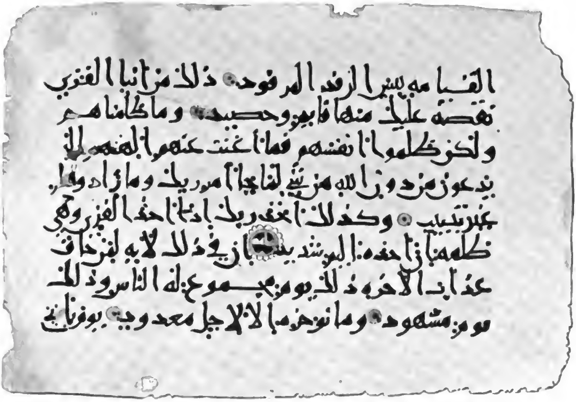
schwach und kränklich und nicht imstande, ihr Kind zu stillen. Deshalb suchte sie eine Amme, die indes schwer zu finden war, da die junge Witwe Abdallahs über ein nur kärgliches Einkommen verfügte. Unter den Beduinenfrauen, welche regelmäßig nach Mekka kamen, um Säuglinge zu suchen, fand sich keine, welche des armen Waisenkindes sich angenommen hätte, bis zuletzt eine gewisse Alyma, vom Stamme der Saad, in Ermanglung einer besseren Aquisition sich mit dem kleinen Mohammed zufrieden gab. Die moslemische Tradition hat nicht versäumt, diese Frau, welche sich des Gottgesandten angenommen, mit den Schleiern des Wunderglaubens zu umweben und die Erinnerung an sie durch alle Zeiten zu bewahren.

Durch das ungebundene und gesunde Leben in der Wüste war der Knabe Mohammed erstarkt und so konnte es Amina wagen, ihn zu sich zu nehmen. Sie reiste zu Verwandten nach Medina, starb aber auf der Rückkehr. Nun fiel alle Sorge auf die treue Sklavin Umm Ayman, welche den Knaben zu dessen Großvater (väterlicher Seite) Abd-al-Mottalib brachte. Der alte Mann liebte das Kind sehr und empfahl es, als er verschied, der Fürsorge seines Sohnes Abu Talib, der allerdings selber reichlich mit Kindern gesegnet war. Es ist daher begreiflich, daß Mohammed keine besonders erfreuliche Jugend hatte. Im Hause Abu Talibs gab es schmale Kost, und der künftige Religionsstifter legte keine besondere Verwendbarkeit an den Tag. Dem Oheim konnte es daher nur genehm sein, als der junge Mohammed sich die Erlaubnis erbat, auf Reisen zu gehen, zunächst als Begleiter einer mekkanischen Handelskarawane. Wahrscheinlich fungierte er auf dieser seiner ersten Reise als Kameltreiber. Auf einem zweiten solchen Ausfluge kam er nach Boßra in Syrien, wie es heißt, im Alter von zwölf Jahren, und hier sollte eine tiefgehende Veränderung in seinen Lebensverhältnissen platzgreifen. Er trat nämlich als Handelsgehilfe in die Dienste der reichen Witwe Kadidscha, welche damals ungefähr siebenundzwanzig Jahre alt war. Dreizehn Jahre später wurden die beiden ein Paar, trotz des Widerstrebens seitens des Vaters der nach arabischen Begriffen keineswegs mehr jungen Witwe, der diese Ehe als durchaus ungeziemend fand. Mehr als einmal hatte Kadidschas Vater die Hand seiner Tochter vornehmen Bewerbern der Koreisch abgeschlagen; und jetzt sollte ein einfacher Handelsdiener sein Ziel erreichen. Kadidscha aber griff zu einer List. Sie machte den Vater trunken, zog ihm ein Hochzeitskleid an und als er wieder aufwachte und fragte, was das bedeute, mußte er von seiner Tochter hören, er habe sie mit Mohammed verheiratet. Nun war die Entrüstung groß, doch wurde die Sache schließlich in Güte beigelegt und die Ehe war glücklich genug. Trotz des Altersunterschiedes und der abstoßenden Häßlichkeit, zu welcher wenigstens heutzutage die Araberinnen im vorgerückten Alter gedeihen, blieb Mohammed seiner (bereits zweimal vermählt gewesenen) Kadidscha musterhaft treu, und nahm oder durfte vielmehr keine andere Frau nehmen, so lange sie lebte. Die Ehe währte vierundzwanzig Jahre und Kadidscha nahm großen Einfluß auf die göttliche Sendung ihres Gatten. Er hatte sechs Kinder von ihr, darunter zwei Knaben, welche frühzeitig starben. Die Töchter wurden verheiratet (eine an einen Heiden noch vor Mohammeds Auftreten als Prophet), aber nur durch die jüngste, Fatma (nachmals mit Ali, Abu Talibs Sohn, vermählt), hat des Propheten Stamm sich erhalten.

Kadidscha starb im Sommer 619. Sie war die erste Gläubige gewesen. Um diese Zeit scheint sich Mohammed nicht viel um die Frauen gekümmert zu haben, sehr im Gegensatze zu seinem Verhalten in späteren Jahren, das seinem „Harem" immer wieder neuen Zuzug brachte. Wir wollen die hervorragendsten Gattinnen Mohammeds, welche

Digitized by Google

zu Zeiten in dessen Prophetenberuf mehr oder weniger durch stürmische häusliche Szenen störend eingriffen, hier der Reihe nach nennen: Zeinab, ein stilles, mildtätiges Wesen, Hafsa, die Tochter Omars, des nachmaligen Begründers der islamitischen Weltherrschaft, Salama, bekannt wegen ihrer Munterkeit, Dschowaridscha, die graziöseste und die Jüdin Safija, die schönste Frau des Propheten. Sie gehörte — neben einer zweiten Jüdin, die er zur Gattin nahm — zu der Kriegsbeute Mohammeds aus der zerstörten Judenstadt Chaibar. Diese andere Jüdin hieß Raihana. Die vornehmste der Frauen des Propheten war Asma aus dem Königsstamme der Kinditen. Schließlich ist Miriem zu nennen, die Koptin, welche dem Propheten einen Sohn gebar, der aber frühzeitig starb.



Faksimile einer Seite aus einer Koranhandschrift aus dem 10. Jahrhundert. 11. Sure („Hud"), 100. Vers. (Pariser Nationalbibliothek.)

Die erste Frau, welche der Gottgesandte nach Kadidschas Heimgang freite, war gleichfalls eine Witwe, namens Sawda. Sie war es, welche den aus Mekka fliehenden Propheten (14. September 622, später auf den 21. Juli zurückdatiert) nach Medina begleitete. Sie war dem Gatten außerordentlich ergeben, wurde aber bald zurückgesetzt, um der jungen Aïscha willen, Abu Bekrs Tochter, die man sechs- oder siebenjährig mit dem fünfzigjährigen Mohammed verlobte. Im Alter von neun Jahren wurde sie dessen Frau und sie brachte ihr Spielzeug mit ins Haus, an dem der Prophet selber Gefallen fand. Später hat sie ihrem Gatten und dem ganzen Islam viel Herzeleid verursacht.

Die Wohnungen dieser beiden Frauen Mohammeds waren kleine, aus Lehmwänden hergestellte Hütten mit einer Bedachung aus Palmzweigen und waren an der Außenwand des ersten höchst primitiven moslemischen Gebethauses zu Medina angebaut. Als immer wieder neue Frauen dazu kamen, vermehrte sich auch die Zahl der Hütten. Nur

Digitized by Google

diejenige Aïschas hatte eine Tür; die anderen begnügten sich mit einem Vorhang von Kamelhaar. Fünf davon mündeten unmittelbar auf die Gasse, die anderen hatten einen Vorraum, also doppelte Türöffnung. Die Öffnungen waren, damit man nicht ins Innere sehen könne, nicht unmittelbar hintereinander angebracht. Als eine der Frauen in des Propheten Abwesenheit, anstatt aus lehmbestrichenen Palmzweigen, aus sonngetrockneten Backsteinen ein neues Heim sich gebaut hatte, soll der Heimgekehrte bemerkt haben: „Das Schlimmste, was ein Moslim tun könne, sei, sein Geld auf Bauten zu verwenden" — ein Grundsatz, der zum Glück nicht maßgebend geworden ist. So dürftig diese Hütten waren, so hoch stieg ihr Preis, nachdem der Islam die Welt erobert hatte. Aïscha erhielt vom Chalifen Moawija 200.000 Dirhem (ein Dirhem ungefähr eine Mark heutigen Wertes) für die ihre. Allerdings war in dieser Hütte der Prophet selber begraben und sein Grab nur durch eine Wand von dem Raum getrennt, den Aïscha auch ferner noch bewohnte.[1])

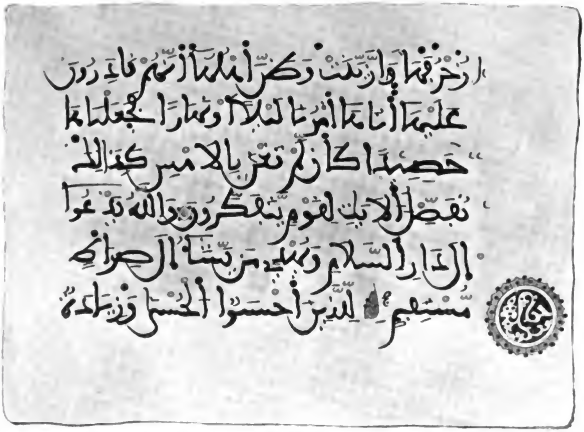
Der erste eheliche Verdruß, den Aïscha verursachte, hängt mit einem Raubzuge zusammen, den Mohammed bald nach seiner Niederlage, die ihm am Berge Ohod die Koreischiten beigebracht hatten, gegen die Banu Moßtalik (zwischen Medina und dem Roten Meere) unternommen hatte. Das Plündern von Karawanen und Ausrauben von Ortschaften war für den Islam eine Notwendigkeit, da es ihm stets an Geld gebrach. Die Moßtalik wurden tüchtig angezapft: zahlreiche Herden und viele Frauen wurden von den gläubigen Strauchrittern als Beute heimgebracht. Unter Mohammeds Anteil befand sich unter anderem ein schönes Weib, sehr zum Ärger der Aïscha, die ihn auf diesem Zuge begleitet hatte. War es nun Absicht, um ihrem Gemahl ein Paroli zu bieten, oder wollte sie Gleiches mit Gleichem vergelten: auf dem Heimwege blieb Aïscha weit zurück und sie ritt das Kamel eines gewissen Safwan, von dem es hieß, er stünde der Gattin seines Herrn nicht gleichgültig gegenüber. Das war ein böser Fall. Man erwäge: Mohammed sechzig Jahre alt, Aïscha fünfzehn. Die Klatschsucht war nicht das einzige der Übel, durch welches das Privatleben des Gottgesandten zuweilen getrübt wurde. Dazu kommt, daß sich Mohammed deshalb in einer argen Klemme befand, weil er das altjüdische Gesetz, welches Steinigung auf den Ehebruch setzt, nicht nur erneut, sondern wiederholt praktiziert hatte. Dieses Gesetz wurde im vorliegenden Falle hinfällig, denn Aïscha war — Abu Bekrs Tochter. Selbst die Verstoßung war untunlich. Als aber die Verdächtige vollends in das Haus ihrer Eltern zog und, wie es scheint, sich aufs Schmollen verlegte, hatte er — was den Gottbegnadeten bereits wiederholt aus der Verlegenheit half — eine „Offenbarung" zur Hand. Es überkam ihn einer jener kataleptischen Anfälle, die den Glauben an seine Sendung ganz besonders förderten. Als die Krämpfe vorüber waren und dem Gepeinigten große Schweißtropfen auf der Stirne standen, sagte er lächelnd: „Freue dich, Aïscha! Gott hat deine Unschuld offenbart."[2]) Aber der Zorn über diese Bloßstellung raubte ihm die Ruhe. Fürs erste ließ er einige der ärgsten Klatschmäuler geißeln; dann dekretierte er für künftige Fälle, daß jeder, der die Tugend einer Frau verdächtige, achtzig Hiebe bekommen solle.[3]) Gegen Ali, seinen Schwiegersohn, der die Verstoßung der Aïscha geraten hatte, konnte Mohammed natürlich nicht einschreiten. Die Beleidigte vergaß diesen Insult des nachmaligen Chalifen nie und ist es hauptsächlich dem unauslöschlichen Hasse, den sie fortan gegen Ali an den Tag

[1]) Sprenger: „Leben und Lehre Mohammeds", III, 13 ff., 554.
[2]) Ebenda, III, 62.
[3]) 24. Koran-Sure, überschrieben „Das Licht".

Digitized by Google

legte, zuzuschreiben, daß der Islam unter dessen Chalifat sich in zwei feindliche Lager spaltete, der zu einem dauernden und verhängnisvollen Bruche unter den Anhängern der neuen Lehre führte.

Es scheint indes, daß Mohammed keineswegs darauf bedacht war, den Zorn Aïschas zu besänftigen. Auch ist es eine wenig erbauliche Erscheinung, daß der Prophet mit zunehmendem Alter zum eifrigsten Schürzenjäger wurde. Noch in der Zeit, als er zu Aïscha des besprochenen Zwischenfalles wegen auf gespanntem Fuße stand, stach ihm Zeinab, die Frau seines Adoptivsohnes Zeid, in die Augen. Der Fall war in hohem Grade bedenklich. Wäre Zeid ein gewöhnlicher Mensch gewesen, so könnte man das Vorgehen des



Faksimile einer Seite aus einer Koranhandschrift aus dem 10. Jahrhundert. 27. Sure („Die Ameise"), 65. Vers. (Pariser Nationalbibliothek.)

Propheten noch begreifen. Aber der ehemalige Sklave der Kadidscha und nachmals Mohammeds Freigelassener, war seit seiner Adoption der erste Palladin des Propheten. Er war der anerkannte Heerführer desselben. Gleichwohl geschah das Unfaßliche. Seinem Herrn zuliebe verstieß Zeid die Gattin, die hierauf Mohammeds Frau wurde. Den Gläubigen war dies denn doch zu arg und es gab offenen Skandal. Da mußte eine „Offenbarung" einspringen.[1]) Der Gottgeliebte mühte sich ab, der entrüsteten Gemeinde den Unterschied klar zu machen, der zwischen einem Adoptivsohn und einem wirklichen Sohn besteht. Es gab aber einige Schwerhörige darunter, und scheinen es diese gewesen zu sein, welche den Propheten bewogen, strammere Gesetze bezüglich der Haremsinsassinnen zu erlassen. Wer hätte das gedacht, daß die ernste, fromme und mildtätige Zeinab die

[1]) Vgl. die 33. Koran-Sure, überschrieben „Die Verschworenen".

Digitized by Google

Veranlassung zum ersten Schritt zur Haremsklausur sein würde! Allerdings sorgte Mohammed vorerst für sich, indem er dekretierte, daß „die Frauen des Propheten" fortan nur „hinter dem Vorhang" — das heißt verschleiert — zu anderen als ihren nächsten Verwandten reden dürfen. Dann trat die Verordnung in Kraft, daß alle Frauen der Gläubigen beim Ausgehen bis auf die Augen verhüllt sein sollten.[1])

Damit war mit der Absperrung der moslimischen Frauen von der Außenwelt der Anfang gemacht, eine Einrichtung, welche dem Wesen des freien Arabertums durchaus widersprach und die man lediglich den Eifersüchteleien des Propheten zu verdanken hat. Er war es von jeher gewohnt, alles, was ihn berührte, aus persönlichen Bedürfnissen oder Erwägungen entsprang, der großen Allgemeinheit als Gesetz (Offenbarung) aufzudrängen ... Um diese Zeit erfuhr der Harem Mohammeds abermals eine Vermehrung: die beiden Jüdinnen Raihana und Safija von Chaibar fielen als Kriegsbeute dem Propheten zu. Den Schlag hatte Ali — „der Löwe Gottes" — geführt. Überraschen muß es, daß der gewaltige Krieger sich als Fahne eines Shawls der Aischa bediente, den er an seine Lanze festgemacht hatte. Bevor noch die schönen Jüdinnen es dem Gottgeliebten antaten, kam er mit einer anderen Dame, die ihm sozusagen in den Schoß gefallen war, ins Gedränge. Mohammed, der von seiner Person außergewöhnlich große, von der außerhalb seines geistigen und räumlichen Gesichtskreises liegenden Welt aber sehr beschränkte Vorstellungen hatte, liebte es, von Zeit zu Zeit Gesandtschaften an benachbarte Herrscher anderer Völker zu senden, mit der Aufforderung zur Bekehrung. Solchen Sendboten des Propheten wurde mitunter übel mitgespielt. Indes auch die Höflichen lehnten ab, versüßten aber die Pille durch Geschenke. Eine solche süße Pille im besten Sinne war die oberägyptische Sklavin Miriem, welche der Vorstand der Kopten in Ägypten, Makaukas mit Namen, den Abgesandten Mohammeds für diesen als Geschenk übergeben hatte. Der alte Schürzenjäger soll sich auf der Stelle leidenschaftlich in sie verliebt haben. In Ermanglung einer eigenen Hütte, mußte sich Miriem in derjenigen einer der rechtmäßigen Gattinnen des Propheten zum Stelldichein bequemen. Es war jene der anmutigen Haffa, welche unerwarteterweise eintrat und den heimlichen Sünder auf frischer Tat ertappte. Entrüstet sagte die Schwergekränkte: „In meiner Hütte und an meinem Tage! Und du nennst dich einen Boten Gottes?"[2]) Mohammed war so niedergeschlagen, daß er unter Eid versprach, der Miriem künftighin fern zu bleiben. Dagegen forderte er von Haffa das Versprechen, zu schweigen. Mit solchen Gelöbnissen hatte es schon damals seine Schwierigkeiten, wie der Umstand beweist, daß Aischa bald hierauf von dem pikanten Zwischenfall wußte.[3])

Das Danaergeschenk des Makaukas griff zerrüttend in Mohammeds Häuslichkeit ein und dürften sich diese Zustände kaum gebessert haben, als für den nächsten Zuwachs — Raihana und Safija — neue Hütten gebaut werden mußten. Der kleinen Käfige mit den seltenen Vögeln aus der Fremde wurden immer mehr. Leider erfreute sich der Gottgeliebte nicht mehr lange seiner vielerlei Lebensgefährtinnen. Als er seine letzte Wallfahrt nach Mekka unternahm, ließ er sich von allen seinen Frauen begleiten. Vielleicht ahnte er sein Ende. Nach Medina zurückgekehrt, wurde er von einem heftigen Unwohlsein ergriffen, ging aber dennoch, mit verbundenem Kopf, in die Moschee, wo er das „Liwa" (das Zeichen des Oberbefehls) an den Speer Ojamas band, der gegen die

[1]) Weil: „Geschichte der islamitischen Völker", 18.

[2]) Sprenger, a. c. O., III, 85.

[3]) Gegen solche Klatscherei wendet sich die 66. Koran-Sure, überschrieben „Das Verbot". — Vgl. auch Weil, a. a. O. 16.



Mohammeds Himmelfahrt. Aus einer türkisch-uigurischen Handschrift des 15. Jahrhunderts. Original in Farben.
(Pariser Nationalbibliothek.)

Byzantiner zu Felde ziehen sollte. Die Rechtgläubigen murrten, daß diese Ehre dem Sohne eines Sklaven zufiel. Gekränkt kehrte Mohammed in Aischas Hütte zurück, wo er von Fieberkrämpfen befallen wurde, so daß ganze Schläuche Wasser über ihn aus-

gegossen werden mußten, um seine Schmerzen zu lindern. Mohammed tat sich keinen Zwang an und jammerte laut, so daß seine Frauen zu ihm sprachen: „Was würdest du sagen, wenn wir uns so benähmen?" Er war um eine Antwort nicht verlegen ... „Wisset ihr nicht, daß niemand so viel zu leiden hat, als ein Prophet?" ... Die Anfälle wurden immer heftiger. Am 8. Juni 632 verschied der Prophet unter Aischas Händen.

Die Stellung Mohammeds zu seinen Frauen war schon deshalb eine schwierige, weil der freie Zug, der durch das arabische Frauenleben von altersher ging, weder durch den neuen Glauben, noch durch verschiedene diese Freiheit beschränkende Gesetze seitens Mohammeds erhebliche Einbuße erfahren hatte. Ja, sogar ein gewisser tatkräftiger Drang beherrschte die damaligen Frauen, und es ist nicht zu verwundern, daß sie zu Zeiten an den Kriegshändeln ihrer Männer teilnahmen. In der Schlacht am Berge Ohod stimmten koreischitische Frauen den Schlachtgesang an, dessen Text uns erhalten geblieben ist ... „Mutig, ihr Söhne Abd Eddars! Mutig, ihr Beschützer derer, die euch folgen! Hauet zu mit scharfen Klingen! Schreitet ihr vorwärts, so umarmen wir euch und breiten Polster für euch aus; fliehet ihr aber, so scheiden wir von einander, aber nicht wie Liebende ..." [1]) Hind, die Gemahlin Abu Sofians, der die Mekkaner am Berge Ohod befehligte, soll dem Oheim des Propheten, Hamza, der in der Schlacht fiel, die Leber aus dem Leibe gerissen und davon zu essen versucht haben ... Als besonders streitlustig und kampfgeübt wird das Weib Moseylmahs — den der Koran als „Lügenpropheten" bezeichnet — genannt. Sie hieß Schedschah und hatte eine breite Narbe auf der Stirne, die sie sich in einem der Kämpfe geholt. Sie fand ihr Ende bei der Erstürmung von Raudah in Mittelarabien, wo sie erschlagen wurde ...

Andere Frauen, welche in das Leben und die Schicksale des Propheten eingriffen, werden gelegentlich genannt und wir führen sie der Vollständigkeit halber hier an. So die Frau des Zobeir, eines der ersten Bekehrten und nachmaligen Schwiegersohn Abu Bekrs. Die Verhältnisse waren damals so klein, daß Zobeirs Frau dessen Pferd striegeln und Dattelkörner für das Kamel stoßen mußte ... Wie bekannt, träumte Mohammed, daß er von Mekka aus auf dem weißen Flügelpferde „Borak" (das ihm der Erzengel Gabriel zugeführt) in einer Nacht die Reise nach Jerusalem bewerkstelligt habe. Gleich nachher widerrief er den Traum und behauptete, die Reise wirklich unternommen zu haben. Da faßte ihn seine Base Umm Hani (eine Tochter Abu Talebs) am Rock und beschwor ihn, sich nicht dermaßen dem Spotte preiszugeben ... Bei der Flucht Mohammeds aus Mekka, welche damit eingeleitet wurde, daß jener mit seinen wenigen Anhängern sich durch drei Tage und Nächte in einer Höhle im Berge Thawr südlich von Mekka verbarg, zeichnete sich die unerschrockene Tochter Abu Bekrs, Asma, dadurch aus, daß sie unter gefahrdrohenden Nebenumständen des Nachts einen Schlauch mit Lebensmitteln nach dem Verstecke schmuggelte ... Von Interesse ist, daß das erste Opfer, welches die neue Lehre heischte, ein Weib war, nämlich die Sklavin Somaya. Als nämlich Mohammeds Strafpredigten besonders scharf die „Mala" (Aristokraten) von Mekka trafen, wuchsen Erbitterung und Verfolgungswut der Koreischiten ins Maßlose. Da sie an den Freien sich nicht vergreifen durften, kühlten sie ihr Mütchen an den Sklaven. Bei diesem Anlasse wurde Somaya durch den Speerstoß des Abu Djahl, eines der fanatischsten Gegner des Propheten, getötet.

Von den Töchtern Mohammeds aus späteren Ehen ist nur eine, die schöne Rokkaya, bekannt geworden. Sie wurde die Gattin Othman Ibn Affans, eines der ersten

[1]) Ibn Ishak, 562.

Digitized by Google

Gläubigen und nachmaligen Chalifen, eines schönen Mannes von gefälligen Manieren und allgemein beliebt, zumal bei den Frauen. Zur Zeit der größten Bedrängnis der Neubekehrten hielt sich Othman durch einige Zeit mit seiner Gattin in Abessinien auf. Als historische Persönlichkeit tritt Othman (Osman), der zu Lebzeiten des Propheten nur geringe Verdienste um die Sache des Islam hatte, erst hervor, als er an die Spitze des Chalifats zu Medina (Abu Bekr und Omar gingen ihm bekanntlich voran) gelangte. Auf dem Schlachtfelde hatte man ihn nie gesehen. Rokkaya erlebte die Erhöhung ihres Gatten nicht mehr; sie war viele Jahre vorher gestorben. In der letzten Lebensstunde stand dem bejahrten und schwachen Mann (er war im Alter von 82 Jahren) eine andere seiner Gemahlinnen, Naïla, bei. Es war ein schlimmes Ende. Othman hatte sich, zum großen Ärgernisse der Medinesen, der Aristokratie Mekkas angenommen und vornehmlich seine Verwandten aus dem Hause Ommeja (aus welchem nachmals die Chalifendynastie der Ommejaden, mit Moawija als ersten Chalifen, hervorging) bevorzugt. So kam es zu einer Verschwörung, hinter welcher als eigentliche Anstifter die berühmten Partisanen des Islams: Ali, Telha und Zobeir standen. Die Rebellen rückten gegen Medina, und hier fiel der dritte Chalif unter den Streichen seiner Gegner, wobei Naila, welche sich zwischen ihren Gatten und die Mörder warf, mehrere Finger einbüßte.

Nun war Ali, der Schwiegersohn und Liebling des Propheten, an der Reihe, das Erbe anzutreten. Von irgend einer Beeinflußung durch Fatma, der Tochter Mohammeds, weiß man nichts. Ihre Liebe zu dem Gatten, aus welcher des letzteren heiliger Herrscherberuf gefolgert wurde, reduzierten sechs oder acht andere Frauen und 19 Sklavinnen auf einen bescheidenen Anteil an seiner Person.[1]) Dagegen machte sich die Todfeindin des neuen (vierten) Chalifen, Mohammeds Witwe Aïscha, zunächst dadurch bemerkbar, daß sie — als „Mutter der Gläubigen" — in Mekka einen Aufstand gegen Ali organisierte. Sie hatte die verfängliche Geschichte, worin eine Gebetschnur aus Darfur-Onyxen die Rolle des Taschentuches Desdemonens spielt, und welche Ali eifrig in Umlauf gesetzt hatte, nie vergessen. Diese Onyxschnur und Aïschas Rachebedürfnis sollten die furchtbarsten Folgen in der weiteren Machtentwicklung des Islam haben. Zunächst waren die Heerführer Telha und Zobeir, welche sich nur gezwungen der Autorität Alis unterordnet hatten, auf Anstiften Aïschas nach dem Irak (Südmesopotamien, Chaldäa) entflohen, um dort ihre Heerscharen gegen Ali aufzubieten. Aïscha ließ es sich nicht nehmen, sich an dem Kampfe zu beteiligen. Sie saß, inmitten der Streiter, in einer Kamelsänfte und bildete gewissermaßen die Hauptstandarte des gegen Ali kämpfenden Heeres. Aus diesem Anlasse wurde dieser Entscheidungskampf, der unweit von Basra zum Austrage kam, „die Schlacht des Kamels" genannt. Aïschas Sänfte wurde so nachhaltig mit Pfeilen beschossen, daß sie aussah wie ein Igel. Endlich durchhieb Melek Alaschtar, der wildeste Parteigänger Alis, die Sehnen des Kamels, und Mohammed Ibn Abu Bekr (Aïschas Bruder) riß den Vorhang hinweg ... „Wer ist es, der es wagt, die Hand nach dem Heiligtum des Propheten auszustrecken?" rief sie voll Ingrimm ... „Dein nächster Verwandter, der dein Betragen am meisten verabscheut", lautete die Antwort.

Die Gefangene wurde auf Alis Geheiß von Ibn Abu Bekr nach Medina geführt, wo sie im Alter von 67 Jahren starb und neben den Propheten gebettet wurde. Später (unter dem Damaszener Chalifen Walid) hatte man diese Gräber, beziehungsweise die Hütte der Aïscha, in den Tempelraum einbezogen, in welchem auch Fatma ihre letzte Ruhe-

[1]) J. Braun: „Gemälde der mohammedanischen Welt" 194

Digitized by Google

stätte fand. Am Gitter gegenüber ihrem Sarkophage fließen auch heute noch die Tränen in Strömen, und gebärden sich die rauhesten Kerle wie Kinder. Es sind selbstverständlich Schiiten, welche solches Leidensbedürfnis suchen und finden. Die Anhänger der „Schia" (hauptsächlich Perser) behaupten nämlich, nicht die ersten Chalifen Abu Bekr, Omar und Othman hätten dem Propheten in der Ausübung der Herrschergewalt sukzedieren sollen, sondern vorerst Ali, der nicht nur durch seine Verwandtschaft zum Propheten, sondern überdies durch eine besondere Bestimmung dazu berufen war. Der letztere Vorwand ist von Seite der Schiiten gleichwohl nie erwiesen worden. Was Ali betrifft, konnte ihm diese unerwartete Erhöhung nur genehm sein, wenngleich er sich zuweilen genötigt sah, gegen besonders fanatische Eiferer, welche ihn zum Gott proklamierten, und dessen Wiedererscheinen nach erfolgtem Tode voraussagten, mit aller Energie einzuschreiten. Der Chalif Ali hat gleichwohl, als er nachmals über den östlichen Teil der in raschem Aufschwunge begriffenen islamitischen Welt herrschte, nur mäßige Befähigung zu diesem Berufe an den Tag gelegt. Auch sein Äußeres war wenig imponierend. Er hatte einen weißen Bart „wie aus Baumwolle", einen dicken Bauch und war kahlköpfig.

Das gespannte Verhältnis zwischen den zwei großen und mächtigen Parteien — Moawija und Ali — führte auch weiterhin zu unerhörten Schlächtereien. Moawija, Chalif in Damaskus, war der Sohn des bereits genannten Abu Sofian (des „Feindes Gottes") und der „Leberfresserin" Hind, so genannt, weil sie (was bereits erzählt wurde) in der Schlacht am Berge Ohod in wildem Haß die Leber des gefallenen Hamza soll angebissen haben. Die Schlacht bei Siffin (am oberen Euphrat), in welcher Moawija seinem Gegner Ali bedeutend überlegen war, blieb unentschieden, und es kam zu einem Vergleich. Er fruchtete wenig. Um endlich Ruhe zu schaffen, bildete sich eine Verschwörung zu dem Zwecke, sämtliche Parteihäupter aus der Welt zu schaffen. Aber nur Ali ward vom Mörderdolch ereilt (in der neugegründeten Stadt Kufa am unteren Euphrat). So konnte Moawija alle Provinzen an sich ziehen und damit die ommejadische Herrschaft, die sich alsbald zu einem Weltreiche, das von der nordindischen Tiefebene über den größten Teil von Vorderasien und Nordafrika bis zu den Pyrenäen auswuchs, begründen.

Aus der Zeit dieser wilden Parteikämpfe ragt eine Frauengestalt hervor, die als Typus jener stolzen, selbstbewußten Herzensbezwingerinnen gelten kann, an welchen das Arabertum des Mittelalters wahrlich nicht arm ist. Es ist die „jüngere Aischa", die Nichte der gleichnamigen Tochter Abu Bekrs und Gemahlin des Propheten. Ihr Vater war jener kühne islamitische Partisan Telha, der an der Seite seines ebenbürtigen Genossen Zobeir in der „Schlacht des Kamels" den Tod fand. Telha hatte unter Othmans Regierung großartige Reichtümer erworben, zumeist durch Aneignung von Ländereien in den eroberten Ländern (als Othmans Geschenk), aber auch durch Güterhandel, bessere Wirtschaft, Hebung des Ackerbaues. Er war zugleich der freigebigste Mann des Islam, und als er einst von Othman 700.000 Dirhem als Kaufpreis für ein Gut erhalten hatte, ließ er noch am Abend die Armen von Medina zusammenrufen und besaß am Morgen keinen Dirhem mehr. Sein Genosse Zobeir soll noch reicher gewesen sein und ein Vermögen von 50 Millionen Dirhem hinterlassen haben.[1])

Telha war vom altberühmten Stamme der Taim in Mittelarabien. Von Aischa heißt es, sie habe alle hervorragenden Eigenschaften dieses Clans: Leidenschaftlichkeit, hohen Geist, Stolz und Sittenstrenge in erhöhtem Maße besessen. Sie war von majestätischer

[1]) Sprenger, a. a. O., I. 422.



*Faksimile einer Seite aus einer Koranhandschrift aus dem 13. oder 14. Jahrhundert. Beute Karls V. in Tunis. Im Original ist die Überschrift in Gold. (Pariser Nationalbibliothek.)

Schönheit, was sie bewog, niemals den Schleier anzulegen. Vorwürfe, die sie sich deshalb von einem ihrer Gatten (sie war dreimal vermählt) zuzog, wies sie mit der Bemerkung ab, daß Gott solche Vorzüge wohl nicht geschaffen habe, um sie vor aller Augen zu verbergen. Sie rühmte sich, kein Fehl an ihrem Leibe zu haben, doch heißt es, daß die Mekkaner Sängerin Izza sich wegwerfend über Aischas knochige Füße und nicht eben allzu zarte Ohren geäußert habe. Von ihrem ersten Gatten weiß man nur das Wenige, daß er mit der Frau, welche durch ein Menschenalter für die schönste unter dem Himmel Arabiens galt, nicht sehr glücklich lebte. Er hieß Abdallah und soll eines Zwistes wegen zwei Jahre kein Wort mit seiner Gattin gewechselt haben ... Aischas zweiter Gemahl war ein gewisser Mosab, ein hervorragender Parteigänger des medinesischen Chalifats und steinreicher Mann, was bei Aischa, die das große Erbe ihres Vaters angetreten hatte, allerdings nicht viel zu bedeuten hatte. Seiner Härte und Charakterfestigkeit wegen schien er für die herausfordernde und von unerträglichen Launen gegängelte Frau der richtige Mann zu sein. Aber mit dem Beherrschen dieser stolzen Frau kam Mosab deshalb nicht weit, weil er in wahnsinniger Liebe für sie entbrannt war. Trennungen und Wiedervereinigungen wechselten immer wieder ab. Gelegentlich eines solchen Zwistes griff Mosab zu einem drakonischen Mittel. Er schickte spät Abends seinen Geheimschreiber mit einer Anzahl Leuten zu Aischa und inszenierte eine geschickt ersonnene Szene, indem er im Erdgeschosse eine Grube graben ließ, mit dem Bedeuten, Aischa müsse sterben. Im Anfange trotzte sie, nach und nach aber wurde ihr unheimlich zu Mute und schließlich verlegte sie sich aufs Bitten. Erst nach langem Drängen der (scheinbar) Bedrohten gab der Geheimschreiber nach. Die nun folgende Versöhnung soll denn auch in der Tat längere Zeit hindurch angehalten haben.

Nachdem Mosab in einer Schlacht gefallen war, ehelichte Aischa den Ommejaden Amr, einen der reichsten Männer seiner Zeit. Die Morgengabe, welche er seiner jungen Frau sandte, betrug zwei Millionen Dirhem. Entscheidend war dies nicht, denn Amr war, wie es scheint, der einzige von den drei Männern, denen Aischa der Reihe nach angehörte, dem sie herzlich zugetan war. Dennoch konnte sie ihre Spottlust nicht unterdrücken. Als Amr ihr einst von seinen Kriegs- und Heldentaten erzählte, soll Aischa ihm eingewendet haben: „Vergesse nicht deine größte Tat, in welcher du dich als besonderen Helden erwiesen, indem du R a m l a zum Weibe nahmst ..." Diese Ramla war eine andere Frau Amrs, bemerkenswert durch ihre unförmlich „dicke Nase" und auch sonst bar aller weiblichen Vorzüge.

Nach dem Tode dieses dritten Gatten blieb Aischa, noch immer eine schöne, begehrenswerte Frau, unvermählt. Den Zauber, den sie auf die Männer ausübte, bezeugt unter anderem ein Zwischenfall, der böses Blut unter den Rechtgläubigen machte. Aischa hatte sich nämlich zu dem allgemeinen Gebete am großen Zeremonientage bei der Kaaba in Mekka verspätet und deshalb Boten an den Statthalter H a r i t (den Dichter) mit der Bitte gesandt, die heilige Handlung bis zu ihrer Ankunft zu verschieben. Harit war galant genug, diesem Ansuchen zu willfahren, doch gab es großen Skandal und das Ende vom Liede war, daß der verliebte Würdenträger seine Stellung einbüßte. Ihren Witwensitz nahm Aischa auf ihrem Schlosse bei Taif, unfern von Mekka. Dort widmete sie sich der Dichtkunst und der Sternkunde. Sie soll jeden Stern beim Namen gekannt haben. Auch oblag sie körperlichen Übungen, um sich frisch und elastisch zu erhalten. Im Bogenschießen erlangte sie eine solche Übung, daß kein Wüstenhuhn ihren Pfeilen entging.

Digitized by Google

Von anderen Frauen aus jener Zeit wäre Bahysa zu nennen, die Tochter eines vornehmen Beduinen vom Stamme der Tajjiden. Ihr Gatte war der Scheich des Morra-Stammes, gleichfalls ein Harit. Bahysa, in der Überlieferung gefeiert und neben Aïscha als die vornehmste Frau jener Zeit genannt, zeichnete sich vornehmlich durch ihren schlichten Edelsinn und ihre sanftmütige Art aus. Das Freien scheint sie dem drängenden Harit nicht leicht gemacht zu haben, denn sie hielt den Geliebten lange hin, bis sie einwilligte. Offenbar wollte sie sicher gehen und deshalb ließ sie es immer wieder auf neue Proben seitens ihres leidenschaftlichen Werbers ankommen, bis sie von dessen aufrichtiger Neigung völlig überzeugt war.

Die vorgeführten beiden Frauentypen aus dem ersten Jahrhundert des Islam bezeugen, daß um diese Zeit die Stellung der Frau noch wenig von den beengenden Fesseln, in welche man nachmals das schwache Geschlecht durch Aufrichtung der Haremsgitter legte, zu spüren hatte. Zwar die rechtgläubige Klerisei zu Mekka eiferte gegen solche Freiheiten, aber das Volk hielt noch an den alten Überlieferungen fest. Wie gefährlich es war, der Ehre einer Frau nahezutreten, beweist der Zwischenfall mit der angesehenen Gutsbesitzerin Kolaba, welcher der etwas leichtlebige Dichter Argy nachstellte ohne etwas zu erreichen. Als Rache veröffentlichte er ein Spottgedicht auf Kolaba, mit der Absicht, sie zu kompromittieren. Der Anschlag mißlang, da die Beleidigte an der Kaaba den „siebzigfachen Reinigungseid" zum Zeichen ihrer Unschuld leistete. Argy aber kam durch diesen Zwischenfall in argen Mißkredit, und soll dies hauptsächlich die Veranlassung gewesen sein, daß der lockere Poet infolge weiterer ähnlicher Verunglimpfungen eingekerkert wurde. Das Gefängnis war es denn auch, in welchem er seine Seele aushauchte.

Das verfängliche, an Kolaba gerichtete Liebesgedicht Argys lautet (nach Kremers Übersetzung):

Einen Boten sandten holde Frauen
  Mit erfreulichem Bericht —
Denn klug erraten die Frauen, wo es andern
  An Verständnis gebricht —

Und ließen mir sagen: Besuche uns,
  Wenn niemand wacht,
Daß kein neidisches Auge dich sieht
  Und zum Gespötte uns macht.

Und so kam ich denn herangeschlichen,
  Trotzend der Gefahr:
In der Minne mutig Gefahren bestehen,
  Ist rühmlich fürwahr!

Übermannt mich auch die Angst zuweilen,
  So sprech' ich zu mir:
Was oben im Schicksalsbuche stehet,
  Erfüllt sich hier.

Ich schleiche heran, so sacht und stille
  Wie ein Südwind haucht
Durch Myrtengebüsch, das frisch in nächtlichen
  Tau sich getaucht,

In reich gefärbtem Festgewande,
  Gestickt in Sus,
Dessen lange Fransen die Spur verwischen
  Von meinem Fuß.

Und drinnen, da saßen die süßen Holden
  Im trauten Gemach,
Und kein feindlicher Blick war zu fürchten,
  Kein Wächter war wach.

Als ich lauschend stand an der Pforte
  Im Dunkel versteckt —
Wer solche Ziele verfolgt, bleibt gerne
  Vom Schatten bedeckt —

Da glänzten mir feurige Augen entgegen
  Voll zündender Gewalt,
Wie von edlen Stuten, wenn des Hengstes
  Wiehern erschallt.

Da schrie Kolaba: Wer ist der Besucher?
  Und unverzagt sprach ich:
Derselbe, den du hassest,
  Wie man sagt.

Digitized by Google

Ich bin der Mann, den die Liebe
So mächtig bedrängt,
Daß die Sinne vor Schmerz mir schwinden
Und mich Siechtum umfängt.

Überliefere nicht schnöde mich jener Schar,
Die nur Rache schnaubt,
Gern zehrten mein Fleisch sie auf,
Wär's ihnen erlaubt.



Eine arabische Schönheit. H.

Huldreich gewähre, o Holde, dafür
Wirst du wieder belohnt,
Denn bei euch Gnaden zu finden,
Bin ich längst schon gewohnt.

Der Liebenden festes Schild und Asyl
Ist in dieser Welt,
Daß sie immer reuevoll es sühnen,
Wenn sie einmal gefehlt.

Digitized by Google



Frauen-Palankin.

Digitized by Google

Hier meine Rechte zum Unterpfande
  Der treuesten Minne!
Nimm sie an und spotte der Neider
  Mit leichtem Sinne!

Sie sprach: Wohlan, ich bin es zufrieden,
  Doch der Mond scheint klar;
Verweile hier, bis das nächtliche Dunkel
  Dich schützet vor Gefahr.

So blieb ich und schlürfte köstliche Becher,
  Fleißig geleert,
Herrlichen Weins, durch Geruch und Geschmack
  Als edel bewährt.

Bis endlich das Morgenrot strahlte,
  Da meinten wir zwei,
Daß der Widerschein eines nächtlichen Brandes
  Am Himmel es sei.

Wie die Bläße eines edlen Hengstes
  Glänzt der Schein
Des Entzäumten, Nackten, dem die Marke man
  Brennt ins Fleisch hinein.

Scheiden mußte ich dann, und sie fanden
  Kein Abschiedswort,
Nur der Finger Winken und Tränen
  Immerfort.

Sie wollten manches Wort mir noch sagen
  Es ward gehemmt
Vor der Tränen flutendem Strom, der dem Wort
  Entgegen sich stemmt.

Ein ähnlicher Fall — wie der mit Kolaba — hatte sich übrigens schon zu Lebzeiten des Propheten zugetragen, allerdings unter wesentlich anderen Umständen. Wir bringen die Geschichte mit der verlorenen Gebetschnur (nach anderen soll es ein Muschelhalsband gewesen sein) der älteren Aïscha, Gemahlin Mohammeds, in Erinnerung. Auf der Suche nach diesem Gegenstande war sie von der Karawane zurückgeblieben. Man glaubte sie in der geschlossenen Sänfte, in der sie auf ihrem Kamel zu reisen pflegte. Zum Glücke kam noch ein Nachzügler, der jugendliche Safwan, der Aïscha auf sein Kamel setzte und sie nach Medina brachte, wo die Karawane inzwischen feierlich eingezogen war. Das übrige ist dem Leser bekannt (vgl. S. 70). Unter den Lästerern befand sich auch der Dichter Hassan Ibn Thabith, wofür er hundert Geißelhiebe, die ihm der Prophet zudiktiert hatte, erhielt. Der mitkompromittierte Safwan aber holte sich die Genugtuung selber. Er drang mit gezücktem Schwert in die Wohnung Hassans ein, bei dem auch einige seiner Freunde anwesend waren, und hieb auf den Dichter mit den Worten los: „Nimm diesen Säbelhieb; ich antworte auf ein Spottgedicht nicht mit Versen" ... Zwar Safwan wurde überwältigt und gefangen gesetzt, der arg zugerichtete Dichter aber, der bei dem Propheten Beschwerde führte, fand erst nach Vortrag einiger gelungener Verse, welche der Eigenliebe des Gottgeliebten schmeichelten, Gnade. Als Versöhnungsgeschenk erhielt Hassan die koptische Sklavin Schirin (Schwester der Miriem). Auch war er bestrebt, die Gunst Aïschas wieder zu erlangen und er besang ihre über jeden Verdacht erhabene Keuschheit. Als der selbst sehr beleibte Dichter die „Mutter der Gläubigen" aber auch noch deshalb belobte, daß sie von ebenmäßigem Körperbau sei, unterbrach ihn Aïscha mit den Worten: „Dafür bist du fett genug" ... Gegen die weiteren Huldigungen des Dichters hatte die Tochter Abu Bekrs selbstverständlich nichts einzuwenden.

Hervorzuheben ist, daß der Prophet durchaus nicht verschmähte, die satirischen Waffen der Dichter, welche er, wenn es sich um seine geheiligte Person handelte, grimmig verfolgte, „im Interesse des Islam" auszunützen.[1]) So erklärt sich der Widerspruch, der darin besteht, daß Mohammed die Frauenspötter auf der einen Seite mit Auspeitschen

[1]) Vgl. den Schluß der 26. Koran-Sure, überschrieben „Die Dichter".

Digitized by Google

bedrohte, auf der anderen Seite sie aber für seine Zwecke ausnützte. Es war Hassan, der sich hierin gefügig zeigte, und einer seiner Kollegen — Ka'b Ibn Melik — sekundierte ihm. Nach Anweisungen Abu Bekrs (auf des Propheten Geheiß) verfaßte Hassan die beißendsten Satiren auf die Koreischiten, in welchen die Ehre der Frauen nicht geschont wurde, und welche die Betroffenen auf das schwerste beleidigten . . .

Trotz seiner im allgemeinen feindseligen Haltung gegen die Dichter schätzte Mohammed den Ka'b Ibn Melik sehr. Als letzterer gelegentlich ein Lobgedicht auf den Propheten vortrug, nahm dieser den grünen Mantel von seinen Schultern und warf ihn dem Dichter zu. Er schätzte das Geschenk so hoch, daß er es dem Chalifen Moawija nicht für 10.000 Dirhems hergeben wollte. Erst nach seinem Tode verkauften es die Erben dem Chalifen um 20.000 Dirhems. Als eine der kostbarsten Reliquien wurde der Mantel dann im Schatze des Chalifen von Damaskus, später in Bagdad aufbewahrt, bis die Stadt von den Tataren eingeäschert wurde (1258). Ob der „Mantel des Propheten" (hirkaï-scherif), der heute noch im alten Seraj zu Stambul aufbewahrt wird, derselbe ist, das ist sehr fraglich.



Kostüme arabischer Sängerinnen (modern). (Die dargestellten Personen sind keine Araberinnen, sondern Modelle.) H.

Wir haben schon früher einmal erwähnt, daß die Zeloten von Mekka wenig Einfluß auf die lebensfreudige Gesinnung ihrer Zeitgenossen hatten. Beweis dessen die

Digitized by Google

große Neigung des Volkes zu den öffentlichen Sängerinnen, die in Medina durch Gesangmeister aus der Königsstadt Hira (am unteren Euphrat) und aus Persien ausgebildet wurden und deren einige so großen Ruhm ernteten, daß ihre Namen der Nachwelt erhalten blieben. Als ihr Typus mag jene lebensfreudige Dschemila gelten, die einen fürstlichen Aufwand betrieb und deren Ruhm sich allmählich über ganz Arabien verbreitete. Das Unerhörte aber war, daß Dschemila förmliche Empfangstage hatte, zu dem sich die Lebewelt Mekkas drängte, wie diejenige unserer Tage zu irgend einer gefeierten Diva einer modernen weltstädtischen Opernbühne.

Der Dichter Ma'bad, der sich in Mekka eines großen Rufes erfreute, kaufte junge Sklavenmädchen, um sie im Gesang und in der Musik zu unterrichten und nach gehöriger Ausbildung zu hohen Preisen wieder zu verkaufen. Eine dieser „Schülerinnen", Zibja (das ist Antilope) mit Namen, ist berühmt geworden ...[1]) Über diesen Ma'bad wäre zu berichten, daß er ursprünglich Sklave und Schafhirte war. Der ommejadische Chalif Walid II., ein großer Freund der Sänger, war von einem Vortrage Ma'bads so entzückt, daß er ihm hierfür eine Börse mit 1500 Goldstücken schenkte. Das Lied, das der Dichter zur Laute sang, begann:

O, du öde Hütte, spende eine Antwort
Einem Liebeskranken,
Den du nur als siechen Pilger
Siehest dir entgegenschwanken.
Möge jede Frühlingswolke
Dich im kühlen Gusse baden
Bis ich dich mit Blumen sehe
Ringsumher beladen.

Die Verse waren improvisiert. Bevor nämlich der Dichter dieselben vortrug, hatte er eine Elegie gesungen, die auf den Chalifen solchen Eindruck machte, daß er sein parfümiertes Oberkleid abwarf und in das Wasserbecken, das sich in der Mitte des Saales befand, sich stürzte. Die Sklaven brachten frische Kleider, durchräucherten und salbten ihn, worauf der Chalif wieder Platz nahm und den Dichter aufforderte, in seinem Vortrage fortzufahren.

Ma'bads Rivale war der bildschöne Ibn Aischa aus Mekka, der gleichfalls am Hofe Walids seine Ruhmeslaufbahn begann. Als er einst das nachstehende Lied sang, war der Fürst so entzückt, daß er den Dichter immer wieder beschwor, die Verse von neuem vorzutragen. Zuletzt geriet er in eine Art Ekstase, umarmte den Sänger, riß sich die Kleider vom Leibe, um sie über jenen zu werfen, und schenkte ihm 1000 Dirhem und ein Maultier. Die Verse, welche den Beherrscher der Gläubigen in solch leidenschaftliches Entzücken versetzten, lauteten:

Ich erblickte am Morgen der Wallfahrt holde Mädchen,
Die des Entsagens Gedanken schnell mir verscheuchten,
Hell wie die Sterne bei Nachtanbruch,
Die in weitem Kreise den Mond umleuchten.
Hinaus zog ich, um frommes Verdienst zu erwerben,
Und kehrte heim mit Sünden, die schwer mir deuchten.

Daß Walid II. ein großer Verehrer des schönen Geschlechtes war, braucht kaum versichert zu werden. Er liebte Abenteuer und ließ sich auch gerne zu übermütigen

[1]) Kremer: „Kulturgeschichte der Chalifen", I, 41.

Digitized by Google

Streichen verleiten, wie der nachstehende Zwischenfall beweist. Unter den Töchtern der angesehenen Familien, die ihn fesselten, war eine gewisse Selma, die seinen Nachstellungen immer wieder sich zu entziehen verstand. Da kam der Chalif auf den Einfall, sich als Ölhändler zu verkleiden und als solcher in das Haus einzudringen, welches die Angebetete beherbergte. Als nun letztere und ihre Mägde herbeikamen, um die Krüge zu füllen, rief eine derselben plötzlich ihrer Gebieterin zu: „Sieh ihn nur an, wie ähnlich er dem Walid ist!" ... „Bei Gott", rief Selma, indem sie sich rasch verschleierte, „er ist es! Trolle dich fort mit deinem Öl!" ... Sprachs und ließ den Beherrscher der Gläubigen stehen.

Sein Vorgänger, der Chalife Jezid II., soll gelegentlich des Vortrages eines Liedes derart in Entzücken geraten sein, daß er im Saale so lange herumtanzte, bis er besinnungslos zusammenbrach. Größere Neigung noch zeigte er gegenüber den Sängerinnen, von denen zwei an seinem Hofe in großen Ehren standen, Hababa und Salama. Als erstere gestorben war, geberdete sich der Chalife so verzweifelt, daß man fürchtete, er würde in Trübsinn verfallen.

Die Sängerinnen trugen fast immer die Dichtungen anderer vor und findet man poetisch Veranlagte in ihrer Gilde selten. Die Frauen hinwieder, welche die Versekunst ausübten, gehörten selbstverständlich nicht zu den herumziehenden, für ihre Kunst bezahlten Sängerinnen, sondern pflegten daheim der Dichtkunst und waren nebenher wahrscheinlich tüchtige Hausfrauen. Eine der bekanntesten ist Fatma, Tochter des Adschham und der Chalida, einer Tochter des Hassan, Sohnes von Abd el Mustaleb, dem Vater des Propheten. Fatma dichtete unter anderem die nachstehende Elegie auf den Tod ihres Gatten Eldscherrah:[1])

O du mein Auge, wein' um jedes Morgenlicht,
Um Eldscherrah mit deinen Schätzen geize nicht.

Du warst ein Berg, in dessen Schatten ich mich barg;
Nun steh' ich frei im off'nen Feld, wo Schirm gebricht.

Ich stand, so lang du mir gelebt, in guter Hut;
Und wo ich hinging, warst du meine Zuversicht.

Heut' muß ich mich demütigen dem Niedrigen,
Und mit der Hand abwehren jeden argen Wicht.

Ich drück' ein Auge zu und weiß, daß mich verließ
Die Schärfe meiner Ritter und ihr Speergewicht.

Und wenn die Turteltaube ruft aus Kümmernis,
Auf ihrem Ast, so ruft ich aus: o Morgenlicht!

Der Prophet hatte den Haschemiden Nass'r ben Elhareth — also einen Blutsverwandten — hinrichten lassen, weil ihm zu Ohren gekommen war, daß er den Koran zu Gunsten persischer und anderer ausländischer Geschäfte herabgesetzt hatte. Die Tochter (nach anderen die Schwester) des Hingerichteten, Koteiba, besang dieses schmerzliche Ereignis in nachstehender Elegie:[2])

O Reiter, nach Otheil gelangen kannst du wohl
Am fünften Tag, wenn nichts dich unterbrochen.

[1]) Hamasa, I, 329.
[2]) Ebenda, I, 356.

Digitized by Google

Grüß' einen Toten dort von mir! Ihm tragen Gruß
Stets Reiter, deren Herzen pochen,

Stets ihm von mir, mit Tränen, die dem Schöpfenden
Voll strömen, während andre im Busen kochen.

Dich höre Nasî'r alldort, wo du ihn rufest an,
Wenn je ein Toter gehört hat, oder gesprochen.

Der Vatersöhne Schwerter haben ihn gestreift;
Gott, wie des Blutes Band ward dort zerbrochen!

Mohammed, Schatzkind einer Edlen ihres Stamms,
Und eines Hengstes echt von Blut und Knochen!

Was tat dir's, wenn du schontest, und nicht rächtest dich?
Schon manch Erzürnter hat sich nicht gerochen.

Von allen, die du schlugst, war Nasî'r am nächsten dir,
Am würdigsten, zu werden freigesprochen.

Das „Kitab al Aghani" bezeichnet dieses Gedicht „als das edelste einer Gekränkten, das gemäßigste, rückhaltendste und besonnenste". In der weiteren Ausführung aber unterläuft eine arge Naivität. Mohammed soll nämlich gesagt haben, daß er den Nasî'r nicht getötet haben würde, wenn er dieses Gedicht zuvor gehört hätte ... Wie konnte er das Gedicht auf einen von ihm Getöteten vor dessen Tötung hören?

Damit kommen wir auf die Totenklagen zurück, von denen schon früher einmal die Rede war. Zur Zeit des Propheten kamen die Trauersängerinnen wieder zu besonderem Ansehen. Zeinab, die Tochter der Tathrija, beklagt in ergreifenden Versen den Tod ihres Bruders Jesid, und Majja, die Tochter des Dirar von Dabba, stimmt auf das Hinscheiden ihres Bruders Kabißa die Verse an:

O geh nicht von uns (wenn auch jedes Ding vergeht)
Schmuck der Versammlung und des Festes, o Kabißa!

Wo Geiz die Schlösser sperrte, schnürt' er knapp den Bauch,
Daß nicht unwürdiges Futter er genieße.

Amra, die Chathamidin, preist ihre beiden dahingegangenen Söhne als

Zwei edle Flammen unter uns geschürt und dann erloschen;
Des Nachtdurchwandrers Leuchte war der Glanz von ihrem Herde.

Wie kränkt mich dies, daß unbemannt nun altern ihre Frauen,
Und mit verletztem Hufe steh'n entsattelt ihre Pferde![1]

Die berühmteste von diesen Dichterinnen ist wohl Tomadhir al Chansa vom Stamme der Banu Suleim in Nordarabien, geboren 580 n. Chr. Ihre beiden Brüder Moawija und Sachr waren noch in der Heidenzeit ermordet worden und sie widmete nun ihre ganze dichterische Kraft der Klage um sie, der Aufreizung ihrer Stammesgenossen zur Rache und zum Ruhme dessen und der ihren Rachedurst stillen würde. In erster Linie galten ihre Trauergesänge dem jüngeren Bruder Sachr, dem sie sehr zugetan war.

[1] Sämtliche Proben aus der Hamasa, I., 389, 391, 402.

Digitized by Google

Ja Sachr, unser Hort war er und unser Fechter,
Und Sachr in der Not des Winters unser Schlächter;
Und Sachr allezeit ein Führer uns ein treuer
Als wie auf Bergeshaupt ein angezündet Feuer.

O Sachr, muß um dich mein Aug' jetzt weinen,
Doch lang' einst hat gelacht mein Aug' um dich.
Dich nenn' ich unter Frauen, welche klagen,
Doch keine hat ein Recht zu klagen, so wie ich.
Du schütztest lebend einst mich in Gefahren;
Wer wird in der Gefahr nun schützen mich?
Um einen Toten ziemt sich nicht zu weinen,
Jedoch um dich zu weinen ziemet sich.[1])

Chansa kam etwa in ihrem fünfzigsten Lebensjahre unter dem Chalifate Omars nach Medina und war ihr Ruhm damals schon so groß, daß Aïscha ihre Bekanntschaft machte und ihr vorhielt, ihr Klagen um ihre als Heiden gefallenen Brüder stehe ihr nach ihrer Bekehrung nicht mehr an. Sie war zweimal vermählt und hatte mehrere Kinder, von welchen ihre Tochter Amra (nicht zu verwechseln mit der weiter oben genannten Amra) ihr poetisches Talent erbte.[2])

Unter dem ommejadischen Chalifen Abd el Melik fand die Totenklage eine hervorragende Vertreterin in Leila al Achjalija vom Stamme der Banu Amir. Sie unterhielt ein Liebesverhältnis mit ihrem Clangenossen Tauba Ibn al Humajir, doch war ihr Vater gegen die Ehe und zwang sie zu einer Verbindung mit einem fremden Manne. Ihr Geliebter, der ihr treu blieb, fiel im Kampfe, und dieses tragische Geschick weckte Leilas Begabung. Zahllos sind die Lieder, in welchen sie den verlornen Geliebten beklagt. Zu hohem Ruhme gelangt, wurde sie von Damaszener Chalifen empfangen und ausgezeichnet. Später unternahm sie eine Reise nach dem fernen Chorassan, wo ihr Vetter — der bekannte Heerführer Kotaiba Ibn Moslim — im Felde stand. Sie starb unterwegs.

Als Verherrlicher der Liebe und der Frauen im ersten Jahrhundert der Flucht steht der abenteuerlustige Omar Ibn Abi Rabia in erster Reihe. Sein Vater war Abdallah, vom Propheten als Statthalter eines südarabischen Bezirkes eingesetzt, seine Mutter eine Nebenfrau des Genannten. Nach arabischen Begriffen war das kein Makel für Omar. Im Besitze reicher Mittel, lebenslustig und auf galante Abenteuer erpicht, gehörte er durch längere Zeit der „goldenen Jugend" von Mekka an. Zahlreich sind seine Liebesabenteuer, und was er erlebte, drückte er in flammenden Liedern aus. Selbst ommejadische Prinzessinnen mußten sich solche Huldigungen gefallen lassen, sehr zum Ärger der Machthaber. Er predigte einen Koran der Liebe, welcher den alten Herren von Mekka so bedenklich schien, daß sie ihren Töchtern strengstens das Lesen der Gedichte Omars untersagten.[3]) Eine Probe von der Art, wie der Dichter die Schönen, für die er schwärmte, in seinen Gedichten apostrophierte, ist die folgende:

Ich sandte meine Sklavin
Und sagte ihr: sei auf der Hut!
Und sprich schmeichelnd zu Zeinab:
Sei doch deinem Omar gut!
Heilst du den Todessiechen,
Wer ist es, der Tadel dir spendet?

[1]) Hamasa, I, 320.
[2]) Th. Nöldeke: „Beiträge zur Kenntnis der Poesie der alten Araber", 152 ff.
[3]) Kremer, a. a. O., I, 30.

Digitized by Google

Sie schüttelt das Köpfchen und fragt:
Wer hat dich deshalb gesendet?
Ist das deine Frauenbehexung?
Hier kennen wir dich:
Stillte die Glut er, so sagt man,
Dann läßt er die Dame in Stich.

Noch im hohen Alter — Omar starb mit 77 Jahren — konnte er seine Huldigungen für schöne Frauen und Mädchen nicht unterlassen und vermaß er sich, dies sogar während den Andachtsübungen in der Kaaba zu tun. Auch sonst in geselliger Unterhaltung war Omar von bestechender Liebenswürdigkeit, wie die nachstehenden zierlichen Verse dartun[1]):

Wir waren im Gespräche, da zeigten sich mir freier
Antlitze, deren Schönheit zu stolz war für den Schleier.

Sie kannten mich, und taten als kannten sie mich nicht,
Und scherzten: Ei, ein Fremdling, dem Unterkunft gebricht!

Sie tauschten Liebesfaden mit einem betörten Mann,
Der ihnen zugab Ellen, und Spannen abgewann.

Ich sprach zu ihrem Lober: Tritt nicht zu nah mit Lob!
Wie, oder meinst du wirklich, daß sie dein Lob erhob?

Als Omar gestorben war, sah man ein Mädchen Tränen vergießen und hörte sie jammern: „Wer wird nun in Mekka die Jünglinge und Mädchen besingen?“ Da trat Jemand auf die Klagende zu und sagte: „Gib dich zufrieden. Ein Jüngling wächst heran, Elardschi mit Namen, vom Geschlecht der Othman Ben Affan; er wird in die Fußstapfen des Verstorbenen treten.“ Hierbei rezitierte er die folgenden zwei Strophen des jungen Dichters:

Weil ich sah die Neidischen
Uns'rer Liebe Stricke
Legen, und auf uns'rer Spur
Schärfen scheele Blicke;

Will ich, ohne daß mein Herz
So von dir soll scheiden,
Dich besuchen einen Tag,
Und einen Monat meiden.

Als die Weinende diese diskreten Verse hörte, wischte sie sich die Augen, hob die Hände zum Himmel und dankte Allah, daß er die heilige Stadt so beschütze.

Ein schlimmes Ende nahm ein anderer Liebesdichter und Zeitgenosse Omars, der Ommejade Abdallah Ibn Omar al Aridsch, der die Mutter des Statthalters von Mekka durch Liebesgedichte kompromittiert hatte. Ungeachtet seiner Verwandtschaft zu dem herrschenden Chalifenhause wurde Abdallah von dem erzürnten Satrapen zuerst an den Pranger gestellt und hierauf eingekerkert. Er endete im Gefängnisse ... An den Pranger gestellt zu werden traf noch manch anderen Dichter jener Zeit, z. B. Djarir, der einige Damen der Damaszener Hofgesellschaft durch Liebeslieder bloßgestellt hatte. Das Merkwürdige aber ist, daß Djarir nie ein Weib geliebt haben soll, sehr im Gegensatze zu seinem Rivalen Ferazdak, dem zahlreiche Liebesabenteuer zugeschrieben werden. Gleichwohl war dieser nur ein mittelmäßiger erotischer Dichter. Von seinem Charakter wird nichts Gutes berichtet; man sagte ihm zügellose Leidenschaft, maßlose Genußsucht

[1]) Hamasa, II, 73.

Digitized by Google

und Verachtung aller gesetzlichen Bande nach ...[1]) Eine wenig rühmliche Rolle spielte Ferazdak gegenüber seiner Cousine Newar, welche er durch List zur Gattin erwarb. Das war in Basra, fern an der Mündung des Shat el Arab. Da die Betrogene daheim



Arabisches Mädchen. H

die Scheidung nicht durchsetzen konnte, entfloh sie in die Wüste. Der Gatte war ihr bald auf der Spur und verfolgte sie mit seinen Spottgedichten von Stamm zu Stamm. So kam die Dulderin nach Mekka, wo sie sich unter den Schutz Abdallahs, des Gegenchalifen Abd el Meliks, begab. Auch hier fand sie der Verfolger. Er ließ sich zu einem Spottgedichte auf den Machthaber hinreißen und wurde dafür in entehrender Weise ge-

[1]) Brockelmann: „Geschichte der arabischen Literatur", 70.

Digitized by Google

züchtigt. Jetzt erst schlug Ferazdak mildere Saiten an und es kam zu einer Aussöhnung, die aber nicht lange anhielt. Schon unterwegs gab es Streit; in Basra angelangt, setzte Newar endlich die Scheidung durch.[1])

Ein Zeitgenosse Ferazdaks war der Dichter Gailan Dhulrumma. Ein Vers von ihm, worin er seine Geliebte, die sonst Majja, hier aber Umm Salem heißt, in dieser gesuchten Wendung mit einem Reh vergleicht:

O Reh der Wüste zwischen gehäuftem Sand und kahlem,
Sag an, bist du es, oder ist es Umm Salem --

hat zu einem seltsamen Zwischenfall mit einem fremden Mädchen geführt.[2]) Als der Dichter aus der Wüste nach Kufa (am unteren Euphrat) kam, sah er an der Türe eines Hauses ein Mädchen stehen, das sein Wohlgefallen erregte und von dem er, um eine Anknüpfung zu finden, einen Schluck Wasser erbat. Das Mädchen brachte den Krug, Dhulrumma trank, wobei er die nichtssagende Bemerkung machte: „Ei, Mädchen, wie ist euer Wasser so warm" ... Da war aber der Dichter offenbar an die Unrechte geraten, denn sie antwortete keck: „Wenn du dich doch lieber um die Fehler deiner Gedichte, statt um die Fehler unseres Wassers kümmern wolltest ..." Der erstaunte Dichter fragte, was sie damit meine. Darauf das Mädchen: „Bist du nicht Dhulrumma?" Als dieser bejahte, improvisierte der kecke arabische Schnabel die folgenden derben Verse:

Hast du die Umm Salem gemacht zu einer Geiß,
Und sie mit einem Schwanz versehen übern Steiß,
Und hast ihr auf die Stirn gesetzt ein Hörnerpaar,
Und an den Bauch zwei Brüste schwarz wie Schröpfköpf' gar!
Und gabest ihr zwei Schenkel, die, wenn sie auf die Nase
Dich träfen, dort, o Gailan, dir machten eine Blase!
O Reh der Wüste zwischen gehäuftem Sand und kahlem,
Sag an, bist du es, oder ist es Umm Salem?

Das war fatal. Dhulrumma bot der scharfen Kritikerin sein Kamel, wenn sie Schweigen gelobte. Sie ging darauf ein; als er aber eine Strecke gegangen war, rief sie ihn zurück und stellte dem Niedergeschlagenen das Thier wieder zur Verfügung mit der Bemerkung, daß sie trotzdem reinen Mund halten werde. Daß sie ihr Versprechen nicht gehalten, beweist die Existenz ihrer improvisierten Verse, welche Abu Temam für interessant genug befunden hat, sie seiner Anthologie einzuverleiben.

Übrigens mag auch Dhulrummas Geliebte mancherlei Ärgernis gegeben haben. Eine gewisse Kensa scheint intimere Kenntnisse von den Reizen Majjas gehabt zu haben, denn sie äußerte sich in einem Schmähgedichte[3]) hierüber, von welchem nachstehend zwei Strophen wiedergegeben sind:

Auf Majjas Antlitz ist ein Anstrich
Von Lieblichkeit,
Schmach aber, wenn sie sichtbar würde,
Im Unterkleid.

O wäre sie dem armen Gailan
Doch nackt einmal
Erschienen, nicht mehr würd' er seufzen
In Liebesqual.

Die eigentliche Wiege des Liebesgesanges blieb, trotz des höfischen Anstriches, den die Dichtkunst seit Begründung der ommejadischen Dynastie erhalten hatte, nach wie vor

[1]) Hammer-Purgstall: „Literaturgeschichte der Araber", II, 260. – Kremer: „Kulturgeschichte des Orients", II, 367.
[2]) Vgl. Hamasa, II, 214.
[3]) Hamasa, II, 213.

die Wüste. Kein Wunder also, daß manches Weib edlen Stammes, das durch die Wechselfälle des Lebens außerhalb Arabiens zu Glanz und Ehren aufstieg, in heimlichen Stunden des idyllischen Reizes der fernen Heimat gedachte. So erging es unter anderem der Gemahlin Moawijas, Meisuna. Einst belauschte sie ihr Gatte, wie sie sang:

Das här'ne Kleid, in dem ich glücklich war,
Ist lieber mir, als hier ein Prachttalar.
Im Wüstenzelt durch das die Winde sausen,
Möcht ich, statt hier in hohem Schlosse hausen.
Ein wild Kamel von ungestümen Schritt
Ist lieber mir, als sanften Maultiers Tritt,
Der Hund, der dort dem Gast entgegenbellt,
Mir lieber, als die Pauke, die hier gellt.
Ein Hirt von meinem Stamme gilt mir mehr,
Als all die üpp'gen Fremden um mich her.[1])

Der Chalif war zwar unwillig über solche Klage, ließ aber die Tochter Bachdals ziehen.

Ein wahres Eldorado der Liebe in jener Zeit war die Heimat des Stammes der Usra (Asra bei Heine). Hier war die Erotik sozusagen tägliches Brot. Die Mädchen waren ihrer Schönheit wegen weitberühmt und die Jünglinge zeichneten sich durch maßlose Schwärmerei und Liebesparoxismen aus. Hier gedieh denn auch jenes merkwürdige Liebespaar — Dschemil und Botheina — das eher eine poetische Verherrlichung durch einen neuen Dichter verdiente, als sie dem „Asra" Heines zu teil geworden ist. Wie in manchem rechtschaffenen Liebesromane der Gegenwart, stand auch der Liebe Dschemils und Botheinas ein feindliches Geschick entgegen: der Widerstand der Verwandten der Geliebten. Was nun folgt, spielt sich nach bewährten Mustern ab. Die Verliebten konnten sich nur auf Schleichwegen sehen und sprechen, wobei die Tränen in Strömen flossen und die Herzen zu brechen drohten. Unter besonders günstigen Umständen war es den Liebenden sogar vergönnt, ganze Nächte in einem einsamen Tale unter Palmbäumen in zärtlichstem tête-à-tête zu verbringen. Natürlich, alles in Ehren. Dschemil selber hat in letzter Stunde gestanden, daß er sich in solchen verfänglichen Augenblicken damit begnügte, die Hand der Geliebten an sein Herz zu drücken . . . Aber auf die Dauer mußte ein solcher Zustand zu unerträglicher Qual werden. Deshalb ging Dschemil auf die Wanderschaft. In Ägypten gewann er die Gunst des dortigen Statthalters, und als dieser von dem Gegenstande der Leidenschaft und der Sehnsucht des Dichters Kenntnis erhielt, bot er seine Vermittlung an. Leider war es zu spät; Dschemil erkrankte lebensgefährlich und bevor er verschied, übergab er einem Freunde sein Kleid, mit der Bitte, es der Geliebten zu überbringen. Im Dorfe Botheinas angelangt, rief der Unglücksbote laut das Vorgefallene aus. Da stürzte die Unglückliche mit entschleiertem Antlitz aus ihrer Hütte und schrie laut auf, als sie das Kleid des Geliebten gewahrte. Alle Frauen des Stammes waren um sie versammelt, brachen in Tränen aus und stimmten die Totenklage um Dschemil an. Botheina aber war in Ohnmacht gesunken. Als sie die Augen wieder aufschlug, kam die dichterische Inspiration über sie und sie sprach die Verse:

Könnt' ich, o Dschemil, um dich mich trösten?
Glaube nicht, daß jemals dies geschehe!
Gleich ist mir, seitdem du bist gestorben,
O Dschemil, des Lebens Glück und Wehe.

[1]) v. Schack: „Poesie und Kunst der Araber in Spanien", I, 37 (nach Abulfeda, I, 398).

Botheina hat weiter kein Lied gedichtet, als dieses.[1])

Am Hofe der Ommejaden ist als Liebesdichter besonders der weichmütige Waddâh berühmt geworden, hauptsächlich seines tragischen Geschickes wegen. Er war ein Jemenide und scheint jener Spur gefolgt zu sein, welche so manchen dichtenden Erotiker über die heiligen Städte nach der syrischen Oasenstadt geführt hat. Das entsprach der damaligen Freizügigkeit. Für die Frauen waren das herrliche Zeiten; sie wallfahrteten und verliebten sich zu Mekka in die schmucken Sänger und Rhapsoden, welche dann dem unwiderstehlichen Zuge nach dem Chalifenhofe folgten.[2])

Auf diese Weise kam auch Waddâh nach Damaskus. Hier gewann er die Gunst der Gattin des Chalifen Walid I. und die Liebenden sahen sich oft in den innersten Gemächern der Chalifin. Für den Fall des Überraschtwerdens hatte letztere Vorsorge getroffen, indem sie eine große Prachttruhe bereitstellte, in welche der heimliche Näscher im Augenblicke der Gefahr sich verbergen konnte. Anläßlich eines solchen Falles nun muß diese Manipulation nicht rasch genug vor sich gegangen sein, denn der eintretende Chalife war sehr ernst und zog seine Gemahlin in ein Gespräch, in dessen Verlaufe er sich die — Truhe als Geschenk erbat. So entsetzlich die Sache war, behielt die Chalifin ihre Geistesgegenwart und sie trat dem Gemahl das verhängnisvolle Möbelstück ab. Dieses wurde auf Befehl des Chalifen an einen von ihm bezeichneten Ort gebracht, wo man eine Grube ausschaufelte, die Truhe versenkte und erstere wieder zuschüttete ... Walid soll seiner Gattin gegenüber niemals über den Zwischenfall gesprochen haben, obwohl die Stadt voll war von dem geheimnisvollen Verschwinden des liebenswürdigen Dichters.

Aus Waddâhs jüngeren Jahren sind besonders die Liebeslieder, welche er an seine Landsmännin Rauda gerichtet hatte, hervorzuheben, vornehmlich ihrer dialogischen Form wegen, welche an das hohe Lied erinnert.[3])

Sie sprach: du sollst in unser Haus nicht dringen,
Denn unser Vater ist gar eifersüchtig.

Drauf ich: so werd' ich ihn zu treffen suchen,
Denn scharf ist meines Schwertes Stahl und schneidig.

Sie sprach: so schützet uns das Schloß vor dir.
Drauf ich: ich bin, es zu erobern, tüchtig.

Sie sprach: so trennt uns doch das Meer von dir.
Drauf ich: schon längst bin ich des Schwimmens kundig.

Sie sprach: um mich sind noch der Brüder sieben.
Drauf ich: ich bin des Siegs gewiß und mächtig.

Sie sprach: ein Löwe lagert zwischen uns.
Drauf ich: ich selber bin ein Leu gewaltig.

Sie sprach: so steht ja Gott noch über uns.
Drauf ich: mein Herr verzeiht und ist barmherzig.

Sie sprach: du hast mein Sträuben überwunden;
Drum komm, wenn meine Leute schlafen,

Fall über uns gleich wie der Frühlingsregen
Bei Nacht, nicht wehrend, noch hartherzig. — —

[1]) Vgl. Kosegarten: „Arabische Chrestomathie", 45, 141 und Slane: „Ibn Challikan", 169.
[2]) C. v. Vincenti: „Rhapsoden und Minnesänger bei den Arabern", 11.
[3]) Brockelmann, a. a. O., 72.

Digitized by Google

Ein anderes Liebesgedicht Waddâh's an Rauda lautet:

Ach! mich verfolgt von der einen Seite
Der Tadler Schar,
Von der andern ein Traumbild, wie reizender
Keines noch war!

Es besuchte mich in Sanas Palästen,
Denn es durchflieht,
Was da von Wegesgefahren und Bergen
Zwischen uns liegt.

Über Felsengeröll und Sandflut
Wanderts mir nach,
Wenn auch ein Weg von acht Tagen zwischen mir
Und der Geliebten lag.

Und als ich schlief, da kam es und begann
Mir Vorwürfe zu machen —
Ach, wie lieblich sie klangen und all die anderen
Gar süßen Sachen!

Ich aber rief: sei gegrüßt, du holdes,
Geliebtes Bild,
Tausendmal grüß' ich dich, wenn du mich
Heimsuchest so mild.

Jede Liebe muß im Laufe der Zeit
Allmählich vergehen,
Doch meine Liebe zu Rauda vergeht nicht,
Sie wird ewig bestehen.

Glücklicher als Waddâh war der Minnesänger Abu Dahbal, gleichfalls ein Mekkaner und auch in diesem Falle war es die heilige Stadt, in welcher ein Dichter sein Auge zu einer Prinzessin erhob. Es war dies Atika, die Tochter des Chalifen Moawija. Von der freien Stellung der Frau in jener Zeit beweist der Umstand, daß die schöne Ommejadin sich ganz ungezwungen in Mekka bewegte. Sie hatte indes nicht in der Stadt, sondern außerhalb derselben in einem vornehmen Landhause bei dem Dorfe Tu Towa Wohnung genommen. Eines Tages — ob zufällig oder mit Absicht — ging Abu Dahbal an der offenen Halle der Wohnung vorüber, in welcher sich Atika unverschleiert aufhielt, wie es scheint, ohne den Ankömmling zu bemerken; denn dieser stand längere Zeit stille, in Bewunderung des reizenden Frauenbildes versunken. Als Atika sich belauscht sah, verschleierte sie sich rasch und verließ die Halle. Sie muß es aber damit nicht sehr ernst genommen haben, denn alsbald entwickelte sich zwischen beiden ein zärtliches Liebesverhältnis, das auch in Damaskus, wohin Abu Dahbal seiner Angebeteten gefolgt war, fortbestand.

Hier aber standen dem Verkehr der Liebenden fast unübersteigliche Schwierigkeiten entgegen und gibt der Dichter dieser qualvollen Lage in prächtigen Versen Ausdruck. Später scheint in dem Verkehr eine Erleichterung eingetreten zu sein und nun jauchzen dem Dichter die Verse aus der Seele:

Digitized by Google

Wie die Perle des Tauchers ist sie voll Glanz,
Ein Kleinod unter den Edelsteinen,
Und zählst du ihre edlen Ahnen,
So findest du sie an Adel mir gleich.
Auf ihrem Kamin brennt nur Moschus,
Aloe und Weihrauchgesträuch.
Ich wandle an ihrer Seite bis zum
Grünen Zelte auf Marmorgängen
Durch erleuchtete Hallen und Säle,
Geschmückt mit Blumen und Rebengehängen.
— — — — — — — — — — —
Und die Trennung von ihr war so traut und innig,
Wie den Geliebten entläßt die Herzerwählte.

Dieses Verhältnis fand einen raschen — glücklicherweise nicht tragischen — Abschluß, als der Chalife hinter dasselbe kam. Er verstand es, den verliebten Dichter durch List zu bewegen, Damaskus zu verlassen und nach Mekka zurückzukehren, reiste ihm jedoch sofort nach, um ihn zu bewegen, in seiner Heimat ein Mädchen, das ihm gefiel, zu heiraten. Der Chalif verpflichtete sich, die Aussteuer zu bestreiten und Abu Dahbal war damit zufrieden ... Eine andere **Atika** am Ommejadischen Chalifenhofe, Enkelin Moawijas, war weniger lyrisch gestimmt und bereitete ihres Eigensinnes und ihrer Herrschsucht wegen ihrem Gatten, dem Chalifen Abd el Melik bittere Stunden. Nach einem längeren Zerwürfnisse konnte der Herrscher nur dadurch eine Annäherung erzielen, daß er mit Hilfe eines Höflings eine Komödie inszenierte. Dieser begab sich zu der zürnenden Chalifin und schilderte ihr in den düstersten Farben die bevorstehende Hinrichtung zweier Jünglinge aus vornehmem Hause wegen Zweikampfes. Nur ihre Fürbitte beim fürstlichen Gemahl könne das Unglück abwenden. Die Chalifin ließ sich erweichen und tat den Schritt, der zugleich auch zur Versöhnung führte.

In den Minnegesang klingt nicht selten ein schmerzlicher Ton hinein, wie es jene kampfreiche Zeit mit sich brachte. Als Ali und Moawija erbittert und kein Mittel scheuend, das ihren Zwecken dienlich sich erwies, sich bekämpften, gab der Damaszener Chalif seinem Feldherrn **Beschir** den Befehl, alle Anhänger seines Gegners, ohne Schonung des Alters und Geschlechts, umzubringen. Der Wüterich befolgte den Auftrag nur zu genau. In Jemen erwürgte er eigenhändig die noch unmündigen Söhne des dortigen Gouverneurs, die er ihrer Mutter **Umm Hakim** aus den Armen riß. Da erfaßte das schwergetroffene Weib Verzweiflung und es irrte von Ort zu Ort, um mitten im Volksgedränge in schmerzliche Klagen auszubrechen und ihre Kinder zurückzuverlangen, denn sie glaubte nicht an den Tod derselben.

O du, der du meine beiden Söhne gesehen hast,
Ähnlich zwei Perlen in einer Schale!
O du, der du meine beiden Söhne gesehen hast, die mein Herz sind,
Und man hat mir mein Herz geraubt!
O du, der du meine beiden Söhne gesehen hast, das Mark meiner Knochen,
Und mein Mark ist hingeschwunden!
Man sagt es ihm nach, aber lügenhaft ist die Schuld!
Sollte sein Schwert wirklich meiner Söhne Häupter vom Rumpfe getrennt haben? So lügen sie.
Ich will nicht ruhen, bis ich Männer seines Stammes getroffen,
Wackere, hochangesehene Männer.

Digitized by Google

Gottes Fluch über Beschir, wie er es verdient!
Ich schwöre beim Leben von Beschirs Vater, diese Tat ist ein schrecklicher Frevel.
Wer von euch wird einer armen, verwirrten, verschmachtenden Frau,
Das Schicksal ihrer Kinder, die sich verirrt haben, verkünden?

Ein Araber, der in Mekka diese Schmerzensrufe hörte, wurde von Mitleid ergriffen und faßte den Entschluß, die unglückliche Mutter zu rächen. Er suchte den Aufenthaltsort Beschirs auf, lockte dessen Söhne nach einem einsamen Orte und tötete sie.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß der junge Islam, der aus harten Kämpfen, Entsagung und Selbstentäußerung und einer fanatischen Lebensverachtung heraus gewachsen war, in sittlicher Beziehung durchaus nicht gleichen Schritt hielt. Vielleicht würde ihm dieser Mangel nicht angehaftet haben, wenn diese mächtige Bewegung auf den ureigenen Boden, von dem sie ausgegangen, den arabischen, beschränkt geblieben wäre. Das war aber bei dem impulsiven Wesen der neuen Lehre und ihrer durchwegs kriegerischen Häupter wegen von vornher ausgeschlossen. Die Eroberungen nahmen ein ungemein rasches Tempo an und alsbald flatterten die moslemischen Standarten in den Ländern fremder Machtgebiete, den byzantinischen und persischen. Fremdländische Beeinflussungen haben denn auch unverkennbar in die strammen altarabischen Lebensgewohnheiten ein Element freierer Anschauung gebracht, das im Widerspruche mit dem nüchternen Arabertum stand. Wir haben an anderer Stelle vernommen, daß die Verhältnisse zu Beginn der Prophetenlaufbahn Mohammeds so klein waren, daß die Frau eines seiner bedeutendsten Parteigänger, Zobeirs, das Pferd und das Reitdromedar ihres Gatten betreute. Als der Damaszener Chalif Walid I. die Grabhütte Mohammeds, die zugleich die Wohnhütte Aïschas war, in die Grabmoschee einbezog und diese würdiger ausstatten ließ, beklagten die Medinesen dieses Vorgehen und meinten, man hätte alles lassen sollen, wie es war, damit die späteren Geschlechter gesehen hätten, wie genügsam der Gesandte Gottes gewesen.

Auch das medinesische Chalifat trug noch das Zeichen dieser Genügsamkeit, trotz des siegreichen Fortschreitens der Eroberungen nach allen Weltrichtungen. Aber mit der wachsenden Größe dieser Macht, mit ihrem allmählichen Loslösen von der heimatlichen Erde, mit der Mehrung des Ruhmes und Glanzes, brach sich der weltliche Geist allmählich Bahn. Der Rausch des Triumphes und der Machtfülle verdarb die alten guten patriarchalischen Sitten. So erklärt sich, wie in Damaskus ein Schwelgerleben platzgreifen konnte, das im auffallenden Gegensatze zu den alten, rauhen Sitten stand. Vielleicht hatte der Prophet eine Vorahnung von diesen Dingen, als er Damaskus als „das Haus der Glückseligkeit" bezeichnete. Es ist aber mit Sicherheit anzunehmen, daß er keine Vorstellung von einem Leben hatte, wie es sich unter den Ommejaden entfaltete. Der von allen orientalischen Historiographen mit beredten Worten geschilderte Minnehof zu Damaskus hatte gewiß nicht sein Vorbild in den armseligen Lehmhütten der Frauen des Gottgesandten in Medina gefunden. In vollen Zügen schlürften die Chalifen, denen die Erinnerung an das Asketentum ihres Lehrherren entschwunden war, das Leben. Sie werden vielfach als wüste Lebemänner bezeichnet und in der Sonne ihrer Gnade tummelte sich ein größtenteils liederlicher Schwarm von Poeten, welche der Erotik zum Siege über die Weisheit des Korans verhalfen.

Daraus ergibt sich folgerichtig, daß die Frauen den Mittelpunkt dieses ungebundenen lebensfreudigen Treibens bildeten. Sie personifizierten das Märchenhafte jener schwülen Luft, die in den Feengemächern dieser Huldinnen und in den zauberhaften

Digitized by Google

Gärten der Damaszener Vornehmen den Lebensinhalt ausmachte. Es war keineswegs eine Lust mit sardanapalischem Anstrich, sondern vielmehr jener süße Reiz, den das Dasein bietet, wenn es durch geistige Freuden veredelt und mit Nachhilfe der Phantasie zu einem irdischen Wonnetraum ausgesponnen wird. Eine Stätte solcher Träume, die in schwülen Nächten, im Hauche der Rosen, beim Plätschern der Springbrunnen und unter dem bleichen Glanze des Mondes sich entfalteten, war Damaskus. Die Dichter und Rhapsoden hatten das Wort und die Erotik bildete den Inhalt eines Liebeskorans, der

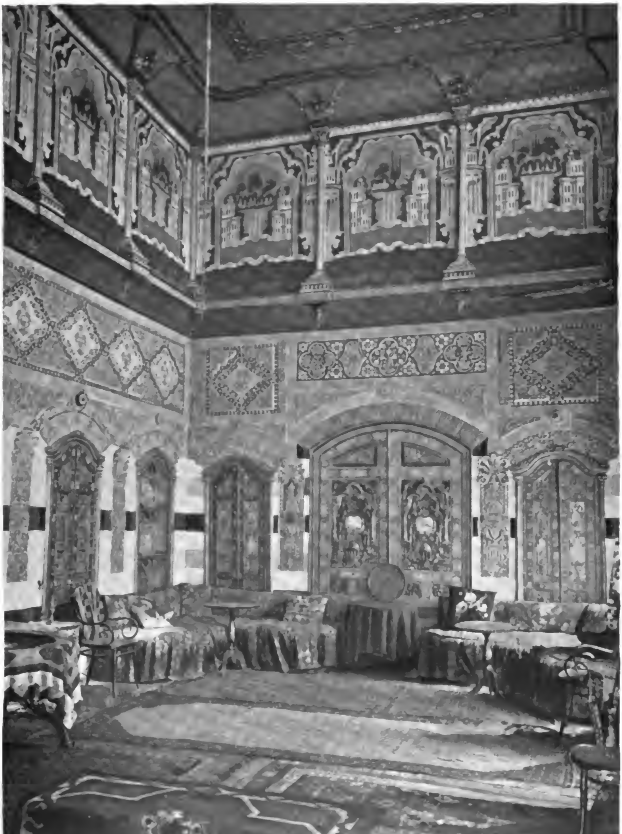


Der Rhapsode. K.

natürlich nur als Ausfluß der romantischen Rolle, welche hier den Frauen zuteil wurde, in die Erscheinung treten konnte.

Dieses poetische, ja zum teil ausschweifende Leben bietet uns keine Grundlage zum Verständnisse dessen, welche Rolle der Prophet den Frauen in seiner Lehre zugewiesen hatte. Es wäre ein ganz falsches, in seinen Einzelheiten völlig verwischtes Bild, das man gewänne, hielte man sich lediglich an diese Äußerlichkeiten. Um aus dieser üppigen Hülle den Kern herauszuschälen, das heißt, die moslemische Ehe, wie sie Mohammed als staatliche Institution festgelegt hatte, richtig zu erfassen, müssen wir zum Koran greifen, um jene Satzungen kennen zu lernen, welche den mehr als urwüchsigen Verhältnissen in den Beziehungen der Geschlechter, wie sie in vorislamitischer Zeit herrschten, ein Ende bereiteten. Zwar die Polygamie wagte der Prophet nicht zu beseitigen, falls

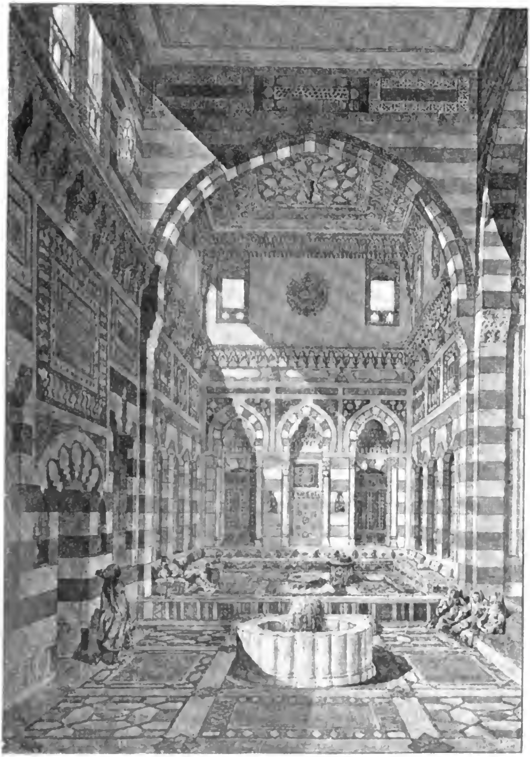
Digitized by Google



Interieur eines arabischen Hauses in Damaskus.

Digitized by Google

er nicht selber daran Gefallen fand, was auf Grund seiner starken Neigung zum schönen Geschlecht nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen ist. Dagegen beseitigte er



Interieur eines Harems in Damaskus.

einen anderen Übelstand mit drakonischer Strenge. Im vorislamitischen Arabien herrschte eigentlich Weibergemeinschaft. Zwar nicht der Form nach, wohl aber aus Anlaß der

Digitized by Google

Leichtigkeit, mit welcher Frauen das eheliche Verhältnis lösen konnten. Bei den Wanderstämmen genügte es, daß die Frau, die sich ihres Gatten entledigen wollte, den Eingang ihres Zeltes verlegte. Eine so einfache Formalität versetzte unbeständige Frauen in die angenehme Lage von Flitterwochen zu Flitterwochen zu eilen.

In dieser Beziehung hatte eine gewisse Umm Kharidschah aus Jemen eine gewisse Berühmtheit erlangt. Eine andere Frau edlen Stammes, Sokaina, heiratete viermal und bedang sich jedesmal ihre volle Freiheit aus. Die reiche Saffah verließ ihren Gemahl, heiratete einen einfachen Kriegsknecht und verstieß ihn wieder. Atika hatte sich nacheinander mit drei Männern vermählt, die alle im Kampfe fielen. Natürlich gab es Ausnahmen, wie die anmutige Hisna, welche, um ihren mit dem Tode ringenden Gatten zu beruhigen, sich das Gesicht aufschlitzte, damit kein anderer um sie freie. Ähnliches wird von der Witwe des ersten Chalifen Othman erzählt, die auf die Werbung Moawijas damit antwortete, daß sie sich mit einem Dolche zwei Schneidezähne ausbrach.

Die vorerwähnte Atika (nicht zu verwechseln mit den Frauen gleichen Namens, von denen früher einmal die Rede war[1]) hatte zum ersten Gatten Abdallah, den Sohn Abu Bekrs. Vor seiner tödlichen Verwundung (er starb an derselben erst unter dem Chalifate seines Vaters) scherzte er einmal mit seiner jungen Frau zur Gebetzeit und Abu Bekr erzürnte sehr darüber. Er setzte es schließlich durch, daß Abdallah sich von seiner Frau scheiden ließ. Nach der Trennung dichtete nun der verwundete Krieger die wehmütigen Verse:

Nie sah ich meinesgleichen
Der ihresgleichen ließ,
Noch ihresgleichen eine,
Die schuldlos man verstieß

welche dem Vater so zu Herzen gingen, daß er dem Sohne zurief: „Nimm die Atika wieder." Aber Abdallah starb fast unmittelbar darauf, und nun stimmte seine Witwe die nachstehende Totenklage an:

Ich schwöre es, nimmer bleibe
Mein Auge unbetaut,
Nie über dich im Kummer
Unstaubig meine Haut.

Wo man mit Lust ein Auge
Solch' einem Manne weiht,
So stürmend und so schirmend
So heldenhaft im Streit!

Wo sich die Lanzen senkten
Zum Angriff, o da bot
Sich seine Brust dem Tode,
Und o der Tod war rot!

Als Atika ihren zweiten Gatten, Omar Ben Elchatab, heiratete, scheint Ali, der nachmalige (vierte) Chalif, ein wenig gehetzt zu haben, denn er hielt ihr in Anwesenheit ihres Gatten die obigen Verse vor, namentlich den Schwur, daß ihr Auge nie unbetaut bleiben würde. Atika leugnete, ging aber weinend fort und verfiel in den alten Kummer... Nachdem Omar ermordet worden war, wurde Atika die Gattin Zobeirs, und als auch dieser dem Mörderdolche erlag, freite Ali um die Witwe, sie wies ihn aber mit der Begründung ab, daß er dem Chalifate erhalten bleiben müsse; nähme sie ihn zum Gatten, dann würde er sicherlich getötet werden, wie es mit allen ihren früheren Männern geschehen. Den Zobeir scheint Atika aufrichtig geliebt zu haben, denn sie fluchte dem Mörder (Amru Ben Dschormus) in den nachstehenden Versen:

[1] Vgl. Seite 93 und 94.

Digitized by Google

Ben Dschormus hat belistet einen Ritter,
Der nie am Tag der Schlacht zur Seite wich.
O Amru, wo du offen ihn bestandest,
Du fandest einen tapferen als dich.
Sohnlos sei deine Mutter! Einen Moslem,
Erschlugst du! Treffe Pein dich ewig![1])

Die Freiheit des weiblichen Geschlechtes im alten Arabien entwickelte die Glut und die Kraft der Empfindung bei den Frauen und damit jenen tiefgehenden Einfluß auf das geistige Leben des Volkes, wie es sich in den Werken der Dichter in vorislamitischer Zeit ausprägt. Der Koran sollte all dem ein Ende bereiten; daß es ihm nicht gelang, haben wir weiter oben auseinandergesetzt. Eines aber hat er erreicht: er beseitigte den gesetzlosen Zustand, der bis dahin in allen die Gemeinschaft der Geschlechter betreffenden Angelegenheiten herrschte. Indem aber Mohammed die Polygamie beibehielt, schuf er neue Schwierigkeiten, zum Teil solche, welche in erster Linie den Mann trafen, so daß die Auffassung, als wäre die moslemische Welt das Eheparadies der Männer, keineswegs der Wahrheit entspricht. Entgegen einer anderen landläufigen Ansicht aber muß bezeugt werden, daß durch die Polygamie keineswegs der sittliche Wert des Weibes herabgedrückt wurde und die Ehe im Islam jeder ethischen Bedeutung entbehre. Diese Vorstellung hat vornehmlich ein Paradoxon zur Grundlage, nämlich, daß die Moslemin zwar dem Geschlechte als solchem wenig Achtung entgegenbringen, ihre Frauen aber, sofern sie es verdienen, schätzen und ehren. Am Ende ist es ja auch bei uns so, wo es an Frauenverächtern durchaus nicht mangelt und deren mancher den berüchtigten Ausspruch des berühmtesten persischen Elegikers Enweri: „Das Weib ist das verfinsternde Gewölk am Himmel des Mannes", ohne weiteres unterschreiben würde. Wäre die Wertschätzung des Weibes unter den Islamiten nicht vorhanden, dann wäre die ganze reiche erotische Literatur des Ostens nie erblüht und die eine der drei Leidenschaften des Arabers (Liebe, Kampf und Abenteuer) — die Liebe — hätte keinen Sinn.

Die Polygamie scheint der Prophet übrigens auch aus Staatsraison beibehalten zu haben. Er wollte ein zahlreiches Volk und ließ die Gläubigen wissen, daß er sich am Tage des Gerichtes in der Menge seiner Völker verherrlichen werde. Übrigens bestand kein gesetzlicher Zwang und blieb es dem Einzelnen anheimgestellt, sich auch mit weniger Lebensgefährtinnen zu begnügen, als im Koran gestattet war (nämlich vier Frauen und ebensoviele Nebenfrauen). Die Umstände, welche zum Eingehen einer monogamen Ehe Veranlassung gaben, konnten ja mancherlei sein (und sind es auch heute noch): besondere Zuneigung zu einem Weibe, freiwilliges Übereinkommen zwischen den beiden eine Ehe schließenden Teilen, Rücksichten auf die gesellschaftliche Stellung des gefreiten Mädchens, Vermögensverhältnisse u. s. w. Gegen Wortbrüchigkeit seitens des Mannes ist die Frau gesetzlich geschützt, indem ihr in diesem Falle das Scheidungsrecht zusteht. Der Koran[2]) macht ferner gegenseitige Zärtlichkeit zur Pflicht und es ist für den frauenfreundlichen Propheten — von dem behauptet wird, er sei in Aischa derart verliebt gewesen, daß er selbst während der Andachtsübungen es nicht unterlassen konnte, mit dem reichen Haare der kindlichen Gattin zu tändeln — charakteristisch, daß er Ehemännern für jede ihren Frauen erwiesene Liebkosung zehn Gnaden, für jedes Andrücken an die Brust zwanzig Gnaden, für jeden Kuß dreißig Gnaden im Jenseits verspricht. Daß Mohammed die Freuden dieses Jenseits mit den bekannten

[1]) Vgl. Hamasa, I, 410, 411, 413.
[2]) Vgl. die 2. Sure, überschrieben „Die Kuh".

Verheißungen von lieblichen Jungfrauen, welche der Gläubigen harren, kennzeichnet, ist im Grunde genommen gleichfalls eine Huldigung für das schöne Geschlecht. Es sind jene „Huri“ mit keuschen Blicken und großen schwarzen Augen, „so da gleichen verdeckten Eiern des Straußes“.[1]) Sie und ihre himmlischen Erwählten sitzen auf Ruhekissen, und der Becher mit dem köstlichen Naß der Paradiesesbrunnen Kafur und Salsabil[2]) geht von Hand zu Hand.

Daß der Prophet die Frauen aus dem Himmel verwiesen, beruht auf einem Mißverständnis; er wollte nur die alten ausgeschlossen wissen. Das hatte aber nichts zu sagen, da ja „der Tag des Ausgleiches“ zugleich ein Tag der Verjüngung sein wird, diejenigen also, die in den Himmel einziehen, Anwartschaft auf ewigen Jugendreiz haben. Um aber die Belohnung im Jenseits nicht als eine leicht zu pflückende Frucht erscheinen zu lassen, offenbarte der Prophet[3]): „Böse Frauen werden einst vereinigt mit bösen Männern, und die bösen Männer mit bösen Frauen; gute Frauen aber mit guten Männern, und gute Männer mit guten Frauen. Diese werden dann auch gerechtfertigt sein über die Nachreden der Verleumder, und ihnen wird Versöhnung und eine ehrenvolle Versorgung zu Teil werden.“

Gegen üble Nachreden, Verunglimpfung der Frauenehre, hatte der Prophet — bestärkt durch eigene böse Erfahrungen — einige fulminante Standreden, die in das heilige Buch übergegangen sind, gehalten. Dagegen legte er der Scheidung ganz erhebliche Hindernisse in den Weg. Zwar das Recht der Scheidung liegt zum beiweitem ausgiebigsten Teile in der Hand des Mannes, welcher seine Frau auch ohne jeden Grund verstoßen kann, wogegen die Frau hauptsächlich nur vier Scheidungsgründe zur Verfügung hat: mangelhafter Unterhalt, grundlose Beschuldigung der Untreue, nicht Anerkennung eines Kindes und Apostasie des Gatten, welch letztere aber niemals vorkommt. Der endgültigen Scheidung muß eine dreimalige Verstoßung vorausgehen, welche mit einem einzigen Worte angekündigt wird: „Mutällaka“, d. h. du bist verstoßen. Der Zuruf „Bedecke dich mit deinem Schleier“ hat dieselbe Bedeutung. Werden diese Worte im Zustande der Trunkenheit vorgebracht, so haben sie gleichwohl Gültigkeit, dagegen sind sie ungültig, wenn der Mann sie auf dem Krankenbette ausgesprochen hat. Nun folgt eine dreimonatliche Frist, während welcher jeder Verkehr zwischen den Gatten abgebrochen ist. Die Gelegenheit zur Versöhnung ist leicht gegeben, da eine Liebkosung, ein Kuß, ja selbst ein zärtlicher Blick genügt, das alte Verhältnis wieder in Kraft treten zu lassen. Im Gegenfalle ist die Scheidung perfekt, doch kann eine neue Ehe eingegangen werden, wenn die Geschiedene sich inzwischen nicht vermählt hat, und der frühere Gatte die Mitgift noch einmal erlegt. Dasselbe gilt im Falle der Wiederverehelichung nach einer eventuellen zweiten Scheidung. Wiederholt sich diese aber ein drittesmal, dann ist die eheliche Gemeinschaft für immer aufgelöst.

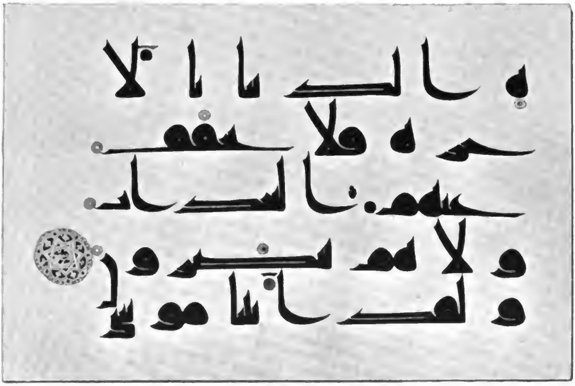
In diesem Falle springt aber ein Vermittler ein, der sogenannte „Mustahüll“. Um nämlich eine Wiedervereinigung der dreimal geschiedenen Gatten zu ermöglichen, ist es notwendig, daß die Frau inzwischen in aller Form geheiratet hat und Witwe geworden oder von ihrem letzten Gatten verstoßen worden ist. Hier lassen die gesetzlichen Vorschriften eine Lücke offen, welche zu Mißbräuchen führt. Als Mustahüll kann nämlich bei Anwendung entsprechender Vorsicht auch ein — Strohmann einspringen. Der Koran

[1]) Koran, 37. Sure.
[2]) Koran, 76. Sure.
[3]) Koran, 24. Sure.

Digitized by Google

hat auf diese Möglichkeit Bedacht genommen und verflucht den Betrüger. In der Praxis aber wird die Sache nicht immer so genau genommen, wenn es auch ehrliche Richter gibt, die in einem solchen Falle mit unerbittlicher Strenge vorgehen.

Ehebruch ist unter den Islamiten selten, wird aber vorkommenden Falles mitunter mit dem Tode des schuldigen Weibes bestraft, und zwar in der grausamen Form der Steinigung (Hocharabien, Persien). In vorislamitischer Zeit war auf Ehebruch Einmauerung gesetzt. Die gewöhnliche Strafe ist körperliche Züchtigung. Angesichts der schweren Schuld, welche der Ehebruch in sich schließt, wird selbst der Ausspruch eines Verdachtes schwer geahndet. Der Koran dekretiert[1]): „Wer eine ehrbare Frau des Ehebruches beschuldigt und dies nicht durch vier Zeugen beweisen kann, den geißelt mit 80 Schlägen und nehmet



Faksimile einer Seite aus einer Koranhandschrift aus dem 7. Jahrhunderte. Kufisch. 2. Sure („Die Kuh"), 80. Vers. (Pariser Nationalbibliothek.)

dessen Zeugnis nie mehr an, denn er ist ein Bösewicht. Diejenigen, welche ihre eigenen Frauen des Ehebruches beschuldigen und kein anderes Zeugnis als ihr eigenes beibringen, so soll ein solcher viermal bei Gott schwören, daß er die Wahrheit gesprochen, und das fünftemal rufe er den Fluch Gottes über sich, so er ein Lügner sei. Doch soll die Strafe von der Frau abgewendet werden, wenn sie viermal bei Gott schwört, daß er ein Lügner sei, und das fünftemal den Zorn des Ewigen auf sich herabruft, so der Mann die Wahrheit gesprochen."

Für gewöhnliche Übertretungen gegen die Ehrbarkeit der Frauen hatte Mohammed ein feines Gefühl. Als einst Zafai Bint Hojai, eine der Frauen des Propheten, darüber Klage führte, daß die anderen Genossinnen sie „Judenkind" schimpften, antwortete der Gottgesandte: „Kannst du denn nicht sagen: Aaron ist mein Vater, Moses mein Oheim und Mohammed mein Mann . . .?" In seiner Häuslichkeit wollte der Prophet selbst die

[1]) 24. Sure.

Digitized by Google

geringste Störung von außen vermieden wissen. Als gelegentlich zwei Gläubige — Oseina Ibn Hossein und Akra Ibn Habeß — vor eine der Frauenhütten, in welcher Mohammed eben weilte, traten und ihn herausriefen, nahm er Anlaß, dies als Ungebührlichkeit zu bezeichnen. Eine Stelle des Korans äußert sich hierüber [1]): „O ihr Gläubigen, erhebet nicht euere Stimme über die des Propheten; sprechet auch nicht so frei mit ihm, wie ihr untereinander zu tun pfleget, denn sonst sind euere Handlungen vergeblich, ohne daß ihr es merket. Die, welche ihre Stimme in der Gegenwart des Gesandten Gottes dämpfen, deren Herz hat Gott zur Frömmigkeit geneigt gemacht; ihnen wird Versöhnung und großer Lohn. Die meisten derer, welche dir von außen in die inneren Zimmer zurufen, kennen nicht die schuldige Ehrerbietung; so sie mit Geduld warteten, bis du zu ihnen herauskämest, das wäre schicklicher für sie; doch Gott ist versöhnend und barmherzig."

Im nachfolgenden sind die wichtigsten im Koran enthaltenen Bestimmungen, welche die Frauen, ihre Stellung in der Familie, ihre Rechte und Pflichten und sonst Einschlägiges behandeln, wiedergegeben.

Aus der 2. Sure („Die Kuh").

Nehmet keine Heidin zur Frau, bis sie gläubig geworden. Eine gläubige Sklavin ist einer freien Heidin vorzuziehen, mag letztere euch noch so gut gefallen. Verheiratet auch keine an einen Heiden, bis er gläubig geworden.

Die, welche geloben, sich von ihren Frauen zu trennen, sollen vier Monate es bedenken. Nehmen sie dann das Gelübde zurück, so ist Gott versöhnend und barmherzig. Bestehen sie aber durchaus auf Scheidung, so hat sie eine Wartezeit durchzumachen. [2]) Die Ehescheidung ist zweimal erlaubt, und müßt ihr die Frau in Güte behalten, oder mit Vermögen entlassen. Es ist auch nicht erlaubt, etwas von dem zu behalten, was ihr derselben vordem geschenkt, es sei denn, daß man fürchtet, die Gebote Gottes nicht erfüllen zu können.

Trennt er sich nochmals von ihr [3]), so darf er sie nicht wieder nehmen, es wäre denn, sie hätte zuvor einen anderen Mann geheiratet, von dem sie geschieden worden ist.

Wenn ihr euch von eueren Frauen trennt, und ihre bestimmte Zeit ist um [4]), so müßt ihr sie entweder nach Billigkeit behalten oder entlassen. Haltet sie aber nicht mit Gewalt zurück, denn wer solches tut, versündigt sich.

Die Mutter soll ihre Kinder zwei volle Jahre säugen, und obliegt es dann dem Vater, ihr Nahrung und Kleidung nach Billigkeit zukommen zu lassen. Niemand soll zu Leistungen gezwungen sein, die seine Kräfte überschreiten. Der Erbe hat dieselben Pflichten.

Wenn sie, auf Grund gemeinschaftlicher Beratung und Übereinstimmung, das Kind vor der angegebenen Zeit der Mutterbrust entwöhnen, so ist das keine Sünde. Auch könnt ihr eine Amme beistellen, die ihr genügend zu entlohnen habt.

Wenn ihr sterbet und Frauen hinterlasset, so müssen diese vier Monate und zehn Tage warten. Ist diese Zeit um, dann ist es keine Sünde, wenn sie nach Billigkeit vorgehen. Auch ist es keine Sünde, wenn ihr schon vor Ablauf dieser Zeit einer Frau Anträge macht, oder diese Absicht im geheimen heget; versprecht euch aber nicht heimlich, und thut es in keuschen Worten. Die Verbindung selbst aber schließet nicht vor der bestimmten Zeit.

Es ist sündhaft, sich von einer Frau zu trennen, bevor ihr sie berührt, oder ihr noch kein Vermächtnis zugeschrieben habt. Trennt ihr euch von einer Frau, bevor

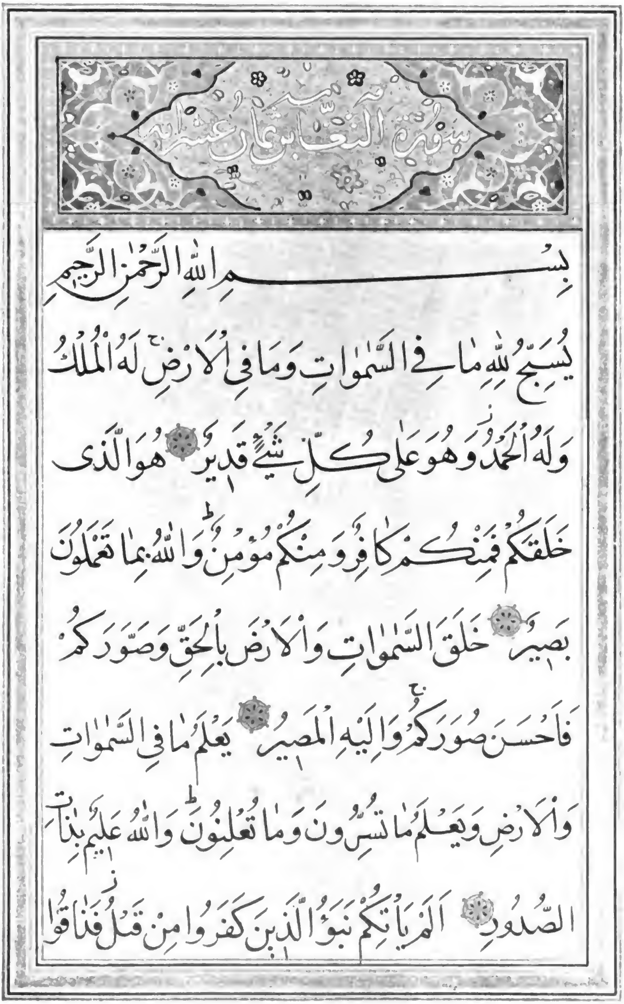
[1]) 49. Sure, überschrieben „Die inneren Zimmer".

[2]) Der Wortlaut dieses Satzes ist aus Schicklichkeitsgründen nicht wiederzugeben.

[3]) Zum dritten Male.

[4]) Vier Monate.

Digitized by Google



سورة التغابن ثمان عشرة آية

بسم الله الرحمن الرحيم

يسبح لله ما في السموات وما في الارض له الملك
وله الحمد وهو على كل شيء قدير هو الذي
خلقكم فمنكم كافر ومنكم مؤمن والله بما تعملون
بصير خلق السموات والارض بالحق وصوركم
فاحسن صوركم واليه المصير يعلم ما في السموات
والارض ويعلم ما تسرون وما تعلنون والله عليم بذات
الصدور الم ياتكم نبؤا الذين كفروا من قبل فذاقوا

Faksimile einer Seite aus einer Koranhandschrift aus dem 16. Jahrhundert.

(Pariser Nationalbibliothek.)

Im Originale sind die Einfassung und die Kopfleiste in Gold und Farben.

Digitized by Google

ihr sie berührt habt, so erhalte sie die Hälfte des Verschriebenen, falls derjenige, der den Ehevertrag in Händen hat, nicht zur Nachgiebigkeit neigt.

Stirbt jemand von euch und hinterläßt er Frauen, so belasse er sie im Hause und setze den Unterhalt für ein ganzes Jahr fest. Verläßt sie jedoch freiwillig das Haus, so habt ihr keine Verantwortung.

Auch den geschiedenen Frauen müßt ihr nach eueren Kräften Unterhalt gewähren, wie es Gläubigen geziemt.

Aus der 4. Sure („Die Weiber").

Verehret Gott, zu dem ihr für einander betet, und habet Ehrfurcht vor der Mutter, welche euch geboren.

Gebet den Waisen ihr Vermögen und tauschet nicht Schlechtes für Gutes; verzehrt ihr Vermögen nicht zum Vorteil des eurigen. Fürchtet ihr, gegen Waisen nicht gerecht sein zu können, so nehmet nach Gutdünken nur eine, oder zwei, drei, höchstens vier Frauen. Besorgt ihr aber auch so noch, eueren Pflichten nicht nachkommen zu können, so nehmet nur eine Frau, oder begnügt euch mit den Sklavinnen, die ihr erworben.[1])

Den Schwachsinnigen gebet das Vermögen nicht in die Hände, sondern ernährt sie damit, kleidet sie und redet auf freundliche Weise mit ihnen.

Prüfet die Waisen, bis sie das Heiratsalter erreicht haben. Findet ihr sie dann für fähig, für sich selbst zu sorgen, so übergebt ihnen ihr Vermögen. Der reiche Vormund enthalte sich, etwas von ihnen zu nehmen, der arme aber genieße davon nach Recht und Billigkeit.

Männliche Erben sollen so viel erhalten, als zwei weibliche. Sind nur weibliche Erben vorhanden, und zwar mehr als zwei, so erhalten sie zwei Dritteile der Verlassenschaft. Ist aber nur eine Erbin vorhanden, so erhält sie die Hälfte.

Die Eltern des Verstorbenen erhalten jedes, wenn der Erblasser ein Kind hinterlassen, den sechsten Teil des Nachlasses. Hinterläßt er keine Kinder und sind die Eltern erbberechtigt, so erhält die Mutter den dritten Teil. Hat er aber Brüder, so erhält die Mutter nach Abzug der gemachten Legate und der Schulden den sechsten Teil.

Von dem, was euere Frauen hinterlassen, gehört die Hälfte euch, sofern sie kinderlos gestorben ist. Hat sie jedoch Kinder hinterlassen, so gehört euch nach Abzug der gemachten Legate und der Schulden, der vierte Teil des Nachlasses. Auch den Frauen gehört der vierte Teil von dem, was ihr hinterlasset, sofern ihr kinderlos sterbet; sind aber Kinder vorhanden, so gebührt der Frau nach Abzug der Legate und der Schulden nur der achte Teil der Hinterlassenschaft.

Wenn ein Mann oder eine Frau einen entfernten Verwandten zum Erben einsetzt, und der Erblasser einen Bruder oder eine Schwester hat, so erhält jedes von den beiden nach Abzug der gemachten Legate und der Schulden den sechsten Teil des Nachlasses zu gleichen Teilen. Hinterläßt aber der Erblasser Geschwister, so erhalten sie nach Abzug der gemachten Legate und der Schulden den dritten Teil des Nachlasses zu gleichen Teilen.

Es ist nicht erlaubt, Frauen durch Erbschaft gegen ihren Willen sich anzueignen; hindert sie auch nicht, wenn sie einen anderen nehmen will, wenn euch etwa nach ihrer Morgengabe gelüsten sollte, es sei denn, sie hätte sich eines Vergehens schuldig gemacht.

[1]) Nach dem islamitischen Sklavenkodex („Hedaja") ist das Kind der Sklavin rechtmäßig und erbfähig, wie das der freigeborenen Frau. Damit ist dem Bastardentum ein wirksamer Riegel vorgeschoben. Mancher Machthaber in den moslemischen Reichen war das Kind einer Sklavin. Der Begriff der Mesalliance ist im Morgenlande unbekannt. Allerdings ist in gesellschaftlicher Beziehung die zur Gemahlin erhobene Sklavin den freigeborenen Ehefrauen stets untergeordnet. Eine Ausnahmsstellung nehmen die sogenannten kaiserlichen „Kadinen" der osmanischen Sultane ein, welche niemals aus dem Sklavenverbande heraustreten, also mehr die Stellung von Nebenfrauen einnehmen. Sie können ohne Scheidungsgrund verstoßen werden, wenn sie keine Knaben zur Welt gebracht haben.

Digitized by Google

Wenn ihr eine Frau gegen eine andere Frau vertauschen wollt, und ihr habt der einen bereits ein Geldgeschenk gemacht, so dürft ihr es nicht zurückverlangen. Das wäre eine Schandtat.

Ihr dürft auch keine Frau heiraten, die euer Vater besessen, es sei denn schon längst geschehen[1]); derartiges ist schändlich. Es ist euch ferner verboten, zu ehelichen: euere Mütter, euere Töchter und euere Schwestern, euere Muhmen und Basen von Vaters und Mutters Seite, die Töchter oder Schwestern euerer Brüder, die Ammen, welche euch gesäugt haben, euere Milchschwestern, die Mütter euerer Frauen und die Stieftöchter, die von Frauen geboren worden sind, denen ihr bereits beigewohnt habt; im anderen Falle ist es keine Sünde, sie zu Frauen zu nehmen. Ihr dürft ferner nicht zu Weibern nehmen: die Frauen euerer Söhne, die von euch herstammen, oder Schwestern zu gleicher Zeit, es sei denn, daß es längst geschehen sei.[2]) Auch dürft ihr keine freien, bereits verheirateten Frauen nehmen.

Ihr könnt euch nach dem Verhältnisse eueres Vermögens Frauen nehmen, doch keine schlechten und liederlichen. Wer aber nicht genug Vermögen hat, um freie, gläubige Frauen heiraten zu können, der nehme gläubig gewordene Sklavinnen; doch soll dies nur mit Einwilligung ihrer Herren geschehen und ist ihnen nach Billigkeit eine Morgengabe zuzuweisen.[3]) Diese Sklavinnen müssen gleichfalls züchtig sein und dürfen sich keine fremden Liebhaber halten. Begehen sie Ehebruch, so sollen sie die Hälfte derjenigen Strafe erdulden, welche den freien Frauen zubemessen ist.

Hat eine Frau von ihrem Manne Zorn oder Abneigung zu befürchten, so möge die Sache gütlich beigelegt werden, denn Wiedervereinigung ist besser als Scheidung. Es kann nicht sein, daß ihr allen eueren Frauen in gleicher Liebe zugetan seid, selbst wenn ihr es wolltet. Ihr sollt aber bestrebt sein, keiner euerer Frauen offen Abneigung zu zeigen.

Aus der 33. Sure („Die Verschworenen").

O ihr Frauen des Propheten, ihr seid nicht wie die Frauen anderer. Wenn ihr wirklich gottesfürchtig seid, dann erweiset euch nicht zu freundlich in euerer Rede, damit nicht der euer begehre, der liebeskrank ist. Redet nur so viel, als sich schickt. Bleibet zu Hause, schmücket euch nicht, betet und spendet Almosen, gehorchet Gott und seinem Gesandten. Denn der Allmächtige will von euch, die ihr zum Hause des Propheten gehört, daß ihr von allen Greueln ferngehalten und in völliger Reinheit erhalten werdet.

In vorislamitischer Zeit war es Sitte, wenn ein Araber von einer Frau sich scheiden lassen, sie aber gleichwohl im Hause behalten wollte, ihr zu sagen: „Du sollst mir von nun an sein, wie der Rücken meiner Mutter." Damit trat die Betreffende für ihren Mann und alle übrigen Verwandten in allen Beziehungen tatsächlich in das Verhältnis einer Mutter ... Zur Zeit Mohammeds war nun eine gewisse Chaula Bint Thaleba von ihrem Manne mit obiger Formel entlassen worden. Die Frau begab sich zum Propheten und fragte ihn, ob dieser Vorgang gesetzliche Gültigkeit habe, da ihr Gatte sie nicht vom Hause fortgewiesen habe. Als Mohammed die Frage bejahte, war das Weib, ihrer kleinen Kinder wegen, sehr betrübt und entfernte sich, um Gott um eine Wendung der Dinge anzuflehen. Dem Propheten scheint dies sehr zu Herzen gegangen zu sein und er kleidete seine Ansicht über diese Sache in die Form einer Offenbarung, welche in der 58. Sure („Die Streitende") enthalten ist. Die betreffende Stelle lautet:

Gott hat gehört diejenige, welche mit dir gestritten hat, wegen ihres Gatten. Diejenigen unter euch, welche sich von ihren Frauen mit der Erklärung trennen, daß

[1]) D. h. vor der Offenbarung des Korans.

[2]) Siehe vorstehend.

[3]) Die eigenen Sklavinnen zu heiraten, war verboten. Sklaven durften nur zwei Frauen ehelichen.

Digitized by Google

sie dieselben wie den Rücken ihrer Mutter betrachten wollen, mögen wissen, daß dieselben ihre Mütter nicht sind. Nur diejenigen, welche sie geboren, sind ihre Mütter, und jene Erklärung ist sonach ungerecht und falsch.

Die Offenbarung stellt nun gewisse Bedingungen fest, unter welchen eine Wiedervereinigung statthaben kann. Der Mann hat, vor jeder weiteren Berührung, entweder einen Gefangenen zu befreien, oder, wenn er nicht in der Lage ist, dies zu tun, zwei Monate hindurch zu fasten, oder sechzig Arme zu speisen.



Hof eines Hauses in Damaskus. II

Der ernste und aufreibende Prophetenberuf hat Mohammed nicht verhindert, sich auch mit den kleinen Äußerlichkeiten des Frauenlebens abzugeben, so bezüglich der Kleidung und verschiedenen Schönheitsmittel. Die Frau soll sich schmücken, soll den Mann nicht nur durch ihre natürlichen körperlichen Reize, sondern auch durch entsprechende künstliche Nachhilfe an denselben, zu fesseln trachten. Die Auffassung ist selbstverständlich eine andere, als bei uns: alle diese Anweisungen sollten nämlich nur dem Gatten gegenüber Gültigkeit haben, nicht aber etwa für die Öffentlichkeit. Schlichte, unauffällige Kleidung war früh empfohlen, später folgte der Schleierzwang. Der Koran bestimmt ferner, daß die Frauen außer Hause züchtig sein und „die Augen abwenden" sollen, was übrigens auch den Männern ans Herz gelegt wird, weil es so „am schick-

Digitized by Google

lichsten“ sei. Ihre Reize sollen die Frauen ängstlich behüten, Entblößungen vermeiden, „den Busen mit dem Schleier verhüllen“. Das alles entspricht einem sittlichen Wohlverhalten, wozu es nicht erst einer göttlichen Offenbarung bedurfte. Dagegen überraschen die toleranten Anschauungen des Propheten bezüglich der Frauenreize im engeren Familienkreise. Innerhalb derselben werden bestimmte Verwandtschaftsgrade namhaft gemacht, gegenüber welchen die Frauen nicht nötig haben, gar zu sehr auf ihre Blößen bedacht zu sein. Das sind: die Gatten oder deren Väter, die eigenen Väter und Söhne, die Söhne der anderen Frauen des Gatten, die Brüder und deren Söhne, außerdem von Nichtangehörigen der Familie die Sklaven, Verschnittene[1]) und alte Männer, sofern letztere zum Hausverbande zählen. Schließlich werden auch die Kinder genannt, „welche die Blöße der Frauen nicht beachten“. Die Mahnung: „Auch sollen die Frauen ihre Füße nicht so werfen, daß man die Zierde gewahr werde, welche sie verbergen“, scheint nur zum Teil auf unschickliche Entblößungen Bezug zu haben; es dürften auch die an den Knien befestigten Schmuckbänder gemeint sein. Der Prophet hat hier offenbar eine Stelle bei Jesaias entlehnt, welche lautet (Kap. 3, 16–24): „Weil stolz sind die Töchter Zions, und einhergehen mit hocherhobenen Hälsen, und geschminkten Augen, und mit tändelnden Schritten daher kommen und Spangen an ihren Füßen tragen, wird Jehova den Scheitel der Töchter Zions kahl machen und ihre Reize entblößen; es wird der Herr allen Schmuck beseitigen, den Schimmer der Fußkettchen, die kleinen Sonnen und die kleinen Monde“ u. s. w.

Um die Gatten zu fesseln, gestattet der Prophet den Frauen sieben Schönheitsmittel: Haarlocken auf der Stirne, Schönpflästerchen, rote und weiße Schminke, Rußpulver zum Rändern der Augenlider, ein schwarzes Färbemittel (Collyrium?) für die Augenbrauen und das bekannte Henna-Pulver, um die Handflächen, Fußsohlen und Kopfhaare braun zu färben. Besondere Anordnungen bezüglich des Schmuckes hat der Prophet nicht gegeben. Die Putzsucht der orientalischen Frauen zu zügeln, wäre selbst für einen Gottgesandten vergebliches Bemühen gewesen.

Die Blässe der Wangen — besonders als die zurückgelassene von überstandener Krankheit — ist eines der bevorzugten Bilder, mit dem die Phantasie der arabischen Erotiker sich beschäftigt. Mitunter freilich streift der Dichter damit den verfänglichen Reiz genossener Liebe, wie die nachstehenden Verse andeuten.[2])

Von zarter Scham ist ihr die Wange krankenblaß,
Sie ist von denen, die dem Lüstling schenken Weh
Mit Anstand einer Fürstin und dem Blick vom Reh.

Hellfarbige Gesichter galten — so sehr dies befremden mag — seit jeher bei den Arabern als das Kennzeichen edler Abstammung. Hassan Ibn Tabit (Zeitgenosse des Propheten) spricht, als er der Männer edler Rasse gedenkt, „von weißen Gesichtern, edlem Geschlechte, feingeschnittenen Nasen nach alter Art.“[3])

Um dem Mangel blasser Wangen abzuhelfen, scheint der Prophet die weiße Schminke den erlaubten Schönheitsmitteln einbezogen zu haben. Daß besonders die Schönen von

[1]) Der erste, welcher zur Bewachung seines Harems sich der Eunuchen bediente, soll der Damaszener Chalif Sulejman gewesen sein (Weil: „Geschichte der Chalifen“, I, 573). Verhält es sich in der Tat so, dann sind die „Verschnittenen“ erst nach Mohammed in die angeführte Koranstelle einbezogen worden. Der Prophet selber förderte selbstverständlich diese die Frauenwürde verletzende Einrichtung so wenig, wie die freien Araber seinerzeit, welche selbst später noch gegen die Verschnittenen eine unüberwindliche Abneigung hatten. (Vgl. Kremer: „Kulturgeschichte des Orients“, II, 108, welcher, beiläufig bemerkt, die Einführung der Eunuchen am Hofe der Ommejaden dem Chalifen Walid II. zuschreibt. A. a. O., I, 148).

[2]) Hamasa, II, 119.

[3]) Gawalyky, 101; Isfahany, II, 171 (bei Kremer, a. a. O. II, 271).

Digitized by Google

Mekka von ihr ausgiebigen Gebrauch machten, hat uns die Kenntnis von den Toilettegeheimnissen der dortigen Sängerinnen verraten. Die Frauen des Propheten wollten sich das natürlich nicht entgehen lassen, was auch bezüglich anderer Äußerlichkeiten, besonders der Toilette, gilt. Die berühmte Sängerin Dschemila in Medina, von der an anderer Stelle die Rede war,[1]) schmückte nicht nur sich selber in herausfordernder Weise, sondern putzte auch ihre Sklavinnen, denen sie künstliche Haarzöpfe anlegte, die als Chignons in Büschelform auf den Rücken herabhingen, und sie in buntfärbige Gewänder kleidete... Aïscha, die Lieblingsfrau des Propheten, welche wegen ihrer schlanken Gestalt, dem üppigen Haar und den feurigen stechenden Augen nach arabischen Begriffen für eine Schönheit ersten Ranges gelten konnte, liebte skandalös weite rote Beinkleider und feine Gazehemdchen, welche die Blicke mehr anzogen, als daß sie die Reize des koketten, leidenschaftlichen Weibes verhüllt hätten.

Dhulrumma[2]) sagt:

Du siehest Schmächtige, die sehn
Nicht gern, wenn sie die Lüft' anwehn;
Doch Majja, weht die Luft sie an,
So läßt sie gerne das geschehn.

Ein ungenannter Dichter in der „Hamasa" gibt einem ähnlichen äußerlichen Reize in den Versen Ausdruck:

Es versagt der Brüste, der Lenden Fülle dem zarten Kleid
Sich dem Leib zu schmiegen und sich zu schmiegen dem Rücken.
Wenn die Abendlüfte ihr entgegenwehen, so erregen sie
Qual eifersüchtigen, Staunen neidischen Blicken.

Wie sehr übrigens bei den Arabern die Phantasie den natürlichen Zustand der Dinge zu verschleiern pflegte und hierbei erstere zu wahren Ungeheuerlichen sich verstieg, beweist folgende Erzählung. Charka — die arabische Ninon de Lenclos — war in ihrer Jugend die Herzensdame des Minnesängers Dhulrumma. Dieser war längst in die sieben Himmel des Propheten eingezogen, als Charka — die nun im 120. Lebensjahre stand — das Bedürfnis hatte, noch einmal einen Dichter zu begeistern. Der Fall war heikel genug und der Dichter Elkehaif Ben Chomair, dem diese Huldigung zugedacht war, antwortet unwirsch, daß er alte Weiber nicht besinge. Da trat Charka vor ihn und entschleierte sich, worauf der Überraschte erklärte, er müsse der Matrone unter allen Frauen den Preis der Schönheit zuerkennen. Diese merkwürdige Halluzination kleidete der Dichter in die nachstehenden Verse:

Es sendet ihre Boten an mich die Charka, daß
Sie denen bei mich füge, die Charka hat berückt.
An Anmut und Schönheit allein nimmt Charka zu,
Ob auch zu Noahs Alter sie allmählich vorgerückt.[3])

Die krankhafte Eifersucht, welche die modernen Orientalen beherrscht, war mindestens den Arabern vor Alters unbekannt, sofern es sich um die platonischen Huldigungen der Dichter (was sie allerdings nicht immer waren) handelte... Tauba Ben Homair war der Geliebte der Leila von Achjal. Vor seinem Tode hatte er sie aufgefordert, sein Grab zu besuchen und ihn zu grüßen. Als sie nun, mit ihrem Gatten auf einer Reise

[1]) Seite 84.
[2]) Seite 90.
[3]) Hamasa, II, 109.

Digitized by Google

begriffen, in die Nähe des Grabes kam, sprach der Mann zu ihr: „Liegt hier nicht der Dichter, der gesagt hat:

Wenn Leila, die Achjalische, mich einst zu grüßen tritt heran ?

Steige ab und tue, wie es der Dichter verkündet hat" ... Leila aber weigerte sich und so ließ sie der Gatte vom Kamel heben und geleitete sie zum Grabhügel. Dort angekommen, gebot er der Frau: „Sprich: ich grüße dich Tauba!" ... Da flog ein Vogel (es soll ein sogenannter „Totenvogel" gewesen sein) aus dem Gebüsche auf und streifte im Fluge Leila, worauf sie tot zu Boden sank.

Der Kult des arabischen Frauenzaubers hatte mit der Wende vom 7. zum 8. Jahrhundert den Gipfel erreicht. Seinen Hauptsitz hatte dieser Kult in dem herrlichen Damaskus, wo sich um jene Zeit die schönsten Frauen der Welt einem verfeinerten und veredelten Genußleben hingaben, das nur noch ein zweites Mal in der islamitischen Welt zu gleich schöner Blüte gedieh — im arabischen Spanien. Allerdings was Luxus und Reichtum, schwelgerische Lust und zwanglose Leichtlebigkeit anbelangt, überholte das abbassidische Chalifat von Bagdad weit alles das, was in Damaskus sich abspielte. Aber dort war die Fäulnis gleich nach Beginn der neuen Herrlichkeit zutage getreten und sie fraß sich späterhin allmählich bis zum innersten Kern der gesellschaftlichen Zustände durch: eine liederliche Wirtschaft, die zu der, wenn auch nichts weniger als sittenstrengen, so doch vom Idealismus der Dichter und den kunstfreudigen Chalifen getragenen Lebensanschauungen, wie sie sich zur Zeit der Ommejaden betätigten, in einem Verhältnisse stand, wie etwa das provençalische Troubadourwesen zu der faulen Hofwirtschaft des „Sonnenkönigs" in Versailles.

Dort, in Damaskus, war das Paradies der arabischen Frauen. In der traumhaften Stimmung der Gartenhöfe mit den offenen Hallen, den Springbrunnen und künstlichen Kaskaden, den Marmorwänden und in Gold- und Farbenschmuck prangenden Decken, den wuchernden Schlingpflanzen, welche sich als grünes Gespinst um Altane und Fenster schlangen, erblühte den frohen Menschen, die dort hausten, oder aus- und eingingen, der Traum des Lebens. Mitunter freilich polterte auch in dieser abwechselnd glücklichen und von wilden Kämpfen erfüllten Zeit die rauhe Wirklichkeit mit harter Hand an den schimmernden Toren; aber solche Störungen konnten dem Zauber nichts anhaben. Es war ein Zauber, der mit seinen Mondnächten, plaudernden Nachtigallen, heimlichen Stelldicheins, verwegenen Abenteuern und berauschenden Symposien durch ein Jahrhundert den Inbegriff irdischen Genußlebens ausmachte. Alles Denken und Fühlen ging in Wein und Liebe, in Gesang und Tanz und in den sonstigen Freuden der Geselligkeit auf. Immer aber war es ein vornehmer Zug, der dieses Leben kennzeichnete, und der Adel der Gesinnung, der damals noch hochgehalten wurde, schützte vor gemeinen Ausschweifungen und erniedrigender Genußsucht.

Im Mittelpunkte dieses Lebens glänzte der Natur der Dinge nach die Frau. Die Welt lag ihr huldigend zu Füßen. Im Zenithe ihres Wertes stehend — nicht lediglich ihrer Schönheit wegen, sondern auch des geistigen Inhaltes halber, den das Leben, und das Bestreben es zu veredeln, ihrem Dasein gab — entfaltete sich im Sinne einer gesellschaftlich freien und geistig herrschenden Stellung die vornehme Araberin des 7. und teilweise noch des 8. Jahrhunderts zu jener herrlichen Blüte, wie sie der Orient weder vorher, noch später gekannt hat.

Digitized by Google



Im Harem. II.

Dritter Abschnitt.

Die Zeit der Abbassiden.

Man hat sich daran gewöhnt, wenn es sich um die Verkörperung der arabischen Weltmacht und den Glanz ihrer Kultur handelt, eine Art Idealgestalt sich vor Augen zu halten. Es ist dies Harun, genannt „er raschid" (d. i. der Gerechte), der Chalif der Märchen von „Tausend und einer Nacht" und selber so etwas wie ein Märchenchalif. Die Geschichte weiß es besser, indem sie uns diesen berühmtesten aller morgenländischen Herrscher in einer Beleuchtung zeigt, die ihn als einen schwankenden, von bösen Launen beherrschten, ebenso freigebigen als wortbrüchigen und von grausamen Instinkten beeinflußten Charakter erscheinen läßt. Dennoch hat sich um diesen, vom Volke nichts weniger als geliebten Beherrscher der Gläubigen ein die Gebrechen des Tyrannen verschleiernder Goldnebel gebreitet. Man verdankt dies in erster Linie den Dichtern, welche sich in der Gunst des Chalifen sonnten, seine maßlose Freigebigkeit nach Kräften ausnützten und das prunkvolle Hofleben zu Bagdad als den Inbegriff irdischer Herrlichkeit darstellten.

So mußte es kommen, daß Bagdad selber, „Die Stätte des Heils", in einen Märchenschimmer eingesponnen wurde, der uns jene ferne Welt bis auf den Tag als ein Abbild morgenländischer Phantastik bewahrte, an welchem selbst das reale Leben

Digitized by Google

einen Stich ins Außergewöhnliche erhält. Daß Bagdad eine der glänzendsten Weltstädte war, welche durch die Wünschelrute der Mächtigen aus dem Erdboden gezaubert wurde, darüber besteht kein Zweifel. Wenn der arabische Bericht, der von dem Leichenbegängnisse Ibn Haukals (eines der Häupter der vier orthodoxen Schulen des Islam) spricht, auf Wahrheit beruht, kann man sich ungefähr eine Vorstellung von der Größe der neuen Chalifenresidenz machen. An diesem Zuge sollen sich nämlich nicht weniger als 800.000 Männer und 60.000 Frauen beteiligt haben.

Das war zur Zeit des Chalifen Al Mutassim. Gründer von Bagdad war Manssur, der Sohn jenes Abul Abbas Abdallah — des „Blutvergießers" — der den Omejaden ein so grauenhaftes Ende bereitet hatte. Als Manssur, gleichfalls ein Ungeheuer, das hinter sich die Spuren zahlreicher Verbrechen ließ, den Grundstein zu der neuen Stadt legte (762 n. Chr.), geschah es mit der frommen Sentenz: „Im Namen Gottes! Gepriesen sei der Herr! Die ganze Erde gehört ihm; er verleiht sie, welchem er will von seinen Sklaven, und sichert denen, die ihn fürchten, ein glückliches Ende zu. Bauet mit Gottes Segen!" ...[1]) So entstand auf der Westseite des Tigris zunächst jener ungeheuere doppelte Mauerring (mit eisernen Toren), der den eigentlichen Fürstensitz einschloß und um den herum, durch Torwege und Hallen verbunden, nach und nach die Stadt anwuchs. Im engeren Kreise, um den auf freiem Platze stehenden Chalifenpalast, dessen Eingang die „goldene Pforte" bildete, lagen die Wohngebäude der Familie des Chalifen, jene des Hofstaates, die Amtsgebäude der Behörden und andere Unterkunftsräume. Die Stadt muß sich sehr rasch entwickelt haben, dank ihrer geographischen Lage im unmittelbaren Bereiche der älteren Emporien und Residenzen dieses geschichtlich so bedeutsamen Kulturgebietes, in welchem einst die Weltstadt Babylon lag, Seleukia und Ktesiphon zu vorübergehendem Glanze erblühten, Hyra und Kufa in der Reihe der geschichtlich denkwürdigen Städte standen.

Bot schon die Stadt in dieser ursprünglichen Anlage mit ihren zahlreichen hochragenden Minaretten und Kuppeln, dem kastellartigen Schlosse Chold und den ausgebreiteten Stadtvierteln mit ihrem regen Leben ein Gesamtbild von kräftigem Entwicklungsdrang, so betätigte sich letzterer schon in Kürze in noch höherem Maße, als es der Familie des Chalifen in den zuerst geschaffenen Palasträumen zu enge wurde. So griff die Stadt auch auf das östliche Tigrisufer hinüber. Den ersten Anstoß gab der Thronfolger Mahdy, der sich hier einen neuen Palast erbaute, „Rosafa" mit Namen, welcher der Kern einer prächtigen und weitläufigen Stadtanlage wurde und wo die späteren Chalifen ihre Grabstätten fanden ... Jetzt erst hatte Bagdad die Ausdehnung einer Weltstadt erlangt und damit ihren Ruf weit über die Länder und Reiche des Westens und Ostens verbreitet. Der triebkräftige Boden ließ herrliche Gärten gedeihen, Reichtum und Luxus traten in ihre Rechte und schufen jene märchenhaften Lustschlösser und Paläste, in welchen sich allmählich ein schwelgerisches und sorgenloses Genußleben entfaltete, dem nichts vorher und nichts nachher glich, was sich auf arabischem Boden abspielte.

Daß in einer Großstadt von weit über anderthalb Millionen Einwohnern auch die Schattenseiten einer solchen zum Ausdrucke kommen mußten, liegt auf der Hand. Der Übermut und die bizarre Laune tafelten in goldprunkenden Gemächern, während Elend und Notdurft sich in Tausende elender Behausungen verkrochen. Der Tigris war bedeckt von den Frachtschiffen der seefahrenden Nationen, die ihre Kostbarkeiten an den breiten und stundenlangen Kais landeten. Prächtige Yachten glitten den Strom hinab, auf den

[1]) Tabari bei Weil: „Geschichte der Chalifen", II, 77.

Digitized by Google

die Erker und Hallen mit ihren glitzernden Glasurwänden herabsahen, oder weitläufige Parks mit ihrem Baumgewühl säumten. Rauschende Feste, phantastische, farbenbunte Aufzüge, ein Straßenleben von der ganzen sinnverwirrenden Lebhaftigkeit des vielsprachigen Ostens, sinnlose Verschwendungssucht neben armseliger Dürftigkeit, Glaubenslauheit und zügellose Lebenslust auf der einen Seite, unbeschränkte Despotenwillkür und Mißachtung der Menschenrechte auf der anderen: das war der berückende „Chalifenzauber", von dem wir uns nun gefangen nehmen lassen wollen.

Die Anknüpfung ergibt sich von selbst, wenn wir in jenen Kreis treten, in welchem das Weib ihre souveräne Herrschaft ausübt. Und das war in Bagdad zum mindesten bis in die Zeit des Chalifen Harun der Fall. Aber die Frauen edlen Blutes, die Gefährtinnen der in ihren Launen unberechenbaren Machthaber, der Beherrscher und Großen des Reiches hatten einen immer schwieriger sich gestaltenden Kampf mit jenen freizügigen und leichtlebigen Repräsentanten der weiblichen Lebewelt auszufechten, die im abbassidischen Babel eine Macht geworden war. Schöne Sklavinnen und leichtfertige Sängerinnen berückten die Männerwelt und während erstere den legitimen Gattinnen das Leben vergällten, umgarnten die kleinfüßigen reizenden Sünderinnen, welche aus der Gesangschule von Kufa hervorgingen, Prinzen und Jünglinge aus den vornehmsten Familien mit ihren Liedern und kußbereiten Lippen. Man begreift dies ohne weiteres, wenn man erwägt, welche Rolle Musik und Gesang am Hofe und in den Häusern der Großen spielten. Unter dem Chalifen Harun erfreute sich der Hofsänger Ibrahim höchster Gunst, und dessen Sohn Ishak nahm späterhin dieselbe Stelle unter dem Chalifen Watik ein. Harun, von dem die Geschichte in „Tausend und einer Nacht" so manches nächtliche Abenteuer erzählt, das er in Gesellschaft seines lebenslustigen Veziers, des Barmekiden Djafar, bestanden, verschmähte es nicht, seinen Hofsänger in dessen eigenem Heim aufzusuchen, wo er im Kreise schöner Sängerinnen sich dem Zauber der heiteren Muse hingab.

Und ein Zauber fürwahr muß es gewesen sein, wenn man sich die Mitteilungen der arabischen Chronisten vor Augen hält. Auch der Harem war von diesem Zauber beherrscht, häufig wohl sehr zum Verdruß der ehrsamen „Kahramanah", ihrer Exzellenz der Frau Generalintendantin des gesamten weiblichen Hofstaates. Als Harun einst eine bildhübsche Sklavin zum Geschenke erhielt, beeilte er sich, ihr zu Ehren eine Art Hofkonzert zu arrangieren, an welchem nicht weniger als 2000 Musikantinnen, Sängerinnen und Sklaven teilnahmen. Zobeida, die Gattin Haruns, von der wir noch mancherlei zu berichten haben werden, fühlte sich durch dieses Vorgehen ihres Gatten zurückgesetzt und gekränkt. In solchen Fällen mußte die leichtlebige und abenteuerlustige Olajja, die Halbschwester Haruns, die selber eine vorzügliche Sängerin war und von der ein Zauber ausging, der alle Welt im Banne hielt, einspringen. Kaum hatte ihr Zobeida ihren Kummer vorgetragen, so komponierte sie ein Lied, rief tausend Sklavinnen zusammen, paukte diesen das Lied ein und trug es dem Chalifen vor, der, überrascht und entzückt von dieser spontanen Huldigung, alles Geld, das sich in der Schatzkammer fand (es sollen sechs Millionen Dirhem gewesen sein) herbeischaffen und über die Köpfe der Sängerinnen ausstreuen ließ. Einen ähnlichen Goldregen ließ der freigebige Chalif einmal über seine Haremsdamen niedergehen, als eine nach Millionen zählende Summe (Steuerrückstände aus dem Mossuler Regierungsbezirke) eben eintraf und der Fürst der Gläubigen gerade bei guter Laune war und keine andere, passendere Verwendung für das Geld hatte.

Digitized by Google

Die arabischen Chronisten beschränken sich rücksichtlich der auffallenden Schwäche Haruns für schöne Sängerinnen durchaus nicht auf den vorgeschilderten Fall. So berichten sie über einen anderen Lockvogel dieser Art, der den Chalifen derart zu bestricken wußte, daß er dem Herrn der schönen Sklavin ein Militär-Kommando in Persien und die Steuereinhebung des ganzen Landes für sieben Jahre verschrieb. Nicht minder freigebig zeigte sich Harun gegenüber der Freigelassenen eines Familiengliedes des berühmten Geschlechtes der Barmekiden, der er kostbare Geschenke überwies. Diesmal griff Zobeida, sehr zum Verdruß des flatterhaften Gatten, persönlich ein, indem sie ihn auf den schlechten Ruf der Begünstigten aufmerksam machte. Wer weiß, ob sich Harun daran gekehrt hätte, würde ihm Zobeida nicht eine Anzahl junger Sklavinnen als Ersatz zugeführt haben, mit welchen er nun eine Zeit hindurch sein Genügen fand.

Die hohe Schule für diese Herzensbezwingerinnen war in Kufa, wo zwei „Unternehmer", die auf diesem Wege zu Ansehen und Reichtum gekommen waren, junge Mädchen in Musik und Gesang unterrichten ließen. Sie waren zugleich Sklavenhändler und so begreift man, daß die beiden ehrenwerten Gentlemen — Ibn Zamyn und Zoraik mit Namen — aus Konkurrenzneid sich in den Haaren lagen. Gleichwohl gingen die Geschäfte brillant, besonders jenes Zamyns, aus dessen Händen die berühmtesten „Chanteusen" ihrer Zeit: Robaiha, Saada und Salama (genannt Zerka, das ist die Blauäugige) hervorgingen. Der geriebene Entrepreneur soll an jedem dieser Mädchen zwischen 80.000 bis 100.000 Dirhem verdient haben. Dagegen durfte sich Zamyns Konkurrent Zoraik rühmen, in seinem Etablissement eine Diva von großer Zugkraft, eine gewisse Sohaika, zu besitzen. Außer diesen „Stars", deren Namen uns die Chronisten erhalten haben, gab es zahllose andere Mädchen dieser Art, eine hübscher als die andere, welche für den Zeitvertreib und die erotischen Anwandlungen der vornehmen Jugend in ausreichendem Maße sorgten.

Bezeichnend für die gesellschaftliche Stellung, welche die Sängerinnen einnahmen, ist das allgemeine Interesse, das ihnen entgegengebracht wurde. Es gab Parteien für und gegen diese oder jene Vertreterin der edlen Sangeskunst, die zuweilen in leidenschaftlichen Streit gerieten. In Samarra beispielsweise schlug man sich die Köpfe gegenseitig ein, um zu entscheiden, wer bezaubernder sei, Aryb oder Scharija. Samarra war vom Chalifen Motassim, der gegen die Bagdader erzürnt war, sozusagen aus dem Boden gestampft und zu seiner Residenz gemacht worden. Aus nackter dürrer Wüste hatte der Wille eines Despoten ein Paradies geschaffen, an dem sich nachmals der Staatsschatz ganzer Herrscher-Generationen verblutete. Es war das neue Eden, wo der Chalifenzauber seine herrlichste Blüte entfaltete und die Revenuen einer Welt in Saus und Braus aufgingen. Hier wog Frauenreiz mehr als die Tugend aller Korangelehrten der islamitischen Welt zusammen, und so darf man glauben, daß damals in den Palmenhainen von Samarra, wo die Nachtigallen so süß klagten und die zierlichen Füße zahlloser Sklavinnen über Rosenblätter wandelten, ein einziger Kuß von schönen Lippen mit einem Vermögen bezahlt wurde. An Wahnsinn grenzenden Luxus betätigte der halbverrückte Chalife Mutawakkil — eine neronische Natur — in Samarra. Die von ihm erbauten Paläste, künstlichen Hügel, Pavillons u. s. w. verschlangen Hunderte von Millionen Dirhem. Hierbei war er erfinderisch genug, zu seinem Residenzpalaste ein Balkenwerk ganz besonderer Art sich zu verschaffen. Dasselbe sollte ihm nämlich der über 1400 Jahre alte „Baum des Zoroaster" (eine Zypresse bei Tus in Chorassan), den er umhauen ließ, liefern. Vergebens boten die Magier die riesigsten Summen, um das uralte Wahrzeichen ihres Glaubens

Digitized by Google

zu retten. Die Zypresse fiel und ihre Teile wurden den ungeheuren langen Weg zum Tigris hinabgeschleppt, wo sie eben ankamen, als Mutawakkil unter Meuchlerhänden



Vornehme arabische Frau. II.

sein Leben beschloß ... Von den Herrlichkeiten Samarras aber ist heute nichts mehr zu sehen als der Ruinenklotz eines Turmes inmitten eines sumpfigen Ruinenfeldes.

Streift man den leichten Flitter, den der Kunstenthusiasmus des abbassidischen Bagdad um die Sängerinnen gewoben hat, ab, so tritt die leichtfertige Maitressen-

Digitized by Google

wirtschaft ungeschminkt zu Tage. Auf edle Abstammung, Zucht und Sitte Wert zu legen, fiel niemandem in den tonangebenden Kreisen ein. Wohl schloß diese lockere Lebensführung nicht aus, daß man die prächtigen Harems mit legitimen Gattinnen bevölkerte und sie mit allem erdenklichen Luxus (den wir noch kennen zu lernen Gelegenheit haben werden) umgab, aber besondere Freude hatte man an diesen Haremsdamen nicht. Der Reiz des Daseins lag in der Umarmung jener Mädchen, die nicht nur schön waren, sondern auch im gewissen Sinne ein — wir wollen sagen: ehrliches — Kunstbedürfnis befriedigten.

Welche Macht diese glutäugigen Hexen selbst auf Familienväter hatten, beweist eine Anekdote, in welcher die bereits einmal genannte Salama die Hauptrolle vertritt. Sie war von dem Sohne des Statthalters von Basra um die Kleinigkeit von 80.000 Dirhem von dem Kufaner Mädchenhändler Ibn Zamyn gekauft worden, doch verstand es der lockere Vogel, diesen kostbaren Besitz durch geraume Zeit vor seinem strengen Vater geheim zu halten. Als die Sache dennoch an den Tag kam, schien eine Katastrophe unabwendbar. Der Alte trat in die Gemächer seines Sohnes, wo sich Salama versteckt hatte, und nun begann das Gericht. Alles schien verloren, da sprang die blauäugige Hexe hinter einem Vorhange heraus, umarmte und küßte den Erzürnten, dem es hierbei so wohlig ums alte Herz wurde, daß er gute Miene zum bösen Spiel machte.

Daß es sich hier nicht um einen vereinzelten Fall handelt, sondern um ein typisches Beispiel, beweisen die Mitteilungen einer arabischen Quelle aus jener Zeit, welche hier ihren Platz finden mögen.[1]) Der Verfasser spricht sich über die Gefahren der Sängerinnen und musikalischen Sklavinnen wie folgt aus:

„Sieht eine von ihnen in einer Gesellschaft einen reichen jungen Mann, so macht sie sich an ihn, um ihn zu betören, sie wirft ihm Blicke zu und winkt ihm mit der Hand, sie singt ihm vor, wenn er den Becher leert und sucht sich ihm gefällig zu machen, sie trinkt den Rest aus seinem Glase und wirft ihm Kußhände zu, bis sie den Armen in ihrem Netze hat und er sich in sie verliebt hat . . . Dann sendet sie Botschaften und setzt ihre listigen Künste fort, sie läßt ihm wissen, daß sie seinetwegen den Schlaf verlor, daß sie um ihn sich grämt; sie sendet ihm auch etwa einen Ring oder eine Locke, einen Nagelabschnitt, einen Holzsplitter von ihrer Laute, oder ein Stückchen von ihrer Zahnbürste, oder ein von ihr gekautes Stück wohlriechendes Harz, das einen Kuß ihm ersetzen soll, oder ein Briefchen, das sie selbst geschrieben und zusammengefaltet, das sie mit einer Saite ihrer Laute zusammengebunden, nachdem sie noch einige Tränen darauf geträufelt und endlich gesiegelt hat, mit einem Siegelringe, auf dem einige passende Worte eingraviert sind . . . Hat sie ihn endlich umgarnt, so beginnt sie, von ihm kostbare Geschenke zu erbitten, als da sind: Kleiderstoffe aus Aden, Umhängtücher aus Naisabur (alozor alnaisaburijjah), Gewänder aus Angag, Mäntel aus Rosette (alardijat alrashydijjah), Turbane aus Sus, seidene Leibbinden, Damenschuhe (alchifaff alzamanijjah), Sandalen aus Kanbaja, Chignons (alhalak almashshawijjah), juwelenbesetzte Kopfbinden (al'asaïb almorassa'ah), gegliederte Armspangen (aldastynagat almofassalah), kostbare Ringe mit Rubinen. Manchmal stellt sie sich krank, ohne Grund, läßt sich zur Ader, ohne Ursache und mediziniert ohne Bedarf, nur damit der Verehrer wegen der Krankheit oder des Aderlasses ihr ein Geschenk mache, wie z. B. ambraduftende Hemden, mit Moschus parfümierte Chemisetten (ghalaïl), feine Pastillen (allachalich alma'gunah), Kampfer-Halsketten oder solche aus weingetränkten Gewürznelken u. s. w. . . . So hört sie nicht auf, ununterbrochen Geschenke herauszulocken, bis der Reichtum ihres Verehrers ein Ende nimmt; merkt sie dann, daß die Mittel erschöpft und die Börsen geleert sind, so zeigt sie sich überdrüssig und läßt ihre Veränderung erkennen, fährt ihn mit scharfer Rede an und sucht Vorwand, um mit ihm zu brechen . . .“

[1]) Nach dem »Kitab almowashsha« in abgekürzter Übersetzung von A. v. Kremer in „Kulturgeschichte 2c.“, II, 109.

Digitized by Google

In diesem Sittenbilde spiegelt sich das Bagdader Frauenleben charakteristischer wider, als es seitenlange Ausführungen vermöchten. Wenn die Politik feierte, oder eben kein Ereignis von Bedeutung das allgemeine Interesse für sich beanspruchte, waren es fast ausschließlich die kleinen und kleinlichen Ereignisse in den Frauengemächern, welche die blasierten Seelen in dieser schwülen Welt ein wenig in Spannung erhielten. Alles war auf die Sinnenlust, auf den Genuß irdischer Güter berechnet, wobei ein frivoler Ton zum Durchbruche kam, der alle besseren Regungen, jedes geistige Element niederdrückte. Schon unter Harun, dessen ungezwungene Lebensweise eine gewisse befreiende Rückwirkung auf das Haremstreiben notwendig zur Folge hatte, bereitete sich allmählich jener beengende Zustand vor, der unter seinen Nachfolgern zur strengsten Haremsklausur führte. Erschwert wurde dieselbe vorläufig noch durch den Aufwand, der mit dem chalifischen Hofstaat gemacht wurde. Eine so zahlreiche, nach Tausenden zählende Gesellschaft von Frauen, Odalisken, Dienerinnen, Sklavinnen, Eunuchen und dem ganzen Troß untergeordneter Bediensteter neben der Hofhaltung der Prinzen und sonstigen Anverwandten des Chalifen, mochte die Kontrolle außerordentlich erschweren. Ein umso ergiebigeres Feld hatte die Intrigue, die sich als ein dichtmaschiges Netz um alle diese Paläste und Schlösser, Pavillons und Lusthäuser innerhalb der chalifischen Residenz legte: gewiß ein Netz wie ein funkelnder goldener Schleier, aber schließlich doch ein Gespinst der gefährlichsten Art, hinter dem Todesstrafen der grausamsten Art lauerten.

In der Zeit der Entfaltung des größten Luxus und einer an Wahnsinn grenzenden Verschwendung kam das alte Palastgebiet westlich des Tigris weniger in Betracht, als der ungeheuere Komplex der jüngeren Chalifenbauten auf der Ostseite des Stromes, wo sie fast den dritten Teil des Raumes der Neustadt einnahmen. Eine halbmondförmige Mauer mit sechs Toren schloß dieses als „Harym" (das ist Weihgebiet) bezeichnete innerste Heiligtum der Chalifenherrlichkeit ein. Die einzelnen Baulichkeiten waren zwischen weitläufigen Gartenanlagen verteilt, teils isoliert, teils durch Hallen und Torwege miteinander verbunden. Inmitten der Blumeninseln und Haine, welche in üppiger Pracht gediehen, lagen, von blühenden Dickichten umgeben, in Farben und Gold prangend, die zierlichen Pavillons und Kioske, spiegelten Teiche herrliche Säulengalerien wider, rieselten Bäche, und sangen die Nachtigallen ... Man denke sich diesen ganzen Zauberbereich: die verschwiegenen Gemächer mit ihren kostbaren, golddurchwirkten Teppichen und Vorhängen, angefüllt mit Gegenständen des Luxus; die einsamen, verschlungenen Irrwege der Gärten und das ganze Labyrinth von Gängen und Galerien von vielen Hunderten, ja Tausenden von reichgekleideten Sklaven belebt — Lust und Schmerz, ausgelassene Lebensfreude und verhaltener Groll, heimliches Liebesgetändel und offene, bis zur Schamlosigkeit betätigte erotische Ausschreitungen, wilde Leidenschaften und schüchterne Träumereien: so gewinnt man ungefähr eine Vorstellung von dem Leben und Treiben an diesem glänzendsten Hof, der dem orientalischen Boden entsprossen ist.

Der märchenhafte Schauplatz unzähliger Liebesintriguen und romantischer Zwischenfälle. Schönheit und Anmut im vollen Lichtglanze und dicht daneben die dumpfen Schatten menschlicher Entwürdigung und brutaler Gewalt. Man braucht den Begriff des Harems gar nicht weiter auszuspinnen, um sich all das Blendende und Schreckliche, das hier Hand in Hand geht, vor Augen zu führen. Im blassen Mondlichte, in den verschlossenen, spärlich erleuchteten Gemächern, in abgelegenen Erkern, oder in verschwiegenen Blumenkiosken spann die Liebe ihre goldenen Fäden, schlich die Intrigue auf Rosenpfaden, endeten Herzensträume mit Gift und Dolch. Es war eine Welt für sich, eine Welt, in

Digitized by Google

der die fiebernden Triebe sich in schwüle Verstecke verkrochen, das Laster in der Blendung des Lichtes erhobenen Hauptes einherschritt. Am tollsten ging es in diesem östlichen Palastgebiete unter den Chalifen Hady, Harun, Mamun und Motassim her. Andere Stätten, an welchen fabelhafter Reichtum und märchenhafter Luxus im Bunde mit schrankenloser Willkür und grausamen Instinkten ihre Orgien feierten, waren die Paläste der Großen des Reiches, denen die Beute der Provinzverwaltung zufiel. So die Residenz der Barmekiden und jene noch herrlichere der Tahiriden, welche an Glanz und Prunk mit den Chalifenpalästen wetteiferten.

Es wurde bereits früher hervorgehoben, daß im Kreise der mehr als anrüchigen Bagdader Hofgesellschaft die Frauen edler Abstammung, das heißt die Nachblüte jener blutstolzen Wüsten-Aristokratie, welche dem jungen Islam so viele kräftige und machtbewußte Stützen verlieh, sehr in den Hintergrund gedrängt wurden. Dies konnte jedoch nicht verhindern, daß den Frauen dieser Klasse das unerschütterliche Selbstbewußtsein und der Glaube an ihren persönlichen Wert nicht verloren gingen. Von einer derselben, einer gewissen Hamyda, die zu einer Ehe mit einem nicht ebenbürtigen Gatten gezwungen wurde, sind Aussprüche überliefert worden, in welchen der volle alte Rassenstolz der edelgeborenen Frauen des Mutterlandes zum Ausdrucke kommt. Mit Verachtung gedenkt sie des „Maulesels", an dessen Seite sie ihr Leben verbringen muß und überhäuft ihn mit Spottgedichten. Aus demselben Holze war Chaizoran, die Mutter des Brüderpaares Hady und Harun, geschnitzt. Dank ihrem großen Reichtume (sie soll 160 Millionen Dirhem Jahreseinkommen gehabt haben) und ihrer Klugheit, war sie schon in der Zeit als ihr älterer Sohn Hady den Chalifenthron innehatte, die eigentliche Beherrscherin des Reiches, doch scheint dieser die mütterliche Bevormundung schwer empfunden zu haben, denn er sann auf Beseitigung der unwillkommenen Mitregentin. Die wachsame Frau, die überdies Kenntnis von einem verruchten Mordplan ihres ungeratenen Sohnes gegen Harun und die gefangenen Angehörigen des Alidenhauses hatte, vereitelte das alles, ohne daß man je erfahren hat, wie sich dieser Gewaltakt abgespielt hatte. Als nämlich dem von Hady zur Ausführung seiner Ruchlosigkeiten erwählten Würdenträger ob seiner blutigen Mission angst und bange wurde, und er zur Mutter des Chalifen eilte, um Rats zu holen, erklärte ihm diese kurz und trocken, daß Hady „soeben zu leben aufgehört habe".

Völlig freie Hand bekam Chaizoran, als nach der vorbesprochenen Katastrophe Harun zur Chalifenwürde gelangte. Und dieser hatte angesichts seiner leichtfertigen Lebensführung und seinen gefährlichen Launen einer weisen und berechnenden Gehilfin gewiß sehr nötig. Eine gleichgesinnte, in den alten Traditionen des blutreinen Wüstenadels aufgewachsene Vertreterin machtbewußter Frauen fand die Mutter des Chalifen in dessen Gattin Zobeida, einer Cousine des ersteren. Dank dem Einflusse dieser beiden edlen Frauen wurde manche Gewalttat, manche grausame Laune des unberechenbaren Herrschers durchkreuzt und unschädlich gemacht. Hierbei verschlug es nicht, daß Zobeida, die edle Haschimitin, den Geschmack an Prunk und äußerem Glanz der Herrscherwürde mit ihrem Gatten teilte, zu dessen Betätigung sie wohl von Zeit zu Zeit in den vollen Säckel ihrer reichen Schwiegermutter gegriffen haben mochte. Noch größer aber war — und dies mag ihr Luxusbedürfnis in einem milderen Lichte erscheinen lassen — ihr Wohltätigkeitssinn und das Bestreben, gemeinnützigen Werken ihre Hand zu leihen. Eine Wasserleitung, die sie zum Besten der Pilger im Bereiche von Mekka anlegen ließ, soll 17 Millionen Dirhem verschlungen haben. Außerdem schuf sie sowohl im Hidjaz wie im

Digitized by Google

syrischen Grenzgebiete Karawanserais, Brunnen und andere dem allgemeinen Wohle dienende Einrichtungen.

Bei all dem vergaß Zobeida, wie bereits angedeutet, auf ihre persönlichen, sehr kostspieligen Bedürfnisse nicht. In ihrem Palaste kannte man nur Tafelgeschirr aus Edelmetall und herrschte auch sonst der blendendste Luxus. Zobeida hatte große Vorliebe für kostbare Stoffe, sie brachte die mit Juwelen besetzten Damenschuhe in Gebrauch, bediente sich als erste der mit größtem Prunk ausgestatteten Frauensänften aus Ebenholz, mit Silberbeschlägen und Goldspangen, Vorhängen aus Brokat und Überzügen aus mit Hermelin verbrämten Seidendamast. Zur Bestellung ihrer Botschaften bediente sich die Gattin Haruns einer von ihr ins Leben gerufenen berittenen und prächtig gekleideten Palastgarde, zu anderen Dienstverrichtungen stand ihr ein Heer von Dienern und Sklaven beiderlei Geschlechtes zur Verfügung. Die Neigung ihres Gatten für Sängerinnen und Musikkünstlerinnen scheint Zobeida nicht im gleichen ausschweifenden Maße geteilt zu haben, was am Ende nicht zu verwundern ist. Trat aber die Notwendigkeit ein, dem launenhaften Gatten die Grillen zu vertreiben, oder böse Gedanken in ein freundlicheres Fahrwasser zu leiten, so stand der in solchen Fällen etwas beengten Chalifin eine Gefährtin zur Seite, wie sie passender nicht gedacht werden konnte.

Diese Gefährtin war die im gewissen Sinne berühmte Olajja, die Tochter des Chalifen Mahdi (Vaters des Harun) und einer Sklavin. Von letzterer, einer der gefeiertsten Sängerinnen ihrer Zeit, welche Mahdi um die Kleinigkeit von 170.000 Dirhem „erworben" hatte, war das musikalische Talent auf die ebenso anmutige als lebensfrohe Tochter übergegangen. Mit keiner Dame des abbassidischen Chalifenhofes haben sich die arabischen Chronisten so viel beschäftigt, wie mit Olajja, dem guten Geiste im Harym des Fürsten der Gläubigen. Anlaß zu solcher Berichterstattung gab die schöne Musikkünstlerin in reichem Maße. Olajja hatte eine schöne Stimme und war also auch als Sängerin ein unentbehrliches Requisit bei intimen Hoffesten. Die Lieder, die sie vortrug, komponierte sie selbst und auch die Texte waren ihr eigenes Produkt, denn Olajja verfügte neben so manchen anderen geselligen Vorzügen auch über ein bescheidenes poetisches Talent. Geist und Talent, Schönheit und Anmut waren die Waffen, mit welchen sie den ganzen Hof ihres Halbbruders Harun beherrschte. Aber zwei Gebrechen hatte Olajja dennoch. Das eine war ein Mal auf der Stirne, das sie durch ein kostbares Stirnband verdeckte, das alsbald als Kopfschmuck in die Mode kam. Das zweite, etwas bedenklichere Gebrechen war ihre Leichtlebigkeit, aus der sie kein Hehl machte. Ja, sie rühmte sich derselben und soll vor aller Welt erklärt haben, daß denjenigen, der sich nicht an vollbesetzter Tafel der Genüsse derselben erfreue, der Teufel holen möge.

Ein außergewöhnlich romantisches Relief erhielt diese Leichtlebigkeit, gepaart mit impulsiver Verliebtheit, durch eine zarte Beziehung Olajjas zu einem Pagen des Chalifen namens Tall, an dem die schöne Sünderin mit leidenschaftlicher Liebe hing. Dies bezeugen ihre eigenen Verse, in welchen sie beteuert:[1])

Was ich an Liebesqual ertrug
Um dich, o Tall, es ist genug!
Einen Pfad beschritt ich, dich zu besuchen,
Der zwischen Tod und Leben trug.

Dieser „Pfad" war eine Dachtraufe, die zu betreten Olajja nicht scheute, um zu dem geliebten Pagen zu schleichen und in seiner Gesellschaft einige süße Stunden zu ver-

[1]) „Kitab al Aghany", IX, bei Kremer a. a. O., II, 124.

bringen — für eine verheiratete Dame ein Abenteuer der gewagtesten Art. Auch schien ihr Halbbruder Harun nicht gewillt, derlei fürderhin zu dulden. Tall selbst hatte Ursache genug, um sein Leben besorgt zu sein. In diesem Falle aber konnte der Chalif, der sonst mit brutalen Maßregeln sofort bei der Hand war, wohl kaum zu einer solchen schreiten. Er beschränkte sich daher darauf, seiner Halbschwester zu verbieten, auch nur den Namen ihres Geliebten auszusprechen. Die reizende Olajja, in deren Zauber der ganze Hof verstrickt war, wird es wohl zuwege gebracht haben, selbst dieses zahme Verbot zu umgehen, von allem anderen zu schweigen.

Eine andere Schwester Haruns, die stille, ganz für sich lebende Abbasah, war weniger glücklich. Harun hatte sie seinem Vezier, dem Barmekiden Djafar verlobt, war aber selber in sie verliebt und gab eine eheliche Vereinigung beider nicht zu. Als nun eine Sklavin ihm verriet, daß Abbasah dennoch ein Kind geboren, das zu Mekka erzogen werde, und als Harun daselbst sich überzeugt hatte, wie ähnlich dieses Kind dem Djafar sei, ließ er die Abbasah samt ihrem Kinde lebendig begraben (nicht ohne daß es ihm Tränen gekostet hätte) und auf der Rückkehr unweit Anbar am Euphrat den Djafar bei Nacht plötzlich enthaupten. Als Grund für den Untergang Djafars und seines ganzen mit ihm ausgerotteten Hauses wurde angegeben: sie seien keine aufrichtigen Moslime gewesen und hätten im stillen die Freigeister unterstützt.[1])... Aus Bagdad, infolge wachsenden Unwillens seitens der Bevölkerung verdrängt, suchte Harun zunächst Schutz und Ruhe in Rakka, einer nicht sehr bedeutenden Stadt am mittleren Euphrat, nordöstlich von Palmyra, und zuletzt in Rhages in Persien, unweit des heutigen Teheran. Dort beschloß der Chalif sein von Gewissensbissen und sonstigem Kummer gepeinigtes Leben. Begraben liegt er in Meschhed in Khorassan unter goldenem Kuppeldach.



Das Grabdenkmal Zobeidas bei Bagdad.

Einen ähnlichen Einfluß, wie ihn Chaizoran auf ihre Söhne Hady und Harun ausübte, hatte auch Zobeida auf ihren Sohn Amyn, der nach Harun den Chalifenthron bestieg. Es war aber kein äußerlicher, sondern ein tieferer, seelischer Einfluß, denn der neue Chalif vergötterte seine Mutter. Allerdings hatte ihn letztere derart verhätschelt, daß er ungestraft allen Ausschreitungen mit zügellosester Freiheit sich hingeben konnte. Immerhin bemühte sich Zobeida, nachmals ihren verfehlten Erziehungsmaximen

[1]) Tabari bei Weil, a. a. O., II, 139.

Digitized by Google

eine Korrektur angedeihen zu lassen und es soll ihr gelungen sein, ihren Sohn wenigstens von dem einen oder anderen anstößigen Laster befreit zu haben ... Zieht man die Summe aus dem Leben dieser Chalifenfrau und Mutter eines Chalifen, so kann ohne Vorbehalt zugegeben werden, daß an ihr noch alle jene guten Eigenschaften ihrer Rasse zur Geltung kommen, die ihre Vorfahren in so außergewöhnlichem Maße besaßen und die Vorbedingung der freien und geachteten Stellung des Weibes vornehmer Abstammung in den ersten Jahrhunderten des Islam bildeten. Zobeidas Grab ist das einzige, das von allen Ruhestätten der Angehörigen des Abbassidenhauses in Bagdad erhalten geblieben ist. Es liegt im nordwestlichen Weichbilde der Stadt. Dort erhebt sich im Bereiche eines verwahrlosten Friedhofes und des gelbbraunen Wüstensaumes der hohe, stumpfe Grabkegel auf mächtigem achteckigen Unterbaue. Der Kegel selbst ist vielfach beschädigt und zerbröckelt, zeigt aber noch immer die ursprüngliche Anlage von kleinen Bogennischen, welche den Aufbau anmutig gliedern.

Amyn, der Weichling und weltentrückte Schwärmer, wurde bald von seinem Bruder Mamun (keinem Sohne der Zobeida, sondern aus der Ehe Haruns mit einer anderen Frau) vom Chalifenthrone verdrängt. Von einer persischen Mutter abstammend, hatte er entsprechende Sympathien und so erwählte er die Tochter seines (persischen) Veziers Hassan Ibn Sahl, die schöne Buran, zur Gattin. Der Chronist Masudy erzählt Wunder von den rauschenden Festlichkeiten, welche der Vezier auf seiner Besitzung (am unteren Euphrat) aus Anlaß dieser Hochzeit veranstaltete. Vierzig Tage hindurch lebten mehrere tausend Personen in Saus und Braus. In der Nacht, in welcher die erste Begegnung zwischen der Braut und dem Chalifen statthatte, goß man über die Köpfe der versammelten Damen einen großen Korb voll der kostbarsten Perlen aus. Das Brautgemach strahlte von der Pracht goldgestickter Teppiche und Vorhänge, von riesigen Ambrakerzen erleuchtet. Während des darauffolgenden Festschmauses, an welchem die Würdenträger des Reiches und die Offiziere teilnahmen, ging auch über diese illustre Gesellschaft ein kostbarer Regen nieder, diesmal in Form von Anweisungen auf Ländereien, die in das Eigentum desjenigen übergingen, der das Glück hatte, einen dieser wertvollen Zettel zu erhaschen. Angesichts solcher Kosten, die sich der freigebige Vezier nicht verdrießen ließ, erscheint es begreiflich, daß der Chalif und glückliche Gatte der anmutigen Perserin sich nicht spotten ließ. So verlieh er denn seinem Schwiegervater den einjährigen Steuerertrag der Provinzen Fars und Ahwaz und es ist anzunehmen, daß der prunkende Festgeber auf seine Rechnung gekommen ist ...

Das Überwiegen des Hetärentums und dessen einschneidende Bedeutung für die Gestaltung der Familienverhältnisse des abbassidischen Hauses ist eine Erscheinung, welche zur Beurteilung des Verfalles der arabischen Kultur einen wesentlichen Faktor bildet. Fürs erste hatte die Herabsetzung der legitimen Gattinnen in ihrer Eigenschaft als Mütter der Thronerben den Kindern der Nebenfrauen, ja selbst jenen von Sklavinnen, den Weg zum Throne geebnet, womit die Blutreinheit der Dynastie — in früherer Zeit eine unerläßliche Voraussetzung — für immer abgetan war. Es stand also der Bastard dem legitimen Prinzen ebenbürtig zur Seite und war gleich diesem auf Thron und Reich erbberechtigt. Welche peinliche Verhältnisse daraus erwuchsen, wenn der Thronfolger unedler Abstammung, aber als Erstgeborener der Erbe der Chalifenmacht war, und, einmal zur Herrschaft gelangt, die rechtmäßigen Prinzen unter seiner Hand hatte, ergibt sich von selbst. War dieser Zustand schlimm, so wurde er durch die Folgen der fast unbeschränkten, das heißt lediglich von der Laune und der Verschwendungssucht des je-

Digitized by Google

weiligen Machthabers abhängigen Freiheit der Polygamie, zu einer wahren Kalamität. Allerdings war es eine Kalamität, welche die hieran Beteiligten nicht im mindesten anfocht. Man erhält aber einen Begriff, worin sie bestand, wenn man den ungeheuren Aufwand in Betracht zieht, den die Hofhaltungen des jeweiligen Chalifen, seiner Söhne und Töchter, das sich hieran klammernde Parasitentum, das unübersehbare Heer von Palastbeamten, Dienern, Sklaven u. s. w. verursachten.

Wie es unter solchen Umständen mit den sittlichen Verhältnissen in den Familien der Großen und Reichen, für welche das Leben am Chalifenhofe das Vorbild abgab, bestellt war, ist unschwer zu erraten ...[1]) Man fand es für vergnüglicher, sich im Kreise schöner Sünderinnen den Reizungen des Lebens hinzugeben, als mit den legitimen Gattinnen ehrsame Gespräche zu führen und an den Angelegenheiten des Hauses teilzunehmen. Schöne Sklavinnen wurden ihnen vorgezogen, uneheliche Kinder den ehelichen in allem und jedem gleichgestellt, da die Erwirkung der Legitimität lediglich Formsache war. Parallel damit lief eine schärfere Beaufsichtigung der rechtmäßigen Frauen, eine gewisse Mißachtung ihrer Würde, das Überhandnehmen frivoler Lebensanschauungen, welche mehr und mehr zu jener tiefgehenden Demoralisation führten, an welcher die arabische Zivilisation zu Grunde ging. Dieser Übergang mit seinen verderblichen Folgen vollzog sich im großen und ganzen in der Zeit vom Untergange der Ommejadenherrschaft bis nach dem Ableben Harun er Raschids, welch letzterer übrigens schon den Weg angedeutet hatte, den die kommenden Geschlechter wandeln sollten.

Gleichwohl wäre es irrig, wollte man annehmen, daß diese Zustände in allen Gesellschaftskreisen die herrschenden waren. Durchaus nicht, und man weiß, daß im großen und ganzen das Familienleben in dieser Zeit, insoweit es nicht von dem schlechten Beispiele der herrschenden Klasse beeinflußt war, auf sittlicher Grundlage ruhte. Aus manchen Zügen erkennt man die Spuren jener gesellschaftlichen Einrichtungen, welche in vergangener Zeit dem Weibe weitgehende Freiheit innerhalb der Familie gewährten, und seine Stellung gewissermaßen die einer Herrin des Hauses war. Daß dies noch für die Zeit Haruns zutrifft, ersieht man aus den Versen des Dichters Abul Atahija, welche einer Stimmung Ausdruck geben, die an inniger Gattenliebe nichts zu wünschen übrig läßt.

Nach der Herrin meines Hauses
  Währt schon lang mein Grämen;
Wüßt ich nur, ob je die Trennung
  Soll ein Ende nehmen.
Ach! für sie entsag' ich
  Gerne allen Diademen.

Auch das Verhältnis der Eltern zu den Kindern zeigt sich häufig im Lichte glücklichsten Familienlebens. Der Gatte und Vater verbrachte viele Stunden im Kreise der

[1]) Als Quelle über das soziale Leben u. s. w. in der hier in Betracht kommenden Zeit ist vornehmlich A. v. Kremers zweibändiges, durchaus auf arabischen Originalquellen fußendes Werk „Kulturgeschichte des Orients unter den Chalifen", Wien 1877, zu nennen. Die in diesem Werke vorzugsweise genannten arabischen Autoren sind: der Verfasser des »Kitab almowashsha«; Mobarrad (Verfasser des Kamil, das ist „Das vollkommene Buch"); Abul Faradsch al Isfahany (Kitab al Aghany, das ist „Das Buch der Gesänge"); das »Al Moratta« des Malik Ibn Anas (eines der Stifter der vier orthodoxen Schulen des Islam); Hamza al Isfahany (Mohadarat al-abrad); Bochary (Traditionssammler), Ibn Hamdun, Hamadany, Ibn Baitar, Makrizzy, Taaliby u. a. — Ferner: A. Sprenger: „Ma'udy, Goldene Wiesen" — J. v. Sontheimer: „Ibn Baitar": Große Zusammenstellung über die Kräfte der einfachen Heil- und Nahrungsmittel", Stuttgart 1872. — M. G. de Slane: Ibn Khallikans biographisches Lexikon. — G. Flügel: „Geschichte der Araber", Leipzig 1864. — Derselbe: „Kitab al Fihr'st" (fortgesetzt von J. Rödiger und M. Muller), Leipzig 1872. — G. Weil: „Geschichte der Chalifen".

Digitized by Google

Seinen und erfreute sich an den reinen Freuden einer Häuslichkeit, welche die Gattin und Mutter mit dem Geiste ihrer unermüdlichen Fürsorge belebte. Gemeinschaftliche Mahlzeiten, Zerstreuungen mancherlei Art, auch außerhalb der vier Pfähle, waren durchaus



Beduinenmädchen.

nichts Seltenes. Manchem Vater bereitete das Wohl und Wehe seiner Nachkommenschaft so schwere Sorgen, daß er ihnen sogar Mannespflicht hintansetzte. So wird von einem Angehörigen der streitbaren Sekte der Karidschiten erzählt, daß er der Aufforderung ins Feld zu ziehen lediglich deshalb nicht Folge leistete, weil er befürchtete, daß im Falle

Digitized by Google

seines Todes die zurückgelassenen hilfelosen Töchter „nach reinem Tranke trübes Wasser trinken müßten ...“ Man hielt die Kinder zur Arbeit im Hause an und war vornehmlich darauf bedacht, die Mädchen zu Beschäftigungen heranzuziehen, welche ihnen als künftige Frauen von Nutzen sein konnten. Wie es damit bestellt war, verrät uns der Dichter Maarry, der in einem Lehrgedichte empfiehlt, den Mädchen spinnen, weben und stricken zu lehren. Freilich setzt er hinzu, daß für sie die Kunst des Lesens und Schreibens überflüssig sei. Daß er hierbei nur einer allgemeinen Anschauung folgte, beweist der niedrige Stand der Mädchenschulen zur Zeit des Chalifats.

Das edle Beispeil väterlicher und mütterlicher Sorge für die Kinder findet auch sein Gegenstück: Anhänglichkeit und Treue der Kinder zu ihren Eltern. Der vorstehend genannte Dichter Maarry, der an der hohen Schule zu Bagdad religionswissenschaftlichen Studien oblag, unterbrach dieselben sofort und reiste nach dem fernen Syrien, als er die Kunde von der schweren Erkrankung seiner Mutter erhielt. In der Heimat eingetroffen, fand er die Teuere nicht mehr am Leben. Er hat ihr Andenken in warmempfundenen Versen verewigt ... Ein anderes Beispiel inniger Kindesliebe gibt der Dichter Abu Firaz Hamdan, der in Konstantinopel gefangen saß und von dort das nachstehende rührend zärtliche Gedicht an seine in Manbig weilende Mutter richtete:

Wärs nicht wegen der Mutter
In Manbig, der alten,
Mich würde die Furcht vor dem Tode
Zurück nicht halten.

Und ich würde, was du heischest: durch Lösegeld
Mich zu befreien —
Mit stolzem Sinn abweisend,
Entgegnen: o nein!

Doch kann ich es nicht und ich tue,
Was sie immer nur wollte,
Und selbst, wenn es mit Schmach
Bedecken mich sollte.

Und ich seh' es als Pflicht an,
Die ich ihr schulde,
Zu sorgen, daß durch des Krieges
Wildheit sie nicht dulde.

In Manbig, da sitzt sie, die Alte,
In Angst und Bangen,
Voll Trauer um mich ist die Ärmste
Von Kummer umfangen.

Ach, wenn des Schicksals Tücken,
Die Schrecken der Nacht,
Sich abwenden ließen durch der Menschen
Willensmacht.

Dann würde sicherlich niemals
Von des Unglücks Harme
Die Stätte heimgesucht werden,
Wo sie wohnt, die Arme!

Doch Gottes allmächtige Fügung,
Sein hehres Walten,
Beherrschen die Menschheit und lassen
Sich nicht aufhalten.

Und der Duldermut, der wächst
Für jeden um so mehr,
Als das Mißgeschick ihn heimsucht
Unerwartet und schwer.

Oh, daß doch diese Wolken
Nach Manbig flügen
Und fort und fort meine Grüße
Zu ihr hintrügen.

Frömmigkeit und echte Ergebung
In Gottes Befehle
Sind vereint in dem guten Herzen
Dieser edlen Seele.

Oh, Mütterchen, dir ruf' ich zu:
Verlier nicht den Mut,
Gott hat geheime Gnaden,
Die verteilt er gut.

Wie manchen Schrecken schon hat er
Von uns abgelenkt,
Wie manche bittere Prüfung
Uns geschenkt.

Drum harre aus, o Mutter,
In geduldigem Sinn,
Denn dieser Rat ist in Not
Der beste Gewinn.

Digitized by Google

In einem zweiten Gedichte Abu Firaz' lauten die letzten vier Zeilen:

— — — — — — — — — — —

Und hinter dem Vorhang der Mutter Weinen
Hör ich, so lang auch die Stunden mir scheinen.
O Mutter, lass' mir den himmlischen Lohn,
Ich ertrage ihn geduldig und erringe ihn schon.[1])

Als Moralist und Philosoph legte der Dichter geringen Wert auf die wissenschaftliche Ausbildung der Mädchen. Er ging aber noch um einen Schritt weiter und warnte die Jungfrauen vor dem bösen Mekka. Sie sollen die Wallfahrt dorthin unterlassen, denn sie ist für Frauen und Mädchen nicht bindende Glaubenspflicht. Dort, an der heiligen Stätte, walte ein böses Gelichter, das seines Vorrechtes als Tempelwärter unwürdig sei, die Wallfahrer brutalisiere und seinen Dienst im trunkenen Zustande ausübe ... Die Dichter der Ommejadenzeit wußten das anders! Unwillkürlich denken wir an die anderen Orts geschilderten nächtlichen Symposien, an die schmucken Sängerinnen, an Waddahs Stelldichein mit der verliebten Chalifin und an das tragische Ende dieses auf der Pilgerfahrt angeknüpften Romanes.

Trotz der mangelhaften Schulbildung, welche die Mädchen genossen, fehlte es nicht an Frauen, die sich ebenso durch Geist, als durch Kenntnisse auszeichneten. An Geist freilich fehlte es auch sonst nicht in dem Schwarm der leichtlebigen und aufgeweckten Vertreterinnen jenes von den Hohen und Höchsten des Reiches patronisierten Hetärentums. Es mag ein liederliches Leben gewesen sein: ein geistloses war es nicht. Wir kommen auf diesen Sachverhalt noch eingehender zurück, wenn wir die Bekanntschaft mit den Dichtern der Abbassidenzeit machen werden. Wenn wir aber das Thema der „gelehrten Frauen“ anschlagen, kann die Auslese der Natur der Sache nach nur eine bescheidene sein. Zu anerkannter Berühmtheit hat es eigentlich nur eine gewisse Shodha gebracht, die ihren modernen emanzipierten Schwestern weit voraus war, da sie schon vor mehr als siebenhundert Jahren (Shodha starb im Jahre 1179 n. Chr.) sich den Ehrentitel einer „Scheicha“ — was so viel heißen will als „Frau Professor“ — erworben hatte. Andere nannten sie »Fachr alnisa«, das ist „Stolz der Frauen“. Sie besuchte die Vorlesungen der hervorragendsten Leuchten der Wissenschaft und was sie hierbei in ihren Kollegienheften aufzeichnete, trug sie einem engeren Kreise in ihrem eigenen Hause, das sich auf dem Platze der Moschee des Chalifenpalastes befand, vor. Den Hauptinhalt der erwähnten Hefte bildete ein nach unseren Begriffen nichts weniger als akademischer Stoff: „Unglücksfälle der Verliebten“. Worin diese bestanden, vermögen wir nicht zu sagen. Eine in Gelehrsamkeit sich hüllende Erotik ist eine wissenschaftliche Wunderpflanze, die wohl nur aus dem Boden des üppigen Abbassiden-Märchens hervorsprossen konnte.

Unter den gelehrten Frauen jener Zeit hat neben Shohda vornehmlich Zainab aus Naisabur von sich reden gemacht; dann die Tochter eines Scheichs, die es in der Jurisprudenz so weit gebracht hatte, daß sie den Ehrentitel einer: Sitt alfokahâ, das ist „Meisterin der Juristen“, sich erwarb und zu öffentlichen Vorlesungen über Staatsrecht zugelassen wurde. Zu einer größeren Lehrfreiheit des weiblichen Geschlechts hat es nicht einmal unsere aufgeklärte Zeit gebracht.

All dem gegenüber ist der Mangel poetischer Begabung unter den Frauen in der Abbassidenzeit auffallend. In den ersten Jahrhunderten des Islams war das bekanntlich

[1]) Beide Gedichte nach der Übersetzung von Kremer aus dem Divan des Dichters (Ausgabe von Beirut).

Digitized by Google

ganz anders. Die seichten Improvisationen verseschmiedender Sklavinnen können wohl kaum mit den poetischen Erzeugnissen der Dichterinnen aus früherer Zeit verglichen werden, und daß die Stegreifdichtungen der Olajja an Reiz weit hinter der pikanten



Vorlesung in einer Moschee. Miniatur aus einer sehr alten arabischen Handschrift im Besitze M. Ch. Schefers in Paris.
(Die Vorleserin ist eine Frau, vielleicht eine von denen, die auf Seite 123 genannt sind.)

Urheberin derselben zurückblieben, ist nicht zu bezweifeln. Wenn ihr etliche Verse gelangen, war der schöne Page Tall sicher der Inspirator. Generalisiert man erotische Anregungen dieser Art, dann darf man sich billig darüber wundern, daß angesichts der

Digitized by Google



Arabische Teppichhändler. B.

im allgemeinen leidenschaftlichen Erregbarkeit des arabischen Weibes, seines impulsiven Empfindungslebens, in welchem glühende Hingabe und edle Opferwilligkeit, das flammende Verlangen nach Glück auf der einen Seite und seltene Kraft der Entsagung auf der anderen Seite zu einem Wesen von außergewöhnlichem seelischen Vollgehalt sich vereinigten, die

Digitized by Google

dichtende Muse so wenig befruchtend eingriff. Es ist also schwer zu ergründen, wieso es kam, daß die poetische Inspiration in diesen hellen, durchgeistigten Köpfen nicht aufzukeimen vermochte wie in vergangenen Tagen. Es hat den Anschein, daß das gesamte geistige Leben der Frauenwelt unter dem abbassidischen Chalifat unter dem Alp frivoler Lebensanschauungen allmählich erstickte und daß auch die genannten gelehrten Frauen zu den wenigen Ausnahmen zu zählen sind, welche kraft einer außergewöhnlichen Individualität aus dem allgemeinen Sumpf sich emporrangen. So ist es gekommen, daß keine weiblichen Sterne am Dichterhimmel der arabischen Glanzzeit leuchten.

Unsere nächste Aufgabe ist, uns ein zutreffendes Bild von der äußeren Erscheinung der Araberin aus der Abbassidenzeit — Kleidung, Schmuck u. s. w. — von den Wohnungen und deren luxuriöser Ausstattung und anderen mit der materiellen Existenz verknüpften Dingen, vor Augen zu führen. Vorauszusenden ist, daß es sich hier hauptsächlich um die auserlesenen Kreise handelt, da nur diese ein Abbild von Lebensverhältnissen bieten können, welche aus eigenartigen Kulturbedingungen entspringen und dem betreffenden Zeitabschnitte ihren Stempel aufdrücken.

Es sind keine Märchen, wenn auch vieles an das Märchenhafte streifen mag. In der Tat geben schon die Geschichten aus „Tausend und einer Nacht" manchen Anhaltspunkt zur Beurteilung des Reichtums und des Luxus, der in den Palästen der Vornehmen und Großen des abbassidischen Reiches herrschte. Sie als Fabeleien zurückzuweisen, geht nicht an. Da wären zunächst die Torflügel aus kostbarem Holz, mit Goldblech beschlagen, dann die Marmorböden der weitläufigen Höfe, Mosaikfliesen, von Löwen getragene Wasserbecken und die kuppelgekrönten Empfangsräume mit ihren schwebenden Ampeln von Kristall oder Gold. Die phantastische arabische Ornamentalkunst, strahlend in Gold und bunten Farben, gab diesen herrlichen Interieurs gewissermaßen das typische Gepräge. Alles übrige schmiegte sich im dekorativen Sinne harmonisch an die Pracht der Decken, Fußböden und Wände. In den Ecken eines solchen Prunkgemaches standen kostbare Kandelaber mit riesigen Ambrakerzen, in der Mitte desselben erhob sich das mit der wohlriechenden Kohle des Wüstenbaumes Ghadâ gefüllte Kohlenbecken, das mitunter ungeheuere Dimensionen hatte und in dessen Glut Räucherwerk aller Art verknisterte. Ein großer Aufwand wurde mit kostbaren Stoffen getrieben; mit ihnen waren die marmornen, mit Gold eingelegten Divane überzogen, Türen und Fenster verhängt, die Mosquitonetze der Schlafstätten überspannt. Man bekleidete die Wände mit Goldstoffen und drapierte die umlaufenden Simse, auf welchen Luxusgegenstände aller Art (darunter Porzellan- und Lacksachen aus dem fernen China) standen, mit Brokaten, während die schweren seidenen Fenstervorhänge von meist hellen Farben herrliche Arabesken und Inschriften, alles in Gold gestickt, schmückten.

Das Morgenland ist die Heimat der Teppichindustrie und hat, wenn ihrem Ursprunge nach auch uralt, hauptsächlich in Persien den höchsten Grad der Vollendung erreicht. Von den Persern lernten die Araber die herrlichen Fabrikate dieser Industrie kennen, und es ist nicht zu leugnen, daß das Luxusbedürfnis der Abbassidenzeit der uralten Kunstübung neue Belebung gab. Die meisten dieser kostbaren Fabrikate zeichneten sich durch ihre ungewöhnliche Größe und die (vom Koran angeblich verpönten) figuralen Darstellungen aus. Von den Dimensionen auserlesener Exemplare kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man jenes Beutestückes gedenkt, das die siegreichen Araber in der Sassanidenresidenz Ktesiphon machten. In dem Thronsaal des „Weißen Schlosses" fanden sie (außer anderen Schätzen, darunter den goldenen Thron), einen

Digitized by Google

seidenen Teppich, 100 Ellen lang und 60 Ellen breit, dessen buntschimmernder Saum einen Garten vorstellte, mit Blumen und Früchten von Edelsteinen, das Laubwerk von Gold. Dieses kostbare Beutestück war für den Chalifen Omar bestimmt. Dieser zerschnitt es jedoch und verteilte die Stücke an seine Getreuen in Medina. Alis Teil allein war noch 10.000 Silberstücke wert.[1]) Sowohl in Bagdad als in Samarra, wo der Chalifenzauber vorübergehend seinen Glanz entfaltete, schritten die kleinen Füßchen der Haremsinwohnerinnen über die bunte Pracht der Teppiche aus Farsistan und Gahram, sanken die zierlichen Stelzschuhe in die weichen Stoffe der Weber von Taberistan ein.



Altarabische Wasserkanne aus Krystallglas (Louvre-Museum).

Kam dann die schwüle Sommerszeit, so wurden die schweren Teppiche durch leichte Binsenmatten ersetzt, durch jene berühmten „Sâmân-Matten", die von kunstgeübten Händen mit Gold- und Silberfäden durchflochten oder mit buntfärbigen Stickereien verziert waren. Wie man sieht, fand sich die allgemeine Prunksucht auch mit einem so einfachen Materiale in befriedigender Weise ab. Auch die Wände bedeckte man vorzugsweise mit Seidenteppichen; meist aber prangten sie im Schmucke der herrlichsten Brokattapeten, mit reichem ornamentalen und figuralem Schmucke, szenischen Darstellungen, Ansichten von Landschaften und Städten, wobei, wie nicht anders zu denken, die heiligen Orte Mekka und Medina besonders bevorzugt wurden.[2])

Derselbe Luxus herrschte bezüglich des Mobilars. Von den marmornen, goldverzierten Ruhebetten war bereits die Rede. Prachttische mit unschätzbaren Platten aus edlen Steinen (z. B. Onyx) gab es die schwere Menge. Auch Gefäße, Räucherbecken, große Vasen wurden aus diesem Material hergestellt. Zu den Luxusgegenständen gehörten auch die aus Glas hergestellten Gegenstände: Kristallbecher und Vasen aus Schmelzmasse mit Goldbelag, Kannen und Scherbetschalen, wunderbar zierliche Flacons und gewaltige Humpen, in welchen der funkelnde Wein kredenzt wurde, dem man bekanntlich im abbassidischen Bagdad trotz Koranverbotes in mehr als reichlichem Maße zusprach. Während die zechenden Männer aus den „Chordady", den phantastisch geschweiften

[1]) Abulfeda ꝛc. bei Weil: „Geschichte der Chalifen", I.
[2]) Makrizzy bei Kremer, a. a. O. II.

Digitized by Google

Bowlen, den echten Wein schlürften, nippten die geschminkten Lippen der Schönen Rosenzucker-Scherbet, Veilchen- oder Weidenwasser aus niedlichen Bechern von gezogenem Glas oder kristallenen Schalen, die von Goldfäden durchädert waren. Den süßen Inhalt dieser Ziergläser lieferten die Orte an der persischen Küste bis hinab nach Syraf und Mokran, wo die Zuckerfabrikation in hoher Blüte stand.

Eine große Rolle in den Wohnräumen spielten die mancherlei Geräte, welche zum Verglimmen des Räucherwerkes dienten. Die Hauptsache aber waren die letzteren selbst. Ist doch Arabien das Land der aromatischen Kräuter, welche schon in ältester Zeit den einträglichsten Handelsartikel und demgemäß die Quelle des Reichtums bildeten, der frühzeitig in Südarabien und in den Stapelplätzen längs der sogenannten „Weihrauchstraße"



Tongefäß (Dorak).



Parfumflasche (Kumkum).
(H. v. Mayer: Genrebilder aus dem Orient, Tafel 36.)



Räucherbecken (Mibkhar'ah) von Silber oder vergoldetem Kupferblech.
(W. Lane: „Sitten und Gebräuche des heutigen Orients", Tafel 35.)

(vgl. S. 34) platzgriff. Kein Wunder also, daß in der Zeit des entwickeltsten Luxus feines Räucherwerk mit Gold aufgewogen wurde. Aus Räucherpfannen und Näpfen, kleinen Behältern und mitunter riesigen Becken stiegen die duftigen Wölkchen der verglimmenden Kohlenstückchen der Aloe und des Sandelholzes auf. In silbernen Schalen verglühte die graue und die gelbe Ambra, Kampfer und Moschus und das stark duftende „Sokk", eine Mischung aus Bernstein und Benzoeharz. Ein anderes beliebtes Räucherholz war das „Olowwah". Auch Safran und Kampfer kam vielfach in Anwendung, dann, vornehmlich bei Krankheiten, eine Mischung von Moschus und Safran. Man räucherte nicht nur die Wohnräume, sondern auch die Gärten, in welchen bei besonderen Anlässen den ankommenden Gästen förmliche Wolken entgegenzogen. Die Räucherpfannen hatten nebenher auch noch den Zweck, den geladenen Gästen die Möglichkeit zu bieten, sich vor dem Empfang zu durchräuchern, zu welchem Zwecke sie sich über die Pfannen und Becken, in welchen all die kostbaren duftenden Ingredenzien verglühten, beugten.

Digitized by Google



Altarabische emailierte Glasampeln aus dem 14. Jahrhundert.

Im Nationalmuseum in Kairo.

Digitized by Google

War das Räucherwerk an den Ort gebunden, so brachte es anderseits die an Leidenschaft grenzende Vorliebe der Araber — und nicht nur jener der vornehmen und begüterten Kreise — für Wohlgerüche jeder Art mit sich, daß sie selber sozusagen wandernde Parfümerieladen waren. Schon der Prophet hatte erklärt, daß die Weiber und die Wohlgerüche das Beste auf Erden seien. Man würde irren, wollte man annehmen, die Freude an Wohlgerüchen hätte sich auf das üppige Hofleben, oder auf die luxuriösen Haushaltungen in den alten Städten (vornehmlich Mekka) beschränkt. Auch der Nomade, der herumschweifende Beduine, fand Gefallen daran und Zeugnis hierfür geben die vielen Stellen bei den altarabischen Dichtern ... Abdallah Ben Adschlan von Nehd singt:

Ein Moschusfläschchen unter den Frau'n, das ich genoß
Als Jüngling, und ein Becher, der mir den Frühtrunk goß, u. s. w.

Und Burdsch Ben Mushar von Tai versichert in einer berühmten Schilderung des Beduinen-Wohllebens, in welchem viel von feurigem Wein und feurigen Augen die Rede ist:

So gingen uns die Nächt' in Moschusdüften;
O Jugendlust, o rasche Flucht der Stunden!

Imrulkais, der Vielerfahrene, der nächtlicherweise in so viele Zelte sich einschlich, ist galant genug, von seinen „Freundinnen" Umm el Huweirith und Umm el Rebab zu sagen:

Da, wo sie sich erhoben, da wehte Moschusduft,
Als ob Gewürznelken geküßt die Morgenluft.

Seine geliebte Hirr vergleicht er mit weichen, geschmeidigen Zweigen, die sich zu ihm niederbeugen und meint:

Ihr Lächeln erschließt eine strahlende Pforte,
Als wäre der Wein, und Wolken die Flut,
Und Hauch der Violen und Aloeglut.

Kuthejjir, der Minnesänger der Assa (letztere ist nicht zu verwechseln mit der medinesischen Sängerin Assa ul Meila, der berühmtesten ihrer Gilde zur Zeit des Propheten, der vergeblich gegen die schöne Verführerin der Gläubigen einschritt), hat auf eine andere Dame seines Herzens die schönen Verse gedichtet:

Muskus hauchen Na'mans Au'n, weil auf den Au'n
Zeinab wandeln ging mit duftgewürzten Frau'n.

Selbstverständlich brachten es die verfeinerten Sitten mit sich, daß nach und nach die verschiedenartigsten Wohlgerüche in Gestalt von Essenzen, Extrakten, Ölen, Salben 2c. in Verwendung kamen, während man in der Vorzeit sich vorzugsweise des Moschus bediente. Man parfümierte damit nicht nur die Kleider, sondern auch den Bart und die Haare. Daher die vielen vergleichenden Bilder in diesem Sinne. Sehr beliebt war in Rosenwasser aufgelöster Moschus und in Wein gesättigte Gewürznelken; ferner Safran- und Weidenwasser und das Extrakt der stark duftenden Kaisumpflanze. Von den mancherlei Ölen stand das Weidenöl ganz besonders hoch im Preise. Die vornehmsten Damen mußten natürlich ihrem auserlesenen Geschmack Rechnung tragen. Ihr reichliches Taschengeld ließ es, Allah sei gedankt, zu, daß sie auf ihren Toilettetischen nur die

Digitized by Google

auserlesensten Parfümerien duldeten, als da sind: Levkojen- und Veilchenöl aus Kufa, Weidenöl aus dem persischen Sabur, das feinste Rosen- und Jasminöl und die berühmte Razikty-Pomade aus Darabgird. Bei solchem Aufwande von nervenreizenden, in der Folge nervenschwächenden kosmetischen Mitteln kann es nicht Wunder nehmen, wenn die vornehmen Damen schließlich unempfänglich für alle subtileren Gerüche der sie umgebenden Blumenwelt wurden und selbst in den Jasmin- und Rosenlauben ihrer Gärten die kleinen, silbernen Räuchernäpfe nicht vermissen mochten.

Zu den unentbehrlichsten Toiletteartikeln gehörten auch gewisse Schminken, von welchen die „Henna" sich in den orientalischen Frauengemächern bis auf den Tag erhalten hat. Es wurde (und wird) angewendet, um die inneren Handflächen, die Finger- und Zehennägel und die Fußsohlen rotbraun zu färben. In einem altarabischen Liede heißt es:

> Schwor sie dir, daß ihren Bund
> Keine Ferne scheide,
> Denke: Für gefärbte Finger
> Gibt es keine Eide ...[1])

Ein Schönheitsmittel nach unseren Begriffen ist die Henna nicht. Dagegen hat das Färben der Augenbrauen und der Lider, wodurch man dem Auge erhöhten Glanz und dem Blicke ein unwiderstehliches Feuer verlieh, den Schönen aller Zeiten für eine der unentbehrlichsten Toilettekünste gegolten und sie wird auch heute noch durchaus nicht verschmäht, obwohl sie — wie alles, was in das Reich der Schminke gehört — etwas anrüchig geworden ist. Die Araberinnen bedienten — wie bereits anderen Orts erwähnt (S. 105) — sich hierzu des Collyriums.

Wenn es dem geistigen Auge möglich wäre, sich ein zutreffendes Gesamtbild von den Herrlichkeiten eines arabischen Frauenboudoirs jener fernabliegenden Zeit zu vergegenwärtigen, würde es mehr des Märchenhaften sehen, als alle Chroniken uns überliefert haben. Nur die Wünschelrute der Phantasie kann hier einigermaßen nachhelfen und die starre Pracht, wie sie uns aus den Büchern der Berichterstatter entgegentritt, beleben ... Wie ein goldener Nebel fällt das Licht durch die gelben, goldgestickten Gardinen, bricht sich an den Spiegelfacetten und irrlichtert in vielfarbigen Funken über die juwelenbesetzten Gardinen hochbogiger Nischen. Der den ganzen Fußboden des Raumes bedeckende Seidenteppich ist ein künstliches Blumenbeet, aus dem goldene und silberne Gestelle wie Fabelbäume emporstreben, während von den geschnitzten und buntbemalten Decken Ampeln aus Golddrahtgeflecht herabschweben. Der schwere Brokat der Divane und die von goldenen Schriftzügen durchleuchteten Seidentapeten flimmern wie von Millionen Lichtfunken betaut, während die mit Goldspangen gereffte Schleierhülle des marmornen Ruhebettes mit seinen flaumigen Kissen einer in purpurner Dämmerung schwebenden Wolke von Schaum gleicht. Neben dem schlanken, die silberne Räucherpfanne tragenden Gestelle ein paar zierliche juwelenbesetzte Pantoffeln, etwas weiter zurück einige Tabourets aus Ebenholz mit ziselierten Silberbeschlägen, Krystallämpchen, an langen Goldketten hängend, seidendrapierte Gesimse mit hunderterlei Dingen aus Porzellan und Glas, in Stein geschnitten und von Edelmetall: Luxusgegenstände, welche die Kauffahrer von Sin und Hind (China und Indien) an den Tigriskais gelandet haben.

Nur die Herrin dieses Zaubergemaches fehlt. Auf ihre Spuren führt das Silbertüllgewebe eines Schleiers, das auf einem Tischchen mit Jaspisplatte liegt und eine halb-

[1]) Hamasa, II, 98.

Digitized by Google

geöffnete Mahagonitruhe, aus der ein juwelenschuppiges Leibchen hervorlugt. Dann der feine Duft, der den Raum erfüllt, wie eine schwebende Wolke, die vielleicht noch vor wenigen Augenblicken das königliche Weib einhüllte. Zwischen den Säumen einer von phantastischen Arabesken durchschlungenen Portière aus kostbarem Dybâgstoff (schwerstem Seidenzeug) fällt ein Lichtstreif aus dem benachbarten alkovenartigen Raume, der irgend ein Geheimnis, vielleicht das Allerheiligste dieses Frauenparadieses einschließt. Leise dringt das Plätschern einer Fontäne herüber, in das sich hin und wieder das Schluchzen einer Nachtigall mengt. Wenn eine unsichtbare Hand den Vorhang hinwegzöge, erblickte man vielleicht das marmorne Badebecken, umsäumt von Mosaikfliesen in Gelb und Blau, und die blitzenden Lichter des Wassers in den schmalen, hohen Spiegeln, welche in die



Altarabischer Stoff.
Vorwiegend rote und gelbe Färbung auf schwarzem Grund. (Sammlung des königl. Kupferstich-Kabinetts in Berlin.)

Wände eingelassen sind, die kleinen Konsoltischchen mit dem ganzen bizarren Toilette-spielzeug — da und dort ein funkelndes Geschmeide, Juwelenblumen und Schuppengürtel mit Sprüchen in Stickereien aus Bahreiner Perlen — auf einem ganz mit Perlmutter und Türkisen inkrustierten Pulte ein funkelndes Stirnband, das auf einem unschätzbaren Kaschmirschal, in welchen der große blaue Wunderfalter der Sage eingewoben ist, liegt. Was aber mag die zierliche Sandelholzkassette, die in einer von grünen Arabesken auf Goldgrund umrahmten Nische sich verbirgt, enthalten? Ist es der Wunderschrein Scha'dads, der einst im Sandgrabe von El Ahkaf versunken?... Allah allein weiß es!...

Vergegenwärtigen wir uns nun eine solche Haremsschöne in ihrer äußeren Erscheinung. Der Dichter Sulma Ben Rebîa hat sie uns mit wenigen Strichen gezeichnet:

Im goldgestickten Kleide zarte Frauen,
In Gold und Seide, Bildern gleich zu schauen.[1])

[1]) Hamasa, II, 10.

Digitized by Google

Wir erinnern zunächst an die feuerroten Pluderhosen der Prophetengattin Aischa, welche wohl das Vorbild für dieses Kleidungsstück durch alle Zeiten abgegeben haben. Die Bagdadinerinnen scheinen ein übriges getan zu haben, denn die alten Berichterstatter erzählen, daß die Beinkleider außergewöhnlich bauschig und so umfangreich waren, daß sie im Gehen hinderten. Sehr bequem waren auch die übrigen Toilettestücke nicht. Außer dem enganschließenden, mit Stickereien in Goldfäden und aufgenähten Perlen und Edelsteinen verzierten Jäckchen, das um die Mitte mit einem mehr oder weniger kostbaren Gürtel zusammengehalten war, hatten alle Überkleider den Übelstand, daß sie sich nicht an den Körper anschlossen und dadurch selbst die schönste Gestalt verunzierten. Über Jäckchen und Beinkleid fiel sowohl nach vorne, wie nach hinten ein fächerartiger Überwurf herab, und zwar so tief, daß man sich besonderer Stelzschuhe bediente, um nicht zu stolpern. Auch der rückwärts angebrachte Schleier reichte bis auf den Boden herab ... Das Haar ordnete man in Zöpfen und durchflocht es meist mit Blumen, doch fehlte, wie wir gleich sehen werden, auch prächtiger Schmuck nicht. Übrigens war der Kopf immer von einem schleierartigen, mit Goldarabesken durchwirkten äußerst feinen Gazestoffe umhüllt, in koketter Drapierung sehr geeignet, die pikanten Gesichter noch reizvoller erscheinen zu lassen, als sie ohnedem waren. Die „Kalansowah", eine mit Inschriftstickereien in Gold oder Silber verzierte Spitzmütze, trugen nur die Sängerinnen und auserwählten Sklavinnen. Diese pflegten sogar auf der Stirne Verse in Goldschrift anzubringen, welche — wie ein spöttelnder Berichterstatter meint — nicht immer Koranverse waren.



Altarabischer Stoff.

Der Verfasser des »Kitab almowashsha« belehrt uns[1]), daß zu seiner Zeit die Kleider, welche mit Safran gefärbt waren, wie der gelbe Molhamstoff, oder der mit Ambra gesättigte Dabykstoff, nicht mehr allgemein in Mode waren, sondern nur bei

[1]) Bei Kremer, a. a. O. II, 217.

Digitized by Google

gewissen Anlässen in Verwendung kamen, z. B. nach einem Aderlasse oder nach einer Kur, oder bei Gelagen und intimen Zusammenkünften. Für diese Fälle hatten die Damen besonders raffinierte Bedürfnisse, z. B. mit Moschus parfumierte Unterjäckchen, ambraduftige Hemden und safrangelbe Überwürfe. Je mehr die grellen Stoffe verdrängt wurden, desto auffälliger und bunter wurde das Muster, das zumeist große Quadrillierungen oder bunte Streifen zeigte. Auch nahm das Goldgewebe, sowie Verzierungen aus Perlen und Juwelen überhand ... Die Stoffe selbst waren natürlich solche auserlesener Art und durchwegs die Erzeugnisse der auf hoher Stufe stehenden einheimischen Industrie. Bezeichnend hierfür ist, daß die Benennungen dieser textilen Fabrikate in alle europäischen Sprachen übergegangen sind, wie der Damast, der zuerst in Damaskus aufkam, das Musselin, ein zuerst in der Stadt Mossul in Nordmesopotamien erzeugter Stoff, der Atlas, dessen Name im Arabischen „glatt" bedeutet und der unverändert in unseren Sprachschatz Eingang gefunden hat.



Altarabischer Kupferteller.

Nebenher waren in den Frauengemächern die Fabrikate Ägyptens sehr geschätzt, wie beispielsweise der mit „sharb" bezeichnete feine Gazestoff, den man in Tiannys erzeugte, ferner die schweren Goldbrokate aus Damiette und der kostbare Dybâg-Stoff von feinster Seide. Je nach dem Muster, der Farbe und dem Aufwande mit Arabesken in Gold und Silber führten alle diese luxuriösen Fabrikate noch bestimmte Bezeichnungen. Der arabische Schriftsteller Makrizzy erwähnt der mit eingewebten Tierbildern geschmückten Stoffe, deren jeder einen besonderen Namen hatte ... Zur Steuer der Wahrheit muß hinzugesetzt werden, daß alle diese kostbaren Erzeugnisse keineswegs ausschließlich für die Frauenwelt bestimmt waren, sondern im gleichen Maße auch dem Kleiderprunke der Männer sich dienstbar erwiesen. Dem Araber der Vorzeit unbekannt, entwickelte sich diese Prachtliebe unter persischem Einflusse sehr rasch, denn die asiatischen Weltreiche waren seit jeher die Pflanzstätten äußerlichen Prunkes.

Und wie sah es in dem Schmuckkästchen der arabischen Schönen jener Zeit aus? Der Mensch aller Zeiten und Völker hat den tiefeingewurzelten Trieb, vermeintliche oder wirkliche Vorzüge durch äußerliche Kennzeichen zu erhöhen. Der Schmuck ist daher eine Kundgebung mittels Zieraten, eine Art bildlicher Mitteilung, sonach eine Bildersprache. Schmuckstücke sind also nichts anderes, als Worte dieser Sprache. Sie sind aber zugleich Symbole und als solche sinnbildliche Gegenstände vermitteln sie bestimmte Vorstellungen

Digitized by Google

und Gedanken, welche das sich schmückende Individuum zum Ausdrucke bringen will.[1])... Beim Weibe ist es in erster Linie der Gedanke (und demgemäß das Bestreben) zu gefallen, seine äußeren Vorzüge zu erhöhen, wobei keineswegs die Eitelkeit als ausschlaggebend anzusehen ist. Die Freude allein an solchem Zierat, ohne Nebengedanken, genügt, dem Bedürfnisse, sich zu schmücken, ein ganz individuelles Gepräge zu geben. Von einer „Symbolik" kann in diesem Falle kaum mehr die Rede sein, wie denn überhaupt der verfeinerte Geschmack, die Attribute des Luxus und der reale Wert der Gegenstände den Schmuck seiner ethnologischen oder ethnographischen Bedeutung entkleiden. Der Glanz und Reichtum des Kulturlebens, Phantasie und Temperament und andere Faktoren, welche rein individueller Natur sind, haben hierbei bestimmenden Einfluß.

Niemals hat es Frauen gegeben, denen ihre natürlichen Reize genügten, um sich in die Rolle von Herzensbezwingerinnen zu schicken. Und haben sie keine Ambitionen dieser Art — was ja zuweilen vorkommt — dann wird der Schmuck zum mindesten die Selbstverherrlichung und Selbstanbetung ganz wesentlich fördern. Damit stehen wir auf dem Gipfelpunkte der Eitelkeit. Die Wirkung auf andere kann, wenn wahrhafte Schönheit im Spiele ist, zweifelhaft sein. Was mancher von uns denkt, hat schon der Dichter Hossein Ben Mutair gedacht, wenn er von Mädchen spricht,

> Die dünn sind in der Mitte,
> Und die ihr Halsgehäng
> Mehr schmücken, als sie selber
> Geschmückt sind vom Gespäng.[2])

Aber was tuts, hie und da nachzuhelfen, selbst auf die Möglichkeit hin, des Guten zu viel zu tun? Von dem Schmuckbedürfnis der Damen des abbassidischen Bagdad kann man sich einigermaßen eine Vorstellung machen, wenn man sich ihre Geschlechtsgenossinnen von heute ansieht: dicke goldene Fußringe, Ringe an allen Zehen, Armbänder von außergewöhnlicher Größe und Schwere, massive Goldspangen am Oberarm, drei, vier Colliers um den Hals, die Finger voller Ringe, Diademe oder Perlenschnüre im Haar, Gold- oder Juwelenschmuck auf den Jäckchen, in den Schleiern, an den Pantoffeln u. s. w.

Am Abbassidenhofe hatte zuerst Zobeida den Ton in dieser Richtung angegeben. Die mit kostbaren Steinen besetzten Damenschuhe sollen ihre Erfindung sein. Auch wird von ihr behauptet, sie hätte sich mitunter derart mit Schmucksachen von fabelhaftem Werte beladen, daß sie sich auf zwei Sklavinnen stützen mußte, um sich von der Stelle bewegen zu können.[3]) Von den Stirnbändern „à la Olajja" war bereits die Rede (S. 117). Rubine, Smaragde, Saphire, zu einem funkelnden Sternhimmel vereinigt, überstrahlten den Glanz der feurigsten Augen. Reizvoll muß das milde Feuer edlen Geschmeides unter dem hauchartigen Gazestoffe, der die schönen Rasseköpfe umhüllte, gewirkt haben. Dazu juwelenbesetzte Gürtel, der in Schuppen angeordnete Goldschmuck der Jäckchen, Knöchelspangen mit Schellen, Gelenk- und Armspangen u. s. w. Allgemein im Gebrauche waren Siegelringe, doch waren Steine bei Frauen und Mädchen nicht üblich. Den Granat, Karneol, Türkis verwendete man zu den verschiedensten Zwecken. Als Amulette dienten Gegenstände von feinster Filigranarbeit mit Quasten oder anderen troddelartigen Anhängseln aus geflochtenem Golddraht oder jenen aus Darmhäuten hergestellten Goldfäden, welche namentlich in Irak für allen erdenklichen Zierat massenhaft

[1]) Vgl. E. Selenka: „Der Schmuck des Menschen", Berlin 1900.
[2]) Hamasa, II, 65.
[3]) Bei Kremer: a. a. O., II, 212.

Digitized by Google

angefertigt wurden. Die Häutchen wurden auf einer Seite vergoldet und im Gebrauchsfalle in dünne Fäden zerschnitten. Sie wurden auch nach dem Abendlande exportiert.[1]) Dem großen Luxusbedürfnisse in der Abbassidenzeit hatte man es hauptsächlich zu verdanken, daß damals die Goldschmiedekunst sich einer Blüte erfreute, wie niemals nachher.

Daß im abbassidischen Bagdad, trotz der immer strenger sich gestaltenden Haremsklausur, das Leben in den Frauengemächern der Abwechslung nicht entbehrte, geht aus manchen vorangegangenen Darlegungen hervor. Auch an geistiger Anregung hat es, dank der Pflege des Gesanges, der Musik und der Dichtkunst, nicht gefehlt, wie denn auch die auf allen Wissensgebieten herrschende Regsamkeit nicht ohne Einfluß auf das geistige Leben in den Prunkräumen der Großen und Reichen gewesen sein mag. Welchen Anteil der Bildungstrieb selbst hieran hatte, ist nicht festzustellen. Groß wird er nicht gewesen sein und bei dem Mangel an Mädchenschulen, die einigermaßen diese Bezeichnung verdienen, sowie anderseits bei der von Reichtum und Luxus getragenen Genußsucht, werden wohl die materiellen Freuden die geistigen bedeutend überwogen haben. Die gesanglichen und musikalischen Produktionen und dichterischen Rezitationen sollten offenbar nur den üppigen Gastereien und märchenhaften Gartenfesten zur Folie dienen. Übrigens war die gastronomische Kunst jener Zeit keineswegs zu verachten und verschmähte es selbst der eine oder andere Chalifensprößling nicht, ein reichhaltiges und brauchbares Kochbuch zu verfassen.

Selbstverständlich speisten Männer und Frauen getrennt. Die **Gastereien** der ersteren hatten zuweilen ein öffentliches Gepräge, was zu großem Aufwande verleitete, während die Symposien in den Frauengemächern ausschließlich solche in intimen Kreisen waren, bei denen es sich weniger um die Tafelfreuden selbst, als vielmehr um eine Schaustellung kostbarer Toiletten und Schmucksachen, herrlicher Einrichtungsstücke und sonstiger Gegenstände eines raffinierten Luxus gehandelt haben dürfte. Auch die Bäder des eigenen Heims boten Anlaß zu derlei gesellschaftlichen Intimitäten, bei welchen die chronique scandaleuse wohl den Löwenanteil der Unterhaltung bestritten haben dürfte... Man unterschied das erste und zweite Frühstück, die Mittag- und Abendtafel. Zur Morgenstärkung diente mit Honig versüßte Kamelmilch, der eine kurze Zeit später einige Fleischspeisen (Geflügel, Zicklein u. s. w.) folgten. Fleisch- und Fischspeisen bereitete man nach verschiedenen Rezepten. Die eigentlichen Lieblingsgerichte aber bildeten die Süßigkeiten, in deren Bereitung die Orientalen seit jeher große Virtuosität bekundeten. Reis in Milch und Früchten, Bananen in Nußöl, verzuckerte Pistazien, schwerverdauliche Haschies, in Fett geschmortes krapfenartiges Gebäck und gewisse ausgesuchte Leckerbissen — wie die „Konafa", die „Baklama" u. s. w. — bildeten das Entzücken nicht nur der Frauen sondern auch der Männer. Konfituren aller Art und das herrlichste Obst vervollständigten ein solches Menu, Gesang und Lautenspiel würzten das Mal. Selbstverständlich trieb man großen Aufwand in der äußeren Ausstattung der Tafel mit Aufsätzen aus Kristall, geschnittenen Steinen und Edelmetall. Wo es die Mittel erlaubten, bediente man sich des kostbarsten Tafelgeschirres aus Silber und Gold, als Trinkgefäße prächtiger Onyxschalen, deren Rand in Gold gefaßt war, Becher aus Kristallglas u. s. w. Einen Hauptschmuck der Tafel bildeten aus Ambra und Kampfer geknetete Gegenstände (meist Tiergestalten), welche ihres scharfen Aromas wegen allen anderen, die Geruchsnerven affizierenden Reizmitteln vorgezogen wurden. Trotzdem verschmähte man auch die Blumen nicht, weniger ihres Duftes wegen, als behufs Erzielung dekorativer Wirkung.

[1]) Karabaček: „Die lithurgischen Gewänder der Marienkirche in Danzig", 9.

Digitized by Google



Arabische Kupfer- und Bronzegegenstände.

Digitized by Google

Zechgelage kannte man in den Harems nicht. Während die Männer, trotz des Koranverbotes, mit Vorliebe dem echten Weine zusprachen, zogen die vornehmen Damen die süßen Surrogate vor, wie Rosenzucker-Scherbet, Weidenblütensirup, mit Honig oder Zucker versetztes Gerstenwasser, vielleicht ein wenig Dattelwein, den man warm mit Eingesottenem versüßt, genoß. Den Kaffee kannte man nicht. Er wurde sehr spät bekannt und soll es der Medinese Scheich Abd-el-Kader gewesen sein, der im Jahre 1587 zuerst die Nachricht verbreitete, daß man sich in Jemen (bekanntlich der Heimat des arabischen Kaffees) eines Trankes bediene, der das Nachtwachen erleichtere und somit die dortigen Gläubigen auch in den Stand setze, das Lob Gottes weit feuriger zu singen, als andere tun können ... Den Tee ersetzte das Blatt der „Kady"-Staude, einer nur in Südarabien vorkommenden Pflanze. Dem Getränke rühmte man eine den Tee bei weitem übertreffende anregende Wirkung zu. Auch eine Art Bier (ein Absud von gedörrten Datteln, mit bitteren Kräutern versetzt) stand im Gebrauche, wohl nur als kühlender Trank im Sommer, der aber schwerlich die verwöhnten Lippen der Haremsschönen genetzt haben möchte. Der in Schnee gekühlte Rosenscherbet — der auch in den Geschichten von „Tausend und einer Nacht" häufig erwähnt wird — bot passenden Ersatz.

Der Sommer bot reichlich Gelegenheit zur Entfaltung üppiger Symposien im Freien, wozu sich die herrlichen Gärten ganz besonders eigneten. Allerdings war die arabische Gartenkunst jener Zeit nicht darnach, der Phantasie weiten Spielraum zu bieten. Man liebte das Abgezirkelte, Schablonenhafte, Architekturmäßige: gerade Fluchten an den Baumanlagen, Alleen von Palmen und Zypressen, welche Säulenkolonnaden imitierten, Wasserläufe in schnurgerader Richtung, sich rechtwinkelig kreuzend, in Marmor gefaßt, mit Kaskaden in treppenartiger Anordnung, viereckige oder oblonge Teiche. Die Parterregärtnerei beschränkte sich auf kurzgeschorene Einfassungen von stark duftendem Gesträuch und Blumenbeeten von gleichmäßig viereckiger Form. Größerer Reiz in diesen Gärten, welche von Säulenhallen eingefaßt und von Gängen durchschnitten waren, kamen den blühenden Gebüschgruppen zu. Besonders bevorzugt waren der persische Flieder, der Granatapfelstrauch, der Oleander und die Myrte. Die Weinrebe zog man in Spalieren und Lauben, Orangen- und Zitronenbäume bildeten kleine Haine, zwischen welchen Volieren mit bunten exotischen Vögeln versteckt lagen, während auf den glatten Grasflächen zahme Gazellen spielten.

Eine Mondnacht in diesen Zaubergärten, die Dickichte und Kioske von zuckenden Lichtfunken erhellt, die Luft erfüllt von starken Wohlgerüchen und vom Klange der Lauten, die durch die Lichtungen huschenden Schönen mit ihren flaumigen Gazehüllen, in denen die Goldarabesken wie erstarrte Sonnenstrahlen glühten und das von den leuchtenden Juwelen ausstrahlende vielfarbige Funkenspiel: ein solches Bild vermag uns einigermaßen das Märchenhafte dieser Welt der Farben und des Glanzes, der irdischen Lust und paradiesischen Freude vor das geistige Auge zu rücken ... Unter dem mannigfachen Zeitvertreib fehlten auch Spiel und sportliche Vergnügungen nicht. Man schoß mit Bogen und Pfeil nach der Scheibe, fischte in den Teichen, man ergötzte sich an Hahnen- und Widderkämpfen, spielte Ball und Criquet. Ganz besondere Lustbarkeiten aber brachten die beiden Hauptfeste des Jahres, das Nauruzfest im Frühling (Neujahr) und das Mihraganfest im Herbst.

Was sonst noch zur Unterhaltung und Zerstreuung der vornehmen Damen beitrug, mag der vielköpfigen Schar von Spaßmachern, Taschenspielern, Feuer- und Schwertfressern u. s. w. angehört haben. Eine intimere Rolle dürften die Angehörigen der viel-

Digitized by Google

beschäftigten Gilde der Traum- und Zeichendeuterei und des Wunderglaubens überhaupt gespielt haben. Derlei abergläubische Schwächen haben sich ja selbst im hochgesitteten Europa vielfach bis auf den Tag erhalten, wie die Kartenschlägerinnen und Handleserinnen und der ganze Teufelspack der „wissenschaftlichen“ Chiromanten und Okultisten beweist. In den arabischen Frauengemächern trieben namentlich Weiber aus dem Volke ihr Spiel, die es verstanden, sich den Anschein von „Wissenden“ zu geben, das heißt die geheimsten Regungen des Herzens zu ergründen. Danach „korrigierten“ sie das Glück, wie das schon so Brauch war und zum Teile auch anderwärts noch immer im Schwange geht. Für Zaubertränklein und Liebeselixiere wurden ganz bedeutende Summen verausgabt. Besonders raffinierte Schicksalsschwestern bedienten sich wunderkräftiger Zauberspiegel, verordneten Mixturen, welchen zerstoßene wertvolle Perlen (welche die betreffende Hexe selbstverständlich geschickt mit wertlosen zu vertauschen wußte) beigemengt wurden. Wunderkraft schrieb man ganz besonders der Lilienzwiebel (Adasaghany), aber auch allen möglichen anderen Dingen zu. Blieb die Wirkung solcher Mittel aus, so stellte man das Horoskop, oder hielt sich an allerlei gute oder böse Anzeichen, wie sie gewisse Vorgänge und Erscheinungen des täglichen Lebens mit sich brachten. Zwar hatte schon der Prophet derlei für Teufelswerk erklärt und alle Zeichendeuterei verboten. Solche tief im Volksglauben wurzelnde Vorstellungen pflegen aber eine Zähigkeit zu bekunden, gegen welche alle theoretischen Maßregeln machtlos sind.

Auch den Geisterglauben hat das verfeinerte Kulturleben der Abbassidenzeit nicht völlig zu verdrängen vermocht. Insbesonders waren es die guten und bösen „Dschinnen“, von deren unheimlichem Treiben in der nächtlichen Einöde wir bereits an anderer Stelle berichtet haben (Seite 31), die nicht sterben konnten und bis auf den heutigen Tag nicht gestorben sind. Der Realismus der arabischen Lebensanschauungen brachte solche Genien mitunter sogar in rein menschliche Beziehungen zu gewöhnlichen Sterblichen. Man nennt einen gewissen Amr Ibn Jarbu, der eine Elfin zur Frau gehabt und diesen Sachverhalt gewußt haben soll. Da nun die Anschauung im Schwange ging, daß solche Wesen sofort in den Kreis ihrer Genossen zurückkehren müssen, wenn sie eines Blitzes ansichtig würden, war der Genannte ängstlich bemüht, sein elfisches Weib vor solchen Zufälligkeiten zu bewahren. Dennoch ereignete es sich, daß Amrs Gattin eben vor das Zelt trat, als es in der Ferne blitzte. Da schwang sich die Elfin auf ein Kamelfohlen und entfloh, indem sie ihrem Gatten zurief:

O Amr, hege die Kinder, denn ich ziehe von dannen:
Der Blitz leuchtet über den Landen der Elfen.[1])

Als es einmal hieß, eine Dschinnenfrau habe ihren Sohn verloren, zog alles Volk ins Freie und gebärdete sich wie verzweifelt, denn ein solcher Fall war unglückverheißend und konnte Not und Pestilenz im Gefolge haben. Alles brach in die Klage aus:

O Mutter des Otud, sei uns nicht gram,
Wir wußten nicht, daß Otud ums Leben kam.[2])

Im besonderen Ansehen stand der Geisterkönig „Saiduk“. Übrigens weiß man aus der Märchenwelt von „Tausend und einer Nacht“, was die morgenländische Phantasie auf diesem Gebiete geleistet hat. Daß solcher Wunderglauben vielfach mit dem täglichen

[1]) Kommentar zum Sakt-Alzand bei Kremer, a. a. O., II, 259.
[2]) Ibn Atyr, ibid. II, 268.

Digitized by Google

Leben verflochten war, kann nicht überraschen. Der Dichter Mohammed Ben Buschir singt von einer hartherzigen Schönen:

Eine Dschinnin ist sie, oder
Dschinnen sinds, von denen
Sie ein Herz zu treffen lernt
Mit Bogen ohne Sehnen . . .[1])

In einer Beziehung waren besonders die schönen Mädchen und Frauen übel daran, und zwar gerade dieser Schönheit wegen, denn sie waren dem „bösen Blick“ ausgesetzt. Man kennt diesen Aberglauben auch von anderwärts her. Die bedrohten Araberinnen meinten, vor dieser Gefahr sich zu schützen, indem sie sich verschleierten, oder mit Amuletten (tamaïm — Talisman) sich behingen. Außergewöhnlich besorgt war man für schöne Kinder, die man, wenn es nicht zulässig war, sie der Außenwelt gänzlich zu entziehen, im Gesichte verunstaltete, indem man auf dasselbe Flecke mit schwarzer Schminke anbrachte. Über Geschmack ist bekanntlich nicht zu streiten, das bewies die früher allgemein verbreitete westländische Sitte der sogenannten „Schönpflästerchen“, mit welchen man die entgegengesetzte Wirkung erzielte.

Bei der Bedeutung, welche man im täglichen Leben guten und bösen Vorbedeutungen zuschrieb, findet sich unschwer eine Erklärung für das zeremoniöse Wesen der Araber (und überhaupt der Orientalen), für die mannigfachen Sentenzen und Sprüche, mit welchen man Handlungen und Gespräche begleitete und deren korrekte Anwendung gewissermaßen als Zeugnis der feinen Bildung ansah. Anderseits war die — in diesem Falle selbstverständlich systematisch eingepaukte — Spruchweisheit das einzige geistige Gut der unteren Klassen, in erster Linie der dienenden, wie sich dies im Verkehr mit den Herren und Herrinnen von selbst ergeben mußte. Das Zeremonienwesen ging so weit, daß selbst für die erste Begegnung eines getrauten Paares gewisse Gebetformeln, welche sowohl der Mann wie die Frau herzusagen hatten, vorgeschrieben waren. Falls ein arabisches Komplimentierbuch vorhanden wäre, müßte es gar wunderliche Sachen enthalten. Geht doch das zeremoniöse Wesen dieses Volkes so weit, daß eine geringfügige Aufmerksamkeit noch heutzutage zu den salbungsvollsten Wechselgesprächen führen kann. In Damaskus beispielsweise ist es Sitte, daß sich irgend jemand einen Wasserverkäufer zum Sebilspenden (Ausschenken von Trinkwasser) dingt, ihn auf einen belebten Platz aufstellt und nun die Vorübergehenden zu seiner Porzellantasse einlädt . . . „O Dürstender, komm zum Opfertrank!“ . . . Der Sebilgeber steht daneben, während der Ausschenker singt: „Verzeihe dir Gott deine Sünden, du Spender des Opfertrankes!“ Und der Trinkende sagt: „Amen. Im Paradiese sei deine bleibende Stätte, du Spender des Opfertrankes!“ Bekannte des Sebilgebers drücken diesem die Hand: „Gott erfreue dein Herz!“ . . . Der Rest wird dem Sebilgeber selbst eingeschenkt: „Der Überrest den Freigebigen und das Paradies den Einheitsbekennern. Gesegne dir's Gott, du Spender des Opfertrankes!“[2])

Zu den außergewöhnlichen Gelegenheiten, bei welchen vornehmlich die Frauen sich zwanglos leidenschaftlichen Gefühlsäußerungen hingeben durften, zählten in erster Linie die Trauerkundgebungen. Wir haben gesehen, daß die freie Araberin das Vorrecht hatte, ihren Schmerz bei Todesfällen, das Lob der Verstorbenen oder leidenschaftliche Äußerungen der Rache in poetischer Form auszudrücken. In der Glanzzeit des abbassidischen

[1]) Hamasa, II, 117.

[2]) Wetzstein: „Der Markt in Damaskus“ (Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft, XI, 493.)

Chalifats hört man nichts mehr von Dichterinnen dieser Art. Aber die wilden Ausbrüche des Schmerzes fehlten deshalb gleichwohl nicht. Von den „Klageweibern", ohne welche es keine Leichenfeier gab, wurden derlei Kundgebungen professionsmäßig ausgeübt.



Arabisches Dorfleben im Mittelalter. Miniatur aus einer sehr alten Handschrift im Besitze M. Ch. Schefers in Paris.

Anders seitens der unmittelbar beteiligten weiblichen Familienglieder. Sie brachen nicht nur in wildes Schmerzgeheul aus, sondern betätigten ihre Anteilnahme an dem traurigen Ereignisse dadurch, daß sie Hausgeräte zerstörten, Kleider zerrissen, die Wände der Wohnräume schwärzten und sich mittels schwarzer Schminke die Gesichter verunstalteten.

Digitized by Google

Das Bild, welches wir von der vornehmen Araberin jener Zeit gewinnen, wäre unvollständig, würden wir nicht den Spuren nachgehen, welche uns die Kenntnis der zeitgenössischen Dichtkunst erschließen. Allerdings ist hierin die Ausbeute nicht so reichhaltig und vielgestaltig wie in der Vorzeit, in welcher das Weib neben der Abenteuerlust und der Freude an wilder Fehde den hauptsächlichen Gegenstand der poetischen Produktion bildete. Das verfeinerte Kulturleben beschränkte sich der Natur der Sache nach nicht mehr auf jene drei Attribute der im Grunde höchst einförmigen Wüstenexistenz, sondern führte zu einem Stimmungswechsel sehr einschneidender Art. Die wissenschaftlichen Strebungen erweiterten den Gesichtskreis ganz bedeutend, während der verfeinerte Lebensgenuß dem poetischen Schaffen teilweise die frivolen, vielfach sogar unsittlichen Lebensanschauungen jener Zeit aufprägte, und im Gegensatze hierzu sentimentale Gefühlsäußerungen förderte, welche der alten, herben Wüstenpoesie in ihrem gesunden Realismus völlig fremd waren.



Faksimile einer Seite aus einer Handschrift des Fabelbuches »Kalilah wa dimnah«. Aus der arabischen Übersetzung des Ibn al Mukaffa (gest. 759). Handschrift vom Jahre 1259 (Königl. Bibliothek zu Berlin.)

Übrigens ist es weniger die Poesie im engeren Sinne, die Lyrik, welche uns hier die wünschenswerten Einblicke in das Frauenleben verschafft, als vielmehr die Erzählungs-

literatur. Von ihrer Reichhaltigkeit, vornehmlich im Sinne der Erotik, gibt die große arabische Bibliographie aus dem Ende des 10. Jahrhunderts, das Kitab al Fihrist[1]), Zeugnis. Dasselbe enthält das Verzeichnis von etwa dritthalb hundert Unterhaltungsschriften, Erzählungen, Märchenbüchern u. s. w. darunter nicht weniger als 138 Liebesgeschichten. Zwar steht fest, daß die meisten dieser Geschichten nicht arabischen, sondern indischen, persischen und griechischen Ursprunges sind, doch verhindert dies nicht, uns ungefähr eine Vorstellung von dem literarischen Geschmack der Zeit und der Art der Lektüre, der vornehmlich die Frauenwelt oblag, machen zu können. Nach dem erwähnten Verzeichnis des Fihrist enthalten von der genannten Gesamtzahl von romantischen und erotischen Werken[2]) 40 derselben die Geschichten berühmter Liebespaare aus der Zeit vor dem Islam und in den ersten vier Jahrhunderten seines Bestehens schildern; 28 Werke behandeln minder berühmte Liebespaare, während sich 12 Werke mit den Geliebten der freien Mädchen (Habâ' ibn-'l-mutaçarrafât) beschäftigen. Weitere 29 Werke betreffen jene liebenden Paare, welche in den „Mondscheinmärchen" angeführt werden, während 16 Werke ausschließlich den Liebschaften der Menschen mit den Dschinnen gewidmet sind. Hervorzuheben wäre ferner „Das Buch der geliebten Sklavinnen" und die rührende Geschichte von dem Kufischen Kaufmann Ali Ibn Adam und seiner Sklavin Manhal.[3])

Dem Liebesleben ist sonach, wie man sieht, in der arabischen Erzählungsliteratur — mögen ihre Motive nun einheimischen oder fremden Ursprunges sein — ein breiter Raum zugewiesen. Wenn man davon bei uns fast gar nichts kennt, rührt dies daher, daß man in den allermeisten Fällen auf das mehrgenannte Verzeichnis, welches nur die Titel dieser Bücher nennt, angewiesen ist, während letztere selbst verschollen sind. Bemerkt doch das Fihrist bei Aufzählung von 26 Märchenbüchern, daß nur deren Titel bekannt seien und daß man mehr davon nicht wisse. Auch das Buch Martas des Griechen, über die „Aphrodisischen Sagen" hat ins Arabische Eingang gefunden. Heldensagen (baththâlîn) sind gleichfalls reichlich vertreten, dann das merkwürdige „Buch der Grundfeste der Begierde."

Als der Chalif Manssur am Euphrat die neue Abbassidenresidenz Bagdad gegründet hatte, machte sich sofort auch im geistigen Leben der persische Einfluß geltend. Als Vorläufer der späteren, aus dem Osten bezogenen Erzählungsliteratur darf der Perser Ruzbeh — nach seiner Bekehrung zum Islam Ibn al Maqaffa genannt — angesehen werden, der die indische Sammlung von Fabeln und Erzählungen „Pantschatantra" unter dem Namen »Kalilah wa dimnah« ins Arabische übersetzte. Da die Araber selbst wenig Erfindungsgabe besitzen und das Leben fast ausschließlich nur von seiner realistischen Seite auffassen, boten die zum Teil phantastischen Erzählungen aus einer ihnen fremdartigen Welt eine ebenso anregende als befruchtende Lektüre, wie das rasche Anwachsen dieses Literaturzweiges beweist. Ein Wunderbaum, aus fremdem Lande in die arabische Erde verpflanzt, schoß triebkräftig empor und setzte tausendfache Blüten und Früchte an. Die köstlichste dieser Früchte war die persische Märchensammlung »Hazâr afsânah«, das ist die „Tausend Märchen", welche nachmals unter der veränderten Bezeichnung »alf leilah wa leilah«, das ist „Tausend und eine Nacht", das Entzücken des ganzen rechtgläubigen Orients bildete und als die Krone aller Märchenbücher gelten darf. Die Bekanntschaft der abendländischen Völker mit diesen köstlichen Geschichten reicht genau zwei Jahrhunderte

---

[1]) Kitab al Fihrist, herausgegeben von G. Flügel, fortgesetzt von J. Rödiger und A. Müller, Leipzig 1872.
[2]) Hammer-Purgstall: „Literaturgeschichte der Araber", III, 549.
[3]) Kitab al Aghány, XIV, 51.

Digitized by Google

zurück, indem sie 1704—1707 zuerst ins Französische übersetzt wurden. In die deutsche Literatur hat sich vornehmlich die mustergültige Übersetzung des Arabisten Gustav Weil[1]) eingebürgert und seitdem kennt auch bei uns jedes Kind wenigstens einige der wundersamen Fabeleien, die sich ganz unhistorisch um die Person des Chalifen Harun er Raschid als ein Goldschauer aus einer anderen Welt niedergelassen haben.

Die Araber nennen das »Kitab alf leilah wa leilah« eine Unterhaltung für Weiber, den schauerlich-prächtigen „Antar-Roman" das auserwählte Geschichtenbuch für Männer. Man hat sonach einen Anhaltspunkt dafür, welcher Art die Lektüre war, die man vornehmlich in den Frauengemächern pflegte. Von den zwölf Stammerzählungen, welche den eigentlichen Kern von „Tausend und eine Nacht" bilden, sind fast die Hälfte, nämlich fünf, ausgesprochene Liebesgeschichten; so „Die Geschichte der drei Kalender und Königssöhne und der fünf Frauen von Bagdad"; „Die Geschichte Nured-dins und der schönen Perserin"; „Die Geschichte Ghanems und der Geliebten des Beherrschers der Gläubigen"; „Die Geschichte des Prinzen Kamr al Zaman und der Prinzessin Badur" und „Die Geschichte vom Prinzen Bedr von Persien und der Prinzessin Dschauharah von Samandal." Dieser Grundstock des berühmten Märchenbuches nimmt jedoch nur etwa den fünften Teil des Ganzen ein und ist ausschließlich persischen und indischen Ursprunges. Da er nicht über das 10. Jahrhundert zurückreicht, erkennt man sofort den Anachronismus, der durch das Einflechten der Person des Chalifen Harun in die meisten dieser Märchen zum Ausdrucke kommt. Man hat die Dichtungen einfach in Raum und Zeit verschoben, Bagdad zu ihrem Schauplatze gemacht und sie um ein Jahrhundert zurückverlegt.[2])

Und in der Tat, das Bagdad der ersten Abbassidenzeit, zumal des prachtliebenden Harun, war der geeignete Rahmen für die Wundermären der Tausend Nächte. Zu dem ausschweifenden Luxus im engeren Bereiche und dem Glanze nach außen fügten sich die Zaubergeschichten und fabelhaften Prinzen, die Luft-, Feuer- und Wassergeister, das bunte Treiben in den Palästen, der Schwarm von Sklaven, Sklavinnen, Würdenträgern, Kriegern, Abenteuern, Gauklern, verwunschenen Prinzessinnen, allmächtigen Veziëren, verliebten Königssöhnen und grausamen Sultanen u. s. w. als ein poetisches Beiwerk von fast realistischer Tatsächlichkeit der Dinge. Realistisch insoferne, als trotz aller Phantastik das Wunderbare zum Alltäglichen wird, und die Vorgänge des wirklichen Lebens unbemerkt in die Nebel der Märchenwelt hineinrücken. Diese Vermengung der übernatürlichen Romantik mit den Dingen des Alltagslebens erklärt sich aus dem Gegensatze zwischen dem Ursprung des nicht arabischen Stoffkreises der ältesten Märchen und den von arabischen Schriftstellern nach und nach hinzugefügten Erzählungen rein realistischer Färbung. Aus dieser zwanglosen Vermengung von Märchenhaftem und Alltäglichem ergab sich schließlich ein in sich abgeschlossenes Ganzes, dem die Bedeutung eines Kultur- und Sittengemäldes zukommt, aus welchem sich mehr Belehrung schöpfen läßt, als aus dürren Chroniken und tendenziös gefärbten Überlieferungen.

Welch einen Reiz für die in ihren Prunkgemächern abgeschlossenen Haremsdamen diese bunte Zauberwelt ausüben mußte, liegt auf der Hand. Es bedurfte nur der unerläßlichen Stimmung des äußeren Rahmens, um Effekte von packendster Wirkung zu erzielen. Beispielsweise einer stillen, bezaubernden Mondnacht in den vereinsamten

[1]) Gustav Weil: „Tausend und eine Nacht", 3 Bände, Stuttgart 1838—1842 (Neuausgaben in 4 Bänden 1872 und 1889.) — Neuere englische Übersetzungen von Lane (1883), Payne (1884), Burton (1888) und die französische von Mardrus (seit 1899).

[2]) Harun er Raschid regierte von 786—809.

Digitized by Google

Gärten, beim Spiele der Lichtschleier auf leise plätscherndem Wasser und in den Blumendickichten, über welchen der Duftschauer exotischer Gewächse wie ein Hauch aus der Feen-



Märchenvorleser. B

welt ruhte ... Da stiegen sie aus dem Boden, freundliche Gespenster, indische Märchenprinzen mit dem Wunderspiegel, der die spröden Herzen bezwingt, Elfen und ritterliche Abenteuerer, unnahbare Prinzessinnen, aus den sorgsamst bewachten Gemächern entführt und durch das Zauberroß durch die Lüfte getragen, sinnverwirrende Schicksalsverkettungen,

Digitized by Google

die das Machtwort eines freundlichen Zauberers spielend löst — kurz, das berauschende Leben in einer Phantasiewelt voll lebendiger Anschaulichkeit und gestützt von einer scheinbaren Tatsächlichkeit der Dinge, welche das Unmöglichste glaubhaft machte. Einen Hauptanteil an der faszinierenden Wirkung hat der Gegensatz von Ernst und Humor, der in diesen Geschichten in mannigfaltigstem Wechsel zum Ausdrucke kommt. Mitten in den rührendsten Liebesschicksalen, in welche zauberkundige Genien eingreifen, erscheinen die Gestalten des alltäglichen Lebens: die Juwelenhändler mit ihren begehrenswerten Schatzkästlein, die Verkäufer kostbarer Stoffe, Parfümerien und Liebeselixire, die verschiedenen Vertreter des Kleingewerbes — Gevatter Schuster und Schneider, Bäcker und Scherbethändler, Schlosser und Schmied, Färber und Teppichweber — dazwischen Diebsgelichter und Kuppler, und anderes Gesindel, das die verwickeltsten Dienste vermittelt und von denen man nicht immer weiß, ob sie in einer elenden Hütte daheim sind, oder sich als verkleidete Zauberlehrlinge unter das Volk mischen.

Die Grundlage, auf der sich die Erzählungen von „Tausend und eine Nacht" aufbauen, darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden, doch möchten einige Erläuterungen von Nutzen sein. Schon das „Kitab al Fihrist" hebt hervor, daß in der ältesten, den Arabern vermittelten Märchensammlung persischen Ursprunges („Das Buch der Hazâr Affân", arabisch „Alf Khurâfah") ein König eingeführt wird, der die barbarische Gewohnheit hat, jedes Mädchen, das er zur Frau nimmt, nach der Brautnacht zu töten. Als nun die schöne Schahrazâd (im persischen Original Schirzâd, das ist „Löwenkind"), eine Königstochter, zu dem zweifelhaften Glücke gelangt, die Frau dieses Blaubart zu werden, bringt sie ihre Klugheit auf einen Gedanken, der ihr das Leben retten soll. Sie erzählt nämlich gleich in der ersten Nacht ihrem Gebieter eine spannende Geschichte, ohne sie zu beenden und knüpft hieran die Bitte, ihre Erzählung in der nächsten Nacht fortsetzen zu dürfen. Aber auch diesmal bricht sie im Augenblicke des gespanntesten Interesses ab. So treibt sie es Nacht für Nacht, ohne daß der König, der an den phantastischen Erzählungen außerordentliches Gefallen findet, die List merkte. So werden es tausend Nächte, und da die ebenso schlaue als geistvolle Frau dem Könige inzwischen ein Kind geboren, benutzt sie einen günstigen Augenblick, um ihrem Herrn die eigentliche Bedeutung der geopferten Nächte klar zu machen. Der König, obwohl hinters Licht geführt, verzeiht, und so endet alles mit Wohlgefallen. Unterstützt in ihrer List wird Schirzâd durch die „Kahramânah" (Haremsintendantin) Dinârzâd (etwa „Goldkind"). Übrigens meint der Verfasser des Fihrist, daß die Königin die Märchen für ihre Tochter Humâi niedergeschrieben habe ... Mohammed Ibn Ischak, der älteste und bekannteste Biograph des Propheten Mohammed, nennt das Buch „Hazâr Affânah" — obwohl er es nach eigenem Geständnisse nicht durchweg gelesen — „ein schlechtes Buch von erbärmlichen Geschichten". Da der Genannte im Jahre 766 starb, muß das persische Märchenbuch schon frühzeitig unter den Arabern bekannt gewesen sein. Sein abfälliges, verständnisloses Urteil ist begreiflich, wenn man erwägt, mit welcher Verachtung die arabischen Gelehrten alles Schriftwerk behandelten, das neben dem Koran sich Geltung zu verschaffen suchte. In ihrer jetzigen Gestalt reichen die Erzählungen von „Tausend und eine Nacht" wohl nicht über das 15. oder 14. Jahrhundert zurück. Einiges dürfte sogar aus noch späterer Zeit herrühren. Die „Fahrten Sindbâds des Seefahrers", welche, wie man weiß, eine besondere Abteilung des Werkes bilden, bestanden ursprünglich für sich allein und sind erst später der Sammlung einverleibt worden. Augenscheinlich sind sie das älteste Stück der hier zu einem Ganzen vereinigten Märchen und Erzählungen.

Digitized by Google

Aus der luftigen Märchenwelt, aus den Wolkenschlössern und Zauberhöhlen steigen wir zur irdischen Welt wieder hernieder, um uns in ihr nach den Gestalten umzusehen, die mit der Wünschelrute der Einbildungskraft die luftigen Stege aufführen, welche die überirdische Herrlichkeit mit dem irdischen Jammertal verbinden. Daß letzteres in dem glanzvollen, lebensfreudigen Bagdad einigermaßen erträglich war — trotz der blutdürstigen Launen der Tyrannen und des Hochmutes der Reichen — ist aus den vorangegangenen Schilderungen unschwer zu entnehmen. Das sind nun allerdings bedenkliche Gestalten, denen wir begegnen, wenn wir im Geiste die Zechgelage und Gartenfeste aufsuchen und der Lebensweise der dichtenden Taugenichtse nachspüren, welche an die Stelle des Koran den Kodex der genialen Liederlichkeit und frivolen Genußsucht gesetzt hatten. Allen voran jener verlotterte Moty Ibn Ajâs, der noch an den Erinnerungen der Ommejadenzeit zehrte, als er unter den ersten Abbassiden in Kufa durch seine Begabung die Zuneigung des neuen Herrscherhauses sich zu erringen verstand. Es war ein Ausbund von Sittenlosigkeit, ein Schlemmer und Zechbruder und eifriger Gast in Kreisen, wo man bei Wein und Lautenklang der zügellosen Liebe huldigte. Bezeichnend für seine Weise ist das folgende üppige Gedicht:

O des Tags in Bagdad, den wir so herrlich verbracht
Mit dem schwarzäugigen Mädchen, das so glücklich uns macht!
Es blinkten die kristallnen Pokale im Gemache,
Die unter den Zechern kreisten, wie die Sterne der Nacht.
Der Mundschenk gießt rein ihn ein und dann wieder gemischt,
O wie der Wein, den er mischt, so köstlich erfrischt!
Uns durchduftet Safranpomade das Haupt,
Welches ein Kranz von gold'nem Jasmin umlaubt,
Und zwischen Zimbel und Laute ward weitergetrunken,
Bis die Sonne im Westen hinabgesunken.

In Bagdad scheint Moty durch die Stickluft des Hoflebens vollends allen moralischen Halt verloren zu haben. Das würde uns weiter nicht kümmern, wenn dieser Sachverhalt uns nicht klar vor Augen führte, wie es damals mit Zucht und Sitte bestellt war. Gewiß nicht am besten, sonst würde der Verfasser so vieler schmutziger Lieder und von pornographischen Gemeinheiten nicht eine Rolle am Chalifenhofe gespielt und sich nicht zum Freunde eines Prinzen aufzuschwingen vermocht haben. Und doch kannte Moty auch bessere Tage, Beweis dessen sein berühmtes Gedicht von den zwei Palmen von Holwân, das seinen Dichterruf begründete. Auch scheint er kein schlechter Familienvater gewesen zu sein, wie das Gedicht bezeugt, das er zum Abschiede an seine Tochter richtete:

Stille! Die Tränen haben das Herz mir durchbohrt,
Lange schon fließen deine Tränen immerfort.
Halt ein, mein Herz noch weiter zu durchschneiden
Und meinen Abschied zu erschweren uns beiden.
Vielleicht, daß Gott gnädig den Schutz mir gewähre
Gegen die besorgte Gefahr und daß bald ich wiederkehre;
Nichts, was er will, der Erhabene, der Herr der Gewalten,
Fällt ihm schwer. Drum ruf' ihn an, den Erhörer, den Ewigalten,
Und bedenke: ich stehe in Gottes Hand — einerlei,
Ob in der Nähe oder Ferne dir sei.

Im Fahrwasser Motys steuerte dessen Nachfolger Abu Nowâs, den man für den berühmtesten Lyriker der Araber ansieht.[1]) Freilich macht ihm ein halbes Dutzend anderer

[1]) Kremer: „Divan des Abu Nowâs", Wien 1885.

Digitized by Google

Dichter diesen Rang streitig. Abu Nowâs erfreute sich der Gunst dreier Chalifen: Harun, Amyn und Mamun. Die Arabisten[1]) vergleichen ihn mit Vorliebe mit Heine, den er aber an Cynismus weit übertraf. Den Zauber der Sprache und die formvollendete Technik verdankte der Dichter einem längeren Aufenthalte unter den Beduinen, den Hütern des alten Sprachgeistes und der poetischen Gestaltungskraft. Seine Studien vollendete Abu Nowâs in Kufa, also in derselben verlotterten Stadt, in welcher Moty die schlüpfrigen Wege der Sittenlosigkeit wandeln lernte. In Bagdad war unser Dichter, insoweit es sich um die vornehmen Kreise handelte, wie nicht anders zu denken, der Held des Tages. Daß Wein und Liebe den Hauptinhalt seiner Dichtungen ausmachten, darf bei einem Lyriker, und noch dazu einem arabischen aus der genußsüchtigen Abbassidenzeit, nicht verwundern. Seine Liebesgedichte muß man indes mit großer Vorsicht hinnehmen, weil die Lebensweise des Dichters uns Abwege zeigt, die von einer unnatürlichen Entartung seiner erotischen Stimmungen Zeugnis ablegen. Die meisten seiner Liebesgedichte erregen demgemäß beim Lesen Widerwillen. Ausnahmen fehlen natürlich bei einem so hochbegabten Poeten, den die Natur mit einer üppigen Phantasie, tiefem und starkem Empfinden und einer seltenen Kraft des Ausdruckes bedacht hat, nicht. Beweis dessen das nachstehende Gedicht an die geistvolle und bezaubernde Sklavin Dschinan:

Mit Gram erfülltest du mein armes Herze,
Und Liebesschmerz durchzuckte meine Sehnen.
Den Augen mein hast du gelehrt das Weinen,
Von dir erlernte mein Gemüt das Sehnen.
Kein Ambraduft umwallet deine Glieder,
Den du nicht rosenähnlich überduftest.
All meine Tugenden und Manneszierden
Vergißt du, scheinest Laster sie zu wähnen.
Die Zähren strömen und verkünden allen,
Was tief in meinem Busen lag verborgen.
Du aber lachst und spottest meiner Klagen,
Und immer heißer fließen meine Tränen.

Die Gluten, die in meinem Herzen lohen,
Du hast zu hellem Brande sie entfachet.
O Herr, wann jemals — wann wird die Gazelle
Mit ihren treuen Sklaven sich versöhnen?
Wann meinen heißen Bitten sich ergeben,
Wann wird sie gerne meine Nähe suchen?
Dschinan, mein Augenlicht: wie lang' soll denn
Mein Körper solchen heißen Qualen fröhnen?
Du willst, daß er von meiner Seele scheide,
Daß er vor Kummer vollends nun vergehe,
Und dennoch, weil mein Herz beständig nur bei dir,
Magst du mich selbst auch noch so ferne wähnen.

In den Poesien des Abu Nowâs findet — und das ist zur Beurteilung des Frauenwertes in jener Zeit das maßgebende Moment — die Verherrlichung des Geschlechtlich-Sinnlichen, ja der nackten Sexualität, ihre dichterische Verherrlichung. Solche Früchte hatte neben der sonstigen üppigen Lebensweise die zunehmende Strenge der Haremsklausur in Verbindung mit einem Heere von Sklaven, Sklavinnen und Hofparasiten jeder Art gezeitigt. Das idealere Liebesempfinden mußte in dieser schwülen Luft ersticken und der schranken-

[1]) Kremer Ahlwardt.

Digitized by Google

losen Anbetung des Fleisches Platz machen. Geschlechtliche Zoten und sonstige pornographische Gemeinheiten fanden mehr Anklang, als die zartempfundensten Gefühlsergüsse. Religiöser Indifferentismus, Spottsucht und freche Ausgelassenheit schufen ein Heer von charakterlosen Weltverächtern, denen schließlich nichts mehr heilig war, selbst der eigene Familienkreis nicht.

Aber die materielle Seite des Lebens in den Schimmer poetischer Verherrlichung zu kleiden, darin war Abu Nowâs Meister, wie kein anderer. Man darf sich indeß von diesen prächtigen Schilderungen intimer Symposien, von der Fülle herrlicher Bilder, welche diese Schilderungen wie Ranken von Rosen und Jasmin durchschlingen, nicht darüber täuschen lassen, daß dies alles nur die schöne Hülle eines faulen Kernes sei. Selbst wo der Dichter den elegischen Ton anschlägt — und auch dieser gelingt ihm, dank seiner kraftvollen, scheinbar tief empfundenen Sprache, in außergewöhnlichem Maße — dürfte es am Platze sein, mehr an künstlerische Mache, als an wirkliches Empfinden zu denken. Denn auch solche schwermütige Verse klingen schließlich in weinseligen Trost aus, eine Pointe, auf die es wohl von vornherein abgesehen ist. Trauerstimmung, die Schatten der Nacht, die kredenzende schlankhüftige Sklavin und die Feuerblitze des edlen Tropfens in kristallenem Becher lassen sich eben sehr wirkungsvoll zu einer hochpoetischen Szene vereinigen. Dann ist natürlich auch die Trauer bald verflogen, die melancholisch girrende Taube vergessen und bei Musik und dem Gesange leichtfertiger Sängerinnen wird — weitergetrunken.

Der weiter oben erwähnte Vergleich mit Heine stimmt hauptsächlich deshalb, weil auch in den Gedichten des Abu Nowâs der Zauber vollwertiger Lyrik mit anwiderndem Cynismus sich sehr wohl verträgt. Seine Spottsucht wagte sich an alles und an alle, und es heißt, daß sie ihn wiederholt in ernstliche Gefahr gebracht habe. Kerkerhaft war dem losen Dichter nicht erspart worden und einmal stand er bereits auf dem Schafott. Ist dem so, dann hat ihm gewiß eine geistreiche Improvisation, ein Loblied oder dergleichen das Leben gerettet. Durch ein solches Spottgedicht hatte sich der Dichter die Feindschaft einer vornehmen Perserfamilie in Bagdad zugezogen und auf Veranlassung derselben wurde er derart mißhandelt, daß er an den Folgen starb (810). Bezeichnend für die gesellschaftliche Stellung des Dichters ist, daß nur wenige Freunde seinem Sarge folgten, während ein an demselben Tage zur letzten Ruhe getragener Gelehrter zur Entfaltung eines großartigen Gepränges Veranlassung gab.

Ein Zeitgenosse des Abu Nowâs war Abul'-l Atahija, zugleich auch sein Gegenpol. Zwar in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Bagdad stellte er seine Muse ausschließlich in den Dienst der Liebe. Dann aber vollzog sich der Umschwung. Er entlehnte seine Stoffe dem religiösen Leben und paßte die Dichtungen dem Verständnisse der breiten Schichten des Volkes an, nicht ohne einer scharfen moralisierenden Tendenz gegen das üppige Genußleben der Großen und Reichen. Dem Chalifen Harun ging derlei gegen den Strich und so wollte er den Dichter durch Kerkerhaft und sonstige Quälereien zur Umkehr bewegen. Umsonst. Er ergab sich ein Jahr hindurch dem Gebete und der Buße und dichtete in dieser ganzen Zeit einen einzigen Minnesang und der war an — seine Frau gerichtet. Seine Dichtungen sind zwar nichts weniger als originell, doch bringt es der herbe Pessimismus, von dem sie durchweht sind, mit sich, daß sie in einem ausgesprochenen Gegensatz zu der manierierten Wortkünstelei der Hofdichter stehen. Das Streben nach Vereinfachung der Form war löblich, der Erfolg gegenüber der zunehmenden Geschmacksverirrung blieb jedoch aus.

Digitized by Google

Dies bezeugt das Wiederaufleuchten des bunten Feuerwerkes der Hofdichtung nach etwas mehr als 60 Jahren seit dem Heimgange Atahijas. Der diesmal den Ton angab, war der 861 geborene Abbassidenprinz **Ibn al Mutazz**, dessen Vater Al Mutazz den



Faksimile einer Seite aus einer der ältesten Handschriften des Divans von Motanebbi vom Jahre 1038 n. Ch. mit Anmerkungen von Ali Ibn Hamza von Basra. (Britisches Museum.)

Thron der Chalifen einnahm, als der künftige Dichter noch in den Kinderschuhen steckte (866—869). Aus den Dichtungen des Mutazz ist jeder Hauch der Wüstenpoesie verschwunden. Keine schauerlichen Einöden und von Ghulen bevölkerten Einöden, weder weidende Antilopen, noch verlassene Zeltlager mit den Spuren des einstigen Heims der

Digitized by Google

verlorenen Geliebten. An die Stelle der Beduinenzelte treten die prachtvollen Marmorpaläste, die in Gold prunkenden Hallen, die mit Samt und Seide und Kostbarkeiten aller Art ausgeschmückten Räumlichkeiten, in welchen die schönsten Frauen und die anmutigsten Sängerinnen das Leben einer Gesellschaft versüßen, die im Wein- und Liebesgenuß die Tage verbringt. Später verstieg er sich zu einem Lobgedichte auf seinen Vetter, den Chalifen al Mutadid. Ein nicht unverdienstliches Werk ist seine Sammlung von Anthologien der Dichter fürstlicher Herkunft und der Sänger des Weines. Auch ist er der Verfasser des ersten größeren Werkes über Poetik.[1]) In einen politischen Handel verwickelt, fiel Mutazz seinen Gegnern in die Hände und wurde erdrosselt (908).

Im vollen Maße in der Hofgunst sich zu sonnen — ein Streben, das manchen begabten Kopf auf Abwege führte — war dem Kufaner Abu-t Taijib Achmed Ibn Hossein, mit dem Beinamen al Motanebbi,[2]) das ist der „Prophetenprätendent", beschieden. Seinen höchsten Ruhm erntete er am Hofe des Hamdaniden Seifuddaula zu Aleppo, wo er neun Jahre verweilte und die Kriegstaten seines Herrn in überschwenglichen Lobgedichten pries. In der Tat zeichnete sich dieses kleine Herrscherhaus, im Gegensatze zu den herabgekommenen Abbassiden, durch jene Tugenden aus, welche die Araber der früheren Jahrhunderte zu Sieg und Ruhm führten: Kriegsmut, Fehdelust und Ritterlichkeit. Natürlich hatte Motanebbi selbst keinen Anteil daran, und als er später nach Ägypten übersiedelte, war er sehr enttäuscht, dortselbst einen für seine Lobhudeleien ganz und gar sterilen Boden zu finden. Auch in Bagdad machte der Wanderpoet dieselbe Erfahrung. Dennoch galt er seinen Zeitgenossen als eine der größten Leuchten der Dichtkunst und die orientalischen Philologen haben sich vielfach dieser Meinung angeschlossen.[3]) Seinen Tod fand der Dichter in einem räuberischen Beduinenüberfall auf der Reise von Bagdad nach Schiraz.

Zugleich mit Motanebbi lebte am Hofe Seifuddaulas ein Vetter des letzteren, Abu Firaz[4]), der letzte große Sänger des echten altarabischen ritterlichen Geistes, der, wie er dichtete, so auch gelebt hat. Krieg und Jagd, schwärmerische Liebe und Frauenverehrung bilden den Stoffkreis seiner Dichtungen. Man hat sie als echte Gelegenheitsgedichte im Goetheschen Sinne des Wortes bezeichnet. Da ist nichts von benebelnder Hofluft, keine üppige Erotik oder blasierte Genußmüdigkeit zu verspüren. Die Kriegslieder wurden nicht in „moschusdurchdufteten" Prunkgemächern, nicht in den Armen verführerischer Sängerinnen gedichtet, sondern im Zelte, auf dem Schilde oder dem Sattel.

[1]) C. Brockelmann, a. a. O., 85.

[2]) Der Name dieses Dichters wird von den Arabisten in abweichender Weise transskribiert. Rückert und v. Schack schreiben Motenebbi, Ahlwardt Motenebby, v. Hammer-Purgstall Motenabbi, v. Kremer Motanabby, Dieterici und Brockelmann Mutanabbi. Der Grund für diese Seltsamkeit ist der, daß alle semitischen Sprachen in der Schrift nur Konsonanten und keine Vokale gebrauchen. Daraus ergibt sich für den Europäer die große Schwierigkeit, arabische (persische ꝛc.) Wörter, vornehmlich aber Eigennamen, zu lesen, selbst wenn er die Sprache beherrscht. Um Unklarheiten und Mißdeutungen zu vermeiden, hat man die Korantexte (wie die Hebräer die Bibel) mit Vokalzeichen (gewisse, den Konsonanten beigefügte Zeichen) versehen. Die profanen Bücher der Araber, die literarischen Erzeugnisse jeder Art, der Schriftwechsel überhaupt, entbehrt aber der Darstellung von Vokalen. Es ist denkbar, auch im Deutschen bei gewissen Wörtern die Vokale wegzulassen; so könnte beispielsweise Spgl nicht anders als Spiegel, Brdrschft nur Bruderschaft gelesen werden. Anders gestaltet sich die Sache, wenn verschiedene Vokale supponiert werden können. Wenn wir Bch schrieben, wüßte man nicht, ob der fehlende Vokal a (Bach) oder u (Buch) sein soll; Stck kann ebenso gut Stück als Stock, Schtz entweder Schutz oder Schatz heißen. Dazu kommt, daß vor Einführung der „diakritischen Punkte" (durch den ommejadischen Statthalter Hadschadsch zu Kufa) eine Anzahl von Buchstaben das gleiche Zeichen hatte, so daß man aus dem Zusammenhange die Aussprache erraten mußte. Durch die Punkte wurde diesem Übelstande abgeholfen, z. B. (von links nach rechts) ن ت n und t, ب ي b und i, ر ز r und z, س ش s und sch, u. s. w.

[3]) v. Hammer-Purgstall: „Motenabbi, der größte arabische Dichter", Wien 1824. Fr. Rückert: „Hamasa", 406 Anmerkung, 447a (4—10), 666a (1), 9 (7) (31), 447a, 10. — Fr. Dieterici: „Mutanabbi und Seifuddaula, aus der Edelperle des Thaalibi", Leipzig 1847.

[4]) R. Dvořák: „Abu Firaz, ein arabischer Dichter und Held ꝛc.", Leiden 1895.

Digitized by Google

Auch nahm er tätigen Anteil an den Kämpfen gegen die Byzantiner und geriet wiederholt in Gefangenschaft. Von dem innigen Gedichte, das er aus dem Gewahrsam von Konstantinopel an sein in Manbig sich grämendes „Mütterchen" richtete, war bereits früher einmal die Rede (vgl. Seite 122).

Seine im Schlachtengetümmel gestählte ritterliche Gesinnung betätigt er auch im Verkehr mit dem schönen Geschlechte. Da wallt noch das alte, stolze arabische Rassenblut in den Adern. Eine Wunde, die er sich im Kampfe geholt, entstellte sein Gesicht, worüber er wohl manche Bemerkung von schönen Lippen gehört haben dürfte, doch macht es ihn stolz, daß seine Erwählte in diesem Falle anderen Sinnes ist. Auf diesen Sachverhalt bezieht sich das folgende Gedicht:

Nimmer versteh ich der Mädchen Rede:
Dieser Lanzenstich entstellt sein Gesicht!
Doch meine Holde sagte erzürnt:
Vergönnt ihr mir seine Liebe nicht?
Mir gefällt der Ritter erst recht,
Wenn die Narbe er trägt im Gesicht.

Kraftvolles Selbstbewußtsein, gestützt auf sein Leben und seine Taten, spricht aus den nachstehenden Versen an seine Geliebte:

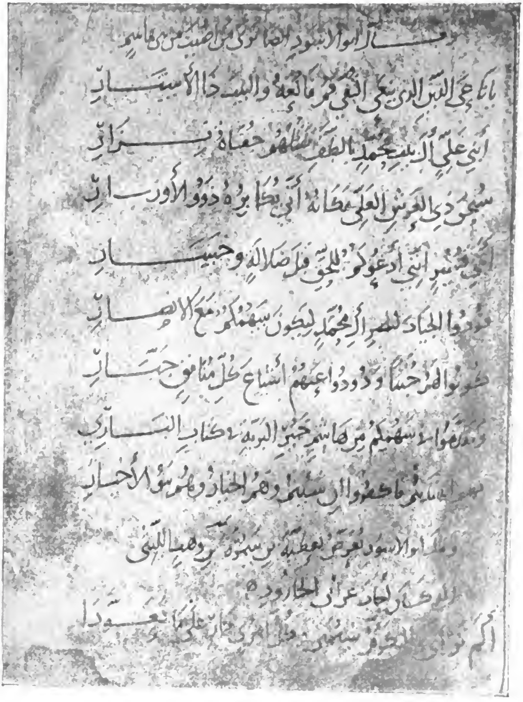
Holde Freundin, laß die Klage,
Jedem zubemessen sind die Lebenstage.
Drum Geduld, Erwählte, und mit Mut,
Was den Freund dir nahm, ertrage.
Ihn, den toten Vater, den beweine
Fürder auch in deines Schleiers Hülle,
Aber rufst du mich und nichts durchklingt die Stille,
Weil im Grab ich ruh, dann sage:
Abu Firaz, Jüngling du, voll Ruhm und Tugend!
Nicht beschieden war dir freud'ge Jugend.

Nach dem Tode seines Vetters wollte Abu Firaz dessem Sohne und Nachfolger das Erbe schmälern, indem er die Stadt Homs an sich zu reißen suchte. Im Kampfe mit den Truppen des Gegners fiel er im Jahre 968.

Als das phantastische Chalifenmärchen zu verflüchtigen begann, stieg noch ein letzter helleuchtender Stern am arabischen Dichterhimmel empor, gleichsam als sollte er eine schwindende und eine kommende Zeit in seine Strahlenschleier hüllen: die Erinnerung an eine große Vergangenheit und das Vermächtnis für die nachfolgenden Geschlechter, denen die Größe der von ihren Vorfahren geleisteten geistigen Arbeit als unveräußerliches Erbe zufallen sollte. Dieser Genius war Abu-l Allah von Maarra (einer kleinen Stadt in Nordsyrien), daher auch Maarry genannt, der tiefste und ernsteste Denker seines Volkes. Ein bedauernswertes Schicksal fügte es, daß dieser Mann der großen Gedanken und der Meister der Sprache frühzeitig erblindete. Unermüdlich bei der Arbeit, lernte er zuerst die Dichter kennen, kommentierte sie, wobei — wie dies bei Blinden häufig beobachtet wird — ein außerordentlich starkes Gedächtnis ihm zu statten kam, und begann dann selbst zu dichten. Sein Vorbild Motanebbi war nicht danach, den hohen Geist auf den richtigen Weg zu lenken. Es ist jedoch zu bemerken, daß Maarrys Lobgedichte spontane poetische Schöpfungen waren, ohne daß er auch nur den Gedanken an Entlohnung gehegt hätte. Aber auch diese Tätigkeit war nur eine Episode. Der Durst nach Wissen trieb

Digitized by Google

ihn nach Bagdad, dessen Hohe Schule ihn in ihren Kreis aufnahm. Befriedigung bot ihm dieser Exkursus auf das Gebiet der Geistesarbeit gleichwohl nicht. Er verließ daher die Chalifenresidenz, kehrte jedoch wieder zurück, widmete sich der Philosophie und der



Faksimile einer Seite der Gedichte von Abul-l Ala. Handschrift aus dem Jahre 1082 J. (Cambridge.)

religionswissenschaftlichen Polemik, aber die Frucht dieser gelehrten Studien reifte in eine düstere, pessimistische Weltanschauung aus, welche den Inhalt seines bedeutendsten Werkes, eines philosophischen Lehrgedichtes im Sinne der vorstehenden Lebensauffassung, bildete. Der Kern seines geistigen Wesens ist religiöser Skeptizismus, gepaart mit einem Pessi-

Digitized by Google

mismus, der so weit geht, daß dieser Denker ernstlich vor der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes warnte, da doch das Leben zweck- und wertlos sei. Er betrauert die Kinder,

> Denn sie sehen den Vater, der sie schuldlos hinausgejagt
> In das Wirrsal des Lebens, welches kein Weiser zu lösen gewagt.[1])

Diese Anschauung hat Maarry dadurch betätigt, daß er unverheiratet blieb. Er bietet also für uns keine Quelle, aus der man einen Labetrunk der Liebe schlürfen könnte. Gleich einem düsteren Schatten legt sich dieser Geist auf das sanges- und liebesfreudige Leben in der Chalifenzeit — ein Abschluß, wie er sich stimmungsvoller nicht einstellen könnte. Bevor wir aber einen letzten Blick auf das verlöschende Feuerwerk am Tigris werfen und die ferneren Schicksale Bagdads einer kurzen Besprechung unterziehen, möchten wir die Aufmerksamkeit des Lesers auf einen Gegenstand lenken, dessen Kenntnis unerläßlich ist zur sachlichen Ausgestaltung des gewonnenen Bildes von dem arabischen Frauenleben in der Abbassidenzeit.

Gemeint sind die kodifizierten Rechte der Frauen in jener Zeit, oder vielmehr die juridischen Formen, welche die Bestimmungen des Koran über alle die Familie u. s. w. betreffenden Angelegenheiten durch die infolge der äußeren Machtstellung des Islam geschaffenen sozialen und politischen Verhältnisse angenommen haben. Für das Verständnis dieser ziemlich komplizierten Materien ist es unerläßlich, auf den Ursprung und die Fortentwicklung der mohammedanischen Gesetzgebung einen orientierenden Blick zu werfen.[2])

Die erste Grundlage alles Rechtes im mohammedanischen Staate war, wie wir wissen, der Koran. Als Offenbarungen war sein Inhalt heilig und unantastbar. Ein starres Gefüge von Satzungen, deren Ursprung auf die patriarchalischen Verhältnisse zur Zeit des Propheten zurückreicht, vielfach aber auch den jeweils sich geltend machenden persönlichen Bedürfnissen Mohammeds anpaßten, konnte unmöglich für ein Weltreich, wie es die Ommejaden geschaffen hatten, ausreichen. Um nun dem Rechtsleben eine breitere Grundlage geben zu können und, ohne Antastung des Korans, gesetzliche Bestimmungen für die Bedürfnisse des Staates ins Leben zu rufen, mußte zu einem Auskunftsmittel gegriffen werden. Dasselbe fand sich in den sogenannten Überlieferungen, womit nicht nur alle aus der Zeit des Propheten bekannten, von letzterem getroffenen Maßnahmen, Urteilssprüche und sonstigen Entscheidungen bezeichnet wurden, sondern auch alle jene in Erinnerung gebliebenen Fälle passiven Verhaltens oder stillschweigenden Gewährens seitens Mohammeds die Richtschnur für die legislatorische Vervollständigung der Koransatzungen abgeben sollten. Diese Überlieferungen — die „Sunna" — beruhten ausschließlich auf mündlichen Mitteilungen und zwar unterschied man Überlieferungen von „Gefährten des Propheten" und solche von den „Nachkommen" (tâbiy), das ist im ersteren Falle von Leuten, welche mit Mohammed in persönlicher Berührung standen, während die sogenannten Nachkommen der nächsten Generation angehörten, das heißt die Traditionen der Gefährten bewahrten. Da schon die Zahl der letzteren viele Tausende betragen haben mag, läßt sich ermessen, bis zu welchem Umfange die Zahl der tâbiy angewachsen war ... Als dritte Rechtsquelle endlich galten die Entscheidungen, welche

[1]) Kremer, a. a. O., II, 391. Derselbe: Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft, Band XXIX.

[2]) Al Schahrastani: „Kitâb al milal wa-'l nikal" (Geschichte der religiösen und philosophischen Sekten) herausgegeben von Cureton (London 1846), deutsch von Th. Haarbrücker, 2 Bände, Halle 1851.

Digitized by Google

die drei ersten Chalifen (Abu Bekr, Omar und Othman) getroffen hatten und die man mit dem Namen „Atâr" bezeichnete.

Koran, Sunna und Atâr bilden sonach die Säulen des ursprünglichen mohammedanischen Rechtes. Von besonderem Interesse für uns ist, zu sehen, welchen Anteil die Frauen des Propheten — oder richtiger dessen Witwen — in ihrer Eigenschaft als „Gefährtinnen" an der Ausgestaltung der Tradition hatten. Daß ihnen die Rechtgläubigen eine außergewöhnliche Verehrung entgegenbrachten, liegt in der Natur der Sache. Sie führten den Titel „Mütter der Gläubigen" und sie wurden in zweifelhaften Fällen häufig von den Traditionssammlern befragt, wie der Prophet über dies oder jenes gedacht, welcher Art sein Verhalten bei bestimmten Anlässen war, oder was sonst die Neugierde der Fragenden zu befriedigen geeignet erschien. Daß es sich hierbei mitunter um recht gleichgültige Dinge handelte, verschlug nicht, ihnen fallweise eine große Bedeutung beizumessen.[1]) Es sind besonders drei Frauen, denen es oblag, die geforderten Rezepte aus der göttlichen Hausapotheke ihres Gatten zu liefern: Aïscha, Maimuna und Salama. Die erstere, in deren Armen der Prophet verschieden war, die einzige Zeugin der letzten Augenblicke des Gesandten Gottes, galt natürlich als Autorität ersten Ranges. Als es sich beispielsweise darum handelte, festzustellen, um welche Zeit Mohammed das Frühgebet verrichtete, wurde das Zeugnis der Aïscha angerufen, welche erklärte, daß die Frauen, die sich an dieser Andachtsübung beteiligten, in ihre Oberkleider gehüllt heimkehrten, so daß man sie nicht erkennen konnte — wegen des Zwielichtes... Damit war bewiesen, daß der Prophet sein Morgengebet im Morgengrauen, also noch vor Sonnenaufgang verrichtet hatte. Für die drei ersten Chalifen war Aïscha eine unentbehrliche Beraterin und es kann als ausgemacht gelten, daß viele wichtige Verfügungen der „Atâr" auf die ehemalige Lieblingsgattin Mohammeds rückzuführen sind. Sie besaß Geist, Lebenserfahrung und viel Mutterwitz, so daß sie die ihr zugedachte Rolle mit Nachdruck spielen konnte. Darüber freilich, was Aïscha aus ihren persönlichen Erinnerungen hervorkramte, um eine Auskunft nicht schuldig bleiben zu müssen, oder von dem, was sie an eigenen Eingebungen als geistiges Eigentum ihres ehemaligen Gatten vorschützte, wird die Geschichte ewig schweigen.

Die ältesten Traditionssammler waren die „sieben Rechtsgelehrten von Medina"[2]), welche außer die Aïscha noch zwei andere Prophetenwitwen — Maimuna und Salama — nach Kräften ausbeuteten. Zu einem dieser Rechtsgelehrten, Orwa Ibn Zobair, stand Aïscha im engsten verwandtschaftlichen Verhältnisse; sie war dessen Tante. Ein anderer, Suleiman Ibn Jasar, war Klient der Maimuna. Bei so intimen Beziehungen, der strengen Rechtgläubigkeit der Beteiligten und deren ernstem Streben, das Lehrgebäude ihres Meisters auf praktischer Grundlage fortzuentwickeln, hat man nicht nötig, unlautere Manipulationen zu supponieren. Es war diesen Männern ganz zweifellos heiliger Ernst um die Sache, die sie vertraten, und wenn nachmals Malik Ibn Anas — der zweite von den vier Begründern selbständiger juridischer Schulen und Lehrsysteme — jedesmal vor Beginn seiner Vorlesungen die vorgeschriebenen Waschungen verrichtete, sich festlich kleidete und reichlich parfümierte, während die Halle selbst mit Aloeholz durchräuchert wurde, braucht

[1]) Achmed Ibn Hanbal, einer von den vier Stiftern der herrschenden orthodoxen Schulen ging in seiner Strenge so weit, daß er nicht wagte, eine Wassermelone zu essen, weil er nicht wußte, ob der Prophet sie mit oder ohne der Schale gegessen, ob er sie zerbrochen, zerbissen oder zerschnitten habe. Einer Frau verbot er bei Licht zu spinnen, das von den Fackeln der Vorübergehenden durchs Fenster fiel, weil es nicht bekannt sei, ob der Prophet sich je eines Lichtes, das einem andern gehörte, ohne dessen Erlaubnis bedient habe (Lane: „Sitten und Gebräuche der heutigen Ägypter", II, 105).

[2]) Otba Ibn Masud, Sayd Ibn Mosajjib, Orwa Ibn Zobair, Abu Bekr Abdurrahman Machzumy, Charidscha Ibn Zaid, Kasim Ibn Mohammed und Suleiman Ibn Jasar.

Digitized by Google

man nicht an Heuchelei zu denken. Später freilich fanden sich Leute, denen der Ruhm der großen Traditionssammler in die Augen stach und sie verlegten sich aufs Fälschen. Welche Vorsicht übrigens hierin geboten war, bezeugt die Traditionssammlung Al Bocharys — das großartigste Sammelwerk dieser Art[1]) — welche 7000 Traditionen enthält, die der Verfasser dieses als heilig und als kostbarstes Vermächtnis der Gelehrsamkeit und Glaubensbegeisterung der früheren Generationen geltendes Werk aus 600.000 Überlieferungen ausgewählt haben soll.[2]) Wie ernst es übrigens auch mitunter Frauen mit dieser Glaubensbegeisterung nahmen, bezeugt das Verhalten der Gemahlin des Charidjitenführers Sabib zur Zeit als Hadschadsch ommejadischer Statthalter in Kufa war. Sabib hatte die Tollkühnheit, mit geringer Macht in Kufa einzudringen, nur deshalb, weil seine gleich verwegene Gemahlin Ghazala gelobt hatte, in der dortigen Moschee die zwei längsten Korankapitel herzusagen. Ghazala fiel später im Kampf, Sabib ging in einem Flusse unter, in welchen sein scheues Pferd sich von der Brücke gestürzt hatte.[3])

Von der medinesischen Schule, welche als die traditionelle (historische) bezeichnet wurde, und welche ausschließlich auf Koran, Sunna und Atär fußte, lösten sich mit der Zeit andere Schulen ab, welche auf dem Wege der juristischen Spekulation neue Lehrsysteme aufstellten, von welchen vornehmlich vier für alle späteren Zeiten Rechtskraft erhielten. Ihre Vertreter sind: Malik Ibn Anas, Abu Hanyfa, Mohammed esch Schafiy und Achmed Ibn Hanbal.

Abu Hanyfa war der Begründer der ältesten dieser Rechtsschulen. Er war der Enkel eines persischen Sklaven und wurde 699 n. Chr. in Kufa geboren. Als eifriger Alide war er dem Chalifen Manssur verhaßt, doch wagte es dieser lange nicht, so viel Tugend und Gelehrsamkeit anzutasten, bis sich der Gelehrte zu einem alidischen Putsch verleiten ließ, der ihm Kerker und Tod brachte, letzteres durch Nachhilfe mit Gift (762).[4]) Abu Hanyfa ist unbestritten der größte Rechtsgelehrte der Araber und wenn er auch aus politischen Gründen ein Gegner der Abbassiden war, wurde er gleichwohl der herrschende im Irak. Zur Zeit sind die Osmanen und der größte Teil der türkischen Völker Mittelasiens „Hanafiten". Erwähnenswert ist, daß Abu Hanyfa für die Zulässigkeit der Frauen zum Richteramt eintrat, falls deren Zeugnisaussage als gesetzlich zulässig anerkannt ist. Der Jurist Abu Garyr Tabary ging noch weiter, indem er bedingungslos die Frauen für das Richteramt reklamierte. Die hervorragendsten Schüler Abu Hanyfas waren Abu Yussuf († 795)[5]), der unter Harun er Raschid oberster Richter in Bagdad war, und Mohammed Asch Schaibány, der zwar den Meister selbst noch gehört, seine Ausbildung aber hauptsächlich dem Abu Yussuf zu verdanken hatte. Von ihm rührt die abschließende Kodifizierung der Lehre Abu Hanyfas her. Der von den nächsten Generationen besorgte Ausbau des hanafitischen Rechtes fand seinen Abschluß in dem bis auf den Tag vielgebrauchten Kompendium des Kudury († 1036).[6])

Im Gegensatze zu der hanafitischen Schule lehrte Malik Ibn Anas (geb. 705, † 795) den strengsten Anschluß an die Tradition. Als geborener Medinenser und sozusagen in der Schule der „Sieben" aufgewachsen, konnte er wohl nicht anders. Er schöpfte eben aus der reinsten Quelle der Überlieferung und das Bestreben, dieselbe auf Grund des bisher

[1]) Die Vorlesungen dieses Gelehrten in Bagdad wurden von nicht weniger als 20.000 Schülern besucht (Weil: „Geschichte der Chalifen", II, 291).

[2]) v. Kremer: „Kulturgeschichte rc.", I, 479.

[3]) v. Kremer: „Geschichte der herrschenden Ideen des Islam", 361.

[4]) D'Ohsson: „Schilderung des osmanischen Reiches", deutsch von Beck, I, 20.

[5]) v. Hammer-Purgstall: „Literaturgeschichte der Araber", III, 173.

[6]) Daraus ist der Abschnitt über das Eherecht übersetzt von G. Helmsdörffer, Frankfurt 1832.

Digitized by Google

zu stande gebrachten Materiales in einem Gesamtwerke zu vereinigen, liegt nahe genug. Malik gab demselben den Namen „Mowatta“, das ist „das Geebnete“, womit wohl ausgedrückt werden sollte, daß alle Zweifel und Schwierigkeiten beseitigt seien. Seiner



Faksimile einer Seite aus einer Handschrift des biographischen Wörterbuches von Ibn Khallikan vom Jahre 1257. Handschrift des Verfassers. (Britisches Museum.)

Lehre (die „Malekiten“) folgt ganz Nordafrika, dessen geistliches Oberhaupt der Sultan von Marokko ist.

Die dritte als orthodox anerkannte Schule gründete Mohammed esch Schafiy († 820), ein Schüler Maliks, der in Bagdad unter großem Zulauf lehrte und in seinem System

gewissermaßen die Brücke zwischen der streng historischen Schule seines Meisters und der spekulativen Richtung Abu Hanyfas bildete.[1]) Zur Regel Schafiys bekennen sich vornehmlich die Syrer und Ägypter, doch hat sie auch im Irak, dann in Indien und auf Jawa Anhänger.

Die extremste von den vier orthodoxen Schulen ist jene Achmed Ibn Hanbals („Hanbaliten"), der alle Konzessionen, welche seine Vorgänger gemacht hatten, verwarf, und in allen Punkten an die Autorität der Tradition anknüpfte. Er war ein Schüler Schafiys, verließ aber für längere Zeit Bagdad, um große Reisen zu unternehmen und die Vorlesungen berühmter Traditionslehrer zu hören. In die Chalifenstadt zurückgekehrt, wagte er es, der Aufklärungstyrannei des Hofes zu trotzen; man warf ihn in den Kerker, doch entging er einem bösen Schicksal infolge des plötzlichen Ablebens des Chalifen Mamun im fernen Tarsus. Für seine Gesinnungstüchtigkeit ward der Gelehrte noch unter dem Chalifen Al Mutassim gegeißelt. Daß aber das Volk auf seiner Seite stand, beweist der Leichenzug des Gelehrten († 855), an welchem 800.000 Männer und 60.000 Frauen teilgenommen haben sollen[2]) . . . Noch unter dem Chalifen Radhi (seit 934) drangen die, Hanbaliten in die Privathäuser, gossen den Wein aus, zerschlugen die Musikinstrumente, mißhandelten die Sängerinnen und forderten Inquisition.[3]) Ibn Hanbals Lehre hatte über Irak hinaus wenig Boden gefunden. Am längsten erhielt sie sich in Zentralarabien, wo aus ihr in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die puritanische Sekte der Wahabiten hervorging. Von ihr wird in einem späteren Abschnitte noch ausführlich die Rede sein.

Wir haben an anderer Stelle die grundsätzlichen Bestimmungen des Koran kennen gelernt, welche die Ehe, das Verhältnis der Sklaven zu ihren Herren, verschiedene Angelegenheiten innerhalb der Familie, darunter das Eherecht, regelten. Wie in den meisten Koransatzungen, welche nicht dogmatischen Inhaltes sind, sondern in das soziale Leben eingreifen, handelte es sich auch bezüglich jener Bestimmungen des Propheten, die allen das Familienleben betreffenden Angelegenheiten in Form von „Offenbarungen" eine gesetzliche Grundlage geben sollen, um Maßnahmen, die den patriarchalischen Verhältnissen jener Zeit entsprachen. Daß die persönlichen Erfahrungen und Erlebnisse Mohammeds hierbei eine große Rolle spielten, wurde bereits hervorgehoben. In der Folge mußte sich, wie in allen übrigen juristischen Angelegenheiten, die Unzulänglichkeit der Koransatzungen auch auf dem Gebiete des Eherechtes (Erbrechtes, Sklavenrechtes rc.) erweisen und es war nun Sache der Traditionssammler, jene Modifikationen zu schaffen, welche die Zeitverhältnisse erforderten, unbeschadet der Unantastbarkeit des „heiligen Buches."

Die Grundzüge des Eherechtes zur Zeit der arabischen Kulturepoche sind im hanafitischen Lehrsystem gegeben, und zwar in der kodifizierten Form, wie sie im Kompendium des Kudury festgelegt wurde. Selbstverständlich blieben die hauptsächlichsten Bestimmungen des Koran unberührt, so daß von einer durchgreifenden Reform des Eherechtes durch Hanyfa und seine Nachfolger nicht die Rede ist. Meist handelt es sich lediglich um gewisse Erleichterungen beim Abschluß eines Ehebundes, sowie um eine gerechtere Handhabung des Ehegesetzes im praktischen Leben, im Gegensatze zu den starren Verfügungen des heiligen Buches. So läßt das hanafitische Recht Christen oder

[1]) v. Hammer-Purgstall, a. a. O., III, 103.
[2]) Oppert: »Expéd. scient. au Mésopotamie«, 99.
[3]) Weil: „Geschichte der Chalifen", II, 529, 640, 675.

Digitized by Google

Juden als Zeugen zu, wenn ein Rechtgläubiger eine Christin oder Jüdin heiratet. Kudury erklärt die Ehe zwischen einem Moslim und einem Weibe, das sich zum heidnischen Glauben bekennt, nur für den Fall zulässig, wenn damit zugleich auch der



Faksimile einer Seite aus einer arabischen Handschrift von 1314–1315 n. Chr., welche eine arabische Übersetzung der „Allgemeinen Geschichte" des persischen Geschichtschreibers Raschid Tabib enthält. (Royal Asiatic Society.)

Glaube an einen Propheten und an eine Offenbarung verknüpft ist. „Sternanbeterinnen" können sonach nicht Gattinnen von Rechtgläubigen werden.

In der Ehe ist dem weiblichen Teile die volle Freiheit des Willens gewahrt; selbst Jungfrauen, sofern sie das mündige Alter erreicht haben, dürfen nicht in die Ehe gezwungen werden. Großes Gewicht wird auf die Ebenbürtigkeit gelegt. Unter den Würdenträgern des Reiches hatte der „Adelsmarschall" die besondere Pflicht, darüber

Digitized by Google

zu wachen, daß unter den Mitgliedern der Familien des Propheten, beziehungsweise deren Nachkommen, keine Mißheiraten geschlossen wurden, wie es denn auch eine der amtlichen Befugnisse des Kady war, den Heiratsvermittler zu spielen und ehrsame Witwen von unpassenden Ehebündnissen abzuhalten. Daß diese Einrichtungen ihre Risse und Lücken hatten, durch welche ein Entschlüpfen möglich war, begreift sich ohne weiteres. Wir haben gesehen, daß die freigeistige Wirtschaft am Abbassidenhofe die schönsten Satzungen und die rigorosesten gesetzlichen Bestimmungen zu umgehen wußte, wenn es sich um persönliche Angelegenheiten der Machthaber handelte. Die Ebenbürtigkeit bezieht sich übrigens nicht nur auf das Blut, sondern auch auf die Religion und das Vermögen. Abu Yussuf schaltete überdies auch noch den Beruf ein. Als maßgebende Wächter über diese Bestimmungen wurden die nächsten Verwandten aufgestellt. Neben der Ebenbürtigkeit fällt nebenher auch ein für die Frau nicht zu unterschätzendes Privileg ins Gewicht, indem sie gewisse Bedingungen stellen darf, unter welchen sie bereit ist, den Ehebund einzugehen. Werden diese Bedingungen hinterher vom Gatten nicht erfüllt, so ist der Gattin das festgesetzte Heiratsgut auszufolgen. Bedingungen dieser Art konnten sich auf alles Mögliche beziehen, so beispielsweise auf die Forderung der Braut, daß ihr zukünftiger Gatte sie niemals aus ihrer Heimat in die Fremde mitführen dürfe; oder auch die Art der Unterkunft, die Haushaltuug, die Zahl der Diener und Dienerinnen u. s. w.

Merkwürdig ist die Zulässigkeit des Eides seitens beider Ehegatten. Beschuldigt nämlich der Mann seine Frau des Ehebruches und beschwört er vor dem Richter seine Klage mit der sogenannten „Lianformel" [1]), so kann die Angeklagte ohne weiteres denselben Schwur leisten. Auf welcher Seite die Wahrheit liegt, wird nicht entschieden, wohl aber als Konsequenz eines solchen Doppeleides die Ehe als unwiderruflich gelöst erklärt. Nicht minder merkwürdig ist, daß der Gatte, trotz des abgegebenen Eides, denselben widerrufen kann, wenn er hinterher anderen Sinnes wird. In diesem Falle hat er allerdings die gesetzliche Strafe für Verleumdung zu gewärtigen, aber die „unwiderruflich" gelöste Ehe tritt wieder in Kraft, und zwar unter den Formalitäten einer neu zu schließenden Heirat.

Im Kodex Kudury sind den Frauen noch folgende Rechte gewahrt: Lösung des Ehebundes, wenn der Gatte mit einem körperlichen Gebrechen behaftet ist und der Richter von der Wahrheit sich Überzeugung verschafft hat. In diesem Falle muß der Geschiedenen das volle Heiratsgut ausgezahlt werden. Loskauf von einer Frau wegen einer durch häusliche Zwistigkeiten unerträglichen Ehe, sofern der Richter die Klage begründet findet. Erfolgt der Loskauf nicht in Form eines festzustellenden Entgeldes, so genügt der Verzicht der Frau auf ihr Heiratsgut, um der Scheidung Rechtskraft zu verleihen. Dagegen hat die Frau kein Verfügungsrecht über ihr Heiratsgut, wenn die Ehescheidung wegen Unverträglichkeit der ersteren erfolgte. In allen Fällen, in welchen die Lösung des Ehebundes seitens des Gatten gefordert wird, ohne daß der Gattin irgend welche Schuld zufiele (Verstoßung), ist ihr seitens des ersteren das volle Heiratsgut auszuzahlen. Bestand aber die Ehe irgend eines Grundes wegen nicht zu

[1]) Diese Formel (vor vier Zeugen vorgebracht) lautet: „Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich die Wahrheit spreche, indem ich meine Frau des Treubruches mit dem X beschuldige und daß dieses Kind dieser sündigen Vereinigung entsprossen und nicht das meine ist." Diese Formel ist viermal zu wiederholen, worauf die Beteuerung folgt: „Gottes Fluch treffe mich, wenn ich lüge, indem ich ihr vorwerfe . . ." u. s. w. (die Wiederholung vorstehender Beschuldigung). Will sich nun die Frau rechtfertigen, so hat sie zu sagen: „Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß mein Mann ein Lügner ist, was er sagt, betreff des Treubruches mit dem X und daß dieses Kind nicht das seine, sondern der sündigen Vereinigung entsprossen". Diese Formel hat sie viermal zu wiederholen und dann hinzuzufügen: „Gottes Zorn treffe mich, wenn mein Mann die Wahrheit sagte, in dem, was er mir vorgeworfen hat, betreff des Treubruches u. s. w."

Digitized by Google

Recht, so ist der Mann zur Entrichtung eines (gesetzlich festzustellenden) Entgeldes verpflichtet.

Im großen und ganzen sind die gesetzlichen Bestimmungen, welche die Familie betreffen, ziemlich strenge, was bei der Heiligkeit des mohammedanischen Heimes begreiflich ist. Die Teilnahme der Frauen an öffentlichen Belustigungen war schon frühzeitig im abbassidischen Bagdad untersagt, wenn damit irgend welche Gefahr für die Sittlichkeit verbunden war. Was aber innerhalb der Familienräume vorging, brauchte niemand zu bekümmern. Selbst den Polizeiorganen war es strenge untersagt, sich in Familienangelegenheiten einzumengen oder auch nur sich aufs Spionieren zu verlegen. Leider ließen diese lobenswerten Verfügungen in der Praxis sehr viel zu wünschen übrig, eingedenk der brutalen Willkür, welche zu Zeiten in dem von grausamen und gewalttätigen Chalifen beherrschten Bagdad seitens der Machthaber ausgeübt wurde. Wenn es beispielsweise zu den Amtspflichten des Polizeivogtes gehörte, darüber zu wachen, daß niemand in seinem Hause auch nur durch Blicke belästigt würde, verschlug es durchaus nicht, wenn die lebenslustigen Ehemänner ihre Frauen mit einem Walle von Eunuchen und Wächtern umgaben, während sie selber in den „moschusduftigen" Gemächern gefeierter Sänger bei Wein und Gesang ein Leben wie in den sieben Himmeln des Propheten führten. Eine „Belästigung" der betreffenden Köpfeverdreherinnen war dies natürlich nicht. Umso merkwürdiger nimmt sich die Nachricht aus, daß der Polizeivogt unter anderem die Verpflichtung hatte, jene Männer, denen man es durch gewisse Äußerlichkeiten ansah, daß sie „auf Eroberungen" ausgingen, der Bestrafung zuzuführen. So war es beispielsweise untersagt, graue Bärte schwarz zu färben! Dies war nur den Militärs gestattet; alle anderen durften sich nur der Henna zum Rotfärben des Haares und des Bartes bedienen.[1])

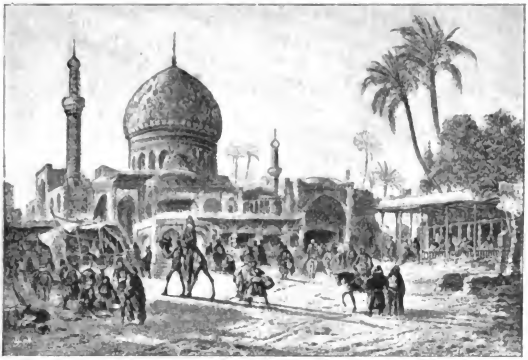
Für schwere Vergehen gegen die Sittlichkeit bestanden übrigens äußerst strenge Strafen. Nach dem hanafytischen Rechte steht auf Ehebruch (ob nun durch den Mann oder die Frau begangen) die Todesstrafe der Steinigung, welche auf zweierlei Weise ausgeübt wird. Leugnet nämlich der (oder die) Angeklagte und läßt sich das Delikt durch mindestens vier Zeugen erweisen, so wird der Verurteilte bis zu halber Körperhöhe in eine Grube gestellt und die Prozedur der Steinigung vollführt. Kann er sich aus der Grube befreien und entfliehen, so ist er zu verfolgen und die Steinigung auf der Flucht zu bewerkstelligen. Weit milder ist die Ausführung dieser barbarischen Todesstrafe, wenn der (oder die) Angeklagte der Tat geständig ist. In diesem Falle kommt nämlich die Grube nicht zur Anwendung und entflieht der Delinquent, so darf er nicht verfolgt werden. Sein Schicksal hängt also davon ab, ob die ersten Steinwürfe ihn treffen und zu Boden strecken ... Geschlechtliche Vergehungen zwischen ledigen Personen werden mit hundert Peitschenhieben bestraft, solche zwischen verwitweten Personen gleichfalls mit hundert Peitschenhieben oder mit Steinigung ... Bei all dem galt — zum mindesten in der Chalifenstadt — der alte Spruch, daß keine Suppe so heiß gegessen werde, als man sie gekocht hat. Wäre dem nicht so, dann hätte es im abbassidischen Bagdad mit seinen laxen Sitten mehr der Peitsche bedurft als im ganzen übrigen Reiche des Beherrschers der Gläubigen zusammengenommen; und auch die Steine hätten sich zu kleinen Hügeln aufgetürmt.

Ein Gegenstand, der noch in diese Besprechungen sich einreiht, ist das **Erbrecht**. Wir wissen von früher her, daß der Koran ziemlich präzise Bestimmungen dieser Art enthält.

[1]) v. Kremer, a. a. O., I, 426.

Digitized by Google

Stellt man aber dieselben durch entsprechende Beispiele auf die Probe, so erkennt man sofort die Möglichkeit verwickelter Fälle. Daß man von altersher ebenso dachte, und obgleich auch hier die Tradition ergänzend eingreifen mußte, kam es in der Folge gleichwohl zu derart umfangreichen Kommentaren, daß den mohammedanischen Juristen der weiteste Spielraum für ihre Systeme zufiel. In der Tat sind damit förmliche Bibliotheken gefüllt. Immer aber sind diese Ausführungen und juristischen Spekulationen, welche schließlich zu einem abgerundeten, durchaus logischen System führten, das Substrat arabischer, beziehungsweise semitischer Anschauungen und Rechtsbegriffe. Ein berufener Beurteiler[1]) nennt das mohammedanische Erbrecht die bedeutendste Leistung des Islam auf dem Gebiete des Rechtes.[2])



Bagdad, Moschee Achmed Kiaja. (Mitte des 18. Jahrhunderts.)

Schließlich sei noch der rechtlichen Stellung der Sklaven und Sklavinnen gedacht. Schon der zweite Chalif, Omar I., hatte die humane Bestimmung getroffen, daß eine Sklavin, die ihrem Herrn ein Kind geboren, nicht mehr verkauft werden dürfe und im Falle des Ablebens ihres Gebieters frei werde. Dank der nichts weniger als drückenden Rolle, welche Sklavinnen — namentlich wenn sie schön und in der Kunst des Gesanges ausgebildet waren — in der Glanzepoche des Chalifats spielten, stand ihr persönlicher Wert zu Zeiten sogar höher, wie der der freien Frauen und gab ihnen auch sonst ihr Einfluß in Haremsangelegenheiten (sei es auf ihre Gebieter oder ihre Gebieterinnen) eine Stellung, die sich mit unseren Begriffen von Sklaverei in keiner Weise vereinen läßt. Überhaupt ist das moslemische Sklavenwesen eine Einrichtung, die sich keineswegs mit den gleichen Institutionen der ältesten morgenländischen Völker und später mit jenen der Römer und Griechen deckt. Schon Mohammed dachte äußerst human

[1]) v. Kremer, a. a. O., I, 331.
[2]) Über die im Koran festgesetzten Erbteile siehe S. 103.

über Sklaven und Sklavinnen und die nachmaligen Gesetzgeber haben nicht verabsäumt, das Los dieser unentbehrlichen Hausgenossen des Islamiten in mancher Hinsicht noch weiter zu mildern.

Es erübrigt uns noch, einen Blick auf die Ereignisse zu werfen, welche den Niedergang des abbassidischen Chalifats einleiteten, bis endlich die Völkerstürme des 13. und 15. Jahrhunderts die arabische Kultur aus der Zeitgeschichte strichen. Schon unter dem Chalifen Wathik — dem Nachfolger jenes Motassim, der den Traum von Samarra aus dem Wüstenboden hervorgezaubert hatte — begann der alte Glanz zu verbleichen. Der Chalife Motawakkil — ein Scheusal nach neronischem Muster — war der erste unter den Beherrschern Bagdads, den der Mörderdolch traf, und mehrere seiner Nachfolger ereilte dasselbe Schicksal. Zugleich brach die religiöse Reaktion herein. Die Freigeisterei und der heitere Lebensgenuß mußten den exegetischen Kunststücken der orthodoxen Korangelehrten weichen, und so konnte es nicht fehlen, daß sich in allen anderen geistigen Bestrebungen schon zu Beginn des 10. Jahrhunderts der Rückgang bemerkbar machte. Zwar sollte diese neue Ära ihre blutige Unterbrechung durch die Karmaten finden, vor denen die Rechtgläubigkeit von Bagdad bis Mekka, vom oberen Euphrat bis zum Persermeere zitterte. Die Bewegung, welche ein offener Rückfall zum alten Heidentum war, ging von Basra aus und erstarkte unter Hamdan el Karmat zu einer gefürchteten Macht. Worin die mit seltener Expansivkraft in Scene gesetzte neue Lehre bestand, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Man nannte sie die „Wissenschaft des inneren Sinnes“. Daß sie kommunistisch gefärbt war, bewiesen Karmats angestrebte Reformen, deren wichtigste die Güter- und Weibergemeinschaft war. Daß die Karmaten aus der Schia hervorgingen, ist aus der Parteinahme für den Märtyrer von Kerbela, Hossein, den Sohn Alis, des vierten Chalifen, erklärlich. Mit Entsetzen vernahm die gläubige Welt, daß Abu Tahir in Mekka eingedrungen sei, den „schwarzen Stein“ zertrümmert und den heiligen Brunnen Zemzem mit Leichen gefüllt habe.

Unter solchen Umständen mußte es mit der Chalifenherrlichkeit rasch zu Ende gehen. Vorübergehende Ordnung in die traurigen Zustände brachten die türkischen Seldschuken, welche sich Mitte des 11. Jahrhunderts der Chalifenstadt bemächtigten. Damit war die Chalifenwürde selbst, welche dem Abbassidenhause verblieb, aller politischen und weltlichen Macht entkleidet. Aber auch das Seldschukenreich zerfiel im Thronstreit; mit Entsetzen hörte man in Bagdad den Fall Jerusalems durch die Kreuzfahrer, ohne helfen zu können. Noch einmal machte das Chalifat Anstrengungen, sich aus seiner Lethargie herauszureißen, als neues Unheil — diesmal von Osten — hereinbrach. Es war der Mongolensturm unter Hulagu, dem Enkel Dschingischans (Temudschins), der in die Niederungen des Irak einbrach und in Bagdad an allen Ecken den Feuerbrand legen ließ (1258). Zwar gab Hulagu alsbald Gegenbefehl und so konnte noch der größte Teil der Stadt gerettet werden. Der letzte Chalif aber mußte die Cisternen zeigen, in welchen er seine Goldklumpen verborgen hatte, und wurde dann mit vielen Prinzen seines Hauses hingerichtet — „als Buße für die Sünden der Väter“.[1])

Unter den „Ilchanen“ (den Nachfolgern Hulagus) trat abermals eine Zeit der Ordnung und Sicherheit, des Aufblühens der Gewerbe, des Handels u. s. w. ein, bis nicht ganz anderthalb Jahrhunderte nach dem Untergange des abbassidischen Chalifenhauses eine neue Katastrophe über das schwer geprüfte Bagdad hereinbrach. Der Völker-

[1]) Bemerkenswert ist, daß Hulagu Sympathien für das Christentum hegte; seine Mutter, Sijurkukteny, und die bevorzugteste unter seinen Frauen, Tokus, waren Christinnen und fanden in ihrer Religionsübung keinerlei Beschränkung.

mörder **Timur** (Tamerlan) erstickte mit seinen mordlustigen Horden die letzten Triebe eines einst glänzenden Kultur- und Staatslebens in Blut und Jammer (am 7. Juli 1401). Nun konnten freilich die Schiiten jubeln, denn Timur war ja einer der ihrigen und damit galt als ausgemacht, daß fortan die Schia im Zweiströmeland und über die schiitischen Heiligtümer Meschhed Ali (wo Ali begraben liegt) und Kerbela (der Ruhestätte Hosseins) herrschen werde. Aber auch Timurs düsterer Stern verblich und die Schiiten brachten die alte Chalifenstadt nur noch ärger herunter. Schließlich mischten sich die **Osmanen** in den Hader, und wenn auch Sultan **Suleiman I.** nur vorübergehend von Bagdad Besitz ergreifen konnte, sollte sie unter Sultan **Murad IV.** endgültig den neuen Herren in Vorderasien zufallen.

Und dabei ist es geblieben. Auch Murad IV. hatte Tausende der Bewohner geopfert, um nach asiatischem Brauch seine Herrschaft in der nun völlig herabgekommenen Stadt in Scene zu setzen. Das Tor (auf der Ostseite), durch welches der Sultan seinen Einzug hielt (1638), wurde sofort wieder zugemauert, wie man noch heute sehen kann. Wir dürfen daher in der jetzigen Stadtanlage diejenige erkennen, wie sie ungefähr zu Timurs Zeit bestand. Diese Anlage zeigt sich als ein fast regelmäßiges Viereck, vom Tigris in zwei gleich große Abschnitte geteilt, von welchen aber der östliche Teil überwiegend wüster Trümmersturz, Sumpffeld oder Friedhof ist, belebt von Scharen von Aasgeiern. Der Rest der einstigen „Stadt des Heils" besteht aus grauen, fensterlosen Gassen, verfallenen Bazargewölben, welche an bessere Zeiten erinnern und im Umkreise aus den Spuren jener Kanäle, welche einst die herrlichen Chalifengärten bewässerten. Heute weiß man nichts mehr davon, wohl aber leidet man unter den Qualen der Hitze, wenn der Wüstenwind Staubwolken über die Stadt wirbelt und alles in die Kellerräume kriecht, um wenigstens in diesen elenden Unterschlupfen Kühlung zu finden.



Altarabische emaillierte Glasampel. (14. Jahrhundert.)

Digitized by Google



Auf der Dachterrasse eines maurischen Hauses in Algier. Ph.

Vierter Abschnitt.

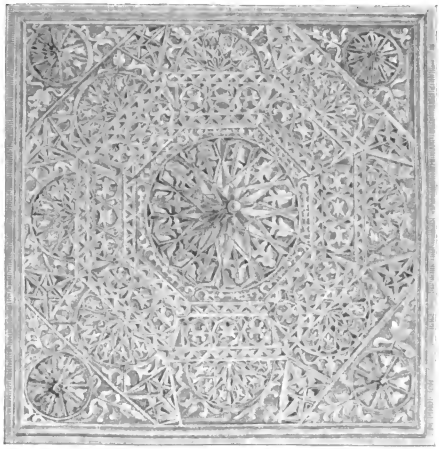
Die Araber in Nordafrika und in Spanien.

Da das beschränkte Gebiet Arabiens der gewaltigen Expansivkraft des Islam nicht den Raum zur Entwicklung bot, erklärt sich die sturmartige Wirkung der neuen Lehre, als sie, gleich dem Glutwinde der Wüste, aus dem heißen Hedjaz hervorbrach, um sich in unglaublich kurzer Zeit über ungeheuere Ländergebiete auszubreiten. So wurden die Araber eines der größten Erobervölker, das die Geschichte kennt. Aus dem fernen Jemen waren die Stämme der kriegerischen Kahhtaniden in Syrien eingebrochen, um erst an den Abhängen des Taurus Halt zu machen. Die kriegerischen Clane Inner-Arabiens anderseits hatten, dem uralten Zuge der Wanderbewegung frühester Jahrhunderte folgend, das Zweiströmeland mit ihren kampfbegeisterten Scharen überschwemmt, das Reich der persischen Sassaniden niedergeworfen, um ihre sieggewohnten Standarten bis zu den Schneehöhen des Hindukusch zu tragen. Eine dritte Richtung endlich, welche dieser gewaltige Eroberungszug genommen hatte, ging nach Westen, durch das uralte Einbruchstor nördlich des Sinai, über ganz Nordafrika hinweg bis zum Atlantischen Ozean. Kaum vierzig Jahre nach dem Tode des Propheten hatte der wilde Okba, Feldherr des ommejadischen Chalifen Merwan, das ganze Atlasgebiet unter das Schwert des Islam gebeugt. Zuletzt ritt er in die atlantische Meeresbrandung hinein und rief: „Herr, wenn dieses Meer mich nicht hinderte, ich zöge in die entlegensten Länder und ins Reich des Dhulkarnain, kämpfend für deine Religion und diejenigen tötend, die nicht an dein Dasein glauben und andere Götter anbeten.“

Der Eroberer Ägyptens war Amr, der Feldherr des Chalifen Omar. Dieser hatte in Anbetracht der geringen Streitkräfte, welche ersterem zur Verfügung standen, gezögert, die Einwilligung zu dem Vormarsche aus Palästina nach Ägypten zu erteilen. Als diese

Digitized by Google

Einwilligung erfolgte, war der Chalif noch immer schwankend und so sandte er seinem Feldherrn ein Schreiben nach, in welchem stand: „Wenn du bei Empfang dieses bereits in Ägypten bist, dann gehe vorwärts; bist du noch nicht dort, dann kehre um.“ Amr hatte durch den Boten erfahren, was in dem Schreiben stand und erbrach es erst, als er am Nil stand. Feldherrngeschick und kriegerischer Geist besorgten das übrige. Der Widerstand der Byzantiner ward niedergeworfen, die einheimische Bevölkerung (die Kopten), welche ihren byzantinischen Herren spinnefeind war, leicht für den Islam gewonnen. Hierbei spielte vielleicht eine Reminiszenz aus der Prophetenzeit fördernd mit. Amr empfing die Abgeordneten desselben Maukakas, der mit Mohammed im Verkehr gestanden und dessen Harem — wie wir von früherher wissen (vgl. S. 72) — mit der schönen Sklavin Miriem bereichert hatte.



Decke eines altarabischen Hauses in Kairo.

Dort, wo Amrs Zelt („Fostat“) gestanden, erhob sich eine neue Stadt, Memphis gegenüber, und von diesem „Alt-Kairo“ aus wurden nachmals durch Achmed Ibn Tulun, einem unabhängig gewordenen Statthalter der Abbassiden, die ersten Bauten auf dem Platze der jetzigen Hauptstadt Kairo (Kahira) aufgeführt, ein Palast und eine Moschee hundert Jahre nach dem Tode des Erbauers von Bagdad, des abbassidischen Chalifen Manssur. Und wieder etwa hundert Jahre später war dieses Kahira die glänzende Residenz der Fatimiden, welche (wenn auch nicht unmittelbar) das Erbe der Tuluniden angetreten hatten. Die neue Dynastie leitete sich von Fatma, der Tochter des Propheten und deren Gatten Ali, dem vierten Chalifen, in der Moschee von Kufa ermordeten Chalifen, ab, stand also im Gegensatz zum orthodoxen Islam und seinen Machthabern im Osten und Westen, den Abbassiden im Irak und den Ommejaden in Spanien.

Das fatimidische Zeitalter in Ägypten spiegelt im großen und ganzen die Prachtliebe und den Luxus, die Formen des gesellschaftlichen Lebens und das Frauentum der Chalifenherrlichkeit von Bagdad wider. Es war ein Ableger der arabischen Kultur gleich der ommejadischen in Andalusien. Aber die Dauer dieser Nachblüte war am Nil

Digitized by Google

ungleich kürzer als am Guadalquivir, wo noch Jahrhunderte nach dem Untergange des Chalifats unter der Herrschaft glanzvoller Dynastien in den einzelnen Teilfürstentümern des mohammedanischen Spanien Wissenschaft und Kunst blühten, das geistige und gesellschaftliche Leben unter den Einwirkungen verfeinerter Sitten, begeisterter Pflege der Poesie und ritterlichen Frauenkultes sich in einer Weise entwickelte wie nirgend sonsten auf europäischem Boden, und von Glaubenszwang gegenüber den Nichtmoslemin keine Spur war.

Wesentlich anders lagen die Dinge in Ägypten. Hier hatte das arabische Blut allmählich eine Vermischung mit fremden Rassen erfahren. Unter den Fatimiden fand ein starkes Eindringen des barbarischen Elementes statt, unter den Bahariten kamen turanische Sklaven und Sklavinnen ins Land, die Bordschiten bevorzugten die Cirkassier als Gardesoldaten und die Cirkassierinnen als lebenden Schmuck der Harems. Der Adel kaukasischen Blutes entwickelte sich nachmals zur herrschenden Rasse im Lande und begründete die Ritterschaft der Mamluken, aus welcher eine neue Dynastie mit mächtigen Sultanen hervorging.

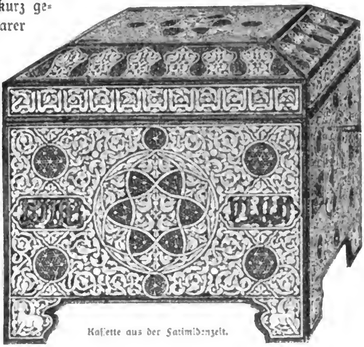
Unter solchen Umständen mußte das typische arabische Rasseweib mehr und mehr verschwinden und Mischlingen aller Art den Platz räumen. Auffällig ist, daß der arabische Chronist von Ägypten, Makrizy, von dem in Bezug auf das fatimidische Hofleben die weitschweifigsten Berichte vorliegen, uns so wenig über Frauen und Frauenleben zu erzählen weiß. Offenbar war um diese Zeit das schöne Geschlecht bereits gänzlich hinter die Haremsgitter verbannt, seine gesellschaftliche Rolle zu Ende und der Liedermund der Dichter verstummt. Und doch läßt das üppige Hofleben der Fatimiden, ihr Reichtum und der Glanz der damaligen ägyptischen Gesellschaft auf ebenso vielgestaltige Haremsfreuden als auf ein von raffinierterem Luxus umgebenes Leben in den Palästen der Großen schließen... Auf diesem prunkvollen Hintergrunde bewegen sich die ägyptischen Frauen gleich Schemen. Keine greifbaren Züge, kein markant aus seiner Umgebung heraustretender Typenkopf, kein Weib, von dem die Überlieferung Wunderdinge meldete, wie von jenen Schönen, welche das abbassidische Märchen von Samarra belebten, oder aus dem Goldnebel der bagdadinischen Chalifenherrlichkeit hervortauchten.

So fehlt denn auch dem fatimidischen Zauberspuk seine vornehmste Beigabe. Der nachbildenden Hand, welche sie zeichnen oder auch nur festhalten wollte, würde sie gleich einem Schatten durch die Finger gleiten. Dennoch nimmt diese, für das orientalische Kulturleben sonst allenthalben so charakteristische Staffage ab und zu greifbare Formen an, wenn der sinnende Geist in das üppige Wohlleben zurückversinkt und die Pracht der fatimidischen Gemächer mit wirklichen Gestalten bevölkert. Der Chronist meldet von den Wohlgerüchen, von denen die Säle durchduftet waren, von Aloë und Kampfer, Saffran und Rosenwasser. Die Rauchbecken und Pfannen waren von Silber. Prachtteppiche mit bildlichen Darstellungen bedeckten die Wände, die Möbel waren mit den auserlesenen purpurroten Stoffen von Siut tapeziert, Damast von Alexandrien und die schweren Goldbrokate von Damiette fanden ebenso verschwenderische Verwendung wie die Gazestoffe und Goldgewebe von Tinnys, der blühenden Industriestadt am Menzalehsee. Die Fatimiden hielten große Stücke auf Kleiderprunk und so dürfen wir auch den Haremsschönen zumuten, daß sie von dieser Liebhaberei auf Rechnung ihrer freigebigen Gebieter den weitgehendsten Gebrauch gemacht haben mögen.

Was sonst noch zur Erheiterung der Sinne in den von der Außenwelt dicht verschlossenen Frauengemächern beitrug, läßt sich unschwer der Vorstellung näher bringen,

Digitized by Google

wenn man an der Hand der Schilderung Makrizys einen Blick in den fatimidischen Hausschatz wirft. Da gab es einen Spiegel, dessen Griff aus einem Stück Smaragd bestand, ein Speisetischchen, aus einem Jaspisblock geschnitten, Onyx-Taburetts, kostbare Trinkbecher aus Halbedelsteinen aller Art, Becken aus Bergkristall, Messergriffe aus Karneol und wunderbare Elfenbeinschnitzereien, von den kunstvollen Goldstickereien, von welchen meistens auch die Gewänder durchwirkt waren, nicht zu reden ... Und wenn dann die gelangweilten Haremsinsassinnen von all dieser Pracht geblendet waren und ihrer überdrüssig andere Zerstreuungen suchten, hatten sie dieselben vor den Pforten ihrer goldenen Käfige liegen — die Gärten. Es waren im vollen Sinne des Wortes Zaubergärten. Kann man diese Wunder anders nennen? ... Hier Palmstämme mit vergoldeten Metallplatten belegt, unter welchen aus kupfernen Röhren Wasser hervorsprudelte, dort in bunten Farben flimmernd, aus Blumen zusammengestellt und mit der Schere kurz geschnittene Arabesken, welche in lesbarer Schrift Sprüche und Sentenzen darstellten. Zwischen roten, blauen und gelben Lotos führten die verschlungenen Pfade in einsame Lauschwinkel, unter welchen vornehmlich ein Pavillon aus Teakholz eine gewisse Berühmtheit genoß. Es war eine wundervolle durchbrochene Arbeit, umrankt von duftenden Lianen, in deren Gewirre Körbchen für nistende Vögel angebracht waren. Von den Pfeilern rieselten dünne Wasserstrahlen herab, zierliche Kaskaden bildend, während vor dem schattigen Versteck Pfauen und Perlhühner die Pracht ihres Gefieders zur Schau trugen.



Kassette aus der Fatimidenzeit.

Aus der namenlosen Schar der fatimidischen Frauen taucht eine dämonische Gestalt hervor, welche vornehmlich dadurch berühmt geworden ist, daß sie bei den arabischen und koptischen Chronisten der Ermordung ihres tollen Bruders, des Chalifen Hakim, beschuldigt wird. Wir wollen nur nebenher bemerken, daß dieser ägyptische Caligula gewissermaßen eine religionsgeschichtliche Bedeutung erlangt hat, indem einer seiner Anhänger — der persische Filzfabrikant Hamza — ihn für die Idee gewann, sich für eine Verkörperung Gottes zu erklären, was denn auch geschah. Die Wallfahrten nach Mekka und Medina wurden verboten und sogar der Versuch gemacht, die Heiligtümer daselbst zu zerstören. Daheim wütete Hakim gleich einem Wahnsinnigen und das Leben seiner Untertanen war ihm keinen Heller wert. Nichts bereitete diesem seltsamen „Gott" mehr Genuß, als auf einem Spazierritt einem Diener, der sich auf die Erde ausstrecken mußte, den Leib aufzuschneiden. Im ganzen sollen durch ihn 18.000 Menschen das Leben verloren haben.

Für uns ist dieser Gottmensch von besonderem Interesse wegen seines Verhältnisses zu seiner Schwester, der Sitt al Mulk, d. i. der „Dame der Herrschaft", die ein sehr

Digitized by Google

lockeres Leben führte und welcher der Bruder die Ehe angeboten haben soll. Die Gegnerschaft des dämonischen Weibes zog sich der Chalif zunächst durch seine puritanische Strenge gegen alle Lustbarkeiten und die Lebensweise der Frauen zu. Weil ihm die letztere mißfiel, wurde allen Frauen verboten, jemals ihr Heim zu verlassen oder nur aus Tür und Fenster zu schauen. Solche welche keinen Diener hatten, um ihnen Lebensmittel zu bringen, mußten verhungern. Er verbot außerdem jede Lustbarkeit, Musik, Gesang und Tanz, ließ alle Schachspiele verbrennen, allen Wein auf die Straße schütten. Um die Lebensweise der Frauen besser überwachen zu können, stellte er Spioninnen an, auf deren Zeugnis hin die Beschuldigten von Soldaten und Eunuchen aus ihren Häusern geschleppt und kurzweg in den Nil geworfen wurden.

Der Schwester Hakims, welche selber Verrat zu fürchten hatte, ging diese Schreckensherrschaft sehr nahe. Ihre Lage verschlimmerte sich wesentlich infolge eines nächtlichen Abenteuers, wobei Hakim in einer Gasse von Alt-Kairo auf eine Puppe stieß, die eine Schmähschrift auf seine Schwester in der Hand hielt. Dafür befahl er die Stadt anzuzünden und ließ sie drei Tage lang durch seine Sklaven bestürmen, aber mit so geringem Erfolg, daß der verkörperte Gott auf seinem Esel notgedrungen selber den Friedensstifter machen mußte ... Nun wandte sich sein Zorn gegen seine Schwester als den Anlaß von allem. Diese verstand es, durch Liebkosungen den tobenden Bruder zu beschwichtigen, setzte sich aber insgeheim mit einem (gleichfalls kompromittierten) Emir in Verbindung, um den blutgierigen Tyrannen aus der Welt zu schaffen. Dies geschah auf einem nächtlichen Spazierritte des Chalifen, wobei er von dem Emir und seinen zwei Dienern überfallen und durch Dolchstiche getötet wurde. Das schlaue Weib wußte es so zu arrangieren, daß der Leichnam des Getöteten spurlos verschwand und nur dessen zugeknöpfte (!) Kleider gefunden wurden. Auf diesen Sachverhalt hin ließ sie verkünden, Hakim sei nicht tot, sondern nur verschwunden und werde wiederkehren. Inzwischen setzte sie den jüngeren Sohn des Ermordeten als Regenten ein, lockte den älteren nach Kairo und ließ ihn, mitsamt dem Emir und seinen zwei Dienern, kreuzigen, um alle Spuren ihres Verbrechens zu verwischen. Da aber Tahir (der Thronerbe) noch minderjährig war, nahm sie selber die Regierung in die Hand und konnte nun ohne Scheu sich dem gewohnten leichtfertigen Leben hingeben ... Also: neben dem arabischen Caligula die arabische Messalina.[1])

Die Eroberung Nordafrikas durch den Islam setzte keineswegs den Machtbestrebungen der ommejadischen Chalifen ein Ziel. Zwar bedurfte es noch gewaltiger Anstrengungen, um der zu Zeiten rebellierenden berberischen Bevölkerung Herr zu werden, aber die Nachbarschaft Spaniens mit seiner, von den westgotischen Herrschern schwer bedrückten, verkommenen Bevölkerung stach den Machthabern in Damaskus zu sehr in die Augen, um ihren Eroberungsgelüsten an der Meerenge von Gibraltar Halt zu gebieten. Unter dem Chalifen Walid begab es sich, daß Julian, der Bruder Witizas, des letzten westgotischen Königs, den der Usurpator Roderich um Thron und Leben gebracht hatte, die Araber zu einem Eroberungszuge nach Spanien aneiferte. Der mächtige Statthalter von Nordafrika, Musa, erhielt von Damaskus aus die Bewilligung

[1]) Es sei hier noch hinzugefügt, daß schon zu Lebzeiten des Chalifen ein gewisser Al Darasi für die Göttlichkeit Hakims in Syrien Propaganda machte, aber erschlagen wurde. Glücklicher war der bereits genannte Hamza, dessen Schriften noch heute die heiligen Satzungen der Drusen, des bekannten kriegerischen Bergvolkes im Libanon und der Todfeinde der christlichen Maroniten, bilden. Als Hakim ermordet wurde, fiel auch Hamza unter dem Meuchlerdolche. Einem anderen „Apostel" — Moktana Baha-eddin — verdanken die Drusen die Festigung ihrer Religion und ihrer Moral. Doch ist auch die ältere Überlieferung nicht ausgestorben, und wenn ein Teil der Drusen auch zur Zeit noch unter dem Titel Mysterien einen heiligen Deckmantel für Lüste und Verbrechen benützt, so soll es die Nachwirkung von El Darasis (daher „Drusen") Lehre sein.

Digitized by Google

hierzu, worauf der Unterfeldherr Tarik von Ceuta aus die gegenüberliegende, steil vorspringende Gebirgshalbinsel besetzte, die seitdem „Tariks Berg“ (Dschebel al Tarik, Gibraltar) heißt. In der mehrtägigen Schlacht bei Xerres de la Frontera (711) wurden die Westgoten vernichtet. Roderich wurde nicht wiedergesehen. Tarik war bis Toledo siegreich vorgedrungen, das eigentliche Eroberungswerk aber vollendete Musa selber, indem er mit einem stärkeren Heere nachrückte und fast ganz Spanien bis zu den Pyrenäen den Ommejaden unterwarf. Nur in dem nordwestlichen Gebirgsstreifen vermochte sich die christliche Bevölkerung zu halten.[1])

Musa erntete für seine Tat keinen Dank. Walids Nachfolger, der Chalif Sulejman, hegte Verdacht gegen den mächtigen Feldherrn, der sich damals in Damaskus mit der spanischen Beute eingefunden hatte und ließ heimtückischerweise den in Spanien als Statthalter fungierenden Sohn des Musa, Abd ul Aziz, niedermachen, dessen Kopf nach Damaskus bringen und dem greisen Vater vorzeigen. Von dem Chalifen gefragt, ob er das Haupt kenne, antwortete jener: „Allerdings kenne ich es; es ist das Haupt eines Mannes, der früh das Morgengebet verrichtet und viel gefastet hat. Gottes Fluch möge ihn treffen, wenn er nicht besser war als seine Mörder!“ ... Der Eroberer Spaniens soll als Bettler geendet haben.[2])

In „Andalus“, wie der spanische Besitz der Ommejaden hieß, kam bald der alte Stammeshaß zwischen Süd- und Nordarabien zum Durchbruch, woraus blutige Fehden wurden, welche das Land zerrütteten. Inzwischen hatte das Haus der Ommejaden durch den Usurpator Abul Abbas ein Ende mit Schrecken genommen, indem er gelegentlich eines Festmahles zu Damaskus, zu dem der dortige Statthalter Abdallah alle Mitglieder der Dynastie eingeladen, die ganze Versammlung niederhauen ließ. Nur ein einziger Sprößling des Hauses Ommeja, Abdurrahman, war durch Zufall dem Mordfeste entgangen. Er hatte auf der Flucht den Euphrat durchschwimmen müssen und irrte in der Folge, stets von Gefahren umgeben, durch fünf Jahre in den asiatischen und afrikanischen Wüsten, bis die spanischen Getreuen der vernichteten Dynastie von dem Aufenthalte des Flüchtlings Kenntnis erhielten. Sie luden ihn ein, in dem durch die Fehden der Jemeniten und Modhariten arg herabgekommenen Lande die Herrschaft anzutreten.

Damit war das Chalifat von Cordoba begründet. Abdurrahman I., ein Zeitgenosse des abbassidischen Chalifen Manssur, war durchaus nicht wählerisch in seinen Mitteln, hinterließ aber nach 32jähriger Regierung ein gefestigtes und einheitliches Reich seinen Nachfolgern, dem frommen Hischam, dem genußliebenden Hakam, dem glanzvollen Abdurrahman II., dem liebenswürdigen, vom Volke geliebten Abdurrahman III., dem hochgelehrten Hakam II. u. s. w. einer Reihe von Herrschern, welche die Geistesbildung zu einer im damaligen Europa unerhörten Höhe emporhoben und die arabische Kultur zu ihrer glänzendsten Entfaltung brachten. Unter Almanssur, dem kraftvollen

[1]) Quellenliteratur: v. Schack: „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien“, zwei Bände, zweite Auflage, Stuttgart 1877, (darin die arabischen Autoren Makkary, Ibn Chaldun, Ibn Challikan, Edrisi, Ibn Batuta, Abulfeda, Abdul Wahid, Masudy, Ibn al Abbar [dessen „Al Hollat“], Al Bayan, Al Bekri, Ibn Badrun). — Gayangos: »Makkary, History of the Mohamedan Dynasties of Spain«, London 1853 (das Werk ist minderwertig; das ganze siebente Buch, das von der Poesie handelt, wurde fortgelassen). — R. Dozy et Goeje: »Edrisi, Description de l'Afrique et de l'Espagne«, Leide 1866. — R. Dozy: „Geschichte der Mauren in Spanien bis zur Eroberung Andalusiens durch die Almoraviden“ (711—1110). — Übersetzung aus dem Französischen, sieben Bände, Leipzig 1874. — Derselbe: „Untersuchungen über das spanische Mittelalter.“ — Wüstenfeld: „Kazwinis Kosmographie.“ — Kosegarten: „Arabische Chrestomathie.“ — Grangeret: »Antologie arabe.« — Quatremère: „Ibn Chalduns Prolegomena.“ — Tornberg: „Al Kartas.“ — Isfahany: „Kitab al Aghany.“ (Vgl. S. 120.)

[2]) Weil, a. a. O.

Reichsverweser zur Zeit der Regierung von Hakams minderjährigem Sohne, gedieh Andalusien zum schönsten und mächtigsten Staate der Welt.

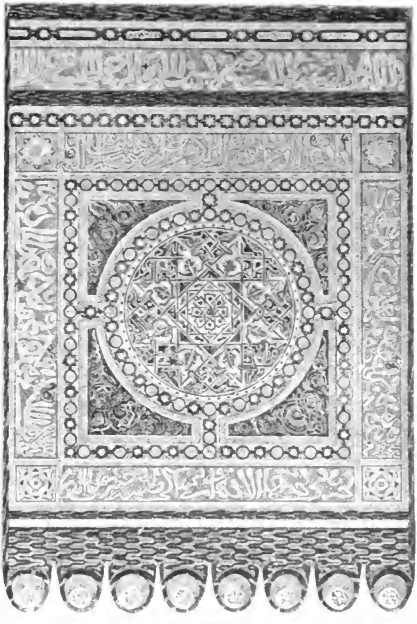
Aber die Ommejadenmacht war von nur kurzer Dauer. Als die herrschende Dynastie vom Schauplatze verschwunden war, zerfiel das Reich in kleinere Staaten, mit eigenen (meist berberischen) Dynastien, deren Rivalität untereinander sich hauptsächlich auf die Pflege von Wissenschaft, Kunst und Dichtung, glänzende Hofhaltungen und freisinnigen Regierungsprinzipien erstreckte, so daß hier — Jahrhunderte vor der italienischen Renaissance — sich ähnliche Verhältnisse gestalteten, wie in den kleinen Staaten auf der lateinischen Halbinsel. Besonders glanzvoll ließ sich das Leben zu Sevilla an, der Hauptstadt der Abadiden. Auf Tagereisen weit war der Guadalquivir von Lustgärten, Schlössern und Landsitzen gesäumt, von Lustgondeln bedeckt, in welchen man bei Musik und Gesang in den Sternennächten auf dem herrlichen Strome dahinschwamm, schwelgerischen Genuß im Liede preisend. Die Romantik hatte das alltägliche Leben so sehr durchsickert, daß selbst der Ackersmann hinter dem Pfluge dichtete, die Frauen an allen öffentlichen Angelegenheiten teilnahmen und zugleich eine geistige Regsamkeit betätigten, die bis dahin unbekannt in der moslemischen Welt war. Dank dieser freien Stellung des weiblichen Geschlechtes und einer überschäumenden Liebeslyrik herrschte in dem glücklichen Andalusien zur Zeit der Abadiden eine so freisinnige Auffassung in allen Lebensfragen, daß man den Wein der religiösen Erleuchtung, „gazellenschlanke Mädchen" den salbungsvollen Verkündern des Wortes Gottes vorzog.

Über dieses heißpulsende sorglose Leben hatte man der kriegerischen Nachbarn vergessen und war mit Schrecken der anwachsenden christlichen Macht inne geworden. In der Bedrängnis rief man den gewaltigen Morabiten Jusuf Ibn Taschfin aus Afrika herüber, der die spanische Ritterschaft in der furchtbaren Schlacht bei Zalaka (bei Badajoz, 1086) vernichtete. Zwar kehrte der übermütige Sieger nach Spanien zurück, kam aber wieder, um die einheimischen Könige zu vertreiben und sich selber zum Herrscher von Spanien aufzuwerfen. Ein besonders tragisches Schicksal erlebte der sangesfreudige und glückliche König von Sevilla, Al Motamid, der, mit schweren Ketten beladen, sein Leben in einem düsteren marokkanischen Gefängnisse beschloß, während eine seiner Töchter als Sklavin ihr Leben fristen mußte.

Aber die berberische Schreckensherrschaft währte nicht lange. Von dem berühmten Religionsgelehrten Ghazzali zu Bagdad, dessen Schriften der Almoravide Ali (Jussufs Sohn) öffentlich hatte verbrennen lassen, aufgestachelt, bot sich des Meisters fanatischer Schüler Mohammed Abdallah Ibn Tomrut als Werkzeug der Rache an. Seine Mission war von Erfolg begleitet. Da er aber während der Belagerung vor Marokko fiel, konnte erst sein zweitnächster Nachfolger in Spanien landen, die Christen auf Jahrhunderte hinaus in ihre alten Grenzen zurückweisen und eine neue Dynastie, die der Almohaden, begründen ... Sie herrschten nicht ganz anderthalb Jahrhunderte über das neugefestigte Reich, als die Dinge eine verhängnisvolle Wendung nahmen. Mit Entsetzen hatte man in der gesamten islamitischen Welt Kenntnis erhalten, daß Ferdinand der Katholische siegreich in Cordoba eingezogen sei. Dann folgte Schlag auf Schlag. Auch Sevilla ging verloren und ebenso die übrigen Sitze einstiger mohammedanischer Macht. Nur im östlichen Winkel von Andalusien gelang es dem Naßriden Mohammed Ibn Al Ahmar, aus den Trümmern des Almohadenreiches einen neuen Staat zu gründen, mit der Hauptstadt Granada. Es war dies nur möglich im Bunde mit Ferdinand und in Tributpflicht gegen ihn und seine Nachfolger.

Digitized by Google

Dennoch währte dieses Reich noch dritthalb Jahrhunderte und der andalusische Zauber erblühte von neuem unter den Händen der Naßriden. Es war in der Tat wie ein Wunder. Alles Land ward in einen einzigen Garten verwandelt und von den Wassern der Sierra Nevada — des Schneegebirges im Osten — belebt, grünten die herrlichen Haine der Eichen und Ulmen, der Lorbeer- und Granatbäume und entsproßte den Höhen, welche das malerische Granada überragten, die üppige Pflanzenfülle, aus deren Grün die zierlichen Bauten der Alhambra in den duft-erfüllten blauen Himmel aufragten. Gleich einem Werke der Genien, in zartester Formenmannigfaltigkeit, prangend in Farben und Gold, von lebendigen Wassern umrauscht und im Schmucke reichster Blumenfülle ward hier der Stein zum Märchen, das Leben zu einem Traume, der Menschen Werke und Arbeit zum Segen eines glücklichen Volkes. Noch einmal blühte der arabische Geist unter der Triebkraft eines unvergleichlichen Klimas auf, um dann für immer zu verlöschen.

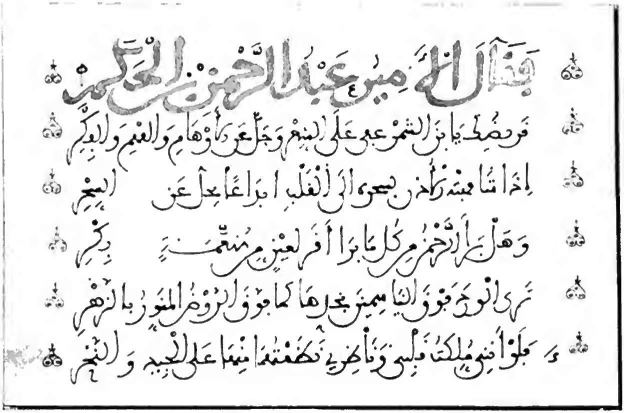


Fahne der Almohaden.

Nachdem wir mit der vorstehenden Überschau die Umrisse des Schauplatzes und der Ereignisse, die sich auf ihm abspielten, in großen Linien gezogen, setzen wir die bunten Stifte zu jener blendenden Mosaik ein, welche uns das geistige und gesellige Leben des Maurentums vor Augen führen sollen. Es kann uns hierbei nicht überraschen, daß das Frauenleben — um das es sich hier der Natur der Sache nach hauptsächlich handelt — wesentlich abweichende Erscheinungen gegenüber der ommejadischen und abbassidischen Zeit darbietet. Wohl ist es der Orient, der sich mit seiner ganzen farbigen Buntheit und seinem überquellenden Leben im äußersten Westen Europas eingenistet;

Digitized by Google

aber zwei Elemente, welche dem maurischen Kulturleben sein besonderes Gepräge verleihen, sind unverkennbar: erstlich die arabisch-berberische Blutmischung und zweitens die örtlichen Einflüsse, der Boden und das Klima. Wo immer die arabische Rasse Fuß faßte, fand es örtliche Bedingungen zu seiner Fortentwicklung, die der Stammheimat im großen und ganzen entsprachen: in Syrien und im Irak, in ganz Nordafrika und teilweise sogar auf den Hochflächen Irans. Anders in Spanien. Es war eine andere Welt, in welche die Eroberer einzogen, vielleicht da und dort in äußerlichen Dingen an den Orient mahnend, indes gleichwohl grundverschieden von dem typischen Charakter jener Länder, welche vom Glutwinde der Wüste berührt werden, das Oasenleben selbst in der glänzendsten Kulturepoche seine reale und bildliche Bedeutung als kraftspendender Born



Spanisch-arabisches Manuskript. (Pariser Nationalbibliothek.)

niemals einbüßte und die unmittelbaren Beziehungen zur Stammheimat und deren erbgesessenen Clanen dem nationalen Leben fort und fort durch die Jahrhunderte Farbe und Eigenart aufdrückten.

Unter den veränderten Verhältnissen mußte der arabische Geist in Bahnen lenken, die ihn aus den Fesseln des typischen Semitismus loslösten und ihn zum Bindeglied zwischen Morgenland und Abendland gestalteten. Am greifbarsten tritt dieser Sachverhalt in dem gänzlichen Mangel an religiösem Fanatismus, in einer romantischen Ritterlichkeit, die ihre Quelle unverkennbar im christlich-spanischen Hidalgotum hat und in einer Zartheit des poetischen Empfindens auf Seite der arabischen Dichter Andalusiens hervor, das nur wenige Berührungspunkte mit den Gefühlsäußerungen der Sänger des Mutterlandes aufweist. Und selbst diese Berührungspunkte sind fast nur formaler Natur. Sowie der erste Chalife von Cordoba, Abdurrahman I., in seinem Garten Rustafa eine aus

Digitized by Google

Syrien bezogene Palme hatte pflanzen lassen (die erste in Spanien), um stets an die teure Heimat gemahnt zu werden, gefielen sich die Dichter in ihren Schöpfungen poetische Elemente einzuflechten, zu denen sie auf heimischem Boden die Vorbilder nicht fanden, somit zu Entlehnungen greifen mußten, die auf das ferne Mutterland zurückgriffen. Zweifellos war es das sklavische Festhalten an der Kassidenform, das derlei Geschmacklosigkeiten Vorschub leistete. Mitten in der paradisischen Pracht der andalusischen Gärten gefielen sich die Dichter von „den Trümmern der Wohnung Chaulas" zu singen, oder in wehmütigen Versen den „Spuren Aufas" zu folgen. Wenn Ibn ul Haddad zur Zeit Al Motaßims, Königs von Almeria, eine Kasside mit dem Verse beginnt:

Ist's, weil Lubna dieses sel'gen Tales Grund durchwandelt hat,
Daß so süß wie Ambra duftet unter mir der Pfad —

denkt man unwillkürlich an die Sänger der „Hamasa", oder an die stereotypen Liebesklagen in den Muallakat. Auch gewisse Überschwänglichkeiten erinnern an die orientalische Heimat. Man vergleicht die Augen mit Narzissen, die Locken der Geliebten mit den Schnörkeln der arabischen Schrift, das Mal auf der Wange mit der Ameise, die nach dem Honigbehälter des Mundes hinkriecht.

In demselben Geleise bewegen sich die vergleichenden Bilder, welche den leiblichen Reizen des schönen Geschlechtes gewidmet sind. So schildert Al Motamid, der lebensfreudige, später von einem grausamen Schicksal ereilte König von Sevilla, die nächtliche Traumerscheinung der Geliebten:[1])

Als Nachts ihr Traumbild mir erschien, da neigt ich voll Verlangen,
Mich zur Granatfrucht ihrer Brust, zur Rose ihrer Wangen.
Sie hätte zu dem Wachenden als Wachende sich gerne
Gesellt: Doch zwischen beiden lag der Schleier weiter Ferne.
Ach! möchten andre, und nicht wir, der Trennung Schmerzen tragen,
Ach! hätte anderswo der Gram sein Lager aufgeschlagen!
Auf sie jedoch, die Gärten gleicht voll duft'ger Blüt' und Ranke,
Auf die Gazellenäugige, wie junge Zweige schlanke,
O, daß der Himmel Huld auf sie und Segensfülle häufte,
So wie sie auf mein brennend Herz den Tau der Küsse träufte!

Abdallah ben Abd ul Aziz singt:

Bei Gott! vor dir entschuldigt sich beim Auf- und Untergange
Die Sonne, weil sie ihren Schein geborgt von deiner Wange.

Ibn Baki schwärmt von dem Lockenhaar der Geliebten, das „wie des Kriegers Wehrgehänge" auf ihr niederhängt, und Ibn Scharaf vergleicht das vom Angesicht zurückwallende schwarze Haar mit dem Lichte des Morgens, das die Schatten der Nacht verscheucht.

Auch sonst entspricht das maurische Schönheitsideal völlig demjenigen der altarabischen Dichter. Besonders gepriesen werden der schlanke Wuchs („schlank ist in der Mitte die Gestalt," singt Ibn Zeidun von seiner Geliebten, der geistvollen Wallada), die üppige Fülle der Glieder und volle Hüften. Daher das viel gebrauchte Bild von dem „schwankenden Gange".

[1]) v. Schack, a. a. O., I, 259.

Digitized by Google

Solche formale Künsteleien, bei welchen sich die betreffenden Dichter an altarabische Vorbilder anlehnten, schließen natürlich echtes lyrisches Gestaltungstalent nicht aus, wie die nachstehenden hübschen Verse Ibn Saras dartun:

Dies Mädchen mit den dunklen Ringellocken
Umschweben Reiz und Anmut wunderbar.
Mit Leidenschaft erfüllt sie unser Herz.
Es scheint der Schatten, den ihr Lockenhaar
Auf ihre Wangen wirft, nur Widerschein
Zu sein von ihrem schwarzen Augenpaar.

Die arabisch-spanische Lyrik ist ausschließlich eine Lyrik des Weines und der Liebe. Ein Heer von Dichtern, das nach Tausenden zählt, hat dieses Genre gepflegt, vom 9. Jahrhundert an bis zu dem Tage, wo auf dem Turme des Dschaffar in der Alhambra das Zeichen des Kreuzes blinkte und der phantastische Spuk des Maurentums versank. In glühender Sprache, kühnen Bildern und grellen Farben verherrlichte diese üppige Lyrik des Lebens Genuß in den Armen schöner Mädchen und beim Becher feurigen Weines, in träumerischen Mondnächten und unter dem funkelnden Sternenhimmel, in den Lauschwinkeln herrlicher Gärten oder im schaukelnden Kahne, beim Spiel der Laute und freudigem Sang ... So war es in Cordoba, so in Sevilla, später dann in Granada und in den anderen Hauptstädten des Landes. Als Großstadt und Sammelpunkt der Geister genoß insbesondere Cordoba einen Ruhm, der sich über ganz Europa und über Vorderasien bis zu den Gemarkungen Indiens verbreitete. Ibn Haukal gibt einige Ziffern an, welche einen Rückschluß auf die Größe der Chalifenstadt erlauben. Die Gesamtzahl der Häuser innerhalb der Mauern wird mit 113.000 angegeben, die der Moscheen mit 3000; Vorstädte gab es 28. Außerhalb des Stadtbereiches waren die Ufer des Guadalquivir dicht besetzt mit Schlössern, Villen und Landsitzen und um die Vorstädte erstreckten sich herrliche Gärten und Lusthaine, in welchen eine lebensfreudige Bevölkerung die Stunden der Erholung verbrachte.

In landschaftlicher Beziehung noch weit gepriesener war das Gelände des Guadalquivir bei Sevilla. Viele poetisch empfundene Schilderungen, welche dem Zauber der Sternennächte auf dem Strome beredte Worte leihen, sind uns überliefert worden. Wie in den Liebesgedichten, tritt auch in diesen gereimten Naturschilderungen eine unleugbare Überschwänglichkeit zu Tage.

Daß in solchem Rahmen auch die erotische Stimmung kräftiger pulsiert, wird nur zu verständlich. Wie Abul Hassan al Marini erzählt, soll ein Dürftiger, der sich einst in eine vornehme Zechgesellschaft einschlich und deshalb verwiesen wurde, seine Kühnheit damit gerechtfertigt haben, daß — wie es in seiner pessimistisch angehauchten Improvisation hieß — Macht und Ruhm vergängliche Dinge seien, sein Anteil an den geselligen Freuden anderer demnach nur als das Recht jedes Sterblichen aufgefaßt werden könne, denn

Nehmt wie ihrs wollt: ein Nichts ist alles Sein
Und wertvoll nur die Liebe und der Wein.

Ibn Hazmun weiß sich ein besseres Los als dasjenige, welches den Büßern und Betern beschieden worden, denn

Digitized by Google

Gleich ihren Klausen ist mein Haus,
Doch Mädchen schlank, wie die Gazellen,
Sind meine Muezzins, und Becher,
Nicht Lampen, müssen es erhellen.[1])

Ein anderer dieser Sänger der Liebe und des Weines weiß den Wechsel von Nacht und Tag wohl zu würdigen. Wenn die Schatten der ersteren gewichen, eilt er in den Garten, um sich zu einem „Frühgebete" einzufinden, von dem der Koran nichts weiß.

Anstatt der Augen der Schönen
Mit ihren schmachtenden Blicken
Nur sollen die Perlen Schaumes
Im Becher voll Weins uns erquicken.[2])

Die Stimmungsmalerei, von welcher derlei Liebesgedichte umrankt sind, tragen wesentlich dazu bei, den Wert des Lebensgenusses darzutun. Es liegt ein gewisses Raffinement in dieser Ausschmückung des Reizes, den das sinnliche Getändel an sich bietet, durch äußerliche Zugaben zu heben, als sollten Himmel und Sonnenglanz, Blütenschmelz und das Silberglitzern der springenden Wasser, die schwüle Dämmerung des Baumschattens und der Sang der Vögel alles Herrliche an der Geliebten erst zum vollen Bewußtsein bringen.

Wie es sich damit verhält, erfahren wir unter anderem aus einem Gedichte Ibn Saids. Er fordert die Geliebte auf, sich zu ihm zu neigen, damit er „des Leibes schwachen Ast" umschlingen und seinen Durst an des „Mundes Liebestranke" stillen könne.

— — — — — — — —
So honnigsüß, so rosenduftig,
Wie er, ist keiner unter allen,
Wie er besetzt mit Perlen keiner,
Noch so umgeben von Korallen.
Ganz bin ich Dein, o schlanker Zweig,
An dem die schönsten Früchte prangen,
Die Nacht des dunklen Lockenhaares,
Das Morgenrot der lichten Wangen.
Dein Garten ist der Garten Edens,
Mir steht das Herz um dich in Flammen,
Doch nicht um Schuld, die ich beging,
Kann man zur Strafe mich verdammen.[3])

Wenn es auch ein hervortretender Zug an diesen lyrischen Schöpfungen ist, daß inniges Empfinden mit Naturschwärmerei sich paaren, bringt es doch das feurige Temperament der Rasse, die Glut des südlichen Himmels und die meist an den sinnlichen Reizungen des Lebens sich erhitzende Phantasie mit sich, daß letztere zuweilen an Bildern schwülster Erotik Gefallen findet. Daß derlei nicht überraschen kann, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Es soll damit lediglich darauf hingewiesen werden, wie sehr die Dichter des glücklichen Andalusiens bestrebt waren, auch das rein sinnliche Element in der Liebe im Spiegel eines verfeinerten Lebensgenusses zu zeigen und selbst den leisesten Hauch

[1]) Abd ul Wahid bei v. Schack, a. a. O.
[2]) Makkari (II, 135) ebenda.
[3]) Makkari (I, 649) ebenda.

Digitized by Google

des Rohen und Anstößigen fern zu halten. Derbheiten, wie sie nicht nur die arabische Lyrik des Ostens, sondern die aller Zeiten und Völker hervorgebracht hat, werden bei den spanisch-arabischen Dichtern gänzlich vermißt. Das wäre gegen den Geist und gegen das ausgeprägte Schönheitsgefühl gewesen, welch letzteres sich überdies in den Dienst einer Kunstpoesie gestellt hatte, die nach Inhalt und Form stets das Vollendetste anstrebte.

Typisch für die auf der Schneide balanzierende Erotik ist ein Gedicht Ibn Chafadsches, das stellenweise an Goethes „Römische Elegien" erinnert, wie in den Versen:

Mit beiden Händen tastet' ich am Bau des zarten Leibes,
Befühlte nun die Hüften, nun die Brust des schönen Weibes;
In ihrer Weichen Talgrund bald stieg meine Rechte nieder,
Zum Bergland ihres Busens bald klomm empor sie wieder.

Und an anderer Stelle:

Als dann ihr das Gewand entglitt, das zierliche, gestickte,
Erschien sie wie das blanke Schwert, das aus dem Heft gezückte,
Und glänzte gleich poliertem Stahl; ich aber hielt den jungen,
Den sanftgebog'nen schlanken Leib, die weiche Brust umschlungen,
Und kos'te mit dem schwanken Zweig, und küßte voll Verlangen
Der Sonne Angesicht, die mir zum Segen aufgegangen,
Und wenn sie nicht die Sonne war, doch ihre Schwester war sie,
Wie Zwillinge sich gleichen, so glich jener auf ein Haar sie.[1])

Von der Empfindsamkeit und Zartheit manches Liebesverhältnisses könnten hier reichliche Proben gegeben werden. Wir begnügen uns auf eine berühmt gewordene Darstellung hinzuweisen, die Ali Ibn Hazm, ein Schriftsteller des 11. Jahrhunderts, von seinen Beziehungen zu einem schönen Mädchen gegeben.[2]) Man glaubt, eine Herzensgeschichte zu hören, wie sie aus irgend einem Romane unserer heimischen Schriftsteller herausklingt ... Es war ein sechzehnjähriges Mädchen von vornehmer Gesinnung, bescheiden und sanft, aber allen Liebeleien und müssigem Zeitvertreib abgeneigt. Da ihre Schönheit alle Welt bewunderte, fehlte es der Jungfrau nicht an Huldigungen. Auch unser Erzähler gehörte zu ihren glühendsten Verehrern. Gelegentlich eines Festes in dem Palaste ihrer Angehörigen nahte sich Ali dem schönen stolzen Mädchen, doch es wich seinen Werbungen beharrlich aus. Die übrigen Frauen hatten sich inzwischen im Garten versammelt und hier wurde die Jungfrau aufgefordert, irgend ein Gedicht zur Laute vorzutragen, was sie denn auch tat. Es war ein zartinniges, schmelzendes Liebeslied des Abbas Ibn Ahnaf:

Nur meiner Sonne denk' ich,
Des schlanken Mädchens nur;
Ach, hinter finstern Mauern
Verlor' ich ihre Spur!
Ist vom Geschlecht der Menschen,
Vom Stamm der Dschinnen sie?
Die Macht der Dschinnen übt sie,
Doch ihre Tücke nie,

Vom Wuchse wie Narzissen,
Perlgleichen Angesichts,
Und lautrer Duft ihr Atem,
Ist sie ein Kind des Lichts.
Wenn wallenden Gewandes
Sie schwebt, behend von Schritt,
Zerknickt sie kaum die Halme,
Drauf leicht ihr Füßchen tritt.

[1]) Makkari (I, 458), bei v. Schack, a. a. O.
[2]) Bei Dozy, „Geschichte ꝛc."

Digitized by Google



Christliche maurische Frauen-Reliefs in der Hauptkirche zu Granada.

Daß diese Verse aus so schönem Munde den anwesenden Ali bis zur Sinnesverwirrung bezaubern mußten, glauben wir ihm aufs Wort. Aber es war das letzte Mal, daß er dem geliebten Mädchen so nahe war, die einschmeichelnde Stimme hörte. Ali erzählt von den Wechselfällen seines Hauses, von den blutigen Wirren unter Hischam II. und wie er gelegentlich einer Totenfeier die lange Verschollene unter den Anwesenden erkannte, ohne von ihr bemerkt zu werden. Dann kamen die Schrecken der berberischen Invasion und erst nach fünf Jahren fügte es der Zufall, daß Ali, der inzwischen ein hoher Staatsfunktionär und berühmter Schriftsteller geworden, seiner Jugendliebe wieder unter die Augen trat ... Es war ein schmerzlicher Augenblick: er hatte nicht mehr die stolze Schöne vor sich, sondern eine welke Blume. Veränderte Verhältnisse hatten sie, die in einem reichen Hause aufgewachsen war, in Not gebracht und sie war gezwungen, ihren Unterhalt durch der Hände Arbeit zu suchen. Trotzdem hing der standhaft Liebende noch immer mit ganzer Seele an dem schönen Wesen, das so oft seinen Blicken wie ein Schatten entglitten war, und er versichert, daß die Verblühte ihm den glücklichsten Augenblick seines Lebens geschenkt hätte, wenn sie sich ihm freundlich genaht haben würde. Aber auch diese Hoffnung ging vorüber. Das Mädchen bewahrte seinen angeborenen Stolz, offenbar bestärkt durch die veränderten Verhältnisse, und so entschwand es endgültig den Blicken des treuen Geliebten. Jetzt erst, versichert uns Ali, wandte sich seine stille Neigung in Kälte. Aber er habe seiner Jugendliebe stets die Achtung bewahrt und er mache ihr keine Vorwürfe, da sie ihn niemals umgarnt, niemals auch nur die leiseste Andeutung der möglichen Erfüllung seiner Wünsche gemacht habe.



Maurin (Gegenwart).

Diese Erzählung ist bezeichnend für die Stellung der Frauen im arabischen Spanien. Vielleicht mag derlei auch im abbassidischen Bagdad vorgekommen sein — denn das rein Menschliche ist überall daheim — aber es waren sicher nur Ausnahmen, denn der moslemische Orient verleugnete frühzeitig die altarabischen Traditionen, aus welchen uns eine ähnliche Wertschätzung des Weibes entgegentritt, wie dort auf der iberischen Halbinsel. Es wäre abgeschmackt, sich unter dem Gluthimmel Andalusiens eine bleichsüchtige Erotik und weichmütige Mondscheinstimmung zu denken und in den dortigen Frauen und Mädchen vorwiegend romantische Schwärmerinnen zu erblicken. Das sinnliche Element in der Liebe ist, was zu bemerken eigentlich ganz überflüssig erscheint, etwas so Natürliches, vom Temperament und den Lebensverhältnissen Abhängiges, daß es unzertrennlich von jeder leidenschaftlichen Erregung ist. Daß sich neben diesem in der Natur des Menschen

Digitized by Google

begründeten Hinneigen zum sinnlichen Reiz gleichwohl die edelsten Triebe voll entwickeln können, echte Seelenneigung und Herzensadel unter dem Zauber des physisch Schönen und Begehrenswerten erst Wärme und Schwung erhalten, ist ja eine ausgemachte Tatsache. Der arabische Orient konnte sich zwar nicht ganz dem Reize entziehen, den hervorragende geistige Eigenschaften des Weibes ausüben, aber es fehlte ihm jene sittlich höhere Auffassung von der Ebenbürtigkeit des schönen Geschlechtes, eine Auffassung, die von vornherein dem Weibe eine zum mindestens im Sinne verfeinerterer gesellschaftlicher Zustände gleichwertige Stellung dem Manne gegenüber anweist. Das leichtfertige Getändel der Bagdadiner mit schönen Sängerinnen hat nichts gemein mit den regen geistigen Beziehungen, welche im arabischen Spanien so viele innige Herzensbande knüpften. Und darin besteht der wesentliche Unterschied zwischen Osten und Westen.

Es ist aber noch ein anderes dabei. Wir haben schon einmal darauf hingewiesen, daß im arabischen Kulturleben auf der iberischen Halbinsel durch rein örtliche Einflüsse manche typisch morgenländische — sagen wir semitische — Eigentümlichkeiten des Volkscharakters und der gesellschaftlichen Einrichtungen abschließen. Von großer Wirkung scheint die Natur der neuen Heimsitze auf Denken und Empfinden gewesen zu sein. Die Vermengung mit dem christlichen Element, der stete Kontakt mit dem kriegerischen Kern der unabhängig gebliebenen Bevölkerung und ihrer Fürsten bilden weitere Anhaltspunkte im vorstehenden Sinne. Namentlich in den späteren Jahrhunderten, als die christlichen Nachbarreiche zur Machtfülle gelangten und die ritterlichen Tugenden ihrer kampfgeübten Gottesstreiter den Gegnern Achtung und Bewunderung aufzwangen, mögen sich europäische Einflüsse geltend gemacht haben. Man darf aber diesen Wechselwirkungen keine zu tiefgehende Bedeutung beilegen, angesichts der ungleich höheren Gesittung in den mohammedanischen Staaten der Halbinsel und dem scharf ausgeprägten Antagonismus der um Macht und Glauben ringenden Gegner.

Im besonderen ist es die weiter oben betonte Ritterlichkeit gegenüber den Frauen, welche die Araber durchaus nicht erst von den Christen zu beziehen Anlaß hatten. Die altarabische Ritterlichkeit ist eine Pflanze, die schon zu einer Zeit in voller Blüte stand, als in Mittel- und Nordeuropa noch halbbarbarische Zustände herrschten. Allerdings hatte der Frauenkult in der Stammheimat der Araber, die Abenteuerlust, der rege Anteil des weiblichen Geschlechtes an Kampf und Fehde etwas Herbes, Wildes. In diesen Zuständen, welche von einer kraftvollen Ursprünglichkeit durchpulst waren und der Sittenroheit weit eher Vorschub leisteten, als daß sie dieselbe gemildert hätten, den Ursprung des Rittertums zu erblicken, geht gleichwohl nicht an. Nicht zu leugnen aber ist, daß die nationale Eigenart der Araber, ihre Denk- und Empfindungsweise, kurz ihre ganze psychische und geistige Veranlagung, gestützt auf eine höhere Gesittung, welche das verfeinerte Kulturleben zur Zeit der Ommejaden und Abbassiden mit sich brachte, die Mohammedaner Spaniens, viel früher als es im christlichen Europa der Fall war, zu jenem Geiste des echten Rittertums verhalf, der aus den Romanzen und Liebesdichtungen zu uns spricht.

Lange vor den Troubadours und den deutschen Minnesängern widmeten sich die arabisch-spanischen Dichter dem **Frauendienste**. Überhaupt brachte es die begeisterte Pflege der Dichtkunst, welche in späterer Zeit sozusagen Gemeingut des Volkes geworden war, mit sich, daß alle Lebensverhältnisse auf feinere Saiten gestimmt waren, die Beziehungen der Geschlechter zueinander zarter und inniger sich gestalteten als irgend sonstwo im Morgen- und Abendlande. Andalusien, der blühende und triebkräftige Garten der Reimkunst, war ein Paradies der Frauen. Von hunderten Dichtern gefeiert, an dem

Digitized by Google

geistigen Leben regen Anteil nehmend, stets bedacht, durch edlen Wettstreit in allen sozialen Angelegenheiten Anwert zu erringen, heiteren Sinnes und mit lebhafter Phantasie behaftet, voll Witz und Geist, an allen Freuden unter diesem glücklichen Himmel teilnehmend und — soweit es sich um die bevorzugten Kreise handelt — unter den Einwirkungen eines raffinierten Luxus im hohen Grade für die Reizungen des Lebens empfänglich: in dieser Verfassung mußte das Weib zum Mittelpunkte einer verfeinerten Gesittung werden.

Kein Wunder also, daß es auf allen Seiten singt und klingt, die zarte Idylle neben der leidenschaftlichen Romanze, das weiche, stimmungsvolle Liebeslied neben der schwermütigen Elegie zum Preise der Frauen und Mädchen ertönen. Zu der lebensvollen



Maurische Prunkkassette in getriebenem Silber und Niello-Verzierungen aus dem 10. Jahrhundert. — Im Schatze der Kathedrale von Gerona. (Länge 35 cm, Breite 22 cm, Höhe 25 cm.)

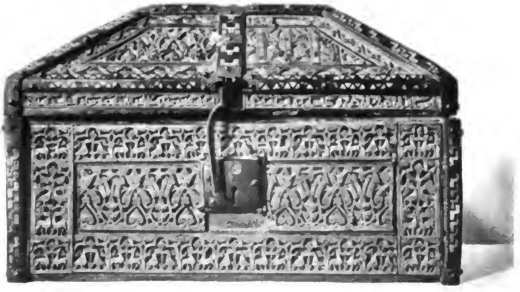
Wirklichkeit gesellten sich die Gestaltungen der vom Mutterlande überkommenen Märchen, man suchte die gefeierten Frauengestalten der Vergangenheit im Gewühl des Lebens und schuf Ideale, wo die Banalität des Alltäglichen die lebhafte Phantasie mit Enttäuschungen bedrohte. Man übersehe nicht, wie sehr selbst die Äußerlichkeiten dieses Lebens zu höherem geistigen Schwunge hindrängten. Die Pracht der blühenden Gärten, die Silbergarben der Springquellen, Blumenduft und laue Winde, Gesang und Lautenspiel, der sinnbestrickende Reiz, der hier in Tönen und Farben auf die Einbildungskraft wirkte und ihren schöpferischen Teil selbst in den bunten, arabeskengeschmückten, steinernen Gebilden zur Betätigung brachte: das alles mußte seelische Stimmungen fördern, die naturgemäß auf die Blumenpfade der Erotik führten. In diesem Sinne wollen die spanisch-arabischen Dichter beurteilt sein.

Aus der unübersehbaren Schar von Frauen, welche namenlos im Liede fortleben, treten etliche Gestalten in festeren Umrissen hervor. Zumeist sind es die Lebensgefährtinnen der Großen und Mächtigen, zugleich aber Vertreterinnen jener geistig hochveranlagten

Digitized by Google

Edlen ihres Geschlechtes, welche der Dichtkunst nicht nur leidenschaftlich ergeben waren, sondern in ihr auch Selbstschöpferisches geleistet haben. Ja, gerade dem letzteren Umstande verdankten viele Frauen nicht nur ihre hervorragende gesellschaftliche Stellung, sondern auch ihre Erhebung zu Gattinnen von Königen und Fürsten, als welche sie im Rahmen der Geschichte erscheinen ... So die schöne Tarub, von der allerdings kein einziger Vers bekannt geworden ist und von der man nur so viel weiß, daß sie den prachtliebenden Abdurrahman II. mit ihren Launen quälte und die Liebe zu dem Beherrscher Andalusiens durch fabelhaft kostbare Geschenke sich erkaufen ließ. Wenn sie schmollte, türmten sich Berge von Gold vor ihrer versperrten Türe, daß sie sich öffne; eine jede Zärtlichkeit dieser kapriziösen Dame wog ein Geschmeide von zehntausenden Goldstücken auf.

Vollends einen märchenhaften Luxus wandte der lebensfrohe Abdurrahman III., der, wie früher erwähnt, den Chalifentitel annahm und sein Reich zur höchsten Blüte



Maurische Prunkkassette in Elfenbeinschnitzerei und Emailinkrustation aus dem 11. Jahrhundert. Im Schatze der Kathedrale von Palencia. (Länge 34 cm, Breite 23 cm, Höhe 23 cm.)

brachte, für seine Favorite Az Zahra („die Blühende") auf. Bei seiner chronischen Schwäche für das schöne Geschlecht, hatte der liebenswürdige Herrscher, der ein halbes Jahrhundert den Thron von Cordoba einnahm,[1] reichlich Zeit und Gelegenheit, seinen erotischen Neigungen nachzugehen und zur Befriedigung weiblicher Launen die Reichtümer einer Welt zu vergeuden. Selbst im abbassidischen Bagdad, wo die Chalifen und deren weibliche Umgebung gewiß nicht knauserig veranlagt waren, ereignete sich nichts Ähnliches, wie die Verwirklichung jener phantastischen Laune, welche zur Erbauung des Märchenschlosses „Az Zahra" führte. Selbst das aus dem Wüstenboden gezauberte Samarra (vgl. S. 112) muß vor den Herrlichkeiten, welche das Machtwort eines der mächtigsten Herrscher jener Zeit zuwege gebracht hat, in verblassende Schleier zurücksinken.

Die unmittelbare Veranlassung zu der fraglichen Schöpfung — eines Komplexes von Palastbauten — war der folgende Zwischenfall. Eine Lieblingssklavin des Chalifen hatte

[1]) In der Zeit der Herrschaft Abdurrahmans III. nahmen in Bagdad nicht weniger als sechs Chalifen den Thron ein: Moktadir (908—932), Kahir (932—934), Radi (934—940), Mustaki (940—944), Mustakfi (944—946) und Mutti (946—974).

Digitized by Google

bei ihrem Ableben große Reichtümer hinterlassen und die Bestimmung getroffen, sie als Lösegelder für Rechtgläubige, welche als Gefangene in christlichen Ländern weilten, zu verwenden. Nachforschungen nach diesen ergaben ein negatives Resultat, worüber der Chalife hocherfreut war und Allah dafür dankte, daß kein Moslem zwangsweise unter den „Franken" sich befinde. Da machte ihm die schöne, von Abdurrahman innig geliebte Az Zahra den Vorschlag, das Geld großartigen Bauwerken zuzuwenden, wobei sie von der naheliegenden Voraussetzung ausging, daß ein Herrscher, der mit Nachdruck erklärt hatte: „Ein Fürst, der Ruhm begehrt, muß Bauten gründen", die Gelegenheit zu einer solchen Ruhmestat mit Begeisterung ergreifen werde.

Und so war es auch. Aber die Begeisterung artete in Maßlosigkeit, die Prachtliebe ins Märchenhafte aus. Alle Chronisten bezeugen, daß etwas Ähnliches die Welt noch nicht erlebt hatte. Am „Berge der Braut" (Dschebel al Arus), etwa drei arabische Meilen nördlich von Cordoba, stiegen die, den Umfang einer kleinen Stadt einnehmenden Bauten in drei Terrassen auf: zu unterst zauberhafte Gärten im Schmucke reichster Vegetation, mit Tierzwingern und Volièren, welche die seltensten Vögel enthielten, Teichen und Wasserläufen, mit Kaskaden, Pavillons und Fontänen. Hieran schloß die mittlere Terrasse mit den Wohnungen des Hofstaates und des Gesindes (die Zahl der Diener wird mit 13.750 angegeben[1]), 3000 Mann „slavonischen Gardesoldaten" und zahlreichen Beamten. Zu oberst endlich der eigentliche Chalifenpalast mit einer über die Gärten hängenden Terrasse, Hallen und Sälen, in welchen Gold, edles Gestein, Edelholz und Elfenbein in verschwenderischer Fülle zur Ausschmückung der Wände, Fußböden, Decken und Türen in Verwendung kam. Von letzteren waren nicht weniger als 15.000 vorhanden. Fabelhafte Pracht zeigte die als „Schloß des Chalifats" bezeichnete Halle, deren Decke und Wände mit Goldplatten und buntem Marmor bekleidet waren und in deren Mitte sich ein mit Quecksilber gefülltes Becken befand. Angesichts der spiegelglatten Blankheit des Raumes und infolge der Helligkeit, die durch acht Türen hereinflutete, wurden die Augen von den blitzenden Reflexen, welche das in Bewegung gesetzte Quecksilber nach allen Richtungen warf, geblendet.


Maurische Bronzelampe aus dem Jahre 1305, gefunden zu Cordoba (Archäolog. Museum zu Madrid).

Beim Baue dieser Märchenburg fanden nicht weniger als 4300 Säulen Verwendung, welche teils in den Steinbrüchen des Landes gewonnen, teils im ganzen Umkreise des Mittelmeeres bezogen wurden. Herrliche Wasserbecken, geschmückt mit goldenen Tierbildern als Wasserspeier, künstliche Seen, Kaskaden, lauschige Gartenwinkel, aus welchen vergoldete Pavillons hervorlugten, Teiche mit Scharen von Fischen aller Art (deren Fütterung täglich 8000 Laibe Brot erfordert haben soll) und erotische Pflanzenfülle gestalteten dieses Chalifenheim zu einem Wonnesitze, wie ihn noch niemals die Phantasie

[1]) Al Bayan (II, 247), Makkary (I, 372), bei v. Schack, a. a. O., II, 207.

Digitized by Google

eines Machthabers verwirklicht hatte ... Freilich über Nacht war dieses Wunder nicht aus dem Boden gewachsen. Es bedurfte der Hände von 10.000 Arbeitern und eines Zeitaufwandes von 25 Jahren. Bei Vollendung des Werkes müssen sonach die Reize der Dame, der zu Liebe dieser steinerne Traum erblüht war, ziemlich abgenommen haben. Dennoch fand es Abdurrahman, dessen unwandelbare Herzensneigung wir aufrichtig bewundern dürfen, als selbstverständlich, das Ganze damit zu krönen, daß er über dem Haupttore das Standbild Az Zahras anbringen ließ. Zwar verbietet der Koran die Darstellung oder Aufstellung von Bildnissen, aber in der Zeit der Blüte arabischer Kultur und Macht konnte leicht eine Auslegung des heiligen Buches Anklang finden, welche das Verbot lediglich auf Götzenbilder bezogen wissen wollte. Übrigens waren schon die Tuluniden in Ägypten mit gutem Beispiele vorangegangen. In ihrem kairensischen Palaste standen die buntbemalten, reich gekleideten Holzfiguren schöner Frauen, Gattinnen der Herrscher, Sängerinnen und berühmter Favoritinnen, kunstvolle Schnitzarbeit im Schmucke von Kronen und edelsteinbesetzten Turbanen.[1])

Während die überschwänglichen Launen Az Zahras immer wieder aufs neue befriedigt wurden, Schätze auf Schätze sich häuften und der Ruf von den Herrlichkeiten der „Az Zahra" sich über Morgenland und Abendland verbreitet hatte, fand sich eine einzige vereinsamte Seele, bei der diese Phantasmagorie der Prunksucht nicht verfing und von schlimmen Ahnungen beherrscht wurde. Es war dies Murtschana, die in Cordoba zurückgebliebene verschmähte Königin. Es wird erzählt, daß in der Nacht des Einweihungsfestes die Verstoßene eine blutrote Wolke erblickte, die, in der Ferne über dem neuen Chalifensitze schwebend, langsam herabsank. Diese Vision sollte sich nur zu bald verwirklichen. Im Jahre 936 ward der Grundstein zu den Palastbauten am Berge der Braut gelegt, 965 waren sie im großen und ganzen vollendet. Aber schon das Jahr darauf verschied der große Ommejade in Delirien und kurze Zeit nachher folgte Az Zahra dem Geliebten in die Paradiesesfernen des Jenseits.

Die ganze von Abdurrahman geschaffene Pracht aber fiel nachmals der Zerstörungswut der Berberhorde Jussuf Ibn Taschfins zum Opfer, nicht ganz ein halbes Jahrhundert nach dem Tode des Chalifen.

In den halbverödeten Räumen der Az Zahra hat ein Jahrhundert später ein landesflüchtiger Dichter, der berühmtesten einer — Ibn Zeidun — sich verborgen aufgehalten, von heftigster Liebesleidenschaft nach dem einsamen Orte getrieben, in der Hoffnung, mit dem Abgott seines Herzens, der in dem nahen Cordoba lebte, eine Zusammenkunft zu erwirken. Die Angebetete war niemand geringerer als die ommejadische Prinzessin Wallâda, eine der geistreichsten Frauen ihrer Zeit und dieses Vorzuges halber, sowie wegen ihrer faszinierenden Schönheit von aller Welt gefeiert. Kein Wunder also, daß sie stets von einem Schwarme von Verehrern umgeben war und den Lockungen der Freuden des Lebens nicht widerstehen konnte. Man darf indes nicht denken, daß ihr dies besonders schwer fiel. Schon in ihren frühesten Mädchenjahren, als ihr Vater

---

[1]) Es scheint, daß der verblühten Az Zahra die Schöpfung ihres Geliebten und dessen Gunst sie offenbar mit einem Schwarme jüngerer Genossinen teilte (der Harem soll 6300 Weiber beherbergt haben), nicht völlig befriedigte. Eines Tages stellte sie nämlich an ihren Begleiter, als sie an seiner Seite aus der Ferne die ungeheuer ausgedehnten Schloßbauten betrachtete, die Frage: „O Herr, siehst du wohl das schöne, liebliche Mädchen im Schoße jenes Negers?" ..... Damit spielte sie auf die weißen, schimmernden Baulichkeiten an, die an den dunklen Berg sich schmiegten. Abdurrahman verstand den Wink und er hatte nichts Geringeres vor, als den ganzen Berg hinter den Schloßanlagen abtragen zu lassen. Erst als die Berater des Chalifen ihm die Unausführbarkeit dieses Vorhabens darlegten, ging er davon ab, ließ aber wenigstens den Wald ausroden, und an seine Stelle Feigen- und Mandelbäume pflanzen, welche die Ebene zwischen dem Schlosse und der Stadt in einen Garten verwandelten.

Digitized by Google

eine Zeit hindurch den Thron von Cordoba innehatte, gab sich Wallâda zwanglos den damaligen ziemlich lockeren Hofsitten hin. Später, in der Vollreife ihres Geistes und ihrer Schönheit, von gleichwertigen Männern umworben, verschenkte sie ihre Gunst, ohne sich um das Urteil der Welt und um die Klatschsucht der Neiderinnen zu kümmern, nach Geschmack und Laune. Sie muß ein außergewöhnlich gefährliches Weib gewesen sein, denn ein arabischer Schriftsteller [1]) bezeugt, daß Wallâda mit ihrem Gunstbezeugen zwar nicht kargte, manchen ihrer Anbeter aber in grausamer Weise nasführte und auch skandalöse Zwischenfälle nicht scheute. Ganz im Gegenteile: es befriedigte sie, wenn sie ihrer galanten Abenteuer wegen den Gesprächsstoff der cordobanischen Gesellschaft bildete und ihrer Koketterien wegen die Rivalen aneinander gerieten.

Einer der Bevorzugten Wallâdas war, wie angedeutet, [2]) der Dichter Ibn Zeidun. Da erstere selber im hohen Maße poetisch begabt war, möchte dieser Herzensbund vielleicht einen festeren Kitt gehabt haben, als bei dem leichtfertigen Naturell der schönen und geistreichen Lebedame vorauszusetzen wäre. Ibn Zeidun lebte von 1003 bis 1071, Wallâda, deren Geburtsjahr unbekannt ist, starb 1087. Der Altersunterschied dürfte also nicht bedeutend gewesen sein. Das intime Verhältnis erfuhr indes einen tragischen Abbruch. Neider hatten den Dichter bei Ibn Dschahwar (dem Reichsverweser nach dem Sturze des letzten Ommejaden), in dessen Diensten er stand, staatsgefährlicher Umtriebe verdächtigt, was zu dessen Verhaftung und Einkerkerung führte. Wie lange Ibn Zeidun im Gefängnisse geschmachtet, ist nicht bekannt. Es gelang ihm, aus der Haft zu entkommen und von da ab trieb er sich ruhelos, vom Sehnen nach der verlorenen Geliebten verzehrt, auf abgelegenen Pfaden umher. Wie tief die Leidenschaft des Dichters zu Wallâda wurzelte, beweist die Verwegenheit des ersteren, der es wagte, sich in Az Zahra, also in unmittelbarer Nähe Cordobas, einzuschleichen. Von hier aus sandte er seine Klagelieder an die Geliebte. Sie haben insgesamt das Gepräge schwermütigen Ernstes, träumerischer Sehnsucht und leidenschaftlichen Hoffens. Die Angebetete scheint aber das Gefährliche der Lage, in der sie sich befand, erkannt zu haben und man darf annehmen, daß der „Petrarca Andalusiens" die angestrebte Wiedervereinigung, selbst in Form flüchtiger Rendezvous, in den zauberverschlafenen Schlupfwinkeln Az Zahras nicht erlebte. Ob die abwechslungssüchtige, lebensfrohe Wallâda sich darüber gegrämt habe, bleibe dahingestellt. Ibn Zeidun fand, des Herumirrens offenbar müde, später gastfreundliche Aufnahme am Hofe des Abadiden Al Motadid zu Sevilla, wo er seine Tage beschloß.

Bezeichnend für den Charakter Wallâdas ist, daß ihre intimste Freundin eine gewisse Mohga war, die in Cordoba den denkbar schlechtesten Ruf genoß. Trotzdem bezauberte auch sie die Männerwelt, denn sie war — eine Art andalusische Olajja [3]) — schön und liebenswürdig und von einer Ungebundenheit der Sitten, die sich mit einem feurigen, nach Befriedigung erotischer Genüsse drängenden Temperament verbanden. Auch Mohga verstand es, ihrem heißblütigen Empfinden in tadellosen Versen Ausdruck zu geben. Einem ihrer Verehrer schrieb sie:

Erwarte mich, wenn die Nacht die Schatten breitet,
Denn ich weiß, sie wahrt mein Geheimnis verschwiegen.
Ach fühlte die Sonne meine Glut, sie leuchtete nicht,
Der Mond wäre nicht aufgegangen, das Gestirn nicht emporgestiegen.

[1]) Mallary (II, 1144) bei Kremer, „Kulturgeschichte rc." II, 123.
[2]) Vgl. S. 182.
[3]) Vgl. S. 111.

Digitized by Google

Ein ähnliches Liebesverhältnis zwischen Dichter und Dichterin spielte sich in dem lieblichen Granada ab, doch scheint es herzlicher und dauernder gewesen zu sein. Das gleichartige Paar nannte sich Hassa und Abu Dschafar: sie durch Liebreiz und Schönheit in ganz Andalusien berühmt, er der Gegenstand vielfachen Neides und vornehmlich den Nachstellungen des eifersüchtigen Statthalters von Granada ausgesetzt. Die Liebenden mußten sich daher der größten Vorsicht befleißigen und mit heimlichen Zusammenkünften begnügen, die zudem in großen Pausen stattfanden. Abu Dschafars Verse geben diesem Sachverhalte beredten Ausdruck, während Hassa den Geliebten zu trösten sucht und ein versifiziertes Briefchen, in welchem sie ihr Kommen mit den Worten schließt:

Genug, daß wir beisammen sind,
Und schweigen wir von frühern Tagen.


Maurisches Glasgefäß mit Golddekor aus dem 14. oder 15. Jahrhundert (South Kensington Museum).

In der spanisch-arabischen Liebeslyrik begegnet man häufig solchen zarten Beziehungen, welches ihr stärkstes Band in der gleichen geistigen Veranlagung finden, wobei bald der eine, bald der andere Teil in formvollendeten, von heftiger Leidenschaft durchpulsten Versen seiner Seelenstimmung Ausdruck gibt . . . Die Prinzessin Amar ul Kiram schwelgt in dem Geständnisse eines flammenden Liebesfeuers und versichert, daß ihr geliebter Sammar eine Leuchte der Nacht sei, ein Hort ihrer Sehnsucht, die ihm überall nachfliege, wo er auch weile . . . Weniger schwärmerisch, aber gleichwohl voll Wärme und Innigkeit sind die Verse der poetisch und musikalisch hochbegabten Hind, welche sich nicht scheut, einer Einladung ihres Geliebten, des Dichters Abu Aamir, einige fröhliche Stunden im Kreise trefflicher Jünglinge zu verbringen, Folge zu leisten. Sie antwortet in verbindlichen Worten, preist den Adel ihres Verehrers, seinen Hochsinn, der an die guten alten Zeiten erinnert und versichert, daß sie in beflügelter Eile kommen und seinen Wunsch erfüllen werde.

Die Wertschätzung des Weibes nach der geistigen Seite hin war im arabischen Spanien seit den frühesten Zeiten eines der hervortretendsten Kennzeichen in den Beziehungen der Geschlechter. Die Chroniken sind voll von Beispielen dieser Art. Eine schlagfertige Improvisation, ein von Geistesblitzen oder ergreifender Seelenstimmung durchhelltes Gedicht konnte seine Urheberin aus untergeordneter Lebensstellung in einem Augenblick auf die Höhe des Glückes, in die glanzolle Umgebung eines Kronenträgers versetzen. Al Motamid, der geistreiche Abadide, König von Sevilla und Begründer eines blühenden Reiches, dem seine zahlreichen, feinfühligen poetischen Schöpfungen die Bezeichnung als „Dichterkönig“ eintrugen, hatte zwei Mädchen von niederer Herkunft zu seinen Gattinnen gemacht: Romaikijjah, die durch einen einzigen korrekten Vers das Herz des Fürsten eroberte, und Itimad, einfacher Leute Kind, die gelegentlich eines Spazierganges

Digitized by Google

Al Motamids in Gesellschaft seines Veziers Ibn Ommar am Ufer des Guadalquivir dazu kam, die bevorzugte Gattin des Abbadiden zu werden. Der Zwischenfall an sich spricht für den romantischen Zug, der in jener Zeit durch das Leben ging. Der König hatte einen Vers improvisiert und seinen Vezier aufgefordert, den zweiten hinzuzufügen. Als er damit nicht sofort zustande kam, antwortete ein in der Nähe lauschendes Mädchen für den Vezier, worüber Al Motamid derart entzückt war, daß er die Sprecherin — eben die genannte Itimad — sozusagen vom Flecke weg zu seiner Frau machte. In der Folge zeigte sich ihre hohe Begabung für Poesie, zugleich aber auch ihr Hinneigen zu Exzentrizitäten, die sie indes immer wieder durch ihr liebenswürdiges und geistvolles Auftreten unschädlich zu machen wußte. Merkwürdig ist, daß an solchen weiblichen Emporkömmlingen nicht der Schatten des sonst so anrüchigen Parvenutums haftete und kein Mensch an Unebenbürtigkeit dachte. Entscheidend war eben die Ebenbürtigkeit des Geistes und darin prägt sich hauptsächlich die vielgerühmte freie Stellung des Weibes im spanischen Arabien aus.

Al Motamid selbst war eine Art Harun er Raschid des Westens, aber ohne jenen poetischen Zugaben, welche die späteren Geschichtenerzähler um den nichts weniger als liebenswürdigen und feinfühligen abbassidischen Chalifen gewoben hatten. Der Abadide war kein Märchenchalif von „Tausend und eine Nacht“, sondern nach dem Zeugnisse des arabischen Chronisten Ibn Challikan „der freigeistigste, gastfreundlichste, großmütigste und mächtigste unter allen Fürsten Spaniens und sein Hof der Rastort der Reisenden, der Sammelpunkt der Talente, die Stätte, nach welcher sich alle Hoffnungen richteten, so daß an keinem anderem Herrschersitz jener Zeit gleich viele hervorragende Dichter und Gelehrte zusammenströmten.“ Daß sich ein derart veranlagter König auch äußerlich das Leben so anziehend und beglückend als nur immer möglich zu gestalten wußte, liegt auf der Hand. Zahlreich waren die Landsitze, Lustschlösser und Paläste, mit verschwenderischem Luxus ausgestattet, inmitten herrlicher Gärten gelegen, deren Blumenfülle und Schattendickichte, Teiche und murmelnde Bäche die Genüsse der Liebe versüßten. Solche Lustorte, an welchen bei Gesang, Lautenspiel und Wein die Geister für erotische Reizungen begreiflicherweise sich disponiert zeigten, waren Al Mubanak, Al Mukarram, Az Zoraya (die Plojaden), Az Zahi, der Palast Seradschib in der Stadt Silvas u. a. Im letzteren verbrachte Al Motamid einige Jahre seiner Jugend und eines seiner schönsten Gedichte gilt der Erinnerung an jene Tage, in welchen er so oft die Schönen („lauschend durch des Harems Vorhangfalten“) überraschte.

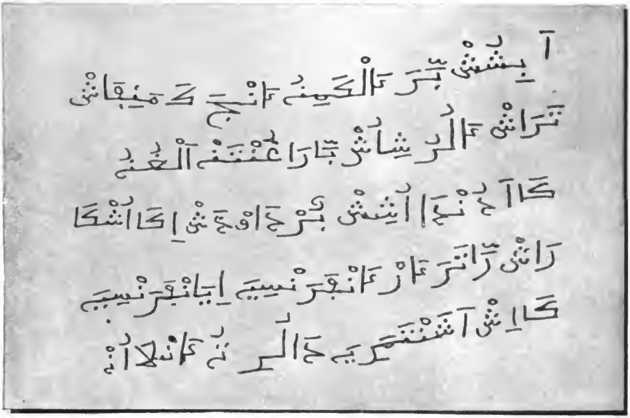
Wie manche Nacht verbracht' ich dort, umhaucht von milden Lüften,
Mit einem Mädchen, schlank von Wuchs und üppig weich von Hüften!
Um meine Seele warfen dort holdsel'ge Frau'n die Lose,
Denn tötlich war ihr Blick, wie Schwert und Speer im Kampfgetose;
Wie oft mit einer blüh'nden Maid, an deren Arm die Spange
Hell schimmerte, als ob an ihm die Mondessichel hange,
Spielt' ich bei Nacht am Strome dort, bald Küsse mit ihr tauschend,
Bald aus dem Becher Weines mich, den sie mir bot, berauschend.
Zur Zither sang sie mir ein Lied in unsres Küssens Pausen,
Hoch schlug mein Herz dabei, als hört' im Kampf ich Lanzen sausen.
Und o der Lust, wenn sie zuletzt, wie aus der Knospenhülle
Die Blüten brechen, vor mir stand in weicher Glieder Fülle![1]

[1] Übersetzt von Schack, a. a. O., I, 244.

Digitized by Google

In den arabischen Quellen[1]) ist Al Motamid der Gegenstand begeisterter Lobpreisungen und es finden sich in ihnen Proben der poetischen Schöpfungen des Königs, welche zu den anmutigsten und zartesten gehören, was die arabische Lyrik hervorgebracht hat.

Üppiges Schwelgen ist der Grundzug der meisten poetischen Ergüsse des Dichterkönigs von Sevilla. Wein und Liebe: sie müssen wechselseitig des Daseins Freude verschönen. Vom Wein — dem „Seelennährer" — benebelt, sinkt er an eines schönen Mädchens Busen, „doppelt berauscht vom Saft der Trauben und von ihren Küssen" ... In der Trennung von der Geliebten zieht ihn die Sehnsucht „zur Granatfrucht ihrer



Spanischer Text in arabischer Schrift (Pariser Nationalbibliothek).

Brust, zur Rose ihrer Wangen"... Den feurigen Tropfen im funkelnden Pokal verherrlicht Al Motamid in den Versen:

Nacht ist's, doch rings verbreitet Tagesschein
In seinem Kleide von Kristall der Wein.

Und an anderer Stelle:

Laßt denn, während bei der Schönen Sang die Lautensaiten beben,
Laßt uns fleißig zechen, Freunde, von dem süßen Naß der Reben.

Aber all diese Lust nahm ein Ende mit Schrecken. Es wurde bereits erwähnt, daß Al Motamid, durch die Eroberungen der Christen bedrängt, den Murabiten Jussuf Ibn

[1]) Makkary, Ibn Challikan, Ibn Chaldun, Abdul Wahid, Ibn Chakan („Goldenes Halsband", auch in französischer Ausgabe erschienen, die aber dem Verfasser nicht zugänglich war); bei v. Schack „Poesie und Kunst der Araber ɪc." und Dozy „Geschichte ɪc."

Digitized by Google

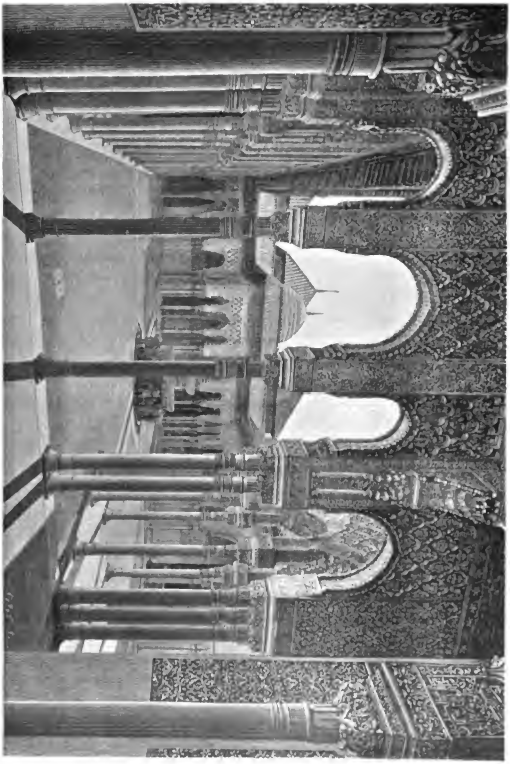
Taschfin, Beherrscher von Marokko, um Hilfe anging, die der Berberfürst auch leistete und in der furchtbaren Schlacht auf dem Felde von Zalaka bei Saragossa das christliche Heer vernichtete (1087). Aber die Bekanntschaft mit dem gesegneten Andalusien reizte die Habsucht und Herrschgier des wilden Berbers und so kam er (gegen sein Versprechen) mit größerer Macht ein zweites Mal ins Land, um es für sich in Besitz zu nehmen. Damit war der Untergang der Abadiden besiegelt. Al Motamid, in Ketten gelegt, wurde mit seiner Familie nach Marokko gebracht und in der Stadt Agmat eingekerkert. Er hatte den Thron, um den sich so viel Glanz und Wohlleben verbreitete, im Jahre 1069 bestiegen und durch 22 Jahre innegehabt (bis 1091). Nach vierjähriger härtester Gefangenschaft, in der er eine Anzahl schwermütiger Elegien, die — wie es eben die Lage mit sich brachte — von den Nichtigkeiten des Daseins, des Ruhmes und der Fürstenherrlichkeit handeln, entstanden, erlag Al Motamid der Wucht des furchtbaren Schicksalschlages (1095). Von seinen Töchtern erfährt man, daß sie — barfuß, durch Elend und Hunger herabgekommen — während der Gefangenschaft ihres Vaters in Agmat das Leben durch Spinnen fristeten. Eine derselben wurde nachmals — eine ergreifende Illustration zu den Wechselfällen des Lebens — auf dem Sklavenmarkte in Sevilla verkauft... Das war das Ende des Hauses der Abadiden.

Es war an einer vorangegangenen Stelle davon die Rede, daß die Beziehungen zwischen Mohammedanern und Christen in Spanien auch im Liebesleben eine Rolle gespielt und bis zu einem gewissen Grade die erotische Lyrik der ersteren beeinflußt hätten. Das letztere mag sich, wenigstens in den ersten Jahrhunderten, nicht sehr fühlbar gemacht haben. Die christlichen Spanier in jener Zeit dürften sich schwerlich in bemerkenswerter Weise mit der Poesie abgegeben haben, während die Araber fast nur in den herkömmlichen Formen, mit starker Anlehnung an die altarabischen Vorbilder, dichteten. Anders steht die Sache für die späteren Jahrhunderte. Mancherlei Zeugnisse sprechen dafür, daß überall dort, wo Mohammedaner und Christen zusammen lebten, auch die Beziehungen der Geschlechter zu einander in der Glaubensverschiedenheit kein so ausgesprochenes Hindernis fanden, wie man annehmen möchte. Phantasie, romantische Veranlagung und Ritterlichkeit scheinen namentlich die christlichen Edelleute in nicht gewöhnlichem Maße zu den schönen Maurinnen hingezogen zu haben. Die Redensart „den neuntägigen Gottesdienst mit einer Maurin feiern" weist auf die Spur. Es werden Liebessymposien gewesen sein, wie sie eben nur in Spanien möglich waren, wo die Bewegungsfreiheit des weiblichen Geschlechtes derlei erotische Beziehungen förderte.

Aber auch Ehen zwischen Mohammedanern und Christinnen und umgekehrt waren nicht selten. Merkwürdigerweise wurde mit einer Verbindung dieser Art die arabische Herrschaft in Spanien gewissermaßen begründet. Abd ul Aziz, der Sohn Musas, der das durch Tarik eingeleitete Erobererwerk vollendet und jenen zum Statthalter in Andalusien bestellt hatte, war mit der Witwe des letzten Gotenkönigs vermählt. Nichts liegt also näher als die Annahme, daß das von höchster Stelle gegebene Beispiel vielfach Nachahmung gefunden haben dürfte. Leider lassen sich hierfür keine Belege beibringen. Dagegen fehlt es nicht an Anhaltspunkten, welche dafür sprechen, daß Christen großes Gefallen an den schönen Maurinnen fanden und mit ihnen zarte Beziehungen pflogen oder sie zu Gattinnen nahmen. So weiß man beispielsweise von dem kastilianischen Dichter Alfonso Alvarez de Villasandino, daß er zu einem mohammedanischen Mädchen in einem vertrauten Verhältnisse stand. Ein anderer Dichter, Garci Ferrans, heiratete eine maurische Sängerin, allerdings eine getaufte. Später trat er (in Granada)

Digitized by Google

zum Islam über und nahm nun auch die Schwester seiner Gattin zur Frau. Mit einigem Erstaunen wird man hören, daß selbst das geistliche Kleid vor solchen Beziehungen nicht



Der Löwenhof in der Alhambra. (Nach einer Zeichnung von Jones.)

schützte. So erzählt der Erzpriester von Hita von sich selber, daß er mit einer Maurin einen Liebeshandel gehabt hätte. Zugleich bekennt er sich als Verfasser vieler Tanz- und Gassenlieder für maurische Sängerinnen (Juglaresen). Liebesgedichte kastilianischer Ritter

Digitized by Google



Stuck-Ornament in der Alhambra.

an maurische Mädchen, von denen uns einige erhalten geblieben sind, scheinen nicht zu den Seltenheiten gehört zu haben. Allerdings fällt alles das in eine sehr späte Zeit, zum Teile in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts, also gewissermaßen am Vorabend des Unterganges der Maurenherrschaft in Spanien.

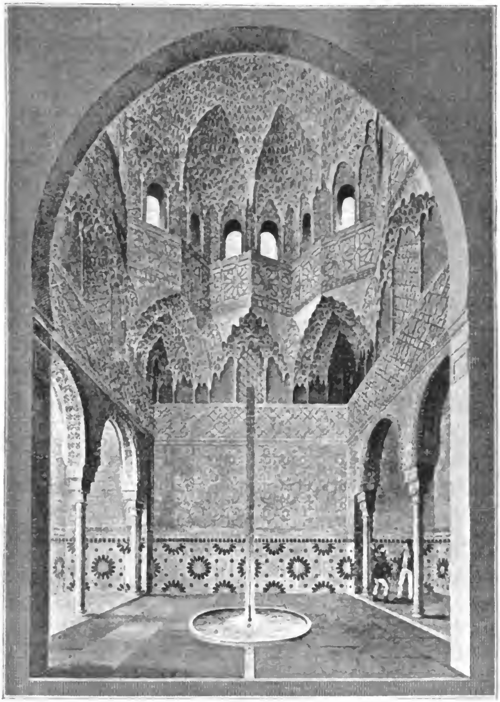
In diese letzte Epoche wollen wir nun eintreten. Wir haben an anderer Stelle gehört, daß es dem Naßriden Mohammed Ibn al Ahmar gelang, auf den Trümmern des Almohadenreiches einen neuen Staat im südöstlichen Andalusien zu gründen, mit Granada als Hauptstadt. Man kann sagen, daß diese Örtlichkeit, welche unter allen Heimsitzen des Maurentums der Nachwelt die bezauberndsten Erinnerungen hinterlassen hat, erst von dem Zeitpunkte ab, als sie zum letzten Bollwerke des Islam auf dem Boden Spaniens wurde, in die Geschichte eingetreten ist. Offenbar hatten bis dahin die Größe Cordobas, der Glanz Sevillas und die Machtstellung mancher anderen Stadt, das liebliche Granada in den Hintergrund gedrängt. Gewiß ist ferner, daß der Ort an sich kaum von einiger Bedeutung war und lediglich den Reiz der Lage und die herrliche landschaftliche Umgebung der nachmaligen Königsresidenz schon in der Zeit, da nicht einmal noch der Same ihres späteren Ruhmes in die Erde gelegt war, im Rufe eines idyllischen, weltentrückten irdischen Paradieses stand. Dies geht aus vielfachen Zeugnissen arabischer Schriftsteller hervor. Daß überdies die Örtlichkeit schon auf die ersten Ankömmlinge in der Zeit der arabischen Eroberung Eindruck gemacht hatte, beweist die Tatsache ihrer Besiedelung durch syrische Araber, welche in dem wundersamen Gegensatze zwischen dem mächtigen, schneegekrönten Gebirge und der gartenähnlichen Üppigkeit des westlich vom ersteren sich erstreckenden Kulturlandes, an ihre ferne Heimat erinnert wurden, den hohen Libanon und der lieblichen Oase der Ghûta, in derem mannigfaltigen Grün das „paradiesesheitere" Damaskus gebettet war. Auch die Fülle der quellfrischen Wasser, der Charakter der Vegetation, die von den kühlen Höhen in das schwellende Tiefland mit seinem ewig blauen Himmel herabstreichende belebende Luft, mochten mit dazu beigetragen haben, die Ankömmlinge in der sie beherrschenden Täuschung an den Ort, der so viel Ähnlichkeit mit der syrischen Heimat aufwies, zu fesseln.

Dieses ältere Granada hat, wie erwähnt, nur vorübergehend und niemals entscheidend in die Schicksale des mohammedanischen Spanien eingegriffen. Die ersten Eroberer erbauten sich auf der Felshöhe, welche einem Vorgebirge gleich in die Ebene des Jenil vorspringt, ein Kastell, das sie Hisn ur Roman, d. i. „das Schloß der Granatbäume", nannten. Als bald hierauf zu Füßen dieses kleinen Bollwerkes eine Stadt entstand, übertrug sich obiger Name auf diese und zwar in seiner spanischen Form „Granada", während das Fort selbst zur „Kasba" (Alcazaba), zum Reduit und Hort der neuen Niederlassung wurde. In der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts taucht der Name einer anderen, jene Felshöhe krönenden Burg auf, jener der Alhambra, die aber nicht identisch ist mit der späteren, vielgepriesenen und teilweise bis auf den Tag erhalten gebliebenen Königsresidenz der Naßriden. Die ältere Alhambra — welcher Name „die rote Burg" bedeutet [1]) — war eine Gründung des Berberfürsten Zawi, der nach einem Zuge gegen Cordoba, an welcher Stadt er den Tod seines Vaters Ziri

[1]) Die arabische Sprache hat die Eigentümlichkeit, daß das Eigenschaftswort sowohl in Bezug auf das Geschlecht, als im Plural mitunter sehr abweichend lautet; z. B. weiß (masc.) 'abiad, (femin.) baidâ' (plur.) bîd. Ähnlich verhält es sich mit anderen Adjektiva. Der Rote heißt al 'ahmar, die Rote al hamrâ', die Roten (plur. in beiden Geschlechtern) humr. — Mohammed Ibn al 'ahmar ist also Mohammed, der Sohn „des Roten". Kass'r al hamrâ' „die rote Burg". Die Schreibweise Alhambra, welche von den Spaniern herrührt, ist falsch, der Gebrauch des Artikels (die Alhambra) widersinnig, da derselbe (al) ohnedies in dem Worte enthalten ist.

Digitized by Google

vom Stamme der Sinhadscha zu rächen hatte, sich in Granada festsetzte und auf der mehrgenannten Felshöhe neben der alten Alcazaba eine neue Burg dieses Namens erbaute und sie zu seiner Residenz machte.

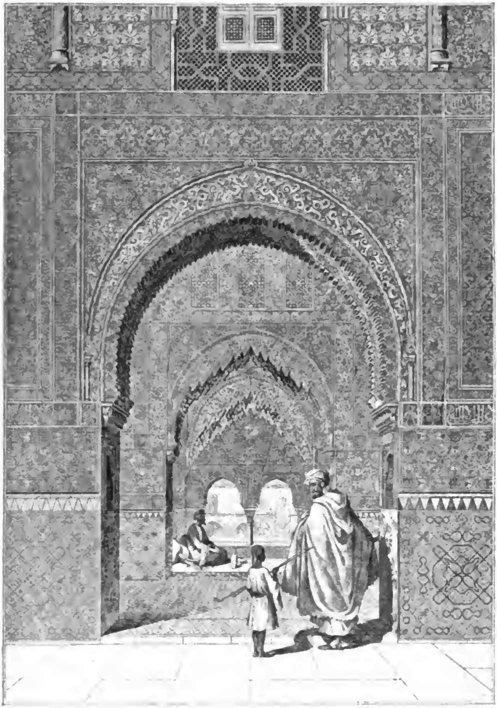


Die Abencerragenhalle in der Alhambra. (Nach einer Zeichnung von Murphy.)

Das war zu Beginn des 11. Jahrhunderts. Die Lebensdauer dieses unabhängigen Berberstaates war von nur kurzer Dauer; denn auch er fiel, gleich den anderen kleinen Staaten, welche, wie wir von früherher wissen, nach dem Zerfall des ommejadischen Chalifats sich gebildet hatten, unter dem Schwerte des Murabiten Jussuf Ibn Taschfin

Digitized by Google

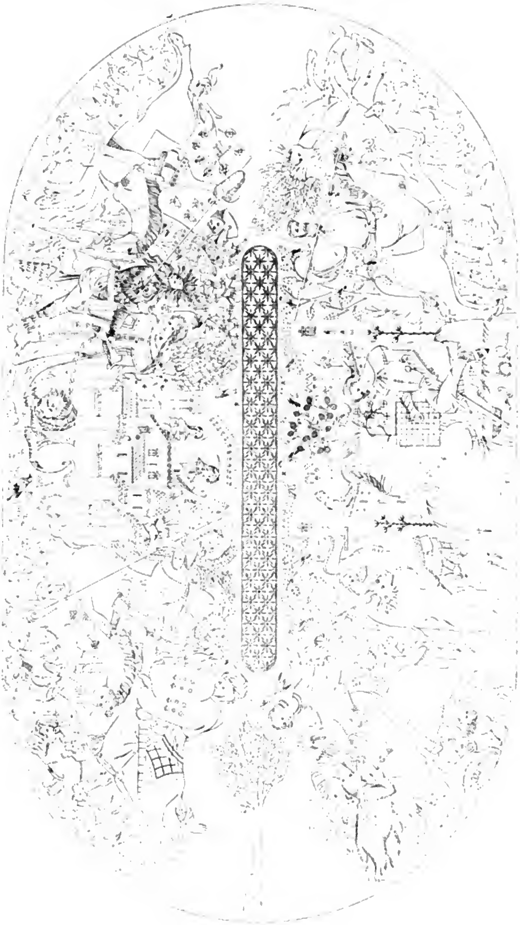
(1066). Die letzten Herrscher (Habbus, Badi) der kurzlebigen Sinhadscha-Dynastie brachten Granada zu hohem Aufschwunge; Beweis dessen die unermeßliche Beute an



Saal der „Zwei Schwestern“ in der Alhambra. (Nach einer Zeichnung von Jones.)

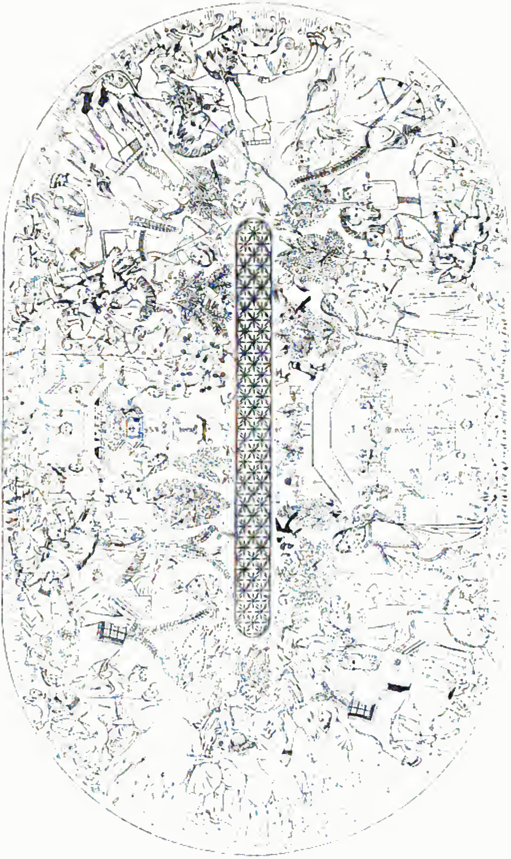
kostbaren Kunsterzeugnissen und sonstigen Reichtümern, welche dem berberischen Usurpator in die Hände fielen ... Von da ab aber tauchte das liebliche Granada, zur unbedeutenden Provinzstadt herabgesunken, allmählich in Vergessenheit, bis im dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts ein völliger Umschwung eintrat. Damals hielten die christ-

Digitized by Google



»Sala de la Justicia« (Königssaal) in der Alhambra. Deckengemälde mit Szenen aus dem ritterlichen Frauendienst.

Digitized by Google



„Sala de la Justicia“ (Königssaal) in der Alhambra. Deckengemälde mit Szenen aus dem ritterlichen Frauendienst.

Digitized by Google

lichen Herrscher bereits den größten Teil des maurischen Spanien in sicheren Händen und hatte es den Anschein, daß die Tage der Fremdlinge auf diesem Boden gezählt seien. Aus dem Rivalitätsstreite der letzten hervorragenden Führer der Mauren ging Mohammad Ibn al Ahmar vom Stamme der Naßriden als Sieger hervor.

So ward das neue unabhängige Königreich Granada gegründet (1238) und damit der christlichen Eroberung ein Damm entgegengesetzt, der den Untergang des Maurentums unerwarteter Weise noch um dritthalb Jahrhunderte hinausschob ... Indes ist es nicht diese historische Tatsache, welche zunächst unser Interesse erregt, sondern die herrliche Nachblüte der arabischen Kultur, welche in dem neuen Granada eine Pflegestätte fand wie in den glorreichsten Tagen der Ommejaden und Abadiden in Cordoba und Sevilla. Wenn keine Chronik uns von dem Wohlstand des Volkes, dem Reichtum der Großen, dem Glanze der Naßriden und dem ganzen Kunst- und sangesfreudigen Leben jener Zeit berichtete, würden die Reste jener unvergleichlich lieblichen Bauten (zu Stein gewordene Träumereien einer überschwänglichen Phantasie), an welcher der Name „Alhambra" haftet, und deren Anblick wir genießen können, wenn die Sehnsucht nach jenem versteinerten Märchen uns an die Ufer des Jenil führt, genügen, uns das Gesagte vor Augen zu führen.

Schon die zeitgenössischen Schriftsteller preisen den Zauber, der an diesem reizendsten aller maurischen Königsschlösser haftete, in beredten Worten. Die Anknüpfung hieran finden wir in dem, was uns noch heute vor Augen tritt. Freilich bedarf es hierzu der ausgiebigen Nachhilfe der Phantasie. Wohl ist dies landschaftliche Bild auch heute entzückend genug, um eine märchenhafte Stimmung in uns zu erwecken: der berückende Gegensatz zwischen der schneehäuptigen Sierra Nevada und dem üppigen Gartenlande in der Tiefe, der Wechsel von kahlem Fels und dichtem Laubgewühl, die über der engen Darroschlucht schattenden gewaltigen Nußbäume, die Pinien und Cypressen, Orangen- und Granatbäume, Lorbeer und Myrten, die in Dickichten rauschenden Wasser und das blendende Licht, das über alldem ausgegossen ist und farbiges Leben über Höhen und Tiefen haucht ...

Granada ist noch immer ein Ort, wo die Sinne des nordischen Besuchers zu hundertfältigen Genüssen angeregt werden und die Seele sich in der weichen Umarmung des Märchenhaften gleichsam in eine andere Welt versetzt fühlt. Denn all das Blendende und Bezaubernde scheint nur vorhanden zu sein, um jenen anderen Zauber, der in der Erinnerung an das Vergangene nachklingt, zu neuem Leben zu erwecken. Zu der anmutigen Idylle der arabischen Liebeslyrik tritt hier ein neues Element, die Romanze. Die letzten, verzweifelten Heroenkämpfe zwischen Christen und Mauren liefern den Stoff hierzu. Das romantische Rittertum tritt uns, an der Grenzscheide zwischen Mittelalter und einer neuen Zeit, noch ein letztes Mal in einer Art poetischer Verklärung vor Augen, um dann für immer zu verlöschen ... In diese Welt, die uns wie eine Phantasmagorie anwandelt, haben wir uns einen Frauendienst zu denken, der bereits ganz das Gepräge der späteren Zeit ritterlicher Minne trägt, mit jenem seltsamen morgenländischen Anstrich, der dem üppigen Bilde seine eigenartige Färbung verleiht.

Wenn man auch von alldem nichts wüßte, würde die Örtlichkeit ganz von selbst uns auf den richtigen Weg weisen: Zunächst die Bauten der Königsresidenz selbst, dann die anderen, noch höher ansteigenden Lustsitze, das von märchenhafter Lieblichkeit ver-

Digitized by Google

klärte Generalife[1]), der einstige Sommersitz der granadinischen Könige, mit seinem Myrten- und Granatdickicht, den lichtumwobenen und wasserdurchrauschten Terrassen, das wegen seiner Pracht einst berühmte Felsenschloß Kass'r al Hidschar und die von Blumenduft und kühlem Lufthauch umwehte Königsvilla Dar al Arus. Bis auf wenige Reste ist diese ganze Herrlichkeit nun allerdings verschwunden. In der Alhambra selbst aber bedarf es keiner zu lebhaften Phantasie, um den verklungenen Zauber zu neuem Leben zu erwecken. Wir betreten zunächst den „Myrtenhof", dessen auf schlanken Säulen ruhende Rundbogen sich in einem Wasserbecken spiegeln und dessen weißer Marmorboden einst vom flüchtigen Schritt der Haremsinsassinnen berührt wurde. Dann der „Saal des Segens" mit seiner Ornamentenpracht, der gewaltige Comaresturm, die „Abencerragenhalle", in welcher die ans Romanhafte streifende Abschlachtung der Mitglieder des berühmten Geschlechtes stattgehabt haben soll, der herrliche „Löwenhof" und der gefeiertste der Alhambraräume, der „Saal der zwei Schwestern". Im Löwenhof wächst ein Wald von 168 schlanken Säulen aus dem Boden, und säulenreiche Veranden (kleine Fontänen überdachend), treten in den Hof heraus, mit Durchblicken in ein phantastisches Gewirr von Gewinden, Geweben und Kristallbildungen.

Mit der Frauenwelt, die einst diese Räume verschönte, bringt uns zunächst der Saal der zwei Schwestern in Verbindung. Der quadratische Raum, von einer geschlossenen Galerie für die Frauen umgeben, erhöht sich zum Achteck und endet in Tropfsteingewölb. Die Kuppelfenster werfen ihr spärliches Licht auf ein wundersames Gewirr von Sternen, Gittern, Rosetten und Bändern, es blühen Lotosblumen aus dem Stein, Schmetterlinge flattern durch ein Wogen und Winden von prachtvollen Ornamenten in allen Farben: Gold, Blau, Rot, Violett, Purpur und Orange, durchflochten von Koranversen und Sprüchen... Zuletzt treten wir in den eigentlichen Königssaal (fälschlich Sala de la Justicia genannt) mit seinen drei großen Bogenportalen unter einem Gewölbe von Stuckornamenten und den merkwürdigen Deckenbildern (auf Leder mit Goldgrund) in den drei, den Eingängen gegenüberliegenden alkovenartigen Nischen. Außer einer Art Tafelrunde der granadinischen Könige sieht man hier Szenen aus dem ritterlichen Frauendienste, sowohl christliche als maurische Ritter, welche ihren Damen huldigen u. dgl. m.

Aber nicht nur hier klingt die Romanze an. Wenn man den den Saal der zwei Schwestern anstoßenden Raum — das sogenannte „Gemach der Infantinnen" — betritt, mit dem ungemein fesselnden Anblick des Zitronengärtchens („Lindaraja") und seinem murmelnden Brunnen, oder vollends aus dem über der Darroschlucht auf steiler Felshöhe thronenden „Schmuckzimmer der Königin" (Tocador de la Reyna) einen Blick auf das malerisch in Terrassen aufsteigende Stadtviertel Albaicin und das in Gartengrün begrabene Generalife wirft, ermißt man, welcher Art das Leben in diesen Feenräumen war. Wem die Fähigkeit innewohnt, tote Schaustücke zu beleben, dem wird es ohne Spur von gekünstelter Anempfindung nicht schwer fallen, in diese Höfe und Galerien, dämmerigen Nischen und Hallen, zwischen die rieselnden Bäche in ihren marmornen Gerinnen und in die von den wehenden Wasserschleiern der Fontänen umglitzerten Gebüsche die Gestalten der Vergangenheit zu versetzen.

[1]) Die spanischen Bezeichnungen erinnern nur entfernt an die früheren arabischen. Hierfür einige Beispiele. Dindamar für ain ad dama = Tränenquelle; Fajalauja für fach al lauz = Weg der Mandeln; Bonaita für bab oneidir = Tennentor; Ajimez für schamsija = doppelbogige Fenster; alhamia für hania = Schlafnischen; Generalife für dschennet al arif = Garten des Baumeisters; Alijares für Kass'r al hidschar; Daralharoza für dar al arus = Haus der Braut; Bivarrambla für bab ar raml = Sandtor; Abencerragen für benu as sarradsch = Söhne des Sattlers (Ibn as sarradsch = Sohn des Sattlers).

Digitized by Google

Vollends den märchenhaften Reiz eines Traumes erhalten diese zu Leben erweckten Bilder, wenn man die Räume der Alhambra im Schimmer des Mondlichtes durchwandelt. Dann duften all diese prangenden Blumen mit betäubendem Hauch, die summenden Wasser werden zu Geisterstimmen und die blauen Schatten der Säulen und Arkadenbogen zu verzauberten Gestalten, die unversehens dem Boden entsteigen. Leise flüstert der Windhauch durch die lichtumwobenen Ajimezes (doppelbogigen Fenster), ein verwehendes Klingen wie von Lautenspiel ... Und nun erst dort, in der berauschenden



Frauengemach in der Alhambra (13. Jahrhundert).

Pracht der Rosen und flammenden Granatblüten, von sprühenden Wassern umgaukelt, auf den Terrassen mit ihrem unversieglichen Blumenflor: dort, vor der luftigen Säulenhalle des Generalife, wo hinter dem Gitter die schönsten Frauen Andalusiens den Zauberspielen der Dschinnen lauschen, wenn durch die Lichtflut die schlanken, tanzenden Mädchen huschen und die Schellentrommel leise rasselt ... Nirgend sonstwo im Abendland und Morgenland, wo arabisches Kulturleben geblüht, vermag der sinnende Geist den Märchenzauber des Orients vergangener Tage zu so starker, fast unmittelbarer Wirkung zu bringen, als in diesem Bereich eines visionären Traumlebens, in welchem ganz unversehends die Dinge um uns den Schein des Lebens der Vergangenheit annehmen. Selbst der in der Ferne verklingende Mandolinenton fehlt nicht, wie damals,

Digitized by Google



Maurische Azulejos-Täfelung in der Alhambra, „Saal der Gesandten".

(Verkleinerte Wiedergabe aus „Alhambra" von M. J. Goury und Owen Jones. I. London, MDCCCXLII.)

Digitized by Google

als aus den nachtverhüllten Gärten das Liebeslied zu den schwebenden Balkonen wie in schwellenden Seufzern hinaufklang.

Leider drängen sich in diesen schemenhaften Zauber mancherlei Erscheinungen, an denen die bestrickende Romantik das düstere Kolorit der Tragödie annimmt. Der ritterliche Geist, der sich damals nicht nur in den Angehörigen der Dynastie, sondern auch in zahlreichen edlen Geschlechtern (Abencerragen, Zegri, Gazulen, Alabezen, Gomelen, Maza) verkörperte, vertrug sich recht wohl mit blutigen Parteizwistigkeiten, verhängnisvollen Intriguen und romanzenhaften Zwischenfällen mit tragischem Ausgang. Nicht immer liegt die Sache so klar, daß aus diesem verworrenen Gespinst von Geschichte und Sage der Kern der Wahrheit sich herausschälen ließe ... Am bekanntesten ist das Ereignis des Abencerragen-Mordes, der dem vorletzten Naßriden, Abul Hassan, zugeschrieben wird. Von einem Angehörigen dieses edlen Geschlechtes heißt es, er habe ein intimes Liebesverhältnis zu einer Schwester des Königs unterhalten, was den letzteren bestimmte, das in spanischen Romanzen poetisch ausgeschmückte Gemetzel in der nach dem genannten Geschlechte als „Halle der Abencerragen" bezeichneten Raume der Alhambra anzurichten. Sicher ist indes nur so viel, daß der best gehaßte, von Verschwörungen bedrohte König in seiner eigenen Familie mit blutiger Hand aufräumte, um den Söhnen seiner Favoritin die Erbfolge zu sichern.

Es war dies die schöne Zoraya (d. i. Siebengestirn, Plejaden), von der nicht sicher bekannt ist, ob sie eine Maurin oder Christin war. Spanische Chronisten nennen sie Isabel de Solis. Dieser Herzensbezwingerin zu Liebe ließ der Wüterich sich von seiner Gattin Aïscha scheiden und deren Söhne, bis auf einen, dem mit Hilfe der Mutter die Flucht gelang, enthaupten. Der Gerettete (er entkam mittels eines von Aïscha aus Frauenkleidern zusammengeknüpften Seiles vom Comaresturm in die Tiefe der Darroschlucht) war Abu Abdallah, von den Spaniern Boabdil genannt, der letzte granadinische König ... Unter ihm erreichten die inneren Wirren, Fehden zwischen den führenden Geschlechtern und der Bürgerkrieg ihren Höhenpunkt, während gleichzeitig die Bedrängnis durch das katholische Königspaar Ferdinand und Isabella zur Katastrophe drängte.

So kam der erschütternde Tag, an welchem die Zeichen des Islam von den strahlenden Kuppeln und Minareten sanken und das Maurentum nach fast achthundertjähriger Herrschaft den Todesstoß erhielt. Am Morgen des 2. Januar 1492 pflanzte der Kardinal Don Pedro Gonzalez auf dem höchsten Turm der Alhambra das Kreuz. Weithin strahlte sein silberner Glanz bis in die Ebene von Armilla, wo das Christenheer lagerte. Als das heilige Zeichen sichtbar wurde, fielen die Sieger ins Knie und stimmten das Tedeum an. Abu Abdallah und die Seinen erhielten freien Abzug und gingen ins Exil des unwirtlichen Alpujarras-Gebirges, später nach Afrika ... So endete die zu Zeiten so glorreiche, im Lichte einer hochentwickelten Kultur strahlende Herrschaft der Araber in Spanien.

* * *

Unsere Ausführungen über die westlichen Araber würden eine Lücke aufweisen, wenn wir nicht auch ihres Aufenthaltes auf Sizilien gedächten. Trotz gewisser, in der Natur der Sache begründeter verwandter Erscheinungen mit jenen auf spanischem Boden, tritt uns auf der herrlichen Insel gleichwohl das Arabertum in wesentlich

Digitized by Google

anderer Gestalt entgegen, wie dort. Man möchte hierbei in erster Linie an die klassischen Erinnerungen des Landes denken, welche möglicherweise in das arabische Geistesleben eingesickert sein könnten, oder an die Einwirkungen dieses uralten Kulturbodens, mit seinen Denkmälern einer glänzenden Vergangenheit, Vorbedingungen, welche auf der iberischen Halbinsel nicht gegeben waren. Gleichwohl liegt es an etwas anderem: an der eigentümlichen Verschmelzung der moslemischen Kultur mit dem geistigen, gesellschaftlichen und politischen Leben der späteren normannischen Eroberer, eine Verschmelzung des Orients mit dem Okzident, wie sie nirgend sonstwo stattgefunden hat.

Der Gang dieser Ereignisse ist in Kürze der folgende. Schon einige Jahre vor der Landung Tariks auf spanischem Boden war der ommejadische Feldherr Musa in Sizilien eingebrochen, um die Insel zu brandschatzen und mit reicher Beute wieder zu verlassen (704). Verheerende Plünderungszüge dieser Art wiederholten sich im Laufe der Zeit immer wieder, bis endlich — hundertunddreiundzwanzig Jahre nach dem ersten Erscheinen des Sarazenen — der Islam endgültig auf der Insel Fuß faßte. Das war zur Zeit der **Aghlabiten**, Nachkommen des im tunisischen Kairuan unabhängig gewordenen abbassidischen Statthalters Ibrahim Ibn al Aghlab. Dank der Hartnäckigkeit der Byzantiner ging die Eroberung trotz der engen Verhältnisse im räumlichen Sinne viel langsamer von statten als in dem ausgedehnten, aber durch und durch morschen Westgotenreich in Spanien. Zunächst bedurfte es einer einjährigen Belagerung, um Palermo zu Fall zu bringen (831) und es verging fast ein halbes Jahrhundert, bis Syrakus (879) und ein weiteres Menschenalter, bis Taormina (902), das letzte Bollwerk der Christen, in die Gewalt des Feindes kamen.

Nun folgte eine Zeit innerer Wirren, Fehden und Empörungen, welche der tatkräftige Begründer der Dynastie der **Fatimiden** (vergl. Seite 165), **Obeid Allah**, im Lande hervorrief. Nachdem er auf der Landspitze von Thapsus, Sizilien gegenüber, die Seefestung Mahdieh als vorläufige Residenz erbaut hatte, zog er als Eroberer aus, unterwarf sich den aghlabitischen Besitz und den größten Teil von Nordafrika, schließlich auch Ägypten, wo das neu gegründete Kahira der Mittelpunkt des mächtig aufstrebenden fatimidischen Chalifats wurde. Auf Sizilien scheinen indes die zerrütteten Verhältnisse noch ein Menschenalter hindurch angedauert zu haben, bis es dem fatimidischen Statthalter, **Hassan Ben Ali**, dem Kelbiden, durch einen Gewaltstreich gelang, die Macht an sich zu reißen und die Insel zu einem selbständigen, in seiner Familie erblichen Emirate zu machen.[1])

Das war Mitte des 10. Jahrhunderts. Die fatimidische Herrlichkeit währte aber nur durch etwa 120 Jahre, denn 1071 hatten sich die Normannen von Unteritalien aus der Insel bemächtigt, allerdings wie ihre Vorgänger, nur schrittweise und nach heftigen Kämpfen. Als der normannische Eroberer **Roger** Sizilien betrat, hatte das Land bereits völlig ein orientalisches Gepräge angenommen, und zwar nicht nur in Bezug auf die Lebensverhältnisse, sondern auch rücksichtlich der Landeskultur, indem die Umgebungen der großen Städte, die Ebenen und Täler sich mit einer Vegetation bedeckt hatten, die aus Asien und Afrika eingewandert war. Dank dem milden Klima und einem fürsorglich angelegten Bewässerungssystem gediehen die vegetabilischen Fremdlinge vorzüglich auf dem fremden Boden, vornehmlich die Baumwollstaude und das Zuckerrohr, die Dattelpalme und der Myrrhenstrauch, der Safran und die Banane, neben den einheimischen Agrumen und der Weinrebe. Daher die Pracht der Gärten, in

[1]) **Weil**: „Gesch. d. isl. Völker", 293 ff.

Digitized by Google

welchen sich Villen und Landsitze im zierlichen arabischen Baustiele verbargen, die vielen lebendigen Wasser, Kaskaden und Fontänen, der herrliche Rosenflor und die üppigste Blumenherrlichkeit. Daher auch der zu den Reizen der Natur und Kunst hinneigende Geist, die heitere Lebensfreude, der Sinn für die edleren Genüsse des Daseins, wissenschaftliches Streben und dichterischer Wetteifer.

In diese fremdartige Welt waren die nordischen Ritter nicht nur mit erklärlichem Erstaunen getreten, sondern sie ließen sich von deren Zauber unwillkürlich bestricken. Fern von aller Vernichtungswut wilder Eroberer, ja im Gegenteile, von den vorgefundenen Sitten, den Reizen des Landes und der in ihren Augen imponierenden Kultur mächtig angezogen, fügten sich die Fremdlinge um so bereitwilliger in die Verhältnisse der Insel, als angesichts der Minderzahl der ersteren eine durchgreifende Änderung des Bestehenden ein undankbares und zweckloses Vorgehen gewesen wäre. Kurz, die Araber blieben, was sie waren, ja sie fanden an den fremden Machthabern wohlwollende Stützen, die in einer Weise zu den morgenländischen Sitten hinneigten, daß sie weit eher für orientalische als europäische Herrscher gelten konnten. Schon Graf Roger, der Eroberer, duldete keinen Glaubenszwang, führte die arabische Sprache am Hofe und in der Verwaltung ein, pflegte arabische Wissenschaft und Dichtung und scheint — wenn man dem einheimischen Chronisten Falkand Glauben schenken darf — auch dem Haremsleben Geschmack abgewonnen zu haben. Noch weiter ging Robert II., der den Königstitel angenommen hatte und sich mit gelehrten und angesehenen Arabern umgab. Noch von Wilhelm dem Guten (Ende des 12. Jahrhunderts) erzählte man, er wähle seine Veziere und Kämmerer, Regierungs- und Hofbeamten aus den Moslemin. Diese prunkten mit kostbaren Gewändern, feurigen Pferden, großem Gefolge u. s. w. Der König las und schrieb arabisch. Sein Wahlspruch war: „Gepriesen sei Allah, gerecht ist sein Lob."

Wenn es von Graf Roger zweifelhaft ist, daß er an dem morgenländischen Frauenleben nach arabischem Zuschnitt Gefallen fand, ist von Wilhelm dem Guten verbürgt, daß in seinem Palaste eine Art Harem bestand, d. h. ein Schwarm von Damen, welche durchwegs Mohammedanerinnen waren, die so großen Einfluß hatten, daß sie sich auf das Proselytenmachen verlegten und ihre christlichen Mitbewohnerinnen für den Islam gewannen. Man glaubt den Bericht von dem Tode eines Chalifen oder Sultans zu hören, wenn man Falkands Beschreibung von der Leichenfeier Wilhelms I. liest. Die vornehmsten Frauen Palermos, in Trauerkleider gehüllt und mit fliegenden Haaren, umstanden jammernd den Palast, während ihre Dienerinnen mit Wehrufen die Stadt durcheilten. Die Lustbarkeiten am Normannenhofe erhielten vornehmlich durch die arabischen Dichter ein völlig orientalisches Gepräge. Man kann sich kaum einen seltsameren Kontrast denken, als den Inhalt der den christlichen Herrschern gewidmeten Kassiden und den Persönlichkeiten, denen sie galten: die alten, wohlbekannten altarabischen Vorbilder, das Beduinenleben, die Wüste, „Majjas verlassene Wohnung" und „Ablas Verschwinden" mit der fortziehenden Karawane, „Sodas Grausamkeit" und „Nomas Klage" u. dgl. m. Und dann wieder das Lob der fremden Fürsten, wie es beispielsweise Ibn Omar zum Preise Rogers angestimmt, der „mit flüssigen Rubinen" gefüllte Becher, den der Dichter zum Wohle des Herrschers leert, denn

Nichts bess'res als Siziliens Wein,
Um sich vor Sorgen zu bewahren;

Digitized by Google

Trink denn in deinem Reich, vor dem
Nichts sind die Reiche der Cäsaren.

Wer hat nicht von dem orientalischen Hofhalt des großen deutschen Kaisers Friedrich II. gehört, der in Palermo aufwuchs, als diese Stadt noch eine vorwiegend mohammedanische Bevölkerung hatte? Arabische Gelehrte waren sein täglicher Umgang, in seinen Schlössern hausten Astrologen aus Bagdad mit langen Bärten und wallenden Gewändern, und schöne Tänzerinnen zierten die festlichen Gelage. Sie tanzten auf rollenden Kugeln, sangen und schlugen silberne Cymbeln. Natürlich blieb dem Kaiser die üble Nachrede nicht erspart. Sogar der Papst verstieg sich zu der Behauptung, daß Friedrich sich sarazenische Weiber halte und selbst im Felde ein Harem mit sich führe, von mohammedanischen Pagen sich bedienen und seine Gattin von Eunuchen bewachen lasse.



Motiv aus der „Zisa".

Mag in all dem vieles übertrieben sein, so ist gleichwohl nicht zu leugnen, daß das moslemische Leben auf Sizilien, von seinem freigeistigen Zuge ganz abgesehen, sich im großen und ganzen in demselben Geleise bewegte, wie dasjenige an den maurischen Höfen in Spanien. Auch bestanden zu Zeiten zwischen beiden Ländern die lebhaftesten Beziehungen. Von dem sizilianischen Dichter Ibn Hamdis, wohl dem größten des Landes, weiß man, daß er vorübergehend am Hofe des Abadiden Al Motamid verweilte. Seine poetischen Schöpfungen, sowie diejenigen seiner anderen Brüder in Apoll — Ibn Tubi, Abul Hassan, Abu Musa, Mohammed Ibn Isa u. a. — vermitteln uns interessante Einblicke in das arabisch-sizilianische Liebesleben. Dem erstgenannten werden zahlreiche Liebschaften und tolle Streiche nachgesagt, unter anderem ein übermütiges Abenteuer in einem Nonnenkloster, in welches der Dichter mit seinen Zechgenossen eingedrungen war, um daselbst ein Gelage mit Tänzerinnen, Sängerinnen und Flötenspielerinnen zu inszenieren. In milderem Lichte erscheint uns dieser Streich, wenn wir erfahren, daß es durchaus nicht auf eine Ängstigung oder gar auf eine Bedrohung der frommen Nonnen, sondern lediglich auf den edlen Tropfen des Klosterkellers abgesehen war.

Oft nach dem Kloster eilten wir bei Untergang der Sonne;
Verschlossen fanden wir das Tor, bewacht von einer Nonne.

Digitized by Google

Es lockte uns zu ihr der Duft, den sanft aus ihrem Keller
Und mit geheimnisvollem Hauch ergoß der Muskateller.

Die tolle Lustbarkeit scheint den Klosterfrieden nicht sehr gestört zu haben. Denn nachdem ein Faß um das andere geleert war, versammelten sich die Zechkumpane in einem Gartenhof „voll schlanker Bambusbäume".

Viel Mädchen, wie der Vollmond schön, erfüllten seine Räume,
Und einer, den zum König dieses Festes wir erwählten,
Gebot den Sorgen und dem Gram, daß sie kein Herz mehr quälten.
Auch schwand von Trübsinn jede Spur, sobald mit leisen Tönen
Die Saiten bebten, sanft bewegt von jungen Schönen.
Die erste schlang in ihrem Arm die Laute; ihr zur Seite
Hielt eine Flöte wie zum Kuß an ihrem Mund die zweite,
Und eine dritte sah'n im Takt die Füße wir bewegen,
Indes das Tamburin erscholl von ihrer Hände Schägen.[1])

Noch im Alter, fern von der Heimat, pries Ibn Hamdis das geliebte Sizilien, das Eiland, das „Frauen und Männer voll Geist und Witz umschloß" ... Dies läßt auf ein geselliges Leben schließen, wie es uns im ommejadischen Cordoba, im abbadidischen Sevilla und in Granada zur Zeit der Naßriden vor Augen trat. Soweit die Dichter in Betracht kommen, begegnet man derselben Feinfühligkeit, den stimmungsvollsten und zartesten Herzenstönen, getragen von einer edlen bilderreichen Sprache, die meist zu feuriger Begeisterung auflodert.

Von Ibn Tubi, einem der temperamentvollsten Vertreter leidenschaftlicher Liebe, sind die nachstehenden zwei sinnigen Gedichte:[2])

Nicht andre Wunder wirkt der Zauber,
Als ihre Anmut auch;
Der Ambra duftet anders nicht,
Als ihres Atems Hauch.

Wir wußten nicht wo sie verweilte,
Doch es verriet alsbald
Ein Wohlgeruch, der ihr entquoll,
Uns ihren Aufenthalt.

O, wenn ich nie mehr sie umarmen soll,
So mag mein Leben enden;
Ihr Antlitz nur, nur ihre Blicke sinds,
Die mir das Dasein spenden.

Wenn jemals dürstend du in langen Zügen
Am Quelle trankst, so wisse:
Gering war deine Wonne gegen meine,
Wenn ihren Mund ich küsse.

Im Gegensatze zu diesem leidenschaftlichen Ergusse, prägt sich in einem Gedichte Abul Hassans an die abwesende Geliebte eine entsagungsvolle, die lauterste Neigung ausdrückende Stimmung aus:

O Gazelle, die der Schöpfer ganz aus Reiz und Schönheit schuf,
Laß mich ein in deine Gärten! Höre meinen Flehensruf!
Ihre Beete nicht zertreten will ich, keine Früchte pflücken,
Nein, am Anblick all der Reize meine Blicke nur erquicken.[3])

Daß die arabischen Sizilianerinnen auch in der Kunst der Koketterie geübt waren und das Hinhalten so gut verstanden, wie nur irgend eine launenhafte Schöne unserer Zeit, beweisen die Verse Abd al Halims:

[1]) Schack, a. a. O., II, 18.
[2]) Nach der Übersetzung von Schack, a. a. O., II, 30.
[3]) Ibd. 43.

Digitized by Google

Klag' ich ihr mein Weh, so spricht sie: „Hoff' auf keine Huldbezeigung!
Lästig wirst du; aus der Seele tilg' dir gänzlich diese Neigung!"
Berg' ich dann mein Leid im Herzen, sagt sie wieder: „Wundersam!
Deutlich zeigst du durch dein Schweigen, daß nicht tief dein Liebesgram."
Also, wenn ich mich ihr nahe, weist sie mich zurück voll Kälte,
Während, wenn ich scheu sie meide, wieder ich als kalt ihr gelte.
Meinen Liebesklagen zürnt sie, Schuld in meinem Schweigen sieht sie,
Unmut fühlt sie, wenn ich fern bin, aber nah' ich ihr, so flieht sie.[1])

Gleich den spanisch-arabischen Dichtern liebten es auch die sizilianischen, ihre lyrischen Ergüsse mit Naturschilderungen arabeskenhaft zu verschnörkeln. Gewiß ist, daß ihnen wahres Naturempfinden nicht abgesprochen werden kann und der Zauber, der von den herrlichen Gärten mit ihren in Gold und Farben schimmernden Pavillons, den Teichen und rieselnden Bächen, dem Blumenduft und Baumesschatten ausging, mußte die Phantasie anregen, die Stimmung heben. Zudem waren gerade solche Schlösser und Villen der Schauplatz fröhlicher Symposien, oder die sicheren Verstecke, in welchen die Liebe ihren Schlupfwinkel hatte, oder sie schlossen den Gegenstand stiller, hoffnungsloser Neigung ein. Berühmte solche Stätten waren das Schloß Manssurija, welches Ibn Omar feiert und die „Favara" (Quelle), welche der Dichter Abdurrahman „das Schloß der Schlösser", den „wonnevollen Aufenthalt am Rand der zwei Gewässer" nennt. In dem Garten der Favara ergossen sich neun Bäche in einen See, in dessen Mitte eine orangenbewachsene Insel mit Pavillon lag. Reich bemalte und vergoldete Barken lagen für Lustfahrten bereit, auf welchen König Wilhelm seine Frauen mitzunehmen pflegte. Ein anderes derartiges Villengebäude — die „Zisa" — ist noch erhalten und zeigt eine Quellkaskade unter arabischem Tropfsteingewölb.

In diese Idylle der springenden Wasser, flüsternden Palmen und der lauschigen Boskette mit ihrer Blütenpracht hat Abdurrahman seine erotischen Verse in verschlungenen goldenen Arabesken hineingewoben. Auf was all diese symbolisierende Versekunst hinauswill, zeigen die beiden Schlußverse:

Blüht, Bäume, fort und fort und gönnt der Liebe sanften Schatten,
Indes die Freundin mit dem Freund ausruht auf diesen Matten.

Dann wieder begegnen wir all der überschwänglichen Bilderfülle und der ausartenden Phantastik, wie wir sie bei den arabischen Dichtern Spaniens kennen gelernt haben. So sieht sich Mohammed Ibn Isa veranlaßt, bei Empfang eines Schreibens von geliebter Hand zu nachstehenden hyperbolischen Vergleichen zu greifen:

Als ich das Siegel brach, wie füllte Duft
Von Ambra und von Moschus da die Luft!
Mir war, als ob durch Gärten voll von Myrten,
Lilien und Rosen meine Blicke irrten.
Ich sah ein Blatt, hell wie der Himmelsbogen,
Und Reih'n, schwarz wie die Nacht, die es durchzogen,
Und perlengleiche Worte, die an ihnen
Wie Diamanten hingen und Rubinen.
Dem Kranken könnte jeden Schmerz vertreiben,
Vom Grab den Toten wecken solch' ein Schreiben.[2])

[1]) und [2]) Übersetzungen von Schack, a. a. O., II, 44, 45.

Digitized by Google

Daß die Herrschaft der Hohenstaufen auf Sizilien, der kunstliebende Hof zu Palermo unter Friedrich II., seinen Söhnen Manfred und Enzio, große Anziehungskraft auf die Gebildeten der übrigen Länder Europas ausgeübt hat, ist unschwer zu begreifen. So fanden sich zu den Vertretern des geistigen Adels arabischer Herkunft nach und nach auch solche deutscher, italienischer und französischer Nation, provençalische Troubadours, Dichter fremder Zungen, Sänger und Musiker. Manfred selbst führte in diesem Kreise den Vorsitz, und so darf man wohl glauben, daß es nicht nur ein Königshof, sondern zugleich ein Minnehof war. Denn mit den fremden Gästen kamen auch die Schönen der betreffenden Länder. Da mochte dann mancher feurige Sarazene sich von dem Zauber der fremdartigen schönen Erscheinungen bestrickt fühlen, wie beispielsweise jener Dichter Abu Musa, der in einem seiner Gedichte — welche nach zeitgenössischem Zeugnis so schön gewesen sein sollen, daß sie jede Wunde heilten — offen bekennt, ein Christenmädchen zu lieben. Augenscheinlich waren es ihrer mehrere, in allen Fällen aber sicher keine Sizilianerinnen, denn der Dichter beteuert:

Gefallen find' ich nur an euch, ihr Blonden, sonst an keinen,
Und jede andre Schönheit will mir häßlich nur erscheinen.

So hätte uns der lange, blütenbestreute Weg glücklich von „Majjas öder Wohnung über Lagertrümmer" zu dem blonden Gretchen Schwabens geführt, das der Lauf der Dinge als nordischen Wandervogel in das duftige Nest der „goldenen Muschel" Palermos sich einnisten ließ, wo es das heiße Herz eines sarazenischen Dichters auflohen machte. Kaum ein anderer Sachverhalt spricht deutlicher dafür, wie sich hier Abendland und Morgenland innig berührten, Glaubens- und Rassenunterschied wie Nebel zerflossen ... Die deutsche Maid mit gesenktem Blick vor den glutäugigen Sarazenen: mit diesem Bilde nehmen wir Abschied vom arabischen Kulturleben des Mittelalters.



Fellahfrauen aus Tanta (Ägypten). 11

Digitized by Google



Beduinenzelt.

Fünfter Abschnitt.

Die Araber in der Gegenwart. (I.)

Die asiatischen Araber.

Denselben Weg, den wir in unserer geschichtlichen und kulturhistorischen Schilderung von den Arabern der Vorzeit und des Mittelalters genommen — von Hocharabien über das südliche Vorderasien und den ganzen Nordrand von Afrika bis zum Ufer des Guadalquivir — werden wir ein zweites Mal zurücklegen müssen, um die Araber der Gegenwart kennen zu lernen. Unsere Aufgabe, die wir auf dieser zweiten Wanderung zu lösen haben werden, ist eine rein ethnographische. Die glänzenden Bilder der Vergangenheit sind verblaßt, die Herrlichkeit der Chalifen und ihrer Abkömmlinge hüllt sich in verschwommene Erinnerungen, die mehr Märchen als Geschichte sind. Nur dunkel erinnert man sich da und dort der Vergangenheit.

Wie bei Beginn unserer Ausführungen, tritt uns auch diesmal, in der Betrachtung der Lebensweise, Sitten, Charaktereigenschaften u. s. w. der echten Araber in ihren Ursitzen ein Gesamtbild vor Augen, das so viele verwandte Züge mit jenen Erscheinungen bietet, mit welchen die Geschichte des Arabertums beginnt, daß man meinen möchte, alle arabisch-moslemische Kultur sei nur ein aufflackerndes Feuer gewesen, das in seiner eigenen Asche erstickte. Aber dem ist nicht so. Die Geschichte kennt kein zweites Volk, das sich zu einer bedeutsamen Kultur entwickelt hätte, ohne daß der eigentliche Kern dieses Volkes berührt worden wäre. Die das Innere der Halbinsel bewohnenden Araber haben ihre Eigenart fast unverändert seit den ältesten Zeiten bis auf den Tag bewahrt. Nicht diese, meist dem Wanderleben ergebenen Stämme, sondern die seßhaften Araber des Westens (Hedjaz) und des Südens (Yemen) der Halbinsel waren die Bannerträger des Islam, die Begründer der arabischen Weltherrschaft, die Wurzelstöcke, aus welchen die machtvollen Dynastien hervorblühten. Wohl lag es in der Natur der Sache, daß die den Eufrat-Tigrisländern zunächst siedelnden Wüstenstämme, vom Tatendrange ge-

Digitized by Google

trieben, aus ihren Heimsitzen hinausdrängten und die Schlachtreihen der ommejadischen Eroberer verstärkten; aber es war doch nur die Parteigängerschaft, welche diese wilden Streiter für die Sache des Islam aus ihrem Schlupfwinkel auf die große Weltbühne lockte. Ausschlaggebend für die Gestaltung der Dinge waren indes gleichwohl nur die aus der Umgebung des Propheten hervorgegangenen Träger der islamitischen Macht, also die Mekkaner und Medinesen und später die Damaszener. Die Abbassidenherrschaft endlich war so sehr von fremden, nicht arabischen (vorwiegend persischen) Elementen durchsetzt, daß die Wüstenstämme gar nicht mehr in Frage kamen. Ja, im Gegenteil: die den Beduinen angeborene Abneigung gegen die geschlossenen Niederlassungen, ihre Verachtung gegen die Städter und das mächtige Freiheitsgefühl, das sie in allem und jedem leitet, waren die Veranlassung jener unüberbrückbaren Kluft, welche das unabhängige Arabertum des Stammlandes von Bagdad und seinem dynastischen Glanz trennte.



Arabische Dorfkinder. Ph.

Indem wir also mittelarabischen Boden betreten, dürfen wir mit gutem Rechte Verhältnisse erwarten, die sich kaum wesentlich von jenen unterscheiden dürften, welche vor dem Islam und zur Zeit seiner Weltherrschaft dortselbst herrschten. Selbstverständlich soweit es sich um die Wanderstämme handelt. Mittelarabien und Beduinentum sind aber durchaus nicht identische Begriffe. Das Land beherbergt nämlich eine sehr zahlreiche seßhafte Bevölkerung, welche von Alters nicht vorhanden war und für welche die dortselbst zur Zeit herrschenden Verhältnisse maßgebend sind. Hier haben sich, begünstigt durch die örtlichen Bedingungen, an den uralten Handelswegen, welche vom südöstlichen Mesopotamien und vom Persermeere nach Westen, Südwesten und Nordwesten (Hedjaz, Yemen und Syrien) ziehen, Anläufe zu staatlichen Gebilden fühlbar gemacht und in einem dieser festen organisierten Herrschaftsgebiete — im Nedjd — ist überraschender Weise eine Reformbewegung religiöser Natur hervorgegangen, und zwar mit so gewaltiger Expansivkraft, daß man unwillkürlich an die

Digitized by Google

Zeiten Mohammeds erinnert wird. Es ist dies die Sekte der Wahabiten, auf die wir später noch zurückkommen werden.

Die seßhafte Bevölkerung Mittelarabiens nimmt zwei Hauptgebiete ein: die Landschaft des Dschebel Schammar und das Nedjd (d. i. Hochland), womit jedoch nur ein Teil des von der Sekte der Wahabiten besiedelten Gebietes gemeint ist. Von diesen Gegenden hatte man noch vor einem halben Jahrhundert kaum die dürftigsten Nachrichten. Als Layard[1]) die assyrischen Ausgrabungen zu Ninive leitete, kam er mit Schammar-Beduinen in Berührung, d. i. mit einem Stamme, dessen Heimat rund 1000 Kilometer in der Luftlinie entfernt ist. So weit also, über den Eufrat und ganz Inner-Mesopotamien hinweg, führte der Wandertrieb diese unsteten Söhne Mittelarabiens. Ungefähr um dieselbe Zeit gelang es dem finnländischen Orientalisten Wallin[2]) von Palästina her durch die gefährlichen Stein- und Sandwüsten bis in das eigentliche Schammarland vorzudringen und das Land aus eigenem Augenschein kennen zu lernen. Die Überraschung, welche diese Kunde brachte, war um so bedeutsamer, als hierdurch der Schleier von Zuständen hinweggezogen wurde, die im Bereiche der islamitischen Welt als unerhört gelten konnten. Der Dschebel Schammar war keine Wüste, sondern ein Kulturland, gut bewässert und ertragsreich und ein Hort der Ordnung. Damit hatte auch eine primitive Gesittung Platz gegriffen, gegenüber welcher das freie Arabertum der Wüste die nackte Barbarei ist. Natürlich bedurfte es einer eisernen Faust, um die zügellosen Elemente, welche seit Menschengedenken nur Raub und Blutrache, Fehde und Unbotmäßigkeit kannten, zu zügeln.



Städtische Araber. B.

Der Mann, dem diese Faust zu eigen war, hieß Abdallah Ibn Raschid. Er war zur Zeit der größten wahabitischen Machtentfaltung Statthalter des Wahabikönigs, hatte sich aber bald unabhängig gemacht und die Herrscherherrlichkeit der „Tempelstürmer Hocharabiens" auf eigene Rechnung geführt. Zunächst mußte man die Beduinen über die Unhaltbarkeit ihrer Störigkeit und Zügellosigkeit handgreiflich belehren und als

[1]) Layard: »Niniveh and its Remains.«

[2]) Im »Journ. of the Geograph. Society«, 1851 ff.

Digitized by Google

sie ganz unerwarteter Weise herausfanden, daß Besitz und Ordnung gar nicht so verabscheuungswürdige Dinge seien und manchen Vorzug vor dem romantischen Strauchritterleben und den davon unzertrennlichen Hunger hätten, bildeten sie nach und nach eine ansässige Bevölkerung, die sich rasch vermehrte. Immer wieder fielen andere Wüstenritter von ihren Gewohnheiten ab, verlegten sich aufs Palmenpflanzen und Ackern, um nur ab und zu (im Frühling und Sommer) mit ihren Herden in die Steppe zu ziehen. Daheim wurden aus den Zelten Hütten, aus diesen Lehmhäuser, schließlich Dörfer und sogar Städte, unter diesen Haïl als Hauptstadt des ganzen Schammarlandes.

Als Wallin in letzterer Stadt weilte, schätzte er sie auf etwas über 200 Häuser (Familien); der Engländer Palgrave[1]), der etwa 20 Jahre später dort war, gibt bereits 20.000 Einwohner an. Kurz nachher war Carlo Guarmani dort, im Jahre 1877 der Engländer Dougthy, 1880 Huber. Schon zu Palgraves Zeit umschlossen die Mauern und Türme einen Raum, der reichlich 300.000 Bewohnern Platz bieten konnte. Derselbe war jedoch größtenteils mit Gärten ausgefüllt. Andere Gärten mit zahlreichen Landhäusern schließen außerhalb der Befestigungen an und in der Ferne deuten dichte Palmenhaine die Anwesenheit von Dörfern an. Den damaligen Beherrscher des Schammarstaates, Telal (Sohnes von Abdallah), nennt der englische Reisende ein Muster eines patriarchalischen Fürsten. Von literarisch gebildeten und staatsklugen Männern umgeben, führte Telal ein strenges aber gerechtes Regiment. Mit seiner hohen Burg, seinen Kanonen und den malerischen Garden verstand er es, den Beduinen ungeheuer zu imponieren. Nach Art der längst zur Mythe gewordenen Machthaber aus der Chalifenzeit, übte Telal neben allen seinen Herrschersorgen die Gastfreundschaft in großartiger und peinlicher Weise und förderte, nach den geschichtlichen Vorbildern, die Dichtkunst mit munifizenter Freigebigkeit. Der französische Reisende Guarmani war Zeuge, wie Telal einem blinden Dichter 100 spanische Taler, einen vollständigen Anzug, ein Pferd und ein Dromedar schenkte. Derselbe Berichterstatter hebt die herrschende Ordnung hervor, die bedeutenden Warenlager und Magazine, die gefüllten Kaufladen und den belebten Verkehr. Früher zogen die schiitischen Mekka-Karawanen durch das Wahabitenreich; da sie aber hier als bestgehaßte Ketzer argen Quälereien ausgesetzt waren, hatte es für Telal keine Schwierigkeiten, diese Pilgerkarawanen zu veranlassen, ihren Weg über Haïl zu nehmen. Glaubenszwang besteht nicht; Juden und Christen können sich im Lande frei bewegen.

Die Erfolge Telals — dieses Wundermannes der Neu-Araber — beschränkten sich aber nicht lediglich auf sein engeres Herrschaftsgebiet am Dschebel Schammar. Südöstlich von diesem erstrecken sich die beiden blühenden Landstriche Ober-Kasim (Kasim el ala) und Unter-Kasim (Kasim el auta), ersteres ein von duftigen Kräutern bestandenes Weideland mit muldenförmigen Einsenkungen, in welchen die palmenbeschatteten Dörfer liegen, Unter-Kasim eine weitgedehnte, von Städten und Dörfern besetzte Ebene, mit herrlichen Palmenhainen, Brunnen und Wachtürmen. Beide Länder trennt ein etwa 60 Meter hoher Absturz und es soll einen wunderbaren Anblick gewähren, wenn man — entgegen der landläufigen Vorstellung von der Gestaltung des inneren Arabien — von jenem Höhenrande plötzlich das fruchtbare, dichtbevölkerte Land überschaut ... Einst waren beide Kasim wahabitisch, seit Telals Zeit ist es nur mehr Unter-Kasim, denn

[1]) W. G. Palgrave: „Reisen in Arabien", Leipzig 1875 (Übersetzung des englischen Originalwerkes »Narrative of a year's journey through central and eastern Arabia 1862—1863«, London 1865).

das obere Land fiel auf Grund der Volksbestimmung an Telal, wobei wohl ein sanfter Druck seitens des mächtigen Schammar-Fürsten ausgeübt worden sein mochte.[1])

Zur Vervollständigung unseres Überblickes über die heutigen Verhältnisse in Inner-Arabien ist es notwendig, der weitaus mächtigsten Bewegung zu gedenken, welche seit Mohammeds Zeiten das seit Jahrhunderten wie im Todesschlaf ruhende Land erfaßte ... Wenn man auf einer Reise von Unter-Kasim gegen Südosten die zum Teil mauerumgürteten Städte, von welchen früher die Rede war, hinter sich hat (Ujun, Bureide, Oneize, Ras, Schabra u. s. w.), so ändert sich plötzlich das Landschaftsbild. Man hat im Vorblick das rauhe, wildzerklüftete, in der Mitte zu einem Plateau ansteigende Towaïk-Gebirge vor sich, d. i. das Nedjd im wahren Sinne, die Heimat der Wahabiten und der edelsten Pferderasse der Welt.



Städtische Araberin.

Nichts vermag uns ein zutreffenderes Bild von der innerarabischen Welt zu geben, als ein kurzer Abriß aus der Geschichte des Wahabismus. Es war eine reformatorische Bewegung mit möglichst kriegerischem Nachdrucke, die von dem kleinen, unansehnlichen Orte Horeimla ausging, um nach und nach einen großen Teil von Arabien, vom Eufrat bis weit in den südarabischen Sandozean hinein, von den heißen Ufern des Persergolfes bis zu den Prophetenstädten im Hedjaz mit sich fortzureißen. Im Jahre 1750 war in dem genannten Orte ein Prophet aufgetreten, dem die ketzerischen Ausartungen des wahren Glaubens sehr zu Herzen gingen. Er hieß, wie jener andere Religionsstifter, Mohammed, und war der Sohn Abd ul Wahabs. Was er anstrebte, war nicht eigentlich eine Reform des Islam, sondern vielmehr die Wiederherstellung des ursprünglich reinen Monotheismus, mit Ausschluß der

[1]) Auch die auf der Route von Hocharabien nach Syrien gelegene Oase Dschauf (Dschof), das einzige Zugangstor auf diesem Wege, fiel in die Gewalt Telals. Die Oase, welche zwischen schroffen Wänden tief eingesenkt liegt, langgestreckt und von so klarem Wasser durchflossen, wie man es nirgend sonstwo in Arabien trifft, ist ein kleines Paradies, reich an üppigen Palmenhainen, Aprikosen- und Feigengärten, von Palästina durch eine schreckliche Steinwüste, vom Dschebel Schammar durch die todbringenden „Sandpässe" des den dritten Teil der arabischen Halbinsel bedeckenden ungeheuren Sandozeans „Nefud", getrennt. Hier hausen zwischen 35.000 bis 40.000 Einwohner, von denen es noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hieß, daß „einer leben und sterben konnte, ohne nur das Ende der Talmulde gesehen zu haben" (der damals herrschenden Unsicherheit halber), in Frieden und Wohlhabenheit, seit Telal sie unter sein Schwert gebracht hat. Auch Chaibar, das zur Zeit Mohammeds eine so große Rolle spielte und das auf der stark begangenen Route Hail-Medina liegt, brachte Telal unter seine Gewalt. Der Erfolg, den der Schammarfürst für sich hat, prägt sich vornehmlich darin aus, bis zu welchem Umfange er das

Digitized by Google

göttlichen Verehrung des Propheten, Beseitigung der Heiligen-Verehrung, des wundertätigen Treibens der Derwische und jeder Art von Abgötterei und Aberglauben. Hand in Hand mit diesen Grunddogmen liefen Verordnungen und Gesetze, welche eine einfache, streng-moralische Lebensweise dekretierten, Luxus und Tand verboten und das — Tabakrauchen untersagten.

Mohammed Ibn Abd ul Wahab war eine inaktive, schüchterne Natur und nie würde die islamitische Welt vor dem „Neu-Heiligen“ gezittert haben, wenn die Bewegung nicht von dem tapferen Fürsten des Tamim-Stammes, Ibn Saud, geleitet worden wäre. Es heißt, daß dieser Krieger mit nur sieben Dromedarreitern auszog, um die Araber für die neue Lehre zu gewinnen. Auch in diesem Falle scheint der Zauber der Persönlichkeit die ersten größeren Erfolge herbeigeführt zu haben. Der Anhang Ibn Sauds wuchs lawinenartig an und als sich ein mächtiges Heer zusammengefunden hatte, waren die bestgehaßten Schiiten die ersten, welche die Zeche bezahlen sollten. Ihre Glaubensstätten Nedschef und Kerbela stachen den Wahabiten sehr in die Augen. Am Beiramtage des Jahres 1801 erschien das Reiterheer Ibn Sauds in Kerbela, dessen Hosseinstempel zerstört und alles, was dem Schwerte erreichbar war, niedergemacht wurde. Die weggeschleppte Beute betrug 500 Kamellasten, doch war es den „Tempelstürmern“ nicht gelungen, in die Schatzkammer mit ihren fabelhaften Reichtümern einzudringen, da man unvorsichtiger Weise die Wächter (die einzigen, die um das Geheimnis des Zuganges wußten) erschlagen hatte.

Bald hierauf nahmen die Schiiten Rache für Kerbela, indem sie durch einen gedungenen Mörder den Nachfolger Ibn Sauds, Abd ul Aziz, erdolchen ließen. Die Mordtat ereignete sich in Deraje, der Hauptstadt des Wahabisreiches, als der „Chalif“ sich in der Moschee befand. Für die Rächer wurde die Sache dadurch nicht besser, denn der Nachfolger des Ermordeten und dessen Sohn, Saud — auch „der Große“ genannt — wurde der mächtigste und ruhmreichste Vertreter der neuen Dynastie. Unter ihm fiel der größte Teil Arabiens dem Wahabitenreiche zu. Zunächst wurden die heiligen Städte Mekka und Medina genommen, dann die Standarte Sauds auf den Küstenhöhen des Roten Meeres, bis hinab nach Mocha, aufgepflanzt, schließlich alles Land am Persergolfe (die ehemaligen Heimsitze der Karmaten) annektiert und der Imam von Mascat mit Krieg bedroht. Saud selbst ließ sich durch diese ungeahnten Erfolge keineswegs berauschen. Zwar zeigte er nicht übel Lust, sich zum Chalifen von Arabien aufzuschwingen, wie er auch sonst in seiner Residenz, in dem hochgelegenen Tarifa-Viertel des in Terrassen aufsteigenden Deraje, als ein ganzer König, von Garden und gepanzerten Mohren-Trabanten umgeben schaltete. Dabei aber ließ er nie die Bedürfnisse des Landes aus den Augen und hielt scharfe Wacht über seine Feinde, von welchen er erwarten durfte, daß sie sich zu tatkräftigem Handeln entschließen würden.

Indes erlebte Saud den Wandel der Dinge nicht mehr.[1]) Als sein Sohn Abdallah den Thron bestiegen hatte, war der osmanische Sultan entschlossen, seine durch

herumschwärmende und raubende Beduinenvolk seßhaft machte. Hierzu geben einige von Palgrave angeführten Zahlen den nötigen Anhaltspunkt. Im Stammlande — Dschebel Schammar — zählte man um das Jahr 1865 circa 100.000 Einwohner, welche 40 Städte und Dörfer innehatten; im Dschauf 400.000 Einwohner in 12 Siedelungen; im Chaibar 25.000 Einwohner in 8 Siedelungen; in Ober-Kasim 35.000 Einwohner in 20 Siedelungen. In Taima endlich 12.000 Einwohner in 6 Siedelungen. Alle diese Länder stellten damals 14.000 Krieger, wovon 6000 auf den eigentlichen Schammarstaat entfielen. Außerdem halte Telal sieben Beduinenstämme (neben dem eigentlichen Schammar die Scheräråt, Huêtât, Venu Atiê, Ma 'âle, Tai und Wahidie) im ganzen 430.000 Köpfe, sich unterworfen.

[1]) Er regierte von 1803 bis 1814.

Digitized by Google

die Taten der Wahabiten arg verblaßte Chalifenherrlichkeit wieder herzustellen. Wer aber die Kastanien aus dem Feuer zu holen hatte, waren die Ägypter. Auf Befehl von Stambul her sandte Mohammed Ali, der Vertreter des Sultans in Ägypten, seinen Sohn Tussun ins Feld. Die erste Expedition mißlang, denn das Ägypterheer wurde von den Wahabis in den öden Küstenpässen von Jambo (durch die es nach Medina hinaufgeht) vollständig geschlagen (1812). Dafür drang ein zweites Heer, ebenfalls unter Tussun, bis Byssel vor, wo das 25.000 Mann zählende Heer der Neu-Heiligen zersprengt wurde (1815). In dem folgenden Friedensschlusse wurden Mekka und Medina der Pforte wiedergewonnen. Gleichwohl traute man in Kairo den Verhältnissen nicht und so beschloß Mohammed Ali, den Stier bei den Hörnern zu fassen, d. h. in das Herz des Wahabitenreiches selbst vorzudringen. Diesmal war es ein anderer Sohn des ägyptischen Machthabers, der das Unternehmen leiten sollte: Ibrahim (1816). Unter Überwindung außergewöhnlicher Schwierigkeiten war ein erster Sieg bei Koneïn errungen. Dann wurde Ras belagert, Chabra erstürmt, Oneisa besetzt und im Jänner 1817 das Lager in Schakra bezogen. Als auch dieser wichtige Punkt in der Provinz Woschem gefallen war, konnte der Vormarsch in das eigentliche Nedjd angetreten werden. Unter Kämpfen und Entbehrungen aller Art erreichte Ibrahim am 6. April 1817 Deraje, das nach mehr als fünfmonatlicher regelrechter Belagerung (am 9. September) in die Hände der Ägypter fiel. Abdallah hatte, wenigstens was seine Person anbetrifft, nicht alle Hoffnung aufgegeben, und in der Voraussicht, Gnade zu finden, sich ins Hauptquartier Ibrahims begeben. Der übermütige Sieger erklärte, Abdallahs Familie schonen zu wollen, ihn selbst aber, da er (Ibrahim) nur der General eines Vasallen der Pforte sei, nach Kairo ausliefern zu müssen. So gelangte der letzte Wahabitenkönig, mit Wahrung des schuldigen Respektes für den einst so mächtigen „Chalifen", an den Hof Mohammed Alis, und von hier nach Stambul, wo ihm der Prozeß „wegen Empörung und Ketzerei" gemacht wurde ... Unter der „Platane der Janitscharen" im ersten Hofe des Sarajs fiel Abdallahs Haupt unter dem Henkerbeile.

Daß Ibrahim kein Eroberer nach herkömmlichem türkischen Zuschnitt war, bewies er durch die große Sorgfalt, welche er für das invadierte Land betätigte. Es wurden Straßen gebaut, Brunnen gegraben und der Handel (den die Wahabiten aus naheliegenden Gründen erschwerten) neu belebt. Eine größere Zahl edler Wahabiten wurde nach Kairo geschickt, damit sie einen weiteren Horizont, eine bessere Erziehung erhielten. Ibrahims Nachfolger aber griffen auf das alte System der Unordnung und Vergewaltigung zurück, das die Bedrückten zur Verzweiflung trieb. Kurz vor dem allgemeinen Sturmjahre 1848 griffen die Wahabiten zu den Waffen und verjagten die Garnisonen. Ein Armeekorps, das ausgesandt wurde, um die Empörer zu züchtigen, ging in der furchtbaren Sandwüste des Nefud unter. Als vollends Abbas Pascha von Ägypten in einer blödsinnigen Anwandlung den Plan ausheckte, sich zum „König von Arabien" ausrufen zu lassen und zu diesem Ende die in Kairo internierten wahabitischen Prinzen in die Heimat entließ, war das letzte Band zwischen der Pforte und dem Nedjd entzwei geschnitten, und Turki, der Sohn Abdallahs, zum König des neuen Wahabitenreiches erhoben.

Leider nahm diese zweite Epoche des Wahabismus einen wesentlich anderen Verlauf als die glorreiche erste. Turki hatte drei Stunden östlich von dem zerstörten Deraje in Riad seine Residenz aufgeschlagen, fiel aber bald unter dem Meuchlerdolche seines Vetters Mescheri. Unter Feyssal „dem Dicken" trat ein völliger Umschwung

Digitized by Google

ein. An Stelle der früheren kriegerischen Tatkraft trat ein starrer Zelotismus, den die bis zum Blödsinn unduldsamen „Meddejiten" ausübten. Von den 400 aufgestellten Todsünden genügte eine einzige, um von den Bütteln der Zeloten zu Tode geprügelt zu werden. So ging es rasch mit dem Ansehen und der Macht des Neuheiligenreiches herab, zumal als in dem Schammarfürsten Telal ein gefährlicher — weil tatkräftiger und erfolgreicher — Rivale aufgetreten war. Ihm fiel, wie wir früher gesehen haben, eine der schönsten Provinzen von Nedjd, Ober-Kasim, ohne Anwendung von Waffengewalt in die Hände. Die Nachfolger Fenssals trieben keine aggressive Politik mehr. Von den türkischen Truppen Bagdads, die sich in der einstigen Küstenprovinz des Wahabitenreiches am Persergolfe, El Hasa, festsetzten, von dieser Seite her im Zaune gehalten, beschränken sich die Taten der Neuheiligen auf gelegentliche Vorstöße (wie in letzten Zeiten gegen Kuweit) gegen die türkische Grenzprovinz, welche mit meist erfolglosen Streifzügen gegen den benachbarten mächtigen Beduinenstamm der Montefik abwechseln. Alle Großtaten der Vorfahren sind schon heute — kaum nach einem Jahrhundert — der Erinnerung halb und halb entschwunden.

Welche Erscheinungen bieten sich nun, da wir einen flüchtigen Einblick in das seßhafte Arabertum[1]) gewonnen haben, bezüglich des Frauenlebens innerhalb dieses Rahmens? Wir müssen gestehen, daß es sich ziemlich farblos gegenüber demjenigen unter den Wanderstämmen ausnimmt. Am besten ist es noch im Innern des Landes bestellt. Ein altes arabisches Sprichwort sagt: „Im Hochlande wohnen eherne Männer und keusche, stille Frauen", doch handelt es sich hier offenbar um eine Zeit, die längst vorüber ist. Die Wahabitinnen hatten, der strengen orthodoxen Strömung halber, die im Neuheiligenreiche Platz griff, hinsichtlich ihrer persönlichen Freiheit blutwenig, oder richtiger gesagt: gar nichts gewonnen. Aber unter den ersten Wahabitenkönigen hatten sich Sitte und Moral im Vergleiche zu den früheren unordentlichen Zuständen erheblich gehoben und bei dem Gerechtigkeitsinn der Machthaber fiel auch mancher Vorteil für die Frauen ab. So hatte der „große" Saud die leichtfertigen Ehescheidungen mit Nachdruck bekämpft; man brauchte sich nur des Ausdruckes „Ich schwöre bei der Scheidung" zu bedienen, um sich eine tüchtige Tracht Prügel zu holen. Außerdem brachte es der Glanz des nedjdäischen Königshofes, sowie die neubefestigte feudale Herrlichkeit der alten Adelsgeschlechter mit sich, daß die Frauen größeren Einfluß gewannen. Seitdem die Macht der Zeloten im früheren Bereiche des Wahabismus allenthalben gebrochen ist, erfreuen sich auch die Frauen aus dem Volke größerer Freiheit. In den Städten der beiden Kasim beispielsweise besorgen auf dem Markte und in den Warenläden nur Frauen das Verkaufsgeschäft.[2])

[1]) Nach Palgrave soll die seßhafte Bevölkerung des neuen Wahabitenreiches zu Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ungefähr 1,200,000 Köpfe betragen haben, während die Beduinen nur etwa 77.000 Köpfe zählten.

[2]) Die verhältnismäßig geringste Beschränkung zeigt das Frauenleben im Schammarstaate. Freilich spielen hier die Mädchen eine sittlich wenig beneidenswerte Rolle. Da sie — um uns eines landläufigen Ausdruckes zu bedienen — viel schwerer unter die Haube kommen, wie Witwen und geschiedene Frauen, trachten die Eltern ihre Töchter dem Erstbesten, der ihnen unterkommt, aufzuhalsen, und man hat hierbei vornehmlich die Fremden im Auge, da deren Abreise unfehlbar zur Scheidung führt. Ein Vorkommnis, von dem der Reisende Guarmani berichtet, beleuchtet diesen Sachverhalt in ziemlich drastischer Weise. Der arabische Begleiter des Reisenden, Mohammed, wurde in einem Städtchen des Schammarstaates stark gedrängt, ein hübsches Mädchen aus angesehener Familie zu heiraten. Die Eltern verlangten an Heiratsgut und „Arbeitspesen" alles in allem nur 25 spanische Taler. Der solcher Art Umworbene, ein mißtrauischer Syrer, äußerte das Verlangen, die Auserwählte vor jedem Entschlusse von Angesicht zu Angesicht zu sehen, wie es in seiner Heimat der Brauch sei. Man ging darauf ein und die Jungfrau erwies sich als körperlich tadellos. Als Mohammed dennoch zögerte, wollte die Mutter von den 25 Talern noch etwas nachlassen, mit dem Bemerken — und darin liegt die Pointe des ganzen Handels — daß ihr daran gelegen sei, ihrer Tochter „zeitweilig" einen Gatten zu verschaffen, um sie als Geschiedene leichter an den Mann zu bringen. Dem überraschten Syrer war somit die Rolle eines Platzhalters zugedacht, zu der er leicht zu gewinnen gewesen wäre, wenn er über etwas mehr lebemännischen Leichtsinn verfügt hätte.

Digitized by Google

Im übrigen darf man von dem arabischen Frauentum der Städte nichts Gutes voraussetzen. Am verkommensten zeigt sich die Gesellschaft in den größeren, dem allgemeinen Verkehr zugänglichen Städten, wie beispielsweise in Bagdad und Mekka. In der ehemaligen Chalifenstadt herrschten durchwegs die türkischen Haremssitten mit allen ihren unerquicklichen Einrichtungen und Folgen. Besseren Zeitvertreib kennt man in diesen Frauenkäfigen nicht. Die einstigen Dichter und Rhapsoden hat man vergessen und keine der vornehmen Bagdadinerinnen wäre im stande, Auskunft über jene herrlichen Chalifen-



Vornehme städtische Araberin. B.

gefährtinnen zu geben, die vordem dem geistigen Leben den Stempel aufdrückten. Gesang und Musik sind gleichfalls verstummt. Es fällt schwer, die Körperverdrehungen der Sklavinnen und ihr tonloses Gemecker für Tanz und Gesang zu nehmen. Es ist daher eine Fabel, wenn man hin und wieder liest, die modernen Bagdadinerinnen sängen — wie in der Chalifenzeit — zum Klange der Guitarre feurige Minnelieder u. dgl.

Mehr als alles andere gilt der vornehmen Araberin der Städte der Putz. Um den anspruchsvollen Wünschen ihrer Erwählten zu genügen, werden von den begüterten Männern ganz fabelhafte Summen verwendet. Aber auch sauer erworbene Vermögen gehen häufig in Tand und Kostbarkeiten auf. Selbstverständlich bekommt man diese Herrlichkeit nicht zu sehen, denn die Frauen sind, sobald sie die Gasse betreten, bis zur

Digitized by Google

Unkenntlichkeit vermummt. Diese Vermummung besteht zunächst in der Gesichtsmaske. Sie ist aus Pferdehaaren geflochten, durchsichtig und bedeckt das Gesicht vollkommen. Durch diese Maske ist auch nicht ein Zug des Gesichtes zu erkennen. Den Körper hüllt der „Tschartschaf" ein, ein weites, aus zwei Teilen quer zusammengenähtes Stück Zeug, wobei der Zipfel des einen Teiles mittels des Gürtels an der Taille oder mittels einer Agraffe an den Schultern festgehalten wird. Dieser sackartige Mantel wird um den Körper und über den Kopf geschlagen und vorne derart zusammengefaltet, daß nur die Gesichtsmaske freibleibt. Auch die Hände müssen verborgen werden, denn es gilt für unanständig, dieselben zu zeigen. Scharfe Beobachter, die sich durch längere Zeit in den



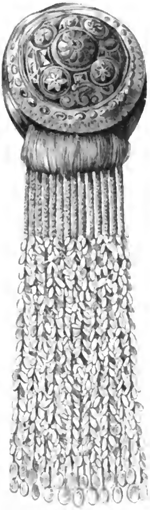
Reisesänfte für Frauen.

großen arabischen Städten aufgehalten haben, wollen indes die Wahrnehmung gemacht haben, daß diese Maskierung keineswegs den beabsichtigten Zweck erfüllt. Eine Überwachung der ziemlich frei untereinander verkehrenden Frauen ist nämlich schwer durchführbar und es braucht die eine oder andere nur den Tschartschaf mit dem einer guten Freundin zu vertauschen, und weder Gatte noch Vater würde sie wiedererkennen, wenn er ihr auf der Straße begegnen sollte. Die vornehmen Damen gehen übrigens selten aus, verlassen sie aber ihr Heim, so reiten sie am liebsten auf weißen, buntgeschmückten Eseln und lassen sich von zahlreichen Dienerinnen begleiten.

Die gewöhnliche Haustoilette der arabischen Städterin höheren Standes besteht der Hauptsache nach aus einem Hemde von roter, blauer oder weißer Seide und ebensolchen Pluderhosen, die bis zu den Knöcheln reichen und hier zugeschnürt werden. Darüber wird eine Art Talar aus sehr durchsichtigem Stoffe geworfen, den ein meist sehr kost-

Digitized by Google

spieliger Gürtel zusammenhält. Einen beliebten Schmuck bilden die Knöchelspangen, welche bei den Vornehmen aus einem massiven goldenen, bei den Minderbemittelten aus einem Silberringe bestehen. Diese Ringe sind nicht ganz geschlossen, sondern besitzen eine ziemlich breite Öffnung, um sie leicht auf das Fußgelenk aufstreifen zu können. Als Ohrgehänge sind schwere Triangel mit allerlei Anhängsel, als Halscolliers Perlenschnüre beliebt. Im übrigen ist dem individuellen Geschmacke der weiteste Spielraum freigegeben. Auch darf man hierin keinen Luxus erblicken. Sehr treffend bemerkt v. Maltzan[1]) in diesem Sinne, daß unter den strenggläubigen Moslems eine Kapitalsverzinsung nicht bekannt ist; Barvermögen bleibt tot liegen und man muß noch obendrein hohe Steuern zahlen. Der Schmuck jedoch zahlt keine Steuer, und da bei ihm auf Façon kein Gewicht gelegt wird und der Ankaufspreis somit meist dem Metallwerte entspricht, bildet er gewissermaßen einen Teil des Vermögens. Daraus erklären sich auch gewisse Gegensätze, die sich mit dem Begriffe des „Schmückens" leicht vereinigen lassen. In diesem Sinne scheinen besonders die Mekkanerinnen keinen Begriff von Geschmack und Toilettekunst zu haben. Sie beladen sich mit den kostbarsten Schmuckgegenständen, hüllen ihre Schultern in einen herrlichen Kaschmirshawl ein, während beispielsweise die Beinkleider aus ordinärem Stoffe und überdies defekt sind. In den ungekämmten Haaren irrlichtern die schönsten Diamanten, während das sonstige Aussehen einer solchen Dame der Vermutung Raum gibt, sie habe sich in einem Kohlenladen umgetan oder durch eine Dornenhecke hindurchgezwängt.[2])



„Kurs" und Haarschmuck vornehmer arabischer Frauen.

Mekka ist der einzige Ort, in welchem außerhalb Persiens — wo die hier zu besprechende Einrichtung seit jeher besteht — Eheschließungen auf beliebige Dauer gesetzlich erlaubt sind. Man nennt diese Einrichtung Ehe auf Zeit, und werden dieselben von einer halben Stunde bis 99 Mondjahren geschlossen. Da unter den Sunniten diese Absonderlichkeit unbekannt ist, fragt man sich, wieso Mekka hiervon eine Ausnahme macht. Der Gründe hierfür sind zweierlei: erstens will man der zur Zeit der Pilgerfeier in üppigster Blüte stehenden Prostitution damit ein Deckmäntelchen umhängen, da solche Zustände sich doch wahrlich nicht mit der Heiligkeit des Ortes in Übereinstimmung befinden; zweitens bilden die Ehen auf Zeit den einzigen Ausweg, um Frauen, denen

[1]) „Meine Wallfahrt nach Mekka."

[2]) Bei all dem sind die gesellschaftlichen Zustände im Hedjaz nichts weniger als gemütlich, obwohl die dortigen Frauen sich nach ihrer Weise glücklich fühlen und im allgemeinen der Ansicht sind, es gäbe kein vergnüglicheres Leben, als im Schatten der heiligen Kaaba. Freilich, die Zeiten der „mekkanischen Nächte" sind längst vorüber, der Ruhm der gefeierten Sängerinnen aus der Ommejadenzeit lebt nicht einmal mehr in der Erinnerung. Aber den alten Rassenstolz hat diese Gesellschaft bewahrt, obwohl reines Araberblut (z. B. in Mekka) selten geworden ist. Die Pilgerfahrten haben bewirkt, daß die Bevölkerung von Mekka ein Gemisch von allen erdenklichen Völkern der mohammedanischen Welt repräsentiert und das vollblütige Arabertum nur sehr spärlich vertreten ist. Ferner stehen bei den Vornehmen nicht so sehr die Araberinnen — welche als putzsüchtig und unbotmäßig gelten — als vielmehr die meist sehr schönen Abassinierinnen in besonderer Gunst. Es gibt kaum einen edlen Mekkaner, der nicht eine Abassinierin zur Frau hatte. Die Fremden aber, die sich nach jedem Pilgerzuge in der heiligen Stadt ansässig machen — zumal, wenn sie geheiratet haben, was, wie wir gleich sehen werden, ihnen sehr leicht gemacht wird — bringen alle möglichen Rassenmischungen in das angestammte Bevölkerungselement, wodurch die Stadt eine ethnische Buntscheckigkeit erlangt hat, wie sie keine zweite Stadt im Oriente aufweist (Prichard, „Naturgeschichte des Menschengeschlechtes", III. — Vgl. auch Fraser: „Narrative of a Journey in Khorassan etc.", und Wüstenfeld: „Die Chroniken der Stadt Mekka".)

Digitized by Google

die Wallfahrt ohne Begleitung des Gatten oder eines sehr nahen Verwandten untersagt ist, die Möglichkeit zu bieten, ihrem Frömmigkeitsbedürfnisse nachzukommen. Eine Frau, die nach Mekka will, nimmt sich also für die Dauer der Pilgerfahrt einen Gatten, wozu sie der Intervention eines Muhallîls (Ehevermittlers) bedarf. In diese Rolle finden sich die zahlreichen Fremdenführer (Metuafin oder Delil), welche sich in der heiligen Stadt herumtreiben und zu den geriebensten Subjekten derselben zählen. Der Metuafin ist ein Faktotum, von dem man für Geld alles haben kann, Dienstleistungen jeder Art, Geschäfte, Unterhaltungen, Freudenmädchen und — Ehegattinnen auf Zeit. Ein solcher Bund muß aber legal sein, d. h. vom Kadi durch Unterfertigung des Heiratskontraktes Rechtskraft haben. Sind die Pilgerpflichten erfüllt, so muß der „gemietete“ Gatte die Scheidung beantragen, andernfalls behält er die Frau, darf aber nicht weiter das einträgliche Geschäft eines Muhallîls ausüben. Die Scheidung ist daher die Regel. Geht das Bedürfnis einer Ehe auf Zeit vom Manne aus („legale Prostitution“), so sind zwar die gleichen gesetzlichen Förmlichkeiten erforderlich, aber die „Scheidung“ versteht sich in diesem Falle von selbst.

Neben diesen liederlichen Verhältnissen, in deren Bann so ziemlich das ganze Volk steht, nehmen die edlen Geschlechter eine Sonderstellung ein, die lebhaft an die Zeiten Mohammeds erinnert. Auch sind es, wie damals, noch immer die Koreischitenfamilien, welche den Ton angeben, doch stehen die eingeborenen Scherife (im Gegensatze zu Abkömmlingen fremder Scherife, die sich in Mekka angesiedelt haben), noch höher im Ansehen; sie leiten ihren Stammbaum von den Aliden Hossein und Hassan, beziehungsweise von Fatma, der Tochter des Propheten, ab und sie bilden die eigentliche Aristokratie von Mekka, welche streng abgeschieden lebt. Aus diesem einflußreichen Geschlechte gehen die Großscherife hervor, die eigentlichen Herren des heiligen Gebietes, und mächtiger als der osmanische Chalif zu Stambul, der lediglich Schutzherr von Mekka ist und dem das Recht zukommt, die Kaaba mit der Schmuckdecke zu bekleiden. Bemerkenswert ist, daß die Töchter der Großscherife sich nicht verheiraten dürfen, und weiter, und daß die Söhne — ganz wie zur Zeit des Propheten — einer Beduinenamme in der Steppe zur Pflege übergeben werden, was der Erhaltung der Rasse sehr zum Vorteile ist. Auch kommt es nicht selten vor, daß Scherife Beduinenmädchen heiraten, wodurch immer wieder arabisches Vollblut in die Schürfa (Mehrzahl von Scherif) kommt.[1])

In Mekka spielen die Hochzeitsfeierlichkeiten überhaupt eine große Rolle und sie finden fast immer nach Beendigung des Pilgerfestes statt, wenn die Fremden abgezogen sind und das ihnen abgenommene Geld in ausreichender Menge die Kasse des mit Töchtern gesegneten Familienvaters füllt. Nach unseren Begriffen ist es allerdings ein etwas lästiger Brautstand, dort unten, unter der arabischen Sonne, aber bilden die nach Wochen zählenden Vorbereitungen zur Hochzeitsfeier das Entzücken der Mädchenwelt. Die Braut muß jeden Morgen sich den Händen ihrer „Verschönerin“ anvertrauen, einer Frau, deren Beruf es ist, die Bräute anzukleiden, zu salben, zu ölen,

[1]) In Übereinstimmung mit der hohen sozialen Stellung der Schürfa zeigen die Familiensitten in diesem Kreise etwas Steifes, Ceremoniöses. Aber es ist viel äußerlicher Schein dabei, und obwohl die vornehmen Damen der Gesellschaft im Hedjaz stark vom Formenwesen belastet sind, scheinen sie sich hierbei doch ganz prächtig zu amüsieren. Alle vornehmen Mekkanerinnen (und sonst im Hedjaz) nennen sich „Scheicha“, was so viel wie „Älteste“ bedeutet. Der Sinn ist wohl ein anderer und deckt sich die Bezeichnung offenbar mit „Herrin“, „Gebieterin“, „Vornehmste der Vornehmen“ u. dgl. Auf diesen Ton sind die Begrüßungen in der feinen Gesellschaft gestimmt. Maltzan schildert die arabischen „Frauenkränzchen“ (Mädchen haben keinen Anteil am gesellschaftlichen Leben) recht anschaulich. Gewöhnlich sagt die Wirtin zu den Ankommenden etwa folgendes: „Meiner Hütte ist Gnade widerfahren, daß dein erhabener Fuß, o Scheicha, ihre niedere Schwelle betreten hat!“, worauf die Angeredete noch dicker aufträgt und sich etwa wie folgt hören läßt: „Der matte Stern erbleicht vor dem Glanze der Sonne, o Scheicha, und wagt es kaum sein Licht vor all diesen strahlenden Monden zu zeigen.“ Der Stern ist natürlich die Sprecherin, die Sonne die

Digitized by Google

zu schmücken, zu frisieren, ihr Gesicht mit Goldplättchen zu belegen, kurz alle erdenklichen Verschönerungsmittel anzuwenden. Geht sie dann am Mittag strahlend aus den Händen der Künstlerin hervor, so muß sie den Rest des Tages auf einer Art Thron platznehmen und sich pflichtgemäß von den Besucherinnen bewundern lassen. Bei solchem Anlasse werden alle Frauen, bekannte wie unbekannte, vornehme wie geringe, ins Brauthaus eingelassen, das aus diesem Grunde den ganzen Nachmittag vollgepfropft ist. Rivalität gibt es in diesem Falle keine. Die Besucherinnen unterdrücken vielmehr jeden Versuch, sich herauszuputzen, um ja nicht den Verdacht zu erwecken, die Glückliche verdunkeln zu wollen. Sängerinnen singen das Lob der Braut in schönen Versen, Tänzerinnen müssen zu ihrer Verherrlichung beitragen.

Ist all diese Lustbarkeit — welche, wie erwähnt, wochenlang andauert — vorüber und die Gefeierte in das Brautgemach eingetreten, so hat sie noch eine verhältnismäßig schöne Zeit vor sich, so lange sie die alleinige legitime Inwohnerin des Harems ist. Später ändert sich das, aber es wäre irrig, anzunehmen, daß der Einzug einer zweiten, dritten und vierten Ehegenossin ihres Mannes, ihre Stimmung wesentlich änderte. Schöne Frauen haben Launen, Wünsche und andere weibliche Waffen, mit welchen sie dem gestrengen Gebieter zu Leibe rücken und schließlich tun, was sie wollen, insoweit nicht die Ehre des Hauses in Frage kommt. Es ist viel über die unwürdige Stellung des Weibes im Orient geschrieben worden und insoweit die arge Beschränkung der persönlichen Freiheit des weiblichen Teiles der Familie in Betracht kommt, ist das absprechende Urteil gewiß berechtigt; da aber der Araber in dem Besitze einer Familie sein Glück, wenn nicht seinen Stolz erkennt, kann es mit den Haremsinsassinnen nicht gar so schlecht bestellt sein. In den besseren Häusern, z. B. in Mekka, herrscht ein fast übermütiges Treiben, indem Gattinnen, Nebenfrauen, Sklavinnen und Kinder (mit Ausnahme der erwachsenen Knaben) in schönster Eintracht allen erlaubten Zerstreuungen sich hingeben. Meist ist es ein großer Saal, in welchem sich diese ganze bunte Gesellschaft zusammenfindet und in ihrer Art unterhält. Da wird gegessen, getrunken, geschlafen, gewaschen, gesungen, geplaudert — allerdings auch viel gezankt, doch heben Kenner der Verhältnisse hervor, daß man auch schwesterlicher Zärtlichkeit häufig genug begegnet.

Die Toilette der mekkanischen Damen weicht von der der Bagdadinnerinnen ein wenig ab. Das Hauptkleid bildet der „Kumbas", ein langer Leibrock von glänzender Seide, wie ihn auch die Männer tragen. Die bis an die Knöchel reichenden Beinkleider sind blau und weiß gestreift und häufig mit Silberfäden gestickt. Über den Kumbas wird die „Habra" angelegt, ein weiter Rock von schwarzer Seide. Das Gesicht verhüllt ein weißer oder hellblauer „Borko", als Kopfbedeckung figuriert ein Tuch oder eine Mütze.

Eine Art Frauenparadies ist das Sultanat Oman mit der malerischen, im übrigen aber verwahrlosten und an einem entsetzlich heißen Küstenstriche gelegenen Hauptstadt Maskat.

Wirtin, und die strahlenden Monde sind die bereits anwesenden Damen. So geht es fort zwischen Scheicha und Scheicha durch ein Dutzend ähnlicher Phrasen hindurch. Dann kommt die Reihe an die anderen Eingeladenen. Kennt man sie noch nicht, so werden sie im Laufe des Gespräches indirekt vorgestellt; direkte Vorstellungen finden nicht statt. Dazu bedient man sich gewöhnlich des Titels Es Sitt (Dame, Herrin), nicht des „Scheicha", wie bei der direkten Anrede. Der Vorgang ist etwa folgender: Die Hausfrau deutet auf eine der anwesenden Frauen und sagt dann zu der, welcher sie dieselbe vorstellen will: „Die Herrin So und so (Madame N. N. würden wir sagen) hat vorhin dein schönes Kleid bewundert, o Scheicha!" Damit ist die Vorstellung bewerkstelligt. Wenn alle Anwesenden auf diese Art Bekanntschaft gemacht haben, wird die Unterhaltung animierter und es macht sich eine Herzlichkeit geltend, die — in Anbetracht der Kürze der Bekanntschaft — doch wahrlich nichts anderes als Komödie sein kann. Denn alle diese vornehmen Damen sind geistreich und weltgewandt genug, um den Schwindel nicht zu erkennen, ganz abgesehen davon, daß ja jede einzelne von ihnen daheim dem gleichen Hokuspokus huldigt.

Digitized by Google



Beduinenfrauen.

Digitized by Google

Hier gehen die Frauen unverschleiert, ein wahres Glück, da sie durchschnittlich schlank und schön gebaut sind, von stolzer Haltung, mit dunklen, feurigen Augen und wallenden Locken. Palgrave hält sie für die schönsten Frauen, nicht bloß von Arabien, sondern von ganz Asien. Nach demselben Gewährsmann wird das weibliche Geschlecht nicht so streng abgeschlossen wie anderwärts in Arabien, und es gilt nicht für anstößig, mit Frauen auf der Straße zu sprechen. Allerdings hat die Medaille auch eine Kehrseite und so kann es nicht überraschen, daß Maskat im Orient unter der Lebewelt für ein kleines Paris gilt. Besondere Anziehungskraft üben die sogenannten „Blumenschiffe" aus, in welchen, von einem gewissen Luxus umgeben, das Hetärentum eine Freistätte hat. Es sind aber selten Omanitinnen, sondern vielmehr Fremde (Abessinierinnen, Indierinnen, Perserinnen), welche in ihren „Spiegelsälen" und auf den blumengeschmückten Terrassen ihrer schwimmenden Behausungen ihre Galantereien sich bezahlen, unter Umständen sogar recht teuer bezahlen lassen.

* * *

Die syrische Wüste wird in ihrer ganzen Ausdehnung bis zum unteren Eufrat von herumschwärmenden Beduinen durchstreift. Weitaus der größte Teil dieses Gebietes mit dem wichtigen Sammel- und Rastpunkte El Berrin im Norden der entsetzlich öden, nach beduinischem Glauben von Dämonen bevölkerten Felswildnis El Hamed, ist der Tummelplatz des großen Wanderstammes der Anâse. Nach Nordwesten streifen diese unsteten Söhne der Wüste weit über Tedmur — der Stätte von Palmyra — hinaus, nach Norden und Osten locken sie die, vornehmlich im Frühling durch das frische Grün erquickenden Ufer des Eufrat an. Der Strom selbst aber ist die natürliche Schranke, welche die Anâse von ihren östlichen Nachbarn, den Schammar-Beduinen, trennt. Wir haben gehört,[1]) daß die letzteren von ihrem Mutterlande — dem Dschebel Schammar — über den Eufrat hinweg ganz Inner-Mesopotamien bis hoch nach Norden durchschwärmen und zu Zeiten die hochmesopotamische Karawanenstraße von Aleppo über Mardin nach Mosul (Ninive) bedrohen. Von Mosul zieht dieser Handelsweg in weitem Bogen nach Bagdad.

Wenn ein Stamm auf der Wanderung ist, nimmt der Zug häufig eine Ausdehnung von mehreren Stunden ein. Voraus gehen die Ziegen und Schafe, dann einige Kamele, die Pferde, Weib und Kind. In der Mitte, wo es am sichersten, thront auf einem buntgeschmückten Dromedar in kleinem Pavillon das Lieblingsweib des Scheichs. Die Reiter zu Pferde, bei jeder Abteilung dieser Anâsestämme Tausende an der Zahl, folgen. So geht es mit den Weidekräutern im Frühling von Süden nach Norden, um die Sommerlager in der Nähe der festen Siedlungen aufzuschlagen . . . Daß die Romantik dieser Freizügigkeit, die Einfachheit des Lebens eine gewisse Sittenreinheit sich bewahrt habe, wird hin und wieder von Kennern des Beduinenlebens zugegeben. Allerdings nur bedingungsweise, für den einen oder anderen edleren Stamm. Von den unedlen Stämmen hingegen heißt es, daß sie eine verkommene Gesellschaft bilden, und Palgrave erzählt, daß sie selber von sich sagten: „Hunde sind besser als wir." Wo die Wahrheit liegt, wird sich im Verlaufe unserer Schilderungen zeigen.

Im allgemeinen kann behauptet werden, daß immer und überall, wo sich von den Beduinen Gutes sagen läßt, stets nur die edleren Stämme in Betracht kommen. Die

[1]) Siehe S. 205.

unedlen Stämme, von welchen es heißt, daß sie nicht nur der Vielweiberei zuneigen, sondern zuweilen sogar in Weibergemeinschaft leben, haben natürlich keinen Anteil an dieser günstigen Beurteilung. Sie sind in der Tat jener Auswurf der Wüste, mit welcher Bezeichnung von manchen Reisenden hin und wieder das gesamte Beduinentum belegt wird. Auch mögen die schroffen Gegensätze in der Beurteilung des letzteren, wie sie einem in Büchern und Reiseberichten entgegentreten, dem Umstande zuzuschreiben sein, daß auf dem ungeheuren Erdraume der arabischen Halbinsel und ihrer angrenzenden Gebiete die jeweiligen Zustände unter der Bevölkerung — sei es nun die seßhafte oder die nomadisierende — sich sehr verschiedenartig anlassen. Hier gibt es Gegensätze in Hülle und Fülle. Man denke nur an die strenggläubigen Wahabiten und die Wanderstämme im engeren Sinne, unter denen der Islam nie feste Wurzeln geschlagen hat und die heute noch ihre Beschwörungsformeln murmeln, wenn die Sonne über den Rand des Horizonts heraufsteigt. Oder an die kriegerischen Anäse- und Schammar-Beduinen im Norden, im Gegensatze zu den Pariakasten des Südens (Hadrmaut), oder an die große Räubersippe der Karawanenplünderer im Hedjaz gegenüber den Jemeniden des Binnenlandes, welche einen von einem Handelszuge am Wege zurückgelassenen Warenballen unberührt lassen, möge er auch durch Monate dort liegen.

Die Beduinen edlerer Abkunft haben einen hohen Begriff von der Treue in der Ehe, auf der das Ansehen der Familie und somit auch das des Stammes beruht. Eine notwendige Voraussetzung hierzu bildet die Monogamie. Das Beduinenweib duldet keine Teilung von Zelt, Herz und Lager ihres ritterlichen Geliebten. Ehebruch schändet nicht bloß die betreffende Familie, sondern den ganzen Stamm. Man mag dem Araber Feigheit vorwerfen, er wirds verwinden, wenn ihm die Gründe zu seiner Handlungsweise plausibler erscheinen als die Gegeneinwendungen; man mag ihn Dieb schelten, er wird dazu lächeln, denn ein verwegener Diebstahl wird unter Umständen als rühmliche Tat aufgefaßt; man zeihe ihn der Wortbrüchigkeit, er wird die Achseln zucken, denn seine Treulosigkeit war vielleicht eine Notwendigkeit, um dem Stamme in irgend einer Weise nützlich zu sein. Dagegen wird dieser zweifelhafte Biedermann auf das Wort »tahan« (Hahnrei) sofort mit dem Messer oder Schwert antworten. Man begreift daher, daß trotz der strengen Handhabung der Gesetze der Blutrache im Falle von Ehebruch der Vater gegenüber dem Sohne, oder umgekehrt, mit Totschlag vorgehen darf, ohne daß dies die Blutsühnung nach sich zöge. Schänder des ehelichen Lagers sind bedingungslos dem Geschädigten oder einem seiner Verwandten preisgegeben. Öffentliche Weiber gibt es in keinem Beduinenlager. Allerdings entschädigen sich die Angehörigen der unedlen Stämme für die Einförmigkeit ihres Eheglückes durch die Leichtigkeit der Ehescheidung. Unter diesen Stämmen findet man altehrwürdige Scheichs, welche fünfzig- bis sechzigmal Hochzeit gemacht haben. Bemerkenswert ist, daß die Beduinen keinen Umgang mit Negersklavinnen pflegen und man findet daher unter ihnen keine Negermischlinge (Mutawalladin), wie bei der städtischen Bevölkerung. Freigelassene Negersklaven dürfen keine Araberin heiraten und ebenso wenig wird ein freier Araber eine Schwarze zum Weibe nehmen.

Unter den Stämmen haust noch immer der uralte Brauch, daß die Weiber mit in den Kampf ziehen und ihre Gatten, Söhne und Brüder mit schrillem Schlachtruf (Salagit) zur Tapferkeit und Todesverachtung anspornen. Trotzdem sind die Weiber selbst vor den erbittertsten Feinden sicher und werden in der Regel mit Achtung behandelt, wenigstens in betreff der Ehrbarkeit. Wenn die Eroberer eines Lagers sich ausnahmsweise gegenüber

Digitized by Google

dem weiblichen Geschlechte etwas herausnehmen, ist es, daß man die Weiber nötigt, ihre Schmucksachen und überflüssigen Kleidungsstücke abzuliefern. Fordern sie auch die Kleider, welche die Weiber am Leibe haben, so wenden ihnen die „ritterlichen" Räuber



Beduinenmädchen. H.

den Rücken zu, um ja nicht das Schamgefühl der Bedauernswerten zu verletzen. Derselben primitiven Achtung vor dem weiblichen Geschlecht entspringt die Gepflogenheit bei manchen Stämmen, Angriffe niemals bei Nacht in Szene zu setzen. Sie würden eine solche Tat als Verrat ansehen, denn während der Verwirrung eines nächtlichen Überfalles könnten Leute in

Digitized by Google

die Zeltabteilungen der Weiber eindringen und Vergewaltigungen ausüben, was nicht nur dem betreffenden Stamme zur Unehre gereichen würde, sondern eine nachhaltige und erbitterte Blutsühnung zur Folge hätte, die in diesem Falle dem praktisch rechnenden Stammältesten als zwecklos erscheinen müßte. Es gibt freilich auch Stämme, welche vorzugsweise die nächtlichen Überfälle lieben; dabei ist man aber überzeugt, daß im Hinblick auf die Raschheit, mit der der Raub bewerkstelligt werden muß, sich selbst für einen Unwürdigen unter ihnen, dem zugemutet werden könnte, daß er fähig sei, den Weibern gegenüber Schändlichkeiten zu begehen, es hierzu an Zeit und Gelegenheit gebrechen würde.

Dies führt uns auf die Frage, ob es eine „Ritterschaft der Wüste" gibt? Die Antwort ist einfach die, daß alles auf den betreffenden Stamm ankommt. Es gibt zahlreiche Sprüche u. dgl., in welchen sich Tugenden abspiegeln, die man bei anderen Völkern von so primitiver Gesittung nicht vorfindet. Ein Regulativ hierfür ist der Blutstolz des echten Arabers edlen Stammes, der im Laufe der Jahrhunderte nicht verloren gegangen ist. Trotz aller gegenteiligen Behauptungen muß man daran festhalten, daß die besten Kenner des Arabertums für gewisse rühmenswerte Eigenschaften dieses Volkes eingetreten sind. Wenn der gelehrte Erforscher Ninivehs, Layard, mit unverhohlenem Entzücken der Falkenjagden und Ritterspiele der Schammar-Beduinen in den Blütengefilden um Mosul gedenkt und dafür von Skeptikern belächelt worden ist, so mag dies insoferne hingehen, weil der Genannte mit den Söhnen der Wüste nur in flüchtige Berührung gekommen ist.

Von anderen Gewährsmännern, welche nicht nur der Sprache vollkommen mächtig waren, sondern auch längere Zeit inmitten des einen oder anderen Wanderstammes gelebt haben, darf man aber voraussetzen, daß sie der Wahrheit zu Liebe sich keiner Schönmalerei zu Schulden kommen ließen. Von dem trefflichen Schweizer Burckhardt — einem der ältesten, aber zuverlässigsten Berichterstatter, gilt dies unbedingt.[1]) Und welche Eindrücke gewann er von diesen ab und zu als wilde Horden verschrieenen Clanen? Mit ehrlicher Überschwänglichkeit nennt er die Beduinen (er kam nur mit nördlichen und westlichen Stämmen in Berührung) eine der „edelsten Nationen", mit welchen er je in Berührung gekommen. Er fand die Leute im vertraulichen Umgange freimütig, munter, zu Scherzen geneigt und durchaus anständig. Sie sind stets liebenswürdig, wenn kein Gewinn in Frage kommt und man tut daher gut, ihre Habsucht nicht zu reizen. Sie haben zwar eine ausgesprochene Neigung zu Zwistigkeiten, wenn aber der Streitfall erledigt ist, leisten sie sich gegenseitig Beistand. Es herrscht unter ihnen im hohen Maße das, was man bei uns „gute Kameradschaft" nennt. Allerdings meint ein anderer Gewährsmann (Burton), die Beduinen hätten „so eine Art von Löwengesellschaft, in welcher derjenige, der am meisten Stolz und Trotz, Tapferkeit und Ausdauer zeigt, die Obergewalt über die anderen hat", aber es ist klar, daß dieser Ausspruch den Kern der Sache nicht trifft. Übrigens widerspricht sich der englische Reisende, denn an anderer Stelle gesteht er unverhohlen zu, daß den Beduinen Eigenschaften zukämen, welche sich als „ein wahrhaft edles Gemisch von Entschlossenheit, freundlicher Leutseligkeit und Edelmut erweisen.[2]) Daß die Beduinen den Unterschied zwischen Tugend und Laster sehr gut kennen, beweist der Umstand, daß sie selber Mord, Verrat, Raub und Ehebruch als »schejn«, d. i. Schande, bezeichnen. Auch haften an ihnen unleugbar gesellschaftliche Vor-

[1]) Burckhart: „Reisen in Arabien", Weimar 1830. — Derselbe: „Bemerkungen über die Beduinen und Wahaby", Weimar 1833.

[2]) Burton: Pilgrimage to El Medinah etc.

züge, welche den städtischen Arabern — bei denen alle Wohlanständigkeit meist auf Schein und Verstellung hinausläuft — nicht zukommen.

Wie in frühesten Zeiten sprechen auch heute noch die freien Araber (ob nun Beduinen oder ansässige) das reinste Arabisch und ist die Umgangssprache reich an gewählten Aus-



Beduinenweib.

drücken. Aussprache und Satzfügung sind von seltener Reinheit, was wohl daher kommt, daß die Beduinen ihre Neigung zur Poesie durch die Jahrhunderte bewahrt haben und mit großer Vorliebe Gedichte auswendig lernen und rezitieren. Es geht daher nicht an — wie oberflächliche Beobachter, ohne Kenntnis der Sitten und Sprache es getan — ein Volk, bei dem die Dichtkunst im hohen Ansehen steht und das Rhapsodentum noch immer im Schwange geht, als „Wilde" zu bezeichnen.

Der Orientreisende C. v. Vincenti erzählt:[1]) „Wie zu Schanfaras Zeiten lieben die Beduinen auch heute noch ein Lied auf starken Schwingen. Dem Rhapsoden feiert

[1]) C. v. Vincenti: „Rhapsoden und Minnesänger bei den Arabern" (Wien, 1878), S. 18 ff.

Digitized by Google

der Jubelruf der Weiber die Ankunft und man füllt ihm freigebig die Hand. Die Stoffe sind natürlich die alten: Stammesfehden, Trutzromane und sagenhafte Überlieferungen. Die Oase des Dschauf,[1]) welche zwischen Syrien und Hocharabien gute Rast bietet, ist ein Rhapsodenland. Die Dschaufiten sind prächtige Erzähler und vieles, was die heutigen Rhapsoden des Eufratgebietes zum Besten geben, stammt aus dschaufitischer Quelle. Die eigentliche Beduinenpoesie hat sich nicht unerheblich modernisiert, ist in den Formen reicher geworden, hat jedoch von der alten Kraft eingebüßt. Am originellsten sind die Heldengesänge „Asamer", welche von den „Hoda", den alten Trutzliedern, wohl zu unterscheiden sind. Die „Asamer" werden von den Frauen in Chören von 6, 8 oder 10 Personen gesungen; es sind Dreizeiler, durch deren eintönige Melodie der Name des gepriesenen Kriegers verworren und fast unverständlich herausklingt. Die beiden ersten Zeilen werden fünfmal, die dritte Zeile fünfzigmal wiederholt und schrillt so jäh aus, als wären tausend Saiten entzweigesprungen."

Bevor wir uns eingehender mit dem Frauenleben unter den Beduinen befassen, ist es notwendig, einen orientierenden Blick auf die Wanderstämme in ihrer Gesamtheit zu werfen. Der Name „Beduine" ist verderbt aus dem arabischen Bedawi (Mehrzahl Bedu), was „Bewohner der Wüste" bedeutet. Daraus hat sich bei uns eine ganz irrige Vorstellung gebildet; denn in der Wüste kann man nicht leben, folglich kann sie auch nicht bewohnt sein. Die Wahrheit ist vielmehr die, daß die Beduinen als Nomaden an die grasreichen Steppen, welche ihnen die unentbehrlichen kräuterreichen Weideplätze bieten, gebunden sind. In zweiter Linie kommen die von Wasserläufen durchzogenen „Wady" — mehr oder weniger ausgedehnte Täler mit Pflanzenwuchs — in Betracht. Weiter sind die Oasen, sofern sie nicht überwiegend von einer in Städten und Dörfern seßhaften Bevölkerung besiedelt werden, Tummelplätze der Beduinen. Wenn sie die Wüsten durchstreifen, geschieht es entweder, um Karawanen aufzulauern und auszuplündern oder auf ihren regelmäßigen Wanderzügen aus den Winter- in die Sommerlager und umgekehrt, sofern sie hierbei überhaupt Wüstenstrecken zu kreuzen haben. Es ist daher gleichfalls irrig, wenn hier und da mit dem Begriff des Wanderns ein unstetes Zigeunerleben in Verbindung gebracht wird. Das Wandern bezieht sich eben lediglich auf den Wechsel des Lagers in den beiden Hauptjahreszeiten. Ein planloses Herumschwärmen mit Weib und Kind, den Herden und dem ziemlich umfangreichen Lager-(Zelt-)Material ist schon deshalb ausgeschlossen, weil jeder Stamm seine bestimmten Weideplätze hat, die er sorglich vor Nachbarn hütet und von deren Ergiebigkeit vorzugsweise der Grad seiner Wohlhabenheit abhängt. Zu all dem kommt noch, daß der Beduine sehr an der Scholle hängt und die Vorkommnisse in dem einen oder anderen Hauptlager vielfach den Gesprächstoff bilden, wenn sich nicht vollends Erinnerungen von einschneidender Bedeutung daran knüpfen. Schon in den alten Liebesliedern (in der „Hamâsa") finden sich zahlreiche Belege zu diesem Sachverhalte.

Die Beduinen selbst nennen sich „Wabarije" (Zeltbewohner) im Gegensatz zu den „Hadarije", der ansässigen Bevölkerung. Es läßt sich unschwer nachweisen, daß auch die Hadarije in den einigen Städten des Nordens, welche sich übrigens vielfach mit Abessinier- und Negersklavinnen vermischt haben, ursprünglich Beduinen waren, welche unter besonders günstigen Umständen zur seßhaften Lebensweise veranlaßt wurden. Die Verachtung, die der Beduine gegenüber dem Städter an den Tag legt, hat sich seit den ältesten Zeiten in nichts geändert. Bemerkenswerte Baulichkeiten, Schaustellungen, die

[1]) Siehe S. 208.

Digitized by Google

Herrlichkeiten der Kaufläden u. s. w., das alles imponiert dem Sohne der Steppe nicht im mindesten. Höchstens, daß sich seine von Habgier befruchtete Phantasie in die Vorstellung einlebt, wie schön es wäre, wenn alle diese kostbaren Sachen auf dem Wege durch sein Heimatland wären, um sie durch einen gelungenen Überfall zum eigenen Gebrauch einzuheimsen. Die mancherlei Bedürfnisse des Städters fordern den Spott dieser Naturbursche heraus. An Entbehrungen gewöhnt, halten sie nichts auf Überfluß und bescheiden sich mit dem volkstümlichen Spruch: „Ein Maghrebischwert, eine hübsche Frau, ein schönes Dromedar — wer diese drei sein eigen nennt, dessen Herz ist froh." [1])

Alle auf einen Stammvater rückzuführenden Stämme biden eine Tâife, d. i. Volk, wie beispielsweise alle Anâsestämme, welche ihren Ursprung von einem gewissen Amir Ben Assâd ableiten, der, weil er einen Mann mit einer Anâza, d. i. kurzen Lanze, getötet hatte, den Beinamen Anâza (oder Anâse) erhielt. Die arabischen Geschlechter führen alle sehr sorgfältig, mit mehr oder weniger Wahrheitstreue ihren Stammbaum und aus einem solchen[2]) erfahren wir von jenem Stammvater der Anâse, daß er im sechsten Grade von Ismael abstammt; seine Vorgänger waren: Assâd, Rabî'a ef Farâs, Nisar, Ma'add, Aduân, letzterer der Sohn Ismaels... Jeder Beduinenstamm steht unter einem Großscheich und jedes Lager — denn ein Stamm zerfällt oft in mehrere Lager — hat einen Scheich, oder doch einen Mann von Ansehen an der Spitze. Die Autorität dieser Häupter ist gering und nur in wichtigen Stammesangelegenheiten maßgebend, wobei jedoch der Rat der Ältesten mit in Betracht kommt. Persönliche Eigenschaften und Tugenden vermögen indes viel zur Erhöhung der Autorität und des Einflusses. Einkünfte hat der Großscheich oder Scheich als solcher keine; gleichwohl erfordern seine Stellung, sowie die Ausübung der Gastfreundschaft, daß er einen gewissen Aufwand betätige. Die Kosten hierfür werden (vom eigenen Besitz abgesehen) von Tributleistungen, Beuteanteilen und dem Durchgangszoll der Karawanen bestritten. In Kriegszeiten ist der Scheich vom „Agîd" (Anführer) abhängig, da nur bei den wenigsten Stämmen beide Würden in einer Person sich vereinigen.

Die Anordnung eines Lagers richtet sich nach den jeweiligen örtlichen Verhältnissen, nach der Ergiebigkeit der Weiden und den Beziehungen, in welchen sich der betreffende Stamm zu seinen Nachbarn befindet. Ungünstige Terrainformen, magere Weiden und Gefahr eines feindlichen Überfalles erfordern einen engeren Zusammenschluß der Zelte, z. B. in Kreisform. Eine solche Anordnung heißt Dowâr. Folgen die Zelte einer längeren Talfurche, in welchem Falle sie je nach der Anzahl in eine oder mehrere Parallelreihen gebracht werden, so nennt man ein solches Lager Nesel. Unter Fereik endlich versteht man kleinere Zeltgruppen in regelloser Anordnung auf einer ausgedehnteren Fläche. Es ist das die gewöhnliche Lagerform, wenn der Stamm sich nicht im Zustande der Fehde befindet, die Weidegründe eine weitläufigere Verteilung der Herden gestatten und hin-

[1]) Die Gliederung des Beduinenvolkes in Stämme ist durch das Zusammenbleiben der Verwandtschaft bedingt. Es wurde schon angedeutet, daß jeder Stamm sein bestimmtes Wohn- und Wandergebiet einnimmt. Die Ausdehnung des letzteren richtet sich nach der Kopfzahl und der Größe der Herden. Die Anzahl der in Haupt- und Unterabteilungen (Kabaïle und Fende) zerfallenden, von erblichen Scheichs (Scheiks) oder Emiren befehligten Stämme ist sehr groß, doch weiß man wenig über ihre Kopfzahl, da die Beduinen, in der abergläubischen Furcht, daß Zählen Unglück bringe, die Stärke ihrer Stammesgemeinschaften und Herden gern unerörtert lassen. Einen der mächtigsten und am weitesten verbreiteten Stämme bilden die Anâse, welche das große Steppen- und Wüstengebiet zwischen Syrien und dem Eufrat und bis in die Nähe des Dschebel Schammar bewohnen. Burckhardt schätzte das Anâsevolk — freilich vor etwa hundert Jahren — auf 300.000 bis 350.000 Köpfe. Da Palgrave sämtliche Beduinen des nördlichen Arabien, mit Ausnahme der Anâse, auf 400.000 Köpfe schätzt, so würden die Anâse allen übrigen Stämmen die Wage halten, was nicht recht glaubhaft ist. Die Beduinenstämme des mittleren Arabien gibt Palgrave mit 80.000 Köpfen an.

[2]) Wüstenfeld: „Genealogische Tabellen", Göttingen, 1852.

Digitized by Google



Beduinenlager (Reihenlager — Neſel).

länglich Waſſer vorhanden iſt. Auch die Größe der Zelte variiert, je nach der Kopfzahl der Familie, die es bewohnt. Zwei Abteilungen ſind unbedingt erforderlich, da das „Meharrem“ (die Frauenabteilung) vom Fremden nicht betreten werden darf. Gewöhnlich iſt noch ein dritter Raum vorhanden, in welchem man die letzteren empfängt oder bewirtet, oder mit Nachbarn verkehrt, in welchem Falle dann die inneren Familienräume gänzlich von außen abgeſchloſſen ſind. Denjenigen Zeltteil, der nicht feſtgeſpannt, ſondern (als Eingang) beweglich iſt, wird „Roffa“ genannt. In ſchwülen Nächten, wo die Roffa im Luftzuge gewiſſermaßen als Palankin wirkt, iſt hier die angenehmſte Schlafſtätte.

Der Stoff der Zelte iſt ein waſſerdichtes Gewebe aus ſchwarzen Ziegenhaaren. Das innere Gerüſte bilden Träger und Stränge, zwiſchen welchen die Scheidewände geſpannt ſind, mit Ausnahme der Roffa, welche entweder loſe herabhängt, oder mittels Stöcken emporgehalten wird, um den Einſchlupf in das Zelt freizulaſſen. Hier befindet ſich meiſtens das Pferd des Familienvaters, an den Weidepflock gefeſſelt; vor dem Eingange ſelbſt ſteckt die Lanze im Boden. Die Herden ſtehen unter der

Digitized by Google

Obhut von Hirten und bilden selbstverständlich die größte Sorge eines Lagers, besonders in Fehdezeiten, wo erhöhte Wachsamkeit geboten ist. Diese Herden bestehen aus Rindern, Ziegen und Schafen, zu denen mitunter Esel — schöne, große Tiere von erstaunlicher Beweglichkeit — kommen. Das wichtigste Haustier aber ist, vom Pferde abgesehen, das Kamel (richtiger das Dromedar), denn ohne diesem ausdauernden und genügsamen Tiere würde ein großer Teil der arabischen Halbinsel für Menschen gänzlich unbewohnbar geblieben sein. Kein Wunder also, daß hier, wie nirgend sonstwo auf unserem Planeten, Mensch und Tier in einem innigen Verhältnisse stehen, da sie wohl instinktiv ihre gegenseitige Abhängigkeit fühlen. Im wilden Zustande, ohne des Menschen pflegenden Beistandes, ist noch keine Kamelherde auf der arabischen Halbinsel vorgefunden worden.

Sieht man von der Nützlichkeit des Kameles (in Arabien „Delûl", in Ägypten „Hadschin" genannt) ab, so erscheint das Pferd als das bevorzugteste Haustier. Be-



Beduinenlager. (Kreisförmiges Lager — Dowâr.) H.

kanntlich ist das mittlere Arabien (Nedjd) das Verbreitungsgebiet der edelsten Pferderasse der Welt. Hervorragende Pferdezüchter sind ferner die Anâse, Schammar und Montefik. Im allgemeinen unterscheidet man fünf edle Pferdestämme, die — was selbstverständlich nicht zutrifft — von den fünf Lieblingsstuten des Propheten abstammen sollen. Alle Pferde edler Abstammung führen die Bezeichnung „Koschlani", zum Unterschiede von den „Kadischi" — den „ahnenlosen" Pferden — welche in den Augen der Beduinen als minderwertig erscheinen. Zur Bekräftigung seiner adeligen Abstammung versammeln sich bei der Geburt des Fohlens mehrere Männer des Stammes beim Besitzer der edlen Stute, um den Stammbaum des jungen Sprößlings festzustellen und zu bescheinigen. Das betreffende Dokument trägt dann das edle Tier durch alle Zeit, in einem ledernen Beutel verwahrt, um den Hals. Die Preise schwanken zwischen 2000 und 3000 spanischen Talern. Stuten werden fast nie verkauft, da man sie immer zur Züchtung zurückbehält, es wäre denn, daß der betreffende Besitzer durch den Verkauf sich aus pekuniären Nöten befreien will.

Digitized by Google

Das ungefähr ist die vierbeinige Gesellschaft (Hunde verschmäht der Araber als unrein), mit welchen die Beduinen Leid und Freud teilen. Was dem Steppensohne Freude bereitet, ist eigentlich blutwenig nach unseren Begriffen. Hier heißt es, sich nach der Decke strecken. Wenn es fette Weide, also viel Kamelmilch gibt, füttern sich diese karg bedachten Kostkinder des Herrn für Monate hinaus auf. Ihre sonstige Bedürfnislosigkeit prägt sich in dem Spruche aus: „Je weniger einer begehrt, desto geringer ist seine Armut.“ [1]) Dennoch sind die meisten Beduinen sehr habgierig und es ist vielfach weniger



Arabisches Pferd. B.

die Not, als diese Habgier, welche sie zum Raube drängt, wobei zugleich die Abenteuerlust anfeuernd mitwirkt. Übrigens ist durch Reisende festgestellt, daß ihre Unmäßigkeit keine Grenzen kennt, wenn sie einmal dazu kommen, sich auf fremde Kosten satt zu essen. Freilich gehört hierzu ein unverwundbarer Beduinenmagen, denn mit der Kochkunst ist es ziemlich schlecht bestellt. Die Hauptrolle bei fast allen Gerichten spielt die Butter (frische Butter: Sebda, Schmalzbutter semen). Sie wird geschmolzen schon zum Frühstücke schalenweise getrunken, meist aber kommt sie bei den Lieblingsspeisen zur

[1]) Il'insān bhasab killit tama'o jkill fakro — wörtlich: „Der Mensch, gemäß der Geneigtheit seines Entbehrens, ist gering seine Armut.“ Andere Redensarten sind: „Ein sorgenloses Herz ist besser als ein gefüllter Beutel“ ... „Des Menschen Bauch ist sein Feind“ ... „Keine Gesundheit bei Gefräßigkeit“ ... „Mancher Gewinn führt dich zu Verlust“ ... „Lebe zufrieden auch mit wenig, so bist du ein König“ ...

Geltung, als da sind: Burgul, ein Gericht aus Weizen mit Sauerteig, das im getrockneten Zustande aufbewahrt und vor dem Genusse mit Butter oder Öl aufgekocht wird; Dschereischa, ein grober Reisbrei, über den Butter gegossen wird, zuweilen mit einem Zusatze von Kamelmilch, in welchem Falle das Gericht Neka'a genannt wird. Wassermehlbrei, mit Butter oder Milch angemacht und einige Gerichte, bei deren Bereitung lediglich Milch in Verwendung kommt, vervollständigen ein gewöhnliches Beduinenmenu. Die Milchspeisen haben je nach der Bereitungsart verschiedene Namen: Agesch ist ein mit saurer Kamelmilch angemachter Teig, Behata ein in süßer Milch gekochter



Beduinenzelt. B.

Reis- oder Mehlbrei. Das ungesäuerte Brot heißt Dschisre, das gesäuerte Chamîr, Brot schlechtweg Chubs.[1])

[1]) Diese kurzen Mitteilungen über die Tafelfreuden der Beduinen würden eine Lücke lassen, wenn man nicht des wichtigsten Nahrungsmittels, der Dattel, gedächte. Der Segen der Dattelpalme ist ein ungemein vielartiger; ihre Frucht spendet Nahrung in allen möglichen Formen, ihr Holz liefert ein geschätztes Baumaterial, aus dem Baste dreht man Seile und webt Matten. Ein einziger stattlicher Baum, der reichlich Früchte trägt, vermag eine Familie ein ganzes Jahr hindurch zu ernähren und ein Kamel, dem man gekochte Dattelkerne als Futter reicht, dazu. Die Dattelernte ist eine Spekulation, bei der man ein Vermögen erwerben oder verlieren kann. Von dem Ertrage eines Palmengartens hängt die Mitgift bei Verheiratungen, die Erbschaft bei Todesfällen ab ... Als Nahrungsmittel ist die Dattel diejenige Frucht, welche unter den denkbar verschiedensten Formen den Bedürfnissen des Arabers gerecht wird. Eine alte Hausregel sagt: Eine umsichtige Hausfrau kann ihrem Herrn einen Monat hindurch täglich ein anderes Dattelgericht vorsetzen. Auch in diesem Punkte scheint die Natur dem Menschen entgegenzukommen, zieht man die große Zahl von Dattelsorten in Betracht. Die Palmen vom Schat-el-arab und im Bereiche von Bagdad liefern (nach Niebuhr) allein an 40 Sorten und in ganz Arabien soll es deren (nach Burckhardt) an 130 geben. Man ißt die Dattel im rohen und getrockneten Zustande, in Butter gekocht, zu Kuchen gepreßt, mit Reis vermengt, mit Milch zu einem dicken Brei gekocht, in Butter geröstet, mit Honig übergossen u. s. w. Zu diesen Speisen kommen verschiedene Getränke, so der herbe Dattelwein, der Dattelessig und der Dattelschnaps.

Unentbehrlich ist dem Araber der Kaffee. Das Gerät zur Kaffeebereitung besteht aus dem hölzernen Mörser nebst dem Stößel, der eisernen Röstpfanne, an derem langen Stiele an einem Kettchen ein Löffel zum Umrühren der Bohnen befestigt ist; drei Kannen von verzinntem Kupfer, von welchen eine zum Mischen, die zweite zum Kochen, die dritte zum



Beduinenfamilie. B.

Ausschenken dient, schließlich die Tassen und das zu deren Aufnahme (beim Servieren) bestimmte Kaffeebrett ... Bei Erwähnung dieser Geräte dürfen wir auch der anderen nicht vergessen, welche das notwendigste Inventar eines jeden Haushaltes im Beduinenlager bilden. Für die Vorräte dienen (da es irdene Töpfe nicht gibt) ausschließlich Lederschläuche. Die Speisen werden in kupfernen, mit zwei Henkel versehenen Kesseln bereitet und bilden die wichtigsten Stücke in jeder Nomadenküche. Das nächstwichtigste Gerät ist der Sadsch, ein eiserner Backofen von der Form eines Troges; er wird, mit

Digitized by Google

der konkaven Seite nach unten, auf mehrere Steine gestellt, so daß unter der Ausbauchung mittels Wüstenpflanzen und trockenem Kamelmist Feuer gemacht werden kann. Sobald der Trog heiß geworden ist, werden die flachen Teigfladen auf die konvexe Außenseite gelegt und gar gebacken, was nur kurze Zeit in Anspruch nimmt. Tische



Beduinenfrauen bei der Mahlzeit. B.

gibt es natürlich nicht. Dieselben werden ersetzt durch den Minsef, eine kupferne Scheibe von wechselndem Durchmesser, mit aufgebogenem Rande und mehreren Henkeln, deren Zahl sich nach der Größe des Gerätes richtet. Der mit den hölzernen Servierschalen bedeckte Minsef wird in die Mitte der im Kreise hockenden Tischgesellschaft gestellt und nun langt jeder — da es Teller und Bestecke nicht gibt — mit den Fingern zu. Die Speisen werden stets heiß aufgetragen und die meisten derselben schwimmen förmlich in Butter. In den ärmeren Haushaltungen tritt an Stelle des Minsef die

Digitized by Google

Sufra, ein gegerbtes kreisrundes Fell mit Zugschnur (ähnlich unseren Tabaksbeuteln), das auf den Boden gebreitet wird. Ist die Mahlzeit vorüber, so wird die Schnur zusammengezogen, so daß die Sufra einen Beutel bildet, in welchem die übrig gebliebenen Speisereste verbleiben und der irgendwo — auf der Wanderung am Kamelsattel — aufgehängt wird.

Zu den Delikatessen im Beduinenhaushalt zählt vor allem die Kemmaje (Kim'a, im Dialekt Dschême), eine Trüffelart, die in der Steppe in der Regenzeit in großen Mengen gedeiht. Jede Familie sammelt dann einige Kamellasten und so lange dieser Vorrat dauert, lebt man fast ausschließlich von Trüffeln. Sie werden gebraten oder mit Wasser oder Milch zu einem Teige gekocht und mit Butter übergossen ... Nur bei außergewöhnlichen Schmausereien, bei denen der Beduine seine Mäßigkeit sehr häufig gründlich zu verleugnen pflegt, kommen Fleischspeisen auf den Minsef — um nicht „Tisch" zu sagen. Entweder ist es eine erlegte Gazelle oder ein Lamm, eine Ziege, mitunter (als besondere Ehrung des Gastes) ein Kamel, die den Inbegriff beduinischer Gourmandise ausmachen.

Das ist — in allgemeinen Zügen festgehalten — die Welt, in welcher das Beduinenweib lebt. Freilich erhält dieses Bild manche Modifikation in Bezug auf die örtlichen Verhältnisse und zudem müssen wir uns vor Augen halten, daß alles bisher Mitgeteilte lediglich für die Nord- und Zentralaraber gilt. Von den arabischen Frauen von heute kann als bestimmt angenommen werden, daß die wahabitischen Hochländerinnen am strengsten die alten Sitten bewahrt haben. Ihr Gegenteil sind, wie bereits hervorgehoben, die Omanitinnen, die zugleich im Rufe stehen, die schönsten Frauen Arabiens zu sein. Nach ihnen kommen (auf den Schönheitsmessungen Palgraves) die Frauen von Katar, sodann die Bewohnerinnen des Schammar-Gebietes. Die Beduinenmädchen nehmen wohl die letzte Stufe ein, obwohl es unter ihnen nicht an anmutigen Gestalten fehlt. Sie sind im allgemeinen von mittlerer Größe, regelmäßig gebaut, von stolzer Haltung und leichtem Gang. Fettleibigkeit wird selten beobachtet, wohl aber das Gegenteil. Die Hautfarbe schwankt je nach der Höhenlage des Wohngebietes von dem leichten Bronzeton der Südeuropäer bis zum Schokoladebraun, letzteres vornehmlich bei den Küstenbewohnern. Das Gesicht ist wohl in der Regel oval, doch sind auch die „Mondgesichter", mit breiter Rundung der Backen, häufig. Charakteristisch für alle Araberinnen reiner Rasse ist die gerade, feingeschnittene Nase und der kleine Mund. Man findet fast immer tadellos weiße Zähne. Die Augen sind tief schwarz, doch gibt es auch blauäugige Beduinenfrauen, gleich den hellen Haaren eine große Seltenheit.

Die Tracht wechselt im einzelnen je nach den Himmelsstrichen, doch ist allen Beduinenfrauen der hemdartige, mitunter von einem Gürtel zusammengehaltene Rock, das Hauptkleid. Seine Farbe ist immer dunkel: blau, braun oder schwarz. Im Winter kommt noch ein Überwurf hinzu. Der Kopf wird in ein großes Tuch gehüllt, das bei den jungen Frauenspersonen rot, bei den alten schwarz ist. Bei den meisten Stämmen gehen die Frauen unverschleiert, denn die Beduinen halten bekanntlich nichts auf die Vorschriften des Islam. Fußbekleidung kennt man nicht. Beinkleider sind unter den eigentlichen Beduinen selten (die Männer verschmähen sie durchaus, da man sie nur bei Frauen für schicklich ansieht). Eine fast leidenschaftliche Vorliebe haben die braunen Schönen der Steppe für alles, was Schmuck ist, was zu einem übermäßigen Gebrauch desselben führt. Es sind Ohr-, Nasen-, Arm-, Finger- und Fußringe (Knöchelspangen), Halskolliers

Digitized by Google

und sonstiger Tand. Diese Schmuckgegenstände sind entweder aus Silber oder Bernstein, Korallen oder Perlmutter, wozu noch Muscheln und — bei den Ärmsten der Armen — getrocknete Datteln kommen. Unter den Sinaibeduinen genießen die Mädchen das Vorrecht, ein Perlmutterkollier durch das Haar zu schlingen. Da es ein Abzeichen der Jungfrauschaft ist, wird dieser Schmuck vom Bräutigam in der Hochzeitsnacht gewaltsam entfernt. Die Haare werden meist in viele kleine Zöpfchen geflochten, doch wird es auch offen, leicht gekraust, oder herabwallend getragen. Bei manchen Stämmen befleißigen sich die Schönen, das Haar in Chignons aufzukämmen oder Stirnbüschel anzuordnen, von anderen kleinen Koketterien nicht zu reden. Eine absonderliche Frisur kommt bei den Frauen der Sinaibeduinen vor, indem das Haar vorne zu einem Horn aufgekämmt wird, an dessen Spitze häufig eine rote Glaskugel angebracht ist. Alle Frauen der Sinaibeduinen gehen tief verschleiert und zwar wird hierzu die häßliche Roßhaarblende (ein englischer Schriftsteller nennt sie treffend „Nasensack") verwendet, die auch in Ägypten, Syrien und im Irak im Gebrauche ist. Fast alle Beduinenfrauen tätowieren sich, seien es auch nur etliche Einschnitte auf den Wangen oder am Kinn.

Mit Reizen dieser Art hat der werbende Jüngling zu rechnen, wenn er sich im Kreise seiner Altersgenossinen um eine Lebensgefährtin umsieht. Wir wissen, daß den Wanderstämmen die Attribute verblieben sind, die sie seit den ältesten Zeiten besaßen: Kampf, Blutrache und — Liebe. Daß eine sehr genaue Kenntnis der Verhältnisse (der Sprache und Sitten) notwendig ist, um bezüglich des Liebeslebens unter den Beduinen ein zutreffendes Urteil abgeben zu können, liegt auf der Hand. Reiseberichte, welche von pikanten Erzählungen oder romanhaften Schilderungen durchflochten sind, müssen stets mit größter Vorsicht genommen werden. Immerhin gibt es Kenner, denen man in diesem Punkte trauen darf. So wären nach Burckhardts Urteil die Beduinen das einzige Volk des Morgenlandes, unter welchen es echte Liebespaare im herkömmlichen Sinne gibt ... Auch von anderer glaubwürdiger Seite wird bestätigt, daß zum mindesten unter den edlen Stämmen die Jugend eine Zeit heiterer Ideale verlebt, in welcher Liebe und Poesie, Falkenjagd und Fehde eine hervorragende Rolle spielen. In den Zeltlagern gilt der Grundsatz: „Verheiratet euch frühe, denn die Ehe bändigt den Mut des Mannes und zügelt den Eigenwillen der Frau." Angesichts solcher Frühehen erscheint es wohl als glaubwürdig, daß edlere Triebe die Paare zu einander führen und aufrichtige Zuneigung den Bund veranlassen. Die Zeit der jungen Ehe ist denn auch die schönste im Beduinenleben. In den stillen Mondnächten erblühen die Wundergeschichten der Liebe und umweben das schmucklose Beduinenzelt mit einem Schimmer von Romantik, die an längstvergangene Zeiten erinnert.

Man begreift, daß das Leben im Zeltlager viel mehr Gelegenheit zu intimen Beziehungen bietet, als jenes in den Städten. Gleichwohl wäre es irrig, wollte man annehmen, daß dieses größere Maß von Freiheit Anlaß zu irgend welchen Unehrerbietigkeiten oder unerlaubten Vertraulichkeiten gäbe. Die Beduinenmädchen gelten im allgemeinen nicht nur für züchtig, sondern auch für stolz und selbstbewußt und sie verstehen es vorzüglich, ihre Neigung zu einem Auserwählten zu verbergen. Anderseits wissen auch diese unter einer so primitiven Gesittung erwachsenen Steppenritter, was sich dem anderen Geschlechte gegenüber schickt. Ein gewisser ritterlicher Sinn kommt hier unverkennbar zum Ausdruck. Zieht der junge Krieger zum Kampfe aus, so ruft er der Geliebten die huldigenden Worte zu: „Ich gehe in Kampf und Tod deinen Augen zu liebe." In einem alten Kriegsliede heißt es:

Digitized by Google

„Mutter, reiche meinem Füllen gutes Futter!
Treulos haben sie uns den Vertrag gebrochen.
Blutig will ich färben meiner Lanze Ring,
Für das Auge des Mädchens mit knospender Brust."



Beduinenfrauen und Kinder. B.

Die Zügel des ersten Beuterosses schlingt der Krieger um die Hand des Weibes, das er auszeichnen will; doch verlangt es der Anstand, daß sie es ihm nach beendeter Fehde wieder zurückgibt.[1])

[1]) Die größte Auszeichnung, die einem Beduinenmädchen zuteil werden kann, ist, daß es auf einem Kriegszuge zur „Hadijah" gewählt wird. Sie ist das Palladium eines Stammes und begleitet denselben, auf bunt aufgeputztem Kamele reitend, auf allen Kriegspfaden. Obwohl diese Auszeichnung, wie man sieht, nicht ganz ungefährlich ist, würde ein Mädchen seine Wahl zur Hadijah niemals ausschlagen. Mit stolzem Siegeslächeln geht sie freiwillig in den Tod. Gewöhnlich wird die schönste Tochter des Scheichs eines Stammes mit der Auszeichnung bedacht, als Hadijah in den Kampf zu ziehen. Eine an Vergötterung gleichende Verehrung hebt sie hoch über ihresgleichen empor und wo der Beduine im Kampf den Knauf des Palankins seiner Hadijah sieht, wird aus dem zaghaften Streiter ein Held. Ihr Verlust durch feindliches Geschoß oder ihre Gefangennahme verursacht fast immer Verwirrung und Panik, wenn nicht blinde Todesverachtung die noch kampffähigen Streiter

Digitized by Google

Trotz der Huldigungen, welche den Mädchen zuteil werden, haftet gleichwohl viel Urwüchsigkeit an der Beduinenliebe. Man wird daher gut tun, auch die hochgerühmte Ritterlichkeit auf etliche spezielle Fälle sich beschränkt zu denken. Die Beduinen haben manche Redensart, welche bezeigt, daß sie auch in der Liebe die Herren sein wollen. Ein Sprichwort sagt: „Die Schläge des Geliebten sind süß wie Rosinen" [1]) und eine weise Lebensregel rät: „Nimm die Verrückte, die Tochter der Verständigen (zur Frau), aber nimm nicht die Verständige, die Tochter der Verrückten." [2]) Auch kennt der Beduine das Wesen der Liebe genau, wie der nachstehende Spruch bezeigt: „Die Liebe ist die



Beduinenfrauen und Kinder. B.

Decke (der Vorhang der Gebrechen)." [3]) Für manche Liebesdienste herrscht unter diesen urwüchsigen Naturkindern eine Auffassung, die einfach haarsträubend ist. Dies verhält sich so. Reinlichkeit ist nicht die Tugend der Beduinen. Ihre Kleider sind deshalb in der Regel voll Ungeziefer und es wird behauptet, daß dies der Grund sei, weshalb der Nomade auch im Freien entkleidet schläft. Es gehört daher zu den Pflichten der Gastfreundschaft, daß der Wirt den Mantel des Gastes durch seine Leute reinigen läßt.

zu einer außergewöhnlichen Tat hinreißt. So manche Schlacht am „Strome der Araber" (Schat-el-arab) oder in den Steppen zwischen dem Persermeere und dem Binnenlande ging für den einen oder anderen Großstamm verloren, wenn das Flammenauge der schönen Scheichstochter brach, oder wilde Arnauten sie als Siegesbeute ins Lager des türkischen Paschas schleppten.

[1]) (Syrischer Dialekt) Darb ilhabib mitl akl izzbib, wörtlich: „Das Schlagen des Geliebten wie das Essen der Rosinen."

[2]) (Syrischer Dialekt) Chôd ilmagnûni bint il 'akli ula tâchûd il 'ükli bint il magnûni.

[3]) (Syrischer Dialekt) Ilhubb sitâr il 'ijûb . . . Ein anderes Sprichwort allerdings besagt (syrischer Dialekt): Limma tmût il' aschchâs il' azizi bjis 'ab 'alaina illi ma habbanahon bilkfâji, d. h. „Wenn geliebte Personen (die teuren Personen) sterben, tut es uns leid (ist es schwer auf uns), daß wir sie nicht genug geliebt haben."

Digitized by Google

Unterzieht sich diesem Dienste die Tochter oder die Schwester des Wirtes, so darf der Gast dies als besondere Auszeichnung ansehen.

Wie überall in der Welt, hat auch unter den arabischen Nomaden die Ehe ihren Honigmond. Ist diese Zeit vorüber, so lastet alle Arbeit, die das Hauswesen erfordert, auf den Schultern des Weibes. Eine unwürdige Behandlung allerdings erfährt das Beduinenweib niemals, wenigstens bei den edlen Stämmen nicht. Den unedlen Stämmen dagegen wird nachgesagt, daß sie die gastliche Prostitution seitens der Wirtsfrau als etwas Selbstverständliches ansehen. Auch wird ihnen vorgeworfen — was bereits erwähnt wurde — daß sie in Weibergemeinschaft leben. Palgrave behauptet, dies aus ihrem eigenen Munde gehört zu haben. Öffentliche Weiber gibt es aber in keinem arabischen Lager, mag der betreffende Stamm aus noch so verkommenen Individuen bestehen ... Von allen diesen Dingen abgesehen, bleibt selbst für die geachtetste Beduinenfrau der Sorge genug. Während die Männer den Tag mit Kaffeetrinken, Rauchen und Schwatzen verbringen und sich höchstens zum Melken der Kamele herbeilassen, müssen die Weiber kochen, die Tiere füttern und Wasser herbeischaffen, was bei ungünstigen örtlichen Verhältnissen in der Gluthitze der arabischen Sonne besonders beschwerlich ist. Auch sind die hierzu benützten Lederschläuche ziemlich groß und bilden gefüllt eine ganz anständige Last. Eine unwürdige Einrichtung ist ferner die, daß die weiblichen Angehörigen eines Zeltes nicht mit den Männern gemeinsam, sondern für sich im Meharrem ihre Mahlzeiten einnehmen. Keineswegs jedoch gleichzeitig und mit gleichem Anteil an den Speisen; sie erhalten vielmehr das, was von der Tafel der Männer übrig bleibt und in der Regel nicht viel ist, vom Lamm z. B. der Kopf, die Füße und die Leber. Findet in irgend einem Zelte, eines Fremden wegen, eine Schmauserei statt — an der natürlich die Männer beteiligt sind — so schleichen deren Weiber in die Zeltabteilung der Wirtin, um ihr etliche Brocken von den heißbegehrten Gerichten abzubetteln.

Das Familienleben unter den Beduinen hat zwar Lobredner gefunden, doch stimmen die meisten verläßlichen Berichte darin überein, daß das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern das denkbar schlechteste ist. Ausnahmen entscheiden nichts. Der Grund hierfür mag wohl in erster Linie darin liegen, daß die Eltern die Kinder, sobald sie nur laufen können, sich völlig selbst überlassen. Von Kindererziehung weiß der Beduine nichts. Höchstens, daß er dem mannbar gewordenen Sohne die Handhabung der Waffen lehrt, ihn auf die Jagd mitnimmt, oder gelegentlich von seinen Abenteuern erzählt, um dem Stammhalter nach Möglichkeit zu imponieren. Im übrigen wächst der Junge, lediglich der Fürsorge des Allerbarmers anheimgegeben, wie die Wüstenpflanze auf. Daher die Wildheit und Unbändigkeit, welche die Beduinenjugend kennzeichnet. Von Elternliebe ist keine Spur; höchstens, daß ab und zu ein etwas besser geratener Sohn eine gewisse zärtliche Anhänglichkeit an die Mutter an den Tag legt. Hat vollends ein tatkräftiger Junge Weib und Besitz erworben, vielleicht auf Raubzügen reichliche Beute gemacht, so ficht es ihn nicht im mindesten an, wenn der Vater darbt und auf die Mildtätigkeit des Stammes angewiesen ist. Zwar treten solche Erscheinungen auch unter den Bauern in den Kulturländern auf, doch sind sie wohl nur Ausnahmen; in Arabien aber ist die Lieblosigkeit der Kinder (vorzugsweise der männlichen) charakteristisch für alle Beduinen. Daß sie selber keine Freude an zahlreicher Nachkommenschaft haben, begreift man ohne weiteres, wenn man sich die dürftigen Lebensverhältnisse vor Augen hält. Daher das Sprichwort: „Wenn eine Familie zunimmt, nehmen auch die Sorgen zu."[1]) ...

[1]) Men Kathura 'achlu-hu Kathuret ahzânu-hu, wörtlich: „Wer vermehrt seine Leute, vermehrt seine Leiden."

Digitized by Google

Züchtigt ein Vater seinen Sohn, so läuft er Gefahr, von letzterem ein Messer in die Rippen zu erhalten. Gelegentlich hat ein Reisender sein Erstaunen über solch empörende Vorgänge ausgedrückt und von dem Betreffenden die Antwort erhalten: „Was willst du? Er ist ja sein Vater.“... Allerdings kann bei so schweren Vergehen einer der nächsten Verwandten intervenieren, z. B. einer der Brüder oder ein Onkel; es wird aber von den dazu Berechtigten selten hiervon Gebrauch gemacht.

Die Mädchen, welche dem Wesen ihres Geschlechtes entsprechend, fügsam und häuslich sind, und den Müttern nach Kräften bei der Arbeit beistehen, kann man nichts Übles nachsagen. Sie werden aber fast immer zur Seite gedrückt und stets als eine Last betrachtet. Natürlich von den Vätern, während die Mütter ihren Töchtern meist zärtlich zugetan sind. Obwohl Ehen meist innerhalb eines Stammes geschlossen werden, ist die Rasse gleichwohl nicht entartet, sondern ist sich — wenigstens in den abgeschlossenen Gebieten — seit langen Zeitläufen immer gleich geblieben. Übrigens ist es für einen Fremden kein Hindernis, in einen Stamm einzuheiraten, doch muß derselbe dann Angehöriger des Stammes werden. Man läßt also die Töchter sozusagen nicht außer Land ziehen. Hervorzuheben ist, daß jeder Beduine das Vorrecht genießt, seines väterlichen Oheims Tochter zu ehelichen, bevor er sie einem anderen zum Weibe gibt. Daher die Höflichkeitsformel Bint Umm, d. i. „Frau Base“, wörtlich: „Mädchen-Mutter“, was strenggenommen so wenig Sinn hat, wie das deutsche „Jungfrau“.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten bilden unter den Nomaden einen der wenigen Anlässe, in einem Lager freudige Erregung hervorzurufen. Jedes derartige Fest ist ein solches für alle, Mann und Weib, Alt und Jung. Größere Bedeutung als die einer allgemeinen Belustigung hat die Feier selbstverständlich für die unmittelbar Beteiligten, vornehmlich für das Mädchen. Wenngleich auch unter den Nomaden das heiratslustige Mädchen über sich frei verfügen kann, so ist es doch unvergleichlich besser daran als die Städterin, welche den ihr zugedachten Bräutigam vielleicht niemals in ihrem Leben gesehen hat. In diesem Falle muß sich aber auch der Bräutigam häufig damit bescheiden, seine künftige Lebensgefährtin auf gut Glück aus den Händen ihrer Eltern zu übernehmen. Hat er sich nicht durch List Gelegenheit verschafft, die Erwählte schon vor der Hochzeit ohne Verschleierung zu sehen, so kann die Schleierlüftung in der Brautnacht arge Enttäuschung bereiten. Unter den Nomaden sind derlei unliebsame Überraschungen ausgeschlossen, da die Mädchen nicht nur unverschleiert gehen, sondern auch der Verkehr im Lager ein ziemlich zwangloser ist. Dadurch werden mit Leichtigkeit Bekanntschaften angeknüpft, auch nächtliche Zusammenkünfte gefördert, Begegnungen bei den weidenden Herden gesucht: kurz, die jungen Leute finden Gelegenheit, sich kennen zu lernen und ihre gegenseitige Neigung sich zu gestehen. Deshalb sind auch unter den Beduinen Liebesheiraten die Regel, während sie in den Städten zu den Ausnahmen gehören.

In minder häufigen Fällen, oder wenn eine Maid zu keinem ihrer männlichen Lagergefährten eine Neigung hat, tritt freilich häufig genug der Zwang seitens des Vaters in Wirksamkeit. Daß eine solche Zwangehe die Form einer nüchternen Geschäftsangelegenheit annehmen kann, ist nichts Seltenes. Der Gang, den im großen und ganzen eine Werbung nimmt, ist bei den meisten Stämmen ungefähr der folgende. Der Werber sendet einen Freund zum Vater der Erwählten, bespricht die Angelegenheit zunächst im Geheimen, wobei auch die Höhe der Mitgift in Frage kommt. Der Wille des Mädchens entscheidet nichts, doch verschmähen es die Beduinen in der Regel, das Recht des dem Werber etwa günstig gesinnten Vaters bis zur letzten Konsequenz auszunützen.

Digitized by Google

Zu einer solchen Vergewaltigung sind sie zu sehr Kinder der Freiheit. Handelt der Werber im Einverständnisse mit der Erwählten, was gewöhnlich der Fall ist, dann hängt es in letzter Instanz vom Vater ab, ob er in den Bund einwilligt oder nicht. Herrscht völlige Übereinstimmung, dann ergreift (wie beispielsweise bei den Anâse-Beduinen) der Freund die Hand des Vaters mit den Worten: „Du erklärst, daß du deine Tochter Fatma dem Hossein Ibn Ali zum Weibe gibst?", worauf die bejahende Antwort erfolgt. Der Werber selbst darf sich noch weitere fünf oder sechs Tage nicht blicken lassen. Ist diese Frist vorüber, so findet er sich auf Grund der abgeschlossenen Verlobung (Talab) mit einem Lamm vor dem Zelte des künftigen Schwiegervaters ein und schneidet hier dem Tiere den Hals durch. Das ist die einzige Heiratsförmlichkeit. Jung und alt ergibt sich nun einer Schmauserei, wobei es in der Regel hoch hergeht, Freudenschüsse abgegeben und Lieder angestimmt werden, worauf — es geschieht dies immer erst nach Sonnenuntergang — sich der Bräutigam in ein eigens zu diesem Zwecke aufgeschlagenes Zelt seitwärts des Lagers zurückzieht, um die Ankunft seiner Braut abzuwarten. Nun folgt eine kleine Komödie, die stets den gleichen Zuschnitt hat. Die Braut flüchtet von Zelt zu Zelt zu Freunden oder Verwandten, bis sie endlich von den hierzu bestellten Weibern eingefangen und dem harrenden Bräutigam im Triumph zugeführt wird. Eine gewisse symbolische Bedeutung kommt der Sitte zu, daß der Bräutigam die auch jetzt noch sich sträubende Braut gewaltsam in sein Zelt zieht. Damit findet der Rummel ein Ende. Die Beteiligten entfernen sich und überlassen die „Neuvermählten" ihrem Glücke. Wenn Witwen oder geschiedene Frauen sich wiedervermählen, entfällt das Flüchten und Sträuben, weil ein solches Verhalten sinnwidrig wäre und überdies als unangemessen angesehen würde.



Beduinenfrau mit ihren Kindern. B.

Bei anderen Stämmen gehen der Hochzeit mehrere Polterabende (Talilât) voraus, welche die gesamte Jugend eines Lagers in Freude und Aufregung versetzen und noch auf lange Zeit hinaus den Gesprächstoff bilden. Ein solcher Polterabend beginnt mit

einem Freudenfeuer, das vor dem Zelte der Braut angezündet wird. Alsbald versammeln sich Freunde und Verwandte vor diesem Zelte, es werden Gewehrschüsse abgefeuert und die Weiber stimmen die „Mutawwahât“ — die „weithin tönenden“[1]) Lieder an, die nur bei solchen Anlässen (oder bei Beschneidungsfeierlichkeiten) gesungen werden. Nach jeder Strophe wird ein eigentümlicher Jubelruf — die Sagrûta — ausgestoßen; man trillert nämlich die Silbe „li“ so lange der Atem hält und wiederholt diesen Triller in kurz aufeinander folgenden Pausen.[2]) Hierauf ordnen sich die anderen Lagergenossen, welche das Feuer wahrgenommen und die Mutawwahât gehört haben, unter dem Rufe „Jsru! Jsru!“ („Zum Zug! Zum Zug!“) in Gruppen — Männer, Weiber, Kinder —



Beduinenfrauen und Kinder aus dem nordwestlichen Arabien. Ph.

und begeben sich, unter Abgabe von Gewehrsalven auf den Festplatz. Bemerkenswert ist die Ordnung, welche bei diesen Festzügen herrscht. Unterstützt wird dieselbe durch gewisse Marschlieder mit einschmeichelndem Reimgeklingel. Eines dieser Lieder lautet (nach Wetzstein) wie folgt:

„Ich fürchte mich nicht, und zieh' in die Nacht, und fürchte mich nicht,
Ich verzichte nicht, und begehre mein Lieb, und verzichte nicht;
Wie ein nächtlicher Dieb, und komm' über sie, wie ein nächtlicher Dieb;
Der Gürtel, ach! ihr geflochtener Gurt, und des Liebchens Flechten, so lang wie der Gurt!“

In einem anderen derartigen Liede heißt es:

[1]) Wörtlich „die in die Ferne geworfenen“ Lieder.

[2]) Die Sagrûta wird auch bei anderen Anlässen angestimmt, z. B. bei der Beschneidung eines Knaben, der Rückkehr des Familienvaters von einer langen, gefahrvollen Reise, oder bei Angriffen auf den Feind, in welch letzterem Falle die im Hintertreffen sich befindlichen Weiber die schrillhallenden Triller der Sagrûta ertönen lassen.

Digitized by Google

„Laß uns ziehen, bring das Delûl[1]), laß uns ziehen!
Es wohnt nicht im Wald, es ist kein Dachs, mein Lieb ist ein Reh, es ist kein Dachs;
Ich wünsch' mein Grab, zwischen ihrem Busen wünsch' ich mein Grab."

Auch bei diesen Marschliedern wird nach jeder Strophe von den Weibern die Sagrûta angestimmt. Beim Zelte der Braut angelangt, wird als Willkomm noch eine Ehrensalve abgegeben, worauf Kaffee herumgereicht wird. Während sich die Alten bei diesem und dem aromatischen „Teufelskraute" (wie die nichtrauchenden Wahabiten den Tabak nennen) gütlich tun, gibt sich die Jugend beider Geschlechter dem Tanze und Spiele hin. Wie man sieht, besteht also zwischen diesen nicht der geringste Zwang und dürften gerade diese Polterabende dazu beitragen, weitere Ehebündnisse anzubahnen.

Mit dieser Schilderung ist natürlich nur ein Bild aus der abwechslungsreichen Szenenfolge, welche Beduinenhochzeiten entrollen, herausgegriffen. Im einzelnen herrscht große Mannigfaltigkeit bezüglich der in Frage kommenden Gebräuche ... Eigenartig gestalten sich dieselben bei den Beduinen der Sinaihalbinsel. Mit nennenswerten Auslagen wird hier der Freier nicht belastet, denn der Preis, den er für das ihm bevorstehende Glück an die Eltern zu bezahlen hat, übersteigt selten 30 Taler, kann aber bis auf 5 Taler herabsinken, wenn der Freier arm, oder die Gefreite bezüglich ihrer Schönheit gering taxiert ist. Maliziöse Berichterstatter wollen wissen, daß Witwen und geschiedene Frauen „noch billiger" zu haben sind. Im großen und ganzen spielen sich Werbung und Hochzeit unter den Sinaibeduinen wie folgt ab[2]): Zunächst begibt sich der Freier mit etlichen Freunden zu dem Vater des Mädchens, der ihnen ein Gericht und Kaffee vorsetzt. Haben sie die Erfrischungen zu sich genommen, so eröffnet der Werber die Unterhandlung mit dem Wunsche, in nähere Beziehung zu der Familie zu treten, welche Redensart sich mit der Brautwerbung deckt. Deshalb gibt der Vater sofort den Preis bekannt, um welchen er seine Tochter abgeben will, greift aber berechnender Weise ziemlich hoch, da es Brauch ist, um diese „Taxe" zu feilschen. Nach langem lärmenden Hin- und Herreden gibt sich der brave Vater mit der halben Summe zufrieden und damit ist die Verlobung perfekt, welche von den jungen Leuten der Nachbarschaft, sobald sie von dem Handel Kenntnis erhalten haben, mit Freudenbezeugungen, Spielen, Scheibenschießen u. dgl. gefeiert wird.

Nun folgen einige umständliche Förmlichkeiten. Den Beginn macht der „Khatib" (der Notar des Stammes), den man herbeigerufen hat. Er nimmt eine krautartige Pflanze (Gassâleh) und wickelt sie in den Turban des Bräutigams. Hierauf ergreift er dessen Hände, sowie diejenigen des Vaters, legt sie ineinander, wickelt seinen Turban darüber und richtet unter starkem Druck an den Vater die Frage: „Willst du deine Tochter diesem da zur Ehe geben?", worauf die Antwort folgt: „Ich will." Hierauf richtet der Khatib an den Bräutigam die Frage: „Willst du das Mädchen zum Weibe nehmen?". Ist die Antwort: „Ich will sie nehmen" erfolgt, fügt der Mann des Gesetzes belehrend hinzu: „Wenn du sie schlecht behandelst, oder ohne Nahrung und Kleidung lässest, so falle die Sünde auf dein Haupt." Alle diese Fragen und Antworten müssen dreimal wiederholt werden, womit der offizielle Teil der Verlobung abgeschlossen ist. Gewöhnlich weiß die Erwählte nichts von dieser Vorfallenheit. Erhält sie jedoch dennoch Kunde, so erfordert es der Anstand, daß sie den Versuch macht, in die Berge zu entfliehen. Im

[1]) Reitkamel.

[2]) Nach E. H. Palmer: „Der Schauplatz der vierzigjährigen Wüstenwanderung Israels. Fußreisen in der Sinaihalbinsel und einigen angrenzenden Gebieten." Gotha, 1876.

Digitized by Google

anderen Falle wird im Familienzelt, sobald das Mädchen von der Weide heimgekehrt ist, hinter ihrem Rücken heimlicherweise etwas Weihrauch auf glühende Kohlen gestreut, womit bezweckt wird, die Gefreite vor dem bösen Blick zu schützen. In diesem Augenblicke schleicht sich der Khatîb mit dem Mantel (Aba) des Bräutigams in das Zelt und wirft unbemerkt das Kleidungsstück über den Kopf des Mädchens, wobei er die Worte spricht: „Der Name Gottes sei mit dir! Es soll dich keiner nehmen als —" (Nennung des Namens des künftigen Gatten).[1]) Das Mädchen springt auf und sucht zu entfliehen, ruft Vater und Mutter zu Hilfe unter lautem Schreien und Jammern. Die versammelten Weiber verhindern jedoch jeden Fluchtversuch, halten die Braut fest und wiederholen die Worte des Khatîb, wobei sie die Zagrûta trillern.

Ist diese Aufregung vorüber, so wird die Braut in ein eigens für sie hergerichtetes Zelt neben der Familienwohnung gebracht und mit dem Blute eines frisch geschlachteten Lammes besprengt. In diesem Zelte muß sie drei Tage bleiben, worauf sie von Frauen abgeholt, zu einer „lebendigen" (immer fließenden) Quelle geführt und gewaschen wird (was ihr bisher nicht oft begegnet ist) und schließlich dem Bräutigam in dessem Zelte überantwortet wird. Der Rest sind Schmausereien und Lustbarkeiten, wobei die bei der Zeremonie beteiligten Weiber vom Brautvater beschenkt werden.

Hat ein Mädchen die Wahl ihres künftigen Gatten bereits getroffen und will man es an einen anderen verheiraten, so macht es von der gestatteten dreitägigen Gnadenfrist Gebrauch und flüchtet in das Zelt eines Nachbars, wo die Schutzsuchende so lange verbleibt, bis der unwillkommene Freier freiwillig zurücktritt, worauf sofort die Unterhandlungen zwischen den Sendboten des Geliebten und den Eltern des Mädchens Platz greifen ... Bei einigen Stämmen der Sinaibeduinen besteht der Brauch, daß die jung angetraute Frau in das Gebirge entflieht, um sich von ihrem Gatten suchen zu lassen. Ist sie gefunden worden — was selbstverständlich dem Suchenden nicht schwer gemacht wird — so verbleibt das Pärchen bis zum Abend im Freien, worauf die junge Frau in das Zelt ihrer Eltern zurückkehrt. Erst wenn sie sich Mutter fühlt, übersiedelt sie definitiv in das Zelt ihres Gatten ... Nach der Geburt eines Kindes — wobei bei Knaben, nicht aber bei Mädchen, mit großen Umständlichkeiten vorgegangen wird — erfordert es der Anstand, daß die Wöchnerin unter sieben Tagen das Zelt nicht verläßt. Ehebruch wird bei einigen Stämmen (Sawaliheh, Dschibalineh) mit Tod bestraft; wie bei der Blutrache für einen Mord wird der Verführer von dem beleidigten Ehemann oder seinen Verwandten erschossen, wann und wo immer er gefunden wird. Andere Stämme (Einzeineh, Teyâhah) brauchen das Blut des Verführers nicht zu vergießen, sondern nehmen eine Summe Geld, oder eine Anzahl Kamele als Sühne an. Die Höhe des Schadenersatzes wird von dem Schiedsrichter wie bei gewöhnlichen Streitigkeiten abgeschätzt.

* * *

Die Süd-Araber.

Die Süd-Araber, deren ethnische Verschiedenheit von den Nord-Arabern schon im ersten Abschnitte besprochen wurde, zeigen in ihrer Lebensweise, in ihren Sitten und Gebräuchen, sowie in ihrer gesellschaftlichen Organisation ein von den ismaelitischen

[1]) Nach einer anderen Darstellung vollzieht sich diese Szene wie folgt. Das von der Weide heimkehrende Mädchen wird von dem Freier und einigen seiner Freunde überfallen und unter heftiger Gegenwehr zum Zelte des Vaters geführt, wo es mit

Digitized by Google

Arabern so grundverschiedenes Bild, daß der fragliche Unterschied zur Zeit vielleicht mit gleicher Schärfe zu Tage tritt, wie im Altertum. Nur in einer Beziehung ist ein gewisses Gleichmaß eingetreten: während in der Vorzeit ein Teil der Süd-Araber ein relativ bemerkenswertes Kulturleben hatte, ist jetzt hier keine Spur mehr vorhanden, wie im Norden, wo es — immer das Stammland vor Augen gehalten — eine Kultur überhaupt nie gegeben hat. Was an die einstige himjarisch-sabäische Vorzeit erinnert, ist lediglich die Sprache, das Hakili (oder Ehkili), doch ist auch dieses Idiom vom Koran-Arabisch fast gänzlich verdrängt worden. Das Hakili weist einen höchst merkwürdigen Reichtum an Tönen auf. Man zählt nicht weniger als 36 Konsonanten und 12 Vokale. An die 3000 Jahre wird diese Sprache in ein und demselben Gebiete (Hadr'maut, Mahra, Zafra) gesprochen. Fresnel fand, daß das Hakili, wie es in Mahra und Zafra gesprochen wird, vom Arabischen weit verschiedener ist, als das Arabische vom Hebräischen, und daß es mit dem letzteren mehr Wörter gemein habe, als mit dem ersteren.

Daß übrigens die Rasse, mit welcher wir es hier zu tun haben, keine physisch verkommene ist, beweisen die körperlichen Vorzüge ihrer Angehörigen, welche beispielsweise Kapitän Haines besonders hervorhebt. Er sah „ideal schöne Gestalten zum Muster für die Skulptur". Außergewöhnlich hübsch sollen die Frauen sein, deren stattlicher Gliederbau von der höchst primitiven Toilette kaum verhüllt wird ... Diese physischen Vorzüge führen uns unwillkürlich auf die Nachkommen der Himjariten, welche die südwestliche Ecke der Halbinsel (beziehungsweise des türkischen Vilajets Jemen) innehaben. Maltzan zählt sie zu den schönsten Menschen der Erde. In der Tat war schon im Altertum „der schwarze Held im silbernen Waffenschmuck" das Ideal männlicher Vollkommenheit. Er ist die typische Gestalt in den alten Kriegs- und Liebesliedern der Himjariten. Neben der körperlichen Schönheit ist diesem Volke auch der uralte Schmuck geblieben. All das silberne Waffenzierat soll auf dem dunklen Körper sich besonders effektvoll ausnehmen. Die Haut der Himjaren ist so dunkel, daß man sie fast schwarz nennen möchte, während die ihnen stamm- (und kultur-) verwandten Sabäer (beiläufig bemerkt, ein im Lande unbekannter Name) hellhäutig sind. Auch sonst sind die körperlichen Unterschiede auffällig; der Himjare ist meist klein, zart und von zierlichem Bau, der Sabäer groß, grobknochig und schwerfällig; ersterer hat ungemein feine Gesichtszüge mit kleiner, leichtgebogener Nase, fein geschnittenem Mund und großen, dunklen, von buschigen Augenbrauen beschatteten Augen, während das Gesicht des Sabäers harte Züge, eine stark gebogene Nase, fleischiges Kinn, derben Mund und große Ohren zeigt. Das Haar ist beim Himjaren kurz, leicht gekräuselt, fast wollig, beim Sabäer mehr schlicht.

Die Stämme himjaritischen Blutes sollen (nach Maltzan) bis zum Wady Maifat (48° östl. Länge) reichen, d. i. die Jafi'i-Stämme, die Audeli und der am Meere und in der Ebene Menka wohnende Kumusch-Stamm der Aulaki. Auch die Diêbe dürften Himjariten sein, während die nördlichen Aulaki und ein Teil der Wâhidi in ihrer äußeren Erscheinung auffällig an die Sabäer erinnern ... Im eigentlichen Hadr'maut sind die herrschenden Stämme jene vom Geschlechte der Kinda, jene Zentralaraber, welche zwei Jahrhunderte vor Mohammed Hadr'maut eroberten. Daher kommt es, daß man in Hadr'maut reineres Arabisch spricht als in Südjemen, wo sich noch viele An-

den Worten: Niemand soll dich bedecken als — (Nennung des Namens) — in den Mantel des Werbers eingehüllt wird. Die Braut zieht nun die vom Bräutigam erhaltenen Kleider an, worauf sie auf ein Kamel gesetzt und zu dem Zelte des Bräutigams geführt wird, wobei sie sich neuerdings (wohl nur zum Scheine) wehrt.

Digitized by Google

klänge an die alte südarabische Sprache vorfinden. Was die nach Osten anschließenden Mahra- und Qrauwi-(Hakili-)Völker anbetrifft, stehen sie typisch den Sabäern näher als den Himjariten, also eine Art Mischrasse, wie die großen, starken, aber ebenmäßigen und von Angesicht hübschen Gestalten, von welchen weiter oben die Rede war, dartun.

Zwischen den Süd- und Nordarabern besteht nicht nur ein historischer und ethnischer Unterschied, sondern auch ein solcher in Bezug auf die gesellschaftliche Organisation. Während Nord- und Mittelarabien in Seßhafte und Nomaden zerfällt, tritt in Südarabien das Beduinentum gegenüber der seßhaften Bevölkerung, die kompakt beisammenwohnt, fast gänzlich zurück. Aber selbst die spärlich vorhandenen Beduinen sind nicht eigentliche Nomaden, sondern besitzen dörfliche Ansiedlungen. Gemein mit den Nordarabern haben sie den Haß gegenüber den Städtern, die kriegerischen Eigenschaften, die Freiheit und die Stammeseinheit. Sie selbst nennen sich Kabaïle (Maltzan schreibt Qobâyel), ein Wort, das zwar nur das Kollektiv von „Kabîla" (Stamm) ist, aber eine vielumfassende Bedeutung erlangt hat, indem es zugleich für „freie Stämme" und „Bundesgenossenschaft" angewendet wird. Kabaïle sind daher niemals Untertanen eines Fürsten, gehörten sie auch dem reinsten und edelsten Stamme an; in solchen Fällen bedient man sich der Bezeichnungen 'Aschûra (großer Stamm), oder Fachîda (kleiner Stamm). Die Kabaïl nehmen daher in gesellschaftlicher Beziehung die oberste Rangstufe ein; ihnen zunächst stehen die Scherife, angebliche Nachkommen des Propheten, und die Meschaich, Nachkommenen von Heiligen. Die Scherife vermehren sich ins Unglaubliche und Arabien wäre von ihnen überschwemmt, wenn die Kriege nicht alljährlich unter ihnen gründlich aufräumen würden ... Die nächste Rangstufe nehmen die bewaffneten Raye (daher das türkische „Raja") ein, meist Bauern, und nur in wenigen Fällen Söldlinge der Fürsten oder Kabaïle. Nach ihnen kommt die unbewaffnete Raye, Städter, Handwerker, Kaufleute. Noch tiefer stehen die Achdâm, die besser gestellte Pariakaste, dann die Schumr, die verachtetste Pariakaste, schließlich die Juden.

Die gesellschaftliche Rangordnung kennzeichnet trefflich die tiefe Kluft, welche — von allen anderen abgesehen — die Südaraber von den Nordarabern trennt. Man erkennt ohne weiteres, daß dort die städtische Bevölkerung, weil den Machthabern mehr unterworfen, sozial eigentlich tiefer steht, als die der herrschenden Gewalt mehr oder weniger entrückten Raye. In allen Fällen, wo der Fürst lediglich das Oberhaupt eines Stammes ist, übt der ganze Stamm das Herrenrecht aus ... Die mächtigsten Kabaïl-Stämme sind die Dhû Mohammed und die Dhû Hosseïn, welche den größten Teil des nichttürkischen Jemen in Händen haben und im großen und ganzen mit jenen unruhigen Elementen identisch sind, mit welchen die Pforte jahrein und jahraus in kriegerische Händel verwickelt ist. Sie sind in einem großen Abschnitte von Süd-Arabien die eigentlichen Machthaber und haben es besonders auf die orthodoxen Mohammedaner abgesehen, welche sie unter despotischem Drucke halten. Sie selbst bekennen sich — wie überhaupt die überwiegende Mehrheit der Süd-Araber — zur Sekte der „Sa'ïdi", so benannt nach einem der zwölf Imame (Nachkommen Alis und der Fatma). Die Sa'ïdi sind also eigentlich Schiiten, doch unterscheiden sie sich von diesen hauptsächlich dadurch, daß sie nicht die drei ersten Chalifen in Bausch und Bogen, sondern nur den dritten (Othman) als unberechtigten Erben des medinesischen Chalifats verdammen. Im Mittelalter war das Imamat von San'â (heute die Hauptstadt des türkischen Jemen) der Sitz der Sa'ïdimacht. Die Erben derselben sind die genannten Dhû Mohammed und Dhû Hosseïn.

Digitized by Google

Gerühmt wird die Schönheit der Garra-Frauen im mittleren Küstenland. Aber unsere Kenntnis von allem anderen, das Leben dieser Kabail-Frauen betreffend, ist so dürftig, daß es sich nicht verlohnt, darüber zu referieren. Etwas mehr wissen wir (durch Wrede) von den Frauen des Hinterlandes von Hadr'maut, den Gebirgsterrassen nördlich von Makalla und dem Wadi Do'ân, einer Talsenkung mit herrlichem Palmenwald, üppigen Saatfeldern und zahlreichen geschlossenen Ortschaften an malerischen Gehängen. Von den Frauen dieser und anderer Kabaïle ist manches Originelle zu berichten. Ihr Anzug besteht aus einem braunen Wollenhemd, dessen rückwärtiger Teil bis zu den Fersen, der vordere Teil jedoch kaum bis zu den Knien reicht. Oben befindet sich eine runde Öffnung zum Hineinschlüpfen; gegen die Schultern hin ist diese Öffnung durch Schlitze erweitert, welche durch Knöpfe geschlossen werden, wenn das Hemd auf dem Leibe sitzt. Die Ärmel reichen nur bis zur Mitte des Oberarmes. Ein breiter lederner Gürtel, der mit Messingringen und kleinen weißen Porzellanmuscheln (sogenannten „Otterköpfen") besetzt ist, hält das Hemd über die Hüften zusammen und dient zugleich zum Tragen eines Beiles, das die Frauen stets mit sich führen, um während des Weidens der Tiere Holz zu schlagen. Eine enge Hose aus blauem Baumwollstoffe reicht bis unter die Waden. Kopf und Gesicht bleiben unverhüllt und die Haare fallen ohne Pflege unordentlich herab. Gleich den Männern gehen die Frauen immer baarfuß und bedienen sich nur dann der Sandalen, wenn sie durch dorniges Gestrüpp müssen. Selbstverständlich fehlt niemals der Schmuck: breite Ringe an den Fußgelenken und am Oberarm, in den Ohren und am Nasenflügel, alles aus Messing, seltener aus Silber. Wenn die Frauen auf die Weide gehen, bedienen sie sich eines Rockes von der Form eines Viertel-Kugelausschnittes, in welchen sie ihre völlig nackten Kinder, oder eben zur Welt gekommene Zicklein oder Lämmlein, welche noch nicht laufen können, fortschaffen.

Sehr Merkwürdiges ist von der Frisur der „Damen" des Wadi Do'ân zu berichten. Sie ordnen das Haar auf jeder Seite des Kopfes in Kugeln, welche sie in Gruppen („traubenförmig") vereinigen. Je mehr solcher Kugeln, desto stattlicher gilt die Frisur. Da muß natürlich dem Haarwuchse, mag er noch so üppig sein, nachgeholfen werden. Man nimmt also Zuflucht zu allerlei Lumpen, um auf diese Weise einen abenteuerlich aussehenden Chignon zu formen. Um demselben eine gewisse Festigkeit zu geben, wird er mit Gummi arabicum überstrichen und außerdem von vorne nach rückwärts mit fingerbreiten roten Streifen bemalt. Als kostbares Schmuckstück wird schließlich ein farbiges Band über die Stirne gespannt und an diesem Bande werden kleine Kästchen von Silber oder Messing befestigt. Um in der Verschönerung des Äußeren ja nicht zu sparsam umzugehen, werden überdies Gesicht, Hals, Arme und Füße mit dem Extrakt der Curcûmawurzel gelb gefärbt. Auf das Gesicht werden außerdem kleine rote und indigoblaue Blümchen aufgepinselt und die Augenlider mit „Kohel"[1]) schwarz gefärbt. Damit nicht genug, trägt man an jedem Ohre ein Dutzend feiner Silberringe, zu welchem Zwecke die Ohrmuschel an zwölf Stellen durchbohrt ist. Selbstverständlich fehlt auch der silberne Nasenring nicht. Das Hemd der Frauen vom Wadi Do'ân ist hellblau mit grünem Rande, bei Reicheren mit Silberstickerei versehen. Das Beinkleid ist rot und weiß gestreift, der Gürtel häufig mit einer silbernen Schließe versehen.

Sehr eigentümlich gestalten sich unter diesen Stämmen die Hochzeitsfeierlichkeiten. Alle Männer versammeln sich vor der Behausung des Bräutigams, die Weiber vor jener der Braut. Die beiden Brautväter schlachten Hammel, es werden große Feuer

[1]) Collyrium = Spießglanz.

angezündet und die Lustbarkeit ist eine allgemeine. Nach beendetem Schmause verfügen sich die Männer mit dem Bräutigam vor die Behausung der Braut und fordern deren Herausgabe. Die Weiber erklären hierauf, daß die Gesuchte in die Berge entflohen sei. Es ist selbstverständlich keine wirkliche Flucht, sondern, wie bei den Sinaibeduinen, herkömmlicher Brauch. Die Schar geht nun auf die Suche, bis sie den Versteck ausfindig macht, was dadurch erleichtert wird, daß die Mädchen, welche die Braut begleitet haben, den Schlupfwinkel umstellen. Nun fordert der Bräutigam die Auslieferung der Erkorenen, statt dessen aber regnet es einen Hagel von Steinen, den die Mädchen auf den Sprecher und seine Begleiter niedersausen lassen, bis es diesen gelingt (durch Vorhalten der Arme und anderer Schutzmittel), den Zufluchtsort der Braut zu erstürmen. Dies ist das Signal, daß sich alle entfernen, die Männer sowohl als die Mädchen, und zwar auf etwa 100 Schritte, um das weitere abzuwarten. Bräutigam und Braut haben sich nämlich gemeinsam in den Versteck begeben, worin sie eine Weile verbleiben. Wenn sie wieder ins Freie treten, gelten sie als Mann und Frau, somit als verheiratet. Nun folgt der Marsch aller unter Gewehrsalven und Jubelrufen zur Behausung des Gatten, der vor derselben zwei Lämmer schlachtet, die sogleich gebraten und verspeist werden. Damit ist die Feierlichkeit beendet.

Zu den sittlich am tiefsten stehenden Frauen in Südarabien zählen die der Paria-kasten der Achdâm (Einzahl Châdem) und der Schumr (Einzahl Schimri). Diese Paria-kasten sind in der arabischen Welt eine ganz eigentümliche Erscheinung, welche sich mit dem herkömmlichen Nationalstolz und dem Freiheitssinn schwer vereinbaren läßt. Dem Wesen nach unterscheiden sich diese Paria schon deshalb von anderen solchen Kasten (z. B. den indischen), daß sie nicht aus religiösen Gründen sich von ihren Mitbewohnern absondern, sondern aus sozialen. Man hat übrigens zwischen Achdâm und Schumr zu unterscheiden; die ersteren üben Gewerbe, welche die freien Araber durchaus mißachten (Gerber, Wäscher, Schlächter, ja sogar Töpfer), während die Schumr ausschließlich als Gaukler, Bänkelsänger und Musikanten ihren Lebensunterhalt finden. Die Achdâm sind ziemlich weit verbreitet, die Schumr kommen nur im eigentlichen Jemen vor. Da ein Schimri, möge er auch keiner der genannten Beschäftigungen obliegen, nicht im Stande ist, sich über seine tiefe soziale Stellung zu erheben, hat man mit Begründung angenommen, daß sie nicht ihres Gewerbes wegen, sondern einer alten, nicht weiter bekannten Überlieferung zu Folge Paria sind und bleiben müssen. Den Schumrfrauen wird nachgesagt, daß sie Kuppelei treiben. Nichtsdestoweniger ist ihr sonstiges Betragen nicht anstoßerregend. Lebhaften Temperaments, musizieren und singen sie auf den Straßen, wobei namentlich erotische Lieder bevorzugt werden, ohne indes, wie verläßliche Gewährsmänner versichern, die Grenzen des Anstandes zu überschreiten. Selbst solche Frauen, die mit Recht im Rufe der Zwischenträgerei stehen, lassen sich von ihren Gatten begleiten, wenn sie in ein Haus zu Musik- und Gesangsvorträgen bestellt sind.

* * *

Die syrischen Araber.

In Syrien machen wir in diesen Schilderungen zum ersten Male neben den Arabern mit anderen Völkern — die zwar gleichfalls Semiten sind und von altersher deren nördlichen Zweig bildeten — Bekanntschaft. Diese Völker lassen sich, mit Ausnahme der

16*

Digitized by Google

Araber und Juden, unter die uralte Bezeichnung als Aramäer zusammenfassen. Die Griechen nannten sie Syrer und dieser Name ist ihnen bis auf den Tag geblieben. Die Phöniker, welche die Küsten des mittleren Syrien innehatten, gehörten, obwohl gleichfalls Semiten, nicht zu den Aramäern. Die weltgeschichtliche Bedeutung Syriens und seine geographische Lage am Mittelmeere als Bindeglied zwischen zwei Erdteilen, der Schau-



Syrische Araberinnen. B.

platz, von welchem die drei großen monotheistischen Religionen ihren Ausgang nahmen und über den alle Völkerstürme der Jahrtausende hinweggingen, brachte es mit sich, daß auf diesem Boden niemals eine nationale Einheit sich bilden konnte. Vor allem war die religiöse Zersplitterung das hervorragendste Hindernis und es ist merkwürdig, daß diese Kluft so tief eingerissen war, daß — wie die heutigen Sekten der Drusen, Nusairiye, Ismaëlier dartun — die Wurzelstöcke des Heidentums niemals ihre Triebkraft verloren.

Wenn wir heute unter der Bezeichnung „Syrer" diejenigen Völkerschaften zusammenfassen, deren Vorfahren neben den Aramäern die Sprache der letzteren redeten, so haben wie vorzugsweise an die jetzige christliche Bevölkerung zu denken. In den

Digitized by Google



Maronitin.

ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung (unter byzantinischer Herrschaft) war ihre Zahl ungleich bedeutender. Den starken Abbruch verursachten die Araber, welche vom Jahre

Digitized by Google

636 n. Chr. an das Land als Eroberer überschwemmten und vermöge ihrer kraftstrotzenden Individualität den zersplitterten Völkerschaften ein einheitliches Gepräge verliehen. Zwar wissen wir von früher her, daß diese meist aus Südarabien in Syrien eingedrungenen Partisane des Islam Blutvermischungen mit fremden Völkerschaften verschmähten oder vielmehr durch die nationale Politik der ersten medinesischen Chalifen daran gehindert wurden. Immerhin war die indirekte Wirkung dieser Invasion eine tiefgreifende. Ein großer Teil der Syrier trat zum Islam über und nahm mit der neuen Religion die neue Sprache, das Arabische, an. In ihr ging das Aramärische unter, und zwar so gründlich, daß zur Zeit nur mehr drei Dörfer im Anti-Libanon existieren, in welcher ein verkümmerter Dialekt der alten Spache fortlebt. Es hat den Anschein, daß schon im 13. Jahrhundert das Aramäische nur mehr eine tote Kirchen- und Gelehrtensprache war.[1])



Maronitin.

Die syrischen Beduinen lassen sich in allem und jedem ihren Genossen in Nordarabien anreihen. Sie sind lediglich Glieder der ganzen Kette von Stämmen, welche die Steppen und Wüsten von den östlichsten syrischen Siedelungen bis zum Persermeere hinab innehaben, somit kein besonderer dem syrischen Gebiete

[1]) Mit dem Islam, der arabischen Sprache und dem arabischen Wesen erhält der größte Teil von Syrien ein einheitliches Gepräge, woraus sich die — wenn auch irrige — Vorstellung herausgebildet hat, als wäre „syrisch" und „arabisch" gleichbedeutend. Immerhin geht die Identifizierung weit genug. Der Kopfzahl nach sind die Araber ohnedem das herrschende Bevölkerungselement, indem von der auf 2 Millionen geschätzten Gesamtzahl der Bewohner etwa 1,850.000 auf die ersteren entfallen. Ihre weitaus überwiegende Mehrheit ist seßhaft (circa 1,650.000), während ein immerhin nicht unbedeutender Bruchteil (200.000) auf die Beduinen entfallt, welche den eigentlichen Arabern in jeder Beziehung am nächsten stehen und als blutrein angesehen werden müssen. In den seßhaften Arabern hingegen hat sich die Verschiedenartigkeit ihrer Herkunft, trotz gemeinsamem

eigentümlichen Typus. Bezeichnet man doch das weitgedehnte, bis zum mittleren Eufrat reichende Gebiet als syrische Wüste, also einen Bereich, der seit ältesten Zeiten ein Tummelplatz der Nomaden und zugleich jenes Sammelbecken war, in welchem die überschüssigen Bevölkerungselemete des Mutterlandes einströmten. Kein Wunder also, daß die syrischen Beduinen — die sich stolz »el-arab« nennen — ihren Brüdern in Nordarabien völlig gleichen. Wie diese haben sie eine nur unvollkommene Vorstellung von der Lehre des Propheten, kümmern sich nicht um die Satzungen des Islam und verachten jede staatliche Autorität. Alle Versuche der letzteren, diese Nomaden seßhaft zu machen, sind, von ganz geringfügigen Ausnahmen abgesehen, bisher gescheitert. Neben Indolenz und Unwissenheit sind ihre hervortretenden Charakterzüge Habgier, Raublust, Unzuverlässigkeit, Unbotmäßigkeit und Gewissenlosigkeit. Religiösen Fanatismus kennen sie so wenig, wie ihre Stammesgenossen im Mutterlande, mit denen sie im übrigen die Lust an Kampf und Fehde, Raubzügen und Abenteuern gemein haben. In einer Beziehung aber stehen sie gleichwohl hinter den Angehörigen der nordarabischen Wanderstämme zurück. Die stete Berührung mit einem Lande mit einer geschlossenen, unter staatlicher Autorität stehenden, immerhin relativ zahlreichen seßhaften Bevölkerung, hat die syrischen Beduinen im Laufe der Zeit mancher Tugend beraubt, die den Angehörigen des Mutterlandes erhalten blieb. Daß es nicht die „Ritterschaft der Wüste" ist, mit der man es hier zu tun hat, steht fest.

Neben den Mohammedanern sind die Christen das nächst zahlreichste Volk Syriens (etwa 540.000 Seelen) und sie sind zugleich dasjenige Bevölkerungselement des Landes, das den Typus der semitischen Urbevölkerung am meisten erhalten hat. Trotzdem werden sie ganz allgemein als „arabische" Christen angesprochen. Merkwürdig ist, daß die Ansichten über sie im denkbar schroffsten Gegensatze stehen. Während die einen ihnen alle erdenklichen schlimmen Charaktereigenschaften vorwerfen, wissen andere ihnen nur gutes nachzusagen. Man stellt sie auf der einen Seite mit ihren Urahnen, „den Phönikern", in eine Linie und hebt ihren auf Lug und Trug aufgebauten Spekulationsgeist hervor, dem jedes Mittel heilig ist. Als besonders tiefstehend und unsittlich wird die Geistlichkeit, die den größten Einfluß hat, geschildert. Dagegen versichern Reisende, welche Gelegenheit hatten, die syrischen Christen genau kennen zu lernen, daß sie „ein sanftmütiges, gefälliges, edelsinniges, der Aufopferung und edler Gefühle fähiges Volk" geblieben sind, das sie immerdar unter der liebevollen Fürsorge ihrer Priester waren. A. v. Kremer hebt vornehmlich das einfache, echt patriarchalische Familienleben der syrischen Christen hervor ... „Die Frauen sind hübsch, intelligent, ohne viel Bücherbildung, brave Mütter und sparsame Hausfrauen, den Männern kindlich ergeben. Sie verkehren wenig mit der Außenwelt und leben still zufrieden im häuslichen Kreise. Romanlesen und Klavierklimpern sind glücklicherweise noch recht selten; nur wo die französische Halbbildung ihren Einzug gehalten hat, schwand die alte Sitteneinfalt und trat europäische Nachäfferei an deren Stelle. An Mädchenschulen fehlt es nicht, leider aber ist der Unterricht daselbst vornehmlich auf das Erlernen des Französichen und Englischen beschränkt."

Glauben und gemeinsamer Sprache, nicht völlig vermischt, wie die vielfachen Abweichungen in Bezug auf Religion, Sitten, Charakter, Dialekt und äußere Erscheinung, zur Genüge erhärten. Den Grundstock der seßhaften Bevölkerung bilden die sunnitischen Araber (rund 1 Million), deren Typus den einstigen Eroberern am meisten sich nähert. Auch ihre Charakterzüge decken sich mit jenen des echten nationalen Arabertums. Stolz und selbstbewußt, von der Überlegenheit des Islam unerschütterlich überzeugt, daher streng orthodox und am Althergebrachten festhaltend, tapfer und jedem Fortschritte feindlich, wurzelt dieser Grundstock der arabischen Bevölkerung Syriens auch bezüglich der historischen Überlieferungen noch allenthalben in der vergangenen Ruhmesepoche, als deren Träger, wie andernorts erläutert worden ist, wir die seßhaften Araber aus der Zeit Mohammeds anzusehen haben, und aus denen auch die Dynastien der Glanzzeit hervorgegangen sind.

Die ſyriſchen Chriſten gehören verſchiedenen Konfeſſionen an, der griechiſch-orthodoxen, ſyriſch-jakobitiſchen, armeniſch-orthodoxen, griechiſch-katholiſchen, ſyriſch-katholiſchen,



Frauen und Mädchen aus der Umgebung von Jeruſalem. B.

armeniſch-katholiſchen, maronitiſchen, römiſch-katholiſchen und proteſtantiſchen. Unter dieſen Konfeſſionen (oder Kirchen) nehmen die Maroniten zweifellos die erſte Stelle ein, indem ſie faſt die doppelte Zahl der übrigen Katholiken ausmachen. Sie ſind die Nachkommen der ſyriſchen Monophyſiten, welche in Chriſtus nur eine einzige göttliche und

Digitized by Google



Bethlehemitin.

Digitized by Google

unvergängliche Natur anerkannten. Anfangs wurde dieſe Lehre in Syrien mit Feuer und Schwert verbreitet; als aber der Islam die Oberhand bekam und die Monophyſiten keine Hoffnung hatten, beſſer zu fahren, als die Anhänger der byzantiniſchen Hoftheologie, dachte man an Vermittlung. Dieſelbe wurde durch den „Reformator“ Maron dadurch bewerkſtelligt, daß er zwar die Doppelnatur in Chriſtus anerkannte, denſelben jedoch nur „einen Willen“ zuſchrieb. Nun nahm die Sekte den Namen Maroniten an und ſie behielt ihn fortan, obwohl die urſprüngliche Lehre längſt aufgehoben und der Friede mit Rom hergeſtellt wurde. Dieſes aber mußte Zugeſtändniſſe machen, unter welchen die Prieſterehe das wichtigſte iſt.



Bethlehemitinnen. Ph.

Die größte Zahl der Maroniten wohnt im Libanon, wo ſie vielfach in kompakter Maſſe ſiedeln. Sie unterſcheiden ſich ſowohl in ihrem Äußern wie in ihrer Lebensweiſe kaum von den übrigen Landesbewohnern. Sie wohnen in ſteingebauten, meiſt einſtöckigen Häuſern (im Erdgeſchoß iſt das Vieh untergebracht) mit flachen Dächern und ſehr einfacher innerer Einrichtung. Die reichen Maroniten ſtatten ihr Heim ſelbſtverſtändlich mit größerem

Digitized by Google



Drusische Braut.

Digitized by Google

Komfort aus und die alten Burgen zeigen sarazenischen Stil mit Spitzbögen und Säulenhallen . . . Ein genauer Kenner des Volkes — Graf Vogué[1]) — sagt, daß die Stärke und Gefahr dieses Volksstammes in der Neigung zur Glaubensaktion liege, aus welcher in Syrien alles hervorgeht. In dieser orientalischen Welt ist die Religion Lebenslust. Unter ihren verschiedenen Formen ist sie in das ganze gesellschaftliche Leben verwebt. Kein Wunder also, daß zwischen ihnen und den — wenn auch in geringer Zahl — mit ihnen im Libanon hausenden Drusen Todfeindschaft besteht, welche bekanntlich nach vielen vorangegangenen Reibereien zu den großen Kämpfen und Schlächtereien im Jahre 1860 führte, die die französische bewaffnete Intervention zur Folge hatte.

Die Drusen, von welchen bereits früher andeutungsweise die Rede war,[2]) umgibt bis zum heutigen Tage ein gewisses Mysterium. Allem Anscheine nach sind sie ein Mischvolk aus syrisch-arabischen Elementen, wobei jedoch das syrische entschieden überwiegt. Weil unter diesen Prachtgestalten viele Blondhaarige und Blauäugige vorkommen, hat man[3]) zur Hypothese gegriffen, die Drusen ständen in gewissen Beziehungen zu den germanischen Kreuzfahrern. Ihre Religion ist eine Verquickung des Heidentums mit dem Islam und wird dieselbe, wie wir bereits auseinandergesetzt haben, auf den fatimidischen Chalifen Al Hakim, beziehungsweise dem Proselytenmacher El Darasi, zurückgeführt. Tatsächlicher Begründer der Lehre aber ist der persische Filzfabrikant Hamza. Sie hat über den südlichen Teil des Libanon hinaus keine Verbreitung gefunden. Noch heute gelten die Drusen als ritterlich, gastfreundlich und blutstolz. Der „Adel“ spielt daher eine große Rolle und obwohl seinen Angehörigen nur die landesübliche Titulatur „Emir“ (oder Scheich) zukommt, haben sie doch großen Gefallen daran, sich mit prince und »Votre altesse« angeredet zu sehen. „Der Reisende hat sich mit aller Macht zusammenzunehmen, um im Hause eines Emirs ernsthaft zu bleiben, wenn Ihre Hoheiten die Prinzessinnen unter den ehrerbietigsten Grüßen der Libanesen auf ihrem Kothurn in den Salon klappern und beim Diner mit blau tätowierten Händen und rot bemalten Nägeln das Huhn zerreißen und dem Gast den Bissen in den Mund schieben. Der Anstand verlangt es, daß hierauf der Gast Ihrer Hoheit ehrerbietigst Dank sagt und seinerseits ein Stück Kebbe oder einen Reisknödel der Gnädigsten in den Mund schiebt.“[4]) Die gleichen Verhältnisse herrschen auch unter den Maroniten, welche zweierlei Geschlechter von verschiedenen Graden zum hohen Adel rechnen: die Schehâb und Abi el Lema, beziehungsweise die Khazen Habeisch und Dehdah.

Eine Sonderstellung nehmen die Nosairier (Nusairiyeh), welche das nach ihnen benannte Gebirge nördlich des Orontes besiedeln. Über ihren Glauben weiß man, da sie sehr verschwiegen sind, so gut wie nichts. Das wenige, das aus ihnen herauszubringen war, deutet darauf hin, daß diese Lehre ein wüstes Gemisch von altsyrischem Heidentum, Islam und Christentum ist. Da sie Ali als Gott verehren, können sie als Ultra-Schiiten gelten. Nebenher verehren sie auch die Sterne, den diese sind nichts anderes als die Seelen heimgegangener frommer Nosairier. Übrigens fehlt es der Sekte nicht an — Verleumdern, welche behaupten, die Nosairier ließen sich in dunklen unterirdischen Räumen erleuchten — gelegentlich jener verrufenen „Lichtauslöschungsfeste“, zu denen beide Geschlechter (das weibliche maskiert) Zutritt hätten. Bei dieser Zeremonie soll ein schönes (nacktes) Weib als symbolische Gottheit verehrt werden und derselben — nachdem auf das

[1]) Vogué: »Syrie, Palestine etc.«, Paris 1876.
[2]) Vgl. S. 168.
[3]) Dr. Langerhans im „Arch. f. Anthrop.“, Band VI, S. 207.
[4]) O. Frans: „Drei Monate im Libanon“. Stuttgart 1876.

Digitized by Google

Zeichen eines „Eingeweihten" alle Lichter verlöscht worden sind — ein wüstes sinnliches Bacchanal Platz greifen. Was wahres an der Sache ist, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden.

In engster Verwandtschaft mit den Nosairiern stehen die Ismaëlier, zweifellos *ein Ableger* der alten Karmaten, dieser erbittertsten und erfolgreichsten Gegnern des



Frau eines drusischen Emirs.

Islam zur Zeit seiner Ausbreitung. Sie zählen nur einige Tausend Seelen, sind Nachbarn der Nosairier (ihre Hauptburgen sind Masijad und, etwas weiter südlich, Kalaat el Höss'n) und mit ihnen in steter Fehde lebend. Die Ismaëlier gelten als die Nachkommen jener Assassinnen, welche vornehmlich zur Zeit der Kreuzzüge als gedungene, von fanatischester Todesverachtung beseelte Meuchelmörder ihr Unwesen trieben. Haupt dieses Gelichters war ein gewisser Hassan, der im fernen Chorassan (in der Feste Alamut) in völliger Zurückgezogenheit lebte und den Titel „Scheich ul Dschebal" (der Alte vom Berge) führte.

Digitized by Google

Schließlich wären noch die Metâwile (Einzahl Mutawâli) zu erwähnen, welche zerstreut im Libanon wohnen und über deren Glaubensbekenntnis nichts bekannt ist. Sie gelten indes allgemein für Anhänger des reinen Schiismus. Ihr Scheich genießt so hohes Ansehen, daß er Plätze im Paradiese anweist, wofür er natürlich entlohnt wird.



Drusische Mädchen vom Berge Karmel. B.

Trotzdem ist dieses Oberhaupt so verlumpt wie die meisten übrigen Metâwile, die im Rufe tiefster sittlicher Verkommenheit stehen.

In dieser bunten Gesellschaft weist selbstverständlich das Frauenleben viele charakteristische Züge auf. Bei den Fellahin (der seßhaften Landbevölkerung) besteht die Frauenkleidung aus einem weiten hemdartigen blauen Unterkleide mit Schleppe, schwarzem Kopfschleier, einem mit Ketten von Gold- und Silbermünzen geschmückten Gesichtsschleier, welcher von den Augen bis zur Taille reicht. In manchen Gegenden Palästinas tritt an Stelle des schwarzen ein weißer Gesichtsschleier. In Samaria tragen die Frauen eine Kappe, die vorne wie ein Pferdehuf gestaltet ist. Von der Stirn bis zu den Ohren zieht sich ein

Digitized by Google

halbmondförmiger Schmuck aus übereinander gereihten Silbermünzen, der durch ein Tuch am Kopfe festgehalten wird und oft die ganze Aussteuer der Frau darstellt. Auffallend schön sind die Augen dieser Frauen und die feinen Gesichtszüge, welche leider durch die schwarzen und indigofarbigen Tätowierungen im Gesicht, auf Brust, Füßen und Händen arg verunstaltet werden. Ferner ist es Sitte, die Nägel, Fingerspitzen und Handflächen

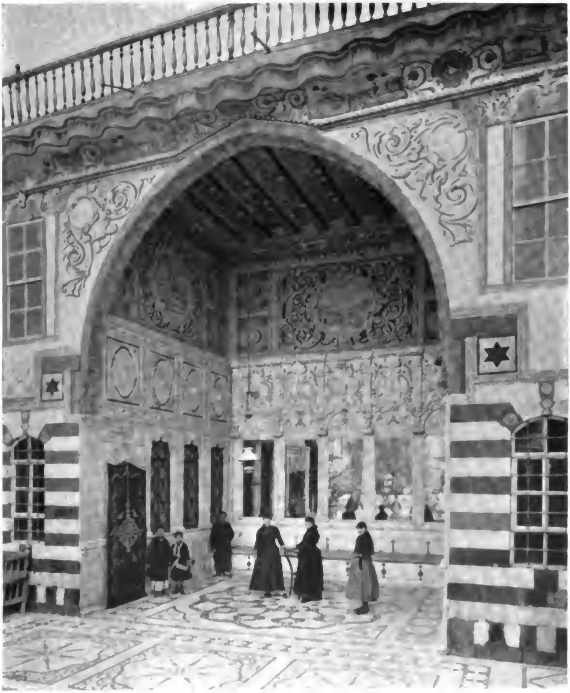


Syrische Jüdin. B.

mit Hennah zu färben ... Sehr malerisch ist die Frauentracht im Libanon. Hier tragen die Mädchen grüne, gelbe, rote oder blaue, die Frauen dunkelblaue oder schwarze Schleier, die nach hinten hinabhängen, während die Mohammedanerinnen mit dem Schleier das Gesicht verhüllen. Der Kopfputz der reicheren Frauen besteht in einem Häubchen oder in einer Art Diadem, welches mit Goldstücken reich behangen ist. Der Kopfputz der Ärmeren enthält auf beiden Seiten eine Reihe von Silbermünzen, deren Zahl und Größe von dem Vermögen derselben abhängt. Ohne Unterschied des Glaubensbekennt-

Digitized by Google

nisses ist unter den Libanesen das Tätowieren allgemein im Schwange. Der zivilisierte Araber aus guter Familie enthält sich zwar jetzt des Tätowierens, schämt sich auch in europäischer Gesellschaft seiner blauen Hände, trotzdem wird die Prozedur noch häufig genug

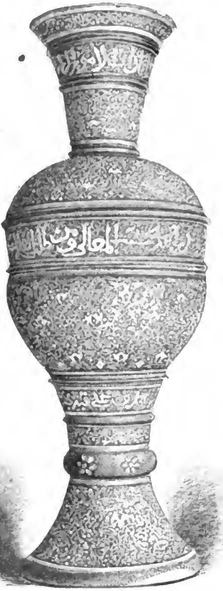


Halle im Hause Stambuli (Damaskus). H

vorgenommen. Gewöhnlich verunziert man auf diese Weise die Hände und Arme, doch wird häufig auch die Stirn und die Partien um den Mund mit tätowierten Zeichnungen versehen. Die Frauen färben ferner die Nägel gelb oder rot, die Augenlider schwarz, die Lippen blau, die Wangen rot und weiß.

Digitized by Google

Sehr mannigfaltig ist im allgemeinen die Fußbekleidung. Sie besteht entweder aus Lederschuhen mit Gummizug (lastik), oder einer sockenartigen Fußbekleidung (chuff) aus gelbem Schafleder, über welche Halbpantoffel (bâbûsch) getragen werden. Im Hause bedienen sich die Frauen mit Vorliebe hoher stelzenartiger Holzschuhe (kabkâb), welche beim Gehen ein auffallendes Klappern verursachen, und den Gang unsicher und schwerfällig machen.



Kupferne Vase mit Silberinkrustation. Syrisches Fabrikat (Modern).

Die Drusinnen tragen einen weißen Überwurf (igâr), der bis zu den Knöcheln reicht und von einem Gürtel festgehalten wird. Eigentümlich ist die „Tartura" (tantûr), ein hornartiger Kopfputz aus Blech oder Zedernholz, auch aus Silber, mit Edelsteinen besetzt, bis 80 *cm* hoch und vom Schleier umgeben, der jedoch nur eine Hälfte des Gesichtes bedecken darf. Die Drusinnen leben völlig abgeschlossen und strenge Regeln normieren das eheliche Zusammenleben, doch macht es die gerühmte Keuschheit der drusischen Frauen überflüssig, daß die Dolche der Verwandten über ihre Sittenreinheit wachen. Vielweiberei ist gestattet, doch wird selten davon Gebrauch gemacht. Dafür werden die Ehen ebenso leicht getrennt wie geschlossen. Um das Vermögen in der Familie zu erhalten, erben die Weiber nichts und können auch nichts von ihrem Eigentum aus der Familie erwerben . . .

Unter der Frauen der Nosairier finden sich viele Schönheiten, wobei vornehmlich die hellere Hautfarbe und das glänzende braune Haar auffallen. Die Augen dagegen sind schwarz. Leider verblühen die Mädchen infolge der schweren Arbeit, die sie verrichten müssen, rasch, und die Frauen verlieren durch den unvernünftigen Brauch, die Kinder jahrelang zu säugen, frühzeitig ihre Reize. Schließlich erliegen sie ganz der Roheit ihrer gedrückten, unwürdigen Stellung. Die Nosairierinnen verschleiern sich nicht und leben völlig zurückgezogen in ihren armseligen Behausungen. In der Kleidung herrscht die weiße (die heilige) Farbe vor. Schleierzwang besteht nicht.[1])

[1]) Die Frauen der Nosairier sind vom Religionsunterricht ausgeschlossen; sie lernen nur eine einzige Gebetformel auswendig, welche wegen ihrer Seltsamkeit hier wiedergegeben sei. Sie lautet: „Ich strecke meine Hand in das Wasser, das fließende, das leitende, das von einer Perle zur andern, bis zur strahlenden Fatimeh gleitete. Ich besprenge damit meine rechte Seite und vertraue auf Aly, dem Fürsten der Rechtgläubigen; ich besprenge damit meine linke Seite und vertraue auf den Erhabenen,

Digitized by Google



Syrische Frauen (Mohammedanerinnen) im Straßenkostüm.

Digitized by Google

Seltsam sind die Verlobungsbräuche. Wie bei den Mohammedanern kauft der Mann seine Frau, indem er ihrem Vater 100 bis 1000 Piaster (20 bis 200 Kronen), oder eine Stute, eine Kuh, oder einen Esel zustellt. Dann hat er noch ein Abstandsgeld dem Dorfältesten zu zahlen, um die Erlaubnis zur Ehe zu erlangen. Ist dieser Handel abgeschlossen, so besteigen die Freunde des Bräutigams, mit Stöcken bewaffnet, das Hausdach der Braut, deren Freunde, ebenfalls mit Stöcken bewaffnet, so rasch als möglich in das Innere des Hauses einzudringen trachten, um sie — vor Schlägen zu schützen. Gelangt aber der Bräutigam dennoch bis zu ihr, so schlägt er sie, bis sie so laut schreit, daß sie von außen gehört wird. Hierauf zieht sich alles zurück und die Verlobung gilt als vollzogen. Scheidung ist untersagt, aber die Polygamie bis zu vier Frauen gestattet. Von den mit sinnlichen Ausschreitungen verbundenen mystischen „Lichterauslöschungsfesten" war bereits früher die Rede.

Das Frauenleben in den Städten trägt jene typischen Kennzeichen, welche wir als „orientalisch" zu bezeichnen pflegen. Ein gesellschaftliches Leben besteht — die Plauderstunden, wobei der Wasserpfeife wacker zugesprochen wird, abgerechnet — kaum dem Namen nach. Wohl leben die Frauen in ihrer Zurückgezogenheit (in Damaskus in mitunter prachtvoll eingerichteten Räumen) von einem gewissen Luxus umgeben, aber die Haremswirtschaft hat alle geistigen und seelischen Regungen erstickt. In den Straßen herrscht des Abends fast geisterhafte Stille und man sieht nur hie und da eine Schöne, in ihrem „Izar" nach Nonnenart gewickelt, eilig über die Gasse huschen. Die Schönheit — und auch das nicht immer — ist das einzige Reizmittel, über welches sie verfügen. Bildung und Erziehung würde man vergeblich suchen. Die lästige Vielweiberei empfinden sie weniger schwer — weil sie in der Regel meist nur mit einer Genossin sich in die Liebe des Mannes teilen — als ihre völlige Isoliertheit. Niemand kümmert sich um sie, niemand spricht von ihnen, sie gelten außer dem Hause nichts und im Hause kommen sie nur mit ihren Gatten, Verwandten, Freundinnen und dem Gesinde in Berührung. Begibt man sich außerhalb der Stadt, um in der Abendkühle Bewegung zu machen, so wird man die Männer jeden Alters und Standes in eifriger Unterhaltung begriffen finden. Abseits der Stadtmauern aber wandeln, gleich Gespenstern, in hellem Überwurf und Schleier die armen weiblichen Wesen streng gesondert. Sie kauern auf den weißen Grabsteinen und stoßen einen grellen Schrei aus, wenn unversehens ein Europäer um die Ecke biegt, der von dieser Szene vielleicht noch mehr überrascht ist, als die fliehenden weißen Tauben.

Bedauerlicherweise besteht auch bei den Christen in der Öffentlichkeit die abstoßende Entfremdung zwischen Mann und Frau, obwohl hierin immerhin ein kleiner Fortschritt zu verspüren ist, vornehmlich in Beirut, wo für die geistige und sittliche Hebung des weiblichen Geschlechtes durch vorzüglich geleitete Schulen vorgesorgt ist. In den kleineren Städten und unter der Landbevölkerung — sei's in Syrien oder in Palästina — fehlt noch allenthalben der sittliche Kitt. Auch soll es unter den Christen nicht eben wenig leichtfertige Frauen geben. In diesem Rufe stehen vornehmlich die meist auffallend schönen Bethlehemitinnen, auf welche es häufig die Scheichs der benachbarten Beduinen abgesehen haben . . .

Gewaltigen; ich besprenge damit mein Haupt und all meine Glieder: O mein Herr, Herr der Menschen! Hebe von mir diesen Schmutz hinweg, von meinem . . . bis zu meinem Haupte und allen meinen Gliedern — sowie der Himmel von der Erde hinweggehoben worden ist. Ich sprenge hinter mich und vertraue auf den Mond und auf die Sonne; und sprenge nach vorne und vertraue auf die Plejaden und die Wage; Ich sprenge auf . . ., der in der Person des . . . ist." Nun folgt der Fluch auf die genannte Person . . .



Ägyptische Tänzerin. Ph.

Sechster Abschnitt.

Die Araber in der Gegenwart. (II.)

Ägypten.

Dem Wege, welche die arabische Eroberung genommen, folgend, betreten wir an der Schwelle der Sinai-Halbinsel, welche durch den von Dampfern aller Nationen belebten Suezkanal bezeichnet wird, afrikanischen Boden. Es ist das Tor zu einem ausgedehnten Länderkomplex, der den Raum von der Küste des Mittelmeeres bis in die Einöden der großen Wüste einnimmt und im Westen auf einer Erstreckung von 1500 Kilometer vom Atlantischen Ozean bespült wird. In diesem ansehnlichen Erdraume hausen die Nachkommen jener Araber, welche von der Mitte des 7. Jahrhunderts an die Lehre des Islam nach Westen trugen.[1]) Wie schon einmal hervorgehoben, ist es eine durchaus irrige (leider auch hie und da in ethnographischen Werken vertretene) Anschauung, daß diese Eroberer zuchtlose Beduinenhorden gewesen seien. Die Vorkämpfer des Islam waren niemals Zeltbewohner, sondern Städter. Die vornehmste Residenz an

[1]) Müller: „Beiträge zur Geschichte der Araber." — Maltzan: „Drei Jahre im Nordwesten von Afrika." — Derselbe: „Sittenbilder aus Tunis und Algerien." — Derselbe: „Reisen in den Regentschaften Tunis und Tripolis." — Rohlfs: „Land und Volk in Afrika." — Derselbe: „Mein erster Aufenthalt in Marokko." — Nachtigall: „Sahara und Sudan." — Hesse-Wartegg: „Tunis, Land und Leute." — Dr. Bernh. Schwarz: „Algerien, Küste, Atlas und Wüste." — Gaskell: „Algerien, wie es ist." (Aus d. Engl.) — A. v. Conring: „Marokko, das Land und die Leute." — Bougeaud: »L'Algérie.« — Daumas: »Moeurs et coutumes de l'Algerie.« — Gastineau: »Les femmes et les moeurs de l'Algérie.« — Mayeux: »Les Bedouins ou Arabes du desert.« — Aucapitains: »Les Beni Mzab.« — Costambert: »La chevelure chez les differents peuples.« — Drumond Hay: »Le Maroc et le tribus nomades.« — Hamilton: »Wanderings in North-Afrika.« — Wilkinson: »Modern Egypt and Thebes.« — Lane: „Sitten und Gebräuche der heutigen Ägypter." (Übers. aus dem Engl.) — A. von Kremer: „Ägypten." — Roberts: »Egypt and Nubia.« — M. Lüttke: „Ägyptens neue Zeit." — A. Ebeling: „Bilder aus Kairo." — Chavanne: „Die Sahara." — Friedr. v. Hellwald: „Naturgeschichte des Menschen." — Desor: „Aus Sahara und Atlas." — R. Hartmann: „Die afrikanischen Völker." — Ebers: „Ägypten." — Stefan: „Das heutige Ägypten".

Digitized by Google

den Grenzen Arabiens war früher jene von Chalid genommene immer noch arabische Stadt Hira, deren König Norman kurz vor Mohammeds Zeit Christ geworden war und seine Paläste durch einen griechischen Baumeister errichten ließ. Dazu kommt, daß die islamitischen Eroberungen von Mekka und Medina ausgingen und von den südarabischen, seit jeher vorwiegend seßhaften Stämme (was sie ja auch heute noch sind) unterstützt worden sind. Als der tatkräftige Feldherr Moawias, Okba Ibn Nafi, in der Gegend des heutigen Tunis erschien, gründete er die Stadt Kairwan, welche die Eroberungen sichern und dem Islam „bis zum jüngsten Tag als Lager und Bollwerk" dienen sollte.

Trotz des Elans, mit dem Okba die Eroberung Nordafrikas für den Islam einleitete, mußten die Eindringlinge infolge des erbitterten Widerstandes der einheimischen Bevölkerung sich innerhalb der ersten siebzig Jahre zweimal nach Syrien zurückziehen. Die Träger dieses Widerstandes waren die Berber und zwar die drei großen Familien der Lua, Sanhadscha und Senate. Aus dieser Zeit wilden Ringens um die Herrschaft taucht die kriegerische Erscheinung der tapferen Berber-Herrscherin La Kahena hervor, welche mit ihren aufgebotenen Horden die Araber wiederholt aufs Haupt schlug. Schließlich aber war der fanatische Ansturm der Moslemin stärker als der Widerstand der Berber und 708 vollendete Musa die Eroberung Nordafrikas. Freilich dauerten die Kämpfe und Fehden noch Jahrhunderte fort, das Land wurde in der Folge der Spielball zahlreicher Dynastien, welche sich in der Herrschaft ablösten, oder dieselben gemeinsam ausübten und zu einer fast bis ins 15. Jahrhundert reichende ununterbrochene Kette von Empörungen führten.

Wenn vorstehend gesagt wurde, daß die Eroberung Nordafrikas von den seßhaften Arabern bewerkstelligt wurde, so will damit keineswegs gesagt sein, daß die Nomaden von derselben völlig ausgeschlossen waren. Im Gegenteile: ein gut Teil des Länderbesitzes, der den Arabern in die Hände fiel, ist auf das starke und anhaltende Einströmen von Beduinenhorden rückzuführen, welche ihrer Lebensweise wegen befähigt waren, in die unwirtlichen Wüstengebiete einzudringen, wo sie nicht nur Verhältnisse vorfanden, die mit denjenigen ihrer Heimat übereinstimmten, sondern zugleich mit den berberischen Nomaden sich verschmolzen und die vorhandene Gliederung der Bevölkerung in Triben — welche im großen und ganzen der arabischen Stammes-Organisation entsprach — beibehalten konnten. Zur Sicherung des eroberten Gebietes wurden zahlreiche befestigte Orte (Ksor's) errichtet, um welche sich — wenn auch mit Widerwillen — mit der Zeit die seßhafte Oasenbevölkerung scharte. Ein großer Teil des berberischen Volkes ist übrigens niemals unterjocht worden. Die dem Schwerte der moslemischen Araber nicht erreichbaren Stämme der großen Wüste einerseits, sowie die Bewohner des Atlas anderseits, haben daher, obwohl sie nachmals den Islam annahmen, die Reinheit des Blutes bewahrt. Auch muß nachdrücklich hervorgehoben werden, daß die Berber zur Zeit des Eindringens der Araber größtenteils dem Christentum ergeben waren und bis um die Mitte des 11. Jahrhunderts verhältnismäßig zivilisierte Staaten mit einheimischen (berberischen) Dynastien bestanden. Wir haben ja in einem früheren Abschnitte auseinandergesetzt, wie nach dem Zerfall des Chalifats von Cordoba und infolge der Rivalität der aus den Trümmern des ersteren hervorgegangen Kleinstaaten, die Berber in Spanien als Eroberer einströmten und neue Dynastien gründeten.

Aus all dem ergibt sich, daß in Nordafrika durch die arabische Invasion eine Entnationalisierung des Landes nicht stattgefunden hat. Der Effekt war vorzugsweise eine „kulturelle Semitisierung" des Landes. Mit dem Islam nahmen die bezwungenen

Digitized by Google

Berber die arabische Sprache und arabische Sitten an. Von verhängnisvoller Tragweite für die Gestaltung der Verhältnisse war vornehmlich die große Invasion arabischer Nomaden um die Mitte des 11. Jahrhunderts, denen hauptsächlich der Untergang der nordafrikanischen Zivilisation zur Last fällt. Wären die Eindringlinge ein kulturelles Element gewesen, so hätte ihr Erscheinen zur Gründung neuer Reiche und neuer Dynastien geführt. Das geschah nun deshalb nicht, weil die Ankömmlinge der Küste und den Städten auswichen (die dortigen alten Dynastien sogar bestehen ließen) und die Weidegründe der saharitischen Oasen, sowie den „Tell" (die algerischen Küstenebenen) aufsuchten. Dadurch wurden die dort einheimischen Berberstämme teils in die Wüste, teils in die hohen Gebirge verdrängt, wo sie ihre ethnische Eigenart bewahrten.


Fellahfamilie. Ph.

Nur dort, wo es mehr der Berührungspunkte gab, fanden zwischen Berbern und Arabern Vermischungen statt. Am ausgeprägtesten hat sich die Scheidung beider Völker in Marokko erhalten. Es hat sich aber hier im Laufe der Zeiten ein Mischvolk gebildet, welches die spezielle Bezeichnung „Mauren" führt, in die wir gewohnter Weise auch die spanischen Araber einbeziehen. Und das ist, wie die historischen Tatsachen beweisen, völlig richtig. In den letzten Jahrhunderten überwog das gesittete Berbertum in Spanien ganz erheblich die arabische Stammbevölkerung, wenngleich diese allem und jedem das arabische Gepräge aufdrückte. Es ist daher nicht gerechtfertigt, wenn man die heutige Städtebevölkerung Nordafrikas als Araber bezeichnet. Schon ihre angeborene Abneigung gegen feste Niederlassungen widerspricht dieser Annahme. Daß diese Be-



Fellahfrau mit Kindern. II

völkerung arabisch spricht, entscheidet nichts. Wenn es also auch Völkerkundige gibt, welche mit Entschiedenheit die Mauren mit den Arabern identifizieren, wird man gleich-

Digitized by Google

wohl gut tun — um in diese verwickelte Frage Klarheit zu bringen — in dem Volkstum von Nordafrika nur jene Elemente als Araber zu erkennen, welche ihre nationale Eigenart bewahrt haben, also die Nomaden. Die städtischen Araber sind aller Wahrscheinlichkeit nach durchaus Mischlinge, also Mauren.

Wir haben in diesen Ausführungen noch mit keinem Worte *Ägyptens* gedacht. An der Schwelle von Asien gelegen, war dieses Land eines der ersten, welches dem aus dem Mutterlande hervorgestürmten Islam in die Hände fiel. Kein Wunder also, daß hier mit allem bestandenen mit einer Gründlichkeit und der dem erobernden Mohammedanismus eigenen Barbarei aufgeräumt wurde, welche das ägyptische Volk bis auf einen geringen Rest (die Kopten) bis zu seinem völligen Aufgehen in den Eroberern getroffen hatte. Wenn also irgendwo im Bereiche der arabisch-islamitischen Welt von einem Mischvolke gesprochen werden kann, ist es in Ägypten der Fall. Nicht einmal in den Städten ist eine reinblütige arabische Bevölkerung vorhanden. Selbst die wenigen Beduinen, welche in der Nähe Kairos und an den Rändern des Niltales ihr gewohntes Nomadenleben beibehalten haben, sind entartet und haben vermöge ihrer steten Berührung mit der staatlichen Ordnung ihre typische Eigenart verloren, umsomehr als Raub und Fehde unter solchen Verhältnissen nicht geduldet werden können.

Wenn man in Ägypten das reinblütige Arabertum vermißt, weist anderseits der Grundstock der Mischrasse ein eigenartiges ethnisches Gepräge auf. Es sind dies die *Fellahin* (d. i. „Pflüger"), die eigentliche Landbevölkerung, welche für das ganze Niltal typisch ist . . . Unter allen Elenden, welche auf der bunten Schaubühne des Orients sich herumtummeln, ist der Fellah der elendeste. Seine Behausung ist ein Kothaufen mit viereckigen vergitterten Gucklöchern, sein Lager die Erde, welche eine dürftige Matte bedeckt, seine Nahrung besteht aus ungesäuertem Brote, saurer Milch, ungekochtem Gemüse und wochenlang lediglich aus getrockneten Datteln. Und dies alles trotz einer Rastlosigkeit und Gefügigkeit ohne gleichen. Der Fellah ist niemals müßig und jederzeit heiter. Er trägt sein Schicksal mit einem Stoizismus ohne gleichen, läßt sich ruhig prügeln, wenn er die von ihm geforderte Steuer nicht bezahlen kann, oder mit Gleichmut in Ketten legen, wenn die ägyptische Justiz ein begangenes Verbrechen sühnen will und des eigentlichen Verbrechers nicht habhaft wird. Trotzdem der Fellah stets bei der Arbeit ist, besitzt er nichts, als das Hemd auf dem Leibe und etliche Piaster, die ihm der Steuerbüttel abnimmt. Bedürfnisse hat er keine, höchstens Musik. Der Fellah tut nichts, ohne zu singen; er singt bei der Arbeit, bei jeglichem Spiele, im Felde, bei Hochzeiten und Begräbnissen, wenn er hoch auf seinem Kamele sitzt, oder sein Nilboot rudert, kurz immer und überall.

Da stehen sie am ruhig dahinströmenden Nil, in Gruppen und langen Reihen, Männer, Weiber und Kinder, im geschäftigen Durcheinander, zum Wasser eilend, die Kinder nackt, die Mutter hinterher, mit einem gelbhäutigen Sprößling auf der Schulter, einen zweiten an der Hand führend, oder den schweren Wasserkrug auf dem Kopfe. Und sie sind schön und anmutig, diese *Fellahweiber*, allerdings nur in der Jugend und die ist unter Entbehrungen und Arbeit rasch dahin. Das Fellah-Mädchen flößt das ganze wehmütige Mitleid völliger Lebensenterbtheit ein; ihm gehört nichts als seine Mühsal. Sie wächst, ein nicht sehr anziehendes Wesen, bis zu ihrem sechsten Jahre mit den Gänsen, Enten und Büffeln in der gemeinsamen Schlammlache auf. Dann mit einem Schlage verwandelt sie sich und ein Bild voll Anmut tritt uns vor Augen. Hände und Füße sind zierlich, die Gestalt elastisch, ihr Gang zeigt jene eigentümliche Schwingung

in den Hüften, welche die Araber „Ghung“ nennen. Die Haut schimmert im wärmsten Bronzeton. Die Stirne ist schmal und niedrig, aber ausdrucksvoll, die Nase leicht gestülpt, das dunkle, große Auge tiefliegend, schön geschnitten, im Glanze schwimmend. Es ist unverkennbar der „sphinxenhafte“ Typus, der uns auf altägyptischen Frauenbildern vor Augen tritt ... Das ist die Blütezeit dieser Sonnenkinder, deren einziger Erbteil Schönheit und Anmut sind. Als Weib verblüht sie rasch, mit 20 Jahren ist sie bereits eine Matrone. Obwohl diese Frauen und Mädchen poetische Namen führen — „Blüte von Jasmin“, „Safranrose“, die „Glückliche“ u. s. w. — ist ihr ganzes Dasein gleichwohl ohne einen Hauch von Poesie. Aber das Auge des Fremdlings heftet sich mit Wohlbehagen an die eine oder die andere dieser Gestalten, welche mit jener unnachahmlichen graziösen Haltung einherschreiten, die nur den Ägypterinnen eigen ist. Ein malerisches Typenbild! Das blaue Hemd (kamîs), oben etwas offen, fällt in weichen Falten über das Knie herab, das Kopftuch (gôh) ist von heiterer Buntheit. Mit dem Schleier (burko) nehmen sie es nicht sehr genau. Tragen sie einen solchen (gewöhnlich nur in den Städten), so ist es ein verunzierender schwarzer Tuchlappen, der an einem, an der Nase und der Stirne festsitzenden messingenen Röhrchen befestigt ist. Mag ein Fellahweib noch so arm sein, ohne Schmuck kann es nicht bestehen. Meist sind es Messingspangen am Arme und Fußgelenk, mitunter von Silber, die aber die Trägerin vor dem Steuerbüttel sorgfältig zu verbergen hat. In Unterägypten sieht man die Fellahweiber selten geschmückt.



Kairenserin (Mischblut). H.

Man sagt den letzteren nach, daß sie mit ihren Männern nicht deren Arbeitsamkeit und Unverdrossenheit teilen. Immerhin führen sie ein Leben eintöniger Plage, daß sich zwischen Arbeiten im Durrah- oder Reisfeld und Wassertragen abspielt. Die heranwachsenden Mädchen haben in der Regel nichts zu tun als Kurzweil zu treiben, zu singen oder ein Zicklein zum Ufer des Nil zu tragen, um es zu waschen. Hier werden die meisten häuslichen Arbeiten verrichtet, die Schüsseln und die blauen Hemden gewaschen, während die nackten Kleinen wie Enten sich im Wasser tummeln. Solche Familienszenen bilden die gewöhnliche Staffage am Nilufer. Dann wieder sieht man ganze Züge auf den hohen schmalen Dämmen schwerfällig einherschreitender Kamele, lustig trabende Eselein, die beweglichen Gestalten der Männer, die Weiber in flatternden Hemden, zwischen darin die sich umhertummelnden Kinder: ein eigenartig farbiges Bild auf dem ruhigen Blau des Firmaments, die braungelben Gestalten über dem braungelben Boden der brüchigen Nilufer. Die Hauptarbeit der Männer spielt sich am „Schaduf" ab, mit taktmäßigem Schwingen der korbähnlichen Wassergefäße. Daneben dreht sich unermüdlich von früh bis Abends das Eselein im Kreise, in die Deichsel des Brunnenrades gespannt, dessen Tonkrüge das Wasser schöpfen. Männer, Weiber und Kinder machen in der durchnäßten Erde Löcher für die Setzlinge von Gurken, Melonen und Zwiebeln, Lauch, Rüben u. s. w. Dann wird gepflanzt und nach wenigen Tagen wieder bewässert ... Das ist die ganze Herrlichkeit des Landlebens im Niltale.

Was sonst Ägypten an typischen Frauengestalten aus dem Volke bietet, ist in wenigen Worten zu erschöpfen. Die Nubierin erkennt man an ihrer goldbemalten Brust und an ihren massiven silbernen Lippen- und Nasenringen. Die Beduinenfrauen sind förmlich mit Schmucksachen behängt und an der Gesichtsmaske flimmern zahllose kleine Goldmünzen. Eine typische weibliche Erscheinung im Kairenser Straßengewühle ist das abessinische Blumenmädchen. Mit Goldblech, Korallen oder bunten Glasperlen um Hals und Armen treiben sich diese dunkelbraunen Schönen von früh bis Abends auf den Muski kerum und von ihrer duftenden Ware nimmt fast jeder Effendi vorlieb, seis für sich, seis für die Auserwählte seines Herzens.

Frauentypen besonderer Art sind die Tänzerinnen (Ghawazis) und Sängerinnen (Awâlin, Einzahl: Almeh). Früher hatten namentlich die ersteren ganz Ägypten überschwemmt, bis Abbas Pascha in einer Anwandlung von Zelotismus das leichtlebige Völkchen nach Oberägypten verjagte, das zur Zeit fast ausschließlich das Kunstgebiet der Ghawazis ist. Immerhin kann man sie auch in Kairo in den Interieurs vornehmer und reicher Herren tanzen sehen. Etwas weniger Kunst und mehr Jugend wäre zuweilen erwünscht. Was den Tanz der Ghawazis anbetrifft, weiß man, daß derselbe uralt ist. So „tanzten" bereits die beliebten, aber im üblen Rufe stehenden „gaditanischen Mädchen" der Römer und auch die Hebräerin des Hohen Liedes scheint nur auf diesen Tanz sich verstanden zu haben. Wenn jene Tänzerinnen jung und schön sind, was zuweilen zutrifft, dann ist das Bild kein ungünstiges. Ein Tanz nach herkömmlichem Begriffe ist es freilich nicht. Die Bewegung fängt oberhalb der Füße an und pflanzt sich von da in aufsteigender Linie bis zum Oberkörper fort, wo sie ihren Höhepunkt erreicht; dann nimmt sie wieder ab, wird leichter und sanfter, bis schließlich um Kopf und Brust kaum mehr ein schwaches Zittern spielt. Der Paroxysmus dieser Bewegung ist fast unheimlich; mit förmlicher Wut und bacchantischem Wahnsinn wenden und drehen die Mädchen die zarten Leiber, daß man zu glauben versucht wird, sie wollten aus sich selbst herausschlüpfen — gleichsam als fänden sie die körperliche Hülle zu zart und zu schwach, um das innere

Digitized by Google



Fellah-Frau.

Digitized by Google

Feuer festzuhalten. Die Ghawazis gehen alle unverschleiert und sind reich mit seltsamen Geschmeide behangen. Allerdings gibt es vielerlei Abstufungen und unter dem Volke treiben sich ganz gemeine Repräsentanten dieser Gilde herum. Das Haar fällt oft in langen,



Ägyptische Sängerinnen.

dunklen Wellen auf den Busen herab und ihr Kostüm besteht aus bunten, reich verzierten Stoffen.

Mitunter bringt der Tanz interessante Abwechslung, z. B. den „Schwertertanz“, wobei eine der Tänzerinnen einen langen Beduinensäbel mit dem Griffe nach abwärts auf den Boden stellt, sich die nadelscharfe Spitze desselben an das rechte Augenlid ansetzt,

Digitized by Google

und dann — ohne sonstwie das Schwert zu halten — um dasselbe herumtanzt. Ein falscher Schritt, ein Zucken mit dem Kopfe und das Schwert sitzt im Gehirn. Aber die Kunst dieser Tänzerinnen besteht eben darin, jeden Körperteil unabhängig von dem andern bewegen und verdrehen zu können und während so Hände und Füße und der ganze Körper in wilder Hast bewegt werden, hält die Ghawazi den Kopf stets in gleicher Höhe... Ein anderes Kunststück besteht im folgenden: Die Tänzerin stellt eine gewöhnliche Weinflasche mit einer brennenden Kerze auf den Kof und vollführt solcherart unglaubliche Sprünge und Verrenkungen. Sie wirft sich auf den Boden, wälzt sich umher, hält jedoch in ihren Bewegungen stets den Kopf derart, daß die Flasche darauf stehen bleibt.. Die Krone aller Kunst besteht jedoch im sogenannten „Ringtanz". Die Tänzerin zieht einen Ring vom Finger, wirft denselben auf den Boden und tanzt nun mit erstaunlicher Geschicklichkeit um diesen herum, ohne ihn zu berühren. Zuletzt bückt sie sich, ohne Zuhilfenahme der Hände, zu Boden und hebt den Ring mittels der Augenmuskeln in ähnlicher Weise auf, wie man ein Monocle einzwängt.

Die Ghawazis Oberägyptens rekrutieren sich vielfach aus den Zigeunerlagern. Ihr Äußeres ist meist wenig anziehend, wenn nicht abschreckend, ihre Kunst vermag niemanden zu fesseln, vornehmlich dann nicht, wenn sie (im geschlossenen Raume) einen „intimeren" Charakter erhält und in den Bewegungen des Körpers Obscönitäten zum Ausdrucke kommen. Zumeist sind diese Tänzerinnen zugleich Sängerinnen, doch bilden letztere, wie bereits erwähnt, eine besondere Zunft, die **Awâlin**, wörtlich: „Gelehrte Frauen". Während die Sängerinnen aus dem Volke, im Bunde mit den Ghawazis, außerhalb der besseren Gesellschaft stehen, genießt eine Almeh von Ruf allgemeine Achtung und Ansehen und manche von ihnen heimst Reichtümer ein. Allerdings muß sich eine solche Künstlerin beeilen, denn ihre Reize welken rasch und sind sie verblüht, so hat auch ihre Stimme keine Wirkung mehr. Ihre Laufbahn beginnt die Almeh gewöhnlich im Hause eines Großen, dessen Namen sie annimmt, wenn sie aus dem vorerwähnten Grunde vom Schauplatze ihrer Triumphe verschwindet. Die Almeh ist unentbehrlich bei allen rauschenden Festlichkeiten, sie läßt sich in den Harems vor den Frauen, oder — hinter Vorhängen oder einem Gitter — vor Männern hören. Meist stehen die Awâlin unter dem Schutze eines Mannes, doch trifft dies nur für den Fall zu, daß ihre Kunst geschätzt wird und hohe Einkünfte abwirft. Andernfalls müssen sie sich damit abfinden, öffentlich aufzutreten und in Kaffeehäusern u. s. w. durch ihre Vorträge ihren Lebensunterhalt zu finden.

Die gewöhnlichen **Straßensängerinnen** begleiten ihre Lieder (mawawîl) mit der „Darabukka" (Schellentrommel), oder sie klatschen in die Hände, dabei gleichzeitig Tanzbewegungen ausführend. Der Eindruck ist ein durchaus zigeunerhafter, obgleich es den Vorträgen dieser Sängerinnen nicht immer an tieferer Empfindung fehlt. Auch liegt etwas Kunstvolles in der Art, wie die unregelmäßigen Tonintervalle in leidenschaftlicher Folge hervorgestoßen werden und jedesmal mit einer langen Kadenz endigen... Ähnliches gilt vom Gesange der Männer, die meistens auch Märchenerzähler (Mohaddetin) sind. Zuweilen erscheint einer von ihnen mit seiner Tochter, deren beringte Finger blitzschnell über die schrill aufschreienden Saiten der Fiedel auf- und abgleiten. Wenn es stiller, mondheller Abend ist, so öffnet sich wohl auch hie und da zu Häupten des Erzählers leise das Holzgitter eines Frauengemaches und ein schöner Kopf taucht hervor, um den Liebesabenteuern, welche der Rhapsode vorträgt, zu lauschen. Die Stoffe sind zumeist die von altersher bekannten, z. B. die elf Heiraten des schwarzhäutigen Abu-Zeid, oder Bruchstücke aus dem Antar-Romane, die episodenreiche Ge-

Digitized by Google

schichte von Ezzahir, wenn nicht vollends die umständliche Geschichte der schönen Delchem (man sagt, sie umfasse 55 Bände) zum besten gegeben wird. Auch der Roman des Sultan Bibars findet begeisterte Zuhörer und heimlich lauschende Zuhörerinnen. Dagegen sind die schönen Erzählungen aus „Tausend und eine Nacht“ schon seit längerer Zeit sehr in den Hintergrund getreten.

Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz denken, als den zwischen den schlichten Szenen des ägyptischen Landlebens und dem bunten Gewühl in der Hauptstadt, wo das arabische Element zwar vorherrscht, fremdländische Einflüsse aber sich einschneidender bemerkbar machen, als irgend sonstwo im Orient. Man vergesse nicht, daß die osmanische Eroberung unter Selim I. ein neues Pfropfreis dem



Ägyptisch: Dame im Straßenkostüm. Kopftuch zurückgeschlagen.

II.

Digitized by Google

alten Stamm aufgesetzt hatte. Reinblütiges Arabertum wird man daher in der afrikanischen Weltstadt mit ihrem frappierenden Gemisch von Abendland und Morgenland nicht erwarten dürfen. Europäischer Einfluß brachte es auch mit sich, daß dem Haremsleben viel von dem geheimnisvollen Reiz der Unnahbarkeit genommen wurde. Zwar wird man sich nicht verhehlen, daß gesellige Zusammenkünfte zwischen europäischen und ägyptischen Damen keine Möglichkeit bieten, die wahren Verhältnisse kennen zu lernen. Bei solchen und ähnlichen Anlässen (z. B. Festlichkeiten) bekommen die europäischen Damen, welchen die ägyptischen Frauengemächer offen stehen, in der Regel nur das zu sehen, was sie sehen sollen: Tänze und Maskeraden, von einem weiblichen Orchester begleitet, Schmausereien, Gelage u. dgl. Allerdings darf man heute kaum mehr von „Haremsgeheimnissen" sprechen, eingedenk der Tatsache, daß selbst Prinzessinen ohne Zurückhaltung zuweilen die Stimmung, die sie beherrscht, verraten. Wenn solche fürstliche Frauen seitens ihrer abendländischen Genossinnen aufrichtige Bewunderung über all die Schätze und Kostbarkeiten, die anzustaunen sie Gelegenheit haben, ernten, halten jene nicht mit der Erklärung zurück, daß sie diesen blendenden Tand gerne opfern würden, wenn sie nur einen Bruchteil der Freiheit genießen könnten, deren sich ihre abendländischen Freundinnen erfreuen. Sind doch selbst die Frauenlogen der Kairenser Oper mit gesticktem Tüll überzogen, damit ja kein indiskreter Blick aus dem Zuschauerraum etwas von der Leibesherrlichkeit dieser ängstlich gehüteten Schönheiten erhasche.

Selbstverständlich hat man reichlich Gelegenheit, Frauen auf der Straße zu sehen, oder vielmehr nicht zu sehen; denn die weibliche Straßentoilette ist in Ägypten, wie überhaupt im Orient, dazu geschaffen, ihre Trägerinnen möglichst zu entstellen, wenn nicht vollends ihnen ein drolliges Aussehen zu geben. Man vergegenwärtige sich nur das Bild von einer arabischen „Sitt" (Dame), wie man sie auf der Muski — der Kairensischen Bazarstraße, wie eine zweite der gesamte Orient nicht bietet — zu Dutzenden auf Schritt und Tritt begegnet: eine Gestalt, in ein grelles seidenes Untergewand gehüllt, darüber ein sackartiger Überwurf, den jeder Luftzug ballonartig aufbläht, und den dichten Schleier, der nur die Augen frei läßt, vor dem Gesicht. Denkt man sich nun diese unförmliche Gestalt rittlings auf einem Grautiere reitend, so hat man eine Gesamterscheinung vor Augen, die selbst der lebhaftesten Phantasie kaum das Trugbild einer Huri vorzugaukeln vermöchte. Weit vorteilhafter zeigen sich jene vornehmen Damen, welche sich öffentlich nur im Wagen den Blicken der Menge aussetzen. Bei diesen ist der Schleier (à la turca) von so dünnem Gazestoff, daß er die Gesichtszüge kaum mehr verhüllt und somit dem aufmerksamen Beobachter manches schöne Gesicht verrät.

Und nun zur Sache. Zu den Bildern des öffentlichen Lebens und den Erscheinungen, wie sie dem Beobachter vor Augen treten, haben wir zunächst dem Leser einen, wenn auch flüchtigen, Einblick in das ägyptische Heim zu vermitteln. Man mag gegen die Institutionen des Islam einwenden, was man will und die Haremswirtschaft noch so verurteilen: unbestritten ist, daß die Orientalen einen sehr ausgebildeten Familiensinn besitzen und ihr Heim als eine Art Sorgenbrecher ansehen, der für die Widerwärtigkeiten des Daseins entschädigen soll. Freilich, je glanzvoller ein solches Heim ist, je größeren Luxus es seinen Insassen — oder richtiger seinen Insassinen — entfaltet, desto fühlbarer wird der Gegensatz zwischen der Eintönigkeit eines hinter Gittern und Vorhängen sich verbergenden Innenlebens und der lärmerfüllten, geschäftigen Außenwelt, in welcher der bunte Karneval des Morgenlandes sich abspielt. Wie gerne würde sich manche Bewohnerin der vergoldeten Frauenkäfige in das abwechslungsvolle Alltags-

Digitized by Google

leben stürzen, wenn Sitte und Brauch sie nicht davor zurückhielten; wie würde sie leichten Herzens kostbaren Tand und üppigen Überfluß opfern, wenn sie dafür ein



Veranda eines Hauses in Kairo. II

größeres Maß persönlicher Freiheit eintauschen könnte! So möchte man meinen und es ist nicht zu leugnen, daß die vornehmen Damen der moslemischen Welt mitunter Gedanken dieser Art Raum geben. Das sind indes Ausnahmen, wobei man nicht außer Acht lassen darf, daß solche Äußerungen fast immer nur gegenüber den europäischen

Digitized by Google

Besucherinnen vornehmer Harems gemacht werden, also zumeist als Höflichkeitsbezeugungen den Gästen gegenüber aufzufassen sein möchten. Im großen und ganzen sind die vornehmen Frauen mit ihrem Schicksale zufrieden, während die nichtbegüterten, mit den Haus- und Familiensorgen innig verketteten Gattinnen und Mütter teils nicht Muße und Gelegenheit finden, Vergleiche im vorstehenden Sinne anzustellen, anderenteils durch Erziehung und Bildungsgrad überhaupt nicht in die Lage kommen, über ihr Schicksal zum Nachdenken angeregt zu werden.

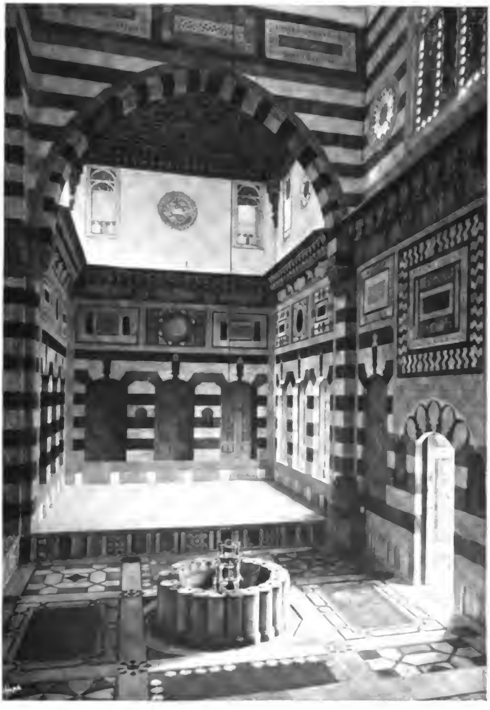
Wie sehr das orientalische Heim für das intimste, der Außenwelt völlig entrückte Innenleben berechnet ist, verrät schon die Anlage des Hauses. Eine Straße in einer unverfälschten orientalischen Stadt bietet in architektonischer Beziehung das denkbar eintönigste Bild. Meist sind es nackte, schmucklose Mauerfluchten, welche dem Auge des Beschauers entgegentreten, einzig nur durch das ganz öffentlich betriebene Handwerk belebt, das sich in den Mauernischen mit oder ohne Vordach des Erdgeschosses eingenistet hat. Sonst sieht man kaum etwas anderes, als kleine vergitterte Fensteröffnungen, höher oben die charakteristischen Erker und Balkone mit den mehr oder minder zierlichen Holzgitterwerken (Muschrabiye), welche wohl den Ausblick auf die Straße, nicht aber den Einblick in die Räume hinter den Maschen dieser Käfiggitter gestatten. Auch die Eingangspforte ist in der Regel klein und unscheinbar. Hinter ihr ist die Nische des Pförtners, der mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes und mit dem Gleichmut eines Asketen seinen eintönigen Dienst Tag und Nacht verrichtet. Selbstverständlich hat nicht jedes Haus einen solchen Wächter und auch die nachstehende Schilderung hat im großen und ganzen nur für die Wohnräume der bemittelteren Klassen Gültigkeit.

Wie sehr darauf Rücksicht genommen ist, den Einblick in das Heiligtum der Familie zu maskieren, bezeugt unter anderem auch die Anlage des Zuganges. Von der Pforte aus sieht man nichts als einen schmalen schmucklosen Gang, der zum Überflusse häufig in gekrümmter Linie verläuft, oder abknickt, damit ja kein profanes Auge von außen in den Hofraum dringen könne. Betritt man den letzteren, so wird man sofort von dem heiteren Bilde überrascht, das den Gast umgibt. Es ist Stimmung in diesem Wechsel von Licht und Schatten, von blühendem Buschwerk oder laubdichten Bäumen, die sich von den meist grellen Wänden abheben, darüber die kristallene Klarheit des ägyptischen Himmels, ein Zeltdach, wie man sich ein wirkungsvolleres nicht wünschen kann. Vielleicht ist auch ein Wasserbecken vorhanden, oder es rieselt ein Bächlein zwischen den bunten Fliesen, kleine Kaskaden bildend, an welchen Ruhebänke stehen. Auch an der einen oder anderen zierlichen Laube wird es nicht fehlen, in deren Zweigen Vogelkäfige hängen, wie es Brauch war in den Prachthäusern der fatimidischen Sultane.

Aus diesem Vorraume — dem zumeist die Zimmer der Dienerschaft zur Seite liegen — gelangt man über einige Stufen in eine stets nach Norden offene Säulenhalle, dem Warteraum für die Ankommenden. In den vornehmen Häusern ist dieser Raum meist in prunkloser Einfachheit gehalten, mit Stuckornamenten auf dem unteren Teile der Wände und an der Decke. Auf schlanken Säulen ruhen die Hufeisen- oder Dreiviertelkreisbogen, welche reichlich Licht einlassen. Einige Divane stehen für die Besucher bereit . . . Von hier wird der Gast in den eigentlichen Empfangsraum (Mandara) des Hausherrn geführt. Hier wird nicht selten jener sprichwörtlich-orientalische Luxus aufgewandt, der zum Vorbilde für manche Nachahmungen in den Interieurs abendländischer Paläste gedient hat und noch immer dient, insoferne die Ausstattungsgeräte

Digitized by Google

die echt orientalische Marke aufweisen können, was auf Grund der Fortschritte der gewerblichen Tätigkeit (die mit Geschick nach morgenländischen Mustern arbeitet) nicht immer der Fall ist. Man halte sich beispielsweise die Pracht vor Augen, welche in den



Innenarchitektur eines Palastes in Kairo (Mandara). H

vizeköniglichen Palästen und Schlössern entfaltet wird, von der niemand behaupten wird, daß sie ihre Quelle in ägyptischen Werkstätten und Künstlerateliers hatte. Es sei hier nur eines dieser Feenpaläste gedacht, des Schlosses Dschezireh, das Werk eines deutschen Architekten, Franz Bey. Hier ist die große Haupttreppe ganz aus schnee-

Digitized by Google

weißem Carraramarmor hergestellt, mit einem Geländer aus buntem Marmor-Mosaik, überragt von prachtvollen Kristall- und Bronzekandelabern. In den Sälen ist überall verschwenderische Pracht entfaltet, obwohl nicht der Orient, sondern Paris es war, welches die kostbaren Dinge geliefert hat. Die goldgelben schweren Seidenstoffe, welche die Wände bedecken, wurden in Lyon nach eigens hierzu angefertigten Zeichnungen gewebt, desgleichen die Portièren und Vorhänge. Die Gobelins und Divans, die Sessel und Tabourets stehen denen der früheren kaiserlichen Schlösser in Frankreich in nichts nach. In dem großen Empfangssaale sind die Decke mit ihrem goldenen Gesimse und ihren Füllungen, die Spiegel, die gewaltigen Kronleuchter und die mindestens drei Meter hohen vergoldeten Kandelaber sämtlich in maurischem Stil gehalten. Wie weit man übrigens bei aller orientalischen Prachtentfaltung bei derlei Prunkbauten früher die Geschmacklosigkeit trieb, bezeugen die drei Kamine (!), welche sich in dem eben beschriebenen Saale befinden und die in ihrer Art berühmt sind. Es hat nämlich jeder von ihnen 100.000 Kronen gekostet, und doch sind diese kostbaren Feuerstellen ganz überflüssig, da ja in Ägypten nie geheizt wird.



Balkon mit Muschrabiye.

Nach dieser Abschweifung kehren wir in die Mandara des von uns besuchten Hauses zurück. Hier herrscht kein übertriebener Luxus, sondern die altberühmte einfache, dabei gediegene Ausstattung. Das geschnitzte Deckengebälke verrät die echt arabische Marqueteriekunst, welche Blumen und Vögel aus kostbaren Hölzern hervorzaubert, die von der Höhe herabschwebende Ampel ist aus zierlichem Golddrahtgeflecht, den unteren Teil der Wände zieren bunte Fayencoziegel, die Türen sind mit Intarsien ausgelegt, Stuckornamente in Gold und Farben füllen die leeren Flächen. Charakteristisch

für die Mandara ist der vertiefte Boden des Hauptraumes, mit seinem Wasserbecken, aus welchem wohl zumeist ein kleiner Springquell aufsteigt und die bunten Flächen des Bodens befeuchtet. Eine Stufe höher befindet sich der Liwân, der eigentliche Empfangsraum, mit Teppichen belegt und Divans an den Wänden. Eigentlich ist der Liwân nichts anderes als ein großer Alkoven; wo es der Raum gestattet, ist meist noch ein zweites solches Gelaß — im rechten Winkel — angeordnet. Die sich hieraus ergebenen Durchschneidungen der Decken, die Kanten der Mauern zur Seite und nach oben, wo der Mittelraum meist das obere Stockwerk durchbricht und mit einer Kuppel (oder flachen Prunkdecke) abschließt, schließlich die vertieften (vergitterten) Fensternischen: das alles gestattet eine reiche Profilierung, in Verbindung mit prächtigen, abwechslungsvollen Füllungen. Der Raum ist ferner mit zierlichen Etageren ausgestattet, auf welchen die mancherlei Erzeugnisse orientalischen Kunstfleißes aufgestapelt sind, nicht zu vergessen die mit Elfenbein und Perlmutter eingelegten Tabourets, welche die Tische ersetzen. Auf ihnen wird der Kaffee serviert, werden die Speisen aufgetragen, wird gespielt, geschrieben, gelesen u. s. w.



Balkone mit Muschrabiye. II.

Bis in die Mandara darf der Blick des männlichen Besuchers eindringen, weiter aber nicht. Was die Frauengemächer bergen, wie sie ausgestattet sind, welcher Art die Zerstreuungen und Belustigungen in denselben sind, darüber wissen wir nur Bescheid aus den Mitteilungen sie besuchender Damen. Man kann heute wohl nicht mehr von einem „Geheimnis des Harems" sprechen. Der Schleier von dieser intimen, in sich wie ein Mysterium eingeschlossenen Welt, ist längst hinweggezogen. Aufrichtig gestanden, handelt es sich für uns auch gar nicht darum, in die mehr oder weniger üppigen Gemächer des Harems Geheimnisse irgend welcher Art hinein-

Digitized by Google



Muschrabiye eines arabischen Palastes in Kairo. B.

zudichten, oder sie aus diesen verschwiegenen Räumen hervorzusuchen. Das Harem ist der eigentliche Familienraum des Orientalen, in welchem er, von seinen Frauen (falls er deren überhaupt mehrere besitzt) und seinen Kindern umgeben, die intimen Freuden eines Familienoberhauptes genießt, sich von Arbeit oder Berufssorgen erholt und im Kreise der Seinen die lärmende Hast des Lebens wenigstens für einige Zeit vergißt. Das ist alles. Freilich geht es in diesen Gemächern nicht immer so harmlos zu, vornehmlich dann nicht, wenn der Hausherr reich und prachtliebend ist, womit in der Regel sich auch das Verlangen nach einem Kranze schöner Weiber verbindet. Dann treten Eifersucht und Rivalitätssucht in ihre Rechte und es kommt zu stürmischen Szenen in diesen dem Hausfrieden geweihten Gelassen. Die Intrigue hat hier ein ausgesuchtes Aktionsfeld, sie spinnt in Gold und Seide ihre Fäden über den engen Raum hinaus, sucht und findet Anknüpfungen weitab vom eigenen Herd. Auch die Politik hat häufig genug mit dieser weiblichen Intriguenkunst zu rech-

nen. Man vergesse nicht, daß die vornehmsten Kairenser Harems durchaus nicht ausschließlich arabische Damen beherbergen; türkische, tschirkassische und persische Schönheiten, auch Griechinnen und Armenierinnen teilen sich in die Gunst ihres nach außen vielleicht mächtigen und einflußreichen, in den Frauenkäfigen den Launen und Liebeskünsten seiner Beherrscherinnen ausgesetzten „Gebieters". Das Pantoffelheldentum ist ein Gewächs, das nirgends üppiger gedeiht, als in den im „Banne des Sklaventums" stehenden Harems.

Was die Anordnung der Frauengemächer anbelangt, ist sie ungefähr dieselbe wie die der Wohnräume des Hausherrn. Das Hauptgemach, zugleich Empfangszimmer, ist die Kâ'a. Sie ist häufig noch reicher ausgestattet wie die Mandara. Auch hier nimmt den Mittelraum eine Vertiefung (Darkâ'a) mit Wasserbecken und Springbrunnen ein; darüber wölbt sich eine zierliche, reich ornamentierte Kuppel. Der erhöhte Konversationsraum zeigt eine vielgestaltige Ausschmückung mit Füllungen, Ornamenten, Fayencebekleidungen, Deckenschmuck in Stuck oder Intarsia, Etageren mit kunstgewerblichen Erzeugnissen, angepaßt an die Bedürfnisse eines vornehmen Frauengemaches. Während aber die Fenster der Mandara einfach vergittert sind, sind jene der Kâ'a (und überhaupt aller Haremsgemächer) von Muschrabiyen umsponnen, den mehrgenannten Holzvergitterungen, welche den Frauen den Ausblick auf die Straße ermöglichen, ohne daß sie von dort gesehen würden.

Die übrigen Frauengelasse eines moslemischen Kairenser Hauses bieten wohl Anlaß, der Phantasie mehr Spielraum zu geben, als wir — der strengen Sachlichkeit zu Liebe — bisher einräumten, doch müssen wir uns davor hüten, ins Romanhafte hinüberzugleiten. Heimlich und traulich mag es in diesen kleinen Feengemächern mitunter sein, aber sie sind — wie irgend ein anderes Frauengemach der Welt — wohl auch häufig Zeugen von Kummer und Harm, Liebesschmerz und Sehnsucht, Resignation oder wilder Leidenschaft. Gibt es in diesen Räumen nur *eine* Herrscherin, dann mag ja ihr Leben dahinfließen, wie ein goldener Sommertag, von weichen Lüften und Blumenduft umweht, durch Liebkosungen beglückt, mit Tändeln und Spiel, Musik und Gesang und dem Lauschen der Märchenerzählerinnen die Zeit verbringend. Anders freilich mag sich dieses intime Leben gestalten, wenn mehrere Frauen daran teilhaben. Daß zwischen ihnen jederzeit Streit und Hader herrschen müsse, ist nicht zwingend notwendig. Völlige Eintracht aber ist kaum jemals zu erwarten. Vollends nicht, wenn eine „Auserlesene" ein strammes, ja despotisches Regiment ausübt, was keineswegs eine Seltenheit ist. Dann hält in diesen meist von lärmender Lustigkeit durchschwirrten Frauenzellen eine verschlafene Stille ihren Einzug, in der die herumhuschenden Sklavenmädchen vor ihrem eigenen Tritt erschrecken und die gelangweilten Eunuchen wie Götzenbilder in ihren Nischen kauern. Kaum daß man einen Ton vernimmt, es wäre denn das stille Rieseln der Fontäne in der Darkâ'a oder das gedämpfte Summen des Straßenlärmes.

Die Gebieterin in diesem Reiche selbst aber wird ihres Lebens nicht froh. Sie hält sich von ihren Genossinnen abgeschlossen, gelangweilt den eintönigen Erzählungen eines schwarzen Nubiermädchens lauschend oder sie läßt sich im ewigen Einerlei von einer redseligen abessinischen Sklavin die gefüllten Schmuckkästchen entleeren, um dies oder jenes Prachtstück ihres freigebigen Gebieters zu bewundern, und schließlich alles wieder kunterbunt bei Seite zu werfen. Gedämpftes Licht dringt durch die farbigen Glasrauten der Fenster und fließt über die bunte Mosaik der Fensterbrüstungen auf die kostbaren Teppiche, oder huscht über die Spiegelnischen hinweg, wo allerlei Putzkram in malerischer Unordnung die Gesimse füllt ... Plötzlich springt die Herrin auf, klatscht in die Hände und ein

Digitized by Google



Ägypterin in Haustoilette mit dem „Burko" (Gesichtsmaske). B.

Digitized by Google

Bronzekopf wird zwischen den Goldfransen der Portiere sichtbar ... „'Aïscha!" lautet die kurze Ordre ... Und die Gerufene erscheint, verbeugt sich tief und kauert auf den dicken Feradſchanteppich zu Füßen ihrer Herrin. 'Aïscha hat eine Stimme wie Zymbelklang und ihre Finger meistern die Saiten der arabischen Laute wie keine der berühmten Awâlin im ganzen chedivischen Reiche. Ihre Gebieterin aber liebt nur ein Lied und sie will es nur von den Lippen 'Aïschas, der Jemenidin, hören: von Bilkis, der Königsrose der Sabäer, welche die Liebe eines Königs gewann, der tausend Frauen hatte, aber nur das taufrische Weib der uralten Wunderstadt Südarabiens liebte ...

Was sie bewegt? ... Wer will die Tiefe dieses verschleierten Rätsels ergründen, diese zauberverschlafene Wunderblume ihrer geheimnisvollen Atmosphäre entrücken? ... Wieder klatscht die Gebieterin in die Hände und die lilienblasse 'Aïscha verschwindet hinter der knisternden Damastportiere, um einer jener schwarzen Schicksalsverkünderinnen Platz zu machen, die aus dem Sudan stammen und mit ihrem Muschelkram willkommene Gäste in den Kairenser Frauengemächern sind. Die Gegenwart ist voll dunkler Träume: weshalb sollte das königliche Weib nicht ein wenig den Schleier von der verhüllten Zukunft heben? Die schwarze Hexe wird dies besorgen, denn das „Muschelwerfen" ist eine Kunst der Wahrsagerinnen am Nil, auf deren Zuverlässigkeit jede Haremsschöne bei Gott und dem Propheten schwört. Wird es Licht werden in der dämmerigen Tiefe dieses verschlossenen Herzens, dessen Eignerin in schwülen Sternennächten dem Fluge ihrer Einbildungskraft folgt, weit weg in das Zauberland der Liebe, wo der Gegenstand ihrer unruhigen Träume von den Lippen einer anderen den Honigseim der Freude trinkt?

Auch die Sudanesin wird von der unbefriedigten Herrin entlassen. Sie hegt heiße Wünsche und diese Wünsche hüllen sich in bizarre Launen, die zu befriedigen es in einem solchen goldenen Frauenkäfig wahrlich nicht an Mitteln gebricht ... Es folgt also ein neuer Auftrag und das hereingeschlüpfte Sklavenmädchen entfernt sich ebenso geräuschlos und spukhaft, wie es gekommen. Die Herrin aber richtet sich hoch auf, wobei der weiche „Milajeh"-Überwurf aus buntem Mahallastoffe leise knistert und die mantilleähnliche „Habbarah" wie eine duftige Wolke Kopf, Nacken und Brust umschwebt. Unruhig flirrt der blendende Kopf- und Halsschmuck und aus einem Prachtjuwel der Armspange schießt ein blitzartiger Strahl durch den dämmerigen Raum ... Mit wenigen Schritten ist letzterer durchmessen und hinter der prächtigen Gestalt schließen sich die Seidenvorhänge wie ineinanderfließende Wellen. Der Raum, in welchem sich die Gebieterin jetzt befindet, ist von wahrhaft fürstlicher Pracht: ein weitläufiger Saal, über dessen marmorner Fontäne die von acht schlanken Säulen getragene Kuppel mit ihrem in Gold und Farben prangenden Zellengewebe wie ein riesiger steinerner Baldachin schwebt.

Der Balkon, auf den die Herrin hinaustritt, ist von einem golddurchwirkten Mousselinschleier, malerisch an herabhängenden goldenen Pinienzapfen in Falten gerefft, gegen den Kuppelraum hin verhüllt. Der Anblick des letzteren ist wie der eines Feengartens der Märchen. Großblumige Ranken klettern die getäfelten Wände hinan, schmiegen sich um die weiche Pfühle einschließenden Marmornischen und verdichten sich da und dort zu reizenden Lauben, zwischen deren blühendem Geranke eine Alabasterampel oder eine bunt betroddelte Laterne, oder ein vergoldetes Straußenei, in ein schweres Netz von Goldschnüren eingewirkt, herabschwebt. Und durch all dieses Flimmern und Leuchten, von den gestickten Brokatdraperien der dämmerigen, nach drei Seiten sich öffnenden

Digitized by Google

alkovenartigen Anbauten der Rotunde, bis zu der prachtvollen in bunter persischer Maqueteriearbeit schillernden Simsen der Balkonloge, in der die schöne Herrin dieses Zaubergartens Platz genommen, geht ein leises Klingen wie verwehende Seufzer. Es



Orangenverkäuferin (Kairo). H.

geht von den Knöchelspangen und dem Münzengeschmeide der in langen, nachtdunklen Wellen aufgelösten Haare einer Schar von Mädchen aus, die zu Füßen der Gebieterin eine Tanzpantomime aufführen. Die flüchtigen, von den klingenden Ringen umspannten Füßchen, scheinen kaum den Boden zu berühren. Ein geisterhaftes Schweben und Winden, Drehen und Neigen, die nackten, schlangengeschmeidigen Arme wie ver-

Digitized by Google

langend ausgestreckt, um dann leidenschaftlich an die Brust gedrückt zu werden — als hätten sie den Heißersehnten erfaßt — kein Zweifel: es ist ein glühendes Tanzpoëm der Liebe, das die schlanken, von duftigen Gewändern umwirbelten Mädchen ihrer Herrin zum besten geben.

Unterdessen hat sich ein bronzebraunes, elfenhaft zartes Mädchen, das lautlos wie ein berückendes Schemen hinter der Atlasportière hereingehuscht war, leise bis zu ihrer Gebieterin geschlichen und sich zu deren Füßen gekauert. Lächelnd wirft diese einen verständnisvollen Blick auf die Kleine, aus deren großen, verheißungsvollen Augen ein gedämpftes Feuer strahlt — ein Bild der verkörperten Sehnsucht. Es ist Hud, das Sklavenkind aus dem fernen Omân, wo die Wundergeschichten der märchenkundigen Troubadoure des palmengesegneten „Tehama“ erblühen. Als der erklärte Liebling der Gebieterin versteht das braune „Dschinnen“-Kind wie keine andere der weiblichen Auserwählten die launenhaften Bedürfnisse der Herrin mit Spiel und Kurzweil zu befriedigen ... Während diese den Blick wieder den tanzenden Mädchen in der Rotunde zuwendet, legt sie leise die marmorkühle Hand mit der lichtsprühenden Goldspange auf das dunkle Lockenhaupt Huds. Da wird der Tanz wilder und leidenschaftlicher, die Schellentrommel ächzt grell auf und plötzlich zerstiebt der bunte Schwarm nach allen Seiten, als sei ein Habicht in einen Taubenkobel gefahren. Aber es ist nichts Derartiges geschehen. Noch zucken die Flammen in den Ampeln von der bewegten Luft, die blütenschweren Ranken nicken leicht und von dem Springquell in der Mitte des Marmorbeckens geht ein leises Summen aus, begleitet von einem vielfarbigen Funkenregen der zerstäubten Wasserbläschen ... Die Herrin aber neigt sich vor und lauscht einem verwehenden Liede, das wie aus der Tiefe einer Zaubergrotte zu kommen scheint ... Es ist 'Aischa, die in einer dämmerigen Nische der seitlichen Alkoven kauert und zu der siebensaitigen Laute ein altes Karawanenlied anstimmt:

„Tausend Monde hat die Wüste,
Hat den großen Mond der Nächte,
Hat der Frauen Mondgesichter,
Tausend Monde hat die Wüste.“

Und während die Strophe leise, schier geisterhaft verklingt, neigt sich die Herrin zu der kleinen Omanitin herab und schaut ihr lange und verständnisinnig in die großen, dunklen Fieberaugen ... Sie weiß ja alles, die kleine braune Schlange, was das Herz ihrer Gebieterin bewegt. In einer verhängten Nische des Balkons schluchzt jetzt leise eine Nachtigall. Um die Lippen der stolzen Schönen spielt ein schmerzliches Lächeln, ihre Augen leuchten seltsam auf und die beringte Hand fährt unruhig durch Huds Lockenfülle. Diese aber zeigt eine schimmernde Doppelreihe herrlicher Zähne und mit kindlichem Lächeln trällert sie leise: „Oh, ihr Düfte des Tehama, warum umschmeichelt ihr meine fieberheißen Sinne? Warum betört ihr mich, wie der Atem des Geliebten, der wie der Duft aus Paradiesesfernen ist? Fühlt ihr nicht die Qualen dieses Herzens, in welchem die Liebe wie ein blendendes Licht flackert und die Sehnsucht wie die Wunderblume der Dschinnen leuchtet? O, wo weilst du, Paradiesesheiterer, lieblich wie Riswân und kühn wie der silberschuppige Held Assad Kamîl, der die Finsternis bezwungen?..“

Da neigt sich die Gebieterin erregt zu dem braunen Mädchen herab und verschließt seinen Mund mit einem langen, heißen Kusse ...

Digitized by Google

So vergeht ein Tag wie der andere, es wechseln die farbenbunten, phantastischen Zerstreuungen des Tages mit den geheimnisvollen Nächten, in denen Träume zu warmem



Frau aus dem Volke. II.

Leben erwachen, des Lebens unruhige Sorge in erlösende Träumereien verflüchtigt ... In diesen Rausch der Sinne und des Blutes verstrickt, könnte indes der Leser die Frage aufwerfen, ob dies alles Wirklichkeit, oder lediglich die romantische Ausgestaltung eingelebter Vorstellungen von dem schwülen Reiz sei, wie er vor langen Zeiten in den

Digitized by Google

goldenen Frauenkäfigen dieses Landes herrschte? Wer weiß es? Wo Reichtum und Glanz, Ehrbegierde und Leidenschaften die Fäden zu solchen verwirrenden Visionen spinnen, mag das Bild zutreffend sein. In unserer Zeit verhüllen Schleier und Maske nur unvollkommen diesen Märchenspuk, der aus allen Ritzen und durch die Maschen der zierlichen Muschrabyen in die Öffentlichkeit sickert. Es sind keine Phantome der dunklen Unglücksmächte, sondern Gestalten von Fleisch und Blut, fiebernde Herzen oder verträumte Seelen, die in einer blütenschweren Atmosphäre dahindämmern, jenen stillen Wunderblumen zu vergleichen, die im siebenten Himmel den unvergänglichen Tau der Gottheit trinken.



Amrah, „Die Prächtige".

Und dann ein anderes. Auf diesem denkwürdigen Boden, wo das phantastische Trümmerwerk aus alten Tagen eine eindringlichere Sprache redet, als tausend Zungen der geschwätzigen Gegenwart sie verdolmetschen könnten, werden Visionen lebendig. Die alte Mamlukenherrlichkeit freilich ist versunken und verschollen. Noch aber steht der eine oder andere stolze Bau und durch seine verödeten Räume geht der Geisterhauch verschwundenen Lebens. Die hehren Frauengestalten aus der Prunkzeit der Dehlidynastie schweben gespenstisch unter den geborstenen Kuppeln der großen Haremssäle, Nuschb, die berühmteste der Sängerinnen, die den großen Fatimiden bezaubert, mengt sich unter sie und auf den verwahrlosten Terrassengärten strecken die Nachgeborenen der göttlichen Salammbô die goldberingten Arme nach dem funkelnden Hundsstern. In diese Phantasmagorie spielen sichtbare Zeichen hinein: die erbrochenen Wandschränke, in denen längst keine Prachtstoffe mehr glitzern, der wasserlose, von grauen Spinngeweben umschleierte Wandbrunnen, das trockene Becken unter der zertrümmerten Kuppel, nackte Wände, welche einst von Zederngetäfel, verschlungenen Goldarabesken oder farbigen Fayencen geziert waren.

Digitized by Google

In diesem romantischen Gerümpel haben sich die Vorbilder für die Haremsherrlichkeit der nachgeborenen Geschlechter erhalten. Hier und da macht sich zwar abendländischer Einfluß bedauerlicherweise geltend, im großen und ganzen ist es aber die alte, echt orientalische Pracht, denen man in den Palästen der Reichen begegnet und das Feenmärchen der Frauenkäfige, wie es in den Köpfen phantasiereicher Schilderer spukt, ist von der Wahrheit nicht weiter entfernt, als beispielsweise das von der Überlieferung geheimnißvoll ausgestattete Frauenbild, das sich Nazly nennt, Tochter des Mamlukenvertilgers Mohammed Ali — deren Liebe den Tod brachte. Sie war im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts das Weib, von dessen Schönheit und Bizzarerien das ganze Land, bis tief in den Sudan hinein, voll war und von dem die Erinnerung noch in phatastischen Ausschmückungen fortlebt, wie die Wundergeschichten von den alten Chalifenfrauen.

Und wie damals, in längstvergangenen Tagen, beleben sich auch heute noch die verschlossenen Räume mit dem unerforschlichen Zauber der sonnigen Welt des Ostens. Es ist noch alles so, wie es vor Zeiten war, wenn es auch an jenen königlichen Frauen fehlt, die im Bewußtsein ihres Wertes und ihres unbesiegbaren Einflusses, in die Schicksale der Völker eingriffen, als noch mächtige Herrscher am Nil geboten. Der Geist ist verraucht, das üppig-sinnliche Leben ist geblieben. Es tändelt in Blumengrotten, von schneeiger Seidengaze umwallt, es lächelt zum Klingen der Knöchelspangen der braunen Tanzmädchen oder zur wehmütigen Weise eines Liebesliedes, das aus dem heißen Boden Arabiens, weit weg vom Nil, entsproß: eine unbekannte Wüstenblume in diesen prachterfüllten Gefängnissen, dunstschwer, berauschend, befreiend — ein seltsamer Gegensatz. Es kreisen die Silberkrüge und kristallenen Sherbetschalen, Geschmeide funkelt, träumerische Augen tauchen in das bunte Gewühl, oder leuchten feuchtverklärt auf, als sprächen sie von unbefriedigter Liebe, von Sehnen und Seelenschmerz . . . Und wie viel Täuschung hängt an all dem! Wie viel moralische Fäulnis und niedrige Leidenschaften verhüllt diese bizarre Pracht! Ein einziger frischer Lebenshauch müßte diesen schwülen Schauer für immer verscheuchen . . .

Wenn wir das Haremsleben in die nüchterne Alltäglichkeit rücken, was wohl in den allermeisten Fällen zutrifft, ist der Märchenflitter jäh abgestreist und alles geht mit natürlichen Dingen zu. Unter solch normalen Verhältnissen ist das Harem jener trauliche Familienkreis, in welchem der Mann Erholung und intimen Zeitvertreib sucht und bei dem stark entwickelten Familiensinn gewiß auch in der Regel findet. Die größte Sorge des Familienhauptes ist, vom Erwerb abgesehen, wohl die, seine Kinder beiderlei Geschlechts wie wir zu sagen pflegen: unter die Haube zu bringen. Frühheiraten sind im Orient an der Tagesordnung und das Junggesellentum steht im höchsten Mißkredit. Das Altjungfertum aber ist ein wahres Unglück. Ein zwanzigjähriger Jüngling, der noch unbeweibt ist, zieht sich unfehlbar den Verdacht zu, dem schönen Geschlechte abhold zu sein. Der Prophet hatte gesagt: „Ich habe die Heirat ausgeübt und wer nicht meinem Beispiele folgt, der ist nicht von den Meinen.“ Es ist also ein gottgefälliges Werk, ein Weib zu nehmen, wenn es auch nicht an Lästerern fehlt, welche ihre Ehescheu mit Aussprüchen bemänteln, die das Paradies in einem Frauengemache als ein recht zweifelhaftes erscheinen lassen . . . Gewöhnlich wird irgend ein Weiberfeind unter den Dichtern hervorgeholt, um dem Hagestolz zu seinem Rechte zu verhelfen. Mir Fazil hatte gesagt: „Die Heirat ist der Übel größtes“ und sattsam bekannt ist der Ausspruch des persischen Dichters Enveri: „Das Weib ist das Gewölk am Himmel des Mannes.“

Digitized by Google

Glücklicherweise für die große Schaar der der Haremsfreuden harrenden Mädchen bilden die Ehescheuen die Ausnahmen. Andernfalls wäre mancher Familienvater, der sich an den lachenden Blumen seines Töchterkreises nie mit völlig unverhehlter Freude zu erquicken vermöchte, übel daran. Was nützen die lockendsten Namen, wenn es an Werbern gebricht?

Hisna — die „Schönste", wie ihr Name sagt — ist zart und anmutig wie ein Gazellenzicklein, Saida („die Glückliche") träumt mit wachen Augen einen seligen Liebestraum, und Amrah („die Prächtige") gibt sich in ihrer bunten Kleiderhülle wie eine Chalifenbraut. Wer will diese Schätze heben? Kennt doch der Werber in den allerseltensten Fällen diejenige, die von Gott und dem Schicksal dazu bestimmt ist, sein Dasein zu versüßen. Allerdings sagt ein gutes Sprichwort: „Wer liebt, kennt, was verschleiert ist", womit die Vermutung, daß die Schleierlüftung in der Brautnacht nicht allemal erst das Siegel der Schönheit löst, an



Saida, „Die Glückliche". B.

Gewißheit gewinnt. Im großen und ganzen aber — vornehmlich bei Konvenienzheiraten, welche im Oriente sicher neunzig Perzent aller Ehebündnisse ausmachen — ist ein solches mehr oder weniger ein Sprung ins Dunkle. Freilich ist dem Enttäuschten hinterher die Möglichkeit geboten, diesen Sprung — und wenn es sein muß, in rascher Folge hintereinander — zwei-, drei-, viermal zu unternehmen und wenn das Spiel fehlgeschlagen hat, sich an Nebenfrauen und schönen Sklavenmädchen zu ergötzen, zum Schaden all

Digitized by Google

der pretentiösen Gesponsinnen, welche auf die Namen Zeinab oder Hassa, Hind oder Ghubna, Subha oder Soha hören.

In Anbetracht des Umstandes, daß der auf Freiersfüßen stehende junge Mann seine zukünftige Gattin in der Regel erst in der Brautnacht zu Gesicht bekommt, ist ihm das intime, wonnig aufregende Glück des Brautstandes mit seinem Hoffen und Sehnen unbekannt. Selbst wo heimliche Beziehungen das Vorstadium der Ehe bilden, sind sie der Natur der Sache nach so flüchtig und unvollkommen, daß sie sich nicht mit den ähnlichen Verhältnissen bei uns vergleichen lassen. Anderseits kann wohl als ausgemacht gelten, daß ein werbender Jüngling aus den besseren und besten Familien im ausreichenden Maße über Beziehungen verfügt, die immerhin geeignet sind, den Schleier ein wenig zu lüften. Vornehmlich die weiblichen Verwandten, welche ja ganz unbehindert in dem betreffenden Harem, in welchem sich die Erwählte befindet, verkehren, geben vortreffliche Kundschafterinnen ab. In zweiter Linie ist es die Dellahseh, eine typische Haremsfigur, welche in Betracht kommt. Die Dellahseh verkehrt in allen Frauengemächern, wo es gilt, die mitunter kostbaren Handarbeiten zu verwerten, indem die Genannte als Mäklerin den Verkauf dieser schönen Sachen im Chân Chalîl, dem großen Kairenser Bazar, besorgt. Mit Recht wird behauptet: „Was der liebe Herrgott nicht weiß, daß weiß unter Umständen eine Dellahseh.“ Durch sie wird der intimste Haremsklatsch von Türe zu Türe — oder richtiger von Portiere zu Portiere — verschleppt und es fallen die Schleier von all jenen sorgsam gehüteten Mysterien, von denen der des Sachverhaltes unkundige Fremde die Frauengemächer umsponnen wähnt.

Was die Verwandten des Freiers und die Dellahseh unter der Hand besorgen, ist für eine andere typische Figur des Haremslebens gewissermaßen ein offizielles Amt. Diese Vermittlerin der Ehebündnisse ist die Chatbe (d. i. „Werberin“), in den meisten Fällen eine ältere, erfahrene Frau, welche zu Beginn ihrer Tätigkeit wohl nur unter nichtigen Vorwänden (z. B. als Verkäuferin von Schmucksachen) die Frauengemächer aufsucht, jedoch bald durchschaut wird, wodurch die delikate Angelegenheit erst recht in Fluß kommt. Allerdings geschieht es in möglichst unauffälliger Weise. Die schlauen Mütter tun wohl so, als wären sie mit Blindheit geschlagen, sind jedoch eifrig bemüht, ihre Töchter in den Augen der Chatbe möglichst vorteilhaft erscheinen zu lassen. Sehr begreiflich, denn die letztere begnügt sich keineswegs mit dem Besuche einer Familie, sondern sucht und sucht mit aufopfernder Unermüdlichkeit, ihrer großen Verantwortung bewußt und auf ihr Renomee als erfolgreiche Pfadfinderin im Irrgarten der bräutlichen Blumen bedacht, bis sie glaubt, die Passende gefunden zu haben. Das weitere macht dann keine Schwierigkeiten mehr. Ist die Wahl getroffen, so finden sich die weiblichen Anverwandten oder Freundinnen des Hauses ein und die delikate Angelegenheit wird dann rasch ins Reine gebracht. Am geringsten sind die Hindernisse, wenn es sich um ein Ehebündnis zwischen Verwandten handelt, z. B. zwischen Vetter und Base, ein Bündnis, das unter den Arabern als besonders günstig und ehrenvoll gilt. Die jungen Leute kennen sich dann selbstverständlich schon von Kindheit her, wodurch hier alle nachträglichen unliebsamen Überraschungen entfallen.

Hat der Werber gewählt und sich der Gunst der Familie, aus welcher er seine Gattin zu holen gesonnen ist, versichert, so tritt er an den Vater (oder Vormund) der Betreffenden heran, um über die wichtige Frage der Aussteuer zu verhandeln. Der Werber hat nämlich seiner zukünftigen Frau eine bestimmte Summe zur Verfügung zu stellen, von der ihr jedoch bei Abschluß des Ehekontraktes in der Regel nur zwei

Digitized by Google

Drittel eingehändigt werden; das letzte Drittel behält der Bräutigam für den Fall der Scheidung zurück. Es ist also nicht der Wahrheit entsprechend, wenn man von einem „Kauf der Frau" spricht, um so weniger, als die vom Bräutigam flüssig gemachte Summe zur Bestreitung des „Brautkorbes" (Nischân), d. i. der Aussteuer, dient. Auch sonst ist die vermögensrechtliche Stellung der Frau durchaus frei und unabhängig von der des Mannes und wird durch Sitte und Gesetz gleich nachdrücklich geschützt. Da es sich bei den vorbesprochenen Verhandlungen um ein ganz nüchternes Geschäft handelt, darf man nicht erwarten, daß hierbei — wenigstens in der Regel — die Noblesse die Richtschnur abgibt; im Gegenteile, es wird wacker und mit Ausdauer gefeilscht und nicht selten wird dieser Handel zur Klippe, an der das Schifflein des Werbers — oder wenn man will, die Hoffnung des mit Töchtern gesegneten Familienvaters — scheitert. Geht aber alles glatt ab, so wird mit Hinzuziehung der hierzu berufenen Amtsperson der Ehekontrakt (und zwar nur mündlich!) abgeschlossen, wobei zwei Zeugen zu intervenieren haben.



Beduinenehepaar aus der Umgebung von Kairo. Ph.

Damit sind jedoch die Formalitäten noch keineswegs erledigt. Zu deren Vervollständigung hat sich der Bräutigam am nächstfolgenden Tage zur Mittagsstunde in Begleitung zweier Freunde (als Zeugen) in das Haus des künftigen Schwiegervaters zu begeben, der die Gäste in Gegenwart zweier Zeugen und eines Fikî (Schriftkundigen)

Digitized by Google

empfängt. Finden sich andere Freunde der beiden Familien ein, so sind sie willkommen. Die nun folgende Zeremonie spielt sich in nachstehender Weise ab: Zunächst verliest der Fikî die „Fatcha“ (die erste Koransure); hierauf knien der Bräutigam und sein Schwiegervater, von den Anwesenden im Kreise umgeben, in der Mitte des Gemaches einander gegenüber, fassen sich gegenseitig mit der rechten Hand, strecken die Daumen in die Höhe, drücken sie gegeneinander und lassen in dieser Stellung den Fikî, nachdem er ein Tuch über die Hände gebreitet hat, die üblichen Koransprüche und die Verlobungsformeln hersagen. Dreimal hat der Vater der Braut zu sagen: „Ich will sie geben“, und der Bräutigam dreimal zu antworten: „Ich will sie nehmen“. Den Beschluß dieser Verlobungsfeier bildet ein gemeinsames Mal. Der Fikî erhält als Entlohnung für seine amtliche Intervention ein Taschentuch, in dessen einem Zipfel ein Goldstück eingeknotet ist.

Das Merkwürdige in dieser Zeremonie besteht darin, daß sie völlig unserem Begriffe von einer rechtskräftigen „Trauung“ entspricht, obwohl der andere Teil gar nicht anwesend ist. Der Orientale versteht eben unter Trauung etwas ganz anderes: Die Vereinigung der beiden Eheleute in der sogenannten „Einzugsnacht“, in welcher die Braut dem Bräutigam (richtiger die junge Frau dem Gatten) zugeführt wird. Das ist das eigentliche Hochzeitsfest, bei der es meist hoch hergeht und das je nach dem sozialen Stande der Beteiligten oder ihren Vermögensverhältnissen eine Anzahl Tage in Anspruch nimmt. Gewöhnlich dient diese Feier den Reichen dazu, um das Ansehen ihres Hauses im rechten Lichte erscheinen zu lassen, indem sie einen außergewöhnlichen Luxus entfalten. Als der seiner maßlosen Verschwendung wegen berüchtigte Chedive Ismail Pascha seine Lieblingstochter **Zeinab** (die Araber sprechen diesen Namen sehr unschön Z'n'b aus) an Ibrahim (dem Sohne seines älteren Bruders Achmed) verheiratete, wurde unerhörte Pracht entfaltet. Diademe, Kronen, Hals- und Armbänder, Gürtel und Spangen — alles von Diamanten strotzend — gab es nur so scheffelweise. An 200.000 Menschen waren damals auf den Beinen, um das „lichtvolle Wunder“ zu schauen. Zur Beleuchtung des Weges, den der Hochzeitszug nahm, wurden eine Viertelmillion Stearinkerzen verwendet und die Zufahrtsstraßen mit Rosenwasser besprengt. Als Zeinab kurz hierauf gestorben war, wurde zur Leichenfeier ein nicht minder kostspieliger Pomp an den Tag gelegt.

Verfolgen wir nun die Einzelheiten der **Hochzeitsfeier**, wie sie sich unter gewöhnlichen Verhältnissen abspielen. Den Beginn macht die sogenannte „Badeprozession“, indem die Verwandten und Freundinnen der Braut letztere in ein öffentliches Bad — das zu diesem Zwecke für den ganzen Tag gemietet wird — begleiten. Der Zug spielt sich öffentlich ab, wodurch er den Müßiggängern und Neugierigen reichlich Gelegenheit bietet, ihre Schaulust zu befriedigen. Auch pflegt das Volk — wenigstens die Straßenjugend — aktiven Anteil an der Feier zu nehmen. Den Zug eröffnen Musikanten mit Handtrommeln, Flöten und Pfeifen, dann folgen die in schwarze Seidenmäntel gehüllten verheirateten Frauen, hinter diesen zeigt sich die unförmlich in einen roten Kaschmirshawl eingewickelte Braut, mit einem kleinen goldenen Krönlein auf dem Haupte, unter einem Baldachin schreitend, zu beiden Seiten je eine Verwandte. Nichts Abenteuerlicheres als eine Kairenser Braut in diesem Aufzuge. Es ist ein unförmlicher Klumpen, der sich unter dem roten, von gestickten Tüchern umflatterten Baldachin langsam vorwärts bewegt. Hinter der Braut folgen andere Musikanten, die Trommeln tönen dumpf, schrill kreischen die Pfeifen dazwischen oder quieken die Klarinetten, während — wenn der

Digitized by Google

Zug zeitweilig zum Stehen gebracht wird — dicht vor dem Baldachin der Braut ein Gaukler (z. B. in ein Panterfell gehüllt) Kapriolen vollführt oder auf den Händen geht.

Im Bade angelangt, nimmt die Lustbarkeit der versammelten Frauen viele Stunden in Anspruch. Es herrscht gewöhnlich die ausgelassenste Stimmung. Ist das eigentliche Bad vorüber, so verteilen sich die Anwesenden, nur ganz leicht eingehüllt, auf die Divans, um dem schwarzen Kaffee zuzusprechen, Zigaretten zu rauchen und nach Herzenslust — zu schwatzen. Selbstverständlich fehlen die Sängerinnen und Tänzerinnen nicht. Die ersteren lassen — der Situation entsprechend — ihre glühendsten Liebeslieder oder zarte Weisen, welche



Frauensänfte in einem ägyptischen Hochzeitszuge (Kairo). H.

der Sehnsucht nach dem geliebten Gatten und dem erträumten Eheglücke Ausdruck geben, hören, während die Tänzerinnen durch verständnisvolle Liebespantominen das Herz der Zuschauerinnen, in erster Linie natürlich der Braut, entzünden. Den Beschluß bilden Spiele, Neckereien und sonstiger Zeitvertreib, bis die Zeit an den Aufbruch mahnt. Der Rückweg in das Heim der Braut findet ganz in derselben Weise statt, wie der Zug nach dem Bade. Zu Hause angelangt, findet ein Festschmaus statt, worauf sich die Braut erhebt und mit einer Hennapaste im Kreise herumgeht. Jede Anwesende steckt eine Goldmünze in dieselbe, worauf sie — nachdem die Münzen entfernt wurden — dazu verwendet wird, die Hand- und Fußnägel der Braut in bekannter Weise zu färben. Was von der Paste erübrigt, wird unter die Freundinnen verteilt.

Der nächste Tag verläuft nicht minder geräuschvoll. Nachdem die Braut Toilette gemacht hat, was erhebliche Zeit erfordert, besteigt sie in Gesellschaft einiger der nächsten Verwandtinnen einen mit roten Tüchern dicht verhängten Wagen, die anderen anwesenden

Digitized by Google

Frauen und Kinder werden in die bereitstehenden Fuhrwerke gepfercht, schließlich die Aussteuer in Wägen und auf Kamelen verpackt und der Zug nach dem Hause des Bräutigams angetreten. Hierbei ist der Spektakel womöglich noch ärger, als am Vortage gelegentlich der Badeprozession. Unter ohrenbetäubendem Pauken- und Trompetengedröhne bewegt sich die Wagenkolonne, des öftern stockend, vorwärts. Von Zeit zu Zeit wird absichtlich angehalten, nur um gewissen typischen Begleitern dieses Zuges Gelegenheit zu



Paukenschläger in einem ägyptischen Hochzeitszuge (Kairo). II.

geben, die Schaulust des Publikums zu befriedigen. Es sind vornehmlich drei Typen: die Ringkämpfer, der Stocktänzer und der „Sakka" oder Wasserträger, der heute seinen größten Schlauch ganz mit Sand gefüllt hat und mit dieser schweren Bürde vor- und rückwärts tänzelnd, die Bewunderung der Gaffer erntet. Auch der Stocktänzer versucht seine linkischen Pas, wenn er nicht vollends Purzelbäume schlägt oder auf den Händen geht.

Beim Hause des Bräutigams angelangt, sollte man meinen, daß die Feier nun zu Ende sei. Weit gefehlt! Wir sehen vor und zu beiden Seiten des Haustores ein rotes

Digitized by Google



Kairenserinnen.

Digitized by Google

oder grünes Zeltdach gespannt und unter demselben Bänke, welche den ankommenden männlichen Gästen bereit gehalten werden. Laternen und Ampeln schmücken das Innere des baldachinartigen Zeltes. Die angekommene Braut mit ihren Damen ist selbstverständlich rasch durch das Tor ihres neuen Heims geschlüpft und denselben Weg haben die von den Kamelen abgehobenen Truhen und Körbe mit der Ausstattung genommen. Unterdessen füllt sich der vom Zelttuche überdachte Raum, in welchem der Bräutigam die Honneurs macht. Hier geht es viel gemessener zu, man führt ernste Gespräche und erfreut sich an geistreichen Aperçus. Der Araber ist ein ebenso begabter als feinsinniger Causeur und legt großen Wert auf eine gewählte Sprache und geistreiche Redewendungen.

Der Hauptteil der Empfangsfeier im Hause des Bräutigams bildet das Mahl, das meist einige Stunden in Anspruch nimmt. Inzwischen ist es Abend geworden, die Laternen und Ampeln unter dem Zeltdache werden angezündet, während aus den Frauengemächern gedämpfte Lautentöne und die klingenden Strophen eines hellen Gesanges die Lauscher entzücken ... Ein entscheidender Augenblick tritt ein, wenn der Mueddin zum Nachtgebet ruft. Sowie es verklungen ist, verschwindet der Bräutigam nach innen, um nach einiger Zeit festlich gekleidet zurückzukehren. Er hat noch, bevor er den Schleier seiner zukünftigen Gattin lüften soll, den Gang nach der Moschee, begleitet von seinen Freunden und mit Pechfackeln und Windlichtern ausgerüsteten Dienern, zu unternehmen, um das vorgeschriebene Gebet zu absolvieren. Es gehört zum guten Ton, sich damit nicht zu sehr zu beeilen und unterwegs anzuhalten, um dem Liede zum Preise der Neuvermählten, das die hierzu berufenen Sänger anstimmen, zu lauschen.

Die langen Stunden dieses umständlichen Vorspieles hindurch hat die Braut in dem hierzu eingerichteten Gemache ihres neuen Heims still mit niedergeschlagenen Augen und in jungfräulicher Bangigkeit dem entscheidenden Augenblicke der Ankunft ihres Gatten entgegengeharrt. Während ihre Freundinnen und Verwandten sie mit aneifernden Worten auf die völlig veränderten Verhältnisse, in die sie nun eintritt, vorbereiteten, saß sie schweigend, scheinbar vor sich hinbrütend, da, ohne auch nur eine Silbe der Erwiderung auf die kosenden, oder ermahnenden, oder tröstenden Schmeichelworte zu haben. So erfordert es die Sitte. Sobald der Zeitpunkt, zu welchem der Gatte zu erwarten ist, naht, entfernen sich die sorglichen Zusprecherinnen bis auf die Mutter und wenn die Braut Schwestern hat, bleiben auch diese, sowie die Bellâne, d. i. die Frau, welcher das Amt zufällt, die Angetraute dem Gatten in aller Form zu übergeben. Nach einer Weile entfernen sich mit rührenden Abschiedsworten auch die Mutter und Schwestern und nur die Bellâne bleibt zurück. Die Aufregung der Braut hat ihren Höhepunkt erreicht, ihr Herz erschauert, mit fiebernden Pulsen erwartet sie das Kommende. Da breitet die Bellâne einen Shawl über den Kopf der Braut, gibt ein Zeichen und verschwindet. In diesem Augenblike öffnet sich die Tür und der Bräutigam tritt ein. Gewiß ist, daß auch seiner eine begreifliche Erregung sich bemächtigt, wenn er leisen Schrittes sich nähert, um binnen wenigen Sekunden in das zuvor nie geschaute Antlitz der Lebensgefährtin zu blicken. Endlich steht er dicht vor der bange Harrenden und zieht den Schleier von ihrem Haupte mit den Worten: „Diese Nacht sei gesegnet." Und mit scheuem Augenaufschlag erwidert sie: „Gott segne Dich!"

So stehen sie sich gegenüber — Mann und Frau — Aug in Aug, ergriffen, freudig bewegt, oder enttäuscht, erschreckt, vielleicht auch gleichgültig, in das Geschehene sich schickend, als eine Fügung des Allmächtigen. Um so freudiger mag es in diesen Herzen

Digitized by Google

aufjubeln, wenn sich die Erwartungen des Bräutigams nicht nur erfüllt haben, sondern vielleicht noch übertroffen worden sind und auch die Braut allen Grund hat, mit ihrem Schicksal zufrieden zu sein. Dann ruhen wohl ihre Hände lange, bange Minuten ineinander, ohne daß ein Wort die feierliche Stille unterbricht, bis der feurige Gatte sich zu der leicht zitternden Haremsblume niederbeugt und leise flüstert: „Der Herr vermehre Deine Schönheit."

Und sie antwortet: „Im Paradiese sei Deine bleibende Stätte."

In dem Vorraume aber harren die Freundinnen und Verwandten, die sich vor der Schleierlüftung zurückgezogen hatten, in ängstlicher Erwartung, bis sie von dem jungen Gatten die Nachricht erhalten, daß sein Sehnen und Wünschen sich erfüllt, die ihm Angetraute die Freude seines Lebens sei ... Wie die Frauen und Mädchen der Beduinen den wilden Jubelruf der Sagrûta ausstoßen, wenn die glückliche Vereinigung der Liebenden sich vollzogen hat, so bricht auch die Frauenschar in den städtischen Harems in ein trillerndes Jauchzen aus, sobald die Schleierlüftung in befriedigender Weise abgelaufen ist.

Dann wirds jäh still. Leise schleichen die Frauen davon. In dem traulichen Hause aber zieht ein Glücklicher die zitternde Schöne leise an die Brust und drückt ihr den ersten Liebeskuß auf die heißen Lippen ...



Zuckerrohr-Verkäuferin in Kairo.

Digitized by Google



Kabylinnen.

Siebenter Abschnitt.

Die Araber in der Gegenwart. (III.)

Nordwestafrika.

In der Zeit, in der die Nomadenhorden Arabiens und Syriens als Glaubensstreiter des Propheten in Afrika einströmten, vervollständigten sie nicht nur das Werk der Eroberung, sondern sie blieben zugleich als Kolonisten dauernd im Lande. Allerdings war die Wirkung dieser Kolonisation zunächst noch gering, denn bei der räumlichen Ausdehnung des hier in Frage kommenden gewaltigen Gebietes bildete die berberische Bevölkerung nach wie vor das Übergewicht. Ein Teil dieses Invasionsheeres wurde durch die Umstände genötigt, dem gewohnten Nomadenleben zu entsagen und sich in befestigten Ortschaften niederzulassen, um welche sich in der Folge die seßhafte Oasenbevölkerung scharte. Die meisten Triben jedoch behielten nicht nur ihre bisherige Stammesorganisation bei, sondern setzten auch das altgewohnte Nomadenleben fort, zu welchem die Sahara und die Steppenplateaus die geeigneten Ländereien boten. Die Raub- und Fehdelust fand reichliche Befriedigung in den herrschenden zerrütteten Verhältnissen und wir haben darin die Ursache zu jenen ausgedehnten Freibeuterzügen zu erblicken, welche die Wanderstämme durch ganz Nordwestafrika bis zum Atlantischen Ozean unternahmen.

Mag nun gelegentlich dieser gefahrvollen und opferreichen Unternehmungen mancher mächtige Stamm seinen Untergang gefunden haben, so ist gleichwohl mit Nachdruck hervorzuheben, daß lediglich in den unbotmäßigen Wanderstämmen, keineswegs aber in der städtischen Bevölkerung, uns das reinblütige Arabertum entgegentritt. Als wirksamstes Schutzmittel gegen die Blutmischung erkennen wir auch in diesen Triben, wie in der arabischen Heimat, die Hochhaltung der Blutsverwandtschaft und den Stolz auf

Digitized by Google

den reinen Stammbaum. Damit war der Grund gelegt zu einer aristokratischen Gemeinschaft, wie sie kein anderes Volk der Erde unter so primitiven sozialen Verhältnissen aufzuweisen hat. Man könnte sagen: ein Bettelvolk von Adeligen! Aber gar so verächtlich dürfen wir eine Organisation, deren Kraft in der Familie wurzelt, nicht beurteilen. Die Familie bildete zunächst den Kern des Tribu, und dem Tribu entwuchs, gestützt auf die Blutsverwandtschaft, das allgemein anerkannte Oberhaupt mit unbeschränkter Macht. Die patriarchalische Regierungsform im Tribu war daher die notwendige Folge seines Ursprunges. Wurde der eine oder andere Tribu von einer größeren Macht unterworfen, so übertrug letztere einem von ihr Gewählten die staatliche Investitur, ernannte ihn zum „Kaid" (Scheich) und schuf damit neben der Autorität des Familienoberhauptes eine erbliche Aristokratie, welche jene in den Hintergrund drängte. Die innere Organisation der Triben blieb aber von diesen Maßnahmen unberührt, im Zeltdorfe (Duar) bestand die Autorität des Familienoberhauptes fort und weder die betreffende Staatsgewalt, noch der Chef des Tribu konnten seine, von der Familie stillschweigend angenommene Ernennung beeinflussen.

Die aus diesen eigenartigen Verhältnissen herausgewachsene Aristokratie ist eine dreifache: die der Geburt, eine Kriegs- und eine religiöse Aristokratie. Als edel von Geburt (Sherif) gilt bekanntlich jeder, der seine unmittelbare Abstammung von Fatma, der Tochter des Propheten, ableitet, beziehungsweise nachweisen kann. Obwohl diese Genealogie ihre handgreiflichen Schwierigkeiten hat, ist die Zahl der Schürfa — wie wir bereits an anderer Stelle ausgeführt haben[1]) — eine unübersehbare. Die Mitglieder der Kriegsaristokratie (Dschuad) sind die Nachkommen jener im Lande und im Stamme bekannten Männer, die sich durch Tapferkeit oder außergewöhnliche Kriegstaten hervorgetan haben. Da aber der arabische Ehrenkodex gewisse Vergehungen für difamierend erklärt, kann der Schuldige des Kriegsadels verlustig werden. Seine Mitglieder sind in der Regel im Stamme nichts weniger als beliebt, da sie anmaßend und streitsüchtig sind und zu Vergewaltigungen und Erpressungen neigen. Weit einflußreicher als diese beiden Adelsklassen sind die Mitglieder der religiösen Aristokratie, die Marabuts, Männer, welche sich um die Sache des Islam besonders verdient gemacht haben, also Träger erworbener Heiligkeit. Obwohl die Marabuts nicht zum Erbadel zählen, sind sie gleichwohl in allen großen nationalen Angelegenheiten und Glaubensfragen das entscheidende Element.

Welche Rolle das Weib in dieser Gemeinschaft spielt, läßt sich unschwer erraten, wenn wir uns vor Augen halten, daß es keinen Anteil an irgend einer sozialen Rangordnung hat. Wenn auch nicht so sehr Sklavin, als man gemeinhin annimmt, steht die Araberin gleichwohl tief unter dem Weibe des Berbers, dessen primitive ritterliche Gesinnung wir später kennen lernen werden. Immerhin ist das Nomadenweib besser daran, als jenes der Oasenbewohner, die Polygamie findet ihre natürliche Beschränkung in der herrschenden Armut, eine größere persönliche Freiheit ergibt sich aus der Lebensweise des Wandertribus. Die Frauen gehen unverschleiert und sollen zuweilen im Zelte ihres Gatten ein regelrechtes Pantoffelregiment führen. Ganz wesentlich verbessert wird das Los der Frau, wenn ihr Gatte die Mittel besitzt, sich Sklavinnen zu halten. Sie ist dann der drückenden häuslichen Arbeiten enthoben, die keineswegs etwas Nebensächliches sind; denn im Zelte gibt es von früh bis Abends zu tun: Herbeischleppen von Wasser und Feuerungsmaterial, Mahlen der Gerste, Melken der Kamele und Schafe,

[1]) S. 241.

Digitized by Google

Zubereitung der Speisen und Handarbeit aller Art. Das Weib bestreitet alle Bedürfnisse des Mannes: die Stoffe zu dem Burnus und Haïk ihres Herrn, die Pferdedecke, die Teppiche, auf welchen der Gebieter seine Glieder streckt, ja das Zelttuch, unter welchem die Familie wohnt, sind das Werk der fleißigen Hände der braunen Lebensgefährtin.

Soll bei all dem auch ihr einige Teilnahme seitens des Gatten zufallen, dann muß sie, um solche zu erwecken, jung und schön sein. Leider dauert dieser Leibesfrühling nur kurze Zeit. Es ist ein unendlich vergänglicher Frauentypus, der in den Gegensätzen: leidenschaftliches Feuer und Zartheit der Formen seinen Ausdruck findet. Mit dem tiefbraunem Teint, der von leuchtender Goldbronze angehaucht scheint, dem zarten Körperbau, einem fast zu lebhaftem Spiel der feurigen Augen und dem tiefen Dunkel des rabenschwarzen Wellenhaares, zeigen sich die jungen Mädchen der Nomadenzelte als der vollendete Typus reizvollster Schönheit. Das alles aber ist nur ein Hauch, ein Traum von heute auf morgen. Man fühlt, daß ein Weib dieser Art, daß diese faszinierende Mischung von Feuer und Dunkel, keinen Bestand haben kann. Keine Wunderblume welkt so rasch wie diese; selbst junge Arabermädchen, welche eine gewisse Altersstufe überschritten haben, verlieren mit einem Schlage den blendenden Schmelz ihrer frühreifen Schönheit. Besonders die Formen schrumpfen rasch ein; mit zunehmendem Alter greift eine Magerkeit platz, die mit abschreckender Häßlichkeit sich paart. Der vergängliche Reiz, der auf diesen Wüstenblumen ruht, ist wie der funkelnde Tropfen Tau, der in der heißen Sonne verflüchtigt ...

Wenn man von den Reizen eines jungen arabischen Mädchens spricht, hält man sich selbstverständlich alle jene Schönheitsmerkmale vor Augen, welche ein Geschenk der Natur sind. Damit begnügt sich aber weder das in diesem Sinne so verschwenderisch bedachte Kind, noch würden alle diese Vorzüge das Schönheitsideal des Araberjünglings ausfüllen. Es bedarf eben mancherlei künstlicher Nachhilfe, wie sie ja allenthalben im Orient und nicht bloß unter den Schönen der Sahara, des algerischen Tels und der marokkanischen Ebenen — von den Städterinnen nicht zu reden — im Schwange gehen. Zu den bekannten, mehrfach erwähnten Verschönerungsmitteln gehört das Schwarzfärben der Augenwimpern mit Kohle, das Bemalen der Fingernägel und Handflächen mit Hennah u. s. w. Sehr beliebt ist das Kauen von „Suab", eines Harzes, das einen wohlriechenden Atem erzeugt — der „Moschusatem" der Dichter. Damit genügt man sozusagen dem Hausgebrauch. Bei besonderen Anlässen wird aber ein höheres Register der Kosmetik aufgezogen. Man behängt sich mit allen kostbaren Gegenständen, die man besitzt, wobei besonders das Haar mit Silbermünzen, Muscheln, Perlen, Goldstücken u. s. w. beladen wird. Manche flicht fingerlange Korallenstücke in die Strähne oder durchzieht sie mit Streifen eines bunten Seidenstoffes. Das Gesicht wird mit blauen oder goldenen Sternchen oder Figuren bemalt und auf der einen oder anderen Nase klebt vollends ein Korallenstück. Bei manchen Stämmen — z. B. in Fessan — hüllen sich die Frauen, die hier auffallend klein und korpulent sind, in ein einziges Kleidungsstück („Baraka"), eigentlich in ein großes Tuch, das sie spiralartig um den Körper winden und festbinden. Statt der Pantoffel tragen sie gewöhnlich aus Palmblättern geflochtene Sandalen. An Armen und Beinen prangen schwere messingene oder silberne Ringe. Das Haar, dick mit Butter bestrichen, klebt in unzähligen Flechten, durch den Staub zu einem schmutzigen Klumpen verhärtet, am Kopfe.

Zu den schönsten arabischen Frauen Afrikas zählen jene von Rhadames. Sie haben auffallend regelmäßige, an den hellenischen Typus erinnernde Gesichtszüge.

Digitized by Google

Ihre Festtracht und jene, die sie bei Ausgängen benützen, besteht aus einem langen, baumwollenen Hemde („Gandura"), entweder von weißer Farbe, oder weiß mit roten oder blauen Streifen. Dieses Kleidungsstück, das den Oberkörper ziemlich lose umschließt, wird an der Taille durch einen roten Gürtel malerisch in Falten gelegt. Über die Gandura wird ein weißes Wolltuch geworfen, um die Blößen zu bedecken, den Kopf umhüllt ein Seidentuch in Turbanform, reich mit Goldfransen geschmückt. Als Schmuck trägt man Halsbänder aus Korallen oder Perlen, ferner die sattsam bekannten Spangen und Ringe u. dgl. m.

Der Koran sagt: die Frau ist ein unvollkommenes Geschöpf, welches nur für sein Äußeres und seinen Schmuck lebt; stets bereit, ohne jeglichen Grund, sich zu streiten und zu zanken; das man mit Güte behandeln, aber bei Gelegenheit züchtigen muß ... Die Rechtgläubigen haben sich diese Sätze zu nutze gemacht, und so sehen wir, daß unter ihnen das Weib eine Sache ist, die man an einen Beliebigen in aller Form verkaufen kann, ein Wesen ohne Willen, ohne Selbstbestimmungsrecht. Freilich sind in diesem Punkte nicht alle Mohammedaner gleich, und dürften im besonderen die arabischen Nomaden Afrikas diejenigen sein, bei denen das Weib auf der tiefsten sozialen Stufe steht. Unter diesem Zeichen tritt es schon in die Welt. Wird in einem Zelte ein Sohn geboren, so gibt dies die Veranlassung zu lärmenden Freudenausbrüchen. Alles drängt sich an den Vater des Neugeborenen heran und begrüßt ihn mit den Worten: „Möge dein Sohn glücklich sein." Um die Mutter aber drängen sich die Frauen des Stammes, sie mit Glückwünschen überhäufend. Männer und Weiber haben die Hände voll von Geschenken. Der Empfänger aller dieser Beweise von Zuneigung und Ehrerbietung ist dagegen verpflichtet, weitgehendste Gastfreundschaft zu üben, indem er für viele Tage, ja selbst auf Wochen hinaus, seine Gäste festlich bewirtet ... Kommt hingegen ein Mädchen zur Welt, so stößt die Mutter Klagetöne aus und der Vater jammert: „Wehe mir Unglücklichen, ich habe eine Tochter bekommen!"

Es liegt also schon bei der Geburt ein Fluch auf dem Weibe. Und danach ist auch der Lebenslauf dieser bedauernswerten Geschöpfe. In der ersten Zeit trägt die Mutter das Kind in einem eigentümlich geformten Sacke auf dem Rücken, aus welchem von Zeit zu Zeit der kleine Kopf mit dem wallenden Haar und den großen schwarzen Augen hervorlugt. Der Vater würdigt es fast nie eines Blickes. Er hat nur Augen für seinen Sohn, den Stolz des Hauses. Die Tochter aber wird, sobald sie nur laufen kann, zu den häuslichen Arbeiten herangezogen. Hat sie ein gewisses Alter erreicht, das sie zum Wassertragen befähigt, so beginnt für sie eine Zeit der Zerstreuung und Freude. Tag für Tag, wenn auch nur für ganz kurze Zeit, mit dem Kruge auf der Schulter, geht sie zur Quelle und hier findet sie die Geschlechts- und Altersgenossinnen ihres Stammes, welche alle zu demselben Zwecke an dem bezeichneten Orte sich einfinden. Man stellt die Krüge im Kreise und plaudert, bis die Zeit zum Heimgange drängt. Das ist alles. Im Zelte ist das Mädchen fast immer sich selbst überlassen und wenn die Arbeit hin und wieder ruht, findet sie Gelegenheit, ein Stück Spiegelglas hervorzusuchen, um ihr Gesicht zu begucken, oder die Augenwimpern mit Kochel zu färben.

Es beginnt sich in ihr das Weib zu regen. Frühreif, wie diese Wesen sind, erwägen sie schon in einem Alter, in welchem bei uns die Mädchen kaum erst mit dem Schulbesuch begonnen haben, die Chancen ihres künftigen Eheglückes. Was blüht ihr daheim? Sie hat keine Familie, der Vater mißachtet sie, die Mutter überhäuft sie mit Arbeit und Plage, bei den Mahlzeiten hat sie die hölzernen Präsentierteller herzurichten, die Speisen

Digitized by Google

aufzutragen, um dann in einem Winkel des Zeltes niederzukauern und abzuwarten, bis ihr Vater sich sattgegessen und die Tonschüsseln von sich gestoßen, zum Zeichen, daß nun die weiblichen Zeltbewohner sich gütlich tun mögen. In allem und jedem erfährt sie Zurücksetzung, sie ist weit mehr Sklavin in dieser Familiengemeinschaft, wie Tochter, und hat sie einen Bruder — mag er auch jünger, wie sie, sein — so fühlt sie bald dessen herrisches Wesen, der seiner Schwester die gleiche Mißachtung bezeugt, wie der Vater.

Was also hat sie zu verlieren, wenn jene bedeutsame Wendung in ihrem armseligen Dasein eintritt, die sie einer ungewissen Zukunft entgegenführt? Sie hat das zwölfte Lebensjahr erreicht und weiß — vielleicht durch dieses oder jenes Anzeichen oder erlauschte Gespräche — daß sie nun bald einem Manne zu eigen wird. Näheres erfährt sie nicht und hat sich auch nicht darum zu kümmern. Der Vater hat, kraft seines Rechtes, die Tochter diesem oder jenem zum Weibe zu geben, bereits entschieden, ohne den Fall zu einer Familienangelegenheit zu machen. Eines Tages aber erfährt sie näheres; es wird die Familie genannt, welcher der Jüngling angehört, dem sie zugesprochen worden ist. Auch dieser ist nicht befragt worden, sondern hat sich der Entscheidung des Familienoberhauptes zu fügen. Ist die Angelegenheit einmal so weit, so begibt sich der Vater des Bräutigams mit seinen Dienern und den zur Veranstaltung eines Festmahles erforderlichen Lebensmitteln nach dem Zelte des Brautvaters, wo der Handel in aller Form abgeschlossen wird. Während dem haben sich die weiblichen Zeltinsassen in respektvoller Entfernung gehalten und sich redlich bemüht, aus den Mienen der Beteiligten den Erfolg zu beurteilen, den die Unterhandlung haben werde. Endlich gibt der Brautvater das Zeichen, daß die Werbung einen glücklichen Abschluß gefunden und nun brechen die Frauen in einen Freudenjubel aus, während die Braut nach wie vor sittsam und schweigend abseits der weiteren Dinge harrt. Sie lassen nicht lange auf sich warten. Zum ersten Male in ihrem Leben schenkt man ihr Beachtung, ja huldigt man ihr in aller Form. Es ist wie ein Erwachen aus einem langen, drückenden Traume. Im Nu befindet sie sich in der Gewalt eines Schwarmes von Weibern, die sich sofort daran machen, die „glückliche Braut" möglichst vorteilhaft herauszuputzen. Worin diese Toilettekünste bestehen, weiß der Leser von früherher, was uns der Notwendigkeit überhebt, sie im einzelnen zu schildern. Es folgen Mahlzeiten und festliche Aufzüge, bis die Braut endlich ihrem Herrn zugeführt wird.

Unter den marokkanischen Arabern ist die Monogamie die fast ausschließliche Art der Ehe. Nur Reiche und Vornehme machen Ausnahmen. Liebesheiraten sollen nicht selten sein, doch sind auch hier die Ehebündnisse vorzugsweise Angelegenheiten, die von den betreffenden Familienhäuptern unter sich abgemacht werden. In der freien Wahl des Bräutigams, wo solche stattfindet, entscheidet fast einzig der Umstand, daß die Mädchen unverschleiert gehen, der heiratslustige Jüngling sonach nicht auf Mittelspersonen angewiesen ist. Auch wird kein eigentlicher Kaufpreis erlegt, denn die Summe, welche der Werber seinem künftigen Schwiegervater einhändigt, dient lediglich zur Anschaffung der Brautausstattung. Die Frauen sind mit Arbeiten nicht gerade überbürdet und werden im großen und ganzen gut gehalten. Auffallend ist — gegenüber anderen Araberinnen — ihr großes Reinlichkeitsbedürfnis. Jeden Morgen schlüpfen sie unter einen hohen Dreifuß aus Rohrstücken, der von einem Haik (Burnus) gardinenartig umhangen ist, um sich am ganzen Leibe zu waschen, wobei sogar — die Seife Verwendung findet.

Digitized by Google

Von den zahlreichen arabischen Stämmen Algeriens sind die Uled Naïl ihrer eigentümlichen Begriffe von Sitte und Schicklichkeit wegen hervorzuheben. Sobald die Töchter im elterlichen Hause reif geworden, schickt sie der Vater nach der nächsten größeren Stadt, damit sie dort mit ihren Reizen so viel als möglich verdienen. Die Töchter folgen den väterlichen Weisungen ohne Widerstreben, da sie aus Erfahrung wissen, daß diejenige, welche am reichsten mit Schätzen beladen heimkommt, am frühesten einen Mann gewinnt, und zwar nicht der gesammelten Reichtümer wegen — die ja dem Vater gehören — sondern wegen des „Anwertes", den sie in der Fremde gefunden. Diese Naïlija — wie man sie nach ihrer Stammesangehörigkeit kurzweg benennt — sind besonders zahlreich in Biskra anzutreffen, das infolgedessen die Bezeichnung des „Paris der Wüste" erhalten hat. Diese Mädchen gehen alle unverschleiert und sind



Mädchen vom Araberstamme Uled Naïl (Tänzerinnen in Biskra).

reich mit seltsam geformten Geschmeide behangen. Ihr Haar fällt in langen dunklen Wellen auf den wenig verhüllten bronzebraunen Busen herab; ihr Kostüm ist die Gandura aus buntem Stoffe und reich verziert. So wandern sie durch die Straßen, sehen die Vorübergehenden freundlich an, machen wohl auch geheimnisvolle Zeichen, wechseln mit begegnenden Genossinnen heimliche Worte oder schlüpfen in das eine oder andere Kaffeehaus, um sich traktieren zu lassen, oder um zu tanzen. Zuweilen tummeln sie sich mit jungen Biskris in mutwilligem Spiele durch die Gassen und setzen sich, wenn sie sich müdegetollt, vor ihre eigenen, kleinen nischenartigen Buden, um dort mit ihren Verehrern Kurzweil zu treiben. Wenn irgend ein Oasenbewohner sich eine Ferienzeit machen will, geht er nach dem „Paris der Wüste". Alle Biskris, welche sich auswärts einige hundert Francs erworben haben, kehren freudig gestimmt in ihre Heimatstadt zurück, mit der angenehmen Aussicht, nun eine Zeit in Saus und Braus und in Gesellschaft der begehrenswerten Naïlija verbringen zu können.

Digitized by Google



Maurin.

Digitized by Google

Wie bereits angedeutet, besuchen diese Mädchen mit Vorliebe die Kaffeehäuser, um zu tanzen. Über diese „Kunst" ist mancherlei geschrieben und in sie etwas Außergewöhnliches hineinfabuliert worden, was keineswegs zutrifft. Der Tanz ist weder aufregend — wie vielfach behauptet wird — noch interessant. Die Ghawazis Ägyptens „tanzen" viel leidenschaftlicher und ihre Gewandtheit in gewissen Körperverdrehungen ist erstaunlich. Bei den Produktionen der Naïlija bemerkt man nichts Derartiges. Die Tänzerin breitet vielmehr einfach ihre Hä.de in der Weise aus, daß die eine mit der inneren Handfläche etwa in Schulterhöhe nach oben, die andere tief gegen das Knie hinabgesenkt, nach unten gekehrt ist. Und nun schreitet sie ganz langsam, das Auge starr und teilnahmslos vor sich hingerichtet, durch die enge Gasse, welche die Zuschauer in der ganzen Länge des Gemaches frei gelassen haben, wobei sie sich unaufhörlich mit



Mädchen aus Tuggurt.

leichten Körperwendungen nach links und rechts dreht. Das ist alles. Wie es möglich ist, daß in Ausübung solcher primitiver Tanzkunst die Zuseher in Begeisterung ausbrechen — wie man hie und da in phantasievollen Schilderungen liest — ist unfaßlich. Auch sind diese sogenannten Tänzerinnen zumeist nichts weniger als schön. Obwohl jung an Jahren, haben sie gleichwohl auffallend harte, überreife Züge. Das Auffallendste an ihnen ist der überreiche Schmuck: dicke goldene und silberne Ketten zieren den Hals, dünne Spangen die Handgelenke und die Knöchel der Füße. Diese Spangen sind meist mit Schellen und Glöckchen versehen und durch das Geräusch derselben pflegen die Mädchen, wenn sie bei Tag vor ihren Buden liegen, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu lenken. Die Hauptsache bei diesem Geschäfte wird also wohl die Prostituierung und nicht die Tanzkunst sein.

Es ist mit Recht hervorgehoben worden, daß die Erscheinung der Naïlija eine für orientalische Begriffe so auffallende und vornehmlich unter den Arabern so befremdende ist, daß manche Ethnographen das ganze Unwesen als ein modernes, erst in der Zeit nach der französischen Invasion entstandenes bezeichnet haben. Wir hatten

Digitized by Google

schon andernorts Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß diese Art von Tanz uralt ist und bis zu den „gaditanischen Mädchen“ in der Römerzeit zurückreicht. Tatsächlich gibt es in Nordwestafrika mehr als einen Ort, der von Europäern gänzlich unbesucht bleibt, wo öffentlich tanzende Mädchen anzutreffen sind, z. B. in Tuggurt, wo sie in Zelten wohnen. Auch die Mädchen des Atrina-Stammes, der auf tripolitanischem Gebiete siedelt, geben zuweilen (z. B. in Rhadames) Produktionen dieser Art. Ein Orchester, bestehend aus großen Trommeln und einigen Flöten aus Schilfrohr, besorgt die Musik. Diesem gegenüber setzen sich die Frauen, jede mit einer Darabuka versehen, während die Zuschauer ringsum sich gruppieren. Gesang und Tanz werden gemeinsam, und zwar unter lärmendster Begleitung, ausgeübt, wodurch das Ganze einen überaus wüsten Eindruck macht. Nur ab und zu bricht eine Melodie schrill durch den betäubenden Lärm. Der Tanz ist nichts anderes als ein einförmiges Gestenspiel, ein Vorbeugen und Winden des Körpers, das zuweilen in jenes nervöse Zittern ausartet, wie man es bei den ägyptischen Ghawazis beobachtet. Zuweilen tritt auch ein Tänzer auf, der dann mit seinem weiblichen Partner irgend eine Liebespantomime, oder eine Szene aus dem Eheleben zum Besten gibt. Ermüdet eine Tänzerin, so tritt sofort eine andere an ihre Stelle, und so währt dieses lärmende Spiel mehrere Stunden, ohne daß sich seitens der Beteiligten eine Abspannung zeigte.

Der Mangel von historischen Zeugnissen zu der Rolle, welche die in die entlegenen Gebiete von Nordwestafrika drängenden, mit der berberischen Urbevölkerung ringenden Araberstämme spielten, bringt es mit sich, daß aus jener Zeit keine hervorragenden Frauengestalten uns vor Augen treten. Die nachströmenden zuchtlosen Beduinenhorden (seit Ablauf des ersten Jahrtausendes) besaßen vollends nicht die Qualifikation, sich zu historischer Bedeutung aufzuschwingen. Ihre Geschichte ist lediglich Familiengeschichte: zahllose rieselnde Bächlein, die im ungeheueren Wüstengebiete versickern, ohne Spuren der Nachwelt zu erhalten. Daher fehlen alle Überlieferungen, und wo eine solche sich in langen Zeitläufen von Geschlecht zu Geschlecht erhalten hat, verschwand das Ursprüngliche, auf Tatsachen begründete Ereignis allmählich unter einem Gespinst von Fabeln und Mythen.

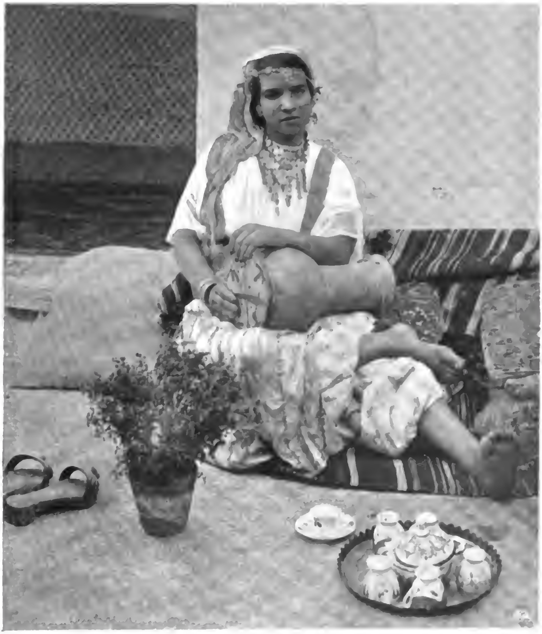
Berber und Mauren.

Seit den ältesten Zeiten siedelten Nomadenstämme zwischen der libyschen Wüste und dem Atlantischen Ozean einerseits, dem Saharagebiete und der Mittelmeerküste anderseits. Es waren dies die Numidier, Garamanten, Massicier, Mazauer und Maurusier, welche Völkerstämme im Altertum in den Sammelnamen „Libyer“ oder „Berber“ zusammengefaßt wurden. Das Wort Berber ist griechischen Ursprunges und drückt kein bestimmtes Volk, sondern nur eine allgemeine Bezeichnung aus. Die Berber sind die „Barbaren“ der Griechen und das letztere Wort wird aus dem Sanskrit abgeleitet, in welchem der Ausdruck „Warwara“ einen Ausgestoßenen, Geächteten bedeutet. Die Ethnologie zählt die Berber — um nun einmal an diesem Namen, der eigentlich nichts sagt, festzuhalten — zum hamitischen Stamm, dem bekanntlich auch das uralte Kulturvolk der Ägypter angehörte. Hierbei drängt sich die Frage auf, ob die Berber von heute mit dem ältesten Volke dieses Namens im ethischen Sinne identisch sind. Der auffallende Gegensatz im Typus zwischen dem Kulturvolke des Niltales, einigen Stämmen der Sahara und den sogenannten reinen Berbern im Atlassystem, läßt auf

Digitized by Google

große ethnische Wandlungen, auf Rassenmischungen und Einflüsse aller Art schließen. Anders könnte man für die blonden Kabylen in Algerien und die rothaarigen Rifioten in Nordmarokko keinen Schlüssel finden.

Es würde zu weit führen und den Rahmen dieses Werkes überschreiten, wollten



Berberin.

wir dieser komplizierten und wichtigen ethnologischen Frage auf den Grund gehen. Einfacher liegt die Sache hinsichtlich der berberischen Mischvölker. Das wichtigste derselben sind die Mauren, womit man heute die in den Städten und größeren Ortschaften ansässige Bevölkerung versteht. Einige Geographen erklären sie freilich für Araber; da aber zwischen den Arabern der Invasion und den Berbern, welche in historischer Zeit ausschließlich die Bevölkerung von Nordwestafrika bildeten, Blut-

Digitized by Google

mischungen stattgefunden haben müssen und die Kulturepoche im arabischen Spanien das feststehende Zeugnis für die frühere Existenz dieser Mischrasse abgibt, kann man sie heute nicht einfach von der Landkarte streichen. Allenthalben stößt man auf Gegensätze, zwischen reinen Berbern und Mauren einerseits, und zwischen letzteren und den Arabern anderseits. Seiner äußeren Erscheinung nach ist der Maure mittelgroß, schlank und schön gebaut. Er hat eine nur wenig gebräunte Hautfarbe, schwarze Haare und ebensolche Augen und einen spärlichen Bart. Seiner Charakteranlage nach ist er weniger wild als der Berber und Araber, was nicht ausschließt, daß er im Kampfe ebenso feurig und tapfer ist. Mit dem Untergange der spanisch-arabischen Kultur verschwand auch sein ritterlicher Sinn und machte der rohen Kampflust des Arabers Platz. Der Maure schreitet stolz und gravitätisch einher, oder kauert (wenn er zu den Wohlhabenden gehört) auf einer Matte unter der Vorhalle seines Heims, oder auf irgend einem anderen Lieblingsplatze, und tut im strengsten Sinne des Wortes nichts. Auch raucht er nicht, da das hanbalitische Ritual der Marokkaner — und damit auch der Mauren — den Tabakgenuß verbietet. Der Maure ist der typische Ausdruck der Apathie. Nur wenn er spricht, beleben sich seine für gewöhnlich starren Züge, und er begleitet sein mit größtem Eifer geführtes Gespräch mit heftigen, häufig bizarren Handbewegungen. Kaum aber ist das letzte Wort seinen Lippen entschlüpft, so fällt er wieder in den Zustand eines merkwürdigen Scheinlebens zurück. Im vorteilhaftesten Lichte zeigt sich der Maure, wenn er zu Pferde sitzt. Dann ist alles an ihm Feuer und Leben. Sein Blick sprüht Flammen, seine Gesichtszüge erhalten einen vergeistigten Ausdruck. Auf feurigem Rosse fliegt er wie der Sturmwind dahin, die lange Flinte schwingend und Jubelrufe ausstoßend.

Mit dieser kurzen Charakteristik wollen wir uns vorläufig begnügen und zunächst ein allgemeines Charakterbild des Berbertums zeichnen, da die Kenntnis desselben uns nicht nur das Verständnis für die arabisch-berberische Mischrasse vermittelt, sondern zugleich mancherlei Anhaltspunkte zur spanisch-arabischen Kulturepoche gibt. Mag das heutige Berbertum noch so entartet sein — was es beiläufig bemerkt durchaus nicht ist — es weist vielerlei Züge auf, in welchen man jene begabte, zum Herrschen befähigte Rasse erkennt, welche seinerzeit vorzugsweise die Trägerin der gemeinhin als „arabisch" bezeichneten Kultur in Spanien war. Besonders ist es die Stellung der Frauen, welche den Fingerzeig zu der Beurteilung der gleichen Verhältnisse unter den spanisch-arabischen Dynastien berberischen Ursprunges abgibt. Hierbei haben wir vornehmlich die berberische Bevölkerung des mittleren Saharagebietes — die Imoschach, auch Tuareg (Einheit: Targi) genannt — vor Augen. Die Institutionen des Mittelalters, die sozialen Rangunterschiede zwischen Edelmann und Leibeigenen, in Europa gänzlich erloschen, spielen unter den Tuareg auch heute noch eine große Rolle. Es gibt Tribus edler Abkunft, Ihaggaren, und solche, welche als Leibeigene jenen völlig untertan sind, Imrhad genannt. Nur die Edlen sind im Besitze politischer Rechte und haben Machtbefugnisse im eigenen Stamme.

Dieser aristokratischen Einrichtung gemäß ist auch die Stellung des Weibes eine wesentlich andere als bei den Arabern. Nach dem Grundsatze, „daß der Mutterleib das Kind färbt", ist der Sohn eines Sklaven oder Leibeigenen und einer edlen Frau ein Edler, hingegen der Sohn eines Edlen und einer Leibeigenen — Sklave. Ebenso abweichend von arabischem Brauch und Sitte sind Stellung und Verhältnisse, welche das Targiweib in der Familie einnimmt. Es ist dem Manne fast gleichgestellt und in der

Digitized by Google



Frauengemach in einem maurischen Hause.

Ph.

Digitized by Google

ehelichen Gemeinschaft verwaltet es selbständig seine Mitgift. Die Erziehung der Kinder obliegt ausschließlich der Mutter. Das Targiweib ist aufrichtig und gerecht und seine



Frauengemach in einem maurischen Hause. Ph.

Klugheit berechtigt es, seine Meinung sogar in der Ratsversammlung der Männer abgeben zu dürfen. Der sprechendste Beweis seines bedeutenden Einflusses ist wohl der, daß das Targiweib — ungeachtet daß die Tuareg dem Islam angehören — den Mann zur Monogamie zu bestimmen wußte, und zwar in dem Maße, daß aus der ursprüng-

Digitized by Google

lichen Gepflogenheit sich mit der Zeit ein unverbrüchliches soziales Gesetz herausgebildet hat. Die Folge hiervon ist ein scharf ausgeprägter Familiensinn und eine zweifellos höhere Sittlichkeit, die den targischen Gemeinschaften eigentümlich sind. Auch in physischer Beziehung kommt aus diesem Grunde ein greifbarer Vorzug zum Ausdrucke, denn das Targiweib verblüht viel später als die Araberin und ist in einem Alter noch lebensfrisch, in welchem die letztere längst verwelkt ist.

Von Interesse ist, daß die Frauen der Tuareg das gebildete Element im Volke repräsentieren, wie denn auch der Unterricht der männlichen und weiblichen Jugend nur von den Frauen besorgt wird. Vollends unter den Edlen ist es eine Seltenheit, eine unwissende Frau anzutreffen. Damit findet auch die Ritterlichkeit der Tuareg, die sie ihren Frauen entgegenbringen, ihre Erklärung. Der große Stamm der Asdscher hat für seine Genossinnen den besonderen Titel „Timano-Kalin" (königliche Frauen) geschaffen, den sie auch in der Tat durch ihre Schönheit und ihrer Kenntnisse halber verdienen. Auch sonst erinnert mancherlei in dem Verhältnisse, das zwischen den Männern und Mädchen (oder Frauen außer der Ehe) herrscht, an das mittelalterliche Minneleben, wie beispielsweise die Sitte, daß das Targiweib auf den Litham seines Ritters einen Lobspruch sticken oder auf seinen Schild einen Glückwunsch schreiben darf, während der Mann seinerseits den Namen seiner Schönen in den Felsen eingräbt und ihre Tugenden und Vorzüge öffentlich preist. Gegenüber den Frühheiraten unter allen morgenländischen Völkern fällt es auf, daß die Tuareg selten vor dem dreißigsten und die Mädchen fast nie unter dem zwanzigsten Lebensjahre heiraten. Zwar verstößt auch der galanteste Targi seine Frau, wenn er begründete Ursache hierzu hat; aber er ist dennoch rücksichtsvoll genug, die zweite Erkorene erst dann in sein Zelt zu führen, wenn er das weitere Schicksal der verstoßenen ersten Frau geregelt hat, was dem arabischen Nomaden niemals in den Sinn kommt. Übrigens ist jeder Verstoßung ein Grund zum Vorwurfe. Unbedingten Gehorsam ist auch die Targifrau ihrem Gatten schuldig; im häuslichen Kreise aber ist sie im Verhältnisse zu der Araberin eine Fürstin. Sie ist nicht genötigt, das Korn zu mahlen oder andere schwere Hausarbeiten zu verrichten, für welche ausschließlich Sklaven oder Dienerinnen bestellt sind. In mancher Hinsicht interessant ist das targische Erbrecht. Es hat auf der ganzen Welt nicht seinesgleichen, denn es besteht in der — mütterlichen Erbfolge und dem politischen Erbrechte des Sohnes der ältesten Schwester in der Familie. Man nennt dieses Erbfolgegesetz „Benni-Ummia". Die Bestimmung des ältesten Sohnes der ältesten Schwester als Erben soll die Fortpflanzung des reinen Familienblutes ermöglichen. Die Annahme, diese vorsichtigen Bestimmungen könnten deshalb getroffen sein, um der Untreue der Frauen zu steuern, erscheint unbegründet, da das Targiweib im Rufe steht, daß es ebenso streng über seine Pflichten wie über seine (immerhin nennenswerten) Rechte wacht.

Ein zweites Beispiel von den tüchtigen Eigenschaften der reinen Berber geben die Bewohner des M'zab, die Beni-M'zab (oder M'zabiten) ab, ein Stamm von etwa 50.000 Seelen, inmitten der Sahara. Abgesehen von ihren strengen Grundsätzen, die sie gegen sich selber und gegen die ihren anwenden, zeichnen sich die M'zabiten durch ihren Gewerbefleiß und ihren Sparsamkeitssinn aus. Auch gegen ihre Frauen sind sie strenger als andere Berberstämme und halten sie von der Außenwelt abgeschlossen. Die Heirat ist ein sehr ernster Akt. Der M'zabite kauft nicht seine Frau, im Gegenteil, sie bringt ihm eine Mitgift zu. Obwohl die verheiratete Frau ihr Haus nicht verläßt, hat sie gleichwohl großen Einfluß auf ihre Familie und läßt sich vor Verwandten und Freunden

Digitized by Google

sehen, die das Heim ihres Gatten betreten. Ehescheidung existiert zwar, wird aber selten angewendet. Die unzähligen Kommissionen, welche unsere Frauen zur Besorgung des Haushaltes nötig haben, liegen in den Händen der jungen Mädchen. Diese sind es denn auch, welche den Städten des M'zab Leben und Heiterkeit geben. Sie sind anmutig und fast durchgehends hübsch, haben große Augen, regelmäßige Gesichtszüge und feine Gliedmaßen. Ihr Anzug besteht aus einem roten oder blauen Wollkleide, das mit Metallagraffen befestigt und um die Taille mit einem Gürtel festgehalten wird. Das Haupt bleibt meist ohne Bedeckung und die Haare werden in bizarrer Weise geordnet, was den Mädchen ein befremdendes Aussehen gibt. Die Frisur besteht nämlich aus einer Art



M'zabitin Kabylin Maurin

Frauen-Typen aus Algier.

Krone, mit muschelförmigen Ansätzen an den Schläfen. Seltsam ist die Sitte, die Nasenspitze mir Teer zu bestreichen, eine Maßregel, welche gegen den bösen Blick schützen soll. Im ganzen Bereiche der Sahara, sowie in den nördlichen Küstenländern — wo die M'zabiten ihre Niederlassungen und Handelskomptoire haben — stehen die m'zabitischen Frauen als Weberinnen in gutem Rufe. Die Burnuse, Haïks, Teppiche u. s. w. der M'zab sind in ganz Nordwestafrika eine geschätzte Handelsware, ihrer Güte und ihres niedrigen Preises wegen.

Bevor wir unsere knappen Mitteilungen über das Berbertum beschließen und uns den Mauren zuwenden, müssen wir noch einige Bemerkungen über die algerischen Kabylen vorbringen, welche bekanntlich gleichfalls Berber sind. Ihren Namen haben iie von dem arabischen Worte „Kabaïl", was schlechtweg „Stämme" bedeutet. Trotz dieser Begriffsverwechslung hat sich der Name „Kabyle", namentlich in Frankreich, als

Digitized by Google



Maurisches Interieur mit Teppichweberinnen.

Digitized by Google

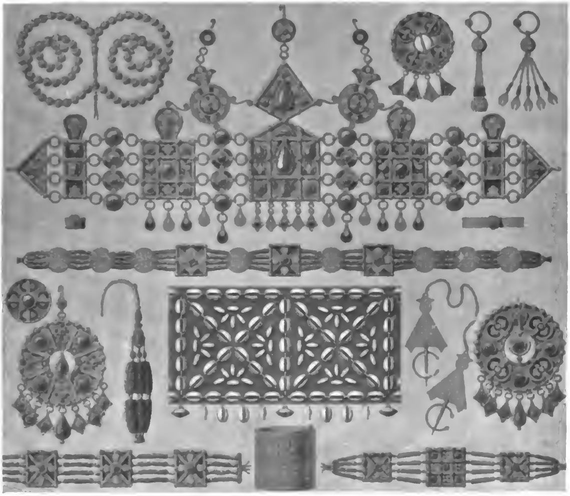
Volksbezeichnung eingebürgert. Die gesellschaftlichen Einrichtungen der Kabylen haben einen durchwegs demokratischen Zuschnitt. Das Volk übt sein Wahlrecht aus und ernennt seine Vorsteher. Bei den Arabern ist das nicht der Fall; bei ihnen tritt das aristokratische und patriarchalische Moment entschieden hervor und das Vorsteheramt ist erblich. Auch sind die Kabylen bei weitem nicht so strenge Mohammedaner wie die Araber, obwohl die Marabuts großen Einfluß haben. Aber dieser Einfluß ist bloß ein moralischer und je nach den Eigenschaften des Mannes größer oder geringer. Den Marabuts verdanken die Kabylen eine Einrichtung, welche nicht hoch genug gepriesen werden kann, in einem Lande und bei einem Volke, das unaufhörlich durch Fehden beunruhigt wird (seit der strammeren französischen Verwaltung wohl nicht mehr in früherem Umfange) und wo es bislang für den Reisenden keine Sicherheit gab. Diese Einrichtung ist der „Annaya", der Schutzbrief, obwohl es nicht gerade ein beschriebenes Blatt Papier zu sein braucht. Häufig genügt irgend ein Gegenstand, der dem zu Schützenden als Erkennungszeichen leihweise überreicht wird. Von dem Annaya sagen die Kabylen: „Er ist unser Sultan, dem kein anderer der Welt verglichen werden kann; er ist ein Wohltäter und verlangt doch keine Steuern und Abgaben." Ein Kabyle wird Frau, Kinder und Haus verlassen, aber nicht seinen Annaya. Ein unter den Schutz des letzteren gestellter Reisender ist vollkommen sicher, und über einen Stamm, der sich etwa einer Verletzung desselben zu Schulden kommen ließe, würden alle anderen herfallen und ihn ausrotten. Die Wirksamkeit des Annaya reicht, je nach dem Einflusse dessen, von dem er erteilt worden ist, mehr oder weniger weit. Kommt er von einem Marabut, so ist er gut zur Reise durch ganz Kabylien, und der Inhaber zeigt ihn allemal den Marabuts der verschiedenen Stämme vor, durch deren Gebiet er kommt. Unter Umständen kann auch eine Frau einen Annaya erteilen. Der Mörder eines Kabylen wurde von den Brüdern und der Frau des Getöteten verfolgt; als er sich verloren sah,



Kabylin.

warf er sich der Witwe zu Füßen, umfaßte ihre Beine und rief: „Gib mir deinen Annaya!" ... Die Frau warf ihren Schleier über den Mann und er war gerettet.

Da gerade von Frauen die Rede ist, möchten einige Bemerkungen über die Kabylinnen am Platze sein. Dieselben machen bezüglich ihres Äußeren einen entschieden vorteilhafteren Eindruck als die Araberinnen. Charakteristisch ist die stumpfe, an der Spitze ein wenig aufgestülpte Nase, und das runde, zurücktretende Kinn. An



Kabylischer Frauenschmuck.

den Gliedmaßen ist die Muskulatur meist gut ausgeprägt, die Hand- und Fußgelenke sind fein, Finger und Zehen wohlgeformt. Leider altern die Weiber frühzeitig und der ursprünglich anmutige Wuchs geht in Korpulenz über. Auffallend ist beim Weibe (wie beim Manne) die Verschiedenheit der Hautfarbe, der Augen und des Haares. In Bezug auf das letztere kommen alle Abstufungen vom Hellblond bis zum Tiefschwarz vor. Ein Nationalgebrechen ist die Unreinlichkeit; die Hütten haben außer der Türe keine Öffnung, von einem Rauchfange ist keine Spur. In einer solchen Wohnung leben durchschnittlich neun bis zehn Menschen gemeinschaftlich mit den Haustieren. Die Leute schlafen, in schmutzige Lappen gehüllt, auf dem nackten Fußboden, denn Betten gehören zu den Luxusgegenständen. Dafür aber besitzt das Kabylenweib große Vorliebe für Schmuck und Tand (im Gegensatze zu den bedürfnislosen Targifrauen), mit dem

Digitized by Google

sie sich über und über behängt. Es muß aber hervorgehoben werden, daß es seine Tage nicht in Stumpfsinn und Trägheit verbringt, wie die Araberin, sondern unablässig mit den Männern bei der Arbeit ist. Kommt die Ernte, so haben die Kabylinnen alle Hände voll zu tun. Sie sitzen dann im Kreise und schlagen taktmäßig auf die Ähren. Ihr Werkzeug ist ein hölzerner Hammer, etwa von der Form einer Weinflasche. Andere reutern das gewonnene Korn, welche Hantierung ein mit Lendenschurz und riesigem Strohhut bekleideter Kabyle von der erhöhten Tenne aus überwacht.



Maurische Edelfrau aus Constantine mit Tochter und Magd.

Leider ist über das Familienleben bei den Kabylen wenig Gutes zu sagen. Häusliche Angelegenheiten geben häufig Veranlassung zu Parteistreitigkeiten, wie beispielsweise die Ehescheidungen. Der Kabyle kauft seine Frau. Wenn ein junger Mann heiraten will, so verständigt er sich mit dem Vater des Mädchens bezüglich der zu zahlenden Summe. Damit wird die Angelegenheit im ganzen Dorfe bekannt. Inzwischen und bevor die Verbindung zum Abschlusse gelangt, schickt der Mann der Schwester der Verlobten, der auf diesen neidisch ist, seine Frau fort, ohne sich von ihr, wie der Ausdruck lautet, „abzuscheiden", und bietet für das seinem Schwager versprochene Mädchen ein höheres Kaufgeld. Der Vater des Mädchens läßt sich (schon aus Verwandtschaftsgründen) in den Handel ein und bricht sein gegebenes Wort. Nun aber nimmt der Stamm des auf solche Weise beleidigten und beeinträchtigten jungen Mannes für diesen Partei und die Angelegenheit führt zu bedenklichen Streitigkeiten, häufig zu blutiger Fehde. Der benachteiligte Bräutigam kann zwar bei der nächsten Behörde klagen, dann

Digitized by Google

aber ist meist schon Blut geflossen, und wenn die Angelegenheit endgültig auch zu Gunsten des Klägers geschlichtet wird, leuchtet gleichwohl ein, daß der Zwischenfall den Keim zu weiterem Haus-, Familien- oder Stammeszwist in sich schließt.

Wir haben die äußere Erscheinung des Mauren bereits gezeichnet.[1]) Was die maurischen Frauen anbetrifft, so gelten diejenigen von Miknäs (Mekinez, eine von den drei Residenzen; die beiden anderen sind Fäs und Marrakesch) als die schönsten des Landes. Kein Wunder also, daß hier einer der kraftvollsten Herrscher des Landes — Sultan Muley Ismael — sich ein eigenes Frauenparadies schuf. Es ist dies der im Jahre 1703 erbaute Kaiserpalast, der noch heute als der größte dieser Art in der islamitischen Welt gilt. Hier hatte der genannte Sultan bei 4000 Frauen und Mädchen um sich versammelt. Der Palast maß zwei Miglien im Umfange und die Säulen, die ihn schmückten, wurden aus Ägypten, Livorno und Marseille hierher gebracht. Bei diesem Palaste befand sich eine große Markthalle, in der die kostbarsten Produkte Europas feilgeboten wurden; und welche durch eine Allee von 100 Bäumen mit dem Sultansschlosse verbunden war. Außerdem gab es einen ungeheuren Park von Ölbäumen, ein kaiserliches Schatzhaus, in welchem 500 Millionen Francs aufbewahrt wurden. Bewohnt war diese Stadt von 50.000 Menschen, welche die lebenslustigsten und gastfreundlichsten des Reiches waren...

Man sieht: ein später Abglanz spanisch-arabischer Herrlichkeit. Wir werden aber noch mehr davon zu hören bekommen. Die Mauern dieses Palastes dehnen sich auch heute noch endlos aus, einförmige, ziemlich hohe, hie und da von einem Turme unterbrochene Wallzüge. Über ihre Zinnen sieht man ab und zu das Dach eines Pavillons mit vergoldetem Knopfe, oder eine stattliche Baumkrone aufragen. Der Eingang besteht aus einem großartigen, kühn gewölbten maurischen Torbogen, um welchen sich ein breites Mauerband mit arabischen Inschriften legt, und der mit Mosaikarabesken geziert ist. Hinter der Torhalle folgen ungeheuere Höfe, deren Boden mit Gras und Unkraut bewachsen ist. Nur einer derselben ist etwas reinlicher gehalten. Über seine Mauern sieht man Palmwipfel und Dächer ragen, welch letztere zu dem bewohnten Teile des Palastes gehören. Es folgt noch ein schmaler, zwingerartiger Hof, hierauf geht es über einige Stufen durch eine kleine unansehnliche Türe in einen Saal, der hauptsächlich durch die in ihm aufgewendete Pracht überrascht. Die Decke dieses Saales — eine herrliche Holzschnitzarbeit — ist mit Elfenbein und Perlmutter eingelegt und zeigt grelle, aber harmonisch wirkende Farbenmuster. Auch die vielen schlanken Säulen, welche die Decke tragen, sind von Holz, geschnitzt und polychromiert. Der Fußboden ist mit großen Steinplatten gepflastert und in der Mitte befindet sich ein Wasserbecken, dessen Springquell fast bis zur Decke aufsteigt.

Die eigentlichen Wohngemächer des Sultans befinden sich weiter im Inneren des Palastes, und von ihnen zeichnet sich besonders eines aus, welches — einen kleinen, mit einem Springbrunnen versehenen Hof bildend — ganz mit einem feinen, weißen Gazenetz bedeckt ist. Die eine Seite dieses Hofes vertieft sich in einen maurischen Alkoven. An den ersten Saal reihen sich mehrere unscheinbare Hallen, welche den Garden, Palastdienern und Eunuchen zum Aufenthalte dienen, und von wo man auf eine Terrasse heraustritt, die sich längs den Gärten hinzieht. Das hufeisenförmig gewölbte Tor, welches

[1]) Im Lande ist der Name „Maure" gänzlich unbekannt; man bezeichnet hier die Mauren als „Hadar", d. i. Hausbewohner und sie selbst nennen sich einfach Araber (Arbi). Wollen sie ihr jetziges Heimatsland damit in Verbindung bringen, so nennen sie sich „Rharbi" (Rharbanni), d. i. die vom Westlande. Was die Berber anbelangt, nennen sie sich „Masigha" oder „Schellah". Das Wort „Berber" ist ihnen nicht unbekannt, doch — als ob sie sich des Ursprunges des Wortes bewußt wären — gebrauchen sie es nur in der Transformation „Brebber".

Digitized by Google



Empfangshalle in einem maurischen Palaste.

den Zugang zu dieser Terrasse bildet, zeigt die bewunderungswürdigste Holzschnitzarbeit. Man kann sich kaum etwas Schöneres vorstellen, als diese feinen Ornamente, die sich scheinbar wirr und regellos ineinanderschlingen, bei genauer Betrachtung aber sich har-

Digitized by Google

monisch entwirren — alles Erinnerungen an die Alhambra! ... An diese mahnen auch die Gärten, die man von der Terrasse überschaut. Ganze Wälder von Orangen atmen betäubenden Duft aus. Über sie ragen prachtvolle Cypressen, Pinien und Palmen. Ungeheure Rosengebüsche schmiegen sich an die Marmorbassins, so daß diese blendend weiß aus ihrer grünen Umrahmung hervorschimmern; Lauben von Jasmin und Gaisblatt bilden schattige Ruheplätzchen, lauschige Winkel, wie man sie sonst nur aus maurischen und spanischen Romanzen kennt. Zierliche Pavillons, von kristallhellen Bächen durchrieselt und mit schlanken Säulchen geschmückt, lassen ihre goldschuppigen Dächer zwischen den Cypressen funkeln. Überall wuchert ein herrlicher Blütenflor, der die Sinne betäubt ... Mitten in diesen Gärten steht ein hölzerner Bau von polygonaler Grundform. Es ist die Sommerwohnung der kaiserlichen Frauen. Der Bau ist stockhoch und enthält einen kleinen Hof, in welchen die vielen Fenster und Türen der Gemächer münden. Der Hof dürfte der Schauplatz für Belustigungen aller Art sein, denen die Frauen von den Fenstern aus zusehen. Letztere dürfen übrigens frei in den Gärten umhergehen. Von der Außenwelt sind sie durch hohe unersteigliche Mauern geschieden. Was aber jenseits dieser Mauern liegt, ist Wüstenei, sonnverbrannte Steppe.



Junge maurische Frau.

Auch sonst beweisen die prunkvolleren Wohnstätten in den drei kaiserlichen Residenzen, daß man es hier weit mehr mit dem alten, unverfälschten Orient zu tun hat, als in Kairo, ja selbst in Damaskus ... Betreten wir ein solches Haus eines Reichen. Ein kleiner Garten, meist von Citronen- und Orangenbäumen beschattet, nimmt den Besucher auf. Dann geht es durch eine kleine Pforte in den säulengetragenen Vorhof, dessen Hufeisenbogen hoch in den dämmerigen Raum hinaufspannen. Wo sie enden, zieht rings um die Halle eine Galerie mit hölzerner Ballustrade, deren geschnitzte Arabeskenverschlingungen nicht minder prächtig sind, wie die maurischen Stuckornamente an den Bogenwölbungen, an den Kapitälen und in den Zwickeln von Säulenpaar zu Säulenpaar. Von der Ballustrade hängen Decken und Teppiche herab — prachtvolle maurische

Digitized by Google


Maurin.

Arbeiten — und zwischen jedem Säulenpaar schweben große Ampeln oder Laternen saracenischen Stiles bis auf Stockhöhe herab. Der Boden flimmert in den diskreten Farben schöner Majoliken, welche stellenweise von Teppichen bedeckt sind. Ein großes Waschbecken in fliesengeschmückter Vertiefung ziert die Mitte des Vorhofes, und an der einen oder anderen Wand unter den Arkaden murmeln Wasserstrahlen, die aus zauberisch schöner Umrahmung von maurischen Stuckornamenten und Majolikatäfelung in ein vorstehendes Becken hinabplätschern. In allen Innenräumen eines solchen vornehmen maurischen Heims herrscht sanftes Halbdunkel, in welchem die farbengrellen Wandmalereien und Täfelungen besonders effektvoll wirken.

Ein solches Heim hat aber noch ein Zubehör, das besonders charakteristisch für die marokkanischen Städte ist — die Dachterrasse. Sie ist der Tummelplatz der Frauen und Kinder. Die Brustwehren, welche die Terrassen säumen, sind freilich so hoch, daß die Ausschau erheblich beeinträchtigt wird. Ist aber die Stadt — beispielsweise Fäs — auf hügeligem oder vollends bergigem Terrain erbaut, dann ergibt sich der Ausblick von den Terrassen der höher gelegenen Häuser auf jene der tiefer gelegenen von selbst. (Auch in Algier ist dies der Fall.) Die Brustwehren sind überdies so breit, daß man sich ohne Gefahr auf dieselben setzen oder niederlegen kann. Überdies sind in den Brust-

Digitized by Google

wehren stellenweise kleine Fenster — nicht größer wie Schießscharten — angebracht. Auf diesen Terrassen herrscht das ungebundenste Treiben — Frauen, Mädchen, Kinder, Dienerinnen: alles bunt durcheinander. Es ist ein Farbengewoge, ein Schäkern und Lachen, ein Jauchzen und Kichern in ununterbrochener Folge und in erheiternder Abwechslung von Terrasse zu Terrasse bis in weite Ferne, wo das Auge nur mehr helle oder farbige Pünktchen zu erkennen vermag und der Schall der Stimmen leise auszittert.



Arabische Tänzerin aus Tunis.

Im Gegensatze zu ihren toleranten und hochgebildeten Vorfahren halten es die heutigen Mauren in Sachen der Ehe in allem und jedem mit den modernen Arabern. Es herrscht die strengste Haremsklausur, doch muß hervorgehoben werden, daß die Monogamie die Regel ist. Die Frauen gelten zwar als treu, doch wird ihnen nachgesagt, daß sie leichtfertig sind und wenig Anstandsgefühl haben. Auf der Straße freilich, wo sie in abenteuerlicher Vermummung einhergehen und sich ungemein weltflüchtig benehmen, läßt sich derlei nicht beurteilen. Dagegen mag das ungebundene Treiben auf den Häuserterrassen, von dem früher die Rede war, der Koketterie und Ausgelassenheit sehr förderlich sein. Man zeigt sich hier sozusagen öffentlich, obwohl man daheim ist, hinter Mauern und Haremsgittern ... Die Stellung der Frau kennzeichnet vor allem eine Einrichtung, welche derjenigen der berberischen Tuaregs gerade entgegengesetzt ist. Das Scheriftum ist nämlich nicht erblich durch die Frau. Heiratet z. B. ein gewöhnlicher Maure eine Scherifa, so sind die Kinder keine Schürfa. Aber ein Scherif kann eine Frau aus jedem Stande nehmen und die aus dieser Ehe entspringenden Kinder werden alle Schürfa. Sogar eines Scherifs Heirat mit einer Christin oder Jüdin (die ihren Glauben beibehalten), oder mit einer Negerin (die aber den Islam annehmen muß) hat auf das Scheriftum der Kinder keinen vernichtenden Einfluß; ebenso sind die aus dem Konkubinat stammenden Kinder völlig denen gleichgestellt, die einer legitimen Ehe entsprießen. Diese maurische Einrichtung deklassiert also das Weib vom Standpunkte der Blutsverwandschaft ...

Digitized by Google


Frau aus Tunis.

Bemerkenswert ist, daß alle Renegaten gezwungen sind, gleichzeitig mit dem Übertritte zum Islam einheimische Mädchen oder Frauen zu heiraten, die im Bedarfsfalle vom Sultan selbst „zur Verfügung" gestellt werden. Auch übernimmt dieser die Kosten der Ausstattung und der Hochzeitsfeierlichkeiten. Diese Ehen sind aber fast immer unglücklich, denn auch der eigenen Frau, ja selbst den Kindern gegenüber bleibt der Gatte und Vater der mißachtete Renegat ... In den Harems vornehmer Mauren findet man (vornehmlich in Tanger) häufig Europäerinnen (Spanierinnen, algerische Französinnen); vor etwa fünfzehn Jahren nannte man einen reichen tangerischen Spekulanten, von dem es hieß, daß sein Harem vorzugsweise Europäerinnen beherberge, die er auf seinen Reisen in Spanien, Frankreich, England und Italien kennen gelernt hatte ...

Die heutigen Mauren in Algerien und Tunisien, die sich — geradeso wie in Marokko — nur in den Städten aufhalten, haben viel tiefer gehende Blutmischungen als ihre marokkanischen Konationalen erlebt und auf sie mag jene Meinung Bezug haben, welche in den Mauren überhaupt (was aber zum mindesten für jene des marokkanischen Binnenlandes nicht zutrifft) eine Mischrasse von allen jenen Bevölkerungselementen, die jemals an der afrikanischen Mittelmeerküste seßhaft waren, erblickt. Es wird ihnen dementsprechend nachgesagt, daß sie von all den Völkern, denen sie ihr Dasein verdanken, mehr das Schlechte als das Gute angenommen haben. Ihr Äußeres ist allerdings ein vorteilhaftes, wie bei allen Mischlingsvölkern. Unter den Frauen trifft man vielfach Blondinen. Sie lieben es, sich in möglichst grelle, farbenbunte Gewänder zu kleiden. Gewöhnlich tragen sie auf dem Leibe ein weites, feinleinenes Hemd und darüber eine Art Kaftan von golddurchwirktem Samt oder Tuch. Der Kopf wird mit einem oder mehreren Streifen einer seidenen oder goldbrokatenen Hülle umwunden. Im Hause sind bauschige, meist feuerrote Pluderhosen beliebt. Zur Vervollständigung der Toilette gehören noch zahlreiche Ringe, Spangen, Colliers, Gürtel u. s. w. Im allgemeinen sind die algerischen Maurinnen äußert gefallsüchtig, kokett und im Intriguieren Meisterinnen. Infolge des seit Generationen bestehenden fortwährenden Kontaktes mit Europäern haben sich die Sitten vielfach modifiziert und gehören Ehen zwischen Europäern und Mauren keineswegs zu den Seltenheiten.


Frau aus Tunis.

Ähnliches gilt von Tunis, obwohl hier die nivelierenden Verhältnisse noch nicht so weit gediehen sind. Es ist noch immer eine typisch arabische Stadt, wie schon die Anlage der Häuser dartut, die nach der Gasse zu völlig schmucklos erscheinen. Tritt man aber unter den einen oder anderen hochspannenden, ungemein leicht und luftig aussehenden Hufeisenbogen, welche in die Höfe führen, dann fällt der Blick auf Arkaden mit Fayencetäfelungen in leuchtenden Farben und reichen Stuckornamenten, auf Springbrunnen und Gartendickichte, welche die traulichen Räume heiter beleben. Solcher Höfe sind in Tunis Legion und sie sind das eigentlich charakteristische der Stadt.

Digitized by Google

In Tunis sieht man unter anderem auch eine arabische Frauentracht, die sich wesentlich von den üblichen Vermummungen unterscheidet. Das Hauptstück, das den ganzen Körper einhüllt, ist ein weißer Burnus, der große Ähnlichkeit mit einem — Bademantel hat. Über den Kopf wird ein spitzzulaufender Überwurf gebreitet, der tief über die Schultern herabfällt und dazu dient, das ohnehin mit einem dunklen Schleier bedeckte Gesicht vollends dem Anblicke zu entziehen ... Die arabischen Tänzerinnen kleiden sich dezent und überladen sich nicht so sehr mit Schmuckgegenständen wie die Naïlija. Auch sie tragen mit Vorliebe die kuppelförmige Kopfbedeckung, doch ist auch eine Art Fez mit lang herabfallender Troddel beliebt. Bezüglich ihrer „Kunst" ist zu dem, was darüber an anderer Stelle gesagt wurde, nichts mehr hinzuzufügen.



Beduinenweib aus der Umgebung von Tunis.

Digitized by Google

Die Perser

Digitized by Google



Digitized by Google



Szene aus dem Schah-nameh. Kämpfende Recken.
(Miniatur aus einer persischen Handschrift der Pariser Nationalbibliothek.)

Erster Abschnitt.

Die Frauen in den iranischen Heldensagen.

In der Gegenüberstellung der Perser und Araber treten uns die denkbar schärfsten Gegensätze vor Augen. Zunächst ist es der Gegensatz des Blutes: des arischen und semitischen; alsdann die Natur des Landes, die gewaltige Gebirgswelt des westiranischen Terassenlandes, die Hochländer zwischen diesem und dem Hindukusch, die unermeßlichen Gebiete von Innerasien, diesem vornehmsten Völkerborne der Erde, in welchem fast alle Völker des Westens ihre Wiege hatten und durch Jahrtausende überschüssige Kräfte verheerend und erobernd hervorbrachen, um den gewaltigen Erdraum zwischen Hochasien und Mittelmeer zu überfluten und demselben wiederholt eine durchgreifende Neugestaltung in ethnischer und politischer Beziehung zu verleihen. Am schärfsten jedoch tritt uns der fragliche Gegensatz in den Kulturverhältnissen der beiden Rassen vor Augen. Während auf der arabischen Halbinsel nur ein winziger Bruchteil — das sabäische Reich — Anknüpfungen an eine glanzvolle Vorzeit bietet, während der eigentliche Kern dieses ausgedehnten Erdraumes durch ungezählte Jahrhunderte auf einer Stufe primitivster Gesittung stand, erfreute sich Iran eines von Sagen und romantischen Geschehnissen umwobenen Heldenzeitalters, das in die fernste Vergangenheit zurückreicht. Aber ganz abgesehen von diesem ehrwürdigen Alter einer merkwürdigen und durchaus eigenartigen Kultur, liegt der Zeitpunkt, zu welchem die Perser in die scharf umrissenen Grenzen beglaubigter Geschichte eintreten, um reichlich ein Jahrtausend weiter zurück,

Digitized by Google

als das Erscheinen der Araber auf der Weltbühne, die sie so gut wie kulturlos als erobernde und fanatische Kriegerhorden betraten.

In diesem Sachverhalte liegt, insoweit es sich um die Perser handelt, ein Reiz, der vorwiegend auf Rechnung des überwuchernden Sagengerankes fällt, von dem die persische Vorzeit wie von den phantastischen Dickichten eines Zaubergartens erfüllt ist. Es ist daher gar nicht möglich, Geschichte und Sage immer und überall voneinander zu trennen.[1]) Bezeichnend hierfür ist, daß man, behufs Durchhellung der ältesten persischen Geschichte, zu einer Quelle gegriffen hat, welche für gewöhnlich die exakte Forschung verschmäht — zu einem Produkte dichterischer Eingebung, dem „Königsbuch" (Schah-nameh) des Firdusi, der großartigsten poetischen Schöpfung, welche die Weltliteratur aufzuweisen hat und auch formell von außergewöhnlichem Umfang (siebenmal umfangreicher als die „Ilias"). In 60.000 Doppelversen umfaßt dieses Epos die ganze Geschichte Irans von der Sintflut bis zur Unterjochung des Sassanidenreiches durch die moslemischen Araber. Seinen ersten Ursprung hat das Schah-nameh zweifellos in den Annalen, welche die Perserkönige und die asiatischen Fürsten überhaupt, über die Geschichte des Altertums, wie ihrer eigenen Dynastien, aufzuzeichnen pflegten. So wird schon in der Bibel[2]) das „Buch der Denkwürdigkeiten" erwähnt, aus welchem Artaxerxes sich Rats über die Urgeschichte der Israeliten holte. Ferner wird von Ktesias das „Königsbuch" erwähnt, aus welchem er seine Nachrichten schöpfte. Von Nikolaos Damaskenos, der zur Zeit des Augustus lebte, weiß man, daß seine Erzählung von „Parsondas" Gegenstand eines ganzen neupersischen Epos — des Barsu-nameh — geworden ist und daß der Hauptteil derselben in vielen Handschriften des Schah-nameh als Einschiebung vorkommt.

Ähnlich verhält es sich mit einer zweiten Erzählung des Genannten, welche die Jugendzeit des Kyros behandelt und von allen anderen Berichten gänzlich abweicht. Schließlich tritt auch die Liebe in den Kreis dieser merkwürdigen ältesten sagenhaften Anknüpfungen an die Geschichte. Es ist die Erzählung von dem edlen Stryangaios und der schönen Zarinaea, einer Königin der turanischen Saken, ein kurzes, romanzenhaftes Fragment, das gerade an der Stelle abbricht, wo der Held in Liebesverzweiflung sich den Dolch ins Herz stoßen will. Bedenkt man, daß die Niederschrift des Schah-nameh in die Mitte des 10. Jahrhunderts erfolgte, so gibt jene Quelle aus der Augustinischen Zeit einen sicheren Anhaltspunkt über die frühzeitige Bekanntschaft des Westens mit den altpersischen Verhältnissen. Viel bestimmter noch tritt diese Kenntnis zur Zeit des Moses v. Chorene, des berühmten armenischen Chronisten um ca. 450 n. Ch. hervor, also noch immer ein halbes Jahrtausend vor Firdusi. In der armenischen Chronik finden sich bereits die fabelhaften Berichte der Perser über Biyraspi Ajdahaki (Bevarasp Zohak),

[1]) Max Duncker: „Geschichte des Altertums" (5. Auflage, 1880). — Spiegel: „Eranische Altertumskunde" (1871—1878). — Derselbe: „Die altpersischen Keilinschriften" (2. Auflage, 1881). — D'Ohsson: „Geschichte der altpersischen Monarchie" (Übersetzt von Rinck). — Baumgarten: „Welthistorie" (III). — Ferd. Justi: „Geschichte des alten Persiens" (1879). — Barthalmae: „Arische Forschungen" (1882—1887). — Nöldeke: „Geschichte des Artachsîr I Pâpakân" (Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen, IV., Göttingen 1879). — Malcolm: „Geschichte von Persien" (Übersetzt von Spazier, 1830). — Krüger: „Geschichte der Assyrier und Iranier" (1856.) — Mowers: „Phönikisches Altertum". — Geldner: „Studien zum Avesta" (1882). — Windischmann: „Zoroastrische Studien" (1863). — A. Mohl: »Le livre des rois ou le chah-nameh de Firdousie (1840). — Görres: „Das Heldenbuch von Iran" (1820). — v. Schack: „Die Heldensagen des Firdusi rc." (1851). — Rückert: „Firdusis Königsbuch" (Herausgegeben von E. A. Bayer, 1890 ff.). — Baumgartner: „Geschichte der Weltliteratur" (I., 431 ff.). — Horn: „Geschichte der persischen Literatur" (1901). — Texier: »Description de l'Arménie, la Perse et la Mesopotamie.« — Ker Porter: Travels in Georgia, Persia etc.« — Flandin et Coste: »Voyage en Perse.« — Flandin: »Perse moderne.« — Fraser: »Hist. of Nadir Schah.« — Vambery: „Wanderungen rc. in Persien." — Brugsch: „Reise in Persien". — Polak: „Persien, das Land und seine Bewohner". — Lord Curzon: »Persia.«

[2]) Esra, 4.

Digitized by Google

der von dem Perser Hruten (Feridin) besiegt und an den Demavend gefesselt worden sei. Was Moses davon mitteilt, stimmt fast wörtlich mit dem Schah-nameh überein. Doch die Namen sind, nach armenischer Art, fremde Namen zu verstümmeln, umgestaltet.

Die lange Königsliste des Firdusi gestaltet sich zu einem engverschlungenen Gewebe



Textprobe aus einem Exemplar des Schah-nameh des Kalligraphen Mohammed Djan aus dem Jahre 1604. (Pariser Nationalbibliothek.)

von drei großen Sagenkreisen, von welchen der erste die eigentliche alte Heldensage von Iran, der zweite die griechisch-orientalische Dareios-Alexandersage, der dritte die Sagengeschichte der Sassaniden umfaßt. Diese drei Sagenkreise greifen als Akte eines gewaltigen Völkerdramas ineinander. Wir begegnen wohl zahlreichen geschichtlichen Zügen, aber keiner eigentlichen Geschiche. Die uns bekannten Gestalten: Kyros, Kambyses, Dareios Hystaspes, Xerxes fehlen gänzlich; andere wieder — wie Alexander und die großen Sassanidenkönige (Schahspur, Chosru Nuschirwan, Chosru Parwiz) sind durch phantastische Ausschmückungen den scharfen historischen Grenzen entrückt und in das allgemeine Sagen-

Digitized by Google

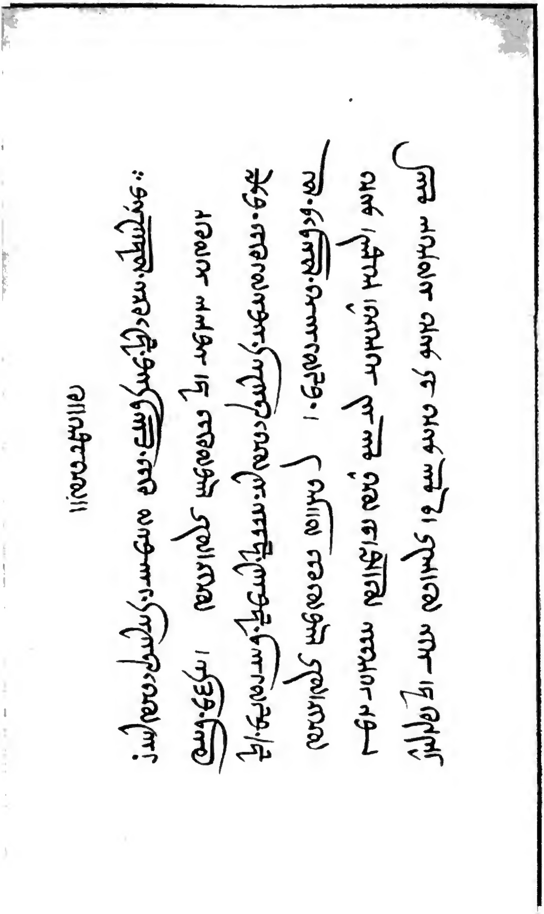
gewebe eingeflochten worden. So hat, was der historischen Überlieferung nur unvollständig gelang, die Dichtung das persische Leben von der Urzeit bis zur arabischen Invasion zu einem großartigen Heldengedichte, mit dem alle innerasiatischen Geschehnisse von dritthalb Jahrtausenden harmonisch verflochten wurden, gestaltet und als geistiges Erbe der Nachwelt geschenkt; denn während die heutigen Perser und ihre Nachbarn von den historischen Geschehnissen ihrer Vergangenheit kaum einen Begriff haben, lebt das Andenken an die Helden des Königsbuches noch fort, vornehmlich an den Schauplätzen der geschilderten Taten, in Nordpersien, Masenderan und Seistan, der Heimat Rustems, des Hauptthelden des Schah-nameh.

Im Schlinggewächs der altiranischen Überlieferungen haftet eine Wunderblüte, an die sich mancherlei mythische Herrscher emporgerankt haben: der Avesta,[1]) das heilige Buch der Religion Zoroasters (Zarathustra, Zerduscht), von dem indes nur Bruchstücke — und noch dazu aus verschiedener Zeit — auf die Nachwelt gekommen sind, von welchen der „Vendidâd“ (das Gesetzbuch für die Priester) das wichtigste ist, während der „Yaçna“ die Hymnen (Gâthâ), in fünf Gruppen eingeteilt, enthält, der älteste Teil ist. Über das Alter des Avesta gehen die Ansichten erheblich auseinander, indem die einen ihn bis anderthalb, ja vollends dritthalb Jahrtausende v. Ch. hinaufrücken, während andere ihn viel später ansetzen. Zarathustra selbst, der im Avesta als Träger der von Gott erteilten Offenbarung erscheint, ist wiederholt von Forschern als eine mythische Persönlichkeit angesehen worden, doch steht er in zu greifbarer Gestalt vor uns, um daran zweifeln zu können, daß er wirklich existiert hätte, wenngleich möglicherweise nicht als Religionsstifter, sondern vielmehr als Reformator einer uralten, im Laufe der Zeit verdunkelten religiösen Überlieferung.

Die Religion des Avesta ist die Lehre vom ewigen Ringen des guten mit dem bösen Prinzipe. Man hat es also hier nicht mit einem naiven Volksglauben, sondern mit der dogmatischen Spekulation eines Einzelnen zu tun. Als Gebieter über alle Götter steht „Asura Mazda“ (Ormuzd), die höchste Vollkommenheit, die absolute Reinheit, der Heiligste, der Schöpfer der körperlichen Welt, der Ordner des Weltalls, der höchste Gesetzgeber, der höchste Priester. Um ihn sind die „unsterblichen Heiligen“ (Amesha-Çpenta), sechs an der Zahl, als ebenso viele Personifikationen göttlicher Attribute, geschart. Sie sind als höchste Geister die vollstreckenden Mächte. An sie reihen sich unzählige Scharen anderer Geister (Yazatas und Fravashis), welche in hierarchischer Abstufung die ganze Welt erfüllen und unaufhörlich, jeder in seinem Kreise, für ihren höchsten Geisterkönig tätig sind... Dem Lichtreich Ahura Mazdas steht die Finsternis entgegen, dessen Fürst „Angrô Mainys“ (Achriman, der Geist des Verderbens) ist. Er gilt als Urheber alles Schlechten und Bösen, indem er in die Menschen Lüge und Zweifel, Trägheit und Ausschweifung, Laster und Sünden jeder Art verpflanzt. Zugleich ist er der Urheber des Todes und alles Mißgeschickes, sowie der auf Erden herrschenden Widerwärtigkeiten, wie Fieberluft und Frost, Ungeziefer und reißende Tiere,

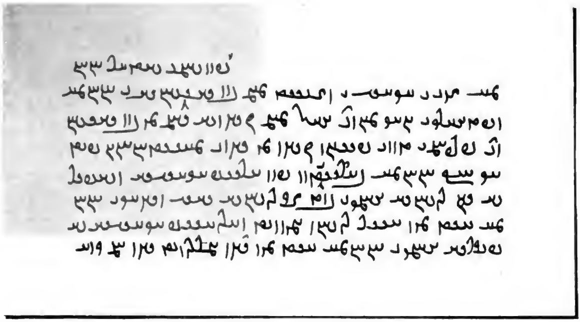
[1]) Das Wort bedeutet „Grundtext“, der dazugehörige „Kommentar“ heißt Zend. Die Zusammenstellung Zend-Avesta, bei der das „und“ entfallen ist, hat beide Begriffe vereint und dahin geführt, daß man bis in unsere Zeit hinein eine „Zend“-Sprache, statt eine Avestasprache, aufstellte. Der Unterschied beider Begriffe ergibt sich schon daraus, daß der Grundtext in altpersischer, der Kommentar in mittelpersischer Sprache abgefaßt ist. Diese letztere ist das Pechlewi (parthisch, persisch), das reichlich mit aramäischen Wörtern durchsetzt ist und dessen Schriftzeichen aus dem aramäischen Alphabet gebildet worden sind. Dadurch, daß man die aramäischen Worte als Ideagramme verwandte, entstand ein merkwürdiges Schriftprinzip, indem man aramäisch schrieb, jedoch persisch sprach, z. B. (in aramäischer Schrift) lahmâ (Brot) für (persisch ausgesprochen) nân (Brot). Als Schriftsprache führt das Pechlewi die Bezeichnung Huzwâresch; es wurde mit der Zendschrift geschrieben. Im Westen, wo sich Persien mit den verschiedenen semitischen Völkern berührte, wurde es auch allgemein Umgangssprache.

Digitized by Google



Text in Avestaschrift (Pariser Nationalbibliothek).

Leiden und Elend. Dagegen gelten die paradiesischen Länder als von den Geistern Ahura Mazdas beschirmte Gebiete. Wie man sieht, vertritt der Avesta den Gedanken, daß nicht nur die Menschen dem Einflusse der herrschenden Gottheiten in den Reichen des Lichtes und der Finsternis unterliegen, sondern daß auch die Natur, mit allem, was darin lebt und webt, im Banne des ewigen Kampfes zwischen dem Guten und Bösen steht. Eine anziehende Personifikation ist die schöne Jungfrau, als welche die Seele eines Menschen, der in seinem Leben nur gute Taten vollbracht hat, nach dessen Tod verkörpert erscheint; ihr steht die gemeine Dirne, die Verkörperung der bösen Taten eines Verstorbenen entgegen. Sowie es Genien der Tugenden gab, waren die Laster in Dämonen personifiziert.



Pehlewitext (Pariser Nationalbibliothek).

Das System des Zoroaster war dem persischen Geist, der an kraftvollen Gestalten des Lebens, an ritterlichen Fehden, an wilder Tatkraft und kühnen Unternehmungen Gefallen fand, zu abstrakt; ebensowenig entsprachen diesem Geist die schwerfälligen Ritualformen, die eintönigen Schablonen, in welchen die Liturgien abgefaßt waren. So kann es nicht wundernehmen, daß der reine Monotheismus, zu welchem der Prophet den Mazdaismus ausgebildet hatte, im Laufe der Zeit verloren ging und die alten populären Götter (Mithra, Hauma, Werethragna, Tischtrija u. s. w.) allmählich wieder eingeschmuggelt wurden. Das gab der Phantasie mehr Anregung, den durchgeistigten Gebilden Zoroasters ein mehr körperliches Gepräge. Von diesen plastischen Göttergestalten des jüngeren Zoroastrismus tritt besonders lebensvoll die Göttin Aschi — der Genius des irdischen Segens, besonders des Kindersegens — hervor. Die Göttin sitzt auf einem goldenen Throne

In einer schönen Maid Gestalt,
Strotzend von Kraft, von prächtigem Wuchs,
Mannbar, mit hochgeschürztem Kleid,
Aus edlem Geschlecht entstammt.

Digitized by Google

Aschi ist die Tochter Asura Mazdas (des „weisen Herrn") und Schwester der **Amesha-Çpenta**. Sie besitzt alle nur erdenklichen Heilkünste, von ihr kommt jeglicher Segen, vornehmlich das häusliche Glück. Im Aschi-Jascht[1]) heißt es:

Die gute Aschi verehren wir,
Die strahlende, hehre, schöngestaltige,
Die hochzupreisende, die brausenden Wesens daherfährt,
Die mächtige Wohlfahrtspenderin,
Die heilkundige, die reiche Nachkommenschaft verleiht.[2])

Unter den mythischen Königen der Vorzeit sind besonders **Haoshyanha Paradhâta** (der Huscheng des Königsbuches) und Jimakhshaêta (Dschemschid) Verehrer der Göttin.

Sie pries Jima, der herdenreiche Fürst,
Auf der Höhe Hukairya,
Diese Gnade gewähre mir,
Gute, hehre Aschi,

Daß ich Futter und Herden hinzuführe
Zu den Geschöpfen des Mazda,
Daß ich Unsterblichkeit bringe
Den Geschöpfen des Mazda;

Und daß ich fortschaffe
Beides, Hunger und Durst,
Von den Geschöpfen des Mazda;

Und daß ich fortschaffe
Beides, Alter und Tod
Von den Geschöpfen des Mazda.

Lieblich duftet das Haus,
In dessen Haus die gute Aschi
Den segenbringenden Fuß setzt,
Die glückstrahlende, zu dauerndem Aufenthalt.

Reich ist es an Speisen, lieblich duftet es,
Und darinnen ist ein teppichbekleideter Divan,
Und andere köstliche Dinge.

Wohlgefügt stehen ihre Häuser da,
Gesegnet mit Rindern,
Mit reichem Vorrat, den Armen Unterstützung
gewährend.

Ihre Divans sind
Schön bekleidet, schön geschmückt,
Kunstvoll gefertigt, mit Teppichen versehen,
Und mit goldbeschlagenen Füßen.

Und ihre Hausfrauen
Sitzen auf diesen Divans,
Welche teppichbekleidet dastehen;

Mit Ringen und Spangen sind sie geschmückt
Und mit Ohrgehängen geputzt
Und mit Gold- und Edelsteingeschmeide.

Ihre Rosse sind
Hurtig, lustig wiehern sie,
Sie schirren sich an den des Winters gewärtigen
Wagen und ziehen ihn leicht dahin.

Und den sie fahren, ist ein riesiger Krieger,
Dessen Rosse sind hurtig, stark sein Wagen,
Spitzig seine Lanze und lang — — —
u. s. w.

König **Vishtâspa** (Guschtâsp) fleht die Göttin an, sie möge seine Gattin **Hutaosa** zum mazdayanischen Glauben bekehren. Immer wieder kehrt in den Hymnen das Loblied der segenbringenden Göttin wieder; denn

Ob ihrer Pracht und Herrlichkeit
Will ich sie ehren mit lautem Lied,
Will ich sie ehren mit wohlgeweihtem Lied,
Die gute Aschi, und mit Opferspenden.
Die gute Aschi verehren wir. —
Ashim vanhuhim yazamaidê. — — —

[1]) Die Jascht sind die Loblieder auf die Genien.

[2]) Ch. Bartholmae: „Beiträge zur Kenntnis des Avesta; II, der Aschi-Jascht (Zeitschrift der deutsch-morgenländischen Gesellschaft, 1882).

Digitized by Google

Wenn man einer wenig glaubwürdigen chronologischen Studie[1]) beipflichten soll, würde die Herrschaft des ältesten iranischen Königs bis in das Jahr 2300 v. Ch. hinaufreichen. Es ist dies der König Gajomarth (Kaiumors) des Schah-nameh, eine Mythengestalt, welche die Phantasie auf den heiligen Berg »Hara berezati« (dem Alburs am Südufer des Kaspischen Meeres) versetzt. Das üppige, heiße Küstenland, mit seinen Urwäldern und Fieberdünsten, seinen uralten Burgen, sehr verschieden in Bezug auf Klima und Lebensverhältnisse von dem rauhen Hoch-Iran, ist das einstige Hyrkanien, jetzt die Provinzen Gilan und Masenderan ... Die erste Gestalt, welche in der iranischen Sage aus der Umhüllung von Schöpfungs- und anderen Mythen, als eine geschichtliche hervortritt, ist Haoshyanha (Huscheng). Von ihm wird — wie von so manchem anderen Urkönige dieser Art — gesagt, er habe das Feuer entdeckt und als erster Metalle aus dem Schoße der Erde gehoben. Er war ein Fürst der „Diws" (Dämonen), womit zweifellos die nicht-arische Bevölkerung Irans gemeint ist. Sein Nachfolger Tachmuraf, offenbar ein skythischer Herrscher, von dem es heißt, daß er den Sternendienst, Kleider aus Tierfellen, die Zähmung der Haustiere eingeführt und feste Burgen erbaut habe. Die bezwungenen Diws aber benützte er zu Lehrmeistern seines Volkes, welche dieses in der Schreibkunst unterwiesen ... Jetzt tritt das erste Weib der persischen Urgeschichte auf die Schaubühne. Tachmuraf traute den Diws nicht und es gab gewisse Orte, an welchen er besondere Furcht vor ersteren hegte. Seine Frau verriet den Dämonen diesen Sachverhalt, nachdem sie sich durch ein Seidenkleid hat bestechen lassen, und so ward Tachmuraf getötet.

Auch unter seinem Nachfolger Jima (Dschemschid), dem machtvollsten und glänzendsten Herrscher der Vorzeit — eine Art iranischem Salomo — spielt eine Frau eine Rolle, aber eine weit harmlosere, als das Weib seines Vorgängers. Bekanntlich hängt mit den ältesten Sagen des Avesta das sogenannte Haoma(Hauma-)opfer zusammen. Die Haomapflanze ist wohl der Weinstock, und der erste, welcher den Saft der Trauben ausprеßte, war Jima, der Herr der Völker, der König eines goldenen, völlig paradiesischen Zeitalters. Damit hängt eine ergötzliche Geschichte zusammen, welche sich folgendermaßen zutrug. Jima, der die Trauben außerordentlich liebte, wünschte einige derselben aufzubewahren und legte sie in ein Gefäß, das er in ein Gewölbe stellte. Bei gelegentlicher Nachschau zeigte es sich, daß die Trauben in Gärung übergegangen waren und der Saft einen so herben Geschmack hatte, daß der König ihn für — giftig hielt. Er füllte mit dem gegorenen Saft mehrere Flaschen und etikettierte sie ganz regelrecht mit der Bezeichnung „Gift". Nun traf es sich eines Tages, daß eine der Favoritinnen von arger Migräne geplagt war; ein Beweis, daß dieses Übel weit über unsere nervenzerrüttende Zeit hinaufreicht. In ihrer Verzweiflung wollte sie sich den Tod geben und da sie das Mittel, sich in ein besseres Jenseits zu befördern, bei der Hand hatte, schlich sie sich in das Zimmer ihres Gemahls und trank den Inhalt einer der dort aufgestellten Flaschen .... Da geschah das Unerwartete. Die voreilige Dame hatte sich einen regelrechten Rausch angetrunken, versank hierauf in einen tiefen Schlaf und als sie erwachte, fühlte sie sich gestärkt und bedeutend wohler. Auch scheint ihr der Trank sehr gemundet zu haben, denn sie setzte diese geheime „Kur" so lange fort, bis sämtliche Flaschen entleert waren. Der König, anfangs erzürnt, freute sich der Entdeckung, und nun wurde eine Menge Wein gepreßt, dem der gesamte Hofstaat, wie es scheint, in maßloser Weise

[1]) Krüger, a. a. O., 102.

Digitized by Google

zusprach. Noch heute bezeichnet man in Persien den Wein mit Schir-i-chusch, d. i. „das ergötzliche Gift“.[1])

Von Jima wird gesagt, daß er seines Glückes verlustig ging, weil er lügnerische Rede zu lieben begann. Unwillkürlich denkt man daran, daß übermäßiger Weingenuß den braven König auf Abwege geführt haben könnte. Er soll sich selber Standbilder gesetzt und dem Volke befohlen haben, sie anzubeten. Als Strafe hierfür ward er durch Azi-Dahaka (Dahak, Zohak, einen Herrscher semitischen Stammes) seines Reiches verlustig.[2]) Jima flüchtete vor dem Sieger und seine Abenteuer in fremden Landen bilden den Inhalt berühmter persischer Romanzen. Eines der bemerkenswertesten derselben ist Jimas Aufenthalt in Seistan (südlich von Baktrien). Hier entspann sich ein Liebesverhältnis zwischen dem flüchtigen König und der einzigen Tochter des einheimischen Herrschers, das die Amme der letzteren, gestützt auf eine bedeutsame Prophezeiung, gefördert hatte. Die Liebenden schlossen einen heimlichen Ehebund, doch sah sich der König alsbald veranlaßt, vor den ausgesandten Spionen Zohaks zu fliehen, bis er schließlich ergriffen und grausam hingerichtet wurde. Seine Witwe nahm bald hierauf Gift. Die Bedeutung dieser Erzählung liegt darin, daß dem heimlichen Bunde ein Sohn entsproß, dessen Nachkomme niemand anderer als Rustem, der gefeierte Nationalheld der Perser und die Hauptperson des Königsbuches, ist. Die Fabeleien von Jima kennzeichnen sich schon dadurch, daß Firdusi diesen König (im Schah-nameh Dschemschid geheißen) 700 Jahre regieren läßt.

Der das furchtbare Ungeheuer Azi-Dahaka (Zohak), d. i. „die beißende Schlange“, unschädlich machte, war Feridun (Thraêtaôna). . . . Nun kommt etwas mehr weibliche Romantik in den Gang der Ereignisse. Feridun, der den Nachstellungen Dahakas wunderbarer Weise entgangen war, verband sich mit einem Schmied namens Kawe, der seine Landsleute zum Rachezuge gegen den „Drachen“ (also die Assyrer) aufgestachelt und sein ledernes Schurzfell als Standarte entfaltet hatte. Daß dieser Schmied eine historische Person ist, geht u. a. daraus hervor, daß sein ledernes Banner zu allen Zeiten die Reichsfahne war und erst in der Schlacht von Kadesia (636 n. Chr.) verloren ging, um als kostbares Beutestück dem Chalifen Omar übersandt zu werden.[3])

Feridun, ein gerechter und angesehener Fürst, hat zwei Frauen, eine Tochter des „Zohak“ und eine persische Prinzessin namens Irandocht (d. i. „Iranstochter“). Die erstere schenkt ihrem Gatten zwei Söhne, Selm und Tur, die letztere einen dritten Sohn, Iredsch. Alle drei ehelichten Töchter eines „arabischen Königs“. Nachdem dies geschehen, beschließt der König, sein Reich unter seine Söhne zu teilen; Selm erhält die westlichen Länder, Tur Mittelasien (daher Turan, jetzt Turkistan), Iredsch Persien. Dies erweckt den Neid der beiden älteren Brüder, welche sich gegenüber Iredsch verkürzt glauben, und töten den Iredsch, trotzdem dieser geneigt ist, auf sein Erbteil zu ver-

[1]) Malcolm, a. a. O. I., 13.

[2]) Der zuletzt genannte Name hat eine ziemlich weitgehende Verwirrung angerichtet. Da der medische Urkönig von Herodot Dejokes genannt wird, hat man seine Identität mit Dahaka aufgestellt. Nach J. Braun („Historische Landschaften“, 223) ist Zohak (oder Dahaka, was „Schlange“ bedeutet) — beiläufig bemerkt der schlimmste Name im Königsbuche — nichts anderes als „eine der vielen Auffassungen des babylonischen Bel-Kronos“, also eine mythologische Gestalt. Nun ist es aber eine historische Tatsache, daß Dejokes (der skytischer Abstammung war), der Erbauer von Ekbatana und ein Herrscher von großem Gerechtigkeitssinn und Ansehen, ein großes Reich gegründet hatte, das erst unter seinen Nachfolgern von den Assyrern bezwungen wurde. Der Avesta versetzt Dahak ausdrücklich nach Babel (Bawri) und mehrere alte Schriftsteller nennen ihn einen „Araber“. Der Übeltäter Dahak ist also offenbar nichts anderes, als eine allegorische Figur für die assyrische Bedrückung.

[3]) Kawe führte den Dahaka auf den Demarend, dem höchsten Gipfel im Süden des Kaspischen Meeres (bei Teheran) und schmiedete ihn dort fest. Er lebt noch fort in der Sage, wie das „Dorf der Schmiede“ beweist und der Umstand dartut, daß die heutigen Perser glauben, Dahaka zerre an seinen Ketten, so oft ein Erdbeben sich fühlbar mache.

Digitized by Google

zichten. Der verzweifelte Vater verflucht diese Tat, kann aber weiter nichts ausrichten. Als Rächer tritt später Minutschehr (Manustschithra), der Sohn der Tochter des Iredsch[1]) — also ein Enkel Feriduns — auf, der in einer ersten Schlacht den Tur, in einer zweiten den Selm tötet.

Nun setzt abermals die erotische Romantik ein. Minutschehr hat einen Minister namens Sam, und dieser einen Sohn, der mit weißen Haaren auf die Welt kam, weshalb er den Namen Sal, d. i. „der Alte“, erhielt. Der Vater läßt sich überreden, daß das Kind nicht das seine, sondern das eines „Diws“ sei und setzt es auf dem hohen Alburs aus, wo es wunderbarer Weise von einem Greif (Simurgh) ernährt wird. Sehr schön erzählt Firdusi, wie der Vater — sein unnatürliches Verfahren erkennend — nach dem Alburs geht und dort eine göttliche Stimme hört, welche sagt: „Für das Kind, das ein Vater verließ, sorgt nun der Beschützer des Weltalls“. Nachdem sich Sam vor Gott gedemütigt, erhält er den Sohn zurück. Beiläufig bemerkt, spielt Sal eine der hervorragendsten Heldenrollen im Königsbuche. Begreiflich, denn er war der Vater — Rustems.

Das trug sich wie folgt zu.... Eines Tages kommt Sal, als er der Jagd huldigt, an den Fuß einer Burg, auf deren einen Turme er ein Fräulein von seltener Schönheit erblickt. Gleich diese erste Begegnung entzündet in den Herzen beider die glühendste Liebe. Da nun Sal nicht imstande ist, die Zinnen der Burg zu erklettern, hilft ein Auskunftsmittel, das wohl kaum sonstwo auf der Welt jemals in Anwendung kam. Die junge Dame muß über einen fabelhaften Haarwuchs verfügt haben, denn als sie ihre dunklen Locken löst, fallen sie bis zu der Grundfeste der Burg herab und mit Hilfe dieses gewiß auserlesenen Kletterseiles erreicht Sal die Zinnenhöhe. Hier entpuppt sich das Mädchen als die Tochter des Königs Mihrab von Kabul, Rûdâbeh mit Namen. Aus dem Liebesverhältnis wird, wie es sich gehört, eine Ehe von ungetrübtem Glück, bis die Wehen sich einstellen, die so furchtbarer Art sind, daß dem jungen Gatten um sein teures Weib bange wird. Niemand weiß Rat, als ganz plötzlich der Zaubervogel, der den kleinen Sal seinerzeit auf dem Alburs behütet und gepflegt hatte, sich einstellt und dem betrübten Gatten erklärt, daß nur dann Rettung möglich sei, wenn er sein Weib durch einen Zaubertrunk unempfindlich und dann einen seitlichen Einschnitt in den Körper seiner Frau mache. Als dies geschehen, kommt ein Riesenkind zum Vorschein. Es ist Rustem. Sieben Ammen werden zu seiner Ernährung in Anspruch genommen, aber sie genügen nicht und man muß außer ihnen noch sieben Schafe zu dem täglichen Unterhalte des Kindes herbeischaffen.

Dies ist der fabelhafte Bericht von der Geburt des persischen Heros. Seine Taten wurden von der Sage und den sie vervollständigenden Dichtern — in erster Linie durch Firdusi — gänzlich in romantische Wunder gehüllt, so daß von geschichtlichen Zeugnissen nichts mehr übrig blieb.... Minutschehr, unter dessen Herrschaft die ersten Großtaten Rustems vollbracht werden, segnet nach einer Regierung von 120 Jahren das Zeitliche, nachdem er seinen Sohn Newder als Erben seiner Macht eingesetzt hat. Dieser ist seinem Vater nichts weniger als ebenbürtig und das Reich gerät derart in Bedrängnis, daß das benachbarte Turan — das Land des Erbfeindes der Perser — sich zu einem Schlage gegen das verhaßte Iran entschließt. Zum ersten Male taucht hierbei der Name Afrasiab auf, der im Königsbuche eine so große Rolle spielt. Er ist der Sohn des Königs Puscheng von Turan, der vorgab, den Tod Selms und Turs an den Persern rächen zu wollen. Der Streich gelingt, Newder fällt im Kampfe und Afrasiab bemächtigt sich des Diadems

[1]) Ihr Name war Peritschehir, d. i. „Feenantlitz“.

von Iran, das er durch zwölf Jahre trägt. Der Retter des Landes wird Sal, der (mit Umgehung der beiden noch lebenden, aber zur Herrschaft unfähigen Söhne Newders) einen gewissen Su (den Arriâ der Griechen), einen Abkömmling Minutschehrs (nach anderen ein solcher Selms), auf den Thron setzt. Nachdem Su (oder Suweh) die Eroberung des Landes vollendet hat, scheidet er aus dem Leben und die Krone fällt seinem Sohne Kerschâsp (den Arbianes des Ktesias) zu. Mit ihm, der wegen Unfähigkeit von Sal bald auf die Seite geräumt wird, erlischt dieses älteste persische Königsgeschlecht der Sage, das der Paradhâta oder wie man es später nannte, der Pischdâdin.

Auf sie folgt im Avesta eine zweite Reihe von Königen, welche alle den Vornamen „Kava", der später in „Kei" (oder Kai) verkürzt wurde, führen: Kava Kavata (Kai Kôbâd), dann Kava Uça (Kai Kaus oder Kawus), dessen Sohn Kava Çyavarschâna (Sijawusch) gewaltsamen Todes stirbt. Der Sohn des letzteren, dessen Schönheit ausdrücklich hervorgehoben wird, heißt Kava Huçrava (Kai Chosru), der mächtige Vereiniger aller arischen Gebiete zu einem Reiche und Besieger des Afrasiab. Ihn selbst traf weder Krankheit noch Tod, denn er ist nicht gestorben, sondern nur verschwunden. Nachdem er nämlich auf den Thron zu Gunsten eines Urenkels, des Kai Kôbâd — Lohrâsp (Aurvatâçpa) — verzichtet hat, begibt er sich in das Gebirge, wo er mit wenigen Getreuen den Augen der übrigen entrückt wird, während die Zurückgebliebenen auf das Geheiß der Gottheit ein Schneesturm vergräbt. Man zeigt noch im Lande der Bachtiaren (dem Gebirge, mit welchem das persische Hochland nach Südwesten und Süden sich abstuft) den Paß, wo dies geschehen sein soll.

Als Nachfolger Lohrâsps tritt dessen Sohn Kava Vischtâçpa (Guschtâsp) als Herrscher auf, unter welchem Zarathustra die neue Lehre Ahura Mazdas verkündet. Letzterer erinnert zwar durch seinen Namen an Daraios Hystaspes, trägt aber im Avesta ein durchaus mythisches Gepräge, so daß die dazwischenliegende Genealogie der Pischdâdin und Kayaniden nirgends in den festen Rahmen geschichtlich beglaubigter Tatsachen tritt. Auffallend ist die teilweise Übereinstimmung des Mythus von Jima (Dschemschid), des ältesten der Avestakönige, mit dem Jama der vedischen (indischen) Mythologie, so daß mit Recht auf eine gewisse geistige Verwandtschaft zwischen den indischen Epen „Mahâbhârata" und „Râmâyana" und dem iranischen Königsbuche hingewiesen worden ist. Dort wie hier haben sich Göttermythen und lokale Heldensagen zu einem unentwirrbaren Knäuel verfilzt.

Wir haben im vorstehenden nur ab und zu einen Frauennamen genannt. Die Notwendigkeit, von der persischen Urgeschichte ein Bild in großen Zügen zu entwerfen, das allerdings immer wieder in Sagen und Mythen verflüchtigt, gestattete uns nicht, bei Einzelheiten zu verweilen, aus denen in schärferen Umrissen Frauengestalten der iranischen Vorzeit hervortreten, Liebeshändel in die Geschicke der Mächtigen eingreifen oder die Mythe den einen oder anderen weiblichen Charakterkopf aus phantastischem Wundergeranke hervorblicken läßt. Fehlen auch für die mancherlei weiblichen Episodenfiguren, welche den Gang der Ereignisse beleben, die geschichtlichen Anhaltspunkte, so kann gleichwohl nicht geleugnet werden, daß die Art, wie Sage und Dichtung dem weiblichen Geschlechte huldigen, einen Rückschluß auf ihre tatsächlichen Lebensverhältnisse gestattet. Die vorgeführten Gestalten haben sicher niemals das Licht der Sonne gesehen, aber ihre Vorbilder mögen gelebt haben und den Dichtern und Chronisten zur Grundlage für die von ihnen in das bunte Farbenbild aus der iranischen Heldenzeit eingewebten Heroinen gedient haben.

Digitized by Google

Nichts ist auffälliger, als die Stellung des Weibes unter den alten — sagen wir ältesten — Persern im Vergleiche zu denselben Verhältnissen unter den Arabern. Wohl genoß, wie wir gesehen haben, auch hier in den alten, patriarchalischen Zeiten das weibliche Geschlecht Achtung, man schätzte das Weib als Freundin und Ratgeberin, hielt große Stücke auf die Reinheit des Blutes und wies den Stammüttern eine große Rolle in der Clan-Organisation an. Trotz alledem war es der Araberin nicht vergönnt, in dem nachmals sich entwickelnden glänzenden Kulturleben eine Stellung zu erobern, die sie ebenbürtig dem Manne an die Seite gestellt hätte. In das weichliche Wohlleben des Harems zurückgedrängt, von Luxus und Tand umgeben, ohne geistige Anregung, von öffentlichem Wirken völlig ausgeschlossen, versanken die Frauen der Vornehmen und Mächtigen — wenn man von einigen Ausnahmen absieht — bald nach den sturmbewegten Tagen des jungen Islam in geistige und moralische Dumpfheit. Das Liebesleben, meist von leichtfertigen Dichtern von einer schwülen Erotik umschleiert, das kaum notdürftig verhüllte Hetärentum der vielfach über Gebühr gefeierten Sängerinnen, deren zügellose Freiheit im grellen Gegensatze zu den legitimen Inwohnerinnen der vornehmen Frauengemächer stand, schließlich der Kultus einer fast ausnahmslos auf sinnliche Freuden abzielenden Erotik: das alles im Vereine mit den das weibliche Geschlecht so sehr beengenden moslemischen Sittengesetzen, mußte jeden frischen Luftzug freier sittlicher und individueller Entfaltung hemmen.

Wie ganz anders stellen sich diese Verhältnisse im alten Iran dar! Trotz des Reckentums, das uns hier in so plastischer Gestalt entgegentritt und in manchen Zügen an das altgermanische Wesen erinnert, waren hier die Sitten durch einen ritterlichen Geist gemildert, der von Anbeginn her, bis zum Erlöschen der Dynastie der Kayaniden alle Verhältnisse beherrschte und sich auch in den wildbewegtesten Ereignissen geltend machte. Man schätzte Menschlichkeit und Großmut nicht weniger wie Tapferkeit und Heldensinn. Die gepriesendsten Herrscher waren weniger jene, welche — wie bei den Arabern und überhaupt Mohammedanern — die meisten Feinde hingemordet hatten, sondern das Reich durch edle Herrschergaben emporhoben und stützten, und das Volk durch Milde und Freigiebigkeit beglückten. Das Ehrgefühl war im hohen Maße entwickelt und das Königsbuch des Firdusi gibt uns die Handhabe, daß es in Iran schon in einer Zeit eine Art Ehrenkodex gab, in welcher die anderen benachbarten Völker noch tief in rohester Barbarei steckten. Bei solcher Sachlage kann es uns nicht wundernehmen, daß das weibliche Geschlecht bei den alten Persern sich der größten Achtung erfreute. Eine höhere Bildung und eine verfeinerte Kultur konnte ungeschmälert neben wilder Fehdelust und ausgeprägt kriegerischem Geiste bestehen. Daher sind auch die Frauen, die als markante Gestalten hervortreten, fast immer in die blutigen Händel des Volkes verwickelt und mancher langwierige und blutige Krieg hatte die eine oder andere Liebesaffäre zur Veranlassung. Lange vor Zarathustra, der in seinen Lehren den Frauen Rang und Ansehen gewährleistete, müssen im alten Iran zwischen den beiden Geschlechtern Beziehungen geherrscht haben, wie nirgend sonstwo in Asien.

Die Geschichte der Dynastie der Kayaniden ist reich durchflochten von Ereignissen, in welchen das Weib als das treibende Element auftritt. Von Kai Kawus (dem zweiten dieses Namens) weiß man, daß ihn eine seiner Lieblingsfrauen zu dem abenteuerlichen Zuge nach Masenderan — dem Lande, in welchem der „Weiße Dämon" (Diw sefid) herrschte — verleitete, wobei es ihm schlimm erging und Rustems starker Arm eingreifen mußte, um den in die Gewalt der Dämonen geratenen König wieder zu befreien. Als

Digitized by Google

dann der Retter neben dem goldenen Throne des Königs saß, überhäufte ihn dieser mit Geschenken, unter welchen uns vornehmlich ein prachtvolles Ehrenkleid bemerkenswert erscheint: denn es hatte ein köstliches Geschmeide,

Darauf hundert Mädchen, anmutvoll und schüchtern,
Mit Moschuslocken und mit Mondgesichtern.

Wir sehen, wie alt die in späteren morgenländischen Dichtungen, in den arabischen so gut wie in den persischen, so unerquicklich überwuchernde erotische Symbolik ist. So schildert Firdusi die Reize der Gattin des Kai Kawus, der schönen Sûdâbeh, einer Tochter des arabischen Königs Hamaveran:

Erschien in der Sänft' ein junger Mond,
Wie ein Schah, der im Schmucke thront;
Von schwarzen Musk die Rosen besät,
Zwei lichte Rubinen, zwei ernste Narzissen,
Zwei Brau'n und die Silbersäule dazwischen.

Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß Rose die Wange bedeutet, Moschus (Musk) das Haar, Rubinen die Lippen, Narzissen die Augen und die „Silbersäule" die — Nase.

Diese Sûdâbeh bringt schweres Mißgeschick über Iran. Der König hat eine Nichte des Herrschers von Turan, Afrasiab, welche aus ihrer Heimat nach Persien entflohen war, zur ersten Frau. Sie schenkt ihm einen Sohn, Sijawusch, der von Rustem erzogen wird. Es ist ein herrlicher Jüngling und so begreift man, daß die heißblütige Araberin in Liebe zu ihm entbrennt. Aber alle Versuchungskünste schlagen fehl. Darüber erbittert, beschuldigt Sûdâbeh den Königssohn, daß er versucht habe, ihr Gewalt anzutun. Der König mochte seine Gattin gekannt haben, denn er schenkt ihren Anschuldigungen kein Gehör. Das ränkesüchtige Weib aber ruht nicht, und so verdächtigt sie nach einiger Zeit den Sijawusch als galanten Gelegenheitsdieb im väterlichen Harem. Das ist zu stark. Sijawusch selbst erbietet sich, die Feuerprobe zu bestehen, um seine Unschuld zu bezeugen, und sie fällt zu seinen Gunsten aus. Bald hierauf erringen Sijawusch und Rustem einen großen Sieg über Afrasiab, da aber der König die von den beiden Helden diktierten Friedensbedingungen nicht betätigt und den Krieg verräterischerweise wieder aufnimmt, entflieht Sijawusch, über solchen Wortbruch empört, in das feindliche Lager. Es ist wieder ein Weib, das verhängnisvoll in das Leben des jugendlichen Helden eingreift. Von den Reizen der schönen Serîngis (Frangis), einer Tochter des Afrasiab, bezaubert, nimmt er sie zum Weibe und nun lebt er eine Zeit hindurch glücklich und hochgeachtet in dem fremden Lande, bis die Neider die Oberhand gewinnen und den Beherrscher Turans zu der ruchlosen Tat verleiten, den Fremdling ermorden zu lassen. Und so geschieht es. Zugleich mit ihm soll Serîngis sterben, da sie aber guter Hoffnung ist, übergibt sie der König seinem Vezier (dessen Tochter Sijawusch neben Serîngis zur Gattin hat), mit der Weisung, das zu erwartende Kind bei seiner Geburt sofort zu töten. Der Mordbefehl ist offenbar auf die Furcht Afrasiabs rückzuführen, die Folgen der Blutrache abzuwenden.

Nun greift, wie so oft in der altiranischen Königsgeschichte, die Romantik ein. Der Vezier, empört über den ihm gewordenen Auftrag (vielleicht auch durch die Bande der Verwandtschaft dazu bewogen), übergibt den Neugeborenen einem Schäfer, während er seinem Gebieter vorschützt, er habe es in der Wüste ausgesetzt. Das Kind erhält den

Digitized by Google



Szene aus dem Schah-nameh (Bijchen und Menijcheh).
Handschrift des Ibn Abu l'Barakât Asadallah aus dem Jahre 1617 (k. k. Hofbibliothek in Wien).

Digitized by Google

Namen Kai Chosru und der Vezier sorgte für eine dem Sprößling zweier Königsgeschlechter würdige Erziehung. Indes erfährt Afrasiab, daß es bei der von ihm angeordneten Beseitigung des Kindes nicht mit rechten Dingen zugegangen sei. Der Vezier darüber zur Rede gestellt, greift zu der Ausflucht, das Kind sei von einem Schäfer gefunden und behalten worden. Da wünscht der König, es zu sehen, und weil dem Vezier um das Leben seines Schützlings — der inzwischen zum Knaben herangewachsen war — bangt, instruiert er den Kleinen, auf alle Fragen des Königs möglichst unvernünftige und sinnlose Antworten zu geben. So geschieht es. Da ruft Afrasiab aus: „Das arme, törichte Kind! Möge seine Mutter fortan in Frieden am Grabe des Sijawusch leben."

Der Tod des letzteren hatte in ganz Persien eine ungeheuere Erbitterung hervorgerufen. Kai Kawus sammelte ein Heer, um das Blut seines Sohnes zu rächen und übertrug Rustem den Oberbefehl. Dieser gab die bündige Erklärung ab, dem Rufe zu folgen, unter der Bedingung, daß Sûdâbeh, deren schändlicher Leidenschaft er alles Unglück des Sijawusch zuschrieb, getötet werde. Mit schwerem Herzen entschloß sich der König zu diesem Opfer. Der Krieg fiel zu Gunsten der Perser aus und Afrasiab mußte fliehen. Im Zorne über seine Demütigung wollte er den kleinen Kai Chosru ermorden, doch bewirkte die Fürsprache des alten Veziers eine mildere Sentenz. Der Knabe wurde weit in das Innere von China verschickt und dorthin folgte ihm einer der berühmtesten persischen Krieger (Gîw), um unerhörte Abenteuer zu bestehen, bis er den Ausgesetzten fand. Als Gîw mit seinem kostbaren Funde am Hofe des Königs eintraf, verzichtete dieser auf den Thron und setzte seinen Enkel als Beherrscher Irans ein.

Afrasiab scheint bald wieder das fremde Joch abgeschüttelt zu haben. Um diese Zeit tritt ein Liebespaar auf die Schaubühne, dessen Beziehungen eine der rührendsten Liebesepisoden des Schah-namehs bilden. Das Ereignis spielte sich wie folgt ab ... Eines Tages erschienen mehrere Landleute vor Kai Chosru, um darüber Klage zu führen, daß Wildschweine ihre Felder vernichteten. Bischen, der Sohn Gîws, erbot sich, die Tiere zu töten, wozu der König auch seine Einwilligung gab, unter der Bedingung, daß den zarten Jüngling einer der Recken begleite. Die Wahl fiel auf Gurgin, einem der berühmtesten Helden des Landes. Da fügte es sich, daß der jugendliche Bischen mehr Tiere getötet hatte, als sein erfahrener jagdkundiger Begleiter, welcher Umstand den Neid des letzteren derart erregte, daß er den Untergang seines Schützlings beschloß. Um sich nicht mit einer Mordtat zu beflecken, lockte er ihn in eine Falle, indem er dem Jüngling die Reize eines Tales in der Nachbarschaft schilderte. Was aber diesem Paradiese besondere Anziehungskraft verleihe, sei die schöne Menischeh, die Tochter Afrasiabs, die dort Hof halte. Es sei dies wohl eine köstlichere Beute, als die vielen Eberzähne, welche Bischen in Gold zu fassen gedachte. Auch die schöne Schwester der Menischeh, die göttliche Sitara, würden sie dort finden. „Und turanische Mädchen, die ihre Reize verschleiert halten, Gestalten wie Cypressen mit duftenden Moschuslocken. Ihre Wangen sind Rosen, ihre Augen voll Schlaf; ihre Lippen rotgefärbt vom Safte der Trauben und umduftet vom Hauche der Rosen ..." Gurgin betörte den Jüngling mit der Versicherung, dieses Frauenparadies sei nur etliche Tagereisen entfernt. Welche Beute für Kai Chosru, wenn der Streich gelänge!

Unter solchen Vorspiegelungen führte Gurgin den Bischen durch einen Wald über die Grenze Turans. Als Menischeh von der Ankunft des Fremdlings Kenntnis erhielt, sandte sie einige Sklavinnen zu ihm und forderte ihn auf, seinen Namen und Stand bekannt zu geben. Über den hohen Rang des Gastes hocherfreut, lud ihn die Prinzessin

Digitized by Google

zu sich, bewirtete ihn nicht nur königlich, sondern nahm ihn auch zum Gatten, doch ward die Ehe heimlich geschlossen. Menischeh, welche befürchtete, ihr heißgeliebter Gemahl könnte eines Tages wieder in seine Heimat entfliehen, brachte ihm einen Schlaftrunk bei und ließ ihn in diesem Zustande mit sich nach Afrasiabs Hoflager führen. Hier erhielt der König von dem Zwischenfalle Kenntnis und sandte seinen Bruder nach dem Harem. Er fand den Fremdling unter 3000 Mädchen bei Gesang und Saitenspiel. Nur mit einem Dolche bewaffnet, ergab sich Bischen dem Abgesandten unter der Bedingung, daß dieser ihm das Leben gewährleiste. Afrasiab ließ jedoch den Eindringling, wütend über die Schmach, die er dem Königshause angetan, in einer tiefen Grube, in einem Korbe hockend, aufhängen und seine Tochter in dürftigster Kleidung daneben setzen. Mit rührender Anhänglichkeit fristete die Prinzessin das Leben ihres Geliebten durch Nahrungsmittel, welche sie in der Umgebung erbettelte. Nichts ist ergreifender, als diese treue Aufopferung im Angesichte des Todes, das gemeinsame erschütternde Leid, Kettenrasseln und Klagen ... Im Schah-nameh wird erzählt, daß Kai Chosru in große Betrübnis fiel, als er von dem Verschwinden des Jünglings hörte. Da er seinen Aufenthalt auf keine andere Weise zu ergründen vermochte, bediente er sich eines von Dschemschid herrührenden Zauberbechers.[1]) In dessen Spiegelung sah er Bischen in der Hauptstadt Afrasiabs in einer Grube aufgehängt. Das Ende der Geschichte ist, daß Rustem den Unglücklichen befreit, wobei es begreiflicherweise ziemlich abenteuerlich herging.

Es waren lange, blutige Kriege, dreier Frauen wegen: Sûdâbeh, Ferîngis, Menischeh. Ganze Heere waren vernichtet worden, viele der tapfersten Recken gefallen.[2]) Des schrecklichen Mordens überdrüssig, ward beschlossen, den Streit durch Zweikämpfe auszufechten. Zwölf Paare, auserlesene Helden, standen sich gegenüber. Sieger blieben — wie uns Firdusi versichert — durchwegs die Perser. Gleichwohl rückte Kai Chosru ins Feindesland ein, überschritt den Oxus und nahm von Samarkand und Buchara Besitz. Schließlich gelang es, Afrasiab gefangen zu nehmen. Sein Tod sollte das unschuldig vergossene Blut des Sijawusch rächen ...

Mit dieser Sühne endeten die langwierigen Kriege und Fehden. Wie nach einem verheerenden Ungewitter die Sonne durch die dunklen Wolkenfetzen bricht, fällt auf die untergehende Heldenwelt das verklärende Licht der Versöhnung und des Friedens. Von dem rätselhaften Verschwinden Kai Chosrus haben wir bereits eine flüchtige Andeutung gemacht. Noch vor Eintritt dieses erschütternden Ereignisses segnet das leuchtende Vorbild alles Heldensinns, der uralte König Kai Kawus, das Zeitliche. Aus mancher Bedrängnis durch Rustems starken Arm gerettet und Zeuge der heroischen Taten der Pehlewanen (Heerführer), hat er gleichwohl manche Enttäuschung erlebt, Träume und Hoffnungen längst begraben. Über 150 Jahre alt, ein gebeugter Riese, sieht er ruhig seinem Ende entgegen. Als dieser ergreifende Augenblick eintritt, trauert ganz Iran um den verlorenen Heldenvater. Man setzt seine einbalsamierte Leiche, mit der Krone geschmückt und in kostbare Gewänder gehüllt, auf einem Elfenbeinthron in die Gruft und führt über ihn ein gewaltiges Denkmal auf.

Und nun kommt die Reihe an Kai Chosru, der, glücklicher als sein Großvater, es erreicht hatte, auf der Höhe seines Lebens sich in der vollen Ruhmesgröße zu sonnen. Dennoch ist der greise Held von Trauer und den Gefühlen von der Nichtigkeit des Daseins beherrscht und in kummervoller Sorge fürchtet er am Ende seiner Ruhmesbahn,

[1]) Dscham-i-dschihan-numai — „Der das Universum zeigende Spiegel".
[2]) Gêder, einer der Heerführer, verlor allein 70 von seinen Söhnen und Enkeln.

Digitized by Google

auf der er unentwegt dem Guten entgegengestrebt hatte, von bösen Gelüsten übermannt zu werden. Es ist das wilde Blut, das er durch seine Mutter von Afrasiab geerbt, welches sich in ihm regt.... Da geschieht das Unerwartete, das sich zudem in einen geheimnisvollen Vorgang hüllt. Unter Handlungen der Sühne und der Selbsteinkehr bereitet sich der greise Held zum Abschiede von dieser Welt vor. Erstaunt sehen Hof, Pehlewanen und Volk diese Maßnahmen. All ihr ängstliches Fragen und Beteuern ändert nichts an der Haltung des Königs. Noch einmal nimmt er in voller Herrscherherrlichkeit seinen Thron ein, umgeben von seinen Getreuen, um die Erbschaft zu verteilen. Zum Nachfolger im Königtum aber beruft Kai Chosru zum Staunen aller den Lohrâsp, an den keiner gedacht, nimmt sich die Krone vom Haupte und setzt sie ihm auf. Während die Anwesenden unwillig murren, braust Sal leidenschaftlich auf und weigert sich, als König einen armen Menschen anzuerkennen, der nur mit einem Pferd nach Iran gekommen sei. Kai Chosru aber belehrt ihn, daß Lohrâsp von Huscheng abstamme und von Gott selbst zum Herrscher bestimmt sei. Diese Erklärung tut ihre Wirkung.

Nun nimmt der König von seinen vier Töchtern Abschied und übergibt sie, sowie seine trauernde Familie dem Schutze Lohrâsps, den er im übrigen an die Pflichten eines guten Königs mahnt. Nur von den ältesten Pehlewanen und Waffengefährten begleitet, zieht sich Kai Chosru ins Gebirge zurück. Wohl ziehen ihm tags darauf hunderttausend Iraner mit ihren Frauen nach, weinend und weheklagend, aber der König ist nicht zu bewegen, seinen Entschluß zu ändern. So ziehen die Trauernden wieder von dannen und mit ihnen ein Teil der Helden. Nur einige Getreue begleiten ihn auf dem beschwerlichen Marsche durch das Gebirge, wo sie endlich in finsterer Nacht erschöpft bei einer Quelle anlangen. Ergreifend ist, wie die alten Recken der vergangenen glorreichen Zeiten gedenken. Mitten in diesen erhebenden Erinnerungen erhebt sich der König, nimmt in der Quelle ein läuterndes Bad und wirft sich dann vor Gott auf die Erde. Dann verabschiedet er sich für immer von den Gefährten. Vom Schlafe überwältigt sinken sie auf die feuchte Erde hin. Als sie des Morgens die Augen öffnen, ist ihr König verschwunden. Kai Chosrus letzte Worte waren eine Mahnung an die Getreuen, diesen letzten Rastort sofort zu verlassen. Gleichwohl wollten sie noch eine Nacht hier verbringen. Da erhob sich ganz plötzlich ein Sturm und hüllte das ganze Gebirge in Wolken ein. Ein entsetzliches Schneegestöber tobte auf die Verlassenen herab, dem sie nicht mehr zu entrinnen vermochten ... Damit schließt die ergreifende Geschichte von der Entrückung des Heldenkönigs Kai Chosru.

Einem Zaubergarten gleich, von Feen und Dämonen belebt, der Schauplatz ritterlicher Taten und romantischer Zwischenfälle, aber zugleich die blutgedüngte Wahlstatt, auf der zwei mächtige Völker um die Herrschaft ringen: so stellt sich uns das alte Iran unter seinen Heroendynastien dar. Daß in diesem Zaubergarten nicht alles Leben im Kampfe und Akten der Blutrache aufgeht, sondern auch manches romantische Idyll sich abspielt, haben wir aus dieser oder jener Liebesepisode entnommen. Vor allem erscheint der herrliche Rustem vielfach als Retter in Liebesnöten. Überhaupt ist es für den größten Teil der Heldensagen bezeichnend, daß die wilde Kampflust sich so häufig in dem milden Lichte ritterlichen Frauendienstes zeigt. Ganz im besonderen gilt dies von Rustem, dem gefeiertsten Volkshelden von Iran und vornehmsten Vertreter jenes ritterlich-feudalen Elementes, das so viele verwandte Züge mit dem Reckentum des Nibelungenliedes aufweist. Kein Wunder also, daß neben kriegerischen Taten auch die Minne in den Kreis jener Geschehnisse eintritt, welche den Inhalt des Königsbuches

Digitized by Google

bilden. Und noch ein anderer charakteristischer Zug der persischen Ritterschaft tritt in bemerkenswerter Weise hervor: ihre Selbstlosigkeit und Treue gegen das herrschende Königshaus. Keiner der Recken und Heerführer spinnt ehrgeizige Pläne, keiner von ihnen denkt auch nur einen Augenblick daran, aus politischen Wirren oder Mißgeschick im Felde für sich irgend einen Vorteil zu erhaschen. Nicht eine Spur von Hinterhältigkeit oder Falschheit, von Selbstsucht oder verräterischen Diebsgelüsten auf Krone und Reich.

Daß in einem solchen Kreise auch das Frauentum eine dem Rittertume entsprechende freie und geachtete Stellung einnehmen muß, ist klar. Aber auch in diesem Frauentum, weit entfernt in weichliche Romantik oder süßschale Erotik eingelullt zu sein, steckt etwas Kraftvolles, Selbstbewußtes, dabei durchaus echt Weibliches. Um aber neben dem Lichte nicht die Schatten gar zu sehr verschwinden zu lassen, fehlt es auch nicht an ränkesüchtigen, herrschbegierigen Weibern, die nicht um die Mittel verlegen sind, ihr Ziel zu erreichen. In solchen Gegensätzen liegt ein gesunder Kern von Lebenswahrheit. Über den Haß der Völker hinweg finden sich Sal und Rûdâbeh, Bischen und Menischeh in reiner, alles überwindenden Liebe; dort eine leuchtende Liebesnacht, voll von Zauber und berauschenden Blumendüften, heißem Sehnen und leidenschaftlicher Hingebung —, hier die durch keine Herzensqual zu ertötende Treue, die unerschütterliche Liebe bis in den Tod . . . Neben solchen herzerquickenden Frauenbildern zeigen sich dann ab und zu die von den Dämonen beherrschten ehesüchtigen Weiber oder blutschänderischen Buhlinnen, gleich jener Sûdâbeh, deren Begierde das gesamte Königshaus in Gefahr bringt und so viel Unheil anstiftet.

Viele Episoden in den altiranischen Heldensagen bezeugen, welche hervorragende Rolle die Mütter der Recken spielten. Allenthalben begegnet man diesen streng sittlichen, zum Teil heldenhaften Frauengestalten, gleich leidenschaftlich in Liebe und Haß, Gestalten wie aus Erz, in deren starken Seelen aber unendliche Liebe keimt und die Wunderblüte der reinsten Menschlichkeit sich entfaltet. Einigen dieser Mütter sei hier die ihnen zukommende Beachtung geschenkt. Vor allem die Gattin Rustems. Sie heißt Tehmineh und ist das einzige Kind des Königs von Semegan. Als der persische Nationalheros gelegentlich einer Jagd in dem genannten Reiche sein Wunderroß „Raschk" (Blitz) verliert und sich gezwungen sieht, die Gastfreundschaft des fremden Königs anzusprechen, erfährt auch dessen Tochter von der Anwesenheit des Ritters, dessen Taten ganz Mittelasien erfüllten. Sie wird zu so leidenschaftlicher Liebe zu dem Gewaltigen entfacht, daß sie sich nicht scheut, ihn aufzusuchen und um seine Gegenliebe zu werben. Rustem findet Gefallen an der romantisch veranlagten Schönen und nimmt sie zum Weibe. Leider dauert das Eheglück nur kurze Zeit, denn ein Held wie Rustem, dessen Zeit so sehr von Kämpfen und abenteuerlichen Wanderungen in Anspruch genommen wird, paßt schlecht in die trauliche Stille eines Frauengemaches. Als er von der ihm kaum angetrauten Tehmineh scheidet, übergibt er ihr einen Onyx mit dem Bemerken: wenn sie eine Tochter erhält, soll sie ihr das Kleinod ins Haar flechten, wenn aber einen Sohn, ihm dasselbe um den Arm binden . . . Es ist ein Sohn, mutig, stark, ein Ebenbild des Vaters. Weil er stets zu lachen pflegte, ward er „Sohrâb" genannt.

Dem Vater gleich wählt auch er sich ein auserlesenes Pferd vom Stamme des Raschk und sobald er erwachsen, zieht es ihn nach Iran, um seinen Vater kennen zu lernen. Afrasiab aber möchte den tatendürstigen Jüngling für sich gewinnen, weniger seiner kriegerischen Eigenschaften wegen, als deshalb, um in heimtückischer Weise über

Digitized by Google

Iran neues Unglück zu bringen. Zu diesem Ende stellt er den jungen Sohrâb an die Spitze eines starken Heeres und gesellt ihm zwei der besten Heerführer hinzu mit dem geheimen Auftrage, den Sohn in einen Kampf mit dem Vater zu verwickeln, aber ihn nicht mit letzterem bekannt werden zu lassen, damit entweder der Vater durch den Sohn falle, oder aber der Tod des Sohnes dem Vater tötlichen Kummer bringe. Leider gelingt dieser perfide Mordplan. Anfangs will es keinem der beiden Kämpfer gelingen, seinen Gegner zu überwinden; ja bei dem zweiten Gange gelingt es dem Sohrâb den bisher niemals überwundenen Rustem zu Fall zu bringen, so daß dieser sich nur durch eine List zu retten vermag. Alles drängt darauf, den Kämpfenden zu sagen, wer sie seien. Doch Rustem ist verblendet von Stolz und Leidenschaft und so kommt es zum dritten, entscheidenden Kampfe und erst nachdem Rustem sein Schwert dem Sohrâb in die Brust gestoßen, erkennt er in dem Sterbenden seinen eigenen Sohn. Tiefgebeugt kehrt Rustem in seine Heimat zurück. Tehmineh aber stirbt vor Gram.

Es sind noch einige andere Mütter zu nennen, die sich im Lichte altiranischer Frauenherrlichkeit zeigen; so die bereits erwähnte Irandocht, Gattin des Feridun und Mutter des Iredsch, dann die beiden Töchter Dschemschids — Schehrinaz und Arnevaz — welche Feridun aus der Gewalt des Zohak befreite und sie zu Frauen nahm. Ihre Söhne waren Selm und Tur, welche sich mit Iredsch in die Weltherrschaft teilten. Davon haben wir an anderer Stelle gehört. Feridun selbst hatte ein Heldenweib zur Mutter, die schlaue und unerschrockene Firanek, der es gelungen war, den erst drei Jahre alten Knaben zu retten, als dessen Vater Abtin in die Gewalt des Zohak geriet. Die Mutter der liebesseligen Gattin Sals, Rûdâbeh, die Sindocht hieß, führte ihren Stammbaum zwar auf den furchtbaren Bedränger Irans (Zohak) zurück, war aber gleichwohl die Veranlassung, daß die romantische Werbung Sals nicht mit einer Katastrophe endete. Rûdâbeh selbst, die den Rustem gebar, ist wohl die gefeiertste unter allen altiranischen Müttern. Daß von der Schwester Rustems, der furchtbaren Banû, erzählt wird, sie habe ihren Heldensinn niemals einer Liebesregung zu unterordnen verstanden, ist ohne weiters glaubhaft.

Gewiß ist, daß im Blute aller der genannten Frauengestalten einige Tropfen jenes Lebenssaftes pulsieren, der in den Adern der weiblichen Diws kreiste, jener übermenschlichen Zauberinnen, die, der Herrschaft beraubt, in Schlupfwinkeln und auf Bergeshöhen hausten, um von Zeit zu Zeit in verhängnisvoller Weise in die Menschenschicksale einzugreifen. Daß sie Weiber von außerordentlicher Schönheit waren, versteht sich von selbst. Freilich huschen sie insgesamt namenlos durch die phantastischen Geschehnisse, von welchen die Heldensagen erfüllt sind, bis auf eine, von der sofort die Rede sein wird ... Es ist bald nach der Entführung Bischens und seiner todesmutigen, treuen Menischeh. Afrasiab, entrüstet ob des dem Feinde gelungenen Streiches, ist entschlossen, Iran abermals mit Krieg zu überziehen. Als er zu diesem Ende seinen Kriegern Übungen im Waffenspiele ausführen läßt, fällt ihm ein Jüngling von seltener Körperkraft und Gewandtheit auf. Um seine Herkunft befragt, nennt er sich Barsû, Sohn eines Landmannes von Semekan. Daß dem anders ist und Heldenblut in seinen Adern rollt, weiß er selber nicht. Barsû ist nämlich ein Sohn Sohrâbs, also aus Rustems Geschlecht. Der neue Günstling Afrasiabs bringt es bis zur höchsten Stelle im Heere, mit dem er in Persien einbricht. Rustem zieht ihm entgegen und es kommt alsbald zur Schlacht. Am zweiten Tage derselben fordert Rustem den Barsû zum Zweikampfe. Als er aber durch einen furchtbaren Hieb über den Arm kampfunfähig wird, überläßt er die Fortsetzung des

Digitized by Google



Szene aus dem Schah-nameh.
Handschrift des Ibn Abu l'Barakât Asadallah vom Jahre 1617 (k. k. Hofbibliothek in Wien).

Kampfes seinem Sohn Feramers. Diesem gelingt es, den Helden von Semegan niederzuwerfen, zu fesseln und vor Chosru zu führen. Dies verbreitet Schrecken im turanischen

Digitized by Google

Heere. Afrasiab zieht sich eilends zurück und sucht um Frieden an, der auch, nach Ablieferung des ganzen turanischen Lagers an Chosru, zu stande kommt.

Rustem leidet über ein Jahr an der erhaltenen schweren Verletzung. Um seinem Stolze Genüge zu leisten, übergibt ihm der König den Gefangenen, der hierauf in einem der Schlösser Rustems interniert wird ... Und nun greift abermals eine Frauenhand in die Ereignisse ein. Schehrus Chatun, die Mutter des Barsû, untröstlich über das Schicksal ihres Sohnes, begibt sich heimlicherweise auf die Suche nach dem Gefangenen und entdeckt ihn endlich in einem der Schlösser Rustems. Sie besticht die Wachen und flüchtet mit dem Befreiten, doch werden beide von Rustem, der von dem Vorgefallenen unterrichtet worden ist, verfolgt und am Oxus eingeholt. Ein Zweikampf soll auch diesmal über das Leben des einen oder anderen entscheiden. In ihrer Angst um das Leben des Sohnes wirft sich Barsûs Mutter zwischen die Kämpfenden, entdeckt dem Rustem, daß er mit seinem eigenen Enkel kämpfe und zeigt ihm zum Beweise dessen Sohrâbs goldenes Armband vor.

Rustems Freude hierüber kennt keine Grenzen. Sofort kehrt er mit dem wiedergefundenen Enkel um und nimmt auch dessen Mutter mit sich in die Heimat. Aber damit soll es nicht sein Bewenden haben. Infolge priesterlicher Weissagung hält Afrasiab Turans Geschick unzertrennlich von jenem Barsûs und so sinnt er auf Mittel, denselben wieder in seine Gewalt zu bekommen. Diese Aufgabe fällt der schönen Sussene zu, welche mit den Diws Umgang pflegt und im Rufe der Zauberei steht. Um ihr den nötigen Schutz zu bieten, gibt ihr Afrasiab einige seiner auserlesensten Krieger zum Geleite, vor allem den tapferen Pilsem. Auf dem ganzen Wege gibt sich die zauberkundige Schöne den Anschein, als fliehe sie vor der Tyrannei Afrasiabs. In der Nähe der Stadt Nimrus (wo Rustem weilt), bei einer lieblichen Quelle, beziehen Sussene und ihre Kavaliere ein Lager. Nun will es der Zufall, daß zur selben Zeit eine große Zahl von Lehensfürsten bei Rustem weilen, um mit ihm die Wiederauffindung Barsûs zu feiern: Newders Söhne Thûs und Gustehem von Parthien, Ferikus, Sohn des Kawus, Guders, Ruham, Gîw und Bischen aus dem medischen Fürstenhause. Bei einem nächtlichen Gelage, gerade zur Zeit der Ankunft der Sussene, geraten Thûs und Guders im Streite aneinander und hätten nicht die anderen Edlen eingegriffen, so wäre Guders sicher seinem Gegner unterlegen. Wütend verläßt Thûs den Palast, schwingt sich auf sein Roß und sprengt in die nächtliche Finsternis hinaus.

Rustem, dem der Zwischenfall sehr zu Herzen geht, entschließt sich sofort, dem Thûs nachzureiten und nach einiger Zeit folgen ihm auch die übrigen Edlen. Inzwischen hat Thûs in dem vorerwähnten lieblichen Quellengrunde ein Prunkzelt entdeckt, vor welchem ein Feuer lodert. Er reitet näher heran und erblickt ein herrliches Mädchen, das auf einem Saiteninstrumente spielt und einen bezaubernden Gesang hören läßt. Es ist Sussene. Auch sie hat den Reiter wahrgenommen und sie — „so liebreizend wie eine Botin aus der Feenwelt" — ladet ihn ein, ihr Gesellschaft zu leisten. Mit Erstaunen, von der Schönheit des Weibes geblendet, hört Thûs dessen Erzählung von der Tyrannei des Afrasiab. Es scheint aber, daß weniger dieser Gegenstand, als die Reize der Erzählerin den Zuhörer gefangen nehmen und so hat er keinerlei Bedenken, als Sussene ihm den Becher mit köstlichem Wein reicht. Es ist ein Schlaftrunk. Als er seine Wirkung getan hat, wird Thûs von Pilsem und den Seinen gefesselt. In diesem Augenblicke erscheinen Guders, Gîw und Gustehem, welche nach Thûs sich erkundigten. Man antwortet ihnen ausweichend, gibt ihnen gleichfalls von dem verhängnisvollen Tranke und schließlich werden

auch sie gefesselt. Als letzter trifft Bischen in Begleitung zweier Knappen ein. Da er sich weigert, von dem dargebotenen Weine zu trinken, gerät Pilsem in Wut, fordert Bischen zum Zweikampfe und streckt ihn nieder, worauf er gleichfalls gefesselt wird. Die beiden Knappen aber ergreifen die Flucht und überbringen an Rustem und Barsû die Nachricht von dem Vorgefallenen. Ehe noch die Turanier mit den vier Gefangenen sich entfernt haben, erscheinen die beiden letztgenannten Recken vor dem Zelte der schönen Hexe. Rustem greift sofort den Pilsem an und schlägt ihn nieder, worauf Barsû mit seinem Streitkolben dem Turanier den Rest gibt. Die gefesselten Edlen werden befreit, Sussene aber mit ihrem Gefolge in die Gefangenschaft geführt.

Wenn auch die iranischen Heldensagen nur dürftige Anhaltspunkte für die gleichzeitigen historischen Ereignisse bieten, geht gleichwohl aus mancherlei Anzeichen hervor, daß mit Lohrâsp, der, wie wir gesehen haben, nach der geheimnisvollen Entrückung des steinalten Kai Chosru, den Thron von Iran bestiegen hatte, die verschwommene Grenzlinie zwischen Sage und Geschichte überschritten wird. Mehr als Lohrâsp interessiert uns sein Sohn Guschtâsp, der Held eines weitausgesponnenen Romanes, in welchem zur Abwechslung einige Damen von nicht-persischer Abkunft eine Rolle spielen ... Dies kam so. Lohrâsp hat außer Guschtâsp noch einen zweiten Sohn, Zerir mit Namen. Beide sind herrliche, junge Helden, die Zierden des Heeres. Allein Guschtâsp ist sehr hochfahrend und ehrgeizig und begehrt bei einem Festmahle öffentlich, zum Mitregenten erhoben zu werden. Da Lohrâsp ihm dies abschlägt, flieht er vom Hofe in der Richtung nach Hindustan, wird zwar von Zerir eingeholt und nach Hause geführt, entflieht aber ein zweites Mal und zwar jetzt westlich, nach „Rum" (dem westlichen Orient, Kleinasien u. s. w.) Da er durch fremde Mithilfe übers Meer und sodann in eine „große Stadt" (von drei Parasangen Umfang) gelangt, dürfte damit Byzanz gemeint sein. Hier hält der „Kaisar" Hof. Guschtâsp irrt eine ganze Woche umher, ohne einen Unterstand zu finden. Nacheinander verdingt er sich als Schreiber, Gärtner und Kameltreiber, ohne daß er sich für diese Beschäftigungen als tauglich erwies. Von einem Schmiede angenommen, schlägt Guschtâsp mit einem Streich den Ambos in Stücke, was, wie nicht anders zu denken, den Meister bestimmte, von den Diensten Guschtâsps abzusehen. Der Verzweiflung nahe, findet er endlich gastfreundliche Aufnahme bei einem Landedelmanne in der Nähe der Stadt.

Der Kaisar aber hat drei Töchter, in der ganzen Welt berühmt durch ihre Schönheit und Tugend. Da geschieht es, daß die älteste, Katajûn[1]), einen Traum hat: sie sieht sich von einer unabsehbaren Menschenmenge umgeben, als ein Fremdling, sorgenvollen Gesichtes, aber von königlicher Hoheit und Schönheit vor sie hintritt und ihr einen duftenden Blumenstrauß überreicht. Die Kaisarstochter erwidert in gleicher Weise die Gabe. Daraufhin läßt der Kaisar die Edlen seines Reiches zur Gattenwahl versammeln und Katajûn soll demjenigen einen Rosenstrauch darbieten, den sie zum Gatten wünscht. Allein keiner der Anwesenden gefällt ihr. Gelegentlich einer zweiten Versammlung, zu der auch der Kleinadel und die reicheren Bürger herangezogen werden, erscheint, über Aufforderung seines Gastherrn, auch Guschtâsp. Der Anblick der Szene soll den noch immer trauernden Fremdling zerstreuen ... Da geschieht das Unerwartete: Katajûn erkennt in ihm den Jüngling ihres Traumes, reicht ihm den Rosenstrauß und wählt ihn zu ihrem Gatten. Der Kaisar, nicht sehr erbaut von der Unebenbürtigkeit dieses Bundes,

[1]) Nach Horn (a. a. O., 177); Krüger (a. a. O., 385) schreibt Kutajun, Malcolm (a. a. O., I, 44) Kattyun, Baumgartner (a. a. O., I, 503) Kitabun.

Digitized by Google

gibt zwar seine Einwilligung, verstößt aber gewissermaßen seine Tochter, indem er sie ihrem Schiksale überläßt. Daraufhin will Guschtâsp zurücktreten, Katajûn jedoch vereitelt edelmütigerweise diese Absicht und erklärt, freiwillig mit ihm seine Armut zu teilen. Der Erlös ihrer Juwelen sowie die Jagdbeute Guschstâsps helfen über des Lebens Not hinweg. Als aber letzterer zwei Edlen — Mebrun und Ahren — dadurch zu der Ehe mit den beiden anderen Kaisartöchtern verhilft, daß er für jene die ausbedungenen Rittertaten (die Tötung eines Wolfes und eines Drachen) heimlicherweise ausführt und diese Taten dem Kaiser bekannt werden, gelangt Guschtâsp zu hohen Ehren und führt einen erfolgreichen Krieg gegen den Fürsten der „Chazaren“ namens Alias, nachdem dieser eine geforderte Tributleistung verweigert hat. Auch von Iran wird Tribut gefordert. Lohrâsp ist darüber sowie über die „schärfere Tonart“, die seit einiger Zeit in Rum herrscht, nicht wenig erstaunt und hört mit Interesse die Mitteilung des Gesandten aus Rum, daß ein Fremdling die Ursache dieser Erscheinung sei. Nun entsendet Lohrâsp seinen Sohn Zerir nach Rum, mit dem Auftrag, die Tributzahlung zu verweigern und mit Krieg zu drohen. Guschtâsp aber zieht seinem Bruder entgegen, gibt sich diesem zu erkennen und wird nun im Triumph nach Hause geführt, wo Lohrâsp zu gunsten seines wackeren Erstgeborenen auf Thron und Regierung verzichtet.

Diese romantische Geschichte ist deshalb merkwürdig, weil die Heldin derselben einem Irrlichte gleich, zwischen Sage und Geschichte hin- und herzitternd, unter den verschiedensten Masken auftritt. Keine zweite Frauengestalt aller Zeiten und Völker spielt eine ähnliche Rolle. Selbst im germanischen Norden hat man ihr Vorbild gesucht. Einer der Kommentatoren dieses Romanes[1]) erkennt in Guschtâsp, der den Ambos mit einem Schlage entzweispaltet, den nordischen Sigurd in Mimrs Schmiede; die Königstochter Katajûn (oder Kutajûn) sei eine Verstümmelung von „Kutrun“, dem nordischen Namen der Krimhilde. Die Verschleppung könne durch gotische Krieger in römische Heere, mit denen die Perser beständig im Kampfe lagen, stattgefunden haben u. dgl. m.

Damit ist es nun nichts, denn die schöne Kaisarstochter macht noch mancherlei abenteuerliche Wandlungen durch. Der „Kysar“ von Byzanz ist selbstverständlich eine Fabelei des Firdusi, schon des Zeitalters wegen. Nach einer scharfsinnigen Untersuchung[2]) soll Guschtâsp etwa um 630 v. Chr. unter dem angenommenen Namen Farrukh-fad an den Hof des lydischen Königs Parsus gekommen sein, wo sich die geschilderten Abenteuer in ähnlicher Weise abgespielt haben. Nur heißt hier die weibliche Hauptperson nicht Katajûn, sondern Nahideh ... Die nächste Verwandlung der Schönen spielt sich mehr auf historischem Gebiete ab. Alias entpuppt sich als der lydische König Alyattes und der „Kysar“ (Kaisar) des Firdusi als der medische König Kyaxares. Die Lautähnlichkeit läßt in der Tat nichts zu wünschen übrig. Nach Herodot[3]) hätte Kyaxares eine Schar Skythen an seinem Hofe gehabt, welche gewandt im Waffenspiel und Weidwerk waren und des Königs Söhne in diesen ritterlichen Übungen unterrichteten. Als sie sich aber einst wegen einer Geringfügigkeit den Tadel des Königs zugezogen hatten, töteten sie einen ihrer Zöglinge und setzten dieses kostbare „Wildbret“ ihrem Gebieter vor. Dann entflohen sie zum lydischen König Alyattes nach Sardes. Es kam zum Kriege und zu

[1]) Görres: Das Heldenbuch von Iran", I, S. CLXXXVI.

[2]) d'Ohsson, a. a. O.

[3]) Herodot: I, 73. — In dieser verwickelten Angelegenheit ist nicht zu übersehen, daß nach der Schlacht am Halys, beziehungsweise des nach dem unentschieden gebliebenen Kampfe abgeschlossenen Friedens, Aryenis, die Tochter des Alyattes, an Astyages, Sohn des Kyaxares, vermählt wurde.

22*

Digitized by Google

jener denkwürdigen Schlacht am Halys (am 28. Mai 585 v. Chr.), in der durch den Eintritt einer Sonnenfinsternis der Kampf abgebrochen und Friede gemacht wurde.

Da man nicht ohne Berechtigung annehmen darf, der weiter oben erwähnte „Parsus" sei wahrscheinlich eine Personifikation von „Pars" (oder Parsis), so involviert dies offenbar eine Verwechslung der Meder mit den Persern, was in Baktrien (besonders später nach dem Untergange des medischen Namens) ganz leicht geschehen konnte. Auch die Jagden der Skythen und die des Guschtâsp sind verdächtig. Unsere schemenhafte „Katajûn" — die bereits zu einer „Nahideh" geworden, ist wahrscheinlich niemand anderer als „Amyitis", die Tochter des Kyaxares. Aber auch dieser Name ist nicht verbürgt, denn Eusebius nennt sie „Amuhea". Beide Namen verschmolzen ergeben als Urform „Amyhide", die lautlich an Nahideh anklingt. Zuguterletzt muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Sage von Guschtâsp fast die gesamte (historische) Achämenidendynastie umfaßt, also auch den König Kyros, dessen Hauptgemahlin nach dem Zeugnisse des Ktesias ebenfalls Amyitis hieß. Damit schließt diese merkwürdige Seelenwanderung der romantischen „Kaisarstochter" ab.

Unter Guschtâsp ereignen sich große Dinge in Iran. Zunächst ist es das Auftreten des Zarathustra: Im Königsbuch des Firdusi erscheint der Prophet der Lichtreligion ganz unvermutet am Hofe des Schah. Er tritt vor diesem mit den Worten hin: „Ich bin der Prophet, ich bin der Führer zu Gott." Dann schafft er ein ehernes Becken mit loderndem Feuer herbei und spricht: „Das habe ich aus dem Paradiese mitgebracht und es sprach der Herr: Bekenne dich zu diesem Glauben, erfasse diesen Himmel und diese Erde, die ich ohne Leben und Wasser erschaffen und sie so gemacht habe, wie du sie schauest" u. s. w. . . . Auch das heilige Buch, den Avesta, hat Zarathustra (wie nachmals der Prophet Mohammed den Koran) vom Himmel empfangen. Sein Vater hieß Purschâsp, seine Mutter Daghda. Sie soll schon in der Zeit, da sie das Kind unter dem Herzen trug, seine nachmalige Größe vorausgeahnt haben. Mit dem Feuer- und Lichtkultus der Lehre Zarathustras können wir uns hier nicht weiter beschäftigen. Von Interesse für uns ist — und wir haben dies schon früher einmal hervorgehoben — daß der Prophet den Frauen wohlgesinnt war und sie durch besondere Gebote gesellschaftlich den Männern gleichstellte. Er selbst scheint bis ins Alter unbeweibt gewesen zu sein, denn erst später ist davon die Rede, daß er eine Tochter Freschosters zur Gattin genommen.

Guschtâsp ist der erste, der sich zu dem neuen Glauben bekehrt; ihm folgt sein Vater Lohrâsp, dann der Bruder des Königs, Zerir, ferner Guschtâsps Sohn Isfendiar — mit dem ein dem Rustem ebenbürtiger Held auf die Schaubühne tritt, schließlich alle Fürsten und Edlen und die Völker des Westens. Turan jedoch und der ganze Osten stellen sich der Bewegung feindlich entgegen. Hier führt seit dem Tode Afrasiabs der tapfere Ardschâsp, ein Enkel desselben, die Herrschaft und der uralte Rassenkampf lodert alsbald wieder auf. Gleich in der ersten Schlacht bedeckt die Blüte der iranischen Ritterschaft das Feld und das Reichspanier (Kawes Lederbanner) fällt in Feindeshand. Da greift Isfendiar ein, er ringt mit übermenschlicher Kraft mit dem Gegner, tötet den Mörder Zerirs, erobert das verlorene Banner und vernichtet den Feind. Aber Guschtâsp, der feierlich gelobt hatte, dem Retter in der Not Thron und Reich abzutreten, denkt nicht mehr daran, sein Gelöbnis zu halten. Isfendiar, von Pflichteifer und (wenn man es so nennen darf) Patriotismus erfüllt, kehrt sich nicht daran, sondern führt mit Eifer die ihm als anerkannter Oberfeldherr des Reiches zufallende Aufgabe der Bekehrung aller Völker zum neuen Glauben durch.

Digitized by Google

Zu mächtigem Ansehen gelangt, wird Isfendiar durch Neider beim Könige verdächtigt und dieser treibt den Undank so weit, den verdienstvollsten Helden Irans (der greise Rustem, die einstige Stütze so vieler Könige, hat sich in seine Heimat zurückgezogen) gefangen zu nehmen und im Schlosse Gunbedan mit schweren Ketten anzuschmieden ... Die Folgen dieses Verrates lassen nicht lange auf sich warten. Ardschâsp gewinnt neuen Mut und führt einen Überfall auf Balkh durch, wobei der greise Lohrâsp und sein Volk niedergemacht, das heilige Feuer ausgelöscht, achtzig Frauenpriester getötet, der Avesta verbrannt wird. Unter den Gefangenen, welche der Sieger mit sich schleppt,



Szene aus dem Schah-nameh.
Handschrift des Ibn Abu l'Barakât Asadallah vom Jahre 1617 (k. k. Hofbibliothek in Wien).

befinden sich auch Guschtâsps Töchter Humâi und Beh Aferid, während es der Gattin des Königs gelingt, verkleidet nach Süden zu entkommen. Guschtâsp, der in aller Eile mit einem Heere herbeieilt, erleidet eine schwere Niederlage. Alle Blicke richten sich auf Isfendiar und so muß der König sich endlich entschließen, den Gefangenen freizugeben und an die Spitze des deroutierten iranischen Heeres zu stellen. Da wendet sich sofort das Kriegsglück. Ardschâsp, der das kommende Unheil voraussieht, erniedrigt sich so weit, den Antrag eines seiner Palladine, den Isfendiar zu ermeucheln, anzunehmen, doch der Anschlag mißlingt. Die Mordwaffe prallt am Panzer des Helden ab und dieser packt den Frevler mit seiner Fangschnur. Ein ungeheures Blutbad, das nun unter den fliehenden Turaniern angerichtet wird, beschließt diese Episode. Aber Guschtâsp, damit nicht zufrieden und weit davon entfernt, nachträglich sein dem siegreichen Sohne gegebenes Versprechen einzulösen, fordert neue Taten. Isfendiar gehorcht und erlebt eine Reihe

Digitized by Google

der wunderbarsten Abenteuer, deren letztes ein Überfall auf das „eherne Schloß“ ist, in welchem die Schwestern des Helden gefangen gehalten werden. Isfendiar, in Gesellschaft einer Schar auserlesener Gefährten, dringt verkleidet in das Schloß ein, wobei Ardschâsp getötet wird, obwohl ihn „hunderttausend Krieger“ umgeben. Mit den geretteten Frauen zieht sich Isfendiar auf das heranrückende iranische Heer zurück und dieses vollendet die Niederlage des Feindes.

Eine der beiden befreiten Schwestern Isfendiars, die Humâi, ist zugleich seine Gattin. Wir kommen weiter unten ausführlicher auf diese befremdende Erscheinung zu sprechen. Vorläufig sei erwähnt, daß die Frucht dieser Geschwisterehe ein Sohn ist, Bahman mit Namen, in dessen Hände die Sage das Vernichtungswerk gegen die Familie Rustems legt. Das kam so. Guschtâsp, von seiner Herrscherherrlichkeit derart eingenommen, daß er den Gedanken, noch zu Lebzeiten seinem Heldensohne das königliche Erbe zu übertragen, nicht zu verwirklichen vermag, reizt Isfendiar zu neuem Kampfe gegen Rustem auf, in der Hoffnung, daß ersterer unterliegen werde. Aber es kommt anders. Das unerwartete Schauspiel eines Zweikampfes zwischen dem übermenschlichen Helden von Seistan, dem Träger altiranischen Ruhmes und dem jugendschönen Isfendiar, dem letzten Vertreter eines absterbenden Heldengeschlechtes, enthält — wie man sieht — den Keim einer ungeheuren Tragik in sich. In greifbaren Zügen tritt uns in Isfendiar die Gestalt des germanischen Siegfried entgegen. Gleich diesem ist nämlich auch der iranische Heldenjüngling unverwundbar bis auf eine Stelle des Körpers. Als nämlich Isfendiar von Zarathustra mit dem heiligen Wasser übergossen wurde, schloß er eines der beiden Augen, das sonach von dem göttlichen Naß nicht berührt wurde. Rustem weiß davon nichts. Als es zum Kampfe kommt, geschieht das Unerwartete, Unfaßbare: der für unüberwindlich gehaltene alte Held wird von Isfendiars Pfeilen zerfleischt. Er flieht zu den Seinen, wo sowohl er als sein Pferd Raschk mit Hilfe des Zaubervogels Simurgh geheilt werden. Letzterer tut aber noch ein Übriges; er verhilft Rustem zu dem Schicksalspfeil, dem Isfendiar nicht entrinnen kann und verrät die Verwundbarkeit des letzteren. Allerdings warnt der gefiederte Helfershelfer vor jedem weiteren Kampfe, der nur zum Unheil für das ganze Reich enden könne. Rustem aber will vor allem seine Ritterehre wiederherstellen, vorausgesetzt, daß sein Gegner die Hand zur Versöhnung darbietet. Isfendiar aber weist derlei zurück und so greift Rustem zu dem verhängnisvollen Pfeil, legt an und trifft Isfendiar mitten ins Auge.

So war das Ungeheuerliche geschehen. Wahrhaft rührend sind die Selbstanklagen der beiden Helden. Während Isfendiar eingesteht, zu dem bösen Handel verführt worden zu sein, bekennt Rustem unumwunden, sich der Mitwirkung eines Zaubers bedient zu haben, um seinen Gegner niederzustrecken, eine Tat, mit der er ewige Schmach auf sich geladen. Mit diesem reuigen Bekenntnisse nehmen die beiden Helden voneinander Abschied. Isfendiar übergibt seinem Überwinder seinen Sohn Bahman, an dem Rustem Vaterstelle vertreten und ihn zu seinem künftigen Herrscherberuf heranbilden soll. Bevor Isfendiar für immer die Augen schließt, bricht er in die für seinen Vater niederschmetternden Worte: „Guschtâsp hat mich gemordet“ aus.

Kindesliebe und Mutterschmerz spielen — wie so oft in den Heldensagen — auch hier in die erschütternde Tragödie hinein. Noch in den letzten Zügen beauftragt Isfendiar seinen Bruder Bischuten der Mutter folgende Botschaft auszurichten:

Der Tod, o Mutterherz, ereilte mich.
Bald folgst du mir, o liebevolle Seele!

Digitized by Google

Doch sorge, daß zu schwer dich Schmerz nicht quäle;
Enthülle nicht das Angesicht, das bleiche,
Auch zieh' das Tuch nicht ab von meiner Leiche!
Der Anblick würde deinen Gram vermehren,
Und Weise suchen ihren Schmerz zu wehren!
Zu meinen Schwestern auch und allen jenen,
Die meiner Rückkehr warteten mit Sehnen,
Sprich solche Worte: Euch, sowie den Euern
Sag' ich für immer Lebewohl, ihr Teuern!

Als der Trauerzug, den das ganze Heer mit dem eisernen Sarge bildete, am Hofe Guschtâsps anlangt, stürzen sich Mutter und Schwestern auf den Sarg, lüften den Deckel und fallen besinnungslos auf die Leiche. Dann streut die verzweifelte Mutter Staub auf das Roß Isfendiars, welches trauernd mit beschnittenen Mähnen und Schweif hinter seinem toten Herrn steht, und verwünscht es, weil es ihren Sohn zum Tode getragen. Zuletzt zerfleischen sich Mutter und Schwestern die Wangen, überhäufen Guschtâsp mit den bittersten Vorwürfen, bis der tröstende Zuspruch der Krieger die Klagenden etwas beruhigt. Die Töchter werden abgeführt und nur die Mutter bleibt zurück, um das Lob des Gefallenen aus dem Munde seiner Gefährten zu hören.

Das jäh über das iranische Heldentum hereingebrochene Verhängnis nimmt indessen alsbald seinen weiteren Verlauf. Die nächste Zeit verstreicht allerdings ruhig. Es gelingt Rustem den unter einer edlen Ritterschaft aufgewachsenen Bahman zu einem herrlichen Jüngling heranzubilden, worauf er seinem Großvater zugeführt wird. Rustem selbst aber sollte es bald übel ergehen, indem er ganz unversehens dem tückischen Anschlage seines Halbbruders Scheghad zum Opfer fällt. Letzterer — dadurch gereizt, daß Rustem vom König von Kabul, an dessen Hofe Scheghad weilt, Tribut einfordert — verleitet seinen Gebieter, Rustem öffentlich zu beschimpfen. Nachdem dies geschehen, verfügt sich der hinterlistige Anstifter zu Rustem, um ihn zu einem Rachezuge gegen den Herrscher von Kabul aufzureizen, was ohneweiteres gelingt. Währenddem hat dieser auf dem Wege, den Rustem einzuschlagen, Fanggruben herrichten lassen, welche am Grunde dicht mit Messern und Schwertern gespickt, oben jedoch mit Strauchwerk abgedeckt sind. In eine dieser verräterischen Gruben fällt der alte Held, gleich einem überlisteten Raubtiere, und geht elend zu grunde, nachdem er noch zuvor mit sicherem Pfeile die Brust des Verräters durchbohrt ... So endet das tausendjährige Heroenzeitalter Irans. Das Verhängnis hat sich erfüllt. Rustems unritterlicher Triumph über Isfendiar (seine einzige Tat dieser Art) wird ihm zum Fluche.

Erst nach solch ungeheueren Opfern an Blut wird Guschtâsp seiner Herrscherherrlichkeit überdrüssig. Bahman übernimmt Krone und Reich und tritt unverzüglich als Rächer seines Vaters auf. In der Heimat Rustems angelangt, wütet er unerbittlich gegen dessen Familie. Auch dessen heldenmütig kämpfender Sohn Feramers wird überwältigt und an einem Baum erhängt. Von allen Helden der glorreichen Vergangenheit lebt nur noch der steinalte Sal, den über Fürbitte Bischutens das Schwert Bahmans verschont. Zur unmittelbaren Nachfolgerin ernennt dieser seine Tochter Humâi, die er im letzten Jahre seiner Regierung noch zur Gattin nimmt, mit Erbberechtigung für ihren künftigen Sohn, dessen Geburt er nicht mehr erlebt.

Wenn wir hören, daß Isfendiar seine Schwester, Bahman seine Tochter ehelicht, drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf, ob hinter diesen nach unseren Begriffen blutschänderischen Verbindungen nicht etwa ein höheres Gesetz steckt. Nun dem ist in

Digitized by Google

der Tat so. Einen Anhaltspunkt hierfür findet man schon darin, daß im alten Orient die Gründer neuer Dynastien sich fast immer dadurch zu legitimieren suchten, daß sie die Frauen, besonders die Lieblingsgemahlin des gestürzten Königs in ihr eigenes Harem aufnahmen. Die Achämeniden übernahmen, wie es scheint, regelmäßig das ganze Harem ihrer Vorgänger.[1]) Was aber die Verwandtschaftsehen anbetrifft, ist deren Bedeutung im „Dinkart" — einer von den vielen Schriften, welche den Zweck haben, die Lehre des Avesta zu erläutern — klargelegt. Nach dem Wortlaute des Dinkart sei das Glück der Nachkommenschaft nur durch solche Ehen gesichert, „durch welche in dieser Beziehung gegenseitige Hilfeleistung möglich ist." Man nannte die innerhalb der engsten Verwandtschaft geschlossenen Ehen Chwaitwadatha (Chetodath). Es heißt nun weiter[2]): Wer daher im Hinblicke auf Stärkung und Verkettung für die Zeit der Wiederherstellung, aller Dinge (im Jenseits) als Mann und Frau sich verbinden will, soll dieses Band der Verwandtschaft derart knüpfen, daß es für lange Zeit dauert, und zwar mit Verwandten und den nächsten Bekannten der Gemeinde. Es sind dies folgende drei Arten der Verwandtschaft: Vater und Tochter, Sohn und Mutter, Bruder und Schwester. Zum Verständnis dieses verborgenen Ausspruches haben gelehrte Kommentatoren folgende Erklärung gegeben: Alles von Gott Geschaffene ist männlich oder weiblich; jenes ist der Sohn, dieses die Tochter, Gott selbst ist der Vater. Nun wird die Erde, aus welcher (dem Stoffe nach), alles gemacht ist, als die Mutter aller Dinge angesehen und aus ihr schuf Gott den männlichen Gajomarth (das Urwesen). Von ihm stammen alle Menschen ab. Gajomarth war lebendig, sprachbegabt und sterblich, und diese drei Eigenschaften vererbten sich auf seine Nachkommen; die beiden ersten stammen von seinem Vater, die letzte von dem bösen Feinde, der die Oberhand über ihn gewann.



Das erste Menschenpaar („Maschia" und „Maschiana") nach persischer Vorstellung. Miniatur des persisch-indischen Malers Mani aus dem 16. Jahrhundert. (Chedivtale Bibliothek zu Kairo.)

[1]) Nach morgenländischen Schriftstellern erscheint eine Sammuramit (Semiramis) sowohl als Gattin des letzten Fürsten der älteren kananischen Königsreihe wie als solche des ersten Fürsten der jüngeren Königsreihe der Kananiden. Aus dem oben Gesagten erklärt sich ohne weiteres dieser Sachverhalt. Ähnlich verhält es sich mit der Frau des Kandaules, des letzten Herakliden, den Gyges von Lydien erschlug und hierauf dessen Gattin zum Weibe nahm.

[2]) Vgl. Justi, a. a. O. S. 26.

Die Entstehung eines männlichen Wesens (Gajomarth) in der Tochter (Erde) durch Beihilfe des Vaters (Mazda) nennt man das „**Chetodath von Vater und Tochter**". Nun heißt es in der Schrift, daß Gajomarth durch seinen Tod die Erde befruchtete, welche seine Mutter war; dies nennt man das „**Cheodath von Sohn und Mutter**". Dadurch seien „Maschia" und „Maschiana" [1]) entstanden als Sohn und Tochter des Urwesens und der Erde. Beide aber lebten miteinander und wurden Urheber des Menschengeschlechtes, und dies nennt man als „**Chetodath von Bruder und Schwester**". Auch stammten von diesem ersten Menschen Zwillingspaare ab, welche als Mann und Weib lebten ... Der Verfasser des Dinkart führt dann noch aus, daß die Erkenntnis des höchsten Wesens in der Reihe der Nachkommen Maschias und Maschianas sich fortgeerbt habe, und da somit diese Erkenntnis in demselben Maße zunehme als Heiraten geschlossen würden (natürlich unter zoroastrischen Religionsgenossen), so sei die Ehe unter Mitgliedern des Stammes das beste Mittel, den „Diws" Abbruch zu tun. Wie man sieht, sucht der Dinkart der dem menschlichen Gefühl höchst anstößigen Vorschrift der Verbindung der nächsten Blutsverwandten eine symbolische Bedeutung zu unterschieben. In späterer Zeit (unter den Sassaniden) war die Verwandtenehe zwischen engeren Graden nicht mehr gestattet. Daher verwirft der Verfasser des Dinkart (**Peschotan**) solche Ehen als verabscheuungswürdig und macht hierbei auf die (beiläufig bemerkt niemals anerkannte) persische Sekte des Priesters **Achschi** aufmerksam, welcher allerdings derartige Ehebündnisse zuließ. Daß das Chetodath den Zweck hatte, die Reinheit der iranischen Rasse zu erhalten, liegt auf der Hand. Dadurch erhielt diese Institution eigentlich keine symbolische, sondern eine naturwissenschaftliche Unterlage. Daß aber — entgegen den Behauptungen des Dinkart — die Verwandtenehe sich sehr lange behauptete, beweist der Umstand, daß noch der armenische Bischof **Narses** (um die Mitte des 4. Jahrhunderts n. Ch.) mit Nachdruck den Satrapen solche Ehebündnisse untersagte.[2])

Mit der Wahrung der Reinheit der Rasse hängt auch die sogenannte „**Mutterreinigung**" zusammen, welche sich auf Totgeburten bezieht. In diesem Falle ist nämlich der Leib der Mutter als verunreinigt anzusehen. Dementsprechend heißt es im Avesta:

> „Schöpfer! wenn in der mazdayahnischen Wohnung eine Frau guter Hoffnung wird, einen Monat, zwei Monate, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun und zehn Monate, und dann niederkommt mit einem toten Kind: wie sollen sich die Mazdayahnas verhalten?
>
> Darauf erwiderte Ahura-Mazda: Sie sollen sie bringen auf den Platz, welcher in der mazdayahnischen Wohnung der reinste und trockenste ist, wo am wenigsten vorüberwandeln Vieh und Zugtiere, das Feuer des Ahura-Mazda (Sohn), das heilige Zweigbündel und der reine Mann.
>
> Schöpfer! wie weit vom Feuer, wie weit vom Wasser, wie weit von dem heiligen Zweigbündel, wie weit von den reinen Menschen?
>
> Darauf erwiderte Ahura-Mazda: Dreißig Schritte vom Feuer, vom Wasser, vom heiligen Zweigbündel, drei Schritte von den reinen Menschen. Dann sollen die Mazdayahnas auf der Erde eine Umfriedigung machen, und dahin Speisen und Kleider bringen.

[1]) Adam und Eva; eigentlich „Mensch" und „Menschin".

[2]) Diese Sitte bestand übrigens im ganzen Bereiche des alten Orient, so im Hause der Ptolemäer und schon lange vorher bei den Königen der 18. Dynastie; Abraham hatte seine Stiefschwester **Sarai** zum Weibe, der karische König Mausolus seine **Schwester**. Selbst bei den Griechen kam derlei vor, denn in Athen durfte man die Stiefschwester von Vatersseite heiraten. Die Kirchenväter sind geneigt, die Einbürgerung dieser Sitte über Kleinasien und Ägypten einer Ausbreitung der Magier nach diesen Ländern zuzuschreiben.

Digitized by Google

Schöpfer! was für Speise soll die Frau zuerst essen?

Darauf erwiderte Ahura-Mazda: Asche mit Urin einer Kuh, drei Tropfen, oder sechs, oder neun. Sie besprengt damit die Dahmas (Leichenstätten), welche im Mutterleibe sich befinden; sie genieße dann die heiße Milch von Pferden, Kühen, Schafen und Ziegen, große und kleine Früchte, gekochtes Fleisch ohne Wasser, reines Getreide ohne Wasser, Wein ohne Wasser.

Schöpfer! wie lange soll man warten, bis sie Fleisch, Getreide und Wein genießen darf?

Darauf erwiderte Ahura-Mazda: Drei Nächte soll man warten, drei Nächte ist zu warten, bis sie Fleisch, Getreide und Wein genießen darf; nach drei Nächten wasche die Frau ihren Leib und ihre Kleidungsstücke mit Urin einer Kuh und Wasser an den neun Löchern (Steinen, welche am Reinigungsorte über Löchern liegen); dann ist sie gereinigt."

Bemerkenswert ist auch die folgende Stelle im Avesta über die Entlohnung des eine Frau behandelnden Arztes. Es heißt darin:

„. . . Wenn er zum ersten Mal die Frau des Hauses heilt, so ist eine Eselin sein Lohn; wenn er die Frau des Herrn des Geschlechtes heilt, so ist eine Kuh sein Lohn; wenn er die Frau des Herrn des Mannes heilt, so ist eine Stute sein Lohn; wenn er die Frau des Herrn der Provinz heilt, so ist eine Kamelin sein Lohn." — — —

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu den früher geschilderten Ereignissen zurück ... **Humâi**, die Tochter und Gattin Bahmans, welche nach dessen Ableben die Herrschaft über Iran antrat, wird als die größte Fürstin, die einzige Königin, welche die altpersische Geschichte nach morgenländischen Quellen vor Alexander kennt, bezeichnet.[1]) Die Rolle, die sie bei Firdusi spielt, scheint anzudeuten, daß man zu seiner Zeit die Verwandtenheirat bereits als nackte Blutschande auffaßte. Nur in dieser Voraussetzung erklärt sich das Verhalten der Königin, als sie einem Knaben das Leben schenkt. Scham veranlaßt sie, die Geburt des Kindes zu verheimlichen und dasselbe einer Amme zu übergeben, mit der Bestimmung, es zu beseitigen. Der kleine Wurm wird in Samt und Seide gehüllt, in ein zierliches Kästchen gelegt und den Wogen des Euphrat anvertraut. In das Kästchen werden auch einige Kostbarkeiten von königlichem Wert, darunter ein roter Edelstein, gelegt. Das Kästchen wird fern von der Hauptstadt ans Ufer gespült und fällt einem armen Wäscher in die Hände, der es seiner Frau überbringt. Beide finden Gefallen an dem Knäblein, behalten es und veräußern die erwähnten Kostbarkeiten[2]), die den Zieheltern des Sprößlings reichlich Geld einbringen. Zum Knaben herangereift, bekundet er keinerlei Sinn für häusliche Verrichtungen, was den Zieheltern die Veranlassung gibt, ihn in den ritterlichen Künsten ausbilden zu lassen.

Darab — so heißt der vielversprechende Jüngling — wünscht unter die Krieger zu gehen und als er sich zu einer Truppenschau einfindet, bei der auch die Königin Humâi anwesend ist, hat sie die Empfindung, daß der herrliche Junge ihr Sohn sei. Auch Darab weiß, daß es bei seiner Geburt nicht mit rechten Dingen zuging, denn er hatte schon als Knabe in einer wilden Aufwallung, mit dem Schwerte in der Hand, von seinen Zieheltern das Geheimnis seiner Herkunft abgetrotzt ... In dem Kriege gegen die „Rumis" (Griechen) vollführt Darab Wunder der Tapferkeit, er besiegt den „Kaisar" und erobert alles früher verloren gegangene Land zurück. Auf diesem Zuge geschieht es, daß dem obersten Heerführer durch „wunderbare Stimmen" das Geheimnis von Darabs

[1]) Hammer-Purgstall: „Geschichte der Osmanen" I, 51.

[2]) Mit Ausnahme des roten Edelsteins.

Digitized by Google

Herkunft verraten wird, Stimmen, die den Heldenjüngling als Königssohn bezeichnen. Nach beendetem Kriege macht der Befehlshaber der Königin hiervon Mitteilung. Dem Briefe ist der rote Edelstein, als sicheres Erkennungszeichen, beigeschlossen ... Da wird Humâis Ahnung zur Gewißheit und sie empfängt den heimkehrenden Sieger als ihren Sohn, umarmt ihn und ordnet sofort die Krönung Darabs an, an den sie die Herrschaft über Iran abtritt. Humâi soll 32 Jahre die Krone getragen und viele gute Eigenschaften gehabt haben. Sie war nichts weniger als eine romantische Semiramis, sondern eine tüchtige, verständige Herrscherin, klug und freigiebig, uneigennützig und gerecht. Daß von dem einen oder anderen orientalischen Schriftsteller gegen sie der Vorwurf erhoben wird, sie habe ihren Sohn deshalb beseitigt, um auf unbeschränkte Zeit das Szepter führen zu können, träfe nur für den Fall zu, wenn man geneigt ist, das eingangs erwähnte Motiv zu ihrer Tat als eine Beschönigung seitens des Dichters Firdusi anzusehen. Nach allem, was man von dieser Herrscherin weiß, ist eine Gewalttat so gut wie ausgeschlossen.



Humâi.
(Aus: „Name-in Chosrewan", d. i. „Das Buch der Kaiser", von Dschelâl Pûr Fet'h Ali Schah Kadschar. Neuausgabe von Mirzâ Hasân Chan. (1297 d. Fl.)

Mit Darab, der nun die Krone Irans trägt, sind wir bereits in die Zeit Alexanders des Großen vorgerückt und es erscheint nun geboten, hier mit der Sagengeschichte abzuschließen und die Geschichte in ihre Rechte treten zu lassen. Wir haben daher weiter nichts zu tun, als den Eroberer Asiens in dem Lichte zu zeigen, in welchem er den Orientalen erscheint. Daß diesen die Vorstellung unerträglich dünkte, in dem weltstürmenden Eroberer und Vernichter des iranischen Königtums einen Griechen, also Abendländer, zu sehen, liegt auf der Hand. Was dem Griffel der Geschichte nicht zugemutet werden konnte, mußte die Dichtung besorgen. So beging sie die große Fälschung und sie führte ihren „Iskender" auf — persische Abkunft zurück. Nichts leichter als das. „Feilefuß" (Philipp), Kaiser von Rum, wird von Darab schwer bedrängt und so beeilt er sich, dem gefürchteten Gegner Friedensboten entgegen zu schicken. Überdies erhält Darab Kenntnis von einer bezaubernd schönen Tochter namens Nahideh[1]), die der „Kaisar" sein eigen nennt. Er wirbt um sie, erhält sie zur Gattin. Der Fall ist insoferne sehr merkwürdig, als ein „Bischof" die Kaisarstochter in Begleitung von sechzig auserlesenen Mädchen als Brautjungfern, in das persische Lager bringt.

[1]) Auffallend ist hier die Namensgleichheit mit jener anderen „Kaisarstochter" in der Guschtâspsage (vgl. S. 339).

Digitized by Google

Frohgemut zieht Darab mit seinem jungen Weibe nach Iran zurück. Aber bald findet er, daß die Schöne einen Fehler habe und darüber verstimmt, sendet er sie ihrem Vater, wo sie mit einem Knäblein niederkommt. Gleichwohl verleugnet Darab diesen Sprößling, vermählt sich mit einer anderen Frau und setzt ihren Sohn (Dara) als Thronerben ein. Jener Sprößling aber ist kein geringerer als der makedonische Alexander. Während dieser mit allen Anzeichen eines künftigen Helden heranwächst, erreicht sein Halbbruder Dara (der Daraios Codomannus der Geschichte) als König von Iran große Macht, die er auch über Rum ausbreiten will. Aber Iskender, der inzwischen dort zur Herrschaft gelangt ist, verhöhnt seinen übermütigen Gegner, überzieht Asien mit Krieg und schlägt den Dara in mehreren Schlachten. Selbstverständlich springt die Dichtung mit den historischen Tatsachen in der abenteuerlichsten Weise um. Nur das tragische Ende des Perserkönigs erinnert in einzelnen Zügen an die historisch verbürgten Geschehnisse. Aber auch hierbei wird der Zwischenfall so dargestellt, als hätte Dara in seinem Halbbruder gewissermaßen den ebenbürtigen Nachfolger erblickt und von ihm das Gelöbnis erwirkt, die Krone Irans niemals an einen Nicht-Perser fallen zu lassen. Damit ist also die iranische Abkunft Iskenders ausdrücklich betont und die Kontinuität in der nationalen Königsreihe gesichert.

Der schöne Iskender wird selbstverständlich nicht nur ein großer Eroberer und Fabelheld, der bis zur Lebensquelle Chidhr vordringt, sondern auch ein Liebling der Frauen. Zunächst hat ihn Dilarai, Daras Gattin, ins Herz geschlossen. Aber Iskender findet ihre schöne Tochter Ruschenek (unverkennbar die Roxane der Griechen) noch anziehender und heiratet sie vom Flecke weg. Bald hierauf bezaubert ihn die glutäugige Tochter Keïds, des Königs von Kanudsch, zu der er in leidenschaftlicher Liebe entbrennt. Die Schönheit dieser Prinzessin wird vom Dichter in glühenden Farben geschildert. Er nennt sie eine süßduftende Rose, die nie auf den Staub schaute, einen Frühling, nie gestört von einem rauhen Lufthauche. Damit nicht genug, sendet ihm der Kaiser von China einen Schwarm der schönsten Frauen.

Aber Iskenders heißes Blut drängt nach Taten. Auch auf den folgenden abenteuerlichen Kriegszügen macht er ab und zu die Bekanntschaft eines schönen Weibes, wie beispielsweise mit jener fabelhaften Königin von Andalus (Spanien?) namens Kaidafeh, mit der (und ihrem Gatten) er allerlei Schabernak treibt. Schließlich öffnen ihm die Amazonen von Herum ihre Stadt, nachdem Iskender sich weder durch einen herbeigezauberten Schneesturm, noch durch einen glühenden Feuerwind hat abschrecken lassen [1]) ... Nach mancherlei fabelhaften Irrfahrten, nachdem er die Sprache der Vögel verstehen gelernt, die seltsame Kunde eines redenden Baumes vernommen, in einen Palast eingedrungen war, der aus einem einzigen Topas bestand und von einem — Toten bewohnt wurde, nach wilden Feldzügen in das Land der Gog und Magog, nach Indien und Jemen, zieht er mit seinem Heere in Babel ein, um da zu sterben.

[1]) Auch in geschichtlichen Zeugnissen wird ähnliches berichtet, nur mit dem Unterschiede, daß nicht Alexander bis zu der fabelhaften Stadt der Amazonen vordringt, sondern die Königin der letzteren im Lager Alexanders erscheint, um seiner — Liebe teilhaftig zu werden. Bei diesem Anlasse habe sie ihm versprochen, wenn sie einen Knaben gebäre, diesen ihm zuzusenden. Es scheint, daß sie eine Tochter bekam, denn jener Sohn hat sich niemals eingestellt. Wenn nachmals sagenhafte Elemente sich in das Bild einer geschichtlichen Persönlichkeit einschleichen, ist dies nicht zu verwundern und gibt es zahlreiche Beispiele hierfür. Die Amazonenepisode Alexanders scheint aber schon bei dessen Zeitgenossen Glauben gefunden zu haben. So nahm Onesikritos, der doch an Alexanders Feldzug nach Indien teilgenommen hatte, keinen Anstand, aus dem vierten Buche seiner Geschichte dem alten Lysimachos (früher Alexanders General und damals bereits König in Kleinasien) auch den Vorfall mit den Amazonen vorzulesen. Lysimachos lächelte und fragte: „Wo war denn damals ich?"

Digitized by Google

Wenn wir nochmals im Geiste alles überblicken, was die große Zauberin Phantasie uns durch den Mund des Dichters zugeflüstert, könnte uns der Gedanke überkommen, daß es ein abenteuerliches Spiel war, das man uns vorgegaukelt. Welcher Wert könnte in diesem Falle jenen Frauengestalten zubemessen werden, die wir kennen gelernt haben, den zarten, liebesseligen Herzensbezwingerinnen sowohl, wie den hoheitsvollen Heroinen, deren Feenhände in Menschenschicksale eingreifen, wie sie kaum ergreifender und erschütternder noch gedacht werden können? Gewiß sind es nicht immer, ja ganz gewiß in den seltensten Fällen, Gestalten von Fleisch und Blut gewesen. Die Dichtung aber, vornehmlich dann, wenn sie sich auf uralte Völkersagen stützt und sonach ihre Gestalten nicht lediglich aus Luft und Wolkenschaum formt, und was sonst noch von Geschehnissen uns im schimmernden Kleide der Romantik entgegentritt, mag vielfach eine nachträgliche Verherrlichung sein, von denen die Überlieferung der Völker verschwommene Kunde bewahrt hat. Vielleicht maßgebender noch für diese Auffassung dürfte die Wahrnehmung sein, daß ein hoher Geist, der mit der Wünschelrute seiner Einbildungskraft die Schemen einer undurchdringlichen Vergangenheit zu Leben erweckt, gewissermaßen die Rolle eines Spiegels übernimmt. Was groß gedacht ist, muß aus einer herrlichen, lauteren Quelle hervorgehen. Unter diesem Gesichtspunkte erfassen wir die weiblichen Gestalten der Vorzeit Irans, ihre Ritter und Beschützer, Gatten und Söhne, Brüder und Geliebten.

Die Sagengeschichte spielt auch noch in die Zeit der Sassaniden hinein, die uns in scharfen historischen Umrissen entgegentritt. Wir können nicht ihr, sondern nur der Geschichte folgen. In allen Fällen aber, wo Anlaß hierzu gegeben ist, oder die beglaubigte Tatsache in das anmutigere Kleid der Dichtung sich hüllt, werden wir letztere nicht von uns weisen, sondern uns mit Vorbedacht bestrickenden Täuschungen hingeben.



Persischer Panzerreiter aus der Zeit der Sassaniden (S. 382.)

Digitized by Google



Der Palast von Ktesiphon. Nach Dieulafoy.
(Der große Mittelbogen ist in den letzten Jahren eingestürzt. S. 381.)

Zweiter Abschnitt.

Die Frauen in der Geschichte Persiens.

Die Achämeniden.[1])

Drei Jahre nach Bekehrung des Guschtâsp zur Lichtreligion und im selben Jahre, in welchem Zarathustra die „heilige Zypresse" in Chorassan gepflanzt hatte (nach persischem Glauben ein Zweig aus dem Paradiese)[2]), beginnt die eigentliche Geschichte der Perser. Bis dahin war Medien die vorherrschende Macht. Der Name „Medien" ist skythisch und bedeutet „Land". In der Tat hatten seit den frühesten Zeiten einen großen Teil des assyrischen und später des persischen Reiches skythische Völker in Besitz. In späteren Zeiten war ihr Gebiet auf jenen ausgedehnten Landstrich beschränkt, der sich vom eigentlichen Medien nach Susiana erstreckte, also auf den Westrand des iranischen Hochlandes. Es war ein mächtiger Keil, der die westlichen Semiten (Assyrer) von den östlichen Ariern (Persern) trennte. Für die Verhältnisse von Medien haben wir nur ein geschriebenes Zeugnis, jenes des babylonischen Priesters Berosos (um 330 v. Chr. Geb.), der davon spricht, daß nach der großen Flut acht medische Könige 224 Jahre lang über Babylonien geherrscht hätten. Man nimmt an, daß diese Meder — deren Ursprung etwa in die Mitte des 3. Jahrtausend v. Chr. zurückreichen dürfte — arischer Abstammung waren. Sie mögen aus dem Inneren von Iran nach Westen vorgedrungen und später wieder verdrängt worden sein. Aus dem weiteren Verlaufe der Ereignisse geht hervor, daß es den iranischen Stämmen im Osten frühzeitig gelang, sich neben den aus Innerasien hereingebrochenen Skythen zu behaupten, sie nachmals zu unterjochen und zugleich auszurotten.

[1]) 559 bis 330 v. Ch.
[2]) Etwa um 560 v. Ch.

Digitized by Google

So verblieb den turanischen Eroberern von dem Zeitpunkte ab, wo in das Dunkel ihrer Vergangenheit einiges Licht fällt, nur das eigentliche Medien, das rauhe Hochland im Südwesten des kaspischen Meeres mit dem „Feuerlande" Atropatene (heute Azerbeidschan). Als ältester König erscheint **Pharnos**, der aber von den Assyrern besiegt und seines Besitzes beraubt wurde. Der Schlag scheint aber nicht ausgiebig genug gewesen zu sein, denn nach armenischer Überlieferung soll sich ihr König **Baroir** mit dem medischen Fürsten **Arbakes** verbündet und den Assyrern erfolgreich getrotzt haben. Diese Epoche ist sehr dunkel, Beweis dessen, daß der fast ein Jahrhundert nach dem vorgeschilderten Zwischenfall auf die Schaubühne tretende **Dejokes** (des Herodot), der die medischen Teilfürstentümer zu einem kraftvollen Ganzen vereinigte, in den altiranischen Sagen als ein Beherrscher der Dämonen (daher: „Dahak" — Zohak — Schlange) erscheint, der schließlich von dem Schmied **Kawe** gefangen und am Demavend mit Ketten am Halse geschmiedet wird. Bei Herodot ist Dejokes eine machtvolle Persönlichkeit, ausgezeichnet durch Gerechtigkeitssinn und Vaterlandsliebe, der sein Volk einte und dessen Unabhängigkeit herbeiführte. Seine Nachfolger **Phraortes** und **Kyaxares**, versuchten Ninive zu vernichten, und wurde der letztere nur aufgehalten durch den Weltsturm der Skythen, welche vom Kaspischen Meere her ganz Vorderasien überschwemmten.

Unter Kyaxares taucht die **erste Frau Irans** nach geschichtlichen Zeugnissen auf. Es war die Tochter des Königs, die berühmte **Nitokris**, die er mit **Nebukadnezar** vermählte, zur Stärkung des Bundes mit Babylon gegen das verhaßte Ninive. Da kam das ungeheure Reiterheer der Skythen ins Land. Kyaxares erkannte, daß die Stärke dieser mit Bogen und Streitkolben bewaffneten Horden in dem unbedingten Vertrauen auf ihre Heerführer wurzelte. Deshalb lud der König den Barbarenfürsten **Madyas** und seine Palladine zu einem Gelage, und als der Wein ihre Sinne berauscht hatte, erwürgte er alle. Die der Führung beraubten zügellosen Scharen, die noch in Medien hausten, wurden niedergemetzelt, verjagt oder zu Sklaven gemacht. Nun schlug die Stunde von Ninive. Meder und Chaldäer drangen gegen das alte Bollwerk vor, schlossen es ein, und als im Augenblicke der höchsten Bedrängnis überdies die Natur den Belagerern zu Hilfe kam, indem der hochgeschwollene Tigris einen Teil der Stadtmauer mit sich fortriß, war es um die Stadt geschehen. Sie ward derart zerstört, daß sie nie wieder aus ihren Trümmern erstand (625) . . . Da aber ein Teil der Skythen in Lydien gastfreundliche Aufnahme gefunden, eilte Kyaxares dorthin, starb aber unterwegs. Unter seinem jungen Sohne **Astyages** kam es zu der berühmten Schlacht am Halys, von der bereits früher einmal die Rede war. Obwohl infolge des Eintrittes einer Sonnenfinsternis — welche die Kämpfenden in abergläubische Furcht versetzt hatte — unentschieden, kam es zum Frieden und Astyages führte die Tochter des lydischen Königs **Alyattes**, die schöne **Aryenis**, als Gattin in seine Heimat.

Aus dieser Ehe entsprossen zwei Töchter, **Mandane** und **Amyitis**. Astyages hatte die letztere einem vornehmen Meder, **Spitamas**, zur Frau und mit ihr die Ansprüche auf die Nachfolge im Königreich gegeben, was die Eifersucht der anderen medischen Größen erregte. Einer derselben, **Harpagos**, zettelte eine Verschwörung an und zog den jungen **Kyros** (Sohn der Mandane) ins Vertrauen. Dieser war der Sohn des Vasallenfürsten von Persis, **Kambyses** (des älteren), Sohnes des **Teisper** (Tschaispis), dem Sohne des **Achämenes** (Hachamanis). Die ganze (von Herodot erzählte) Verschwörungsgeschichte ist unwahrscheinlich genug, denn da Astyages durch seine andere Tochter (Mandane) einen männlichen Thronerben besaß, erscheint die Übertragung der Erbfolge

Digitized by Google

auf seine zweite Tochter Amytis unlogisch genug. Dazu kommt die romantische Erzählung von der beabsichtigten Ermordung des kleinen Kyros, welche selbst in den Einzelheiten an das Abenteuer des Kai Chosru[1]) erinnert. Man hat daher mit Recht angenommen, daß die Meder, als sie von den Persern besiegt waren, ihrem Stolz dadurch Genüge taten, daß sie den Sieger mit ihrem eigenen Königshause als blutsverwandt (als Meder von Mutters Seite) ausgaben, etwa wie die persische Sage Alexander zum Sohne des Daraios und einer Tochter Philipps macht.[2])

Die Perser waren abgehärtet gegen Strapazen, tranken nur Wasser und trugen Kleider von Leder. Bis zu diesem Zeitpunkte scheinen sie keine besondere Rolle in der Geschichte gespielt zu haben. Wenn dem Schah-nameh zu glauben ist, war Parsis (Fars) in der Feudalzeit mit Medien vereinigt, dessen Hauptstadt damals weit südlicher lag, als die spätere. Die erste Erwähnung Persiens geschieht gelegentlich seiner Unterjochung unter Phraortes.[3])

Nach übereinstimmenden Berichten aller Geschichtsschreiber des Altertums wurde der junge Kyros in Ekbatana erzogen, offenbar als Geißel, um die Treue seines Vaters zu verbürgen. Astyages aber machte sich bald durch Tyrannei und ausschweifendes Leben derart verhaßt, daß schon bald nach dem Beginne seiner Herrschaft Baktrien sich losgerissen und unter seiner jugendkräftigen Dynastie rasch nach Westen an Ausdehnung gewonnen hatte. Astyages war unvorsichtig genug, den jungen Kyros in seine Heimat zu entlassen, wo er das Befreiungswerk sofort in Angriff nahm. Er bediente sich hierzu eines eigenartigen Mittels. Nachdem er alle Perser zusammenberufen und sie in mühevoller Arbeit ein von Dornen überwuchertes Stück Landes ausroden ließ und dann heimschickte, versammelte er sie den nächsten Tag abermals und bewirtete sie auf das freigiebigste. Dann trat er vor die Versammelten hin und stellte an sie die Frage, welcher Tag ihnen besser gefallen habe, der gestrige oder der heutige, antworteten sie der Sachlage gemäß: „Selbstverständlich der heutige; gestern waren wir schlecht daran, heute geht es uns gut" ... „Nun denn," erwiderte Kyros, „es steht in euerem Belieben, ob ihr Knechte bleiben wollet, wie gestern, oder frei wie heute. Deshalb folgt mir, den der Himmel an euere Spitze gestellt hat und helft mir, das Joch des Astyages abzuwerfen."

So geschah es. Als die Empörer in Ekbatana eindrangen, hielt sich Astyages im Königspalast verborgen. Aber sein Schwiegersohn Spitamas und seine Tochter Amytis (wie erwähnt, Gattin des ersteren) wußten um seinen Aufenthalt. Um sie zu zwingen, denselben zu verraten, wollte Kyros (nach Ktesias) sie foltern lassen. Da stellte sich der König, um seine Kinder zu retten, selber dem Sieger, der ihn großmütig behandelte und ihm Hyrkanien als Fürstentum anwies. Amytis aber, deren Gatte hingerichtet wurde, nahm Kyros zur Frau, während er die erste Gattin des Astyages — der seinen Sturz nicht lange überlebte — die lydische Arenis, in die Verbannung schickte. Bermerkenswert ist, daß die persischen Frauen, welche mit in die Schlacht gezogen waren, durch Aneiferung des Mutes ihrer Männer viel zum Erfolg beigetragen hatten. Es blieb daher

[1]) Vgl. S. 329.

[2]) Justiz, a. a. O. 16.

[3]) Krüger, a. a. O., 445. — Wenn die Perser jene „Parsia" sind, deren in den Annalen des assyrischen Königs Salmanassar (860–825 v. Chr.) Erwähnung geschieht und gegen die der Genannte einen Kriegszug unternahm (836), dann rückt dieser Zeitpunkt allerdings noch um zwei Jahrhunderte hinauf, denn Phraortes fiel 635 in einer großen Schlacht gegen die Assyrer.

Digitized by Google



Palast des Dareios zu Persepolis. — Fassadenansicht.

(Rekonstruktion von Ch. Chipiez. — Aus: G. Perrot & Ch. Chipiez, »Histoire de l'Art dans l'Antiquité«, Tome V. Paris 1890.)

Digitized by Google

durch geraume Zeit Sitte, daß, wenn der König in dem von ihm gegründeten Pasargadä residierte, jeder Frau, die vor ihm erschien, 20 Drachmen Gold eingehändigt wurden.

Es kann nicht Aufgabe dieses Werkes sein, die Geschichte der Achämeniden, seis auch nur in kurzen Zügen, zu entrollen. Was sich in den Rahmen unseres Gegenstandes einfügt — das Frauentum jener Zeit — kann der Natur der Sache nach allerdings nur im Zusammenhange mit der Herrschaft der achämenidischen Könige besprochen werden, denn es handelt sich hier ausschließlich um eine Galerie weiblicher Gestalten aus den glanzvollen Palästen der persischen Herrscher, um deren Gattinnen und Verwandten, um die Üppigkeit morgenländischer Harems und das Intriguenspiel in ihren innersten Gemächern. Alles andere ist uns so gut wie unbekannt. Vom Frauen- und Familienleben der großen Masse des Volkes, oder in jenen Kreisen, welche den Machthabern am nächsten standen, fehlt selbst die dürftigste Kunde. Aber gerade dieses Hervortreten auserlesener Frauengestalten an einem so mächtigen Königshofe, gleich dem der Achämeniden, und ihre zum Teile einflußreiche Stellung am „Webstuhle der Zeit", verleiht jenen ein Gepräge, das man sonst in der Geschichte der morgenländischen Frauen allenthalben vermißt: eine durch keine romantischen Zugaben verwischte Plastik. Es sind ausgesprochene Individualitäten darunter, kraftvolle Erscheinungen, weniger solche, wie sie allenthalben sonst aus dem morgenländischen Wundergarten der Minne als duftschwere Blüten emporwachsen. Die eine oder andere dieser Frauengestalten trägt wohl die Züge ihrer fabelhaften Schwestern aus dem Heroenzeitalter, aber die feineren Linien daran, das weiblich anmutende, ist fast gänzlich verwischt.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Frauengemächer der persischen Großkönige so ziemlich dieselbe Physiognomie hatten, wie die Harems der späteren morgenländischen Machthaber. Weit entfernt, dem Manne die Ausartungen der Polygamie zuzuschreiben, ist diese seit den ältesten Zeiten teils durch klimatische Verhältnisse, teils durch die außerordentlich kurze Blütezeit im Leben der orientalischen Frauen veranlaßt worden. Es ist immer dieselbe Erscheinung: bezaubernde Schönheit in frühester Jugend — den Jahren nach sozusagen noch in der Kindheit — einige Jahre tadelloser Leibesherrlichkeit, sodann rasches Verwelken zu einem Matronentum in einem Alter, in welchem in kühleren Erdstrichen die Frauen kaum erst die volle Reife erreicht haben. Zieht man zu diesen rein physischen Verhältnissen noch einige andere, wenig erfreuliche Umstände in Betracht, vornehmlich den Mangel geistiger Vorzüge und sonstiger Eigenschaften, welche im stande wären, selbst einen Machthaber nach altorientalischem Zuschnitt durch einige Zeit zu fesseln, so begreift man, daß an den asiatischen Höfen im Altertum in dieser Hinsicht Verhältnisse geherrscht haben müssen, die sich in nichts von denen der späteren arabischen Chalifen und den übrigen mohammedanischen Herrschern unterschieden. Ja, noch mehr: die persischen Herrscher brachten, sobald sie auf den Thron gelangten, nicht nur ihr eigenes, mehr oder weniger reich mit Nebenfrauen und Sklavinnen bedachtes Harem mit, sondern übernahmen — wie wir bereits erwähnten — meist noch dasjenige ihrer Vorgänger, der Verwandtenheirat nicht zu gedenken. Solche Zustände sind dem Islam unbekannt und kennzeichnen im besonderen die altorientalischen Sitten, welche durch allegorische Unterschiebungen religiösen Ursprunges sanktioniert wurden.[1])

Dem Wesen der Haremswirtschaft entsprechend, dürfen wir sonach annehmen, daß auch in alter Zeit immer nur von Fall zu Fall eine erwählte Gebieterin im königlichen Frauenhaus schaltete und vermöge ihres Einflusses den Gang der weltlichen Dinge

[1]) Vgl. S. 345.

Digitized by Google

gängelte. Freilich hieß es, sich in Geduld fassen; denn wenn das Buch Esther[1]) nicht übertreibt, ging es sehr umständlich her, bis ein in das königliche Frauenhaus neu eingetretenes Mitglied der Gnade des hohen Besuchers gewürdigt wurde. Ein volles Jahr hindurch wurde der Körper der Haremsnovizin mit Salben und Myrtenöl bearbeitet, mit Aromen besprengt und mit Schminken bemalt. Hatte die Schöne dann das Glück, die volle Gunst ihres königlichen Gebieters zu erringen, dann ging mit ihr ein neues „Licht des Harems" auf, um vielleicht nach kurzer Zeit wieder zu verlöschen. Immerhin gab es eine Inwohnerin solcher Frauengemächer, der die Wirkungen der Zeit auf körperliche Reize, oder die Launen des gekrönten Gemahles nichts anhaben konnten: die Mutter des Thronerben. Sie nahm nicht nur den höchsten Rang ein, sondern die übrigen Frauen waren genötigt, sie anzubeten. Als Abzeichen ihrer hohen Würde trug sie ein königliches Diadem und ein Purpurkleid und sie bezog die Einkünfte gewisser Städte zur Bestreitung ihres Aufwandes.

Vor diesem intimen Hintergrunde, auf welchem nur zu oft von unsichtbaren Frauenhänden die Fäden der Geschichte gezogen wurden, Intriguen diese Fäden verwirrten, oder vollends durch Verbrechen die unentwirrbaren Knoten lösten, bewegt sich das großartige Schauspiel der achämenidischen Königsmacht. Als unerreichbares Vorbild zeigt sich Kyros selbst. Er steht ungleich erhabener vor uns, als alle die mythischen Herrscher des Avesta, ja als die mächtigsten Pharaonen von Memphis und Theben und die kriegerischen Könige von Ninive und Babylon. Nachdem er Baktrien erobert und tief nach Turan eingedrungen war, das lydische Reich gebrochen, ohne den letzten König desselben, Krösos, zu töten oder zu martern (wie es in ähnlichen Fällen seine Vorfahren und Nachkommen getan), Babel in seine Gewalt gebracht hatte, herrschte „die Lanze des persischen Mannes" vom Indus bis zum heiteren Gestade des mittelländischen Meeres. Die Hauptstadt dieses unermeßlichen Reiches war nicht Ekbatana, nicht Sardes oder Susa, sondern Babel, jenes turmhohe Mauerviereck, welches eine ganze Provinz mit Hauptstadt, Vorstädten, Gärten und Feldern in sich schloß.

Kyros verdiente das Lob und die Bewunderung, welche ihm nicht nur das eigene Volk, das in ihm seinen Vater erkannte, sondern auch andere Völker gezollt haben. Er war persönlich ein einfacher Mann und der prunklosen Lebensweise der alten Perser treu geblieben, hielt aber daran fest, daß die Herrscherwürde sich mit äußerem Glanz umgeben müsse, um in den Augen der Menge das nötige Ansehen zu behalten. Im Orient, wo man im Altertum in dem König eine Gottheit erblickte, blieb demselben nur zwischen zwei Mitteln die Wahl, um seine erhabene Stellung der Masse gegenüber zum Bewußtsein zu brigen: entweder gänzliche Abgeschlossenheit innerhalb eines prunkhaften Hofstaates, oder wilde Tyrannei, die durch unerhörte Grausamkeiten Schrecken verbreitete. Kyros gehörte nicht zu den letzteren. Er betrachtete das Unglück des Feindes als eine Fügung Gottes, übte Großmut und war dem Mitleide zugänglicher, als irgend ein anderer altorientalischer Machthaber, und ein aufrichtiger Freund des Volkes. Und sicher war ihm dieses zu Dank schuldig. Er hatte es aus halbwilden Zuständen herausgerissen, seinen kriegerischen Geist belebt und zu Taten angespornt, seine natürlichen Anlagen entwickelt und seinen Ehrgeiz geweckt. Auf diese Weise konnte Kyros mit seinen Persern jene großen Dinge vollbringen, welche das einst geknechtete Land zum Range eines Weltreiches emporhoben. Und merkwürdig: die einfache, schlichte Persönlichkeit des Trägers dieser Macht, sein sittlicher Ernst und seine gerechte Verwaltung haben ver-

[1]) Buch Esther, 2. Kap., 12.

Digitized by Google

hindert, daß die Legende sich dieses großen Herrschers bemächtige. Nichts, von dem, was er vollbracht, spinnt sich in sagenhafte Geschehnisse ein; alles ist klar und durchsichtig, das Staatengebilde, das er geschaffen, ist kein Reich der Dämonen, sondern das Werk eines eisernen Mannes und eines nüchtern erzogenen, tatkräftigen Volkes.

Wenn wir vorstehend sagten, daß die Legende des Kyros sich nicht bemächtigt hätte, muß dies insoweit richtig gestellt werden, als Anfang und Ende dieses reichen Lebens sich gleichwohl in die Schleier der Mythe gehüllt haben. Ursache hieran ist das Herabrücken der Chosru-Legenden auf Kyros. Die Geschichte von seiner Geburt und Kindheit decken sich so ziemlich mit jener seines sagenberühmten Vorfahrs und der Ausgang ist ähnlich. Auch von Kyros weiß man nicht, wie er geendet. Herodot sagt, daß unter den verschiedenen Berichten, die er vom Tode des Kyros gehört, der glaubhafteste derjenige sei, welcher ihn in einer Schlacht gegen die Massageten fallen läßt. Ktesias berichtet, der Achämenide sei dem Speerwurfe eines indischen Fanatikers erlegen, Xenophon endlich läßt ihn in der Persis in Frieden sterben. Diese Unsicherheit bringt uns unwillkürlich das Märchen von der Entrückung des Kai Chosru in Erinnerung, der — wie Kyros — ein Freund und Vater seines Volkes war und durch Einfachheit der Sitten und Gerechtigkeit seiner Rolle als Beherrscher eines unermeßlichen Reiches gerecht wurde ... Dunkel ist auch die Geschichte von den „Hängenden Gärten" zu Babel, welche bekanntlich der jüngeren Semiramis zugeschrieben werden.[1]) Plinius[2]) spricht von einem »Assyriae rex Cyrus«, von dem zweifelhaft sei, ob er oder die Semiramis die hängenden Gärten geschaffen. Dem entgegen berichtet Diodor, die Gärten seien nicht der Semiramis, sondern einem späteren König Kyros zuzuschreiben.[3]) Dieser habe sie seiner Gattin, einer geborenen Perserin, zuliebe errichten lassen, um auf künstliche Weise „eine persische Landschaft" herzustellen, nach der sie sich sehr gesehnt habe. Da diese Perserin bei den alten orientalischen Schriftstellern Atossa genannt wird, so stellt sich diese als eins mit Semiramis dar. Die Sache wird dadurch noch verwickelter, daß die Gattin des letzten Königs der Kayanidischen Dynastie gleichfalls Semiramis hieß. Da nun der erste König der Dynastie, Chosru (der Heldensage), unberechtigterweise mit Kyros identifiziert wird, die Gattin des Chosru aber gleichfalls Semiramis hieß, so mußte sie auch dem Achämeniden zufallen. Das geht natürlich nicht an und da die griechischen Schriftsteller dafür bekannt sind, in der Verwechslung von Personennamen Großes geleistet zu haben, müssen wir die Atossa unbedingt von der Semiramis trennen.

In die Geschichte des Ausganges des Kyros tritt eine markante Frauengestalt in den Vordergrund. Auch hier handelt es sich um zwei Namen für eine und dieselbe Person. Ktesias erzählt, nach der Eroberung von Baktrien sei Kyros gegen die Saken (Turanier) zu Felde gezogen und habe ihren König Amorges gefangen genommen. Aber Sparethra, dessen Gattin, sammelte ein Heer von 300.000 Männern und 200.000 Frauen und errang in einer blutigen Schlacht den Sieg über Kyros. Herodot stellt dieses Ereignis anders dar. Bei ihm heißt die tapfere Frau Tomyris und er bezeichnet sie als Königin der Massageten. Sie soll den Achämeniden beschworen haben, von einem Kriege gegen ihr armes, aber heldenmütiges Volk abzusehen. Kyros aber rückte dennoch über den Jaxartes. Auf des Krösos Rat zog er sich nach einigen Tagmärschen wieder zurück und ließ das Lager mit reichen Vorräten und Wein im Stich. Die Massageten fielen darüber

[1]) Die ältere Semiramis, Königin von Ninive, ihr Gatte Memnon („der Sohn der Morgenröte") und Ninos, der seinem Feldherrn die Gemahlin wegnahm, worauf sich dieser aus Schmerz ums Leben brachte, sind offenbar mythische Personen.

[2]) Plinius: Histor. nat. XIX, 19, 1.

[3]) Diodor, II, 10.

Digitized by Google

her, berauschten sich und wurden in diesem Zustande von den zurückkehrenden Persern überfallen und massakriert, der Sohn der Königin gefangen hinweggeschleppt. In ihrer schrankenlosen Wut sandte hierauf Tomyris das folgende Schreiben an den Achämeniden: „Kyros, du unersättlicher Blutdürstiger! Erhebe dich nicht durch das Vorgefallene. Durch Hilfe der Frucht des Weines, wodurch ihr, wenn ihr euch damit angefüllt habt, so wahnsinnig werdet, daß wenn der Wein euren Körper durchströmt, schlechte Worte zu eurem Munde aufsteigen — mit Hilfe dieses Giftes hast du, nicht durch Kraft in offener Schlacht, meinen Sohn betrogen und überwältigt. Nun höre den guten Rat, den ich dir gebe: liefere meinen Sohn aus und du magst dann in Sicherheit aus diesem Lande fortziehen, wiewohl du Unheil über ein Drittel der Massageten gebracht hast. Doch verweigerst du mir das, so schwöre ich bei der Sonne, dem Herrn der Massageten, deinen unersättlichen Blutdurst zu stillen."

Daraufhin soll Kyros den Sohn der Tomyris frei gegeben haben, allein dieser nahm sich aus Gram über die erlittene Schmach das Leben. Dies bewog die Mutter zur Rache zu schreiten, indem sie ein großes Heer sammelte und gegen Kyros zu Felde zog. Es gelang ihr, den Achämeniden zu besiegen und da dieser in ihre Hände fiel, schlug sie ihm das Haupt ab und warf es in ein mit Menschenblut gefülltes Gefäß. Hierbei sprach sie: „Dich überlebend und Siegerin über dich, hast du dennoch meinen Frieden vernichtet durch die Überlistung meines Sohnes und das Ende, das er genommen. Ich gebe dir daher, was ich dir versprochen: Sättigung in Menschenblut" ... Von Geschichtskundigen wird diese Darstellung dem einfachen und natürlichen Bericht des Ktesias (trotz der 200.000 Frauen!) zu Liebe verworfen. Es zeigt sich aber, daß an der Sache doch etwas sein muß, nachdem die alten orientalischen Berichterstatter — für die natürlich Kyros der Kai Chosru der Heldensage ist — dieses grause Ende des Königs verschweigen. Er durfte nicht durch ein Weib, und noch dazu auf so barbarische Weise, getötet werden. Er wird entrückt, stirbt, oder erleidet in einem unbekannten Lande unter unbekannten Umständen den Tod. Seine Gefährten gehen auf dem Rückzuge in einem grauenhaften Schneesturm unter. Sie können ebenso gut von den nachfolgenden Feinden niedergemacht worden sein. Kein Augenzeuge erzählt, wie dies zugegangen ... Dann nimmt Klio den Griffel in die Hand, aber die Schriftspur verblaßt im Laufe der Zeiten. So wird die Wahrheit verdunkelt. Kyros stirbt in der Heimat, man weiß nicht, ob an den in der Massagetenschlacht erhaltenen Wunden, oder eines natürlichen Todes. Er hat vom Jahre 559 bis 529 die Herrschaft ausgeübt.

Von dem Hintergrunde, den das großartige Schauspiel der mehr als zweihundertjährigen Achämenidenherrschaft bietet, hebt sich eine ansehnliche Zahl weiblicher Charaktergestalten ab. Leider ist von denselben wenig Erfreuliches zu melden. Wenn sie nicht selber die Opfer heimlicher Haremsintriguen oder politischer Wirren wurden, heischten sie um so haßerfüllter, oder von den grausamsten Instinkten hierzu getrieben, das Blut anderer. Das Beispiel, wie Dolch und Gift — der in Persien seit jeher üblichen, raffiniert grausamen Todesstrafen nicht zu gedenken — im Schoße einer der mächtigsten Herrscherfamilien, welche die Geschichte kennt, wüten, hat seinesgleichen nicht. Romantik und Idylle treten gänzlich zurück und was dem geistigen Auge aus dem blendenden Glanz äußerlicher Herrlichkeit entgegentritt, ist ein blutiges Gorgonenhaupt. Auch die alte Ritterlichkeit ist dahin. Die alte Heldensage kennt kein Beispiel einer Tat, wie sie beispielsweise der furchbare Bezwinger des Pharaonenlandes — Kambyses (Kambuzija), der Nachfolger des großen Kyros — auf dem Gewissen hatte.

Digitized by Google



Palast-Terrasse von Persepolis in der Zeit des Dareios.
(Rekonstruktion von Ch. Chipiez. – Aus G. Perrot und Ch. Chipiez »Histoire de l'Art dans l'Antiquité«; Tome V. Paris 1890.)

In seinem Harem befanden sich zwei seiner Schwestern, von welchen die eine, Atossa, später die Gattin des Dareios wurde; die andere begleitete ihn auf seinem Eroberungs-

Digitized by Google

zuge. Wie man weiß, hatte dieser Achämenide, bevor er nach Westen zog, einen seiner beiden Söhne, den Thronfolger Smerdis (Bardija) durch zwei Magier heimlich töten lassen, um während seiner voraussichtlich längeren Abwesenheit einer Empörung vorzubeugen ... In Meroë, tief im Süden des Nillandes, veranstaltete Kambyses einen Tierkampf, in welchem ein junger Löwe einen Hund überwältigte, als sich ein zweiter Hund, der an der Kette lag, losriß, um dem Bedrohten zu Hilfe zu eilen und dem Löwen den Garaus zu machen. Bei diesem Anlasse soll die Schwester des Königs heftig geweint haben. Um den Grund befragt, gab sie zur Antwort: als sie den Hund seinem Bruder habe zu Hilfe eilen sehen, habe sie an ihren Bruder Smerdis gedacht, der keinen Bluträcher gefunden habe. Der fürchterliche Mensch tötete seine Schwester und Gattin — welche, beiläufig bemerkt, sich in gesegneten Umständen befand — sofort durch einen Fußtritt auf den Unterleib.

Den Unmenschen sollte bald sein Schicksal erreichen. Oropastes der Magier, dem Kambyses die Verwaltung der königlichen Besitzungen in Medien anvertraut hatte, benützte die lange Abwesenheit des Herrschers, um das Land für seine Landsleute zurückzuerobern. Als Werkzeug hierzu ward dessen Bruder Gaumata ausersehen, der große Ähnlichkeit mit Smerdis hatte. Der Anschlag gelang und als Kambyses hiervon Kenntnis erhielt und in Eilmärschen heimzog, stieß er sich in Babel von ungefähr beim Besteigen seines Pferdes einen Dolch in den Schenkel. Er verschied alsbald infolge der erhaltenen Wunde. Nach einer anderen Version soll der Tyrann aus Verzweiflung über das selbstverschuldete Verderben sich das Leben genommen haben (522).

Sein Nachfolger Dareios I. (Darajavus), einer der glänzendsten Vertreter der Achämenidendynastie, verdankte es dem Verrate der Satrapentochter Phaidyme, welche dem Harem des Gaumata angehörte (sie lüftete den Schleier, der den „falschen Smerdis" umgab), daß er sich des Thrones bemächtigen konnte. Gewiß ist, daß Dareios, einmal im Besitze der Macht, weniger an dem Hinschlachten der Magier, das nun folgte, Gefallen fand, als an seinem glänzenden Frauenhaus, in welchem die Tochter des Gobryas (Gaubaruwa) — eines der sechs Thronpalladine — „das Licht des Harems", die allgebietende Königin war. Im ganzen hatte er sechs auserwählte Frauen, darunter Atossa (Schwester des Kambyses), die ränkesüchtige Parmys, dann Arthystane, die Liebeheischende, und die redegewandte Phratagune, die den größten Anteil an den Eroberungszügen ihres Gatten genommen haben soll. Den Dareios begleitete nämlich sein ganzes Harem ins Feld: die Mutter und die Königin in Prunkwagen, die anderen Frauen und das weibliche Gefolge auf prächtig geschirrten Pferden, die Kinder mit ihren Erziehern und die zum Harem gehörigen Diener in den sogenannten „Harmamaxen", bedeckten geräumigen Sänften, welche von Maultieren getragen wurden. Nach den Frauen und Kindern kam der königliche Schatz (oder die Kriegskasse), den Beschluß des Zuges bildeten berittene Schützen als Bedeckung.

Als interessante weibliche Episodenfigur aus der Zeit des Dareios tritt uns das Weib des Vidafrana, eines der sechs Thronpalladine, entgegen. Letztere, als erlesene Vertreter des alten, erbgesessenen Feudaladels, sehen mit zunehmender Besorgnis das Erstarken des Absolutismus, wie er sich in der Persönlichkeit des Dareios verkörpert zeigt. Sie beeilen sich daher, nachdem die Macht der Magier gebrochen ist, die geeigneten Mittel zu ergreifen, um die Königsgewalt einzuschränken. Als es Dareios gelungen ist, sie davon abzubringen, bedingen sie sich die Freiheit aus, unangemeldet vor den König treten zu dürfen, es wäre denn, er befände sich im Frauenhause. Da ereignet es sich,

Digitized by Google

daß einer von den sechs, Vidafrana, den König zu sprechen wünscht, von den Dienern jedoch nicht eingelassen wird, da sich ihr Gebieter im Harem befindet. Vidafrana wittert eine Ausflucht, gerät in heftigen Zorn und haut mit seinem Schwerte den Dienern Nasen und Ohren ab. Dann bindet er die Verstümmelten an die Zügel seines Pferdes und läßt sie laufen. In diesem Zustande kommen sie vor den König. Dieser, besorgt, der Auftritt sei auf Veranlassung der sechs Palladine provoziert worden, forscht vorerst sorgfältig nach. Als er dahinter kommt, daß Vidafrana auf eigene Faust gehandelt hat, läßt er sowohl den Übeltäter wie seine ganze Familie gefangen setzen. Da erscheint Vidafranas Weib im Palast, wo sie jammernd den ganzen Tag verbringt, bis sich der König erweichen läßt, sie zu sich bescheidet und sie fragt, wen von den gefangenen Familiengliedern er freigeben solle: den Gatten und die Kinder, oder den Bruder. Sie wählt den Bruder. Als Dareios ihr darüber seine Verwunderung ausdrückt, antwortet sie, Gatten und Kinder könne sie immer wieder bekommen, niemals aber einen Bruder, denn beide Eltern seien tot. Der König anerkennt die Stichhältigkeit des Gesagten und gibt den Bruder und ältesten Sohn frei, während alle anderen hingerichtet werden.

Diese Episode entbehrt nicht gewisser charakteristischer Merkmale. Zunächst ist es auffällig, daß eine Frau, welche ihren Gatten und selbst ihre Kinder dem Bruder zuliebe dem Tode überliefert, in den Augen eines Dareios Wohlgefallen gefunden haben sollte. Dem König war offenbar entgangen, daß es sich bei dieser Wahl nicht um Geschwisterliebe, sondern um einen viel tiefer gehenden Grund handelte: um die Erhaltung eines reinen Bluterben in der Familie. Hätte der König — der erbitterte Feind des Feudaladels — derlei geahnt, würde er sicher anders gehandelt haben. Die Tat des Vidafrana scheint übrigens nichts anderes, als ein Niederschlag aus der alten Heldensage zu sein. Sie erinnert nämlich an die Szene im Schah-nameh, wo Rustem mit gezücktem Schwert in das Frauengemach des Kawus eindringt, um die Königin (Sûdâbeh) zu töten.

Mit Xerxes (Chsajarsa), dem dritten großen Achämeniden, erreichte das Leben am Hofe und im königlichen Harem den Höhepunkt asiatischer Prachtentfaltung. Unermeßlich waren die hier aufgehäuften Schätze und Kostbarkeiten und ein fabelhafter Aufwand von Schmuck und Prunkgewändern war dafür bestimmt, die Reize der Haremsinsassinnen in einem zauberhaften Lichte erscheinen zu lassen. Es läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken, als die nüchterne Einfachheit und Anspruchslosigkeit, wie sie im Palaste des ersten Achämeniden herrschten, gegenüber dem raffinierten Luxus in späterer Zeit. Inmitten dieser üppigen Herrlichkeit entfaltete sich ein höfisches Frauenleben, das im großen und ganzen zum Vorbilde des nachgeborenen abbassidischen Chalifenzaubers wurde. Freilich, jene heitere Sorglosigkeit, die siegbewußte Selbstherrlichkeit zu Macht und Ansehen gelangter Sklavinnen, hielt sich auch jetzt noch fern von den achämenidischen Frauengemächern. Ein einschmeichelndes Lied, ein verführerischer Zauber ebnen noch nicht den Weg zur höchsten Macht in jenen goldenen Käfigen, in welchen den Wünschen und Launen kapriziöser Herzensbezwingerinnen mit den Reichtümern ganzer Königreiche nachgeholfen wird. Soweit hatte es hier Weibereinfluß noch nicht gebracht; denn die Achämeniden waren ein anderes, nüchternes Geschlecht, nicht zu vergleichen mit den leichtlebigen, für Sinnenreize in außergewöhnlichem Maße empfänglichen arabischen Chalifen.

Aber in einer Richtung hatte das Weiberregiment ungeheure Fortschritte gemacht, in der Kunst nämlich, Ränke zu schmieden und die Fäden, welche in der Hand des Machthabers zusammenliefen, festzuhalten. Da zu solchen Zwecken kein Mittel zu unheilig ist, um nicht ausgenützt zu werden, begreift man, daß die Sittenlosigkeit immer tiefer

Digitized by Google

einriß. Bezeichnend für diese Zustände ist eine Geschichte, von welcher Herodot berichtet ... Während seines Aufenthaltes in Sardes wurde Xerxes von einer heftigen Leidenschaft zu dem Weibe seines Bruders Masistes (eines Sohnes der Atossa) ergriffen. Da er auf Widerstand stieß, versuchte er es auf einem Umwege. Er betrieb die Verlobung seines Sohnes Dareios mit Artaynta, der Tochter des Masistes. Die Angelegenheit nahm indes eine unvorhergesehene Wendung. Als Artaynta in den Palast zu Susa eintrat, war Xerxes von deren Reizen derart gefangen genommen, daß seine Leidenschaft zu der Mutter der Schönen jäh erlosch. Artaynta war zudem weniger spröde als diese und schenkte ihre volle Gunst dem König.

Das sollte zwar nicht für sie, wohl aber für ihre Mutter ein schlimmes Ende nehmen. Das kam so. Amestris, die Königin, hatte ihrem Gemahl ein prachtvolles, von ihr eigenhändig gewebtes Kleid verehrt. Eines Tages besuchte er in diesem Kleide die Artaynta und als er diese voll Zärtlichkeit fand, versprach er ihr die Erfüllung eines Wunsches. Daraufhin ließ sich Artaynta das Versprechen eidlich bekräftigen und verlangte dann das Kleid. Xerxes, der den Zorn der Amestris fürchtete, beschwor die Geliebte, ihren Wunsch zurückzunehmen, er bot ihr für das Kleid Geld so viel sie wollte, Städte und Ländereien — allein vergebens. Artaynta nahm das Kleid und trug es häufig. Amestris hatte bald das Verhältnis durchschaut und ersuchte mit scheinbarer Unbefangenheit den König an seinem Geburtstage, an welchem er der Sitte gemäß keine Bitte abschlagen durfte, ihr das Weib des Masistes, die Mutter der Artaynta, — zu schenken. Dem König bereitete dieses Begehren ungeheure Verlegenheiten, er griff aber schließlich, um das beständige Drängen seiner Gattin zu befriedigen, zu folgendem Auskunftsmittel. Er befahl dem Masistes, sich von Susa zu entfernen und sich seines Weibes zu entäußern, wofür er eine Tochter des Königs zur Frau erhalten sollte. Masistes jedoch, im Bewußtsein seiner Unschuld, weigerte sich entschieden, das an ihn gerichtete Verlangen zu erfüllen. Bevor die Sache noch ausgetragen war, ließ Amestris das unglückliche Weib verhaften, an Nase, Ohren, Lippe und Brüsten verstümmeln und die Zunge ausreißen, worauf sie aus dem Palaste gejagt wurde. Ihr Gatte beschloß, sich dadurch zu rächen, daß er mit seinen Söhnen einen Aufruhr unter den Baktrern und Saken anzettelte. Er wurde jedoch auf dem Wege eingeholt und samt seinen Söhnen und seinem Anhange niedergemacht ... Xerxes selbst aber erntete, was er gesät: er fiel einer Hofverschwörung zum Opfer. Seine Mörder waren Artabanos, der Anführer der Leibwache und der Kämmerling Mithridates (465).

Da nach einem berühmten Spruche der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, zeigte sich auch der Sohn des Xerxes, der als Artaxerxes I. (Artachsatra) das Erbe der Achämeniden antrat, als ein großer Freund schöner Weiber. Seine Umgebung war auch ganz danach. Die Mutter Amestris, von deren Schandtat wir soeben vernommen haben, war nicht nur ein herrschsüchtiges, von grausamen Instinkten geleitetes Weib, sondern auch im hohen Grade frivol. Ganz nach demselben Zuschnitte zeigte sich die Schwester des Artaxerxes, Amytis, die Gattin des Megabyzos, der sie ihres unsittlichen Lebenswandels wegen verstieß. Wir wissen nicht, welche Qualitäten seiner ersten Frau (der Königin) Damaspia zukamen. Besondere Bevorzugung scheinen zwei Damen aus Babylon, die er in sein Harem nahm, genossen zu haben: Alogune und Kosmartydene. Erhöhtes Interesse aber gewinnt dieser Achämenide dadurch, daß er wahrscheinlich der „Ahasveros" der Bibel ist. Damit treten zwei weitere Frauengestalten auf die Bildfläche: Vasthi und Esther.

Digitized by Google

Dies verhält sich so. Artaxerxes I. erhielt bekanntlich einer körperlichen Verunstaltung wegen den Beinahmen „Longimanus". Dieses Gebrechen führt uns auf eine andere Spur, nämlich auf jenen „Bahman", der nach dem Tode Guschtâsps und Isfendiars den Thron bestiegen hatte.[1]) Abgesehen davon, daß „Bahman" eine Sanskritzusammensetzung ist und „armehabend" bedeutet, nennen orientalische Schriftsteller diesen Herrscher „Ardeschir Dirazdest", ein Name, der sich mit Artaxerxes Langarm völlig deckt.[2]) Nun sagt Josephus, Artaxerxes wäre der Ahasveros der Schrift; von Bahman aber erzählen morgenländische Schriftsteller, seine Lieblingsfrau sei eine Jüdin gewesen und dieser Ehe hätten die Juden von Babylon jene großen Erleichterungen verdankt, von denen eben das Buch Esther spricht. Dazu kommt die auffällige lautliche Ähnlichkeit des Namens der Königin „Damaspia", wie sie bei den morgenländischen Schriftstellern heißt und „Vasthi", wie sie die Bibel nennt.

Die Geschichte der schönen Esther ist wohl zu bekannt, um hier ausführlich der Schrift nacherzählt zu werden. Es sei in Erinnerung gebracht, daß gelegentlich eines Festmahles, das König Ahasveros den Großen seines Reiches veranstaltete, ersterer die Königin rufen ließ, „um den Völkern und den Fürsten ihre Schönheit zu zeigen. Aber die Königin Vasthi weigerte sich zu kommen nach dem Worte des Königs, das durch die Hofleute geschah. Da wurde der König sehr aufgebracht und sein Zorn entbrannte in ihm."... Als nun Ahasveros mit den Seinen Rat hielt, auf welche Weise der Ungehorsam der Königin zu ahnden sei, erklärten sie, daß die Haltung der letzteren nicht nur eine Beleidigung des Königs, sondern auch eine solche aller Fürsten und Völker sei. Auch werde durch ein solches Verhalten übles Beispiel gegeben; „denn die Tat der Königin wird sich zu allen Weibern verbreiten, so daß sie in ihren Augen die Männer verachten, indem sie sagen werden: der König Ahasveros befahl, die Königin Vasthi vor ihn zu bringen, aber sie kam nicht. So werden von diesem Tage an die Fürstinnen der Perser und Meder, welche die Tat der Königin hören, zu allen Fürsten des Königs sprechen; und es wird der Verachtung und des Zornes genug sein."

In dieser vorausschauenden Erkenntnis dekretierte der schwache König mit gehobenem Selbstbewußtsein, daß „jeder Mann Herr sein solle in seinem Hause". Um Ersatz für die verstoßene Gattin war dem guten Manne natürlich nicht bange. Wir erfahren, daß überallhin Boten entsendet wurden, mit dem Auftrage, die schönsten Jungfrauen nach der „Burg Susan" (Susa) zu bringen und sie „unter die Aufsicht Hegais, des Verschnittenen des Königs, des Hüters der Frauen," zu stellen. Man weiß, daß von allen Huldinnen, welche in der Königsburg zusammen kamen, die schönste das Judenmädchen *Hadassa*, die Adoptivtochter des Mardechai, war. Um ihre Abkunft zu verbergen, nahm Hadassa den Namen *Esther* an. Alsdann wurden die Mädchen der Reihe nach dem König vorgeführt„ „unter Aufsicht des Schaaschgas, des Verschnittenen des Königs, des Hüters der Nebenfrauen". Keine aber gefiel ihm so sehr wie Esther ... Und der König liebte Esther mehr als alle Frauen; und sie fand Huld und Gnade vor ihm mehr, als alle Jungfrauen; und er setzte die königliche Krone auf ihr Haupt und machte sie zur Königin an Vasthis statt."

---

[1]) Vgl. S. 343.

[2]) Im Schah-nameh ist diese Abnormität in folgenden zwei Versen geschildert:

Tschc-ber-peh-bodi, sir engusha
As-saue-fosenter-bodi moschti.

„Wenn er auf seinen Füßen stand, reichten die Finger seiner Hände an das Knie herab," eine Beschreibung, die völlig derjenigen der griechischen Schriftsteller entspricht.

Digitized by Google

Wie Esther ihren Ziehvater vor den Mordanschlägen des Haman rettet, dem König ihre Herkunft verrät und Haman an den Galgen bringt, sowie die Erhöhung Mardechais zum Freund und Vertrauten des Königs, kann hier wohl übergangen werden ... Die Geschichtsschreiber berichten, daß Artaxerxes Longimanus und seine Gattin Damaspia an einem und demselben Tage gestorben seien. So hat der Tod Ahasveros und Vasthi wieder vereint, nachdem das Leben sie geschieden.

Die Kinder der beiden Babylonierinnen, welche Artaxerxes zu Nebenfrauen hatte, erlebten ein ungleiches Schicksal. Sogdianos, der Sohn der Alogune, beseitigte den Thronerben (Xerxes II., Sohn der Damaspia) nach kaum siebenwöchentlicher Regierung, ward aber selber durch seinen Halbbruder Ochos, dem Sohne der Kosmartydene, umgebracht. So gelangte dieser auf den Thron. Es ist Dareios II., dem die Griechen den Beinamen „Nothos", d. i. Bastard, gaben. Sein böser Stern nannte sich Parysatis — was so viel als „die Paradiesesgleiche", die „Feenhafte", bedeutet — Schwester und Gemahlin des Königs. Die persische Geschichte kennt kein Weib, das mit dieser Tochter des Paradieses in Bezug auf Mordlust und Grausamkeit sich vergleichen könnte. Sie war ganz das würdige Ebenbild jener anderen Parysatis, der Mutter des Artaxerxes, welche in unerhörter Weise unter den Augen des schwachen, von Weibern gegängelten Königs wirtschaftete ... Die Königin Statira, Tochter des Hydarnes (eines Nachkommen des Gefährten Dareios I.) hatte einen Bruder, Terituchmes, welcher Amestris, die Tochter Dareios II. und Schwester des Königs Artaxerxes, zur Frau hatte. Eine andere Schwester des Teritudmes, Roxane, war ebenso schön wie Statira und daneben geübt im Bogenschießen und Speerwerfen. Ihr Bruder faßte eine Neigung zu ihr und um sie zu besitzen, traf er Anstalten, seine Frau aus dem Wege zu räumen. Der König bekam von diesem Vorhaben Kunde und ließ seinen Schwager durch dessen Freund Udiastes ermorden. Daraufhin empörte sich Mithridates, der Sohn des Udiastes, der dem Teritudmes sehr ergeben war, gegen seinem Vater, allein Dareios schlug die Rebellion nieder. Parysatis, nicht zufrieden damit, daß der Schimpf ihrer Tochter durch den Tod des Teritudmes gesühnt war, trieb ihre Rachegelüste so weit, daß sie seine Mutter, seine beiden Brüder und zwei seiner Schwestern lebendig begraben und Roxane in Stücke hauen ließ. Statira entging nur dadurch dem allgemeinen Morden, daß Artaxerxes sich seiner Mutter zu Füßen warf und um ihr Leben bat. Als sie jetzt Königin war, ließ sie dem Udiastes die Zunge ausreißen und zu Tode martern.

Diese Greueltaten bilden eine würdige Einleitung zu den Schandtaten der jüngeren Parysatis, der Halbschwester und Gattin des zweiten Dareios. Was man von ihr zu erwarten hatte, erfuhr man gleich bei Beginn der Regierung ihres Gatten, indem auf ihren Rat die gefangen genommenen Urheber einer Rebellion (ein Bruder des Königs und Artyphios, Sohnes des Magabyzos) in glühende Asche geworfen wurden. Als nachmalige Königin-Mutter reizte es ihren Grimm, daß Dareios nicht, wie sie es gewünscht, den jüngeren von ihren beiden Söhnen, den tatkräftigen Kyros, sondern den Erstgeborenen, Arsakes, für die Thronfolge bestimmt hatte. Diesem Arsakes — als König Artaxerxes II. (Mnemon) — war eingeflüstert worden, Kyros wolle ihn während des Krönungsaktes im Tempel von Pasargadä töten. Er ließ ihn verhaften und er wäre zweifellos hingerichtet worden, wenn sich seine Mutter nicht für ihn verwendet hätte. War schon dieser Zwischenfall geeignet, den Haß der Parysatis zu schüren, so steigerte sich derselbe vollends zur verzweifelten Wut, als Kyros bald hierauf von Kleinasien aus, wo er ein starkes Heer von Persern und griechischen Hilfstruppen gesammelt hatte, gegen

Digitized by Google

seinen Vater zu Felde zog und in der mörderischen Schlacht von Kunaxa (3. September 401) durch einen feigen Mordanschlag sein Leben einbüßte. Parysatis brütete Rache. Da Artaxerxes sich selber rühmte, den Kyros zuerst niedergestreckt zu haben, und (den eigentlichen Mörder) Mithridates dafür belobte, daß er den blutigen Sattel des Empörers gebracht hatte, wußte die Königin nicht, wie sie ihren Rachedurst befriedigen sollte. Artaxerxes hatte auch den karischen Troßknecht, welcher im Vorübergehen an dem schwerverwundeten Kyros diesen so schwer in die Kniekehle getroffen hatte, daß er zur Seite stürzte und infolge Aufschlag des Kopfes an einen Stein tot zusammenbrach, öffentliches Lob zuerkannt, aber wohlweislich nicht dieser Tat wegen, sondern deshalb, weil dieser Mann die erste Meldung von dem Tode des Kyros überbracht hatte.

Trotz solcher Verschleierungen des wahren Sachverhaltes kam die Königin hinter die Wahrheit. Zunächst wurde der Karier, der aus der Schule geschwatzt hatte, auf Anstiften der Parysatis durch zehn Tage gefoltert, zuletzt der Augen beraubt und durch Eingießen glühenden Erzes in die Ohren getötet. Dann kam Mithridates an die Reihe. Auf die Stichelreden eines Eunuchen bei Gelegenheit einer Gasterei hatte er sich, angetrunken wie er war, gerühmt, den Kyros getötet zu haben. Der Eunuch denunzierte die Äußerung der Parysatis und diese dem König, der aus Zorn über das Vorgefallene den Mithridates eines grausamen Todes sterben ließ. Aber auch der Eunuche bekam den Lohn, den er verdiente: er wurde gekreuzigt und lebendig geschunden. Schließlich vergriff sich die Furie auch an der Statira, indem sie dieselbe durch Gift aus dem Wege räumen ließ. Das war zu viel. Parysatis wurde nach Babel verbannt, die Giftmischerin hingerichtet.

Artaxerxes erreichte ein Alter von 94 Jahren und regierte 46 Jahre. Noch am Schlusse seines Lebens sah er nichts als Zwietracht und Haß in seinem Hause. Der Schimmer der Königswürde stiftete Brudermord. Nach dem Gesetze sollte der älteste Prinz, Dareios, seinem Vater auf dem Throne folgen, aber der jüngste, Ochos, ein temperamentvoller, ehrgeiziger Mann, der sich auf eine starke Hofpartei stützte, wußte seine Schwester Atossa, die sich im Harem des Artaxerxes befand, zu überreden, indem er ihr versprach, sie zur Königin zu machen, wenn sie seinen Plan förderte. Im Harem des Königs befand sich aber noch eine andere Dame, der in der nun folgenden Familientragödie eine Rolle zugedacht war: die schöne Phokäerin Aspasia, frühere Geliebte des Kyros. Nachdem Dareios in aller Form zum Thronerben erklärt worden war, machte derselbe von seinem Rechte Gebrauch, sich vom König eine Bitte gewähren zu lassen. So erbat er sich Aspasia zum Weibe. Artaxerxes war sehr ungehalten darüber, konnte indes nichts anderes tun, als sein Versprechen einlösen. Bald hierauf aber nahm er Aspasia wieder zu sich und ließ sie als Priesterin in den Tempel der Anahid zu Ekbatana bringen... Dareios, voll Ingrimm über das Vorgefallene, brütete Rache und fand Unterstützung in einem Perser, den Artaxerxes gleichfalls einer Heiratsangelegenheit wegen erbittert hatte. Aber ein Anschlag gegen das Leben des Königs mißlang und Dareios wurde hingerichtet.

Nun hatte Ochos gewonnenes Spiel, obwohl er sich dadurch beengt fühlte, daß von den beiden anderen Söhnen des Artaxerxes: Ariaspes und Arsames, der erstere vom Volke, der letztere vom König sehr geliebt wurde. Ochos träufelte Gift in das Ohr des ersteren, indem er ihn glauben machte, daß der Vater ihm nachstelle, um seinem Lieblinge die Krone aufs Haupt setzen zu können. Ariaspes, darüber in Verzweiflung, nahm sich das Leben. Arsames aber wurde gelegentlich beseitigt. Unter der Einwirkung dieser er-

Digitized by Google

schütternden Familientragödie brach dem schwergeprüften Greis das Herz. Vielleicht trat in den letzten Augenblicken dieses langen und ereignisreichen Lebens der Schatten der Parysatis vor den Sterbenden, als Mahnung an den bösen Geist, der in das Haus der Achämeniden untilgbare Schmach gebracht hatte.

Der nichtswürdige Ochos — als König Artaxerxes III. — nahm, wie er gelobt, seine Schwester Atossa zur Frau und erhob sie zur Königin. Als zweite Frau wird Statira genannt, doch scheint sie keine Rolle gespielt zu haben. Gegen die übrigen Familienglieder wütete der Tyrann mit Gift und Dolch. Am schlimmsten kam seine Schwester Ocha — trotzdem er deren Tochter in seinem Harem hatte — weg: sie ward lebendig begraben. Das Ende des Scheusals, von dem der Kämmerer Bagoas gesagt haben soll, er sei „der grausamste Mensch, der je gelebt", war, daß eben dieser Bagoas ihn vergiftete. Thronerbe war Arses, den Bagoas eingesetzt hatte, die Herrschergewalt jedoch in Händen behielt. Als nun ersterer Miene machte, den Bagoas nicht regieren zu lassen, wurde auch er mit seinen Kindern umgebracht und ein Freund des Reichsverwesers, Kodomannus, ein entfernter Verwandter des zweiten Artaxerxes, auf den Thron gesetzt und seine Mutter Sisygambis ihm beigegeben.

Dareios Kodomannus ist der tragische König in dem Drama des Unterganges der persischen Macht. Was seine Vorgänger verbrochen, sollte er mit dem Verluste seines Reiches und seines Lebens sühnen. Die Erschütterung, welche diesmal von Westen ausging, äußerte ihre Wirkung weit über das eigentliche Achämenidenreich hinaus, indem sie bis zum Indus und zum Nil, von den zusammenstürzenden phönikischen Emporien bis in die Sandwüsten Innerasiens reichte. In mörderischen Schlachten (Granikos, Issos Gaugamela) überwindet der makedonische Alexander in seinem achilleischen Tatenschwung die ungeheueren Heerhaufen der Perser, die uralten Metropolen des Ostens öffnen ihm die Tore und das königliche Persepolis lodert als Festfackel zu einem seiner üppigen Gelage. Der Alexanderzug ist die großartigste Epopöe, welche die Menschengeschichte kennt: phantastisch, farbenprächtig, voll wilder kriegerischer Romantik. Inmitten dieser rauschenden Symphonie des Triumphes steht die kraftvolle, jugendlich schöne Gestalt des Sohnes der Olympias, ein anderer Achill, im silbernen Helmschmuck und goldstrotzendem Panzer — der Erste im Kampfe, der Letzte, wenn es galt, von den ungeheueren Strapazen sich der Erholung hinzugeben, unberechenbar in seinem Zorn, maßlos freigiebig, wenn er Dienste zu belohnen hatte, wetterwendisch oder treu, wie es ihm die jeweilige Laune eingab, bis zum Wahnwitz eitel, und dennoch schlicht und bedürfnislos wie sein letzter Troßknecht, wenn es die Umstände erheischten. Mit Recht ist bemerkt worden, daß es nie einen „Alexander" gegeben hätte, wäre nicht zufällig eine „Olympias" seine Mutter, ein „Philipp" sein Vater gewesen.

Wir schreiben keine Weltgeschichte und so müssen wir es bei diesen Bemerkungen bewenden lassen ... Wie man weiß, war Dareios noch vor einem letzten mißglückten Versuche, dem scheinbar unüberwindlichen Eroberer bei Ekbatana sich entgegenzustellen, von zwei Satrapen überwältigt und fortgeschleppt mit der Absicht, ihn entweder an Alexander auszuliefern, oder ihn zu töten, wenn es keinen anderen Ausweg mehr gab. Wie bekannt, geschah das letztere. Alexander war unermüdlich hinter den Fliehenden her, zuletzt, als den meisten seines Gefolges die Kraft versagte, nur mehr mit 60 Reitern, welche ausreichten, um die letzten Reste des Feindes auseinander zu sprengen. Als man nach Dareios suchte, fand man ihn endlich abseits auf einem mit Fellen bedeckten Wagen tötlich verwundet, denn Bessos und der Satrap Barsaëntes hatten ihre Speere ihm

Digitized by Google

in den Leib gestoßen, als er sich weigerte ihnen zu Pferd zu folgen. Er war verschieden, bevor Alexander kam. Dieser deckte ihn mit seinem eigenen Mantel.

Wenn wir — was uns wohl am nächsten liegt — nach der Familie des ermordeten Achämeniden fragen, werden wir sie vergebens auf der Stätte von Thara in Parthien, wo die Schandtat vollbracht wurde, suchen. Sie war lange vorher — in der Schlacht zu Issos, dem Sieger in die Hände gefallen: Sisygambis, des Dareios Mutter, die Frau und Schwester des Königs, ein Söhnchen und zwei Töchter mit der Dienerschaft. Der übrige Hofstaat, darunter das Harem des Königs und die Frauen der Großen war in Damaskus untergebracht worden. Nach der Katastrophe erbot sich der dortige Befehlshaber, alles in Alexanders Hände zu spielen und ließ die ungeheure Karawane, als ob er sie retten müsse, ausrücken. Es war spät am Tage; über die syrische Hochebene, jenseits des Antilibanon, peitschte der Schneesturm. Schon war alle Ordnung gelöst, die Lastträger fanden für besser, die goldstrahlenden Purpurgewänder selber anzulegen, als die Reiter Parmenions heranjagten und die ganze Herrlichkeit in Empfang nahmen: 30.000 Menschen mit 700 Saumtieren, über 300 Tänzerinnen, ein Heer von Köchen, Kranzflechtern und Salbenmischern, die Harems der persischen Großen, allen Schmuck, alle goldenen Gefäße, die Prachtzelte, den Sold für das ganze geschlagene Heer u. s. w.

Man weiß, welche Achtung Alexander der Mutter des Dareios entgegenbrachte. Quintus Curtius erzählt, Alexander habe sich in Gegenwart der Sisygambis nicht früher setzen wollen, bis sie ihn dazu aufgefordert habe, weil es in Persien nicht Sitte war, daß Söhne in Gegenwart ihrer Mütter saßen. Im übrigen hören wir wenig von besonderem Respekt Alexanders gegenüber den Frauen, mit denen er in dem eroberten Lande in Berührung kam. Vielleicht wären uns in dieser Richtung erfreulichere Berichte zugekommen, wenn Alexander das Glück gehabt hätte, ein edles Weib zu gewinnen. Das war nun leider nicht der Fall und selbst die gefeierte Roxane scheint sich nicht über die Qualitäten einer Haremsdame erhoben zu haben. Die Art, wie er diese Gattin erwarb, hat jenen romantischen Zug, der durch das ganze Leben Alexanders geht. Auf seinem gewagten, aber erfolgreichen Zug über den Jaxartes erforderten die Umstände die Bezwingung des sogenannten „sogdianischen Felsens". Er trug eine unzugängliche Burg, die letzte Zuflucht der sogdianischen Rebellen. Auf Alexanders Aufforderung zur Übergabe fragten sie: „Ob seine Soldaten Flügel hätten?"... Sie hatten allerdings solche, denn eines Morgens stand eine kühne Schar makedonischer Felsenkletterer, die mit Hilfe eiserner Keile den beschneiten Fels im Rücken erklommen hatte, zu Häupten des Feindes und gaben sich dem angstvoll spähenden Alexander durch wehende Tücher zu erkennen. Es reichte aus, auch den Feind aufmerksam zu machen auf diese „Geflügelten", deren geringe Zahl er nicht zu schätzen wußte, und die Burg ergab sich. Ihr kostbarster Schatz war Roxane, die Tochter des bakterischen Fürsten Oxyartes, nächst der (inzwischen verstorbenen) Gattin des Dareios, „das schönste Kind Asiens".

Alexander hatte so viel Andacht vor solcher Schönheit, daß er beschloß, Roxane zu seiner rechtmäßigen Gattin zu machen. Wir bringen bei diesem Anlasse in Erinnerung, daß das Königsbuch — in welchem die Genannte „Ruschenek" heißt — aus ihr eine Tochter des Dareios (Daras) macht. Auch nahm Iskender-Alexander die schöne Maid nicht als Siegesbeute, sondern hielt in aller Form um deren Hand bei der Mutter Ruscheneks, der gleichfalls bezaubernd schönen „Dilarei", an. Ein Brief an die Prinzessin und kostbare Brautgeschenke leiteten die Werbung ein. Diese letztere wird sehr dankbar aufgenommen und nun läßt Iskender auch seine Mutter Nahideh zu sich kommen, damit sie

Digitized by Google

für das Brautfest und die Aussteuer Sorge trage. Mit der ganzen fabelhaften Verschwendung orientalischer Pracht ziehen die Neuvermählten in die alte Königsburg Istakhr (Persepolis) ein ... Die Wahrheit ist, daß Alexander nach Bezwingung des sogdianischen Felsens vorerst noch einen Feldzug in die Gegend des heutigen Badakschan unternahm und die Roxane über diese Zeit der Obhut des alten Artabazes übergab. Die Vermählung scheint dann im darauffolgenden Frühling (327) gefeiert worden zu sein.

Alexander hatte auch zwei Töchter des Dareios zu Frauen genommen (also ganz nach dem Beispiele asiatischer Machthaber): Barsine, die ihm einen Sohn schenkte, der aber nachmals beiseite geschoben wurde und aus der Geschichte verschwindet, und Statira, deren Vermählung mit Alexander diesem den Anlaß zu dem phantastischen Hochzeitsfeste zn Susa gab. Dort, auf der Palastterrasse, veranstaltete Alexander mit 92 seiner Generale das Schauspiel der „Vermählung Asiens mit Europa". Das Hochzeitszelt des Königs war von ungeheuerer Größe. Es wurde von 50 gold- und silberüberzogenen, juwelengeschmückten riesigen Säulen getragen und war mit Gold, Scharlach, rotem und blauem Purpur ausgekleidet. An gleichfalls goldenen Stäben hingen die buntgewirkten, golddurchflochtenen Vorhänge. Hundert Divans mit silbernen Füßen, für die anderen Brautpaare bestimmt, standen im Umkreise. Als das Fest im Zelt und im Lager unter Trompetenstößen und Jubelrufen bereits im Gange war, trat der Zug der Bräute (es waren die schönsten Mädchen, Töchter persischer Großen) ins Zelt und jede ging zu dem ihr bestimmten Bräutigam: Statira zu Alexander, ihre Schwester Drypetis zu Hephästion, andere zu Krateros, Perdikkas, Ptolemäos, Nearch u. s. w. Nach des Königs Beispiel wurden sie mit einem Kuß auf den Sitz gezogen. Alle Ausstattung übernahm Alexander, nicht nur für seine Großen, sondern auch für mehr als 19.000 makedonische Soldaten, die jetzt oder früher asiatische Frauen genommen. Ja, er ließ ausrufen, daß er alle Schulden des Heeres bezahle. Anfangs zögerte man mißtrauisch, als ob der König nur erfahren wolle, wie viel ein jeder Schulden habe. Als aber die Tische mit Bergen Goldes aufgestellt wurden und jeder nur Schuldverschreibungen und Rechnungen vorzuweisen brauchte, um den Betrag ausbezahlt zu erhalten, da bekannten selbst solche sich zu Schulden, die niemals welche gehabt. Die Gesamtsumme soll 20.000 Talente (etwa 90 Millionen Mark) betragen haben.

Statira, der zu Ehren diese großartige Hochzeitsfeier abgehalten wurde, nahm ein trauriges Ende: sie wurde nach dem Tode Alexanders von Roxane an sich gelockt und umgebracht. Aber auch Roxane, die „Rose von Asien", sollte ein blutiges Ende nehmen — als würdige Schwiegertochter einer Olympias. Zu Lebzeiten Alexanders schweigt die Geschichte über dessen Frauen und es hat den Anschein, daß selbst Roxane weniger die Rolle einer Königin spielte, als vielmehr zu Alexander eine Stelle einnahm, wie etwa Briseis zu Achill.

Die Arsakiden.

Es ist ein gewaltiger Sprung, den wir vollführen: vom Todesjahr Alexander des Großen bis in das dritte Jahrzehnt des dritten Säkulums n. Chr., also sechsthalb Jahrhunderte.[1]) Weder die Herrschaft der Seleukiden, noch die der Parther bieten für unsere Zwecke irgend welche nennenswerte Ausbeute. Unter den ersteren geriet das

[1]) Es herrschten: Alexander von 330–323; die Seleukiden von 323–250, die Arsakiden von 250 v. Chr. bis 226 n. Chr. Hier setzt die Herrschaft der Sassaniden ein, die durch die arabisch-islamitische Eroberung hinweggefegt wurde (640).

Digitized by Google

Reich Alexanders in große Verwirrung, indem sich einerseits einheimische Fürsten und Völker von der Herrschaft der Makedonier frei machten, während anderseits die „Diadochen" (Nachfolger), d. i. die Generale Alexanders, sich um das Reich ihres ehemaligen Feldherrn stritten. Gegen Schluß dieser Wirren machte sich der Satrap von Baktrien, Diodotos, zum souveränen Herrscher dieses Landes, während in Parthien ein einheimischer Fürst, Arsakes, sich erhob, um die patriotische Idee zu verwirklichen, die Fremden vom Boden Irans zu vertreiben und die Monarchie der Achämeniden wieder herzustellen. Diese Parther sind dieselben Skythen, die — wie wir andernorts gehört haben — schon lange vorher (kurz vor Ninivehs Fall) ganz Vorderasien in ihre Gewalt bekamen. Damals sagte ein hebräischer Prophet[1]) von ihnen: „Ein grimmiges, behendes Volk, das nach der Erde Weiten zieht, um Wohnungen einzunehmen, die nicht die ihren sind; schneller als Parder sind seine Rosse und rascher als Abend-Wölfe; Gefangene werden weggerafft wie Sand ... und seine Kraft ist sein Gott."

Diese rohe, nomadisierende Ritterschaft der Turkomanen[2]), die gleichwohl den Wert der hellenischen Bildung nicht verkannte und die zahlreichen griechischen Städte in dem von ihnen eroberten Gebiete mit Freiheiten begünstigte, war berufen, ein neues Weltreich zu gründen. Arsakes tötete den seleukidischen Satrapen von Parthien und erklärte sich zum König dieses Landes. Seine Nachfolger — Tiridates, Artaban und eine lange Reihe anderer Könige nahmen zunächst den Kampf mit den syrischen Herrschern auf, hatten sich dann heimischer Bedränger zu erwehren und bekamen schließlich mit den Römern Händel, die sich zu einem großartigen Ringen um die Vorherrschaft in Westasien ausgestaltete. In der entscheidenden Schlacht bei Charrä trat das Unerhörte ein: die von den Römern ausgebildete Kriegskunst, welche fast die ganze damalige bekannte Welt sich unterworfen hatte, erwies sich als ohnmächtig gegenüber der parthischen Kampfesweise. Die unermeßlichen, in Metallrüstungen strotzenden Reitermassen und die Treffsicherheit der parthischen Pfeile, welche Schild und Harnisch durchdrangen und auch mit Widerhaken ins Fleisch gingen, haben ganze Römerheere vernichtet. So mußte es kommen, daß Ströme von Blut und Tränen, unerhörte Massenmorde, Feuersbrünste, Plünderungen und andere Geschenke der Kriegsfurie durch die Rivalität zweier Reiche (oder vielmehr der Ehrgeiz Roms) über blühende Länder gebracht wurden und das Ende war, daß nach dreihundertjährigem Kampfe der streitbare Parther das Feld behauptete.

Merkwürdig ist, daß die persischen Geschichtsschreiber sich über diese lange Epoche sehr wortkarg erweisen. Es scheint, daß die Verwirrung, welche seit dem Tode Alexanders Platz gegriffen, eine große Lücke in den Erinnerungen der Perser verursacht hatte. Kein Wunder also, daß auch Firdusi über die Geschichte der Seleukiden und Parther hinweggeht, als eine Zeit, von der sich keine Spur erhalten. Er sagt, daß nach dem Tode Alexanders das persische Reich in Verwirrung fiel, in welcher es 200 Jahre verblieb (richtig sechsthalb Jahrhundert), regiert von kleinen Herrschern und heimgesucht durch innere Fehden, und fügt hinzu, das Ansehen dieser streitenden Häuptlinge sei derart unbeständig gewesen, daß Persien während dieser ganzen Zeit als ein Volk ohne Herrscher

[1]) Habakuk, Kap. 1 (seine „Casdim" sind unverkennbar Skythen).

[2]) Die Völkerstellung der Parther ist nicht über allen Zweifel erhaben. Die Vermutung, daß sie Turkomanen waren, rührt von Rawlinson her, doch tritt Friedrich Müller dieser Anschauung mit dem Hinweise entgegen, daß nach den Abbildungen der parthischen Könige auf den Münzen (die gebogene Adlernase, der reiche gewellte Bartwuchs und das lockige Haar) der mongolische (soll wohl heißen türkische) Typus ausgeschlossen sei. Ebenso bezeuge das Stammland der Parther — Chorassan und Charizm wo die ältesten Urkunden nur iranische Völker kennen — daß sie nicht zur ural-altaischen Völkergruppe gehören (Friedrich Müller: „Allgemeine Ethnographie", II. Auflage, S. 529).

Digitized by Google

betrachtet werden könne. Darauf geht er sofort auf Ardeschir, dem Begründer der Sassanidendynastie, über.

Die wilde Zeit der Partherkriege war nicht danach angetan, die **Frauen** in den Vordergrund der Ereignisse zu stellen. Der phantastische Spuk achämenidischer Haremspracht, die starknervigen Weiber mit der königlichen Tiara und die buhlsüchtigen Favoritinnen waren wie Irrwische vom Sturme hinweggefegt worden. Noch einmal strahlte der alte Zauber auf, als auf der Palastterrasse zu Susa in jener märchenhaften Hochzeitsfeier um die gepanzerten Leiber der makedonischen Generale die schönsten Mädchen von Asien Rosenketten wanden. Seitdem schweigt durch ein halbes Jahrtausend die Kunde von der Macht des Frauentums auf den ehernen Geleisen der Weltgeschichte. Wir erfahren nichts, wie sich die kraftvollen Arsakiden zu ihrer weiblichen Umgebung stellten, nichts von den wilden Heerführern, die vermutlich nach gut skythischer Art an erbeuteten Mädchen und Frauen Gefallen fanden, ohne ihnen irgend welchen Einfluß zuzuweisen. Nur vereinzelte Gestalten treten vor unser geistiges Auge. Aber gleich die erste von ihnen, welche ausnahmsweise von sich reden macht, ist keine Perserin und keine Skythin, sondern die Römerin **Musa**, eine Sklavin, der die Ehre zuteil wurde, Gattin des Königs Phraates IV.[1]) zu werden. Aber sie hat diese Erhöhung schlecht gelohnt. Der König hatte nämlich seine vier Söhne, aus Furcht vor der Erhebung eines derselben auf den Thron, nach Rom geschickt, wo sie, an Augustus empfohlen, fürstlich lebten. Man vermutet, daß die Musa, welche von Phraates einen Sohn (des gleichen Namens) hatte, Urheberin des vom Sohne an dem greisen Vater begangenen Giftmordes war. So erhielt der Sohn der römischen Sklavin die Königskrone der Arsakiden. Als „Königin-Mutter" erreichte sie noch ein übriges. Wir besitzen eine Münze, auf deren Avers die Musa mit einer reich mit Perlen verzierten Krone abgebildet ist. Die Umschrift lautet: „Münze der himmlischen Göttin Musa, der Königin"... Die Erfahrung lehrt, daß man eine Göttin, sofern man einer solchen bedarf, sich nicht lange zu besehen braucht.



Parthische Frauentypen auf alten Denkmälern.
(Dubois de Montpéreux: »Voyage en Caucase.« IV. Ser. Arch. Pl. XXII.)

Wenige Leser werden davon eine Ahnung haben, daß auch **Cleopatra** in die Geschichte der Arsakiden eingreift. Ihr damals noch kraftvoller Antonius erwarb für seine heißgeliebte „Nilschlange" eine reinblütige Arsakidin als — Schwiegertochter. Antonius, der den vorerwähnten Phraates bekriegte, kam auf seinem Zuge nach Armenien nach Atropatene — dem uralten „Feuerlande", dem Zarathustra entstammte — wo er dessen Fürsten, Artavazd, besiegte und gefangen nahm. Letzterer vermählte seine Tochter **Jotapa** mit Alexander, dem Sohne des Antonius und der Cleopatra, und mit Beute beladen kehrte Antonius mit seinem in goldene Fesseln geschlagenen Gefangenen (den er später umbrachte) nach Alexandria zurück.

In der Zeit um Christi Geburt wird eine Königin von Armenien genannt, **Erato**, die Schwester und Gattin des letzten **Tigran**[2]), welche nach dem Tode des letzteren die

[1]) Regierte von 37—2 v. Ch.

[2]) Wie man sieht, reicht die altorientalische Sitte der Verwandtenheirat noch in das christliche Zeitalter herein.

Digitized by Google

Herrschaft auszuüben bestrebt war, aber bald beseitigt wurde. Mehr weiß man nicht von ihr. Die arsakidische Herrschaft in Armenien bringt uns auch jenen männlich-schönen, hochgebildeten Fürsten Tiridates in Erinnerung, und dessen Zug nach Rom, wo er aus den Händen Neros die Königskrone empfangen sollte, wie Dio Cassius beschrieben hat. Das Gefolge seines Hofes und der sonstige Aufwand erinnert ein wenig an die Zeit der Achämeniden. Der Fürst war von 3000 parthischen Reitern begleitet und wurde allenthalben mit großem Pompe empfangen, dessen Kosten natürlich die Staatskasse bestritt. Sie waren in der Tat nicht gering: täglich circa 200.000 Denare (über 160.000 Mark), und zwar neun Monate hindurch, denn so lange war Tiridates unterwegs. Von Interesse für uns ist das folgende Detail: Der Fürst machte den ganzen Weg bis an die Grenze von Italien zu Pferd, und neben ihm ritt seine Gattin, mit einem goldenen Helm das Haupt verhüllt, um der Sitte ihres Landes treu zu bleiben. In Neapel, wo Tiridates von Nero empfangen wurde, wollte er sein Schwert, wie man verlangt hatte, nicht ablegen; es wurde mit einem Haken an der Scheide befestigt, und Tiridates gab mit gebeugtem Knie und kreuzweis über die Brust gelegten Händen dem Kaiser den Namen eines Gebieters. Wenn im übrigen die behelmte Gemahlin des Arsakiden für die römischen Damen den gleichen Respekt hatte, wie ihr Gatte für Cäsar und Volk, so wird derselbe nicht hoch zu taxieren sein. Bei einem Lustgefecht, das in Neapel ihm zu Ehren gegeben wurde, schleuderte er seinen Speer in die Arena, um zwei Stiere niederzustrecken. Und als später gelegentlich der großen Festlichkeiten in Rom, aus Anlaß der Überreichung des königlichen Diadems an Tiridates, Nero als Harfenspieler und Wettfahrer (in grünem Gewand und helmförmigen Hut, wie ihn die letzteren trugen) auftrat, fand der Arsakide dies erniedrigend, lobte aber Corbulo (den römischen Feldherrn, der ihm in Armenien gegenüberstand) und meinte, er hätte nur einen Fehler, daß er von einem Manne wie Nero sich Befehle geben lasse. Tiridates tat sich auch gegenüber dem Kaiser in diesem Urteile durchaus keinen Zwang an, indem er sagte: „Du hast an Corbulo einen sehr gutmütigen Diener." Nero war so kurzsichtig, dies für eine Schmeichelei zu halten, und überhäufte den neugebackenen König mit Geschenken, deren Gesamtwert sich auf 50 Millionen Denare (40 Millionen Mark) belief.

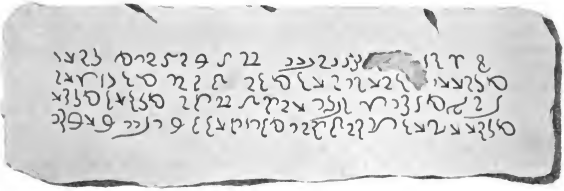
Alle Partherkönige nannten sich „Arsakes" mit Hinzufügung ihres Eigennamens. Der letzte dieser Könige war Arsakes XXXI. Artaban IV. Er fand sein Ende — und damit die Partherherrschaft überhaupt — durch das plötzliche Erwachen des persischen Nationalgeistes, der noch immer an den alten, glorreichen Erinnerungen zehrte. Da beschloß ein tapferer persischer Fürst, der in der Persis als Statthalter bestallt war, Ardeschir (Artachschatr, daher von den Griechen Artaxerxes genannt), Sohn des Papekan, dessen Vater Sassan (oder Sahan) hieß, seinen Vater aufzufordern, den parthischen Unterkönig von Istakhr (Persepolis) zu töten und sich die Krone aufs Haupt zu setzen. So geschah es. Zur großen Enttäuschung des Anstifters dieser Umwälzung bestimmte Papekan nicht ihn, sondern einen seiner Brüder zum Nachfolger. Darüber ergrimmt, tötete Ardeschir letzteren und vernichtete die inzwischen behufs Niederwerfung des Aufstandes herangerückten Parther unter Artaban, wobei der letzte König der Arsakiden das Leben verlor. Es heißt, Ardeschir selbst habe ihm mit dem Streitkolben den Schädel eingeschlagen.

Die Sassaniden.

Ardeschir I. Papekan eröffnet die Königsreihe der Sassaniden. Um sein Anrecht auf den Thron zu bekräftigen, nahm er die arsakidische Fürstin Artadukta (Artadocht)

Digitized by Google

zur Gattin, wodurch die Anknüpfung seines Stammbaumes an den letzten Achämeniden bewerkstelligt war. Artadukta ist die schöne Gülnar der persischen Überlieferung, welche Ardeschirs Abstammung auf den Kopf stellt und aus dem tatkräftigen Vernichter der Arsakidenmacht einen verliebten Romanhelden macht. Papekan soll nämlich im Traume seinen Hirten (!) Sassan unter Attributen künftiger Herrschergröße gesehen und daraufhin sich beeilt haben, ihm seine Tochter zur Frau zu geben. Aus dieser Ehe entsproß Ardeschir. Zum Jüngling herangewachsen bekam er (der nichtebenbürtige) mit den königlichen Prinzen Streit und wurde zum Pferdeaufseher degradiert. Nichtsdestoweniger unterstützte ihn der Großvater durch ein reiches Geldgeschenk, das der junge Sausewind in leichtlebiger Weise vergeudete. Nun hat Papekan (das Schah-nameh nennt ihn Babekan) eine junge, schöne Sklavin, die sich in den bildhübschen Jüngling verliebt und zu ihm in ein zärtliches Verhältnis tritt. Gülnar — dies der Name der Sklavin — macht eines Tages ihrem Geliebten die Mitteilung, daß eine Weissagung, die dem König Arteman geworden, dahin geht, einer seiner Diener würde ihm demnächst entlaufen, zu großer Macht gelangen und schließlich Herr der Welt werden. Ardeschir deutet



Inschrift zu Naksch i Rustem in Pehlewischrift des Sassanidenkönigs Ardeschir (Pariser Nationalbibliothek).

die Weissagung auf sich, verleitet Gülnar zur Flucht, und beide machen sich, reichlich mit Juwelen aus dem Königsschatze versehen, in der kommenden Nacht auf den schnellsten Pferden des Königs aus dem Staube. Auf dieser Flucht tragen sich verschiedene romantische Zwischenfälle zu, da Arteman den Fliehenden nachsetzt. Endlich erreichen sie Istakhr. Alles huldigt dem Jüngling wie einem König (Babekan ist inzwischen gestorben) und der Unterkönig der Provinz stellt ihn als Feldherrn an die Spitze seiner Truppen. Das Ende ist, daß Ardeschir den König Arteman in einer Schlacht besiegt und dessen Tochter heiratet. Von der schönen Gülnar ist nicht weiter die Rede.

Diese sagenhafte Erzählung von der Erhöhung Ardeschirs schmälert uns keineswegs seine fest umrissene historische Persönlichkeit. Er war einer der tapfersten und weisesten Fürsten, die je über Persien geherrscht. Seine Lebensgeschichte an sich zeugt von seinem außergewöhnlichen Charakter. Ardeschir erhob sich aus eigener Tatkraft zum Herrscher eines großen Volkes, das mehrere Jahrhunderte hindurch in einem unwürdigen Zustande der Versunkenheit unter der Fremdherrschaft seufzte und durch den Befreier wie aus einem schweren Traume aufgerüttelt wurde. Mit Ardeschirs Erhöhung schwand Parthien aus der Geschichte und der alte glorreiche Name Persiens kam wieder zu Ehren. Die örtlichen Schriftsteller erklären daher — und dies mit Recht — den Sohn Papekans

Digitized by Google

für den Wiederhersteller jenes großen Reiches, das Kyros geschaffen, Dareios Kodomannus verloren hatte.

Artadukta — mag sie nun eine arsakidische Prinzessin oder, wie die Sage will, die Tochter des letzten Königs der Parther gewesen sein — gibt den Anlaß zu einem romantischen Zwischenfall, der sich in der persischen Geschichte wiederholt einstellt, so oft es sich um die Begründung einer neuen Dynastie (Kayaniden, Achämeniden) handelt: der Geburt und Jugendjahre des stammerhaltenden Thronerben. Nach persischer Quelle wollte Artadukta den Untergang ihres Hauses an Ardeschir rächen. Bei der Giftmischerei ertappt, sollte die Treulose auf des Königs Befehl hingerichtet werden, allein der damit betraute Minister ließ sich infolge des Geständnisses der Königin, daß sie guter Hoffnung sei, bestimmen, ihr Leben zu schonen. Bald hierauf genas sie eines Knaben, der den Namen Schahpur erhielt. Als Ardeschir gelegentlich seinen Kummer darüber, daß er keinen Sohn als Thronerben habe, laut werden ließ, fand der ungehorsame Minister den Mut, das Vorgefallene zur Kenntnis seines Gebieters zu bringen. Dieser, weit entfernt zu zürnen, war von dieser Nachricht hocherfreut und da er hörte, daß sein Sohn sich in seiner Nähe befände, ordnete er ein Ballspiel bei Hofe an, an welchem sich eine größere Zahl von Jünglingen (darunter Schahpur) beteiligen sollte. Der König äußerte sich, es würde ihn freuen, seinen Sohn zu erkennen. Das Spiel war bereits längere Zeit im Gange, ohne daß für Ardeschir das erwünschte Anzeichen sich einstellte. Da wurde der Ball bis an die Stufen des Thrones geschlagen; alle Jünglinge hielten sich ängstlich zurück, bis auf einen, der kecken Mutes bis zum Throne ging und den Ball aufhob. Es war Schahpur. Ardeschir schaute seinen Minister bedeutungsvoll an und als dieser die Vermutung des Königs, in dem resoluten Jungen seinen Sohn vor sich zu haben, bestätigte, ließ er ihn zu sich kommen und umarmte ihn vor dem versammelten Hofe.

Schahpur I. (auch Sapor genannt) war ein hervorragender Herrscher, der vornehmlich dadurch bekannt ist, daß er den römischen Kaiser Valerianus überwand, in harter Gefangenschaft hielt und schließlich tötete. Dagegen zog er sich eine empfindliche Niederlage seitens der Palmyrener unter Odemat, dem Gemahl der berühmten Zenobia (Bat-Zebina), zu. Übrigens triumphierte auch ein Weib über den Gewaltigen, allerdings nur mit ihrem Herzen, und diese romantische Episode brachte dem König eine der gefeiertsten Städte in jener Zeit in seine Gewalt. Die Orientalen erzählen Wunderdinge von Hatra (El Hadr), der uralten Stadt im nordöstlichen Mesopotamien, deren ehrfurchtgebietende Trümmer heute mitten in der Wüste liegen. Allerdings wird diese unter der Einwirkung der Frühlingsregen, welche einen reichlichen Blumenflor aus dem dürren Boden zaubern, sowie durch hervorbrechende Quellen belebt und verschönt. Die Römer vermochten nicht, Hatra zu bezwingen. Trajans Legionen zerschellten an den mächtigen, die Stadt in einem Kreise umgebenden Mauern, und dem Kaiser Septimius Severus erging es nicht besser. Als der letztere zum zweiten Male und zwar zu einer förmlichen Belagerung zurückkehrte und es schließlich mittels der Wurfmaschinen gelang, in das Bollwerk Bresche zu legen, soll der Kaiser den Sturm hintertrieben haben, wie es heißt, aus Besorgnis, seine Soldaten würden die reichen Schätze des Sonnentempels, die er für sich allein wünschte, plündern. Aber über Nacht war die Mauer wieder aufgerichtet, und als ein neuer Sturm befohlen wurde, verweigerten die europäischen Legionen den Gehorsam. Die asiatischen, die man vorwärts trieb, wurden schmählich geschlagen, und der Kaiser mußte unverrichteter Dinge abziehen.

Digitized by Google

Was den Römern nicht gelang, vollbrachte der Sassanide Schahpur. Es heißt, daß bei der Erbauung Hatras ein Zauber über die Mauern gesprochen wurde, der die Stadt uneinnehmbar machte. Zur Zeit Schahpurs gebot König Dhaizan in Hatra. Seine Tochter Nadhira scheint Gefallen an kriegerischen Szenen gefunden zu haben, denn als die Sassaniden sich vor die Stadt legten, besuchte sie eifrig die äußere Ringmauer. Da gewahrte sie einen edlen, schönen Perser in herrlichem Waffenschmucke, zu dem sie in Liebe entbrannte. Als man ihr sagte, daß dieser Mann der König Schahpur sei, beschloß sie, ihm das Geheimnis der Unüberwindlichkeit der Stadt zu verraten. So geschah es. Hatra wurde bezwungen und Nadhira Schahpurs Gemahlin. Nach arabischen Quellen freilich habe der König die Verräterin, nachdem er die Stadt ausgemordet, hinrichten lassen. Zahlreiche arabische Lieder sind dem Untergange dieses uralten Wüstenemporiums — von dem man weder weiß, wann es erstanden, noch wie es untergegangen (denn es wurde nachmals wieder aufgebaut) — gewidmet. Noch heute lebt unter den umherschweifenden Beduinen die Erinnerung an das einst glanzreiche Hatra fort, aber sie wagen es nicht, aus Angst vor den „Dschinnen", die in den Trümmern hausen sollen, diese zu betreten.

Die persische Sage stellt die Sache anders dar und gibt andere Namen. Der Herr zu Hatra heißt Thaïr, seine Tochter Malikeh. Nach derselben Quelle soll Schahpur den Kampf mit den Arabern deshalb aufgenommen haben, weil sie seine Schwester geraubt hatten ... Auch sonst fehlt es nicht an abenteuerlichen Vorfallenheiten, deren Held der Sassanidenkönig ist und als dessen Retter schöne Frauen dazwischentreten. Ein seltsames Abenteuer ist das folgende. Schahpur, von Neugierde geplagt, die Herrlichkeiten des Kaisers von Rum (Byzanz) zu schauen, setzt seinen Vezier zum Reichsverweser ein und begibt sich, als Kaufmann verkleidet, inkognito mit einer Karawane auf Reisen. So kommt er glücklich nach der Kaiserstadt, wird aber hier durch einen übelgesinnten Iranier verraten. Der Kaiser läßt den Gefangenen in eine Eselshaut nähen, übergibt ihn der Kaiserin und zieht alsbald aus, um das seines Herrschers beraubte Iran zu überrumpeln. Die Kaiserin läßt es jedoch an gebotener Vorsicht fehlen, indem sie den Gefangenen einer aus Iran gebürtigen jungen Palastdame überläßt. Diese fühlt das innigste Mitleid mit dem Gefangenen und bereitet unter nicht geringer Gefahr seine Befreiung vor. Die Eselshaut wird mit warmer Milch aufgeweicht und ein großes Fest, an welchem die Kaiserin mit all ihrem Gefolge Palast und Stadt verläßt, bietet die erwünschte Gelegenheit zur Flucht ... Selbstverständlich bleibt die junge Dame nicht zurück. Unter allerlei Fährlichkeiten schlagen sich die Liebenden bis Chusistan durch, wo sie bei einem Gärtner Aufnahme finden. Hier erfährt Schahpur das von den Rumi über Iran gebrachte Unglück. Er gibt sich zu erkennen, seine Getreuen eilen herbei, es wird ein starkes Heer gesammelt, der Kaiser geschlagen u. s. w.

Nach der nichts weniger als ruhmreichen Regierung der nächsten Könige (Ormizd I., Varahran I., Varahran II., Narses, Ormizd II.), gelangt Schahpur II. auf den Thron, bei dem die Sage wieder ansetzt. Als Ormizd II. sein Ende nahe fühlte, setzten die Großen seines Reiches die Krone auf die Brust seiner Gattin, welche ein Kind erwartete. Als es zur Welt kam, war es in der Tat ein Knabe, und gemäß dieser frühen Verleihung der Königswürde, dauerte die Herrschaft des zweiten Schahpur nicht weniger als siebzig Jahre. Die Sage hat ihn zum Teil mit dem ersten Schahpur zusammengeworfen, die Ereignisse seiner Regierung mit früheren oder späteren durcheinander geschoben und aus ihm selbst eine ganz romanhafte Gestalt gemacht. So ist es unter

Digitized by Google

anderen nicht sichergestellt, ob der Held des weiter oben erzählten Abenteuers in Byzanz der erste König Schahpur oder der zweite dieses Namens ist. Von der Sage abgesehen, finden sich auch sonst vielfach Widersprüche vor. So erzählt unter anderen der Verfasser des „Sinet ul Tarich", daß es nicht die Gattin Ormizd II., sondern eine der Frauen des Heeres es war, der man die königliche Tiara auf die Brust gelegt. Andere Quellen verwerfen gänzlich diese Fabel. Möge es sich nun mit diesen Dingen wie immer verhalten, historisch feststehend ist, daß Schahpur II. einer der bedeutendsten Herrscher aus dem Geschlechte der Sassaniden war, der das Reich mächtig im Innern befestigte und glücklich gegen die Araber und Römer verteidigte. Allerdings war er ein erbitterter Christenverfolger; man darf aber nicht verschweigen, daß die Christen (Armenier) den Anfang machten, die heiligen Stätten der Zoroastrier mit Wut und Hohn zerstörten und die Feuerpriester mißhandelten. Auch wurden die Christen nicht mit Anwendung von Gewalt zum Zoroastrismus bekehrt, da nach Ansicht der Perser die Götter denen zürnen, welche die Religion nicht von Herzen bekennen.

Wir überspringen einige Könige, von denen nichts Interessantes zu melden ist, und wollen um so länger bei König Varahran — dem fünften dieses Namens — verweilen. Es ist dies der „Bahram Gur" der volkstümlichen Überlieferung, der Sage und der Dichtung. Kein Beherrscher Persiens kann sich rühmen, auch nur annähernd eine so große Popularität genossen zu haben, wie dieser König »sans souci« Irans. Zahllos sind die Anekdoten, welche noch heute im Volke im Schwange sind und das Schahnameh zeichnet ihn als einen Herrscher à la Harun er Raschid. Allein er ist noch weit volkstümlicher und leichtsinniger, und was bei Harun fehlt, das sind die zahllosen Liebesabenteuer, welche diesem lustigen, sorglosen, nur dem Spiel, der Kurzweil und der Jagd lebenden König zugeschrieben werden. Des letzteren Sportes wegen erhielt er den Beinamen „Gur", d. i. Wildesel. Seiner Stärke hatte Bahram es zu verdanken, daß er gelegentlich einer Jagd einen Löwen zugleich mit einem Wildesel, auf den sich jener gestürzt hatte, mit einem Pfeil erschoß. Es war etwas von der Wildheit und strotzenden Kraft des alten Arabertums, Eigenschaften, die er sozusagen schon mit der Muttermilch einsog; denn der kleine Bahram verbrachte in Hira seine Kindheit, wo zwei arabische Ammen ihn betreuten und später vornehmlich arabische Lehrer seine Erziehung leiteten.

Seltsam ist, daß der nachmalige iranische Don Juan in seiner Jugend eine unfaßliche Roheit gegenüber einem Mädchen beging. Die schöne Lautenspielerin Azedeh hatte es auf der Jagd gewagt, mit einer zierlichen Gazelle Mitleid zu empfinden und Bahram in einem schwierigen Schuß zu stören, was letzteren derart erzürnte, daß er das Mädchen von ihrem Sattel herabwarf und von den Hufen seines Dromedars zertreten ließ. Diese Brutalität wird im Schah-nameh erzählt. Im Volke kursiert noch heute eine Geschichte [1]), welche Bahram in demselben Lichte zeigt. In seiner maßlosen Leidenschaft für die Jagd war er das Lob, das man seiner Treffsicherheit spendete, so sehr gewöhnt, daß er es als selbstverständlich hinnahm. Bei einer solchen Gelegenheit ward er von der Eitelkeit geplagt, sich vor einer anwesenden Dame (seiner Geliebten) — auf deren Urteil er offenbar etwas hielt — in seiner Kunst zu zeigen. Eine schlummernde Gazelle bot hierzu Gelegenheit. Mit dem ersten Pfeilschuß wollte er sie nur ganz leicht am Ohre streifen, was dem Schützen auch gelang. Das Tier erwachte, schüttelte den Kopf und streifte mehrmals mit dem Hinterhufe an die getroffene Stelle, als wollte es ein lästiges

[1]) Mitgeteilt von Malcolm, a. a. O., I, 96.

Digitized by Google

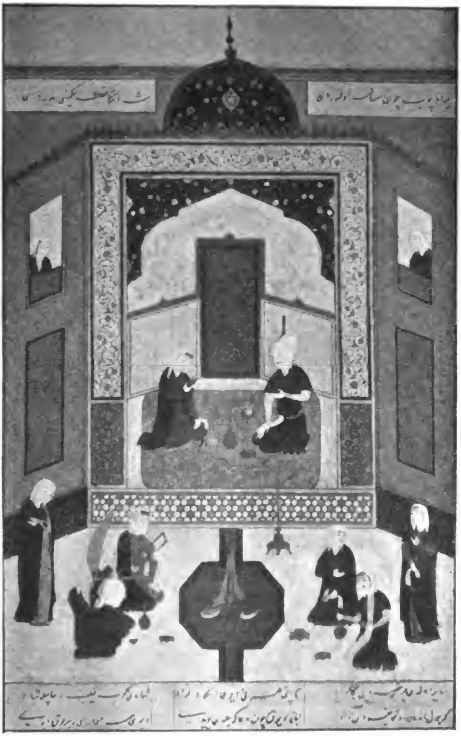
Insekt verscheuchen. Dann kündete Bahram an, er werde das Wild mit dem zweiten Pfeil derart in den Huf treffen, daß es wie an den Boden festgenagelt an Ort und Stelle verharren werde. Auch dieses Kunststück gelang. Nun wandte sich Bahram zu der Dame, ihr Lob erwartend; doch diese sagte kalt: »Niko korden s per korden est« — etwa: Übung macht den Meister.

Erzürnt über diese ziemlich geringschätzend klingende Bemerkung, befiehlt Bahram, die Dame in das wilde Gebirge zu führen und sie dort ihrem Schicksale zu überlassen, damit sie umkomme. Da tritt wieder — wie in so manchen anderen persischen Anekdoten — der mitleidige Minister dazwischen. Er verbarg die Gemaßregelte in einem kleinen Dorfe am Abhange des Gebirges, wo sie in einem hochgelegenen Zimmer untergebracht wurde. Bald nach ihrer Ankunft kaufte sie ein junges Kalb und trug es jeden Tag die Treppe auf und ab. Das ging so das ganze Jahr hindurch und in demselben Maße als das Tier sich entwickelte und schwerer wurde, wuchs die Kraft der Dame. Da trug es sich zu, daß Bahram, der längst den Zwischenfall vergessen hatte, in die Gegend, in der diese Geschichte spielt, kam und von der Jagd ermüdet in dem Dorfe Unterstand suchte. Hier gewahrte er zu seinem maßlosen Erstaunen ein junges Weib, daß, eine Kuh tragend, mit dieser Last fliehend die Haustreppe emporeilte. Bahram ließ an die Fremde die Frage richten, wie es möglich, daß eine Frau einer so erstaunlichen Kraftleistung fähig sei, worauf sie ausweichend antwortete, sie wolle nur dem König persönlich Auskunft erteilen. Da trat Bahram herzu und wiederholte die Frage sowie seine Bewunderung; die Frau aber wehrte ab, mit der Bemerkung: „Übung macht den Meister". Zugleich lüftete sie den Schleier. Bahram erkannte sofort die verstoßene Geliebte und umarmte sie vor dem ganzen Gefolge. Entzückt über die Ausdauer in ihrer Liebe, welche sie dazu bewog, durch vier Jahre sich einer so schwierigen Aufgabe zu widmen, die Gunst des Geliebten wieder zu gewinnen, ließ er bei dem Dorfe ein Jagdschloß erbauen, als sichtbares Zeichen treuen Ausharrens ... Die Ruinen dieses Baues sollen noch vorhanden sein und zwar in dem sogenannten „Heldental" zwischen Ispahan und Schiras mit seinen zahlreichen tiefen, quellenartigen Wasserbecken, in deren einem Bahram gelegentlich der Verfolgung eines Wildes den Tod finden sollte. Roß und Reiter verschwanden spurlos in der Tiefe.

Was das Liebesleben Bahram Gurs anbetrifft, ist selbstverständlich vieles Sage. Auf diese gestützt, hat sich auch die Dichtung des lebensfreudigen Mannes bemächtigt, und so ist aus dem dürftigen Boden der Überlieferung ein üppiger Blumenflor hervorgewuchert. Vielleicht verdankte Bahram seinem Umgange mit den Frauen jene tiefe Kenntnis des Menschenherzens, welche ihm die Überlieferung zuschreibt. Bezeichnend hierfür ist die folgende Anekdote, welche der Verfasser des „Sinet ul Tarich" mitteilt ... Der König hatte einen Sohn, der für beschränkt galt. Vergebens bemühten sich seine Erzieher, in ihm geistiges Leben und Temperament zu erwecken. Da geschah es eines Tages, daß einer der Lehrer des Prinzen dem Vater von einer nichts weniger als rühmlichen Handlungsweise des Sohnes Mitteilung machte. Der Erzieher berichtete, er habe den Prinzen auf einem Versuche ertappt, die Tochter eines armen, nahe dem Palaste wohnenden Mannes zu verführen. Des Königs Antlitz strahlte vor Freude ... „Gott sei Dank! der Eifer ist entzündet!" sprach er zu sich selbst. Hierauf ließ er den Vater des Mädchens zu sich kommen und sagte zu ihm: „Es fällt mir nicht ein, mit deiner, oder irgend eines Mannes Ehre in meinem Reiche, zu spielen. Aber in deiner Tochter liegt das Mittel, in späterer Zeit das Volk glücklich zu machen. Mein Sohn

Digitized by Google

liebt nämlich deine Tochter und sie hat es daher ganz in der Hand, den Jüngling zum Streben nach Volkstümlichkeit anzueifern, die in ihm ruhenden guten Eigenschaften zu



Bahram Gur mit seinen Frauen. (Persische Handschrift der Pariser Nationalbibliothek.)

wecken. Die Liebe wird das übrige tun ..." Der alte Mann versprach, seine Tochter in den Sachverhalt einzuweihen und das Mädchen erwies sich in seiner Rolle äußerst geschickt. In kurzer Zeit wurde aus dem verblödeten Jungen ein frischer, lebenslustiger

Digitized by Google

geistig aufgeweckter Geliebter, von dem Ehrgeiz beseelt, seinem Volke ein edles Vorbild abzugeben. Die Rechnung Bahram Gurs war also richtig.

Allerdings, als Muster durfte sich der Sohn den Vater nicht nehmen, wenn die wohltätige Wirkung der Liebe nicht in das Gegenteil umschlagen sollte. Denn eines taugt nicht für alle, und was einen Bahram liebenswürdig macht, kann einen minder liebenswürdigen Bruder Lüderlich abstoßend oder vollends verächtlich machen. Das erkennt man aus der Art, wie es der König in Liebesangelegenheiten trieb. Als er eines Abends vier Müllerstöchter, eine anmutiger als die andere, um ein Feuer tanzen sieht und aus ihrem Munde (ohne den König zu kennen) sein Lob vernimmt, wartet er nur die Ankunft des Vaters der Mädchen ab, um — alle vier zu freien. Der Müller ist in großer Verlegenheit, denn er besitzt nicht die Mittel, um alle seine Töchter zu gleicher Zeit auszustatten. Da der Freier aber auf jede Aussteuer verzichtet, willigt der Überglückliche freudig ein. Wie groß ist aber sein Erstaunen, als er den nächsten Tag vernimmt, er sei zum Statthalter ernannt und sein Schwiegersohn kein geringerer, als der König selbst . . . Bei einer anderen Gelegenheit führt Bahram auch die drei Töchter eines Landedelmannes heim und die Tochter eines Juweliers dazu. Der Vezier Ruzbeh sagt bei dieser Gelegenheit von ihm: „Er hat jetzt mehr als hundert Frauengemächer; es ist ein Unglück, daß der König der Könige sich so aufführt. Der Eunuch hat im Königspalast 930 Mädchen gezählt, alle mit schweren Diademen geschmückt und mit Reichtümern ausgestattet. Er verlangt Steuern von allen Ländern, und in einem einzigen Monat verschwendet er den ganzen Tribut, der von Rum einläuft . . ." Allerdings hat dieser Lebemann gelegentlich den guten Einfall, die Steuerschulden von ganz Iran mit einem Federstrich zu tilgen. Kaiwan, der beste Mathematiker jener Zeit, rechnete alle Posten zusammen und fand, daß der Steuernachlaß dem König auf 93 Millionen zu stehen kam. So im Schah-nameh. Die Geschichte weiß von all dem nichts.

Es hätte seltsam zugehen müssen, wenn die nachgeborenen Dichter sich nicht der dankbaren Figur dieses königlichen Frauenjägers bemächtigt hätten. Am bekanntesten ist das romantische Epos „Die sieben Schönheiten" (Haft Paikar — eigentlich sieben „Bilder") des Nizamî.[1]) Die sieben Schönheiten sind ebenso viele Prinzessinnen, Töchter der Kaiser von China und Byzanz, der Könige von Chiwârezm, Rußland, Marokko Indien, sowie die Tochter aus altturanischem Königsstamme, Turandocht. Letztere ist bekanntlich von Gozzi, und nach ihm von Schiller zur Chinesin „Turandot" gemacht worden. Jede dieser Favoritinnen (oder „Mondgesichter") erzählt eine Liebesgeschichte.[2]) In der Turandot-Episode handelt es sich bei Nizamî nicht um drei Rätselfragen, sondern um drei symbolische Handlungen, deren Sinn der Freier verstehen muß. Die Sache ist sehr verwickelt. Aus der Erklärung, welche die Prinzessin zum Schlusse ihren Eltern, die den ganzen Vorgang auch nicht verstanden haben, gibt, mag der Leser entnehmen, wie viel Geist dazu gehörte, die geistreiche Jungfrau zu erringen:

„Und sprach: Wenn Einsicht mir zuvörderst eingeflößt,
Daß ich die Perlenschnur vom Ohrgehänge löst',
So meint ich durch der beiden Perlen glanzvoll Bild,
Daß mir das kurze Leben nur zwei Tage gilt.
Fügt' er zu diesen zwei noch andre drei hinzu,
Vergeht's bei Fünfen selbst noch ihm im schnellsten Nu.

[1]) Geb. 1141, gest. 1202.
[2]) Proben bei F. v. Erdmann: „Bahram Gur und die russische Fürstentochter" (1844).

Digitized by Google

Wenn Zucker, eine Handvoll, ich auf sie gestreut,
Durch Zucker diese Perlen gleichsam eingeweiht,
So ist, nach mir, an Sinnenlust das Leben reich,
Den Perlen wie dem Zucker in der Mischung gleich.
Da aber Alchymie und Zauberformel lehrt,
Wie bei der Scheidung man am richtigsten verfährt,
So hat der schon, der Milch auf beides reichlich goß,
Wodurch das eine blieb, das andre schnell zerfloß,
Erklärt, daß Zucker, wenn man ihn mit Perlen mischt,
Durch einen einz'gen Tropfen klarer Milch verlischt.
Wenn ich aus seinem Napf den Zucker dann verschlang,
Verstand ich mich zum Milchgericht zeitlebens lang;
Und durch den Ring, den ich für seine Hand gesandt,
Hatt' ich mich willig schon zur Ehe ihm bekannt.
Er aber sagte mir durch diesen Edelstein,
Er werd' ein Gatte mir gleich einer Perle sein.
Ich legte diesen Schmuck von Perlen hurtig an,
Und trat damit vor ihn als seine Gattin dann.
Wenn er nach der Betrachtung beider Perlen drauf —
Und eine dritte weist die Welt nicht weiter auf —
Den himmelblauen Stein in seine Hand gelegt,
So hat zum Engel sich die Lust in ihm erregt.
Wenn ich sofort zum Schmuck den Stein mit einverleibt,
So ists des Herzens gleiche Stimme, die mich treibt,
Und wie an meiner Brust des Siegelringes Stein,
So wird in meinem Schatz sein Ring ein Kleinod sein." [1])

Außer Nizamî haben die Liebesabenteuer Bahram Gurs noch dichterisch verwertet: Emir Chusrau (Chosru, gest. 1325) unter dem Titel „Die acht Paradiese" (Hascht Bihischt) und der Dichter Hatifî (gest. 1510) unter dem Titel „Die sieben Lusthäuser" (Haft manzar).

Nach dem spurlosen Verschwinden Bahram Gurs durch Sturz in einen tiefen Quellenteich (siehe oben) gelangte dessen Sohn Jezdegerd II. auf den Thron. Er war ein milder Herrscher, stellte eine Christenverfolgung ein und hielt mit den Nachbarn Frieden. Vor allem aber war er ein großer Soldatenfreund, weshalb er den Beinamen „Sipahdost" erhielt. Gleichwohl fiel ein Kriegszug gegen die Hephthaliten (weißen Hunnen) unglücklich aus. Aus dieser Zeit erfahren wir durch den armenischen Schriftsteller Elischi einiges aus den Frauengemächern der persischen Großen. Er schreibt: „Die Frauen der Satrapen und andere vornehme Frauen waren in Abwesenheit ihrer Gatten in tiefer Trauer. Sie schliefen mit ihren Dienerinnen auf der Erde, auf brauner Matte und schwarzen Kopfkissen, sie hatten keine besonderen Speisen und Köche, wie es bei Edlen Sitte ist. Es war keine, welche (vor dem Essen) über die Hand der anderen Wasser gegossen hätte, noch reichten Frauen feine Tücher (zum Abtrocknen); sie brauchten keine Seife oder (parfümiertes) Öl als Zeichen der Fröhlichkeit; es standen nicht vor ihnen kostbare Schalen oder Festbecken, man hatte keinen Einführer der Gäste vor der Pforte und lud keine vornehmen Personen in die Häuser ein. Die Baldachine und Betten der jungen Gattinnen waren staubig, ihre reizenden Gärten trocken und welk, die Wein-

[1]) Nach der Übersetzung von Erdmann. — Der Hergang wird also der folgende gewesen sein: Die Prinzessin hatte ihrem Freier zwei Perlen aus ihrem Ohrgehänge zugesandt, zu denen dieser drei eigene hinzufügte. Darauf hatte sie alle fünf mit Zucker bestreut, er Milch darüber gegossen. Sie trank die Milch und gab ihm zugleich einen Ring, ein Geschenk, das er durch eine Perle erwiderte. Sie entnahm eine ähnliche ihrem Halsbande, worauf er noch einen blauen und einen kleineren Edelstein dazutat, welche sie als Schmuck an Ohr und Finger anlegte (P. Horn, a. a. O., 185).

Digitized by Google

reben ausgerissen; ihr Schmuck und Besitz war konfisziert, so daß sie nicht einmal ein Juwel für die Stirn hatten ..."

Der nächste König war Ormidz III., der jüngere Sohn Jezdegerds, und seit jeher dessen anerkannter Liebling. Die von ihm verübten Grausamkeiten einerseits, sowie die Gegnerschaft seines thronberechtigten älteren Bruders Peroz (Firuz), brachten es mit sich, daß Ormizd nach kurzer Zeit gestürzt wurde. Peroz begann seine Herrschaft damit, daß er den Kakhan der Hephthaliten, bei denen er in der Zeit der Bedrängnis gastliche Aufnahme gefunden, bekriegte. Das bekam ihm übel genug; der größte Teil des persischen Heeres ging in der Wüste unter.

Nachfolger auf dem Throne wurde Ormidzs Sohn Balasch (Valarsch) ... Nun setzt wieder etwas Romantik ein. Kobad, Bruder des Balasch, der nach der Krone von Iran gestrebt, fand es für angezeigt, sich in Sicherheit zu bringen. Er floh zu den Hephthaliten. Während seines heimlichen Anfenthaltes in Nischapur verbrachte er eine Nacht mit einer schönen jungen Dame dieser Stadt, gewissermaßen als „gelegentliches Reiseabenteuer". Die flüchtige Liebelei hatte aber ihre Folgen und als Kobad ein Jahr später mit einem großen Heere, das ihm der Kakhan zur Verfügung gestellt hatte, wieder durch Nischapur kam, erfuhr er zu seiner großen Freude, daß jene Dame ihm einen Sohn geboren. Er ließ den Kleinen zu sich kommen und fand großes Gefallen an ihm. Noch in der Betrachtung des Knaben versunken, erhielt er die Nachricht von dem Tode Balaschs. Der irrende Prätendent fand also Thron und Thronerben in derselben Stunde. Der letztere erhielt den Namen Nuschirwan. Es ist kein Geringerer als der nachmalige größte König, den die Dynastie der Sassaniden aufzuweisen hat.

Es hat fast den Anschein, daß alle großen Herrscher in Iran ihr Dasein irgend einem romantischen Zwischenfalle verdanken: Kai Chosru, Kyros, Ardeschir, Schahpur und zu guterletzt Nuschirwan. Bei letzterem ist es einerlei, ob er — wie die eine Version lautet — die Frucht einer zufälligen und vorübergehenden Liebelei ist, oder — wie die Sache im Schah-nameh dargestellt ist — der Verbindung Kobads mit der Tochter eines schlichten Landmannes (Dihkan), um die er vergebens geworben hatte, entsprang. Mazdak, der erste Sozialistenführer der Perser (und einer der ältesten Sozialistenführer der Welt), der unter Kobad auftrat und die Besitzlosen gegen die Reichen aufhetzte, soll die Unverschämtheit gehabt haben, Nuschirwans Mutter zu begehren, womit der König auf seine aufrichtige sozialistische (!) Gesinnung geprüft werden sollte. Es wird berichtet, Kobad habe geschwankt, während der junge Prinz mit Tränen in den Augen seinen Vater und Mazdak beschworen habe, seiner Mutter die Schande einer solchen Preisgebung zu ersparen. Auch sonst hatten die Anhänger des Mazdak sich an den Weibern und Töchtern anderer vergriffen und sie gewaltsam zu sich genommen. Kobad sah dem allen teilnahmslos zu, da er auf der Seite Mazdaks stand. Da erhoben sich die Edlen, ergriffen den König und setzten ihn gefangen. Um ihn zu befreien, soll sich dessen eigene Schwester preisgegeben haben und es wird überdies behauptet, daß zwischen den beiden Geschwistern zärtliche Beziehungen bestanden hätten. Aus allem Mitgeteilten ist zu ersehen, wie tief das Reich in sittlicher Beziehung gesunken war, alles die Folge der Irrlehre Mazdaks. Wer schließlich den falschen Propheten an den Galgen brachte, war niemand Geringerer als Chosru (Nuschirwan), Kobads Sohn. Die Bewegung verlief im Sande und auch der König, der ihr noch einige Zeit hindurch heimlich anhing, riß sich schließlich von ihr loß. Er regierte fortan in Frieden, führte mancherlei Reformen ein und starb im hohen Alter von 80 Jahren.

Digitized by Google

Chosru, genannt Nuschirwan, d. i. „Honigseele", wird von persischen Schriftstellern hochgefeiert als ein Herrscher, dem die Größe und Wohlfahrt des Reiches höher stand als irgend ein persönliches Interesse. Weniger begeistert von Chosru sind die Griechen. Dagegen berichtet der arabische Chronist Tabari von ihm mit der größten Hochachtung ... „Er sprach zu den Armen: arbeitet und bettelt nicht; den Gutgestellten befahl er, das Land zu bebauen; den Schwachen und Bresthaften gab er aus seiner Privatkasse Unterstützungen, wobei er sagte: ich will nicht, daß in meinem Lande ein Armer wohne. Er schrieb den Landbebauenden vor, keine Stelle ohne Anbau zu lassen und gab aus seinen Speichern Aussaat denen, welche keine hatten. Er verschaffte allen Frauen, welche nicht verheiratet waren und es doch sein sollten, Gatten und nötigte Männer zu heiraten, indem er ihnen bei Gründung ihres Hausstandes behülflich war" u. s. w. Chosru hatte auch den Ruhm eines erleuchteten Mannes, indem er den Wissenschaften seinen Schutz angedeihen ließ. Griechische Gelehrte, welche ins Land kamen, fanden am Hofe der Sassaniden glänzende Aufnahme und ihre Werke wurden ins Persische übersetzt. Der Syrier Uranios, ein Bewunderer des Aristoteles, disputierte an der Tafel des Königs mit den Magiern, was zur Folge hatte, daß Chosru befahl, die Werke des ersteren (sowie die des Plato) ins Persische zu übertragen. Sie wurden nachmals unter dem abassidischen Chalifat ins Arabische übersetzt, so daß es also den persischen Fürsten und Gelehrten zu verdanken ist, wenn das kostbare Erbe der klassischen Bildung erhalten blieb und in der Zeit der arabischen Kulturperiode eine Wiederbelebung fand. Allerdings ist das Meiste, was unter Nuschirwan und den Sassaniden hervorgebracht wurde, untergegangen, doch wurden beträchtliche Überreste durch die Parsi, die Erben des Zoroastrischen Glaubens, bis auf unsere Tage gerettet. Hierzu gehört in erster Linie die Übersetzung des Avesta ins Pehlewi. Dem Arzte Nuschirwans, Barzuje, verdankt man die Übersetzung des indischen Fabelbuches „Kalilah wa Dimnah", eines Fürstenspiegels, welcher im buddhistischen Geiste mit größter Kunst der Komposition und Erzählung in den Rahmen eines reizenden Unterhaltungsbuches gefaßt ist. Durch diese literarische Tat ist der Welt ein Schatz erhalten worden, aus welchem Jahrhunderte hindurch die Märchen-, Fabel- und Novellenbücher aller gebildeten Völker sich bereichert haben, der aber ohne Barzujes Arbeit wahrscheinlich niemals aus Indien nach dem Abendlande gelangt wäre. Es wird nicht viele geben, denen bekannt ist, daß ihre Kinder in ihren Märchen- und Geschichtenbüchern Erzeugnisse indischer Phantasie genießen, oder daß die dramatischen Motive Shakespeares und Goethes ursprünglich unter indischen Palmen gedichtet worden sind.

Nuschirwan war der erste persische Großkönig, der eine Christin zur Frau hatte. Es ist dies um so bemerkenswerter, als die Perser durch alle Zeit den Christen höchst feindselig gesinnt waren. Sie sind der Erbfeind, wie es zuvor die Turanier waren und die Heiraten mit Christinnen führen nur zu tragischen Konflikten. Die Gattin Nuschirwans war ihrer Schönheit wegen hochgepriesen und der König hing mit großer Liebe an ihr; dennoch war das Vorurteil so groß, daß selbst ein Mann von der Erleuchtung und Geistesgröße eines Chosru nicht dulden wollte, daß der von dieser christlichen Frau stammende Sohn Nuschzad (Anoschagadh) am Hofe erzogen werde. Die Sage weiß zu berichten, daß der Genannte sich mit dem Kaiser von Tuan in Verbindung setzte und gegen seinen Vater mit bewaffneter Hand auftrat. Vor der Entscheidung versucht es der tapfere Feldherr Nuschirwans, Poroz (Sirus), Nuschzad von seinem Glauben abzubringen. Der Königssohn weist dieses Ansinnen zurück und in dem nun sich entspinnenden Kampfe

Digitized by Google

stirbt er den Heldentod für seinen Glauben. Ohne alles Gepränge wird er begraben, indem die Mutter den teuren Leichnam in ein Linnen hüllt und in die Erde senkt.



Chosru Nuschirwan mit seinem Großvezier (Persische Handschrift der Pariser Nationalbibliothek).

Daß Nuschirwan den Annehmlichkeiten des Harems besonderen Geschmack abgewonnen oder sich viel um Weiber gekümmert hätte, ist in den Quellen nicht ersichtlich. Bezeichnend für seine Gleichgültigkeit in dieser Richtung ist eine Erzählung, in welcher der Vezier des Königs, Buzurdschimihr, als Traumdeuter auftritt. Dem König träumte nämlich, daß ein Schwein aus seinem Becher trinke. Daraufhin findet der Vezier heraus, daß im Harem etwas nicht richtig sein müsse. Und so ist es in der Tat: ein verkleideter männlicher Sklave wird in den Frauengemächern entdeckt. Statt nun zu wüten, versammelt der König zu Ehren seines hellsehenden Veziers die Gelehrten seines Hofes um sich und hält ihnen akademische Vorträge über die gesamte — Lehrweisheit Persiens. Vielleicht besann sich bei diesem Anlasse der gekrönte Gelehrte einer Stelle im „Dinkart“[1]), wo mit den Weibern nicht sehr glimpflich umgesprungen wird. Es werden die Höllenstrafen besprochen und heißt

[1]) Vgl. S. 344.

Digitized by Google

es weiter, „das zänkische Weib hängt mit dem Kopf nach unten an den Beinen, die Zunge nach hinten aus dem Naken gereckt".

Gleichwohl scheint Nuschirwan den Frauen mit großer Rücksicht begegnet zu haben. So wird erzählt, daß innerhalb seines Palastes in der glänzenden neuen Residenzstadt Ktesiphon (am Tigris unweit von Seleukia), ein Stück Land zu sehen war, das von den herrlichen Anlagen häßlich abstand. Als einst ein römischer Gesandter hierüber eine Bemerkung machte, gab Nuschirwan die Aufklärung, daß dieser Fleck einer armen Frau gehöre, die ihn nicht dem König überlassen wolle. Da meinte der Römer, der Blick auf dieses Land sei die größte Augenweide, die man von den Fenstern des Palastes genieße. Von letzterem ist noch eine großartige Ruine (Tak i Kesra = Dom des Chosru) vorhanden, eine hohe Fassadenwand mit einer erst jüngst teilweise eingestürzten Gewölbhalle, in welcher die stürmenden Perser unermeßliche Reichtümer fanden. (Bild S. 350.)

Es ergiebt sich hier der passende Anlaß, auf die Vorliebe des damaligen Kunstfleißes für szenische Vorstellungen aufmerksam zu machen, wobei vornehmlich auf weibliche Figuren große Sorgfalt verwendet wurde. Allerdings handelt es sich hier um Objekte, welche offenbar der Phantasie persischer Geschichtsschreiber entsprungen sind, denn es sind Geschenke, welche Nuschirwans Ansehen und Glanz erhöhen sollten. Immerhin geben sie die Handhabe für den herrschenden Geschmack in damaliger Zeit. So befand sich unter anderen Geschenken des Kaisers von China ein Ehrenkleid für den König. Das Prachtstück lag in einer goldenen Kassette, die nebenher eine weibliche Figur enthielt, „deren Antlitz, von ihren langen Locken verschleiert, so überwältigend war, wie ein Blitz des Tages durch eine dunkle Nacht" ... Eine vom Kaiser von Indien gesandte, mit Perlen angefüllte Prachtvase zeigte auf der einen Seite die Gestalt eines jungen Mädchens — „sieben Hände hoch". Es war ein bezauberndes Bild ... „Ihre Augenlider fielen auf ihre Wangen, und der Glanz ihrer Augen, erhöht durch die Feinheit ihres Antlitzes, leuchtete durch sie wie ein Blitz." —

Als der große Nuschirwan die Augen geschlossen hatte, gelangte nach kurzer Zwischenherrschaft seines Sohnes Ormizd IV., der letzte glänzende Sassanide, Chosru Parwiz, auf den Thron, der Enkel des ersteren, ein anfangs kriegerischer und tapferer, später durch sein schwindelhaftes Glück verblendeter und ausschweifender König. Sein Ende sollte denn auch ein tragisches sein. Was uns aber an diesem Herrscher besonders überrascht, ist seine glänzende Hofhaltung und seine maßlose Neigung zu den Frauen, welche in einem großartigen Harem sichtbar in die Erscheinung tritt. Die morgenländischen Quellen sind voll von diesen Dingen. Sie erzählen, daß in den königlichen Frauengemächern zu Dastagerd (Parwiz Residenz) 3000 junge Schönheiten des Landes lebten, mit 12.000 Sklavinnen. Die berühmteste dieser Frauen war die, nachmals in persischen Dichtungen hochgefeierte Schirin, die Tochter des byzantinischen Kaisers Mauritius, die mit ihrem christlichen Namen Irene hieß. Im Schah-nameh figuriert eine gewisse Mariam als Tochter des Kaisers (und Gattin Chosrus) und die Schirîn wird als Nebenfrau bezeichnet. Sie soll die Mariam aus Eifersucht vergiftet haben. Nach einer anderen Version wäre die Schirîn gar keine Prinzessin gewesen, sondern eine Christin aus Susiana, namens Sira.

Sei dem wie immer, die „süße" (dies bedeutet ihr Name) Schirîn ist weitaus die gefeiertste Frau des persischen Mittelalters ... In der Ebene von Kirmanschah (unweit der Stätte von Ekbatana) ragt ein Berg, wie von Menschenhand gespalten, empor. Es ist der berühmte „Bisutun", in dessen senkrechte Felsenwand Dareios einen Siegesbericht in tausend Zeilen Keilschrift hatte einmeißeln lassen, außerdem seine eigene Person, zwei

Digitized by Google

Trabanten und zehn Gefangene. So interessant dies ist, erweckt dennoch die Sage, die sich an den Bisutun knüpft, weniger kriegerische Empfindungen in uns. Es ist die Liebe des Steinhauers Ferhad zu Schirin, die den ungeheuren Spalt im Gebirge veranlaßt hatte. Diesem Ferhad, heißt es, war die nachmalige Gattin des Chosru Parwiz versprochen, wenn er das Gebirge durchbräche, um einen Fluß von jenseits hereinzuleiten. Als Chosru sah, daß das Riesenwerk Aussicht habe, zu gelingen, ließ er dem Ferhad melden, Schirin sei plötzlich gestorben. Daraufhin stürzte sich Ferhad in Verzweiflung vom Felsen herab. Nebenbei bemerkt, läßt eine uralte Tradition die fabelhafte (ältere) Semiramis vor dem Bisutun herrliche Prunkgewänder anlegen und ihr Bild, von hundert Garden umgeben, in die Felswand einmeißeln. Davon ist leider nichts mehr zu sehen.

Den Gatten der Schirin lernen wir aber kennen, wenn wir eine andere Felsenskulptur in Augenschein nehmen, welche sich in derselben Ebene unfern des Bisutun befindet.[1]) Es ist der „Tak i Bostan" (Gartendom), ein senkrecht behauener Fels mit zwei mächtigen Rundbogennischen, welche tief in die einstige Fassade eindringen. Im Hintergrunde der größeren grottenähnlichen Vertiefung zeigt sich eine gepanzerte Reiterfigur, von den Augen herab im Kettenpanzer, mit kleinem Rundschild und eingelegter Lanze, auf einem kräftigen, gleichfalls gepanzerten Roß. Der Ritter ist Chosru Parwiz, der — wie es scheint — vor den Schönen seines Harems sich lieber so zeigte, als vor den Legionen des Heraklius. Neben der Reiterfigur (Bild S. 349) sind drei größere, verstümmelte Figuren, in sassanidischer, perlenbesäeter Kleiderpracht zu sehen. Eine davon, die zur Linken, ist weiblich, also die gefeierte Schirin, die schönste Frau ihrer Zeit, die aber dem Chosru gar viel Sorge machte. Die bärtige Figur zur Rechten dürfte Schirins Vater, Kaiser Mauritius von Byzanz, sein. Vor der Grotte befindet sich ein klarer Teich, Schirins Quell. Vielleicht war es während einer Schäferstunde mit der Geliebten, als der König jenen Brief von Mohammed, dem Propheten, erhielt, in welchem der Sassanide aufgefordert wird, dem Feuerdienste zu entsagen und zu dem einzig wahren Glauben sich zu bekehren. Chosru soll ergrimmt den Brief zerrissen und in den Teich geworfen haben. Aber der Quell (nach anderen soll es der Fluß Karasu dieser Ebene gewesen sein) wußte das Gewicht eines Prophetenbriefes besser zu schätzen, und sank, entsetzt über solchen Frevel, zwischen seinen Ufern hinab, um nie wieder emporzusteigen. Als Mohammed von dem Vorfall Kenntnis erhielt, rief er aus: „So wird Gott Chosrus Reich zerreißen!" ... Das prophetische Wort erfüllte sich nach kaum sieben Jahren nach dem Tode Chosru Parwiz, indem in



Chosru und Schirin. Felsenskulptur zu Naksch i Rustem. (Ch. Texier: »Description de l'Armenie, Pl. 133).

[1]) Auch zu Naksch i Rustem (Persepolis) findet sich eine Skulptur, welche Chosru Parwiz und Schirin zum Gegenstand einer plastischen Darstellung hat.

Digitized by Google

der mörderischen Schlacht bei Kadesia (635) die Macht des letzten Sassaniden Jezdegerd III. gebrochen wurde und bald hierauf die Dynastie ihren Untergang fand.



Nizami: „Chosru und Schirin". Persische Handschrift des Kalligraphen Schams ed din Karmâni aus dem Jahre 1500. (K. k. Hofbibliothek in Wien.)

Außer an den Tak i Bostan knüpft sich die Erinnerung an Schirin auch an ein verfallenes Schloß in der Nähe von Holwan, „Kassri Schirin". Chosrus Ende aber war schrecklich. Er lag zuletzt krank darnieder, und da er einen jüngeren Sohn, Merdases, dessen Mutter die Schirin war, besaß, empörte sich der älteste Sohn Kobad Schirui (Siroïs) und warf seinen Vater in den Kerker. Seine Brüder, deren er habhaft werden konnte, brachte er um, den Merdases vor den Augen seines Vaters. Dieser ward zum Hungertode verurteilt, man gab ihm aber nach fünf Tagen den Rest: der Sohn eines Statthalters von Seistan, den Chosru wegen eines unbegründeten Verdachtes hinrichten hatte lassen, erschlug ihn mit der Streitaxt . . . Die sagenhafte Überlieferung stellt die Sache insofern anders dar, als sie von einer heftigen Leidenschaft des Sohnes Chosrus zu Schirin berichtet. Schirui wird hier als der Sohn der von uns früher genannten Mariam eingeführt. Schirin stellt sich, als erhörte sie die Liebe des Jünglings, bittet aber, noch einen Blick auf die Leiche des ermordeten Gatten werfen zu dürfen. Als

Digitized by Google

man diese herbeischafft, nimmt Schirîn augenblicklich Gift. Was sie auch bewogen haben mochte, so zu enden: unerschütterliche Liebe zu dem Gatten, oder Abscheu vor der blutschänderischen Leidenschaft Schiruis, oder schließlich das Verlangen nach dem Ruhm, ihr Leben an der Leiche des Geliebten freiwillig weggeworfen zu haben, um mit ihm ein gemeinsames Grab zu finden — die Überlieferung hatte die Wahl, einen oder alle diese Gründe zu acceptieren und daraufhin ihre Schlüsse zu ziehen. Noch heute wird der Name Schirîn im Morgenlande allem zugesellt, was am weiblichen Geschlechte schön und begehrenswert ist.

Wenn Schirîn, wie es den Anschein hat, sich lediglich in die Rolle einer gefeierten Haremsdame schickte, treten uns in zwei Töchtern des Parwiz — Purandocht (Borane) und Azarmidocht — selbstherrliche Königinnen entgegen, die einzigen, welche die Dynastie der Sassaniden und überhaupt die Geschichte der Perser aufzuweisen hat, wenn man von Humâi und anderen historisch nicht verbürgten Kronenträgerinnen Irans absieht ... Schirui, der Sohn Schirîns, der nach Chosru Parwiz den Sassanidenthron bestieg, starb schon nach vier Monaten an der Pest. Sein Sohn Ardeschir war noch ein Kind und wurde bald beseitigt. So fiel die Perlenkrone an Purandocht, obwohl, wie wir später sehen werden, noch ein männlicher Thronerbe vorhanden war. Bemerkenswertes aus der Zeit ihrer Regierung, welche ein Jahr und vier Monate (nach anderen nur sieben Monate) dauerte, ist nicht zu melden. Eine Dame von Geschmack war sie schwerlich, sonst hätte sie nicht ihren Vetter Schah-Schenendeh sich zum Geliebten erkoren, einen Prinzen, von dem die Chroniken melden, sein Kopf sei so unförmlich groß gewesen, daß die Krone nicht festsitzen wollte. Kein Wunder also, daß sie bald herabfiel, doch hielt man ihren Träger für viel zu unbedeutend, um ihn aus der Welt zu schaffen. Von Interesse ist, daß unter Purandocht die Perser zum ersten Male mit den Arabern in kriegerische Berührung kamen. Um die von ihnen bedrängten Städte in Südmesopotamien zu befreien, entsandte Purandocht den tapferen Rustem, Sohn des Farruch Hormazd, Statthalters in Chorassan (wir kommen auf beide noch zurück) gegen die Bedränger, ohne etwas auszurichten. Gelegentlich einer zweiten Aktion traten Chosrus berühmte weiße Schlachtelefanten in Tätigkeit und wurde das uralte Reichspanier des Schmiedes Kawe entfaltet. Diesmal ging es den Arabern schlecht. Sie wurden bei Merwaha vollständig geschlagen. Die Perser aber waren verhindert, ihren Sieg auszunützen, weil in Ktesiphon ein Aufstand gegen die Königin ausgebrochen war und Rustem dorthin berufen wurde.



پوراندخت

Purandocht.

(Aus: „Name-in Chosrewan", d. i. „Das Buch der Kaiser", von Dschelâl Pur Feth Ali Schah Kadschar. Neue Ausgabe von Mirzâ Hasân Chan (1297 d. Fl.).

Digitized by Google

Nachdem Purandocht vom Schauplatz verschwunden war, kam der früher erwähnte Makrokephale Prinz Schemendah zur Regierung, ohne daß die Krone ihn wundgedrückt hätte. Im Hintergrund stand Azarmidocht, die Schwester der Purandocht, ein äußerst energisches Weib, deren Lebensfaden leider etwas vorzeitig durchschnitten wurde. Das kam so. Der früher erwähnte Statthalter von Chorassan, Farruch Hormazd, war nämlich von Azarmidocht zum Großvezier bestellt worden. Diesem scheint aber die Persönlichkeit seiner Gebieterin mehr Interesse abgerungen zu haben, als den Staatsangelegenheiten. Kurz, er entdeckte der Königin sein Herz. Diese stellte sich so, als erhörte sie den verliebten Hofwürdenträger, obwohl sie betonte, daß es einer Königin nicht zieme, einen Gatten zu nehmen. Schließlich gewährte sie dem Minister ein Stelldichein. Der überglückliche Mann eilte gebadet und gesalbt bei Nacht in den Palast, wo er von den Wachen angehalten und auf Befehl der Königin enthauptet wurde. Als Rustem, der Sohn des Gemordeten und Sieger von Merwaha, dies hörte, eilte er herbei, schändete die Königin und tötete sie.



Azarmidocht.
Aus: „Name-jn Chosrewan“, d. i. „Das Buch der Kaiser“, von Dschelâl Pur Feth Ali Schah Kadschar. Neue Ausgabe von Mirzâ Hasân Chan (1297 d. Fl.).

Nach diesem Drama, das nach so kurzer Zeit einen abermaligen Thronwechsel notwendig machte, erinnerte man sich, daß Chosru Parwiz einen Sohn mit einer Sängerin aus Isfahan hatte. Sein Name war Farruchsadeh. Man machte ihn in Nisibins (Nordmesopotamien) ausfindig und bot ihm die Krone an. Er kam, trug aber die Perlentiara nur einen Monat, da er einem Giftmord zum Opfer fiel.

Dieser beständige Thronwechsel war von übler Vorbedeutung. Die Hochflut des Islam drängte immer mächtiger heran und war bereits im Königspalast zu Ktesiphon vernehmlich. Dort hatte Jezdegerd III., ein Prinz von nicht ganz klarer Herkunft (es heißt, es sei ein Enkel des Parwiz gewesen), als letzter seiner Dynastie den Thron bestiegen. Er war erst 21 Jahre alt, als er das bedrohte Erbe seiner Ahnen übernahm. Drei Jahre später war sein Schicksal entschieden. Die Araber hatten inzwischen große Erfolge errungen, hielten sich aber zuletzt in der Defensive, als sie von den umfassenden Verteidigungsmaßregeln der Perser Kenntnis erhielten. Um diese Zeit war Mothanna, der Oberfeldherr der Araber, an der Wunde, die er sich in der Schlacht von Merwaha geholt, gestorben, und Saud, Sohn des Abu Wakkaß, an seine Stelle getreten. Der feurige Palladin des Chalifen Omar trat aber noch ein anderes Erbe an: die schöne Selma, Wittib nach Mothanna, welche dieser dem Schutze seines Nachfolgers empfohlen

hatte. Leider war es Saud versagt, seinem jungen Weibe Proben seiner Tapferkeit zu geben. Kurz bevor die große Entscheidungsschlacht bei Kadesia (März 631) geschlagen wurde, erkrankte er und konnte sie nur vom Walle der Burg aus, an der Seite Selmas, beobachten.

Die Schlacht begann mit zahlreichen Zweikämpfen, welche bald in den Massenkampf übergingen. Die arabischen und persischen Rosse steigerten die Wildheit des Kampfes dadurch, daß jene vor den persischen Elefanten, die persischen Pferde vor den mit flatternden Decken behangenen Kamelen des Gegners scheuten. Drei Tage dauerte das Ringen und ward dadurch entschieden, daß sich von Westen her ein Sandsturm auf die Perser warf und sie gänzlich entmutigte. Über 100.000 der ihren bedeckten die Wahlstatt, während angeblich nur 6000 Moslems gefallen sein sollen. Das kostbarste Beutestück war das Reichsbanner Diresch i Kawani, des Schmiedes Kawes Lederschurz, das im Laufe von anderthalb Jahrtausenden allerdings die Eigenschaft angenommen hatte, sich über das herkömmliche Maß eines solchen Kleidungsstückes zu vergrößern. Orientalische Schriftsteller jener Zeit[1]) melden, die Schürze des Grobschmiedes sei 22 Fuß lang und 15 Fuß breit und über und über mit kostbaren Juwelen geschmückt gewesen. Das Panier wurde, mit anderen Beutestücken aus der sassanidischen Residenz Ktesiphon, wohin Saud bald nach der Schlacht von Kadesia aufbrach, an den Khalifen Omar gesandt. Die Einzelheiten, welche die Chronisten bei Beschreibung der von den Arabern in Ktesiphon gemachten Beute (sie waren ohne Kampf eingezogen) überliefert haben, zeigen, wie weit die Perser in Luxus und Verfeinerung der Sitten vorgeschritten waren. Man fand ein Kamel mit einer Kiste beladen, worin das Prunkkleid des Königs sich befand und außerdem Kleider von Goldgewebe, Brokate, Krone und Siegel des Königs. Man begreift das Erstaunen der Araber vor solcher Pracht, wenn man weiß, daß sie nur gewebte Stoffe kannten und die Schneiderei erst von den besiegten Persern lernten. Die Rüstung des Königs bestand aus einem goldenen Harnisch, einem Helm, Arm- und Beinschienen, ebenfalls von Gold. Ein auserlesenes Beutestück war ein weißer Brokatteppich, 100 Ellen lang und 60 Ellen breit; den Rand desselben bildete ein grünes Blumengewebe, dessen Blüten aus Smaragden, Beryllen, Rubinen, Türkisen und Topasen bestanden. Dieses Prachtteppiches bedienten sich die sassanidischen Herrscher im Winter, um an die Blumen des Lenzes erinnert zu werden. An anderer Stelle[2]) haben wir berichtet, daß Omar das Beutestück — das für ihn bestimmt war — zerschnitt und die einzelnen Stücke verteilte.

Einige Jahre noch zog sich das menschenmörderische Ringen hin, wobei die Araber schrittweise nach dem iranischen Hochlande vordrangen. Bei Nehawend endlich fiel die entscheidende Schlacht (640), zu der die Perser 150.000 Mann aufgeboten hatten. Zwei Drittel davon büßten ihr Leben ein. Das persische Reich hatte aufgehört zu bestehen. Statt wie der letzte Achämenide und der letzte Partherkönig im Kampfe zu sterben, floh Jezdegerd in einer von Maultieren getragenen Prachtsänfte nach dem Osten des Reiches, wo er noch ein Jahrzehnt lang als gefallene Größe eine nichts weniger als beneidenswerte Rolle spielte. Zuletzt fand er Ruhe in Merw (in Turkmenien), wo er Bauten und Gärten anlegte und sich mit einem Hofstaate von mehreren tausend Personen umgab, von denen kein einziger dem Heere angehörte. Zehn Jahre lebte Jezdegerd in der Irre, ein Jahr nur dauerte die fadenscheinige Herrlichkeit in Merw. Die anrückenden Araber

[1]) Habib ul Seier, Rosat ul Seffa rc.

[2]) Vgl. S. 127.

Digitized by Google

hatten den Palast umstellt, doch Jezdegerd entkam, indem er sich an einem Strick die Mauer hinabließ. Er floh und kam in eine Mühle in der Nähe von Merw, wo er zum letzten Male in Schlaf fiel. Beim Tagesgrauen erweckte das goldschimmernde Gewand des Königs die Habgier des Müllers „und mit einem sicheren Schlage auf das Haupt des schönen, blassen, todesmüden Königsjünglings, ohn' ihn aus dem tiefen Schlafe zu erwecken, in des Todes tieferen versenkt er ihn" (Rückert) ... Die Sassanidendynastie war erloschen (651).

Von der arabischen Invasion bis zur Begründung der Dynastie der Safiden.

Fast siebenhundert Jahre sollten vorübergehen, bis Persien aus seiner Erniedrigung sich erhob, eine nationale Dynastie auf den durch so lange Zeit verwaisten Thron von Iran gelangte und der verblichene Glanz der Vorzeit noch ein letztes Mal aufleuchtete. Aber dieser Wandel der Dinge vollzog sich unter gründlich veränderten Verhältnissen: Aus den Feuerdienern waren Mohammedaner geworden. Vielleicht hat der Umstand nicht wenig zur Erhaltung der Rasse beigetragen, daß die Perser von vornherein in einen schroffen Gegensatz zu der übrigen moslemischen Welt traten, indem sie sich der „Schia" anschlossen, also jenem Schisma, welches schon frühzeitig die Völker des Islam in zwei feindliche Lager spaltete. Religion und Rasse im Bunde schufen jene tiefe Kluft, welche Perser und Araber von einander schied, eine Kluft, die bekanntlich auch heute noch nicht überbrückt ist. Dazu kommt, daß der von den Arabern niedergeworfene Gegner ein uraltes Kulturvolk war, dessen zivilisatorischer Einfluß sich schon in den ersten Zeiten des abbassidischen Chalifates bemerkbar machte. Das Werk des Schwertes allein hätte die moslemischen Eroberer niemals auf jene glanzvolle Höhe gehoben, welche sie in so fabelhaft kurzer Zeit erreichten. Sie hatten keine eigene Kultur mitgebracht und standen daher unter den Einwirkungen einer fremden, die sie, kraft ihrer Begabung und ihres jugendlichen Tatendranges nationalisierten und in dieser Vermengung des semitischen mit dem arischen Elemente wenigstens geistig das verbindende Glied zwischen der uralten indisch-iranischen Zivilisation und dem Abendlande wurden. Bemerkenswert für diesen Sachverhalt ist, daß auch die Kehrseite jedes verfeinerten Kulturlebens, die Sittenlosigkeit mit allem, was damit zusammenhängt, auf persische Einflüsse zurückzuführen ist.

Auf die vorhererwähnten siebenhundert Jahre persischer Abhängigkeit von anderen Völkern entfallen streng genommen nur etwa 200 Jahre auf die Araber. Von da ab sind es — abgesehen von einigen iranischen Fürsten, welche sich die zerrütteten Verhältnisse zu nutze machten und „Dynastien" mit örtlich beschränkter Macht gründeten — durchwegs **türkische** Stämme, welche das Land in der Gewalt hatten. Spät also war „Turan" zum Herrn seines Erbfeindes geworden. Keine Reckenhand wehrte sich dagegen, die Helden der Vorzeit waren längst der Erinnerung entschwunden. Aber auch die turko-tatarischen Eroberer, die auf iranischem Gebiete den Thron aufgerichtet hatten — wie beispielsweise die **Samaniden** — schwächten sich zu sehr im Thron- und Familienstreit, um nach außen machtvoll auftreten zu können. Noch mußte mit dem abbassidischen Chalifat zu Bagdad gerechnet werden, das — wenn nichts anderes — die religiöse Vorherrschaft ausübte. Vorübergehenden Glanz erlangten die **Ghasnawiden** (Sultane von Ghasna in Afghanistan), deren mächtigster jener tatkräftige und intelligente

Digitized by Google

Mahmud war, vor dem sich Indien beugte und der Bagdader Schatten-Chalif zitterte. Unter ihm lebte und dichtete Abul Kassim Manssur, genannt Firdusi, d. i. der „Paradiesische", dessen großartige poetische Schöpfung, das „Schah-nameh", unseren Ausführungen aus Irans Vorzeit teilweise die Grundlage gegeben hat.

Nachdem es dieser Art lange über den Hochflächen Irans wettergeleuchtet hatte, brach der Sturm los. Als Vorboten desselben erscheinen die Seldschuken, ein Turkstamm sunnitischen Glaubensbekenntnisses, von dem wir bereits früher einmal Kenntnis genommen haben.[1]) Er hatte seit Mitte des 11. Jahrhunderts noch einmal ein Reich gegründet, das von China bis in das Innere Kleinasiens reichte. Die hervorragendste Erscheinung aus dieser Zeit ist jener Melik Schah (seit 1075), unter dem Asien glückliche Tage genoß, wie unter dem einen oder anderen großen Herrscher von Iran in der Vergangenheit. Die Seldschuken waren geborene Krieger, ihre Frauen hochgeachtet als Gefährtinnen der Männer in Drangsal und Not, in Kampf und Fehde. Unter diesem Volke gab es nur zwei Tugenden: Tapferkeit der Männer, Keuschheit der Frauen. Den letzteren war alle Bequemlichkeit, welche zur Verweichlichung führt, vollständig fremd. In einem Alter, in welchem anderwärts die Kinder noch als solche behandelt werden, saßen die seldschukidischen Knaben bereits im Sattel und tummelten die wildesten Rosse.

Immerhin hieße es, des guten zu viel auftragen, wenn man das höfische Leben der Seldschukiden im Bilde einer so primitiven Gesittung festhalten wollte. Das war durchaus nicht der Fall. Auch seldschukidische Frauen verstanden es, das Szepter zu führen, wie jene Turkan Chatun, die erste Gemahlin Sandjars, des Sohnes Melik-Schahs, der von den Oghusen (einem anderen Turkstamme) weggeführt und mehrere Jahre in harter Gefangenschaft gehalten wurde. Damals übte die Genannte ihre Regentenpflichten in musterhafter Weise aus, und zwar unter den schwierigsten Verhältnissen, denn die übermütigen Sieger bedrückten das Land in furchtbarer Weise. Schändung und Frauenraub waren an der Tagesordnung. Offenbar ist die Sultana die Urheberin jenes ergreifenden Briefes an den Herrscher von Samarkand, der unter der Bezeichnung „Die Tränen von Chorassan" uns erhalten geblieben ist und in welchem die bedrängte Königin um Hilfe fleht.

So hatte sich allmählich der Weltsturm vorbereitet. Es war jene ungeheure Völkerwoge, welche das Innere von Asien ausgeworfen, den ganzen Westen und Süden des Erdteiles und einen großen Teil von Europa überschwemmt hatte. Die Mongolen Dschengis Chans als Eroberer zu schildern, kann nicht unsere Aufgabe sein. Wohl aber interessiert uns, zu erfahren, ob diesem Gewaltigen, der als ein anderer Attila die Zuchtrute über verkommene Völker und verbrecherische Dynastien schwang, ein ebenbürtiges Weib zur Seite stand, d. h. ebenbürtig im Sinne der brutalen Gewalt, welche von dem so unerwartet aus dem Dunkel seiner fernen Heimat hervorgetauchten neuen Beherrscher der Welt ausging. Die Antwort wird schwer, weil man nicht viel mehr als den Namen der Gebieterin kennt. Sie hieß Berla Kontschin und war die erste von den fünf Weibern des Dschengis Chan. Nur ihre Söhne waren von dem Gewaltigen berufen, sich in dessen Erbe zu teilen; die vielen anderen Söhne gingen leer aus.

Selbstverständlich konnte ein Mann wie Temudschin — dies war sein eigentlicher Name, denn Dschengis Chan ist ein Titel, „Herr der Welt" — nicht wie ein anderer Sterblicher in diese Welt getreten sein. Seine Mutter war die Fürstin Alinkua, welche von — einem Sonnenstrahl befruchtet worden war. Die drei Söhne, die sie gebar, waren

[1]) Vgl. S. 162.

Digitized by Google

somit richtige „Sonnenkinder". Die Sache wird aber auch so dargestellt, daß Alinkua geträumt habe, sie empfänge von einer Person mit einer brennenden Fackel, und daß man die Lichtstrahlen in den Pavillon, in welchem die Fürstin schlief, eindringen gesehen. Temudschin scheint der jüngste von diesen drei „Kindern des Lichts" — wie sie die Überlieferung nennt — gewesen zu sein. Ihm fiel nachmals eine andere Fackel zu, mit der er die Denkmäler eines Jahrtausendes in Brand steckte. Übrigens hielt er, gerade was das Familienleben anbetrifft, strenge Zucht. Wie notwendig dies war, bezeugt nachfolgender Sachverhalt. Temudschin hatte auf Ehebruch die Todesstrafe gesetzt. Darüber murrte ein Mann, bei dem es Sitte war, die Weiber an Freunde — auszuleihen. Er machte in diesem Falle eine Ausnahme, offenbar deshalb, um einer gefährlichen Uneinigkeit unter den Stämmen vorzubeugen. In diesem Punkte ging seine Sorge so weit, daß er zu einem der merkwürdigsten Hilfsmittel griff, das die Geschichte kennt. Um nämlich die Stämme durch verwandtschaftliche Beziehungen einander näher zu bringen, förderte er in größtem Umfange Wechselheiraten unter ihnen. Da er aber die Früchte dieses Vorgehens schwerlich erlebt hätte, verordnete er, daß je zwei Familien ihre längst verstorbenen Kinder durch regelrechte Heiratsverträge mit einander verbinden sollten. Die Verträge wurden ins Feuer geworfen und gefolgert, daß der zum Himmel aufsteigende Rauch die im Jenseits weilenden Angehörigen zu Ehepaaren verbinde. Die auf Grund dieser symbolischen Verträge begründeten verwandtschaftlichen Beziehungen erhielten volle Gültigkeit, als wären sie noch zu Lebzeiten der Dahingegangenen abgeschlossen worden.

Wir wissen von früher her [1]), daß Dschengis Chans Sohn, Hulagu, dem abbessidischen Chalifat ein grauses Ende bereitet hatte. In der Zwischenzeit und teilweise noch vor dem Auftreten des ersteren, herrschten in Iran durch länger als ein Jahrhundert in einzelnen Gebieten (Azerbeidschan, Fars, Luristan) kleine Fürsten oder halb unabhängige Statthalter, die Atta Beys. Als Hulagu bereits Herr von Persien war, scheinen vielfach Frauen in die Geschicke des Machthabers eingegriffen zu haben. Bemerkenswert vor allem ist ein Vorfall in der Familie Solgur von Fars. Hier war dem Häuptling Mohammed die Würde eines Atta Bey verliehen worden, nachdem kurz vorher der nächste Erbe dieser Würde gestorben war. Die Mutter des letzteren, Turkan Chatun [2]), war gefeiert ihrer Schönheit, ihrer geistigen Begabung und ihrer unbegrenzten Freigebigkeit wegen. Mit vollen Händen schöpfte sie aus dem angehäuften Familienschatze, um ihre Freunde und das Heer damit zu bedenken.

Dieser energischen Frau mißfiel der Atta Bey Mohammed. Sie ließ ihn ergreifen und an Hulagu ausliefern, seinen Bruder Seldschuk aber aus dem Gefängnisse befreien und an die Spitze der Verwaltung setzen. Die sonst so kluge Frau ahnte wohl nicht, welch schweren Mißgriff sie hier begangen. Sie folgte der Werbung des, wie es anfänglich schien, vortrefflichen Atta Beys, doch währte das Eheglück nur kurze Zeit. In der Weinlaune von seiner plötzlich erwachten Mordlust hierzu angetrieben, befahl er einem seiner Sklaven, der Fürstin das Haupt abzuschlagen und es ihm auf goldener Schüssel zu bringen. Mit wilder, wahnsinniger Freude ergriff Seldschuk das totstarre schöne Haupt, riß zwei prachtvolle Rubins aus dessen Ohren und warf sie der — Lieblingssängerin der Gesellschaft zu. Aus seiner Trunkenheit erwacht, sah er mit Ent-

[1]) Vgl. S. 162.

[2]) Es ist derselbe Name, den Sandjars Gattin führte Gleichwohl ist eine Verwechslung nicht möglich, da das hier geschilderte Ereignis sich etwa hundert Jahre später zutrug.

Digitized by Google

setzen, was er angerichtet hatte. Hulagus Rache fürchtend, floh der scheußliche Verbrecher, ward aber ergriffen und auf schimpfliche Weise getötet ... Seine Nachfolgerin in Fars war wieder eine Frau, Aïscha Chatun, nachmals die Gattin von Hulagus Sohn Mandschu Timur. Sie starb zu Tabris in Azerbeidschan und mit ihr erlischt das Haus Solgur.

Und noch eine dritte Frau wird uns genannt, die in bemerkenswerter Weise in den Vordergrund tritt. Der letzte Nachfolger Hulagus, der sich noch einer gewissen Macht erfreute, war Abu Said, ein junger, tapferer Fürst, der, wie es scheint, sich im Frauengemache behaglicher fühlte, als in der Ausübung der Staatsgeschäfte. Sein erster Vezier war Tschuban, zugleich einer der einflußreichsten Emirs des Reiches, Vater eines bezaubernd schönen Kindes, das in den Chroniken durchweg Bagdad Chatun, d. i. „die Badgadinerin", genannt wird. Der Vater hatte sie einem anderen, noch mächtigeren Emir, Hosseïn mit Namen, zur Frau gegeben, mit der Absicht, dadurch in seiner Stellung sich noch mehr zu festigen. Abu Said aber hatte zufälligerweise die schöne junge Frau zu Gesicht bekommen und war sofort in leidenschaftlicher Liebe zu ihr entbrannt. Der Fall war heikel, denn es handelte sich, wie man sieht, um die Tochter und Gattin zweier mächtiger Palladine. Abu Said aber glaubte den Knoten damit zu durchhauen, daß er sich auf ein altmongolisches Gesetz berief, nach welchem jedermann seines Weibes sich zu entäußern habe, wenn der Herrscher es für sich begehre. Selbstverständlich stieß das Verlangen auf Widerstand, was den König derart erzürnte, daß Tschuban es für geraten fand, sich in Chorassan in Sicherheit zu bringen. Hier aber wurde er verräterischerweise festgenommen und hingerichtet. Dem Gatten der so außergewöhnlich begehrenswerten Dame scheint sein Kopf lieber gewesen zu sein, als die schöne Bagdadinerin, denn bald nach dem Tode ihres Vaters trennte sie sich von Hosseïn und zog in das Harem ihres glühenden Verehrers ein. Er erhob sie zum Range einer Königin und sie soll großen und wohltätigen Einfluß auf ihren zweiten Gatten ausgeübt haben.

Von den „berühmten Müttern" asiatischer Weltstürmer steht in vorderster Reihe jene finstere Tatarenkönigin, welche dem größten Menschenschlächter, den die Weltgeschichte kennt, das Leben gegeben: Timur, seines lahmen Fußes wegen „Timur Lenk" (der hinkende Timur) genannt, woraus westliche Schriftsteller den nichtssagenden Eigennamen „Tamerlan" gebildet haben. Sieht man von diesem Gebrechen ab, so darf Timur als einer der schönsten Männer seiner Zeit gelten: „er war von einnehmendem Gesicht, hatte eine offene Stirn und eine starktönende Stimme". Sein schönster Schmuck aber war sein lockiges, dunkelbraunes Haar, das er niemals geschnitten haben soll. Bei großen Männern sucht man selbst in kleinen Dingen nach gewichtigen Gründen. So erfahren wir denn auch [1]), daß Timurs Mutter ihrem Sohne ans Herz gelegt hatte, ihrer Abstammung von — Simson eingedenk zu sein und das Haar niemals zu scheren. Man sieht: die dunklen, romantischen Geschehnisse aus der Kindheit der großen iranischen Könige sind den Sultanen der Barbaren nicht entgangen; Temudschins Vater ist ein Sonnenstrahl, Timurs Mutter führt ihren Stammbaum dritthalb Jahrtausende zurück und reklamiert für sich das semitische Blut des Helden vom Stamme derer, der die Philister bezwungen. In der Tat, seltsame Verwandtschaften. Gleichwohl dürfen wir sagen, daß der Name eines Temudschin oder Timur uns mehr Scheu einflößt von unserer Menschenwürde, als Erdbeben oder schwarzer Tod. Den Samen zu dieser beneidens-

[1]) Durch den Abt Jean du Bec, der diese Anekdote dem arabischen Geschichtsschreiber Ali Hassan entnommen haben will (bei Malcolm, a. a. O., I, 315).

Digitized by Google

werten Rolle scheint die Tatarenmutter selbst in die Seele ihres Sohnes gelegt zu haben, sofern man den Erzählungen (die zu solchen Zwecken meist hinterher erfunden werden) Glauben schenken darf, nach welchen jene den künftigen Völkermörder und Vernichter uralter Kulturstätten durch Geschichten wirklicher oder erdichteter Heldentaten entflammte.

So mußte es kommen, daß der böse Samen ein finsteres Vernichtungswerk zeitigte. Mehr haben wir über das Scheusal Timur nicht zu sagen. Vielleicht interessieren zwei Eigenschaften an ihm: seine Tapferkeit und seine Beharrlichkeit. Ein halbes Jahrhundert lang führte Timur das Schwert und es verging kaum ein Tag in dem Leben des Eroberers ohne Schlacht oder persönliche Gefahr. Man behauptet daher nicht zu viel, wenn man sagt, daß dieser Barbarenherrscher vielleicht der erfahrenste Krieger war, der je gelebt. Bezüglich seiner Beharrlichkeit aber ist eine Anekdote bezeichnend, die auf Timur selbst zurückgeführt wird. Wenn seiner Unbeugsamkeit wegen die Heerführer verzweifelten, pflegte er ihnen eine Erinnerung aus seiner Jugend zu erzählen ... „Einst war ich gezwungen, in einem verfallenen Gebäude Schutz vor meinen Feinden zu suchen. Ich saß viele Stunden dort, ganz allein. Damit beschäftigt, meinen Geist vom Nachgrübeln über meine trostlose Lage abzulenken, richtete sich mein Augenmerk auf eine Ameise, die ein Korn, größer als sie selbst, auf eine steile Anhöhe hinaufschleppte. Ich verfolgte aufmerksam die Anstrengungen, die sie machte, ihre Absicht zu erreichen. Neunundsechzig Mal rollte das Korn wieder herab, doch das Tierchen griff immer wieder zu und beim siebzigsten Mal brachte es das Korn auf der Anhöhe in Sicherheit. In Erwägung dieser Ausdauer schöpfte ich neuen Mut, und ich habe die Lehre nie vergessen" ...[1])

Schon zu Lebzeiten Timurs machte sich am Hofe zu Samarkand, der Residenz des blutbefleckten Eroberers, eine Frau von niederer Herkunft bemerkbar, welche ebenso schön als von leichtfertigen Sitten war. Timur wollte sie zweimal hinrichten lassen. Sie war die Geliebte eines Heerführers und soll schon damals mit Challil Sultan — einem Enkel Timurs, der an die Spitze der Macht gelangte, nachdem er seinen Bruder und Thronerben Pir Mohammed beseitigt hatte — heimlich verheiratet worden sein. Später führte er sie in sein Harem und stellte sie allen Frauen voran. Ihr Name war **Schad ul Mulk**, d. i. „das Entzücken des Reiches". Stand sie beim Volke schon ihres früheren liederlichen Lebenswandels wegen im allerschlechtesten Rufe, so empörte sie auch die Großen des Reiches durch die Art, wie sie in maßloser Verschwendungssucht die ungeheuren Schätze, welche Timur angehäuft hatte, vergeudete. In Challils Harem befanden sich auch eine Anzahl Witwen Timurs. Von diesen, welche die Überhebung einer Buhlerin von niederer Herkunft und beflecktem Lebenswandel nicht zu ertragen vermochten, scheint jene Bewegung, welche Challil den Thron kostete, ausgegangen zu sein. Er ward von den mißvergnügten Würdenträgern gefangen gesetzt und in Kaschgar interniert, wo er, weit entfernt, auf Mittel zu sinnen, wie er sich wieder des Thrones bemächtigen könnte, an seine Geliebte Verse und glühende Liebesbriefe richtete, während diese selbst die Schmach erdulden mußte, durch die Straßen Samarkands in Ketten geführt zu werden, allen erdenklichen Beschimpfungen des empörten Volkes preisgegeben. Später setzte Schah Rock, Challils Onkel, der auf den Thron gelangt war, den unglücklichen Neffen als Statthalter in Chorassan ein. Ein wahres Wunder für asiatische Verhältnisse ist, daß man Challils Gattin nicht umgebracht hatte. Ja, sie verblieb sogar im Harem und als die Bestallung Challils in Chorassan erfolgt war, wurde ihm die schwer

[1]) Nach einem persischen Manuskript, bei **Malcolm**, a. a. O. I, 317.

Digitized by Google

Entbehrte wieder zugeführt. Offenbar hatte das leichtfertige Weib sein Leben dem Umstande zu verdanken, daß ihr Gatte für einen der gutherzigsten und liebenswertesten Menschen galt und nur seiner Gattin wegen vom Thron beseitigt wurde. Das neue Liebesglück in Chorassan dauerte nicht lange. Challil starb schon nach einigen Jahren und nun beeilte sich das „Entzücken des Reiches" durch Selbstopferung die Schande ihrer Vergangenheit auszutilgen. An der Leiche ihres Gatten stieß sie sich den Dolch in die Brust. In Rai (Raghä), einer uralten Stadt im Süden des heutigen Teheran, fanden die beiden ein gemeinsames Grab.

Die Safiden.[1])

Die Perser, zwischen Mongolen und Tataren eingeklemmt und nach Maßgabe der Gelegenheit bald von diesen, bald von jenen bedrückt, waren durch Jahrhunderte in eine Art politischen und nationalen Marasmus verfallen. Die ersten Regungen zu einer Änderung der Dinge ging von Azerbeidschan aus, dem uralten Schauplatze so mancher anderen nationalen und religiösen Bewegung. Dort, und zwar in der Stadt Ardebil, trat zunächst ein heiliger Mann, Safi Eddin (d. i. „Reinheit des Glaubens") auf, der allerdings nur durch seinen religiösen Lebenswandel, nicht aber durch politische Taten sich bemerkbar machte. Auch seine Nachfolger [2]) blieben dieser Rolle treu. Dadurch waren sie allenthalben in den Ruf der Heiligkeit gelangt, und als der Weltstürmer Timur in Azerbeidschan weilte, war er weit davon entfernt, in dem damaligen Asketen von Ardebil einen gefährlichen Gegner zu erblicken. Im Gegenteil, als Timur dem Sadder Eddin (ersten Nachfolger Safi Eddins) eine Gnade freistellte, erbat sich derselbe die Freilassung aller künftigen Gefangenen, welche der Eroberer im fernen Westen machen würde. So geschah es. Mit einem Schlage besaß der einflußreiche Heilige einen zahlreichen und dankerfüllten Anhang.

Solche sichtbare Machterweiterung reizte den benachbarten seldschukidischen Fürsten vom „Schwarzen Hammel" und er bedrohte den Safiden Djuneid, der, wie seine Vorfahren, noch immer den Asketenmantel trug. Das Ende hätte sich schlimm angelassen, wenn nicht verwandtschaftliche Beziehungen zum Hofe des Fürsten vom „Weißen Hammel" (Djuneid hatte eine Tochter desselben zur Frau) als Gegendruck benützt worden wären. Durch solche Zwischenfälle kam einiges politisches Leben in das Anachoretenheim von Ardebil. Das zeigte sich in Kürze, als Djuneids Sohn, Heidar, die ersten Waffenerfolge zu verzeichnen hatte. Nebenher verdankte er viel verwandtschaftlichen Beziehungen von weiblicher Seite. Seine Mutter war eine Schwester des tatkräftigen Usun Hassan (der „lange" Hassan), der sich vorübergehend zum Herrn von Persien aufgeschwungen hatte, und Heidars Gattin war eine Tochter dieses Usurpators. Sie hieß Aulum Shoaeh, d. i. „das Licht der Welt". Wenn die nachfolgende Version auf Wahrheit beruht, muß man sich wundern, wie ein asketischer Safide sich in solchen verwandtschaftlichen Verhältnissen zurechtfinden konnte. Die genannte Frau soll nämlich Martha geheißen und die Tochter der christlichen Prinzessin Despina gewesen sein, welche Usun Hassan vom Kaiser Calo Johannes von Trapezunt zur Gattin erhalten hatte.

Gleichviel: der Asketenmantel wurde abgestreift und dem Schwerte die erste Rolle zugewiesen. Ismaïl, Heidars Sohn, nahm kraft des Rechtes der Eroberung den Titel eines Schah von Iran an. Er ist also der Begründer der Safidendynastie. Zur Staats-

[1]) Die Herrschaft der Araber hatte gedauert von 640 bis 1258; die der Mongolen von 1258 bis 1502, worauf wieder eine einheimische Dynastie, die der Safiden, auf den Thron Persiens gelangte. Sie herrschte von 1502 bis 1794.

[2]) Safi Eddin starb 1334.

Digitized by Google

religion wurde die Schia erhoben. Die Kampflust war damals bereits so rege, daß Ismaïls Truppen den kampfgeübten Regimentern des osmanischen Sultans Selim I., der Kurdistan niedergeworfen hatte und bereits in Azerbeidschan eingedrungen war, mit nackter Brust und wildem Schlachtrufe sich entgegenwarfen. Gleichwohl waren die Kanonen Selims mächtiger, als der wilde Fanatismus der Perser. In der Ebene von Tschaldyran wurden die Truppen Ismaïls über den Haufen gerannt (1514). Gleichwohl konnte Selim seinen Sieg nicht ausnützen und Ismaïl (von den Türken „Scheitan Kuli", Sklave des Teufels genannt) blieb Schah i Schian, König der Schiiten.

So war die Macht der Safiden begründet und mit ihr nahmen die Schicksale Persiens wieder jenen Verlauf, den wir aus früheren Schilderungen kennen. Der Heiligenberuf wurde Nebensache — Herrschsucht, Grausamkeiten und Gewaltwirtschaft feierten fortan ihre Orgien ... Der Sohn Ismaïls — gleichfalls dieses Namens — hatte den Anfang zu jenen in der Folge immer häufiger werdenden Familien-Tragödien innerhalb der Dynastie gemacht, die ein so grelles Licht auf letztere wirft. Im fernen Chorassan lebte Prinz Abbas — des ersten Ismaïls Enkel — ein Kind im zartesten Alter ... Der Leser errät vielleicht den Finger der Vorsehung. Es ist wieder ein nachmaliger Großer, um den es sich hier handelt. Wir kennen derlei Zwischenfälle schon zum Überdrusse. Um kurz zu sein: Der kleine Abbas sollte auf Befehl seines Oheims durch einen Dolchstich beseitigt werden. Aber der Empfänger des Auftrages wollte nur warten, bis der heilige Monat Ramazan zu Ende sei. Am nächsten Tage kam die Nachricht von dem unerwarteten Tode Ismaïls und das Kind war gerettet.[1])

Daß das Kind großen Dingen erhalten bleiben sollte, hatte sich nachmals gezeigt. Schah Abbas I. erwarb sich in der Folgezeit durch seine Kriege, seine Prachtliebe, öffentlichen Bauten, Weganlagen, staatlichen Reformen u. s. w. den Ehrennamen „des Großen". Zeugen seiner Tätigkeit sind die zahlreichen Ruinen von Brücken, Karawansarais, Schlössern und anderen Bauten, die man noch heute allenthalben in Persien antrifft. Die Tradition hat sich so sehr in die Vorstellung eingelebt, in allen bedeutsamen Schöpfungen im Reiche diesen Schah als Urheber derselben zu sehen, daß auf die Frage nach dem Erbauer dieses oder jenes, nun verfallenen Bauwerkes jedesmal die Antwort erfolgt: von Schah Abbas dem Großen ... Die politischen Erfolge dieses Herrschers erstreckten sich auch über die Grenzen Persiens hinaus. Er züchtigte die übermütig gewordenen Turkmenen in der östlichen Grenzprovinz Chorassan und schuf auf lange Zeit hinaus in jenem stets beunruhigten Lande Ordnung. Alsdann stieg auch er von den hohen Randgebirgen in die Ebenen Mesopotamiens hinab, eroberte Bagdad und pflanzte zuletzt auf den Grabmoscheen zu Nedjef und Kerbela — den heiligen Stätte der Schiiten — die Standarte des Sieges. Seit dem Untergange des Sassanidenhauses, d. i. seit fast einem Jahrtausend[2]), hatte kein persischer Herrscher mehr an den Ufern des Tigris Hof gehalten.

Abbas war ein prachtliebender König und ein großer Freund der Frauen. Bei dem Glanz und dem Reichtum, den er sich geschaffen, konnte es ihm nicht schwer fallen,

[1]) Ismail war ein Thronräuber und verdankte die Krone der Kaiserin Peri Chan Chanum, der berühmtesten Frau ihrer Zeit, gleich ausgezeichnet durch Schönheit und Geist. Ihr Gatte — Schah Tamasp — bestimmte von seinen fünf Söhnen den jüngsten, Heidar, zum Thronerben. Zu seiner Sicherheit hatte der Vater die übrigen Söhne in den Provinzen unter scharfem Gewahrsam gehalten. Als nun Heidar (der zweite dieses Namens) zur Herrschaft gelangte, war er überrascht, zu sehen, daß die Königin, deren Einfluß er zu fürchten hatte, sich ihm huldigend zu Füßen warf. Um ihre Treue zu erproben, verlangte er, sie solle sich seines Bruders Ismail versichern. Die Königin versprach dies zu tun, wenn man sie nach dem Verbannungsorte Ismails ziehen ließe. Heidar gab die Erlaubnis hierzu und Peri Chan Chanum begab sich zu dem Verbannten, mit dem im Bunde sie den ihr verhaßten Heidar stürzte. Der arglose Schah wurde auf hinterlistige Weise ermordet.

[2]) Die Schlacht bei Kadesia wurde im Jahre 631 geschlagen; Schah Abbas I. regierte von 1586—1628.

Digitized by Google

in seinen Palästen ein schwelgerisches Leben zu führen. Aber es war verfeinert durch die chevalereske Persönlichkeit des Herrn dieser Tummelplätze der Lust und sorglosen Genießens und durchgeistigt von dem edlen künstlerischen Geschmack, den der Schah allenthalben betätigte. Unter ihm erhob sich Isfahan zu einer mohammedanischen Weltstadt, die in mehr als einer Beziehung an die glänzenden Zeiten von Bagdad erinnert. In Abbas Charakter vereinigten sich die grausamen Launen eines Harun er Raschid und die sorglose Lebensfreude eines Bahram Gur. An letzteren erinnert Abbas Palast



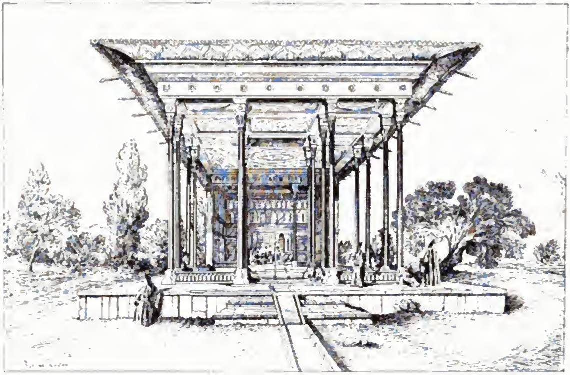
Tänzerinnen vor Schah Abbas d. Gr. Nach der Kopie des Wandbildes in der „Vierzig Säulenhalle“ zu Isfahan.
(Im Besitze Dr. Walter Schulz-Baumgärtners in Berlin.)

„In den acht Paradiesen“, ein herrlicher kuppelgedeckter Saal mit anstoßenden Pfeilergalerien und Fontäne in der Mitte. Von den anschließenden Gemächern war keines dem andern gleich in Form und Schmuck, aber jedes strahlend in Gold und Farben und Spiegelglas und fesselnd durch die unerschöpfliche Fülle der geistvollsten Ornamentensysteme. Daß der königliche Bauherr bei Schaffung dieses Bauwerkes des Dichters Emir Chusraus Liebesgeschichten im Auge hatte, bezeugt schon der Name des Palastes. Offenbar hatten bei der hervortretenden Vorliebe des Schah für bildliche Darstellungen seine Hofkünstler die Wände mit dementsprechendem figuralen Schmuck versehen. Heute ist dieses Wunderwerk selbstverständlich Ruine; nicht wesentlich besser erhalten ist ein anderer berühmter Palast, die „Halle der vierzig Säulen“ (Tschihil sutun), wo die Wände mit sechs großen historischen Gemälden geschmückt sind, wohl die hervorragendste Kunstleistung dieser

Digitized by Google

Art, welche Persien zu verzeichnen hat. Kein Wunder also, daß noch heute die Namen der großen Meister — Zaman, Zadeik, Lutfi Ali u. a. — nicht vergessen sind. Im sogenannten „Spiegelhaus", wo Abbas mit Vorliebe seine Symposien begieng, sind die Bilder mit Kalk übertüncht worden.

In diesen Palästen herrschte ein üppiges, heiteres Leben, das der große Schah im Kreise seiner Frauen, Sängerinnen und Tänzerinnen genoß. Anknüpfungen geben die bildlichen Vorstellungen in der Palastanlage auf dem „Meidan i Schah" — dem Königsplatz — vielleicht der weitläufigste Platz, den jemals eine Stadt aufzuweisen hatte. Auf diesen ungeheuren Raum schaut jene königliche „Loge", von der aus einst der Schah das Marktgewühl und die tummelnden Reiter und weiterhin die buntstrahlenden



Das Spiegelhaus in Isfahan in seiner ursprünglichen Anlage.

Kuppeln der ungeheuren Residenz überblicken konnte. Die Loge mit ihrem von schlanken Säulen getragenen Dach springt aus einem höheren quadratischen Fensterturm vor und tritt hoch herüber über Nischengallerien, die in zwei Stockwerken den ganzen ungeheueren Platz umgeben. An den Wänden der Loge findet man noch die Reste von Wandbildern, deren Sujets auf die Bestimmung dieses luftigen Bauwerkes hindeuten: leichtgekleidete Frauengestalten, in lebhafter Bewegung, tanzend, lusttrunken. In ihrer zum Teil grotesken Darstellung erscheinen diese gemalten Huldinnen, an deren lebenden Vorbildern der galante Schah sich erfreut haben mochte, wie Illustrationen zu einem Märchenbuche. Eine gewisse Verwandtschaft mit den Fresken im Abendlande, welche die Liebesabenteuer der Minnesänger des Mittelalters zum Vorwurfe haben, ist nicht zu erkennen. Wein und Liebe waren die Attribute des sorglosen Lebens in diesen jetzt zauberentflohenen Palasträumen. Vielfach hat die nüchterne Kalktünche den tollen Haremsspuk Schah Abbas'

Digitized by Google

zugedeckt ... Wo war da der Asketenmantel des Safi hingeraten?[1]) Abbas dachte offenbar wie Omar Chijam:

Weit lieber mit einer Schönen mag ich im Weinhaus plaudern
Als ohne sie in den Moscheen beten.
Ja, Gott, ich wage sonder Zagen und Zaudern
Mit diesem Glaubensbekenntnis vor dich zu treten.

Die Freude an solchem Bildwerk ging so weit, daß selbst der Eingang zum großen Bazar — wie man noch heute sieht — damit geschmückt war. Berühmt in ihrer Art war die malerische Brücke „Pul i Chadju", deren (nun leider verschwundene) Fresken von Liebesfreude und Becherklang kündeten.



Das Spiegelhaus und der Palast der „Acht Paradiese" in ihrem jetzigen Zustande.

Das sind die Erinnerungen an „Bahram Gur"-Abbas. Als „Harun" war der Schah derselbe grausame Tyrann wie sein abbassidisches Vorbild. Aus Eifersucht auf seinen allbewunderten Sohn Sofi Mirza ward Argwohn, aus diesem ein Mordbefehl. Nur ein geringer Trost war es, daß der Schah in quälender Reue später dem Mörder, einen Hofwürdenträger, befehlen konnte, ihm den Kopf seines eigenen Sohnes zu bringen. Es wird erzählt, der Bruder des ermordeten Prinzen, Riza Mirza, sei über das Geschehene derart empört gewesen, daß er dem Vater die heftigsten Vorwürfe machte und sich so weit vergaß, in Gegenwart desselben gegen den Mörder das Schwert zu ziehen. Damit war sein Schicksal besiegelt. Abbas ließ den Unglücklichen blenden ... Nun folgte

[1]) Trotz solcher Schwelgerei stand Abbas im Rufe der gottergebenen Frömmigkeit. Von seiner Mutter wird berichtet, sie habe ihre Frömmigkeit so weit getrieben, daß sie jede Woche mit ihren Hofdamen — die Wäsche der Theologie-Studierenden aufsammelte und durch frische ersetzte (Gobineau: »Les Religions etc. dans l'asie centrale« 80.) — Großen Einfluß auf Abbas scheint dessen Tante Dina Begum (eine Tochter des Schah Tamasp) ausgeübt zu haben. Von ihr heißt es unter anderem, daß sie den zagenden Neffen zu seiner großen Schlacht in Azerbeidschan (1605) aufgemuntert habe, in welcher die Truppen des osmanischen Sultans Achmed I. völlig aufgerieben wurden.

Digitized by Google

das Unfaßbare. Riza hatte eine Tochter, Fatma, ein liebreizendes Mädchen, der Liebling des Großvaters. Sie war das einzige Wesen, das dem Tyrannen, wenn ihn seine wilden



Die „Vierzig-Säulenhalle" in Isfahan.

Launen übermannten, zu besänftigen vermochte. Abbas selber fühlte sich beängstigt, ja leidend, wenn er Fatma nicht um sich hatte. Mit wilder Freude erfuhr der Prinz von dieser zärtlichen

Digitized by Google

Hingebung des Großvaters an die Enkelin. Als Fatma eines Tages an der Brust Rizas lag und ihn liebkoste, ergriff er sie mit der Wut eines Wahnsinnigen und tötete sie auf der Stelle ... Diese furchtbare Familientragödie schloß damit, daß Abbas Gift nahm (1026).

Mit diesem Schah ist der Höhepunkt der Safidenherrschaft erreicht. Es geht nun rasch abwärts, dank der Zerrüttung, welche durch Verwandtenmord, Grausamkeiten und Unfähigkeit der nächsten Könige im Schoße der Dynastie eingerissen war. Ein wahres Scheusal war Schah Sofi, unter welchem fast alle Prinzen des königlichen Hauses und die Mehrzahl der Minister und Generale (sofern sie Ansehen genossen) entweder hingerichtet oder geblendet wurden. War Abbas ein großer Freund der Frauen, so erwies sich Sofi als dessen Gegenteil. Auf der langen Liste seiner Opfer stehen die Schwestern, Gattinnen und Mütter vieler Würdenträger, sowie Frauen seines eigenen Harems. Das Laster des Trunkes hat in mehr als einer persischen Dynastie grenzenloses Unheil angerichtet. Sofi darf für sich beanspruchen, ein königlicher Trunkenbold von auserlesener Qualität gewesen zu sein. Kein Wunder also, daß er seine eigene Favoritin im Weindusel tötete. Ein anderes seiner weiblichen Opfer war die Gattin Isak Chans, eine Tochter Abbas des Großen. Es wird sogar behauptet, daß dieser Unmensch seine eigene Mutter, die es gewagt hatte, ihm Vorstellungen zu machen, habe hinrichten lassen, falls er sie — was nicht ausgeschlossen ist — nicht eigenhändig getötet hat.

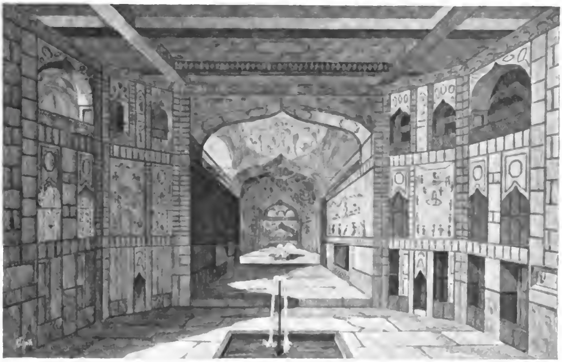


Der Saal der „Acht Paradiese" in seinem Zustande zu Beginn des 19. Jahrhunderts. (Alter Kupferstich.)

Auch Sofis Nachfolger wüteten nach Möglichkeit im eigenen Fleische. Es sind leere Namen, von denen nicht eine einzige rühmliche Tat zu melden ist: Abbas (der zweite dieses Namens), dann wieder ein Sofi (Sohn des Vorgenannten), Sulejmann und als

Digitized by Google

letzter Hosseïn. Sulejmann soll fast die ganze Zeit seiner kurzen Regierung im Harem zugebracht haben. Die letzten Safiden waren zu diesem verweichlichten Leben förmlich erzogen worden; denn seit Abbas wurden die königlichen Prinzen nicht wie bis dahin in der Schule des Lebens herangebildet, sondern in die Frauengemächer gesperrt, wo sie durch sinnliche Freuden in Anspruch genommen, weniger Gelegenheit fanden, gegen den jeweiligen König zu konspirieren. Schließlich wurde alle Tatkraft im Wein ersäuft, wie beispielsweise von jenem zweiten Abbas, dessen Bacchanalien (an denen sich selbst europäische Gesandte beteiligen durften) eine gewisse Berühmtheit erlangt haben. Er war schon als zehnjähriges Kind auf den Thron gelangt und starb mit 36 Jahren, wie es heißt, an einer ekelhaften Krankheit, die er sich durch geschlechtliche Ausschweifungen zugezogen hatte.



Die „Weinhalle" im Königlichen Palast zu Isfahan in ihrem Zustande zu Beginn des 19. Jahrhunderts. (Alter Kupferstich.)

Mit Schah Hosseïn erlischt das zu Zeiten glanzvolle, im großen und ganzen aber fluchwürdige Safidengeschlecht. Das Verderben kam diesmal von außen, von Afghanistan. Mahmud, ein junger Häuptling vom Afghanenstamm der Ghildschis (Kandahar), benützte die Zerrüttung des von Hosseïns Günstlingen mißverwalteten Reiches, um in Persien einzubrechen und nach vorübergehenden kleinen Schlappen zuletzt Isfahan anzugreifen. Das hier versammelte, weit stärkere Perserheer, wurde (dank der Kopflosigkeit des in seinem Harem verbleibenden Schah) auseinandergesprengt und die ungeheure Stadt belagert. Die Vorstadt Dschulfa fiel zuerst und aus ihr holte sich Mahmud nicht nur die aufgehäuften Schätze der Armenier (welche ausschließlich diesen Vorort von Isfahan bewohnten), sondern auch 60 der schönsten Jungfrauen aus den vornehmen Familien. Es folgte in der belagerten Stadt eine Not, so schlimm, oder vielleicht noch schlimmer als die von Jerusalem während der römischen Belagerung durch Titus. Endlich zog Schah Hosseïn ins Lager seines brutalen Siegers und überreichte ihm den vom eigenen

Digitized by Google

Turban genommenen königlichen Federbusch mit den Worten: „Herrsche in Frieden!“ Leider kam die Nachricht von einer Niederlage von Mahmuds Truppen zu Kaswin dazwischen und nun richtete der Sieger ein furchtbares Blutbad unter den Gefangenen an. Später ließ er, von der Angst gefoltert, alles sei zu seinem Untergange verschworen, alle Prinzen des Safidenhauses in einem Palasthofe zusammenberufen und begann mit eigenem Säbel das Massacre. Schah Hosseïn, der seinen jüngsten Sohn zu decken suchte, wurde von dem Wahnsinnigen selbst verwundet ... Das Safidenhaus war vernichtet und Schah Hosseïn sühnte, was seine Ahnen verbrochen hatten. Aber auch Mahmud nahm ein grauenhaftes Ende. Nachdem er zuletzt seine eigenen Hände angenagt hatte, starb er im Irrsinn.

Die letzten hundertfünfzig Jahre.

Nun war das persische Reich wieder verwaist. Aus jenem Blutbade hatte sich ein einziger Safidenprinz, Tamasp, gerettet. Er kam weiter nicht in Betracht. Das furchtbar mißhandelte Volk war unfähig, sich der Greueltaten der Afghanen zu erwehren, und wer weiß, welches Ende diese Zustände genommen hätten, wenn nicht zur rechten Zeit ein nicht-persischer Parteigänger für die Ehre seines Vaterlandes eingetreten wäre. Dieser Mann war Kuli Chan, ein Turkmene aus Chorassan. Er sammelte ein Heer, warf nicht nur die Afghanen, sondern auch die anderen Feinde des Landes, welche sich die Verwirrung zunutze gemacht hatten, über die Grenzen zurück und hielt da und dort ein furchtbares Strafgericht. Bei dieser Lage der Dinge hätte es seitens Kuli Chans nur eines Winkes bedurft, um die Krone Irans an sich zu reißen. Er tat es nicht. Ob es wirkliche Seelengröße, oder lediglich jene Art von Selbstbewußtsein war, die sich als Bescheidenheit gibt, weil es nicht der Mühe wert ist, von Leuten, die man in seiner Gewalt hat, anerkannt zu werden, ist aus der Handlungsweise Kuli Chans nicht zu entnehmen. Genug, er beschränkte sich darauf, alles Volk zu versammeln und es aufzufordern, einen Gebieter zu wählen.

Obwohl, wie nicht anders zu erwarten, die Wahl auf Kuli Chan fiel, ließ er sich dennoch viele Wochen lang drängen, die Herrscherwürde anzunehmen. Er nahm nun den Namen Nadir Schah an und unter diesem füllt er das glorreichste Blatt in der Geschichte Persiens seit dem Untergange des Safidenhauses bis auf unsere Tage. Eine Schilderung seiner Kriegstaten gehört nicht hierher. Wir erinnern daran, daß Nadir Schah Indien erobert, Dehli mit Sturm genommen und mit unermeßlicher Beute (darunter den berühmten Pfauenthron der Groß-Mogule) in sein Reich zurückkehrte. In der letzten Zeit seiner Regierung ging eine auffällige Veränderung mit dem rauhen und bedürfnislosen Soldaten vor. Habsucht und Mißtrauen griffen in seiner Seele Platz. Den gut persischen Traditionen getreu, befriedigte er seinen Argwohn damit, daß er seinen ältesten Sohn blenden ließ. Berauscht durch Macht und Reichtum, würde Nadir (der seine niedere Herkunft nie verwinden konnte) gewiß noch viele Scheußlichkeiten begangen haben, wenn nicht einige Dolchstiche seinem Leben ein Ende gemacht hätten. Auf einem neuen Feldzuge nach Afghanistan, der augenscheinlich aus bloßem Blutdurst unternommen wurde, drangen einige persische Offiziere, denen zu Ohren gekommen war, daß alle Perser in der Armee niedergemacht werden sollten, in das Zelt des Schah und stießen ihn nieder. Sein Schicksal teilten auch sämtliche Prinzen des kaum gegründeten Königshauses (1747).

Nadir hielt große Stücke auf äußerliches Gepränge, trotz seiner persönlichen Bedürfnislosigkeit. Die Herrlichkeiten des Harems aber ließen ihn kalt. Als er in Dehli

Digitized by Google



Hofhaltung Feth Ali Schahs.

Mittelfeld des Deckels einer Prunkkassette im Besitze der Fürstlich Metternich'schen Familie. — (Aus: »Il Costume antico e moderno etc.« Asia, Vol. III, Tab. 53, dal Dottore Giulio Ferrario, Milano MDCCCXVII.)

Digitized by Google

sich mit seinem Vezier unterhielt, fragte er ihn, wie viele Frauen er habe. Die Antwort lautete: 850. Da sagte Nadir zu seiner Umgebung: „Laßt doch 150 von unseren weiblichen Gefangenen dem Vezier zukommen, damit er auf den hohen Rang eines Bin Baschi Anspruch erheben könne.“ [1]) Die größte Leidenschaft des Schah waren kostbare Steine, von denen er in Indien massenhaft sich aneignete. Während des Heimmarsches erfuhr er, daß eine kostbare Juwelenkrone von einigen seiner Leute entwendet worden sei. Sofort ließ er das Gepäck aller Soldaten durchsuchen, wobei eine Menge edlen Gesteins zum Vorschein kam, das er konfiszierte. Die Soldaten murrten zwar, doch mehr wagten sie nicht . . . Diesen Reichtümern entsprechend war das königliche Ornat, das Nadir bei feierlichen Anlässen anzulegen pflegte: ein strahlendes Wunder, von dem die Augen geblendet wurden. Eine hohe, dreifache Tiara bedeckte sein Haupt, ganz mit Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlen übersäet, deren Lichtglanz und Farbenspiel sinnverwirrend waren. Diese wahrhaft kaiserliche Krone überragten Diamantaigretten und schwarze Federn, an deren Spitzen birnförmige Perlen von außergewöhnlicher Größe schaukelten. Das Gewand war von Goldgewebe, gleichfalls reich mit Edelsteinen und Perlen gestickt. Um den Hals hing eine Doppelkette von Perlen, vielleicht den größten in der Welt. Nichts aber konnte den beiden Armbändern und dem Gürtel gleichen, von denen ein Feuer wie Sonnenlicht ausging. Das



Feth Ali Schah.
(Alter Kupferstich aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.)

[1]) Nach einem persischen Manuskript bei Malcolm, a. a. O., II, 31. — Bin baschj = Haupt (Befehlshaber) von Tausend; in der türkischen Armee gleichbedeutend mit Bataillons-Kommandant.

rechte Armband schmückte ein riesiger Diamant — der „Koh i Nur" (Berg des Lichtes) — das linke ein ähnliches Prachtstück — der „Darja i Nur" (Meer des Lichtes) ... Zu solcher äußerlicher Selbstverherrlichung hatte es der einst schlichte Soldat, nachmals maßlos habsüchtige Schah in Schah („König der Könige") gebracht. Wie viele schöne Frauen würde dieser Mann selbst nur mit winzigen Bruchteilen seiner unschätzbaren Reichtümer glücklich gemacht haben! Aber die Geschichte schweigt über diesen Punkt. Nur so viel ist bekannt, daß Nadir seinen Generalen untersagte, **auf Kriegszügen ihre Harems mitzunehmen**, wodurch nicht selten die Operationsfähigkeit der Truppen beeinträchtigt werde. Um selbst ein gutes Beispiel zu geben, begnügte er sich mit zwei Frauen, die auf dem Marsche in den schon von den Achämeniden her bekannten Frauensänften untergebracht waren ...



Persische Frauen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.
(Alter Kupferstich.)

Zwölf Jahre hatte die Herrschaft Nadir Schahs gedauert (bis 1747). Nun war das Reich abermals verwaist. Das Interregnum benützte ein südpersischer Häuptling, **Kerim Chan**, um sich vorübergehend auf den Thron zu schwingen. Vom ganzen Lande war er niemals anerkannt und er kam auch über sein engeres Heimatsland (Schiras) nicht weit hinaus ... Als er die Augen geschlossen hatte, machte sich ein turkmenischer Eunuche, **Mohammed Aga**, der bis dahin am Hoflager zu Schiras geweilt hatte, auf und davon, und scharte zuvörderst den Stamm, dem er angehörte (die Kadjaren in Ostpersien), um sich. Mit unbeschreiblicher Wut warf sich der Usurpator auf seine Gegner und rottete nebenher die Einwohnerschaft ganzer Städte aus, wie beispielsweise jene von Kerman, wo außerdem 7000 Unglückliche geblendet wurden. Aber auch seine eigene Familie schonte er nicht. Strangulierungen, Erdolchungen, Vergiftungen sollten dem Liebling Mohammeds, **Baba Chan**, die Herrschaft sichern.

Digitized by Google

Dieses Ziel wurde erreicht und der letztgenannte folgte als Feth Ali seinem Onkel auf den Thron. Er ist der eigentliche Begründer der jetzigen Dynastie der „Kadjaren". Seine Regierung ist ausgezeichnet durch deren lange Dauer und die friedliche Gesinnung, welche dieser Schah stets an den Tag legte. Wenn die meisten seiner Vorgänger sich beeilten, die eigene Familie zu dezimieren, war Feth Ali das ausgesprochene Gegenteil jener Barbaren, denn seine Nachkommenschaft zählte nach vielen Hunderten. Er war ein schöner Mann und seine schrankenlose Neigung zu den Frauen, von welchen er mehr als hundert in seinem Harem hatte, verschaffte ihm den Beinamen „Adam II." Als er starb, zählte man 260 Kinder, darunter 57 Prinzen. Für Feth Ali war es ganz unfaßbar, wie europäische Herrscher sich mit einer Frau begnügen könnten, so unfaßbar, daß er die Sache für eine Fabel hielt. Den britischen Gesandten Kapitän Malcolm fragte Nadir, ob es wahr sei, daß der König von England nur eine Gemahlin habe. Als diese Frage bejaht wurde, mit dem Zusatze, daß weder ein Fürst, noch sonst jemand im Abendlande, mehr als eine Frau besitzen dürfe, meinte der Vielbeweibte mit verständnisvollem Lächeln: „Aber dann hat der König sicher Maitressen." Als der Gesandte diese Vermutung mit dem Hinweise des streng moralischen Lebenswandels seines Königs parierte, meinte Feth Ali, er möchte nicht König in einem Lande sein, in welchem solche Sitten herrschen. [1])



Vornehme Perserin.
(Kupferstich aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach einem persischen Gemälde.

Ein persischer Literaturschreiber, Mahmud Chan, dem man eine ausführliche Schrift über persische Dichterinnen verdankt, und der unter Feth Ali Schah schrieb, berichtet von einer plötzlichen Belebung des Bildungstriebes der Frauenwelt unter diesem Herrscher und erklärt letzteren als den Urheber dieser erfreulichen geistigen Regsamkeit.

[1]) Malcolm, a. a. O., II, 399.

Digitized by Google

Die Wahrheit ist, daß Feth Ali leidenschaftlich gerne Verse machte und damit auch auf seine weibliche Umgebung — die er der Natur der Sache nach jeder Gesellschaft von Männern vorzog — in gewissem Sinne rückwirkte. Sonst dürfte man im Reiche wohl blutwenig von diesen Eunuchen der Haremsgeister verspürt haben. Mehrere Frauen und Töchter Feth Alis zählen zu den bekanntesten poetischen Dichterinnen, was sie wohl mehr ihrer hohen Stellung als ihrem Talente zu verdanken haben.[1])



Vornehme Perserin.
(Kupferstich aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach einem persischen Gemälde.)

Der präsumtive Thronfolger, Abbas Mirza, war ein kriegerischer, verwegener Charakter, der vor Verlangen brannte, seine von ihm nach europäischem Muster eingedrillten Truppen mit jenen Rußlands zu messen. Aber die Sache ging schief, wie nicht anders zu erwarten. Geschlagen und zu einem demütigen Frieden gezwungen, büßte er allen militärischen Feuereifer ein und gab sich allen erdenklichen Ausschweifungen hin. Als nun Feth Ali bald nach diesen Ereignissen (1834) das Zeitliche segnete, kam Abbas Neffe, Mohammed, auf den Thron der Kadjaren, der sich gleichfalls zu Kriegstaten aufraffte, doch hatten dieselben ein verändertes Ziel — gegen England. Auch dieser Anschlag mißlang und Mohammed verfiel in dasselbe weichliche Wohlleben wie sein Onkel.

Im Jahre 1848 folgte auf Mohammed Nassʼr Eddin, der durch 48 Jahre (bis zu seiner im Jahre 1896 erfolgten Ermordung) den Kadjarenthron einnahm. Eine so

[1]) Übrigens war der Schah ein sehr mittelmäßiger Poet und demgemäß außerordentlich empfindlich für das Urteil anderer. Bei seiner Gutmütigkeit aber fügte er sich wohl auch ohne Groll einer absprechenden Kritik. Als sein Hofdichter eines Tages ein königliches Ghasel nicht schön genug fand, verbannte ihn dieser dahin, wo er hingehöre, nämlich in den Stall zu den Eseln. Der Zorn des Königs dauerte jedoch nicht lange und der Leibpoet wurde bald wieder in Gnaden aufgenommen. Bei der ersten Gelegenheit, wo der Höfling wieder Verse seines fürstlichen Herrn anhören sollte, lief er schnell davon, freiwillig von neuem in den Stall, ehe der Schah selbst ihn dahin zurückschicke (P. Harn, a. a. O., 135).

Digitized by Google

lange Regierung war bisher unerhört in dem an äußeren Stürmen und inneren Drangsalen so überreichen Lande. Wenn man aber fragt, welche Segnungen das lange Regiment des vorletzten Schah über Persien gebracht hat, wird man gleichwohl zugestehen müssen, daß im großen und ganzen alles beim Alten geblieben und alle Reformanläufe zu jenen Spielereien gehörten, durch welche sich ab und zu ein orientalischer Despot, an dem der Einfluß der modernen Kultur nicht ganz unberücksichtigt vorüberzugehen vermag, hervorzutun pflegt. Die veränderte politische Lage, der gesteigerte Verkehr, diplomatische Beziehungen, das Einströmen abendländischer Elemente in Persien und noch manches andere (z. B. die Erfahrungen auf seinen drei Europareisen in den Jahren 1873, 1879 und 1889) hatten Nass'r Eddin inniger als irgend einen seiner Vorgänger an Europa gefesselt. So konnte es nicht überraschen, daß die sogenannten „Reformen" immer wieder von sich reden machten. Iran sollte ein asiatischer Musterstaat werden, unbeschadet der Tatsache, daß der Schah selber nicht wußte, wie ein solcher Musterstaat beschaffen sein müsse. Auf seinen Reisen durch Europa bekundete dieser Herrscher — „der Punkt, zu dem die Welt sich neigt" — einen auffälligen Mangel an Verständnis für das Wesen der Zivilisation. Informationen, Studien waren ihm Nebensache. Es ist bekannt, daß die „Wiege der Glückseligkeit" in den abendländischen Residenzen nichts so sehr entzückte als die — Balleteusen der Hoftheater.



Tänzerin.
(Kupferstich aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach einem persischen Gemälde.)

Mit dieser Unfähigkeit zum Erfassen der modernen Kulturbedürfnisse verband der Schah einen erschreckenden Hang zu Grausamkeiten, der übrigens (wie wir gesehen haben) allen iranischen Herrschern seit ältesten Zeiten gemeinsam ist. So mußte einer der ersten Minister Nass'r Eddins, Mirza Takhi Chan, sein Leben lassen, weil er sich erkühnt

hatte, Ersparungsmaßregeln zu ergreifen. Da diese auch die königliche Hofhaltung betrafen, genügten böse Einflüsterungen, um vom Schah einen Mordbefehl zu erwirken. Besonders erbittert war die Mutter des Schah. Er wurde nach dem Schloß Fin bei Kaschan interniert und durch einige Zeit durch die Wachsamkeit seiner Frau vor den herumschleichenden Mordgesellen beschützt. Schließlich nützte auch dieser Schutz nichts, und dem Schwager des Schah (der Minister hatte eine Schwester Nassʼr Eddins zur Frau) die Wahl des Todes freigestellt. Er öffnete sich im Bade die Adern und schrieb mit dem Blut auf die Wand, wie noch heute zu lesen ist: La illahah ill' allah! (es gibt keinen Gott außer Allah) . . . Eines in Teheran stattgehabten Auflaufes wegen ließ der Schah den Polizeiminister vor seinen Augen erdrosseln, den völlig entkleideten Leichnam an den Schweif eines Pferdes binden und durch die Straßen der Stadt schleifen. Auch ist bekannt, daß der Schah unmittelbar vor Antritt seiner ersten Europareise einer Anzahl Soldaten, welche (Hungers halber) gemeutert hatten, die Hände abhauen ließ.

Welchen Geistes Nassʼr Eddin war, zeigt sein Verhalten gegenüber der Sekte der „Babi". Sie ist für uns deshalb von großem Interesse, weil an dieser Bewegung, welche eine religiös-soziale war, sich ein Mädchen beteiligte, deren Persönlichkeit für orientalische Verhältnisse eine außergewöhnliche genannt werden muß . . . Es war im Jahre 1835, als ein junger Schwärmer aus Schiras, Ali Mohammed, ausgezeichnet durch körperliche Schönheit und Sittenreinheit, religiöse Stärkung in Kerbela suchte, und zwar im Schoße der sufischen Sekte der Scheihiten.[1]) Ali Mohammed war schweigsam und erregte Bewunderung durch seine Geistesgaben sowie durch seinen frommen Lebenswandel, der gerade den im allgemeinen ziemlich liederlichen, nichts weniger als moralischen Persern imponierte. Eines Tages aber verschwand der junge Mann auf kurze Zeit, wie es nachträglich hieß, um in einer Moscheeruine zu Kufa unter Skorpionen und Fledermäusen zu beten und sich zu kasteien. Als er wieder unter seinen Anhängern erschien, sprach er zu ihnen: „Wer zu Gott gelangen will, der vermag es nur durch mich." Daher der Name „Bab" (Pforte), den der Prophet bis zu seinem Tode (1849) führte, und der auf seinen Anhang überging.

Man sollte es nicht glauben, daß unserer Zeit noch Propheten entwachsen könnten. Von Kerbela aber drang die Kunde bis in Babs Vaterstadt, das leichtlebige Schiras, wo bei Nachtigallensang und Rosenduft und bei den weltlichen Versen des Hafis der Asketenmantel zum mindesten keine schwere Bürde sein sollte. Und in der Tat war auch Babs erstes Auftreten vielversprechend. Er verschmähte es, als Gründer einer neuen Religion aufzutreten, eiferte aber unerbittlich gegen die Heuchelei und den lasterhaften Lebenswandel der Geistlichkeit. Nur in einer Richtung stellte er sich über die anderen. Nachdem Gott in jedem Dinge sei (wie bei den Sufis) und jede Verpflanzung der Gottheit in die Dinge der Erscheinungswelt anders geartet sein müsse, gäbe es Abstufungen, welche zu immer höherer Erkenntnis der Gottheit führen. Die höchste dieser Stufe aber sei das — Prophetentum. Bab selber nannte sich einen Propheten, und zwar einen vollkommeneren als Moses, Christus und Mohammed; einfach deshalb, weil er in der Weiterentwicklung der Erkenntnis Gottes durch jedes Ding in der Natur nach dem Grade seines Intellekts die jüngste Phase dieses Prozesses bedeute.

[1]) Der Sufismus ist eine Art pantheistischer Weltanschauung, die vornehmlich in Persien weiteste Verbreitung fand. Die Anhänger dieser Lehre erklärten und erklären, daß Gott in jedem Dinge sei, und daß jedes Ding, wenn es die Göttlichkeit aufgenommen, wieder zu Gott zurückkehren könne. Die elementare Macht, mit der sich diese Schwärmer den engen Schranken der Dogmatik zu entringen trachteten, blieb trotz der blutigsten Verfolgungen sieghaft über die Massen, zumal durch angebliche Wunder, welche einzelne Märtyrer des Sufismus in Persien zum besten gegeben haben sollen.

Digitized by Google

Der Kampf des Bab, der noch im jugendlichen Alter, nach dem Ableben des Hauptes der bisherigen Scheihiten-Gemeinde, zu deren Führer ausgerufen wurde, war kein Kampf gegen die Schia — die offizielle Religion — und deren Autorität, sondern ein Fehdezug gegen die demoralisierte schiitische Geistlichkeit, der ein großer Anteil an dem Rückgange aller staatlichen und sozialen Einrichtungen zukommt. Als Bab und sein Anhang die neue „Religion der Wahrheit“ predigten, schien ein wichtiger Umstand den Reformatoren günstig zu sein. Das Haus der Kadjaren hatte bereits den dritten Sproß auf den Thron gebracht. Von Anbeginn her schürten die Nationalperser, soweit sie der Geistlichkeit angehörten, den Haß gegen die Usurpatoren, die — fern von den alten Residenzen des Reiches — in Teheran ihren Herrschersitz aufgeschlagen hatten. Da nun die persische Geistlichkeit mit gleichem Hasse gegen den Schirasiten und seinen Anhang auftrat, mußte der Anschluß der Babi an den Kadjarenhof als das geeignetste Mittel zur Weiterentwicklung der neuen Lehre erscheinen. In der Tat schrieb Bab an den Schah Mohammed und bat um Zulassung in die Residenz, um durch öffentliche Dissertation die Wahrheit seiner Lehre zu beweisen und durch dogmatischen Disput mit der Teheraner Gelehrtenwelt die Berechtigung seiner reformatorischen Ideen an den Tag legen zu können. Daß der Babismus schon zur Zeit seiner Entstehung mehr als eine bloße Schwärmerei war, beweisen einige Reformen, welche die Apostel verordnet hatten: Abschaffung der Vielweiberei, Verbesserung der bürgerlichen Stellung der Frauen, Achtung der Gewissensfreiheit und die Notwendigkeit strenger sittlicher Zucht unter den Anhängern der neuen Lehre.

Auch den Europäern und Fremden gegenüber traten die Babi ungemein freisinnig auf. Dieses wirksame Gegenmittel für das schiitische Duckmäuserregiment fand sogar in Schah Mohammeds ersten Minister, Hadschi Mirza Aghassy, einen warmen Befürworter. Der König selber aber lieh nach wie vor den verläumderischen Einflüsterungen sein Ohr, und so durfte der „Prophet“ nicht nur nicht nach Teheran, sondern er wurde in Schiras in aller Form interniert ... Unterdessen hatte mit der Thronbesteigung Nass'r Eddins die babistische Bewegung bereits bedeutend an Boden gewonnen, besonders in den entlegenen Provinzen, im östlichen Chorassan und in Masenderan. Hier hatte sich der Mollah Hossein mit Tausenden seiner Anhänger im Wallfahrtsorte Tebersi verschanzt. Mit den ersten Flintenschüssen, die zwischen den Babi und den Truppen des Schah gewechselt wurden, war dem Verhängnis freier Lauf gegeben. Zwar wurden die ausgehungerten Regimenter von Tabris von Hossein wiederholt geschlagen; schließlich aber erlag er der Übermacht und fiel, tödlich verwundet, den Truppen in die Hände, die ihn samt dem Überreste seiner Getreuen massakrierten.

Auch in Azerbeidschan kam es zu blutigen Kämpfen; hier war es Mollah Mohammed Ali, der in der Sterbestunde verkündete, er werde in vierzig Jahren wieder auferstehen, und dann werde alles Land, aller Besitz und die Herrschaft den Babi zufallen. Es ist begreiflich, daß Nass'r Eddin in Furcht und Aufregung geriet. Gewaltmittel gegen religiöse Schwärmerei taugen bekanntlich nichts. Das zeigte sich alsbald. Die Tochter eines Rechtsgelehrten aus Kaswin, Gurret ul Ain, d. i. „die Augenweide“, ein Mädchen von seltener Schönheit und unerhörter Rednergabe, erschien öffentlich und ohne Schleier, um die Lehren Babs, soweit sie auf die Besserung des weiblichen Loses Bezug hatten, zu predigen. Es war eine Art Frauenemanzipation — ein im Oriente unerhörter Fall — die von diesem entschlossenen Weibe ausging, das, beiläufig bemerkt, den Propheten niemals gesehen hatte. Gurret ul Ain trat mit größtem Selbst-

Digitized by Google

bewußtsein auf. Die Massen staunten sie an, und wenn diese den Geist der Aufklärung, der aus diesem schönen Munde zu ihnen drang, auch nicht begriffen, waren sie dennoch von der bestrickenden Erscheinung hingerissen.

Bab blieb indessen möglichst untätig. Er scheute die Gewalttätigkeit und enthielt sich jedes übereifrigen Vorgehens, das auf Seite seines Anhanges platzgegriffen hatte und dessen verderbliche Rückwirkung nicht ausbleiben konnte. Die Regierung Nass'r Eddins aber faßte das Übel bei der Wurzel an: sie bemächtigte sich der Person des Propheten und stellte ihn zu Tabris vor Gericht. Hier spielten sich an wenig mehr als einem halben Jahrhundert Szenen ab, wie das letzte Mal vor achtzehn Jahrhunderten im Rate des Pilatus zu Jerusalem ... Ali Mohammed (Bab) und zwei seiner mitgefangenen Apostel wurde im hohen Rate der Mollahs zum Tode verurteilt. Zur Verteidigung ließ man den Propheten nicht kommen ... Es wurden ihm schwere Ketten angelegt, ebenso den beiden Mitverurteilten, von denen der eine — ein gewisser Said Hossein — unter dem Gejohle des Pöbels seinen Meister abtrünnigerweise verhöhnte, wodurch er seine Begnadigung erwirkte. Auf der Richtstätte küßte der zweite Mitverurteilte den Bab (also einigermaßen ähnlich wie die Szene zwischen Christus und den beiden Schächern) und versicherte: „Dieser ist die Pforte, durch welche man zu Gott eingeht." Dann krachte die Gewehrsalve der Exekutionstruppe, aber nur der Mitverurteilte fiel tötlich getroffen, während Bab von der Mauer, an welcher man ihn festgebunden hatte, unversehrt herabglitt. Die Kugeln hatten nur die Stricke durchschossen.

Wenn einem Blutzeugen je durch wunderbaren Zufall die Gelegenheit gegeben war, seiner Unverletzbarkeit und Unsterblichkeit Beweiskraft zu geben, war dies bei Bab in dessen Todesstunde der Fall. Der Prophet nützte aber die Lage nicht aus und versuchte zu entkommen, was dessen augenblickliche Niedermetzelung zur Folge hatte ... Kurze Zeit nach diesem Drama überfielen einige Babi den Schah gelegentlich eines Spazierrittes. Die Meuchler erklärten, von auswärts den Befehl zu diesem Racheakt erhalten zu haben. Ob des Propheten Nachfolger als Haupt der Babi, der jugendliche Mirza Jahya, der in Bagdad sich aufhielt, es war, der den Mordbefehl gegeben, ist nicht erwiesen, obwohl wahrscheinlich.

Die Rückwirkung dieses Zwischenfalles war eine ungeheuere. Die Neuzeit kennt kein Schauspiel, gleich jenem, das sich von nun an in Teheran Tag für Tag abspielte. Zuvörderst kam Gurret ul Aïn an die Reihe. Man hatte sie, zugleich mit ihrem Schützling, dem vornehmen Sulejman Chan, hinter Schloß und Riegel gebracht. Zwar der Polizeiminister bemühte sich, das Mädchen, dessen bezaubernde Erscheinung ihn mächtig ergriffen hatte, zu bewegen, seinen Irrlehren zu entsagen. Es blieb aber standhaft und verfiel dem Feuertode. Schlimmer erging es dem Sulejman Chan. Nass'r Eddin befahl, dem Ketzer glühende Hufeisen auf die Fußsohlen zu nageln und ihn durch Geißelhiebe auf den Beinen zu erhalten. Alsdann trieb man ihm die ausgerissenen Zähne in das Stirnbein ...

Damit war es aber noch lange nicht mit den Maßregelungen zu Ende. Der eingeschüchterte Schah forderte immer neue Opfer, wenn auch die ausgesuchtesten Qualen die Babi nicht zu besiegen vermochten. Zuletzt hatte selbst den etwas hartherzigen Teheraner Pöbel eine gewisse Aufregung ergriffen. Daß Männer unverzagt zu sterben verständen, schien selbst einer so feigen und verkommenen Rasse, gleich den heutigen Persern, einzu-

Digitized by Google

leuchten. Bald aber kamen auch Frauen und Kinder an die Reihe und wie einst Gurret ul Aïn hatten auch sie nur ein Lächeln für die Todesqualen. In Teheran konnte man durch einige Zeit täglich das ergreifende Schauspiel solcher Exekutionen sehen. Singend schritten die Verurteilten zur Richtstätte mit brennenden Dochten in den Wunden ... „Wir kommen von Gott, und kehren durch Bab zu ihm zurück," waren ihre letzten Seufzer. — —

Indessen: Die Babisten ruhten nicht und ruhen nicht. Ihr größter Peiniger — Schah Nass'r Eddin — sollte ihrer Rache nicht entgehen. Im Jahre 1896 erreichte ihn die Mordwaffe eines der Sektierer.



Persisches Dorf.

Digitized by Google



Persische Mädchenschule.

Dritter Abschnitt.

Persisches Frauenleben in der Gegenwart.

Wie das arabische Frauenleben unserer Zeit, bietet auch das persische im allgemeinen wenig erfreuliche Züge. Es ist eine mißliche Sache, einen verkommenen Epigonen mit seinem großen Vorfahr zu vergleichen. Das Urteil fällt dann um so strenger aus, je größer der Abstand von einst und jetzt, von kraftstrotzender Jugendlichkeit und entnervtem Greisentum ist. Wenn die alten Perser den Ruhm hatten, dank der zoroastrischen Religion, ausnehmend wahrheitsliebend zu sein, lügt dafür der heutige — sofern er dem Islam angehört — nach seinem eigenen Ausspruche: „So lange die Zunge geht." Zwar würde man in diesen schweigsamen, in sich gekehrten Gestalten lauter katonische Naturen vermuten, wenn man nicht wüßte, daß alles Verstellung ist. Diese prägt sich schon äußerlich dadurch aus, daß fast jedermann — Greise inbegriffen — Bart und Haare färbt und das Gesicht schminkt. Gemütserregungen wird der Perser so lange verbergen, als es die allenthalben geübte Kunst der Selbstbeherrschung nur immer zuläßt. Auf Schein ist auch die von den Persern gerühmte Höflichkeit begründet, denn diese ist „eine Münze, die nicht den, der sie empfängt, reich macht, wohl aber den, der sie ausgibt". Von alten Gewohnheiten hat sie namentlich die kriechende Unterwürfigkeit gegen Vornehme und von Seite der Machthaber eine ausgesuchte Grausamkeit erhalten.

Das schwankende, unverläßliche Wesen des Persers wird nicht zum geringsten durch einen auffälligen Nachahmungstrieb bei geringer Befähigung zur geistigen Initiative gefördert. Halbheit und Unbeständigkeit reichen bis zu den höchsten Schichten hinauf.

Digitized by Google

Immerhin muß zugestanden werden, daß die Perser unter allen moslimischen Völkern sich im höheren Maße durch Intelligenz, Auffassungsgabe, Bildungstrieb (wenn auch zumeist nur oberflächlichen), gesellschaftliche und religiöse Toleranz (die allenthalben fanatische Geistlichkeit abgerechnet), Höflichkeit und Entgegenkommen auszeichnen. Die Perser sind so ziemlich das einzige moslemische Element, das Anlehnung an die europäischen Kulturvölker gesucht hat, wozu sie in erster Linie ihr ausgeprägter Handelsgeist gedrängt hat. In Bezug auf Unternehmungsgeist, Geschäftsroutine und kaufmännische Findigkeit steht der Perser auf einer Stufe mit dem Juden, Griechen und Armenier.



Persische Frauen und Kinder.

Die äußere Erscheinung des Persers ist eine stattliche. Das zierliche Oval des Antlitzes, eine kräftige, leichtgeschwungene Adlernase, hohe Augenbrauen über den schön geformten Augen, aus deren leicht umflortem Blicke die tausendjährige Knechtschaft zu uns spricht, ein voller Bartwuchs bilden die äußeren Zierden des Mannes . . . . Die Frauen haben im großen und ganzen den gleichen Typus wie die Männer. Wirkliche Schönheiten sind selten und man begreift, daß in den königlichen Harems schon frühzeitig Nicht-Perserinnen der Vorrang eingeräumt wurde. Vornehmlich waren es die kaukasischen — und von diesen wieder die georgischen — Mädchen, welche Gnade in den Augen der strengen Schönheitsrichter auf dem Throne Irans fanden. Ein endgültigs Urteil ist indes schon aus dem naheliegenden Grunde nicht möglich, weil das Ewig-Weibliche — ob nun schön oder häßlich — sich hinter Schleier und Haremsgitter verbirgt. Gelegentliche Wahrnehmungen aus eigenem Augenschein können keine Anwendung auf die Allgemeinheit finden. Persische Dichter freilich schwärmen in überschwänglicher Weise von den Reizen ihrer Erwählten; damit ist aber nichts bewiesen. Denn über Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten. Bedenklich vor allem ist, daß sich bei diesen Lobreden persischer Frauenschönheit das gepriesene Ideal in einem Bilde verkörpert, das uns nicht zusagen will. Es ist das „Mondgesicht", das in allen Liebesliedern wiederkehrt.

Digitized by Google

Sagt mir doch, warum die Augen,
Diese dunklen wundervollen,
Diese vollen Mondgesichter
Mir so gar nicht hold sein wollen. (Hafis.)

Damit sind die Perser eins mit den Arabern. Das runde volle Antlitz scheint das typische Schönheitsideal aller Islamiten zu sein. Was sonst die Orientalen in einem solchen Antlitz lesen, ist schwer auf seine Richtigkeit zu prüfen, dank einer bilderreichen Sprache, die sich bis zu den geschmacklosen Vergleichen des „Hohen Liedes" versteigt, dem Urbilde aller verschrobenen poetischen Erotik. Wenn der Araber das „Feuermal" im Antlitze der Geliebten preist, entzückt den Perser eine andere pikante Einzelheit. Hafis singt:

Der Mond der Schönheit borgt sein Licht
Von deiner Wangen Strahl, o Liebchen!
Der Glanz der Anmut strahlet aus
Deines Kinnes holden Grübchen.

Besonders schön geformt sind bei den Perserinnen (und ebenso bei den Männern) die Gliedmaßen. Dagegen ist das Inkarnat nur selten schön weiß — welche Eigenschaft hoch gepriesen wird — und muß solchen Mangel die Schminke ersetzen. Auch die schönen kastanienbraunen Haare fallen in der Regel der Hennah zum Opfer. Die Augenbrauen werden schwarz, die inneren Handflächen, die Nägel und die Fußsohlen orangegelb gefärbt. Die abscheuliche Sitte — die sich unter den Arabern noch immer da und dort behauptet — das Gesicht oder andere Körperstellen zu tätowieren, ist glücklicherweise allenthalben außer Gebrauch gekommen. Besonders gefeiert in Liedern sind die großen mandelförmig geschlitzten Augen (das tschesme chumar der lyrischen Dichter). Der Statur nach ist die Perserin weder mager, noch beleibt und in der Regel von kleinem Wuchs. Große Gestalten sind selten und finden sich auch unter dem Landvolke nur vereinzelt.

Man sagt, die Perser besäßen einen außergewöhnlich entwickelten Familiensinn. Es hat aber den Anschein, daß man dieses Urteil auf einen Sachverhalt begründet hat, bei dem andere Motive als rein ethische mitunterlaufen. Denn, wenn es heißt, daß es für den zu Amt und Würden gelangenden Perser selbstverständlich sei, den ganzen Kreis seiner Verwandtschaft aus dem bisherigen Dunkel hervorzuziehen und ihn in irgend einer Form (durch Ernennungen, Geldspenden, Auszeichnungen) zu Macht und Ansehen zu bringen, so errät man ohneweiters die Beweggründe zu solcher Handlungsweise. Es heißt einheimsen, so lange man an der Krippe steht; denn fällt dann ein solcher Emporkömmling, so sinken natürlich auch alle Familienmitglieder mit ihm in ihr früheres Nichts. Je größer die Ernte in der kurzen Zeit des Sonnenscheines war, desto besser für die Beteiligten. Wahr ist, daß die Frauen im allgemeinen ziemlich gut behandelt werden, soweit dies bei den unerquicklichen islamitischen Ehegesetzen überhaupt möglich ist. Frauen von ausgesprochener geistiger Begabung, dann solche, welche die Kunst verstehen, Einfluß auszuüben und auszunützen, gelangen selbstverständlich in kurzer Zeit innerhalb — und wohl auch außerhalb — des Enderun (so heißt auf persisch das Harem) zur Herrschaft. Auch hängt viel davon ab, wie es mit dem Range und dem Einfluß des Gatten einer solchen Frau bestellt ist, denn im allgemeinen bringt man in Persien einer Frau nur dann Achtung entgegen, wenn auf sie der Glanz der amtlichen oder gesell-

Digitized by Google

schaftlichen Stellung ihres Gatten fällt. Sonst steht sie nicht sehr hoch in der allgemeinen Wertschätzung. Man betrachtet sie als Spielzeug, als Freudenspenderin im Sinne der



Persische Frauen in einer religiösen Vorlesung.

geschlechtlichen Liebe, wenn nicht vollends als Magd, die ihrem Herrn sich dienstbar erweist, wie es die Launen desselben verlangen.

Digitized by Google

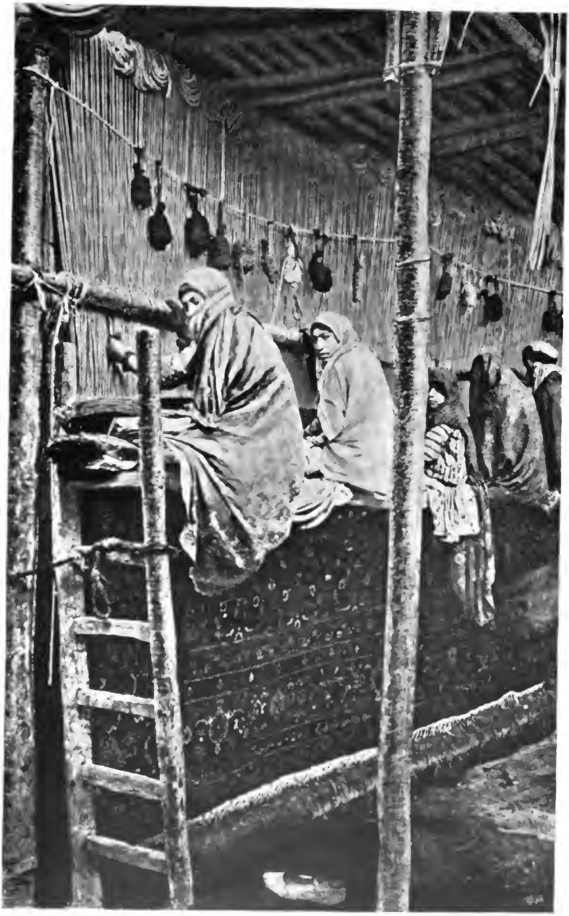
Eine gewisse Vornehmheit, welche die bessere Klasse in Persien auszeichnet, kommt folgerichtig auch den Frauen zu gute. Unehrbietigkeit gegen sie im öffentlichen Leben ist eine seltene Erscheinung. Um ihnen gewisse Vorrechte zu wahren, müssen selbst Männer weichen; z. B. wenn Frauen sich in einen öffentlichen Garten begeben, der in diesem Falle für männlichen Besuch abgesperrt wird. Offenbar hat man hier aus der Not eine Tugend gemacht, denn diese Maßregel dürfte durch die Eifersucht der Männer diktiert worden sein. Frömmigkeit wird als „der Frauen schönste Zier" gepriesen, wir glauben aber nicht, daß das starke Geschlecht Irans auf solche Tugend besonderes Gewicht legt. Die Sache ist einfach die: Fatma, Alis Gemahlin, die Tochter Mohammeds, ist die gefeiertste Frau in der Welt der Schia. Darüber hinaus aber dürfte eine Nutzanwendung solchen Ruhmes für die Frauen Persiens von zweifelhaftem Werte sein. Es ist eben nicht leicht, sich zum Range einer Heiligen zu erheben, am wenigsten in einer so anrüchigen Gesellschaft, wie es die schiitische ist.

Der Schia war es auch vorbehalten, in der durch den Koran gesetzlich geregelten d. h. auf vier Frauen beschränkten Polygamie, ein Tor zu brechen, das einer unbegrenzten Zahl von legitimen Gattinnen den Eintritt gewährt. Es ist dies die sogenannte „Ehe auf Zeit", eine Institution, der wir schon einmal begegnet sind.[1]) Sie kommt nämlich auch unter den Sunniten vor, jedoch nur auf der Wallfahrt nach Mekka. Der Grund hierfür ist das Korangesetz, welches den Frauen die Pilgerfahrt ohne Begleitung ihrer Männer verbietet. Will nun eine Frau ihrer Pilgerpflicht Genüge leisten, so läßt sie sich irgend einem Manne, der ihr zur Hand ist, „ankuppeln", meist für die Dauer ihres Aufenthaltes in Mekka. Die Perser haben nun diese bequeme Einrichtung weiter entwickelt. Bei den Sunniten sind es, wie wir gesehen haben, die Frauen, welche unter bestimmten Voraussetzungen der Zeitehe bedürfen, bei den Schiiten die Männer. Diese machen nämlich geltend, daß sie, ihren Sitten gemäß, Frauen niemals auf Reisen mitnehmen können. In Asien kann, angesichts der ungeheuren Entfernungen, die zu bewältigen sind, die Abwesenheit vom heimatlichen Herde eine beträchtlich lange Zeit währen, so daß man es einem solchen Irrfahrer nicht verdenken kann, wenn er sich eine „Sighi", d. h. eine Frau sucht, die nur für eine bestimmte Zeit als solche figuriert. Die Dauer der Zeitehe beläuft sich nämlich von wenigen Stunden bis zu 99 Jahren.

Daß sich innerhalb dieser weit gesteckten Grenzen die die Eheverhältnisse betreffenden Koransatzungen in der willkürlichsten Weise umgehen lassen, ergibt sich aus folgender Erwägung. Der Schiite darf, gleich dem Sunniten, nur vier „Aekdi", d. h. legitime Frauen, besitzen. Nun hat aber die Zeitehe es möglich gemacht, daß eine Sighi an die Stelle einer durch (gesetzmäßige) Scheidung verstoßenen Aekdi treten, letztere aber als Sighi wieder in Gnaden aufgenommen werden kann. Man begreift, wie weit sich dieses Spiel treiben läßt. Da der Koran die Bestimmung enthält, daß eine geschiedene Frau nach der ersten Scheidung sofort, nach der zweiten aber nur dann ins Haus aufgenommen werden kann, wenn die Geschiedene mitlerweile an einen zweiten Mann verheiratet war, so folgert daraus zweierlei: erstens kann der Perser auf diese Art seine legitimen Frauen fortwährend wechseln, zweitens kann dadurch auch eine Art Frauenaustausch unter den Männern platzgreifen, bei Wahrung aller gesetzlichen Vorschriften; denn auch die Zeitehe darf nur unter Intervention des hierzu berufenen Organs abgeschlossen werden.

[1]) Vgl. S. 214.

Digitized by Google



Persische Teppichweberinnen.

Digitized by Google

Des Lebens Not sorgt dafür, daß die vorbesprochenen Einrichtungen — wie überhaupt die Polygamie — eine weitgehende Einschränkung finden. Wenn irgendwo in der Welt der Besitz einer Frau eine kostspielige Sache ist, so trifft dies bei den Orientalen der besseren Stände zu, in denen die Frau hier sozusagen einen Luxusartikel bildet, nichts arbeitet, aber auch nicht behilflich ist, das vom Manne erworbene nutzbringend zu verwerten, sondern lediglich zum Vergnügen des letzteren da ist. Vermehrt sich die Zahl solcher „Lilien auf dem Felde", die keinerlei Sorge auf sich nehmen, den Kampf ums Dasein nicht kennen und nur ihrer Schönheit wegen da sind, so bedarf es schon eines bedeutenden Vermögens, um dieses Blumenbeet in seiner strahlenden Pracht zu erhalten. Der Perser aber ist, dank seinem ausgebildeten kaufmännischen Sinn, ein guter Rechner. Dazu kommt, daß ihm die Lust am Weibe leicht genug gemacht wird. Besitzt er, um an seinen Säckel nicht allzu große Zumutungen stellen zu müssen, auch nur eine Frau, so wartet er den Zeitpunkt ab, bis sie alt und reizlos geworden ist und entläßt sie, um „frische Ware" in das Enderun einzustellen. Er hat freilich der Geschiedenen die gesetzlich vorgeschriebene Abfindungssumme zu zahlen, aber das ist noch lange nicht so viel, als die Kosten für den Haushalt einer vornehmen Perserin betragen.

Mitunter freilich tritt das Umgekehrte ein, d. h. man hält sich mehrere Frauen, um daraus wirtschaftlichen Nutzen zu ziehen, indem man die Frauen zur Hausarbeit anhält, mit deren Erlös sie dem Manne das Leben erleichtern. So wird beispielsweise die in so hohem Ansehen stehende Teppichweberei fast ausschließlich von den Frauen besorgt. Der Webstuhl ist Eigentum des Mannes, die Arbeiterinnen sind seine Frau, Töchter oder bezahlte Arbeiterinnen; das letztere jedoch nur selten, da jeder guten Weberin ein Gatte gesichert ist. Auch ist es vorteilhafter für den Webstuhlbesitzer, seine Weberin zu heiraten, als eine tüchtige Arbeiterin in Dienst zu nehmen und sie relativ hoch entlohnen zu müssen. Die Teppichindustrie beschäftigt fast nur die Bewohner der Dörfer. An jedem Stuhle arbeiten gewöhnlich vier Frauen; an den Enden des Stuhles haben die geübten erwachsenen Arbeiterinnen ihren Platz, zwischen ihnen die jugendlichen Gehilfinnen. Handelt es sich um sehr große Teppiche, an welchen sieben oder acht Arbeiter beschäftigt sind, dann sitzt auch in der Mitte eine erfahrene Knüpferin. Zur Winterszeit werden in den Räumen, in welchen Teppiche gewoben werden, alle Öffnungen, durch welche Luft eintreten könnte, sorgfältig geschlossen und die Fenster mit weißem, in Öl getränkten Papier verklebt. Auf die Bank, auf welcher die Arbeiterinnen sitzen, wird ein Kohlenbecken aufgestellt, an dessen Glut die geschäftigen Hände sich erwärmen, während die Besprechung der Ereignisse des Dorfes die Arbeit würzt.

Die Förmlichkeiten, welche in Persien einer ehelichen Verbindung vorausgehen, sind so ziemlich dieselben, wie wir sie bei den Arabern kennen gelernt haben, insbesondere was die städtische Bevölkerung anbelangt. Der Mann bekommt seine künftige Gattin für gewöhnlich nicht zu Gesicht, und muß sich daher einer Unterhändlerin bedienen, der es obliegt, die Vorzüge des in Frage kommenden Mädchens möglichst günstig darzustellen. Ganz ins blaue braucht übrigens auch der Perser nicht zu heiraten. Fürs erste gehen die jungen Mädchen bis zum neunten Jahre unverschleiert, wodurch manches hübsche Gesichtchen den heiratslustigen jungen Männern in Erinnerung bleiben mag; zweitens finden trotz aller Haremsklausur und Kleidervermummung Jünglinge und Mädchen häufiger als man meinen sollte, Gelegenheit, sich näher kennen zu lernen. Dazu kommt, daß in Persien die Familien-Heiraten die Regel sind. Die Ehen unter Verwandten sollen auf die Nachkommenschaft durchaus nicht nachteilig einwirken, wie es im Abendlande so

Digitized by Google



Persischer Wollenteppich (16. oder 17. Jahrhundert).

häufig der Fall ist. Freilich erwächst damit ärmeren Leuten der Nachteil, daß die Eltern sich der Gelegenheit zu einer „reichen Partie" benehmen, da ein Wortbruch in

Digitized by Google



Altorientalischer seidener Tierteppich.

(Stieglitz-Museum, St. Petersburg.)

Digitized by Google

dieser Richtung als schwere Beleidigung aufgefaßt wird und zu Feindschaft und Fehde führt. Für gewöhnlich aber ist ein hübsches Mädchen für arme Eltern sozusagen ein lebendes Kapital, das ehemöglichst einzulösen alle Wünsche und Hoffnungen derselben ausfüllt. Erwägt man, daß im Islam Standesunterschiede wenig oder gar nicht zu Tage treten, so ergibt sich hieraus die Folgerung, daß selbst das ärmste Mädchen, wenn es mit außergewöhnlicher Schönheit bedacht ist, die Frau eines Würdenträgers oder selbst des Königs werden kann.

Die Hochzeits-Feierlichkeiten richten sich ganz nach dem Vermögensstande des Brautpaares. Bei armen Leuten vollzieht sich die Feier einfach und in möglichst kurzer Zeit, bei Vornehmen mit vielem Pomp, der wochenlang anhält. Während der ganzen Dauer der Festlichkeiten verkehren die Brautleute entweder gar nicht miteinander, oder



Persische Frau mit ihren Kindern.

heimlich, indem der Bräutigam sich in das von Eunuchen und Sklaven scharf bewachte Haus einschleicht. Bei der herrschenden Ansicht, daß dieses „Tändeln der Verlobten" mit zu den Hochzeitszerstreuungen gehöre, dürfte dieser heimliche Zutritt in das Gemach der Braut (die selbstverständlich noch immer streng verschleiert bleibt) dem Bräutigam keine nennenswerten Schwierigkeiten verursachen ... Ist das letzte Reinigungsbad, das Färben der Haare und Nägel mittels Henna, vorüber, sind die Tragtiere mit dem gesamten Hausrat und den Gaben für die Frau (Dschehaz) bepackt, dann nimmt der mitunter glänzende Hochzeitszug seinen Verlauf. Um Mitternacht wird dem Manne seine Zukünftige von den Genossinnen zugeführt. Es erfordert die Sitte, daß die junge Frau dem Gatten Widerstand entgegensetzt. Dann findet die übliche Schleierlüftung mit einem frommen Spruch statt.

Über das Leben im Endern sind die widersprechendsten Ansichten im Schwange. Es gibt Kenner des Landes, welche den von anderer Seite so sehr betonten Familien-

Digitized by Google

sinn der Perser bestreiten und das Leben im persischen Hause in den düstersten Farben schildern. Ins Enderun gelange kein Fremder und gewöhnlich auch kein Moslem, der nicht dem engen Familienverbande angehört, doch verständen es die Weiber, sich Zugang zu ihren Liebhabern zu verschaffen, wobei in der Regel weniger die Liebe als das Geld sie auf die schiefe Bahn führt. Die Kinder, um die sich niemand kümmert, wenn sie laufen gelernt haben, sehen von Jugend auf die unzüchtigsten Szenen und hören von den schmutzigsten Dingen reden. Die Männer sprechen von den Frauen, mit Ausnahme ihrer eigenen, verächtlich und lieben es, skandalöse Geschichten zu erzählen. Vielleicht liegt dieses Übel tiefer, als oberflächliche Beobachtung es erscheinen läßt. Wissen wir doch von den gefeiertsten Dichtern Persiens, daß sie es gelegentlich durchaus nicht verschmähten, den unzüchtigen Instinkten der Menge Rechnung zu tragen. So hat selbst Saadi, dessen Dichtungen ihrer ethischen Tendenz halber im ganzen Oriente hochgefeiert sind, eine gereimte Sammlung von „Späßen" verfaßt, die an Unanständigkeit alles übertreffen, was der Abendländer sich nur vorstellen kann. Ähnliches gilt von den anderen gefeierten Dichtern. Nizamî schildert in seinem berühmten Epos „Jussuf und Zuleicha" die Vereinigung der Liebenden in höchst realistischer Weise, und Dschelaleddin Rumi hat in seinem „Mäschnäwi" (einer der erhabensten Schöpfungen der gesamten persischen Literatur) einige recht gemeine Geschichten eingeschmuggelt. Auch Dschamis „Frühlingsgarten" ist reich an Zoten. Da nun in der persischen Familie die nationale Poesie noch immer eine große Rolle spielt und die Kenntnis der Werke der großen Dichter den eisernen Bestand der sogenannten „Bildung" ausmacht, hat man die Handhabe zur Beurteilung der hervorgehobenen Unzukömmlichkeiten.

Indes hört man, wie bereits erwähnt, auch Urteile, welche dem Vorgebrachten diametral entgegenstehen. Nach denselben wäre das persische Familienleben ein recht anständiges, der Mann von Bildung behandle seine rechtmäßigen Frauen recht gut und liebe seine Kinder außerordentlich; auch scheue er keine Opfer für Pflege und Erziehung. Das mag seine Richtigkeit haben, wenn man unter Behandlung rein nur den äußeren Verkehr vor Augen hat. Die Frauen verlassen ziemlich ungeniert das Enderun und gehen ihren Geschäften oder ihrer Lieblingsbeschäftigung, in den Bazaren Einkäufe zu machen, nach. Dabei sind sie dann freilich in einen blauen Mantel (Tschadra), der über den Kopf gezogen ist, und ein vor dem Gesicht hängendes dichtes weißes, langes und schmales Tuch derart gehüllt, daß man die Gestalt nicht beurteilen kann und vom Gesicht nur die schwarzen glänzenden Augen durch die Augenlücken leuchten sieht. Nur nach der Stimme kann man allenfalls erkennen, ob eine Alte oder eine Junge hinter der Maske steckt. Über die Unterkleider wird beim Ausgehen noch eine grünliche oder bläuliche Seidenhose angezogen, welche die Beine von den Knöcheln bis zu den Hüften in höchst unförmlicher Weise einhüllt. Die Füße stecken in Schlappschuhen. Der Gang läßt sich am besten mit dem „Watscheln" der Gänse vergleichen und die ganze Erscheinung ist im höchsten Grade ungraziös.

Noch schlimmer soll es — sehr im Gegensatze zu den Arabern — mit der Haustoilette beschaffen sein. Man denke sich — um den Sachverhalt möglichst grell zu zeichnen — eine kleine, untersetzte, zu allem auch noch dicke Frauensperson mit nackten Beinen (!) — wenn sie nicht in unförmlichen langen Hosen stecken — darüber ein Faltenröckchen, dessen Schnitt unverkennbar dem Kostüm europäischer Ballerinen entlehnt ist. Es heißt denn auch, daß diese Monstrosität jüngsten Datums und auf den ermordeten Schah Nass'r Eddin rückzuführen ist, der diese „Neuerung" in Persien populär gemacht

Digitized by Google

haben soll. Jedenfalls ist derlei nur in Teheran zu finden. In den anderen Städten dürfte das alte Frauenkostüm noch ungeschmälert fortbestehen: das kokette Käppchen



Perserin.

auf dem Kopfe, die Büste in ein kurzes, fast durchsichtiges Florhemd gehüllt, mit reizenden Goldarabesken durchädert, darüber ein vorne weit ausgeschnittenes Brokatleibchen,

Digitized by Google

über das noch eine Art Wams angelegt wird. Die bauschigen Pluderhosen fehlen freilich auch hier nicht. Wenig geschmackvoll ist die Frisur. Alle Perserinnen haben ein üppiges, meist kastanienbraunes Haar, aber sie verstehen es nicht, dasselbe zur Erhöhung ihrer Reize auszubeuten. Es ist über der Stirn gerade geschnitten, auf beiden Seiten ringeln sich sogenannte „Schmachtlocken" hervor und über den Rücken fallen sieben magere Zöpfchen wie kleine Schlangen. Blumen, schönen alten Familienschmuck mit sehr großen, aber schlecht geschnittenen Steinen in prachtvoller Emailfassung, sowie eine große Zahl von Amuletten, welche über Brust und Rücken an langen grünen Schnüren hängen, vervollständigen die Gesellschaftstoilette. Schuhe im Hause zu tragen ist nicht üblich. Die Füße sind mit Strümpfen aus feinstem Kaschmirstoff bekleidet.

In neuester Zeit soll in Teheran vereinzelt und vorläufig in noch bescheidenem Maße der Versuch gemacht worden sein, dem europäischen Hauswesen Eingang zu verschaffen. Wir halten nichts davon. Das Aufpfropfen fremder Sitten auf Einrichtungen, die ihrer Eigenart nach und auf Grund ihrer historischen Berechtigung durchaus eine aus sich selbst herauswachsende Reform erfordern, taugt nichts. Man ändert nicht das Wesen einer Sache, wenn man seine Zuflucht zu Nachahmungen nimmt, die aus ihrer langwierigen organischen Entwicklung — noch dazu auf fremden Boden — herausgerissen und sozusagen wie ein Dekorationsstück auf einen fremden Leib aufgesetzt werden. Um in diesem Sinne einen wirklichen, tiefer gehenden Fortschritt zu erzielen, müßte die ganze Erziehung, ja selbst die herrschende Weltanschauung in neue Bahnen gelenkt, kurz der ganze Zivilisationsprozeß durchgemacht weroen. Derlei von einem degenerierten morgenländischen Volke zu erwarten, wäre barer Unsinn. Einen Beleg hierfür geben unter anderem auch die sogenannten modernen geistigen Strebungen der persischen Frauen, die natürlich gleichfalls von irgend einem Höfling, der die Reisen des vorigen und jetzigen Schah in Europa mitgemacht hat, importiert worden sind. So hat beispielsweise vor einiger Zeit eine gewisse Kulzum Nene ein „Frauentaschenbuch" verbrochen, aus dessen Inhalt man ersieht, um welche Nichtigkeiten sich das Leben der persischen Frauen dreht.[1])

Zu den früher erwähnten Widersprüchen bezüglich des persischen Familienlebens haben wir noch einiges nachzutragen, so hauptsächlich das Verhältnis der Kinder zu den Eltern. Von mancher Seite wird dieses Verhältnis als ein geradezu patriarchalisches geschildert und hervorgehoben, daß Fälle — wie sie so häufig in türkischen Harems vorkommen sollen — nämlich das Aufhetzen der Kinder seitens des Vaters gegen die Mutter, in den Enderuns unbekannt seien. Das ist insoferne richtig, als bei den Persern das Ziel solcher löblicher Ausschreitungen nicht die Mutter, sondern (der Abwechslung halber) der — Vater ist. Es gibt zwei persische Aussprüche, die sehr bezeichnend sind; der eine lautet: „der größte Feind des Vaters ist der Sohn", der andere (in folgerichtiger Ergänzung): „die Großeltern lieben die Enkel, weil diese Feinde ihres Feindes sind, denn die Enkel trachten nach dem Leben dessen, der ihr Leben verfolgt" ... In der Tat, sehr nette Grundsätze. Es ist daher nicht recht glaubwürdig, wenn man hier und da hört, in den persischen Enderuns lehre man den Kindern Achtung und Gehorsam, und die Früchte solcher Erziehung seien die, daß jene, einmal erwachsen und zu Würden und Vermögen gelangt, ihrer Eltern niemals vergäßen. Das mag ja zutreffen, denn man gibt leicht, wenn man volle Taschen hat, obwohl der Geiz ein persisches Nationallaster ist.

[1]) Ins Französische übersetzt von Thonnelier, Paris 1881.

Digitized by Google

Wenn man aber diesen Satz dahin ergänzt, in Persien komme es nicht vor, daß Eltern, vornehmlich Väter, darben und Not leiden (wie bei den westlichen Sunniten) oder der Sohn sich um den Vater nicht kümmert (wie bei den arabischen Nomaden), so ist das einfach unwahr. Nur die Ehen hoher Würdenträger zeigen einen gewissen Gemeingeist, aber die Gründe hierfür sind, wie wir bereits hervorgehoben haben, keine ethischen, sondern rein praktische. Im großen und ganzen ist die Wirtschaft in den persischen Enderuns dieselbe wie in den arabischen und türkischen Harems.

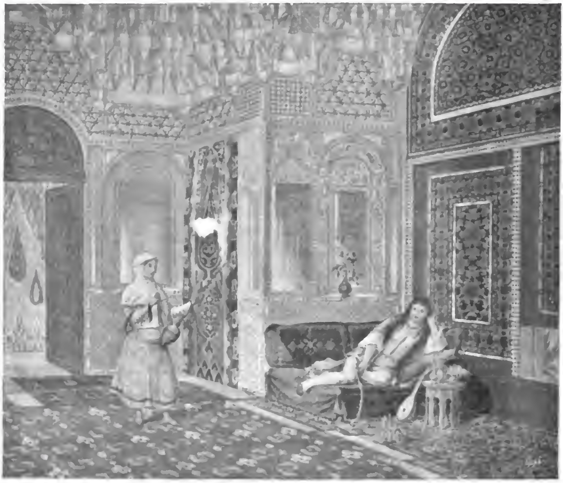
Über den Charakter der Perserinnen im allgemeinen läßt sich wohl nur vom Hörensagen berichten. Reisende, welche so glücklich waren, unter außergewöhnlich günstigen Umständen in einer persischen Familie Eingang gefunden und die Bekanntschaft der Frauen und Töchter des betreffenden gastfreundlichen Herrn kennen gelernt zu haben, pflegen zu generalisieren und auf Grund dieses einzelnen Falles sich in weitspinnende Betrachtungen über die Frauen Irans zu ergehen. Nun weiß man zur Genüge, wie schwer es selbst bei uns ist, einen Frauencharakter zu erfassen, wenn man der betreffenden Persönlichkeit nur vorübergehend und unter den steifen Formen der gesellschaftlichen Etikette gegenübertritt. Hierbei kommt hier noch die Information zugute, die im Orient ausgeschlossen ist, da man über Frauen überhaupt nicht spricht. Dann das öffentliche Leben. Beides kommt in Persien in Wegfall. Dabei handelt es sich immer nur um eine oder einige Frauen oder Mädchen. Diese Hinweise genügen, um gewissen Reiseschilderungen das größte Mißtrauen entgegenzubringen. Die einzige Möglichkeit, sich einen orientierenden Einblick in den persischen Frauencharakter, und nicht minder über die äußerliche Erscheinung der Perserinnen, zu verschaffen, bietet die Landbevölkerung. Die Frauen derselben gehen unverschleiert und bewegen sich ganz zwanglos. Sie sind meist heiteren Sinnes, witzig und schlagfertig und immer geschäftig. Von den Städterinnen wird behauptet, daß die Isfahanerin bigott wie eine Klosterschwester sei — was sich harmonisch zu der dunklen Tracht, dem gemessenen Schritt und dem dicht verschlossenen Schleier fügt — während die graziösen Frauen von Schiras mit großer Beweglichkeit einhertrippeln, nervös am Schleier schieben und zerren, als wäre er ihnen lästig. Ihr Augenspiel ist äußerst lebendig und es heißt, daß sie selbst einer Ansprache nicht ausweichen — in einem Lande, wo es sonst die gute Lebensart erfordert, daß man vor jeder Frau, der man begegnet, den Blick zu Boden senkt. Daß das persische Weib auch ein großes Maß von wahrer Herzensgüte besitzt, das wird so manche Europäerin lobend bestätigen können, deren Dienerin oder Kindsfrau eine große Rolle in ihrem Leben spielte.

Warum sollte dies alles nicht möglich sein? Die weibliche Natur ist ja von Haus aus ungemein schmiegsam und es ist nicht einzusehen, weshalb unter anderen Umständen die Perserinnen nicht ebenso zu vortrefflichen Frauen herangebildet werden könnten, wie die Frauen irgend eines europäischen Kulturvolkes. Bei Erörterung solcher Fragen wird aber nur blutwenig gewonnen, da sie der Natur der Sache nach nur „akademisch" gemacht werden können. Unsere Aufgabe ist eine andere; sie hat sich nur mit Tatsachen zu befassen, und welcher Art diese sind, geht zur Genüge aus dem bisher mitgeteilten hervor. In Summa: Die Perserin der vornehmen Kreise wird sich, konform den bei anderen moslemischen Völkern gemachten Erfahrungen, nicht über das Niveau einer typischen Haremsdame erheben; Zucht und Sitte dürften kaum als die allgemein gültigen Tribute ihres Frauentums gelten, und wenn sie treuer ist, als viele Europäerinnen es sind, so wird man den Grund hierfür in dem Umstande suchen müssen, daß solche Näscherei abseits vom Wege im Orient ein äußerst gefährliches Unterfangen ist, und selbst mit

Digitized by Google

dem Tode bezahlt werden kann ... Daß übrigens auch hier, wie bei allen Dingen in dieser Welt, Licht und Schatten nebeneinander laufen, ersieht man aus den Aussprüchen persischer Dichter. So singt Dschamî:

Der Frauen Geist und Treue sind gering,
Trau sorglos nie auf solch' ein flüchtig Ding.
Bau' nicht auf sie, wenn schlecht sie im Gemüte,
Und sind sie gut, bau' nicht auf ihre Güte.



Talar (Saal) in den Frauengemächern eines persischen Palastes.

Aber als reute ihn dieses harte Urteil, läßt sich derselbe Sänger vernehmen:

Das Weib ist fromm, das außer dem Gemahl
Dem Liebsten selbst das Angesicht entzieht
Und scheu vor Männern senkt das Augenlid,
Ob sie auch blenden, schön wie Morgenstrahl.

Eigentümlich ist, daß die Perserinnen in hohen Fisteltönen sprechen und daß es ein Zeichen der guten Sitte und der Frömmigkeit ist, mit hoher Stimme zu weinen. Daraufhin wird man nicht viel auf die Kunst persischer Sängerinnen halten dürfen, obwohl in letzter Zeit sich einige derselben einen gewissen Ruf errungen haben, wie Sohär Kamari („die Trunkene") und Sultan Chanum. Während ihrer Liedervorträge schneiden die Sängerinnen

Digitized by Google

entsetzliche Grimassen. Groß ist die Neigung zur Musik und man findet fast in jedem besseren Hause einige Instrumente. Das Tamburin (Daïreh), eine kleine Pauke (Nakhare) und eine Art Cymbal (Santur), ein flachliegendes Saiteninstrument, das mit zwei Holzstäbchen geschlagen wird. Die Vorträge sollen viel zu wünschen übrig lassen. Das Klavier, das sich da und dort eingebürgert hat, verursacht den Spielerinnen Schwierigkeiten, da das persische Tonregister nur vier Töne aufweist. Die Tänzerinnen, früher gerne im Familienkreise gesehen, verschwinden mehr und mehr. Schon Feth Ali Schah hatte sie vom Hofe verwiesen. Heute produzieren sie ihre Kunst vorzugsweise dem Volke, und ihr Ruf ist nicht der allerbeste.

So gering auch die geistigen Anregungen sind, welche im persischen Hause in Frage kommen, dürften sie gleichwohl das Niveau des geselligen Lebens in türkischen und selbst in arabischen Harems überragen. Von der Wertschätzung der nationalen Dichter war bereits die Rede. Es ist aber nicht nur die spätere Lyrik, der hierbei eine große Rolle zufällt, sondern vielfach auch die alte Heldensage, deren berühmte Frauengestalten auf die Phantasie der Perserinnen große Anziehungskraft ausüben. Unterstützt werden Eindrücke dieser Art durch die dem betreffenden Werke beigegebenen Abbildungen, ältere, köstliche Miniaturmalereien, die man allenthalben vorfindet. Unausgesetzt gehen in manchen Familien diese Bildchen von Hand zu Hand, leider ohne der gebotenen Schonung, wodurch sie bald der vollständigen Zerstörung anheimfallen. Daß die Zeiten, in welchen sich die Männer durch abenteuerliche Heldentaten auszeichneten und die ebenbürtigen Frauen durch die Romantik ihrer Lebensführung oft entscheidend in die Schicksale des Volkes eingriffen, auf die Perserinnen große Wirkung ausüben, bezeugt denn doch, daß ihr tiefes sittliches Niveau lediglich ein Ergebnis der heutigen sozialen Verhältnisse ist und diese Frauen auch zu besserem veranlagt sind.

Von Interesse wäre eine eingehende Kenntnis der in den Frauengemächern des Schah herrschenden Zustände. Wenn diese Kenntnis auch fehlt, kann man sie durch die Wahrnehmungen, wie sie sich in beschränktem Maße bezüglich der Harems des Sultans in Konstantinopel und des Chedive in Kairo darbieten, wohl im allgemeinen ersetzen, wenn man auf volle Zuverlässigkeit verzichtet. Eine orientalische Hofhaltung hat so viele intime Einrichtungen und das Leben des Gebieters im Kreise seiner Frauen, Kinder, Sklavinnen u. s. w. ist so sehr hinter Schleiern und Gittern der Öffentlichkeit entzogen, daß man Vorsicht üben muß, um nicht in das Dickicht vou Fabeleien und Phantastereien zu geraten. So viel kann mit Bestimmtheit angenommen werden, daß — von Luxus und königlicher Pracht abgesehen — das königliche Harem den gleichen Zuschnitt hat, wie jedes andere vornehme orientalische Frauenheim. Unter Nassi'r Eddin Schah, der wegen seines Geizes (im übrigen ein kadjarisches Familienlaster) bekaunt war, rechneten es die vornehmen Familien durchaus nicht zur Ehre, ihre Töchter zu Gattinnen des „Königs der Könige" erhoben zu sehen und man wich dieser Gelegenheit nach Tunlichkeit aus. Die Erfahrung hat eben gezeigt, daß das eine oder andere zu so außergewöhnlichem Glücke gelangte Mädchen bald nach Schließung des Ehebundes von ihrem königlichen Gatten wieder nach Hause geschickt wurde. Die Geldentschädigung in solchem Falle war meist eine geringfügige, und da überdies alle Gewänder und Schmuckgegenstände der königlichen Frauen im Scheidungsfalle nicht ihnen gehören, sondern Kroneigentum verbleiben, so kehrten diese wenig beneidenswerten Geschöpfe, trotz der ihnen zuteil gewordenen hohen Gunst, so arm wieder heim, als sie vorher auszogen. Übrigens verlautet, daß Nassi'r Eddin seine Frauen (sowohl Aekdis, als Sighis, letztere in überwiegender Zahl) sehr

Digitized by Google



Das Enderun (Frauenhaus) des Schah.

Digitized by Google



Vornehme Perserin.

Digitized by Google

bescheiden dotiert haben soll, so daß deren Hofhaltungen unmöglich zu der sprichwörtlichen orientalischen Üppigkeit sich entfaltet haben konnten.

Von der früheren Königin der Kadjaren-Dynastie sind uns vornehmlich aus der Zeit Feth Ali Schahs, dem großen Frauenfreunde, einige interessante Einzelheiten des damaligen Hoflebens bekannt geworden.[1]) Tag für Tag spielten sich unter diesem prachtliebenden und gutmütigen Herrscher im Rahmen einer peinlich genauen Etikette die internen Hofangelegenheiten ab. Der König war stets früh auf den Beinen und verbrachte nach dem „Laver“ zunächst zwei Stunden in der „Halle des Harems“, wo das gesamte Harem — Frauen, Nebenfrauen, Sklavinnen — unter Aufsicht von eigens hierzu bestimmten weiblichen Personen sich versammelte, unter strengster Beachtung des nach dem Range der einzelnen Frauen geregelten Vortrittes. Nach Anhörung des Berichtes der Personen, in deren Händen die internen Angelegenheiten des Harems lagen, und nach einer kurzen Beratung mit seinen ersten Frauen, verfügte sich der Schah nach den innersten Gemächern, wohin ihm nur die Lieblingsfrauen (meist Georgierinnen) folgen durften. Hier nahm der Schah auf einer Art Thronsessel Platz, während die Frauen in einiger Entfernung stehend um ihren Gebieter einen Halbkreis schlossen. Es heißt, daß nur zwei der Favoritinnen das Vorrecht genossen, bei diesem Cercle sich zu setzen: die Mutter des Prinzen Abbas und die Tochter des Ibrahim Chalil Chan. Erst nach Erfüllung dieser ziemlich umständlichen Formalitäten begab sich der Schah in den Frühstückraum, allein, und nur von Männern bedient. Nach Erledigung der hierauf folgenden Vorträge des Großveziers, welche dem sorglosen Schah schwerlich viel Kopfzerbrechen verursacht haben dürften, verfügte sich der Schah abermals in die Frauengemächer, die er überhaupt jedem anderen Aufenthalte vorzog. Musik, Gesang und Übungen in der edlen Reimkunst brachten einige Abwechslung in dieses eintönige Leben.

Einige kräftige Pinselstriche vertrüge das Leben der Weiber der Nomadenstämme. Allerdings darf man von demselben nicht allzuviel Originalität voraussetzen, denn es hat viel Ähnlichkeit mit dem unter den Beduinen. Die Nomaden, welche hier in Betracht kommen, sind vorwiegend die Bewohner des nordöstlichen und östlichen Persien, sodann jene der westlichen und südwestlichen Grenzgebirge, wo sie vielfach mit den Bachtiaren, Luren und Kurden identisch sind. Hier adelt den Mann der Räuberberuf, den man durchaus nicht für unehrenhaft ansieht. Danach ist es auch mit der Logik bestellt. Wenn einem von ihnen gelegentlich ein europäischer Reisender von dem Reichtum und den Herrlichkeiten abendländischer Großstädte erzählt, wird er dem Berichte mit Interesse lauschen und mit größter Naivetät antworten: „Welch eine Menge von Räubern müßt ihr dort haben!“ Ein Biedermann dieser Art, der durch die freundliche Vermittlung eines Engländers nach Indien reisen konnte, gab späterhin, als jener den Wilden fragte, wie es ihm ihn Kalkutta gefallen, die prompte Antwort: „Adschab dschaee barai tschapu est“ — „es ist ein prächtiger Platz zum Plündern.“

Die Weiber dieser privilegierten Räuber, denen gegenüber, wenigstens zur Zeit, die staatliche Autorität machtlos ist, führen ein weit geachteteres Leben, als die Städterinnen, was sich aus der weit freieren Stellung und daraus erklärt, daß das Weib Not und Gefahren mit dem Gatten teilt. Sie sind übrigens arbeitsam und namentlich als Teppichweberinnen geschätzt. Hoch gewachsen, ohne derbknochig zu sein, das Gesicht infolge des steten Aufenthaltes im Freien stark gebräunt, findet man unter ihnen gleichwohl manche Schönheit. Dies gilt vornehmlich von den jungen Mädchen, welche unverschleiert und voll naiver Un-

[1]) Malcolm, a. a. O., II, 391.

Digitized by Google



Persische Nomadin.

befangenheit den Gast bedienen und ihn durch ihre natürliche Anmut bezaubern. Daß diese Blütezeit nur kurze Zeit dauert und die Matronen unter den Nomadenweibern abschreckend häßlich sind, ist eine Erfahrung, die man bei allen Wanderstämmen des Orients macht. Sehr hart werden die Kinder männlichen Geschlechts „erzogen". Es wird behauptet, daß die Mütter sie täglich prügeln, um sie an Schmerzen zu gewöhnen und zu ihrem künftigen Beruf abzuhärten. Polygamie ist unter den Nomadenstämmen aus naheliegenden Gründen so gut wie unbekannt; nur dort, wo sich eine Horde halbansässig gemacht und der — im übrigen keineswegs besonders einträglichen — Teppichweberei sich gewidmet hat, nimmt, wie bereits vorher erwähnt, der Eigentümer eines Stuhles seine Arbeiterinnen aus ökonomischen Gründen zu Gattinnen. Ihre Treue gilt als über alle Zweifel erhaben; in diesem Punkte halten sie strengste Zucht.

Brautwerbung, Hochzeit und was sonst noch damit zusammenhängt, spielen sich in der von uns andernorts geschilderten Weise ab. Einige Abweichungen von der Regel bringen die örtlichen Verhältnisse mit sich. Das Cortège des Brautzuges bilden vielfach bewaffnete Reiter; ebenso ist der zu Pferde sitzende Bräutigam von berittenen Freunden umgeben, wenn er seiner Braut entgegenzieht. Bemerkenswert ist eine Förmlichkeit vor dem Zelte des Bräutigams. Hier fordern nämlich die Frauen, welche sich zur Bedienung der Braut eingefunden haben, letztere auf, vom Pferde zu steigen, während deren Verwandte ihr das Absitzen verwehren. Es liegt ein gewisser Trotz in dieser Förmlichkeit, ähnlich dem Widerstande, den die südarabischen Bräute und jene der Sinai-Stämme dem künftigen Manne entgegensetzen. Scheidungen sind unter den Wanderstämmen selten, einfach deshalb, weil die Entlassung einer Frau von deren Verwandten als schwere Beleidigung aufgefaßt wird. Handelt es sich hierbei um die Angehörigen eines fremden Stammes, so kann die Heimschickung einer Frau sogar zu blutiger Fehde führen.

Die sonstige Lebensweise der persischen Nomaden weist nichts Bemerkenswertes auf. Da die Männer nicht arbeiten, vertreiben sie sich die Zeit mit Reiten, Jagd oder Streifzügen, oder sie sitzen rauchend und schwatzend beisammen, ergötzen sich an den Produktionen von Spaßmachern, oder lauschen den Geschichten der Märchenerzähler: Alles genau so wie bei den arabischen Beduinen. Ihr Lebensunterhalt erfordert nicht viel; Fleischkost ist selten, die Hauptnahrung besteht aus schwarzem Brot und saurer Milch. Berauschende Getränke sind so gut wie unbekannt. Da alles von Kindheit auf reitet, trifft man auch Mädchen im zartesteten Alter im Sattel und werden vortreffliche Reiterinnen aus ihnen.

Zum Schlusse haben wir noch einer kleinen Gemeinschaft zu gedenken, die außer der Rasse auch den



Persische Nomadin.

Digitized by Google

uralten Glauben bewahrt hat. Es ist überraschend, zu hören, daß sich zoroastrische Feuerdiener aus allem Wandel der Dinge bis zu unseren Tagen erhalten haben. Dieser letzte Rest der zoroastrischen Perser sind die **Parsis** (auch Gebrn genannt). Sie hatten sich nach dem Untergange des Sassanidenreiches anfangs in die Gebirge von Khorassan geflüchtet und später (zu Beginn des 7. Jahrhunderts) in Gudscharat in Indien niedergelassen. Wir finden sie, etwa 200.000 Köpfe stark, in Bombay, Surat, Baroda, Achamdabad und anderen Orten der Westküste Indiens als Kaufleute angesiedelt. In Persien selbst finden sich nur zwei kleine Gemeinden Yezd und Kirman, die nur wenige Tausende Köpfe zählen. Sie wohnen inmitten einer feindlich gesinnten moslemischen Bevölkerung und haben keinen Feuertempel (Ateschgah), sondern begnügen sich mit Hausaltären und dürfen froh sein, wenn sie nur die ihnen eigentümlichen Begräbnisstätten („Türme des Schweigens") behalten dürfen. Diese letzteren sind mauerumzogene Räume, in welchen die Leichen dem Vogelfraße ausgesetzt werden. Diese Art der Leichenbestattung steht in Verbindung mit der Annahme, daß der menschliche Leib ein Sitz der Sündhaftigkeit sei; durch das Begräbnis würde die Erde verunreinigt werden und durch Verbrennen würde man das Feuer, dieses heilige Element, besudeln. In das Gemach des Sterbenden bringt man einen Hund, denn er vertreibt die bösen Geister, die darauf lauern, sich der Seele zu bemächtigen. Den Toten bringt man, in ein weißes Gewand gehüllt, auf einer eisernen Bahre in den Turm des Schweigens und stellt einige Lebensmittel neben die Leiche, weil die Seele noch um die irdische Hülle schweift, in der Hoffnung, wieder in dieselbe hineinschlüpfen zu können. Der Parsi besucht die Totenstätte nur dann, wenn er verwandte oder befreundete Tote dorthin begleitet. Für glücklich gilt der, dem die Vögel, bevor sie an andere Körperteile gehen, die Augen aushacken, denn in diesem Fall geht die Seele des Verstorbenen unmittelbar in den Himmel ein.



Parsifrau.
(Kupferstich aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.)

Es ist bekannt, daß der Einfluß der Lehre Zoroasters als Staatsreligion auf die alten Perser ein tiefgehender war. Diese standen in sittlicher Beziehung im besten Rufe, sehr im Gegensatze zu ihren moslemischen Nachkommen. Offenbar ist der ethische Gehalt der Lehre Zoroasters unanfechtbares Eigentum des Stifters, während die spekulativen Elemente über ihn hinausreichen. Er lehrte Himmel und Hölle, Auferstehung der Toten, künftiges Gericht, letzte Reinigung durch Feuersgluten und allgemeine Glückseligkeit.

Digitized by Google

Es ist — wie ein Kulturhistoriker sich ausdrückt — „die rein moralische und moralisch reine Religion, deren letzte Wellenkreise uns unverkennbar heute noch berühren" ... Es kann uns demnach nicht überraschen, daß die Parsis ihre moslemischen Brüder in moralischer Beziehung weit überragen, wenn sie diesen auch geistig nachstehen. Doch gilt das letztere nur von den in Persien lebenden Parsis, nicht aber von den indischen. Diese bilden ein betriebsames und achtbares Element, ausgezeichnet durch Bildungstrieb und Wohltätigkeitssinn. Kein (indischer) Parsi bettelt, kein Mädchen, keine Frau führt einen unehrenhaften Lebenswandel. Alles arbeitet, Dürftige finden jederzeit Unterstützung. Bekannt ist, daß viele Parsis im Großhandel durch ihren Unternehmungsgeist, ihre Umsicht und Rechtschaffenheit eine große Rolle spielen. Der Reichtum aber wird ab und zu zu großartigen Wohltätigkeitsakten aufgewandt, wie jener vielfache Millionär Dhamsidschi Dschidhibhoy in Bombay getan, der in den englischen Adelsstand erhoben wurde, nachdem er als ein „persischer Peabody" Millionen zu wohltätigen Zwecken verausgabt hatte. In Indien hat es selbstverständlich auch keine Not mit der Ausübung der zoroastrischen Kultusformen. Wo die Örtlichkeit es irgend erlaubt, geht der Parsi vor Sonnenaufgang ins Freie, kniet beim Erscheinen der Sonne nieder und richtet sein Gebet an das Symbol des Schöpfers, genau so, wie der Avesta es vorschreibt ... Alles erhält Leben durch die Sonne; ihr verdankt die Erde Fruchtbarkeit, die Seele ihr Dasein, die Pflanze ihr Wachstum. Sie gibt allem Bewegung, sie ist Ursache, daß alles miteinander in Verbindung steht. Ihr Einfluß ist so alt wie die Welt" ...



Parsis aus Bombay.
(Kupferstich aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.)

Auf Augenzeugen hat es stets einen zwar befremdenden, aber tiefen Eindruck gemacht, wenn sie des Schauspieles teilhaftig wurden, wie früh am Morgen und dann wieder vor Sonnenuntergang Tausende von Parsis sich in Bombay auf der Esplanade vor dem Fort versammeln und sich andächtig verneigen ... In Persien freilich liegen die Dinge anders. Während die indischen Glaubensgenossen ihre stattlichen Feuertempel haben (in manchen wird das Feuer mit Sandelholz auf silbernen Rosten unterhalten), in welchen die Flammen seit der Einwanderung der Parsis aus Chorassan — also durch ungefähr ein Jahrtausend — noch niemals erloschen sind, müssen sich die Gebrn von Yezd und Kirman, wie bereits erwähnt, mit einfachen Feueraltären begnügen. Diese sind allerdings gleichfalls in geschlossenen Räumen aufgestellt, aber Tempel kann man diese wohl nicht nennen. An einen von Mauern umfriedeten Hof stößt ein saalähnlicher Raum, in dessen Ecke ein Altar steht. Auf diesem wird von einem „Mobed" (Priester niederen Ranges) sechsmal innerhalb 24 Stunden eine kleine Flamme entzündet.

Digitized by Google

Im übrigen sind die Parsis im Mutterlande hart gedrückt, verarmt und unwissend und müssen namentlich bei jedem Regierungswechsel fürchten, daß die kurze herrenlose Zeit vom moslemischen Pöbel zu Plünderung und Totschlag benützt werde. Kein Parsi darf im Bazar zu Yezd sich setzen und im eigenen Hause nur dann, wenn der eintretende Moslem hierzu die Erlaubnis gibt. Unter solchem Drucke schmelzen sie denn auch rasch zusammen, trotz der Unterstützung, welche ihre reichen Glaubensgenossen in Indien ihnen zukommen lassen. In Verwaltungsangelegenheiten haben die Parsis in Iran kein Selbstbestimmungsrecht.

Die Kurden und die mittelasiatischen Iranier.

Wir müssen hier noch einige Worte über jene Völker anfügen, welche mit den Persern nicht nur stammverwandt sind, sondern auch von den ältesten Zeiten an deren Schicksale teilten. Das erste dieser Völker sind die Kurden, offenbar ein Mischvolk, in dessen Masse aber das Blut jenes Barbarenvolkes der medischen Bergbewohner vorwalten mag, welche die altgriechischen Schriftsteller „Karduchen“ nannten. Bewährte Forscher erkennen in ihnen den treuesten Typus der altmedisch-persischen Rasse; durch ihre länglich-schmalen Gesichter sind sie den durch die Skulptur verewigten Physiognomien viel ähnlicher, als die durch türkisch-arabische Rassenkreuzung ziemlich entstellten heutigen Perser. Dazu kommt, daß die kurdische Sprache, obwohl sie eine starke Mischung verschiedener Idiome zeigt, eine ausgeprägt indogermanische ist, ihrer grammatischen Struktur nach am nächsten der neupersischen verwandt, aber mehr als diese verderbt und nicht als Schriftsprache fortgeschritten und entwickelt. Wegen der äußerst rauhen Gutturale, an denen das Kurdische sehr reich ist, klingt es hart und unangenehm und es fehlt ihm gänzlich die Harmonie und der Wohlklang des Persischen.

Die Kurden siedeln in überwiegender Zahl auf türkischem Gebiete, doch bevölkern sie auch das ganze westpersische Grenzgebiet, bis zum Persermeer herab, wo sie unter dem Namen Bachtiaren und Luren ein wildes Räuberleben führen. Schon in der Zeit der Achämeniden mußten sich die mächtigen Herrscher dieses Geschlechtes, wenn sie ihre Sommerresidenz Susa aufsuchten, den Durchzug erkaufen. Daß Alexander diese Zumutung zurückwies und die Karduchen zusammenhauen ließ, ist bekannt. Auch die späteren Herrscher rafften sich ab und zu auf, um die unbotmäßigen Bergstämme zu Paaren zu treiben, so namentlich Nadir Schah.

Die nördlichen Kurden teilen sich streng in zwei Kasten: „Assirethi“ oder Adelige (Krieger) und „Gurani“ oder Bauern. Sie unterscheiden sich schon ihrem Typus nach; die ersteren haben grobe eckige Gesichtszüge, dicken Vorderkopf, tiefliegende blaue oder graue starre Augen und ein selbstbewußtes, schneidiges Auftreten, während die Gurani durch eine viel sanftere Gesichtsbildung mit regelmäßigen, oft griechischen Zügen sich auszeichnen. Die Bezeichnung Bauer ist nicht ganz genau, denn die Haupterwerbsquelle der Kurden ist die Viehzucht. Die Kriegerkaste arbeitet selbstverständlich nicht. Gleichwohl ist es mit ihren kriegerischen Eigenschaften nicht weit her und die Russen, die mit ihnen wiederholt zu tun gehabt haben, bezeichnen sie geradezu als feige. Den Kampf im offenen Felde vermeiden sie und ziehen den Überfall vor, der auch ihren räuberischen Gewohnheiten sich besser anpaßt. Aus dem letzteren Grunde sind sie der beständige Schrecken der anderen friedliebenden Völkerschaften, z. B. der Armenier. Sie verschonen aber auch ihre mohammedanischen Glaubensgenossen nicht und ebensowenig

Digitized by Google

ihresgleichen, denn sie leben in wilder Stammesanarchie und die Ausübung der Blutrache ist für sie heiliges Gebot. Ein zusammenfassendes Urteil über die Kurden zeigt uns dieselben als gleichwertig mit den übrigen barbarischen Gebirgsvölkern des Orients, mit ihren guten und schlechten Eigenschaften: freiheitsliebend, gastfrei und unter sich ziemlich worttreu, raublustig, zum Müßiggang geneigt und daher auf Kosten anderer lebend, stets zu Kampf und Fehde bereit.

Das Freiheitsbedürfnis und die Unbändigkeit der Kurden ist nicht ohne Einfluß auf das weibliche Geschlecht geblieben. Von einer großartigen Natur umgeben, häufig in wilder Stammesfehde aufgewachsen, oft durch Monate auf entlegenen Weidegründen völlig sich selbst überlassen oder als Herrin in einer alten Felsenburg hausend, weiß die Kurdin nichts von der Haremsherrlichkeit der Perserin oder Türkin. Sie genießt allenthalben den Ruf großer Keuschheit, heiteren Sinnes und behender Fertigkeit in der ihr angewiesenen häuslichen Tätigkeit. Von früh bis Abend macht sie sich innerhalb und außerhalb des Zeltes zu schaffen; sie wartet die Kinder, bereitet die Speisen, reinigt wohl auch die Waffen oder das Lieblingspferd ihres Gebieters und wenn dieser zur Jagd oder Fehde ausreitet, flicht sie farbige Bänder in die Mähne des klugäugigen Gebirgspferdes. Bei der Arbeit ist sie immer voll Frohsinnes und wenn sie die Spindel dreht oder am Webstuhle sitzt, trillert sie Lieder in die köstliche Bergluft hinaus. Selbstverständlich sind diese Lieder demselben Stoffkreise entnommen: der Stammesfehde und dem von den Türken mitunter eifrig betriebenen Frauen- und Mädchenraub.[1]) Von



Vornehme Kurdin.

[1]) Als ältere Lieblingsdichter der Kurden werden genannt: Ali Hariri (1039 bis 1079), Scheich Achmed von Dschisra (gest. 1161), Mohammed Felki Teiran (1302 bis 1376), Achmed von Bati (1418 bis 1495), Achmed Chani (gest. 1652). Der letztere hat durch sein Liebesgedicht „Mem und Sin“ (Mohammed und Zeinab) am meisten Berühmtheit erlangt. (A. Baumgartner, a. a. O., I., 619.) — Vgl. auch: P. Lerch: „Forschungen über die Kurden“, St. Petersburg 1858; Jaber: „Recueil de notices et récits Kourdes“, St. Petersburg, 1860; Ferd. Justi: „Kurdische Grammatik“, St. Petersburg, 1880; A. Socin: „Die Sprache der Kurden“, „Grundriß der Iranischen Philologie“, I., 249–286.

Omar Pascha, dem energischen Bezwinger einer der blutigsten Kurdenaufstände, weiß man, daß er eine auf diesen Kriegszügen geraubte Kurdin zur Frau hatte.

Was die äußere Erscheinung der Kurdinnen anbelangt, machen sie im ganzen einen ziemlich vorteilhaften Eindruck. Zwar herrscht unter ihnen da und dort die Unsitte des Tätowierens, oder sie tragen, wie so viele andere asiatische Frauen, Knöpfe oder Ringe in den Nasenflügeln; aber dies stört nicht erheblich den vorteilhaften Gesamt-



Kurdische Teppichweberin.

eindruck. In der Regel sind die Kurdinnen kräftig gebaut, mit voll entwickelten Formen und alle ihre Bewegungen verraten Elastizität und Frische. Angesichts ihrer notorischen Keuschheit hält die Kurdin streng auf Zucht und Sitte und Fremden gegenüber geberdet sie sich sogar zaghaft und schüchtern, immer aber ernst und bescheiden. Unter den Gurani trifft man häufig blondes Haar und blaue Augen. Alle Kurdinnen schmücken gerne ihre Baretts oder das Haar mit Münzen, Ketten oder sonstigem glitzernden Tand. Die Tracht ist im allgemeinen sehr kleidsam: ein rotes, bis zu den Knöcheln reichendes Beinkleid,

Digitized by Google

darüber ein talarartiges rotes oder weißes Oberkleid, das über einem reichverzierten Jäckchen (Glasperlen, Goldstickerei, Metallspangen, Münzen oder Kettchen) offen bleibt. Die meisten Kurdenfrauen gehen unverschleiert; nur die Gattinnen der vornehmsten Clan-Oberen machen dem Korangesetze die Konzession, sich öffentlich nicht ohne verhülltem Angesicht zu zeigen ... Trotz ihrer ziemlich freien Stellung dürfen sich die Frauen nicht an den gemeinsamen Familienmahlzeiten beteiligen. Wenn die Männer tafeln, breiten die Frauen einen Teppich auf den Boden und stellen auf denselben die Schüsseln mit dem dampfenden Hammelbraten und den Lieblingsgerichten „Kufda" und „Pilaw". Dann entfernen sie sich und nehmen mit den Speiseresten vorlieb. Selbstverständlich beobachtet man gewisse Rücksichten, wenn es sich um die Frau oder die Töchter eines vornehmen Häuptlings handelt, wobei übrigens auch die jeweiligen häuslichen Verhältnisse in Betracht kommen. Wenn man sich von lästigen Beobachtern verschont weiß, greift ein intimerer Verkehr Platz.

Zum iranischen Stamme zählen die Sarten, Tadschik und Galtscha in Turkestan und die Parsivan, Afghanen und Belutschen in Afghanistan und Beludschistan, von einigen kleineren Stämmen nicht zu reden. Die Sarten und Tadschik kann man nur bedingsweise zu den Iraniern zählen, da sie wohl ihrem Ursprunge nach solche sind, zur Zeit aber als Mischvölker angesprochen werden müssen. Ganz besonders gilt dies von den Sarten, in welchen wir die indogermanischen Urbewohner Turkistans erkennen, welche sich infolge der durch die Jahrtausende lang fortgesetzten Mischung von Dutzenden verschiedener Völkerschaften zu einem ganz neuen Volke ethnisch umgebildet haben. Von den bis in die letzte Zeit in Turkestan herrschenden Usbeken, mit denen sich die Sarten zu einem neuen Volke vermischten, haben diese türkische Sprache, Sitten und Gebräuche angenommen ... Bei den Tadschik ist die Rassenkreuzung in geringerem Grade vor sich gegangen und sie unterscheiden sich auch dadurch von den Sarten, daß sie ihre ursprüngliche persische Sprache, allerdings vermischt mit arabischen, türkischen und mongolischen Elementen, bis jetzt bewahrt haben und auch in Bezug auf den Typus den reinblütigen Nachkommen der indogermanischen Urbewohner, den Galtscha, nahestehen.[1])

Diese Galtscha bilden die angesessene Bevölkerung der schwer zugänglichen Gebirgsländer des Amu Darja, Tarym und Samevschan. In Anbetracht ihres Verbreitungsgebietes, ihrer Sprache und ihres Volkstypus sind die Galtscha als die einzigen unvermischten Nachkommen der indogermanischen Urbewohner Turkestans zu betrachten, welche noch zu Alexander d. Gr. Zeiten Baktrien, Sogdiana, Ferghana und die Abhänge des Pamyrsystemes einnahmen und ursprünglich ganz Turkestan bewohnt hatten. Einer der herrschenden Dialekte wird sogar für den Überrest der Sprache der alten Skythen angesehen. Die Galtscha erinnern in ihrem ganzen Tun und Gehaben lebhaft an die deutschen Älpler. Auch hat sich bei ihnen mancher Gebrauch aus ihrem früheren urarischen Sonnenkultus erhalten, obwohl die Galtscha heute Mohammedaner sind. Dahin ist vor allem die Feier des Sonnwendfestes zu zählen, das bei den Galtscha genau so begangen wird wie bei uns. Nach Sonnenuntergang werden Scheiterhaufen errichtet und angezündet, und das Volk springt über dieselben, wie in unseren Alpen. Der Unterschied besteht aber darin, daß es sich hier nicht etwa um eine Belustigung, wie dort, handelt, sondern um eine Art Läuterung, da dem Feuer eine reinigende und heilende Kraft zugeschrieben wird.[2])

[1]) Fr. v. Schwarz: „Turkestan, die Wiege der indogermanischen Völker", 8 (Freiburg, 1900). — Vgl. auch: Alex. Petzhold: „Umschau im russischen Turkestan", 354 ff. (Leipzig, 1877) und Moser: „Reise durch Zentralasien" (Leipzig, 1888).
[2]) Fr. v. Schwarz, a. a. O., 441.

Digitized by Google



Kurdin.

Digitized by Google

Während bei den Sarten und Tadschik die gleichen traurigen Verhältnisse wie bei den übrigen mohammedanischen Völkern herrschen, ist dies bei den Galtscha, obwohl sie — wie bereits erwähnt — gleichfalls Mohammedaner sind, keineswegs der Fall. Die Frauen gehen unverschleiert und werden nicht durch Kauf erworben, sondern verheiraten sich nach eigener freier Entschließung. Auch leben die Galtscha in Monogamie. Sie heiraten nur Frauen ihres eigenen Stammes, weshalb sich auch ihre Rasse und ihre Sprache bis auf den Tag völlig rein erhalten hat. Das Verhältnis der Geschlechter zueinander unterscheidet sich demgemäß ganz wesentlich von dem unter den Mohammedanern, indem die Frau dem Manne eine völlig gleichberechtigte Stellung einnimmt.

Die Parsiwan, welche in Afghanistan siedeln, vertreten hier die Stelle der turkestanischen Tadschik, indem sie dort den zur Zeit freilich nicht mehr zahlreichen Grundstock der Bevölkerung bilden. Sie sind zweifellos der Überrest der alten persischen Bevölkerung, wie sie denn auch den echt persischen Typus bewahrt haben. Ihre Muttersprache ist das Persische . . . Was die Afghanen betrifft, haben wir in der Hauptmasse derselben ein reinblütiges Volk mit scharf ausgeprägtem Typus und Charakter zu erkennen. Der Name Afghan ist persischen Ursprunges und dem Volke selbst unbekannt. Sie selbst nennen sich im Singular „Paschtun", im Plural „Paschtânah" (daher das indische „Pathan"). Ihre Sprache ist das „Puschtu" (Pochtu, Puchtu, Paktho), ursprünglich wahrscheinlich ein ostturanischer Dialekt, der mit der Zeit mit persischen und arabischen Elementen sich vermischte. In ihren Sagen leiten die Afghanen ihre Abkunft von dem biblischen König Saul her, lassen aber auch den Propheten Mohammed Puschtu sprechen. Dieser meinte freilich, als Chalid Ibn Walid in seiner Gegenwart Puschtu sprach, es sei fürwahr ein Dialekt der Verdammten.


Moderne Frauentrachten bei den altpersischen Stämmen.
(Aloph: »Galerie Royale de Costumes«.)

Die Afghanen stellen die kräftigste und schönste Spezies der arischen Völkerfamilie dar und ist namentlich das wohlgebildete Antlitz mit den großen schwarzen Augen, dem dichten Bart und dem wallenden Haupthaar hervorzuheben. Die Gestalt ist schlank und dennoch markig. Gleichwohl ist es mit der Tapferkeit der Afghanen nicht weit her, doch sind sie weder hinterlistig noch grausam und sie haben selbst in den schlimmsten Zeiten kriegerischer Verwicklungen, z. B. mit den Engländern im Jahre 1841, eine gewisse ritterliche Gesinnung betätigt. Als damals die Afghanen ihren Feind siegreich aus dem Lande hinausdrängten und der Rückzug einen katastrophalen Ausgang nahm, warfen die mit dem Geleite gefangener Engländerinnen beauftragten Reiter seidene Tücher über deren Köpfe, weil es für den Moslem Sünde ist, das Angesicht fremder Frauen zu sehen.

Der Afghane ist Hirt oder Ackerbauer. Von Jugend auf im Gebrauche der Waffen geübt, verlebt der Paschtun die meiste Zeit auf dem Pferde und wächst zum Krieger oder Banditen heran. Er liebt die Gefahr und den Kampf, und an letzterem ist wohl nie ein Mangel in einem Lande, in welchem die Blutrache herrscht und der Bürgerkrieg fast nie aufhört. Die Frauen, welche durch Kauf erworben werden, sind von großer Schönheit und zartem Bau. Ihr Verhältnis zu den Männern aber ist ein schlechtes. Die Tyrannei der letzteren und die strenge Einschließung in den Harems bringt es mit sich, daß unter ihnen alle möglichen Intriguen an der Tagesordnung sind, um die Wachsamkeit ihrer Hüter zu täuschen. Während der Herr und Gebieter in der „Hujra" (Klub) oder in der Moschee seine Zeit vergeudet oder auf einem Raubzuge begriffen ist, weiß die Frau unter dem Schutze der „Burka" (einem Kleidungsstücke, welches gut drapiert, weder das Geschlecht noch die Person erkennen läßt) den „Freund ihrer Seele" hereinzuschmuggeln. Wehe aber, wenn sie ertappt wird! Rittlings auf einem Esel, mit geschorenem Haupte, das Gesäß mit Kot und Öl bestrichen, wird sie im ganzen Orte herumgeführt, den Beschimpfungen des Pöbels preisgegeben. Dagegen hat der Mann vollkommene Freiheit; die Sorge für sein Harem ist eins seiner wichtigsten Geschäfte und Mädchenraub etwas Gewöhnliches. Gleichwohl sind die Afghanen die einzigen Asiaten, bei denen das Wort Liebe (Minah) in unserem Sinne vorkommt und verstanden wird. Kein Wunder also, daß die Liebe aus vielen der schönsten nationalen Poesien herausklingt. Die morgenländische Dichtung kennt kaum eine ähnliche rührende Liebesgeschichte, wie sie Abd ul Kadir (geb. 1652) in dessen „Adam und Dhurkâna'i" geschildert hat. Und die Gedichte des gewaltigsten aller Afghanenfürsten, Achmed Schah 'Abd Ali, enthalten Liebeslieder voll anmutiger Zartheit und edlem Gehalt.

Außer solchen lyrischen Sammlungen besitzen die Afghanen auch noch mehrere romantische Erzählungen, die meist aus persischen, arabischen oder indischen Quellen stammen. Selbstverständlich fehlen die Abenteuer Bahram Gurs nicht. Obwohl es mit dem Bildungsgrad selbst der vornehmen afghanischen Frauen schlecht bestellt ist, suchen und finden sie seelische Neigungen in der Geschichte von der Fee „Badr ul Dschemâl", oder in den romantischen Szenen von „Hîr und Ranghâ", in den phantastischen Erzählungen von „Tamin i Ansârî", oder „Kuth ed Dîn", welch letztere ein durchaus eigenartiges afghanisches Gepräge trägt. Kenner der afghanischen Literatur, die allerdings nicht sehr umfangreich ist, behaupten, daß die natürliche Veranlagung zur Entwicklung poetischer Kräfte wohl in früherer Zeit vorhanden war, jedoch vom Islam erstickt worden sei.

Bekanntlich spielt Kabul, die jetzige Hauptstadt von Afghanistan, eine gewisse Rolle im „Königsbuch". Der schöngeistige Beherrscher dieses Landes, Sultan Baber, sagte von ihr: „Trink' Wein im Schoße von Kabul und laß ungehindert ihn die Runde machen, denn es ist zugleich ein Berg, eine Stadt und eine Wiesenflur." Zugleich pries er seine Residenz als die lieblichste auf dem Erdenrund. Ob Baber damals schon die Fluren des Ganges und die Schneezinnen, welche nordwärts von Dehli (der nachmaligen Residenz des Sultans) das Wunderland Hindustan beherrschen, gekannt, ist allerdings fraglich; denn dem kaiserlichen Reiseschriftsteller hat es späterhin unter dem Gluthimmel Hindustans nicht minder gut gefallen, und die Hochfluren von Kabul verblaßten allmählich in seiner Erinnerung. Naht man der Stadt von Osten her, so ist ihr Anblick allerdings eine Art asiatisches Wunder. Schon von der Paßhöhe Lutabun, zehn Stunden weit, taucht sie aus einer der lieblichsten Blumentriften auf, die so anziehend wie jene von Samarkand sind, das bekanntlich von den Islamiten zu den vier Erdenparadiesen gezählt

Digitized by Google

wird. Es ist ein einziger Obstgarten. Der Kabulwein soll demjenigen von Madeira nur wenig nachstehen und zahlreiche heimliche Zecher finden. Selbst die Vergnügungsorte sind nicht mit Zierbäumen geschmückt, sondern mit Fruchtbäumen aller Art, welche Schatten und Labung zu gleichen Teilen spenden. Timur Schah hatte seinen sogenannten „Königsgarten" durch Anpflanzung ganzer Obstwälder geschaffen. Er ist noch immer im Norden der Stadt zu sehen und mitten zwischen seinen alten Kronen steht der alte, verwitterte Sommerpalast mit dem Marmorthron der Herrscher aus der Zeit des afghanischen Glanzes und Ruhmes.

Dieser König scheint überhaupt große Sorge für seine Schützlinge aufgewendet zu haben, denn sein Name hängt noch heute an allen Resten ehemaliger gemeinnütziger Schöpfungen. Aus der Gartenlandschaft Istalif ließ er Aquädukte mit dem köstlichsten Quellenwasser in die Stadt leiten und diese Leitungen waren von dichten Gärten gesäumt. Mitten in dieser Landschaft liegt Timurs Mausoleum, d. h. das unvollendete Oktogon desselben. Auch Sultan Baber hat im Weichbilde des von ihm gefeierten Kabul seine letzte Ruhestätte gefunden, an der Seite seiner Frauen und Kinder. Die Kabulesen pilgern gerne nach der traulichen Stätte, die ein wohlgepflegter, von einer Marmormauer umschlossener Blumengarten ist. Denkt man sich zu dieser malerischen Ruhestätte die in der Tiefe zu beiden Seiten des Kabulflusses gelegene Stadt mit ihrem weitläufigen Häusergewirre, dem isolierten Burghügel mit der Feste Bala Hissar und den übrigen königlichen Schlössern, das acht Stunden breite Tal mit seinen unübersehbaren Obstgärten und im Hintergrunde die aufragenden Schneegipfel des Hindukusch, so dürfte es kaum schwer fallen, sich der Ansicht der älteren Chronisten anzuschließen, daß Kabul ein irdisches Paradies sei ... Ein noch weit paradiesischeres Gartenland als das Kabuler Becken ist das am Südfuße des Hindukusch sich erstreckende Ghurband- und Pendschirtal. Der Hauptort dieses Gebietes ist die Gartenstadt Istalif, der einstige Lieblingsaufenthalt des Sultans Baber.

Wir dürfen auch Herat nicht vergessen, eine uralte iranische Stadt, die schon im Avesta unter dem Namen „Harawar" vorkommt. Gewöhnlich führt man ihre Gründung auf Alexander den Großen zurück, doch dürfte er sie nur umgetauft und zur Militärstation gemacht haben. Herat liegt im äußersten Westen von Afghanistan an einem jener nach Norden strömenden und in der Wüste versiegendem Flüsse. Südwärts hiervon erstreckt sich ein Land mit eigenem Wassergebiet, dem wüstenumgebenen See Hamun, mit Sumpf- und Schilfwald an den Ufern. Einige Flüsse treten von Norden her in ihn ein, ein größerer von Osten — der Hilmend — der vom indischen Kaukasus kommt. An diesen Flüssen ist Kulturboden, weiterhin hartgebackene Wüste oder immer tiefer hereinrückender Flugsand ... Das ist das Land „Drangiane", in der Heldensage des Firdusi Sedjestan (oder Seistan), die Heimat Rustems. Heute noch haftet sein Name an allen Ruinen, wie der des babylonischen Nimrud an den Trümmerstätten Mesopotamiens.

Die Armenier.

Die Armenier sind — wenn wir von den syrischen Christen, die in diesem Werke nur flüchtig berührt wurden, absehen — das einzige christliche Volk, das in kompakter Masse mit der mohammedanischen Welt in Berührung steht. Schon dieser Umstand würde uns zwingen, die Armenier nicht unbeachtet beiseite liegen zu lassen. Was sie uns aber ganz besonders näher bringt, ist einerseits ihre Zugehörigkeit zur iranischen Völkergruppe, anderseits ihr bedeutender Anteil an der Geschichte der Arsakiden und Sassaniden. In

Digitized by Google

den gewaltigen Hochländern, welche von Natur aus von den Nachbarreichen im Süden und Osten geschieden waren, hatte sich eine eigenartige Kultur entwickelt, die zwar in ihren Elementen auf das älteste Semitentum hinweist, in ihren Formen und Gestaltungen jedoch als örtlich begrenzt erscheint, was auch bezüglich der historischen Ereignisse gilt. Das armenische Kulturleben ist kein selbständiges, aber es hat die Keime, aus welchem es hervorging, unberührt von äußeren Einflüssen fortentwickelt. In der Geschichte allerdings hat Armenien keine einschneidende Rolle gespielt. Im großen und ganzen ist die armenische Geschichte nichts anderes als eine räumliche Erweiterung der Schicksale Irans.

Leider bietet die Geschichte dieses merkwürdigen Volkes keinerlei Ausbeute in bezug auf das Frauenleben vergangener Zeiten. Man dürfte indes nicht fehlgehen, wenn man an den Armeniern aller geschichtlichen Epochen jenes Maß der Gesittung zubemißt, das ihren Nachbarn zu eigen war. Schon gewisse verwandtschaftliche geistige Züge, die allen arischen Völkern eigentümlich sind, gestatten einen solchen Rückschluß. Zwar weiß man nichts von altarmenischen Heldentaten im Stile der Iranier, wenngleich es nicht an uralten Gesängen fehlt, aus welchen ein ähnlicher Geist spricht. Als Anhänger des Zoroastrismus, welche die alten Armenier waren, ist ihre geistige Stellung im Kreise stammverwandter Völker genügend gekennzeichnet, um darüber viel Worte zu verlieren. Wenn man sich die in den Pehlewibüchern niedergelegte Moral vor Augen hält, möchte man fast zu der Ansicht sich hinneigen, daß sie den Grund zum Charakter des Armeniers späterer Zeiten gelegt hat. Es ist jene „praktische" Moral, welche, weit entfernt, unmögliche Forderungen zu stellen, den Menschen inmitten des Welttreibens und der bürgerlichen Wirksamkeit ins Auge faßt und Dinge, welche in der Sittenlehre der anderen Religionen als bedenklich erscheinen, durch verständige Benutzung des in ihnen ruhenden ethischen Gehaltes gerade zum Ansporne zu einem nützlichen Leben verwertet.

Ebenso aber dürfen wir auch annehmen, daß die Prachtliebe der Arsakiden und Sassaniden, welche sich auch auf die armenischen Könige jener Zeit übertrug, zu den Ausschreitungen jener luxuriösen Haremswirtschaft führte, von welcher andernorts die Rede war. Das Christentum machte all dem ein Ende. Dafür waren die armenischen Sitten späterhin stark beeinflußt durch die byzantinischen, die gewiß nicht über alles Lob erhaben waren. Dieser Einfluß ging vornehmlich von dem benachbarten Kaisertum Trapezunt aus, dessen wir hier zur Abrundung unseres armenischen Kulturbildes mit einigen Worten gedenken müssen.

Als die Kreuzfahrer in Konstantinopel das lateinische Kaisertum begründet hatten, floh der erst vierjährige Alexis, von den letzten Komnenen-Sprößlingen in Schutz genommen, nach Kolchis, wo er bis zur Erlangung der Volljährigkeit verblieb. Alsdann folgte die Gründung des „Kaisertums Trapezunt", das einen äußerst beschränkten Umfang hatte; es reichte vom kolchischen Gestade bis Sinope und landeinwärts bis zum Küstengebirge, besaß also die Ausdehnung einer mäßig großen Provinz. Mit der äußerlichen Schwäche dieser Schöpfung ging die innere Hand in Hand. Alle Erbsünden des Byzantinismus waren vom Mutterlande auf das neue Reich übergegangen: dieselbe hohle Äußerlichkeit, auf erborgtem Glanze fußend, dieselbe Korruption, Weichlichkeit und Sittenlosigkeit, die das schwankende byzantinische Reich zersetzte. Das Erbübel hatte in Kolchis triebkräftigen Boden gefunden; er wucherte üppig empor, wie die Pflanzenfülle, welche die Fäulnis verdeckt.

Digitized by Google

Die Gefahr erreichte ihren Höhepunkt, als das unternehmungslustige, kernfrische Türkentum zu einem staatlichen Faktor ersten Ranges heranwuchs. Damals verdankte das trapezuntische Reich seine fortdauernde Scheinexistenz lediglich den guten Beziehungen, welche es mit den Nachbarvölkern, zumal den Persern und Seldschuken, unterhielt. Die als Schönheiten ersten Ranges geltenden Prinzessinnen gingen Ehen mit Fürsten verschiedener Rassen ein, wie denn auch einer der mächtigsten Türkenfürsten jener Zeit — Usun Hassan — eine komnenische Kaiserstochter heimführte. Für die anspruchlosen Großen der Reiche des Binnenlandes hatte zudem das glanzvolle Leben am Komnenenhofe, die blendenden Lustbarkeiten, der romantische Zeitvertreib bei Reim-



Reiche Armenierin.

spiel und Becherklang etwas ungemein Verlockendes ... Dort, wo heute öde Plätze mit Ruinen liegen, erhob sich die Kaiserburg. Von seinen Marmorhallen und Balkonen war weite Ausschau auf blühendes Gefilde. Durch die Säulengänge strich die aromatische Luft zaubervoller Gärten und an dem spiegelglatten Wandgetäfel glänzte der Widerschein des Meeres. Der verödete Ort einstiger Pracht mutet heute wie die verlassene Stätte in der Uhlandschen Ballade an. Zwar die Blütengärten sind noch zur Stelle und tausendfältige Frucht entsprießt diesem Boden, den selbst die Hufe der Türkenrosse nicht bis zur Unfruchtbarkeit vernichten konnten. Aber dazwischen liegen malerische Ruinen, während die neue Stadt mit ihren Holzhäusern den Hang hinanklettert. Auch die Kaufhallen sind noch da, in welchen einst die Völker des Ostens ihre Schätze ablagerten. An diesem paradiesischen Gestade entzückt noch immer die Pracht der Wein- und Obstgärten, von

Digitized by Google

denen ältere Chronisten (Ewlia Effendi, Hadschi Chalfa u. a.) schwärmten. Myrten und Lorbeer verdecken den Moder, im Frühling duften die Zitronengärten und singen die Nachtigallen im Rosengebüsch.

Wenn man sich die heutigen Armenier vor Augen hält, fällt es schwer, in diesem Volke die Eigenschaften zu finden, welche zum Herrschen im politischen Sinne befähigen. Die Armenier haben nichts Impulsives, nichts Imposantes, es fehlt ihnen jene temperamentvolle Initiative, welche im Staatsleben das Geheimnis des äußeren Erfolges ist und hinter welcher die militärische Tüchtigkeit sich verbirgt. Wenn man von dem schwerbedrückten Landvolke absieht, das sich mit Vorliebe dem Ackerbau hingibt, ist des Armeniers Lieblingsbeschäftigung der Handel. Er ist entweder Kaufmann oder Mäkler, Spekulant oder Unternehmer, aber in allen diesen Betätigungen fehlt es ihm durchaus an schneidigem Wagemut. Für ihn gibt es kein Geschäft, dessen voraussichtlicher Erfolg ihm überzeugend vor Augen tritt, keine „Chance", sondern nur der sichere Gewinn. Daher die unerschütterliche Ruhe, die Ausdauer und das kluge Abwägen: Eigenschaften, womit man zwar in den Besitz materieller Güter gelangt, keineswegs aber zu nationalen Taten mit idealem Hintergrunde angespornt wird. So sind die Armenier das herrschende Handelsvolk im Orient geworden und sie haben ungeheuere Reichtümer zusammengescharrt, welchen sie zwar großen Einfluß bei den herrschenden Machthabern verdanken, ohne ihn jedoch im nationalen Sinne betätigen zu können. Von den ihnen in mancher Beziehung ähnlichen Griechen unterscheiden sich die Armenier durch ein weit geringeres Maß von Beweglichkeit und Energie, kraftvoller Initiative und jenem lärmenden Patriotismus, der sich an der Glut eines künstlich genährten Idealismus gewärmt hat.

Der Armenier wagt nichts Außergewöhnliches und sein ganzes Tun verrät Gleichmut und eine gewisse äußere Würde. Gewagte Sprünge sind seine Sache nicht. Sein geschäftlicher Scharfblick soll so weit gehen, daß man behauptet hat, der armenische Kaufmann (oder Bankier) könne durch Holz und Eisen hindurchsehen, um zu erfahren, wie viel Geld in der Kasse des Geschäftsfreundes liege. In der Kunst der Verstellung leistet er Unglaubliches; während er aus der lebhaften Rede eines nicht-armenischen Partners mit untrüglicher Sachkenntnis den großen Gewinst herausliest, den er durch Abschluß eines Geschäftes zu erwarten hat, verrät er äußerlich durch nichts seine Gedanken und sein Gesicht zeigt das ewig gleiche verbindliche Lächeln. Der Türke haßt den Armenier, so lebhaft er nur hassen kann, mag ihn aber nicht missen. Aus dem untertänigen Diener und Schmeichler wird ein dienstbereiter Vertrauter und schließlich der Schwamm, der ihm das Lebensblut aussaugt. Wohin die Unmenge Geldes gelangt, das die Armenier einheimsen, weiß niemand. Nur ein Bruchteil von den Summen, die in ihre Truhen fließen, kommt wieder zum Vorschein — für das Wohlleben, Frauenschmuck und Juwelen, oder für ihre Schulen und nationalen Stiftungen.

Wenn wir uns nun den armenischen Frauen zuwenden, müssen wir vor allem den ausgeprägten patriarchalischen Charakter des Familienlebens der Armenier hervorheben. In der Person des Familienoberhauptes ist aller Wille und alle Gewalt verkörpert. Die männlichen Mitglieder der Familie dürfen ganz selbständig erwerben, das Erworbene aber fließt dem Ganzen zu. Bei der großen Achtung und Verehrung, welche die Kinder den Eltern entgegenbringen, ist eine Verletzung dieser strammen Familienverfassung geradezu undenkbar. Fälle von grober Indisziplin sind so selten wie schwere Verbrechen. Stirbt das Oberhaupt, so tritt dessen ältester Sohn an die Spitze der Familie,

Digitized by Google

häufig aber auch die Witwe, was auf eine nach morgenländischen Begriffen außergewöhnliche freie Stellung des weiblichen Geschlechtes hinweist. In der Tat treffen wir hier weder den Töchterverkauf, noch die Abschließung der Mädchen hinter Vorhang und Gitter. Die heiratsfähigen Jungfrauen gehen frei und unverschleiert umher und man



Armenierin mit ihren Kindern. (Armenische Wiege.)

legt ihrem Verkehr mit jungen Männern, soweit derselbe sich in den Grenzen der Achtbarkeit und Sittsamkeit bewegt, keine Hindernisse in den Weg. Es darf daher nicht wundernehmen, daß gerade bei dem sonst so nüchternen, geschäftseifrigen und mit großer Liebe am Gelde hängenden Volke der Armenier Liebesheiraten keineswegs zu den Seltenheiten gehören.

Die Mädchen treten meist im zartesten Alter in den Ehestand. Bräute zwischen 14 und 15 Jahren sind nichts Seltenes; häufig zählen sie gar nur 12 Jahre, während die

Digitized by Google

jungen Männer meistens schon im 18., längstens im 20. Jahre daran denken, sich eine Lebensgefährtin zu nehmen. Übrigens ist die armenische Ehe nicht völlig frei von orientalischen Einflüssen. So tritt beispielsweise die junge Frau an ihrem Ehrentage in aller Form aus dem Familienkreise; sie darf selbst mit Frauen — und wären sie die nächsten Verwandten — keinen Verkehr pflegen und wo etwa häusliche Arbeiten oder andere Umstände einen solchen Verkehr erfordern, sich nur mittels Zeichen verständlich machen. Die junge armenische Frau bleibt nämlich so lange zur Stummheit verurteilt, bis sie das erste Kind geboren hat. Bis dahin darf sie nur mit dem eigenen Gatten sprechen, nach der Erstgeburt zunächst mit ihrer Schwiegermutter, dann mit ihrer eigenen Mutter, später mit den Schwestern des Gatten und so nach und nach mit den übrigen Mitgliedern der Familie. Diese Übergangszeit währt bis zum Eintritte völliger persönlicher Freiheit oft fünf oder mehr Jahre. Selbstverständlich bleibt es für die verheiratete Armenierin auch fernerhin unschicklich, mit fremden Männern zu sprechen, oder sich unverschleiert zu zeigen. Tritt ein männlicher Gast ins Haus, so hat sie sofort zu verschwinden. Die männlichen Angehörigen der Familie halten — wie bei den Mohammedanern — ihre Mahlzeiten niemals gemeinschaftlich mit den Frauen und Mädchen ab; die Hausfrau besorgt einfach den Tisch und zieht sich hierauf hinter eine Art Haremsgitter zurück, wo die weiblichen Mitglieder das Treiben ihrer Verwandten und Gäste beobachten.

Daß dieses neidische Gitterwerk oft die schönsten Gesichter dem Anblicke der Gäste entzieht, ist bei den großen äußeren Vorzügen, welche dieses Volk auszeichnet, selbstverständlich. Die Armenierinnen haben große, dunkle, meist tiefliegende Augen, von mildem, fast schwärmerischem Ausdruck. Der Teint ist hell, die Haut frisch und geschmeidig, wird aber im vorgerückten Alter meist rötlich und ledern. Besonders prächtig ist das Haar, dessen Farbe ein tiefes Blauschwarz ist. Zu der vorteilhaften äußeren Erscheinung fügt sich harmonisch eine malerische, buntfarbige Kleidung, welche völlig orientalisch ist. Rote oder grellbunte Stoffe sind die beliebtesten. Sie sind häufig sehr kostbar und nicht minder wertvoll sind die Stickereien, welche die Kleider zieren. Die Hauptstücke der Kleidung sind die roten Pluderhosen, die Jacke und der talarartige Überrock, der meist in eine lange Schleppe endigt. Um nun diese nicht durch allen Unrat zu schleifen, wird die untere Hälfte des Überwurfes bis zu den Hüften emporgezogen und nun diese schalartig gewunden, was der Gestalt ein befremdendes Aussehen verleiht. Den Kopf bedeckt in der Regel ein goldgesticktes Käppchen, um welches der Schleier geschlungen wird ... Alle Armenierinnen schmücken sich mit großer Vorliebe. Der nationale Schmuck besteht aus den im ganzen Orient gebräuchlichen Münzenketten, die entweder durchs Haar geflochten, oder an die Mütze befestigt werden. Ist der Vorrat an solchem Zierrat besonders groß, so werden auch Brust und Arme damit überladen. So im Sonnenlichte gleißend und funkelnd, mit scharlachroten Beinkleidern, goldgestickter Jacke und buntem Überwurfe, den feinen Schleier kokett um das Gesicht geschlungen, bietet die Armenierin ein orientalisch-prächtiges Bild, wie kaum eine andere Trachtengestalt.

Bei aller Putzsucht ist die Armenierin gleichwohl eine vorzügliche und sparsame Hausfrau. Die Betriebsamkeit steckt eben dem ganzen Volke im Blute: die Männer erwerben und sparen, die Frauen arbeiten und vervollständigen den Hausbedarf, ohne hierzu etwa angetrieben zu werden; ja der bäuerliche Armenier ist zärtlich genug, seine Ehehälfte von der Feldarbeit ferne zu halten, damit — die Sonne sie nicht bräune. Selbstverständlich haben wir hier immer nur die National-Armenierin vor Augen, sie, die mit den, für Orientalen im allgemeinen meist zweifelhaft wertvollen Gaben und Ein-

Digitized by Google

richtungen abendländischer Zivilisation, noch nicht bekannt geworden ist. Hat sie einmal von den Früchten der letzteren genascht, dann verwandelt sie sich — wie man an den Stambuler Armenierinnen ein abschreckendes Beispiel hat — in jenes unerquickliche Zwittergeschöpf, an welchem die orientalische Halbkultur niemals ganz verwischt wird, die westländische „Zivilisierung“ aber sich als oberflächlicher Firnis erweist. Mit ihrem Reichtum verdecken sie die Blößen ihrer Gesittung, und der Einfluß, den die Männer in den maßgebenden Kreisen erreichen und ausüben, bildet den Inhalt ihrer gesellschaftlichen Stellung.



Junge Dame der armenischen Kolonie in Smyrna.

Digitized by Google

Vierter Abschnitt.

Frauenleben und Liebe in der persischen Dichtung.

Das Schrifttum der altpersischen und mittelpersischen Epoche kennt keine Frauenliteratur; das Wort in der Bedeutung genommen, daß die literarischen Schöpfungen jener fernabliegenden Zeit sich mit femininen Dingen abgegeben hätten. Die zahlreichen Frauengestalten des iranischen Heldenzeitalters, bis herab zum Arabersturm, sind Schöpfungen des großen Epikers Firdusi[1]), der um das Jahr 935 zu Tus in Chorassan geboren wurde, und etwa im Jahre 1020 daselbst sein an Enttäuschungen reiches Leben beschloß. Jene Frauengestalten sind also aus dem überquellenden Born neupersischer Poesie hervorgegangen und diesem glücklichen Umstande verdankt man die romantischen Lichtbilder, welche die Dämmerung einer in Raum und Zeit so sehr entlegenen Welt durchhellen. Weit über ein Jahrtausend ist mit Gestalten dieser Art belebt. Eine Typengalerie, deren ausdrucksvolle Vertreterinnen die ganze Stufenleiter seelischer Stimmungen und menschlicher Schicksale in sich schließen, von jener wunderbaren Blutmischung, in welcher bald die kraftstrotzende Urwüchsigkeit, bald der Reiz echt weiblichen Seelenadels überwiegt.

Also: erst um die Wende des ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung hat das Frauenleben des persischen Altertums seine Auferstehung begangen. Nicht seine geschichtliche, sondern seine poetische Auferstehung. Es war keine Wiederbelebung, es war eine Schöpfung. Die Phantasie des Dichters fühlte die ungeheure Leere, die sich vor ihm auftat, als er seinen geistigen Blick in die schattenhafte Vergangenheit tauchte, und so bedurfte er des erlösenden Lichtes. Seine kraftvollen Helden konnten der Natur der Dinge nach für sich allein nicht bestehen. So schuf der Dichter von Tus das Weib der persischen Vorzeit. Eine so große Zahl von weiblichen Gestalten, wie sie in Firdusis Königsbuch uns vor Augen tritt — mit allen Merkmalen ihres rein sagenhaften Ursprunges behaftet und dennoch vielfach von ergreifender Menschlichkeit — hat nach dem Sänger der altiranischen Heldensage nur noch ein Dichter als weibliche Typen von unverwüstlicher Lebenskraft in die Welt gesetzt — Shakespeare. Der größte Epiker und der größte Dramatiker. Nur ein halbes Jahrtausend liegt dazwischen, aber eine umso größere Kluft, welche zwei

[1]) Die Schreibweise Firdausi ist arabisch.

Digitized by Google

diametral entgegengesetzte Welten von einander trennt. Über diesen Hyatus jedoch spinnen die goldenen Fäden der Phantasie, welche die verwandten Erscheinungen miteinander verknüpfen.

Der arische Geist ist der gemeinsame Born, dem diese Erscheinungen entsteigen. Sal und Rûdâbeh stehen in demselben Banne wie Romeo und Julie. Das Reckenweib, Banû Guschasp — Rustems überweibliche Tochter — die den Gatten in der Brautnacht bemeistert, ist die germanische Brunhild. Sucht man nach dem reizendsten, zartesten Frauenbilde, das durch den Schlachtenlärm der iranischen Heldensage schreitet, so braucht man nur den Namen Menischeh, der schönen Tochter des turanischen Eisenfressers Afrasiab, zu nennen, um in ihr die Verkörperung hingebendster treuer Liebe zu erkennen. Die großen Tugenden, welche das Weib über den Erdenstaub erheben, haben auch in Alt-Iran ihren Thron aufgerichtet. Dem Recken Rustem steht die Heldenmutter Temineh zur Seite, die an der Leiche Sohrâbs, ihres Sohnes, in grenzenlosem Mutterschmerz zusammenbricht. Den großen Feridun leitet die kluge Firanek. In der Herrschersonne Dschemschids, der seinen Speer über die ganze Welt hält, erblühen die Huldinnen Schehrinaz und Arnewaz, über Rûdâbehs Liebesschmerz wacht die vorsorgliche Sindocht mit warmem mütterlichem Herzen. Immer sind es die „großen Mütter", welche die Schicksale der Helden lenken: Irandocht, die den Iredsch, den Erben Irans nach Feriduns Abgang, gebiert, Feringis, die dem Tode geweihte, aber diesem Schicksale entrinnende Mutter des Kai Chosru, Humâi — das starke Weib auf dem Throne der Kayaniden — die dem Dara (Dareios), Nahid, die dem Iskender das Leben schenkt ... Auch die Gegensätze dieser Charaktergestalten sind von tiefem psychologischen Interesse: die vom Dichter mit allen verführerischen Reizen ausgestattete Sûdâbeh, welche den herrlichen Jüngling Sijawusch (ihren Stiefsohn) umstrickt, ist die iranische Phädra, die Kaiserstochter Katajûn, die ihr Liebesglück im Traume sucht und findet, zeigt die Züge der shakespearischen Cordelia; in Kaidafeh, der großen „Königin des Westens", verkörpern sich die Prachtliebe und die Herrscherherrlichkeit der Königin von Saba und der Semiramis, die schwärmerische Gülnar steht neben Ardewans Tochter, der Giftmischerin, die von den Reitern Bahram Gurs niedergetretene schöne Lautenspielerin Azedeh neben Malikeh, die aus Liebe zur Verräterin an ihrem Hause wird.[1])

Es bedarf kaum des Hinweises, daß nach der Invasion des Islam, die Geister Irans durch neue Ideen und neue Eindrücke befruchtet wurden, wie denn auch feststeht, daß bald nach der arabischen Eroberung das dichterische Schaffen im alten Iran sich zu regen begann, und zwar zunächst im äußersten Nordosten des alten Reiches und unter den Einwirkungen der neuen Ordnung der Dinge. Erst nach dem Sturze der Ommejaden brachen iranischer Geist, nationales Denken und Fühlen wieder durch. Ein persischer Dichter namens Abbas soll der Erste gewesen sein, der gelegentlich der Anwesenheit des abassidischen Prinzen Mamun (des nachmaligen Chalifen) in Merw, ein umfangreiches Gedicht in neupersischer Sprache zu Ehren des erlauchten Gastes verfaßt hatte. Selbstverständlich war es ein Lobgedicht. Von da ab favorisierte man derartige Gelegenheits-

[1]) Eine anmutige persische Sage führt den Ursprung der Dichtkunst auf die Wechselgespräche zweier Liebenden zurück und werden hierbei die Namen des Sassanidenkönigs Bahram Gur und seiner Geliebten Dilaram genannt. Natürlich hatten diese Gespräche Rythmus und Reim und so entstanden die ersten Gedichte. Da Bahram Gur in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung herrschte, hätte die schöne Literatur Persiens, zumal in Betracht ihrer uralten Erbauungsschriften in der Avestasprache und der Pehlewiterte, ein sehr bescheidenes Alter. Zudem sollen die gereimten Liebesgespräche des iranischen Königs »Sans souci« und seiner Schönen vorwiegend in arabischer Sprache abgefaßt gewesen sein, was nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen ist und auf den Umstand zurückzuführen sein möchte, daß Bahram Gur als Prinz seine Erziehung am Hofe des arabischen Fürsten Mundir in Hira erhielt.

Digitized by Google

dichterei und ihre Überschwänglichkeit übertrug sich auch auf die übrigen Gattungen poetischen Schaffens. Es entstand eine eigene Bildersprache der Erotik, die unter den Dynastien der Tahiriden und Saffariden (beide in Chorassan) bald zur üppigen Entfaltung gelangte. Unterstützt wurde diese duftschwere Schöngeisterei durch die lebhafte Phantasie der Perser und ihren angeborenen Hang, den Sinn der Diktion in wunderliche Gleichnisse zu kleiden oder hinter einem Schwulste von Umschreibungen zu verbergen. Daß das poetische Schaffen auf so fruchtbaren Boden fiel und geradezu den geistigen Inhalt im Leben weiter Kreise bildete, erklärt sich aus der Zwangslage, welche der in Iran von altersher einheimische Despotismus schuf, der die Massen mit eiserner Faust niederhielt und den Einzelnen mit seinen geistigen Aspirationen auf seine vier Pfähle verwies.

Man darf indes nicht glauben, daß dieses geistige Innenleben das dichterische Schaffen vertiefte. Eine lebhafte Phantasie bedingt eine große Beweglichkeit in der poetischen Formgebung und diese wieder führt zu einem Überwiegen des rein Äußerlichen. Schon bei Firdusi macht sich das Häufen von Superlativen bemerkbar, das Ausarten in phantastischen Bildern, die ausgesprochene Neigung zu ungeheuerlichen Gleichnissen. Wind genügt nicht: Wirbelsturm und Feuer müssen einspringen. Er sagt nicht: ein Held trat auf, waffenkundig und siegbewußt, sondern: ein Held, einem Baume voll herrlicher Früchte zu vergleichen. Ein Held ist niemals schlechtweg ein Held, sondern ein Löwe, ein Elefant, ein Div (Dämon). Daher auch das Reimgeklingel, das vornehmlich in der arabischen Literatur auf die Dauer widerwärtig wird. Freilich ist es ein Unterschied, derlei Reimereien in der Ursprache oder in Übersetzungen zu lesen. Im ersteren Falle nimmt man alles geduldig hin, als etwas Selbstverständliches, Ureigenes, während die Übersetzungen unwillkürlich zu Vergleichen mit den Dichtungen der eigenen Muttersprache führen, was schon deshalb von Übel ist, weil hier ein fremdartiger Geist in einer geläufigen Form sich zeigt. Aber Kleid und Kleid sind zweierlei: bei der Prachtliebe des Orientalen genügt es nicht, einen Gedanken mit einfachen Redewendungen auszudrücken. Wie sein Baustil, bedarf auch seine Rede des üppigen Ornaments, der phantastisch verschlungenen Arabeske.

Oder sind es etwas anderes als Wortarabesken, wie die Dichterin Mehisti[1]) — die sich gelegentlich auch auf blühende Zoten versteht — zu einem schönen Knaben sagt:

Neben deiner Rose sind an beiden Seiten Dornen gesproßt,
Der Rabe kam und nahm die Tulpe in seinen Schnabel.
Das Quecksilber in deinem Grübchen ward voll Tinte,
Der Zinnober deiner Rubinlippe rostig.

Was soll der Lärm? wird man fragen. Nun, dem hübschen Jungen ist einfach auf Wangen, Kinn und Lippe der — Bart entsproßt. Solche geschmacklose Umschreibungen findet der Perser entzückend und er wendet sie auch mit Vorliebe in seinen alltäglichen Gesprächen an ... In einem Liebesgedichte Abu Salich heißt es:

Ihr Glaube höllisch, himmlisch ihr Gesicht und Wuchs,
Gazellenäugig, ringellockig, tulpenwangig;
Die Lippe, als hätte eines chinesischen Malers Pinsel
Auf Moschus Zinnober aufgetragen.

[1]) Vgl. S. 18.

Schenkte sie ihre Schönheit den Negerinnen,
So würden zweifellos die Türkenfrau'n auf diese eifersüchtig werden.
Die Nase, ein seidenes Hügelchen,
Wie ein in einen Seidenfaden geknüpfter Knoten.
Unten eine Schatzkammer von Reizen, oben ein Paradies,
In der Mitte dazwischen ein Silberpolster.

Das war nicht immer so und der unbestritten bedeutendste Vorläufer Firdusis — **Rudaki**, in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts — hatte das berühmte indische Fabelbuch „Kalila wa Dimna" von **Bidpais** ins Persische übertragen, mit Verschmähung aller herkömmlichen Übertreibungen, einfach und schlicht, dem Inhalte des prächtigen Buches entsprechend. Aber gerade diese Einfachheit war die Ursache, daß die wertvolle Gabe in Vergessenheit geriet und nur Bruchstücke sich erhalten haben. Später freilich hat auch Rudaki in seinen Lobgedichten sich enger an den nationalen Geschmack angelehnt und daß er des Guten nicht zu viel getan, verdankt man lediglich seiner genialen Veranlagung. Auch war er nicht frei von Selbstgefälligkeit, wie die nachstehenden Verse eines längeren Gedichtes, das er im hohen Alter verfaßt hatte, dartun:

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie kannst Du, o mondgesichtig, lockenduftig Liebchen wissen,
Wer und wie dein armer Sklave einst vor langen Jahren war?
Nährst Du jetzt mit Lockenschlägeln seines Schmachtens Lust, Du sahst ihn
Damals nicht, da sich gekräuselt schlägelgleich sein eig'nes Haar.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Huldvoll neigte sich in Liebe so manches holde Mägdlein,
Und so mancher hat verstohlen er ein nächtlich Stelldichein;
Ja, ob noch so hoch im Werte auch, stets um nied'ren Preis erstand ich's:
Hellen Trunk und süße Wangen und ein Antlitz, zart und fein.

Unter der Dynastie der **Samaniden** (welche den Tahiriden folgte) begann die Dichtkunst bereits ihre reichen Blüten zu entfalten, nicht zum mindesten mächtig angeregt durch den edlen Eifer der Großen, welche mit der Feder ebensogut umzugehen wußten, wie mit dem Schwerte. Vom Emir **Aghadschi** wird gesagt, daß er im Kriegs- und Liebesspiel die gleiche Meisterschaft bekundet habe, mit der harten Hand, die mit unfehlbarer Sicherheit das Lasso schleuderte, der Laute zauberische Töne entlockte und im Koran im gleichen Maße bewandert war, wie im Liede, in welchem Wein und Weib ihre Verherrlichung fanden. Ähnliches meldet man vom Prinzen **Muntassir**, dem letzten der Samaniden. Auch **Unssuri** und der größte von allen, **Firdusi**, welche dem kriegerisch-rauhen Zeitalter der auf die Samaniden folgenden Türkenherrschaft zur geistigen Folie dienen, ragen noch in das rege samanidische Geistesleben hinein. Aber der Türkensultan **Mahmud**, der Begründer der Dynastie der Ghaznawiden, erkannte, gleich manchem anderen zur Weltherrschaft gelangten Barbaren, die sich in ähnlichen Lagen befanden, daß geistige Bildung und die belebenden Faktoren einer höheren Kultur selbst dem härtesten Säbelregimente zum Vorteile gereichen können. Was den turkomanischen Machthabern abging, sollte durch persischen Geist ersetzt werden. Die vernünftige Duldsamkeit Mahmuds ging so weit, daß er — der fanatische Sunnite, dem die schiitischen Perser von vornherein ein Gräuel waren — den Dichtern nicht nur keinen Zwang auferlegte, sondern mit allen Mitteln nach seiner Residenz zu Ghazna lockte, um deren Glanz zu erhöhen.

Digitized by Google

Hier gelangte das Dreigestirn Farruchi-Ussuri-Asdschadi, umgeben von einer Schar mehr oder weniger beachtenswerten Versemachern, zu besonderem Ruhme. Wenn auch nach der Schablone der Hofdichter zugeschnitten, entwickelten die genannten eine reiche Tätigkeit, vornehmlich Farruchi, den man mit Motanebbi verglich, was hoffentlich nicht auch im Punkte Lebenswandel und Charakter des „arabischen Heine" Gültigkeit hat. Unssuri scheint vornehmlich mit großem Behagen im Wasser der höfischen Lobhudelei geplätschert und sich damit auf die souveräne Höhe eines Poeta laureatus emporgeschwungen zu haben. Daß er sich auch auf dankbarere Leistungen verstand, beweist dessen romantische Dichtung „Wamik und Asra", von der leider nur unzusammenhängende Bruchstücke erhalten geblieben sind.

Trotz der Bedeutung der genannten Dichter wäre der Ruhm des Ghasnawidenhofes der Nachwelt sehr verdunkelt worden, wenn von ihm nicht das große Licht der persischen Dichtkunst, Abul Kasim Manssur, genannt „Firdusi", ausgegangen wäre. Sein Schahnameh steht als Nationalepos gleichwertig neben der Ilias und dem Nibelungenliede. Dem Umfange nach übertrifft es beide andere Dichtungen weitaus; dem Geiste nach steht es dem deutschen Reckenepos näher als dem griechischen Heldenmythus. Seine Eigenart besteht eben darin, daß es einerseits die ganze alt- und mittelpersische Sagengeschichte (also nicht bloß Episoden, wie dort) umfaßt, anderseits im Zauber einer phantastischen Romantik sich spiegelt, die ein uraltes Erbe des Morgenlandes ist. Im letzteren Sinne nähert sich das Königsbuch zwei verwandten Epen der Inder, dem „Mahâbhârata" und dem „Râmâyana", doch verliert hier die Heldensage durch das Dazwischentreten, oder vielmehr Überwiegen, einer phantastischen Götterwelt, jene kraftvolle Plastik, wie sie im Schah-nameh zum Ausdrucke kommt, unbeschadet der in letzterer Dichtung sich geltend machenden fabelhaften Wesen und Geschehnisse ...

Was aber für uns besonders bemerkenswert erscheint, ist, daß die Dichtung Firdusis einen Reichtum an Frauengestalten aufweist, wie sie kein anderer Genius aus dem sonnigen Reiche der Phantasie in die Welt gesetzt hat, Shakespeare etwa ausgenommen. Der Leser weiß, wie es sich damit verhält. Die heilige Macht der Liebe hat kein morgenländischer Poet im Bereiche des Islam beredter geschildert, als der Dichter des Schah-nameh. Nur in der indischen Dichtung findet sich Ähnliches und wenn man das zarte Gebilde der Einbildungskraft Kâlidâsas — die aus dem Feenreiche stammende Sakuntala — rühmt, so darf sich ein Rûdâbeh oder Katajûn würdig an die Seite der Inder stellen. Die Abstufungen aber, welche das weibliche Element im Königsbuch findet, das Herausmodellieren der Gegensätze, zählen zu den Meisterleistungen Firdusis. Dabei ist der Dichter keusch und von einem sittlichen Ernst beherrscht, der ihn selbst in den verlockendsten Liebesszenen niemals verläßt. Die indischen Dichter sind von all dem weit weg. Der heiße Boden dort facht die Glut der Sinnlichkeit mächtig an. Firdusi kennt selbst im Rausche des Glückes kein erotisches Getändel. Dafür hat er eine harte Faust, wenn es gilt, dem bösen Zauber des Weibes auf den Leib zu gehen. Unter dem Schwerte Rustems fällt die unheilvolle Sûdâbeh. Hildebrand und Kriemhild. Der verwandtschaftliche Zug ist unverkennbar.

Ein unbekannter persischer Dichter, der den Spuren Firdusis folgte, hat nicht ohne Geschick Anlehnung an sein unerreichbares Vorbild gesucht und eines der Reckenweiber desselben zur Heldin einer umfangreichen Epopöe, des „Banû Guschasp-nameh" gemacht. Die Heldin, Banû Guschasp, ist die aus dem Königsbuche bekannte Tochter Rustems, gleich diesem mit übermenschlicher Kraft bedacht, eine kühne Löwenjägerin und ver-

wegene Kämpferin im männermordenden Kriege. Von der Liebe weiß sie nichts, und um handgreiflich darzutun, daß Männer, die um Liebesgunst werben, in ihren Augen verächtliche Schwächlinge seien, spaltet sie zudringliche Freier mit einem einzigen Säbelhiebe entzwei. Dafür ist sie großmütig genug, als Waldesel verzauberte Prinzen aus dieser etwas unbequemen Lage zu befreien ... Und wieder ist es merkwürdig, zu sehen, wie der Ton des Nibelungenliedes anschlägt. Nicht etwa andeutungsweise, sondern mit vollen, kräftigen Akkorden. Wer soll die übermütige Amazone bändigen? Die physische Kraft vermag es nicht, sonach muß die Schlauheit einspringen. Man rühmt dem wackeren Gîw nach, daß niemand ihm an Verschlagenheit gleiche. Rustem und König Kai Kawus wissen das und sind eines Sinnes: sie beschließen Banû Guschasp mit Gîw zu vermählen. Die an und für sich gutgemeinte List nimmt ein böses Ende. In der Brautnacht knebelt die Unbeugsame ihren Gatten mit seinem eigenen Gürtel und wirft ihn zu Boden. Sicher hätte der enttäuschte Gîw die bedenkliche Prozedur des Mitten-Entzweispaltens auch an sich erlebt, wäre nicht Rustem dazwischen getreten, um das wütende Weib endlich zur Raison zu bringen ... So stellt sich eine Sûdâbeh neben Kriemhild, Banû Guschasp neben Brunhild.

Die Gestalt von Banû Guschasp muß übrigens auf die Nachahmer Firdusis große Anziehungskraft ausgeübt haben, denn wir finden sie wieder als kampfwütige Amazone in der epischen Dichtung „Bahman-nameh“, in der sie übrigens ihre Rolle endgültig ausspielt. Bahman, der Sohn Isfendiars, denkt vorerst nicht an das Reckenweib in Seïstan. Es sind andere Weiber, die seine Abenteuerlust aufstacheln: Katajûn, die Tochter des Königs von Kaschmir, und Humâi, welche den König von Ägypten ihren Vater nennt. Der Horizont ist, wie man sieht, hier weiter gezogen, als im Königsbuch. Auf iranischem Boden war das romantische Gras eben etwas zu sehr abgeweidet worden. Bahman aber findet, über seine Liebesaffären hinaus, noch nebenher Muße, sich mit Racheplänen gegen Rustem zu befassen. Hier aber erlahmt seine Tatkraft. Er findet sie erst wieder, nachdem Rustem elendiglich umgekommen war. Nun ist er auf dem richtigen Felde: ihn reizen die Töchter des getöteten Heros, Banû Guschasp und Zerbana, mehr, als der alte Sal und Feramers, der Sohn Rustems. Was dem schlauen Gîw nicht gelang, erreichte Bahman: er überwindet Banû Guschasp und ebenso deren Schwester und verfolgt beide bis Indien. Was dem Schwerte des Königs entgeht, flieht nach Kaschmir. Rustems Familie ist vernichtet, die Königsgräber von Seïstan werden geschändet. Nach langwierigen Kämpfen verliert Bahman auf der Jagd sein Leben und die Ägypterin Humâi wird die Erbin seiner Macht.

Auch Tassos Armida ist in der persischen Epik vertreten. In „Barzû-nameh“, das in Bezug auf den Umfang das Königsbuch noch überbietet und dessen Held, Barzû, der Sohn Sohrâbs ist, findet sich eine längere Episode, die durch den Sondertitel Susen-nameh, d. i. „das Buch der Sängerin“, gekennzeichnet ist. Was die Kunst dieser turanischen Sängerin errang, entnimmt man daraus, daß letztere, mit dem Aufwande von allerlei weiblichen Listen, die vornehmsten iranischen Helden in ihre Gewalt bekommt und sie als Gefangene dem Afrasiab ausliefert.

Mag es nun dem Nachahmungstrieb oder der Beeinflussung der Einbildungskraft durch die gegebenen dichterischen Vorbilder zuzuschreiben sein: auffallend ist es immerhin, daß in der durch Firdusi begründeten persischen Epik in dem einen Jahrhundert, in welchem sie nach dem Ableben des gefeierten Dichters fortblühte (11. Jahrhundert und Anfang des 12. Jahrhunderts), den Frauen immer wieder eine hervorragende Rolle in

Digitized by Google

der Gestaltung und Entwirrung der auf alten Überlieferungen fußenden, aber poetisch ausgeschmückten Geschehnisse zugewiesen erscheint. Es läßt dies, wie bereits anderwärts hervorgehoben wurde, auf eine freie und maßgebende Stellung des weiblichen Geschlechtes in der Vorzeit schließen. Es lag dies offenbar in den wilden Sitten und in der kraftvollen Betätigung des persönlichen Wertes, die man bei allen Kulturvölkern im Jugendstadium ihrer Entwicklung findet.

Wenn die Frauen in den persischen Epen gewissermaßen ein historisches Gepräge haben, allerdings in einer vom Niederschlag der Sage sehr verwischten Fassung, treten sie uns in einer anderen Dichtungsart — der romantischen Erzählung — durch ihre persönlichen Schicksale, von allem national-heroischen Beiwerk entkleidet, menschlich näher,



Szene aus dem persischen Liebesroman: „Jussuf und Suleikha" (Der Potipharstoff). Miniatur von Bahzade, 16. Jahrhundert. (Original in der chedivialen Bibliothek zu Kairo.)

umsomehr als sie von Stimmungen und Leidenschaften getragen werden, deren Erregungsquelle die Liebe ist. Es sind also Liebesgeschichten, um die es sich hier handelt, und man muß gestehen, daß die persische Literatur hierin eine große Fruchtbarkeit betätigt hat. Die Dichter der späteren Zeit wurden geradezu zu diesen Stoffen gedrängt, da die großen politischen Erschütterungen, die aus Hochasien hervorgebrochenen Völkerfluten, welche die alten Kulturen Vorderasiens in den Staub warfen, dem dichterischen Schaffen im nationalen Sinne völlig den Boden entzogen hatten. Unter dem Drucke des seldschukidischen und mongolischen Joches den altiranischen Heldengeist zu feiern, ging nicht an. So waren die Sänger gezwungen, ihre Leier auf einen anderen Ton zu stimmen, die Dur-Akkorde der Heroensprache in die Moll-Töne des Liebeszaubers hinüberspielen zu lassen.

Von Interesse ist, daß die erotische Erzählung schon in der Zeit des historischen Epos ihre ersten Blüten ansetzte. Wir erinnern daran, unter welchen Umständen Firdusi aus der lebensvollen Welt seiner Heroengestalten in die weiche Umarmung des Liebes-

Digitized by Google

zaubers gedrängt wurde, und wie er — seine literarische Vergangenheit geradezu verleugnend — sich ganz und gar in den Dienst der Erotik stellte. Seine poetische Erzählung „Yussuf und Zuleikha" bestätigt dies. Freilich ist es ein Meisterwerk, etwas anderes konnte aus der Feder eines Firdusi nicht entspringen, so dürftig-nüchtern der ihm zu Gebote gestandene Stoff auch sein mag. . . . Neben dem Dichter des Königsbuches hat sich auch einer seiner Zeitgenossen, der oberste Hofpoet des Sultans Mahmud von Ghazna, Assuri, in der poetischen Erzählung versucht. Es ist die Liebesgeschichte „Wamik und Asra", die sich auf eine alte Sage stützt und von dem Genannten in nur 180 Doppelversen erneuert wurde. In seiner einheitlichen Gestalt ist uns die Dichtung unbekannt, denn es sind nur Bruchstücke erhalten geblieben. Ein türkischer Dichter hat sich nochmals des Stoffes bemächtigt und durch eigenes Hinzutun zu einer romantischen Epopöe voll abenteuerlicher Geschehnisse erweitert. In dieser Bearbeitung soll denn auch das schwergeprüfte Liebespaar dem Leser später vorgeführt werden. Vorerst aber wollen wir uns mit dem erstgenannten Roman beschäftigen.



Szene aus „Yussuf und Zuleikha".
(Miniatur von Bokhary. 16. Jahrhundert. Chedivíale Bibliothek zu Kairo.)

Yussuf und Zuleikha.

Wenn diese Liebesgeschichte, welche unter mancherlei Verschiebungen an die Schicksale des biblischen Josef und der Frau Potiphar sich anlehnt, nicht im Koran stünde[1]), würde sie schwerlich so viele Dichter begeistert haben. Als Firdusi unter dem Drucke der Verhältnisse, beziehungsweise um in den Augen des ihm wohlgewogenen abbassidischen Chalifen als vollwichtiger Rechtgläubiger zu erscheinen, nach diesem Stoffe griff, waren schon zwei ältere Bearbeitungen desselben vorhanden. In der Folge (etwa bis Schluß des 16. Jahrhunderts) kamen noch weitere fünfzehn Bearbeitungen hinzu, so daß im ganzen achtzehn Dichter ihre poetischen Inspirationen in den Dienst des ägyptisch-hebräischen Liebespaares setzten.

Die Mohammedaner erklären die betreffende Koransure für die schönste Geschichte, die es gibt. Das ist eine Albernheit ohnegleichen. Meinen sie die Bearbeitungen der Liebesaffäre, vornehmlich jene von Firdusi, dann mag — immer den morgenländischen

[1]) 12. Sure, überschrieben: „Yussuf".

Geschmack vor Augen gehalten — das begeisterte Lob noch hingehen. Im heiligen Buche selbst findet man solche Erbauung nicht. Bemerkenswert ist, daß Mohammed sich wohl der Hauptsache nach an die biblische Erzählung angelehnt, im übrigen aber mit fast laszivem Behagen den Liebeshandel zwischen Josef und der Potiphar ausgesponnen hat. Wenn man aber glauben möchte, daß der Gottgesandte hierbei einen besonderen Aufwand an Schilderungskunst, an erotischer Glut und dergleichen getrieben habe, würde man sehr irren. Der Leser urteile selbst.

Nachdem der bekannte Hergang von dem Verkaufe Josefs durch seine Brüder erzählt wird, läßt sich der Koran[1]) wie folgt vernehmen:

> Der Ägypter[2]), der ihn (Josef) kaufte, sagte zu seinem Weibe[3]): Behandle ihn auf ehrbare Weise, vielleicht kann er uns einmal nützlich werden, oder nehmen wir ihn einst an Sohnes statt an. Und so bestimmten wir[4]) das Land Ägypten dem Jussuf zum Aufenthaltsorte, um ihn zu lehren die Deutungskunst dunkler Aussprüche; denn Gott besitzt die Macht, seine Absichten auszuführen; doch die meisten Menschen wissen das nicht.
>
> Da er nun ins reifere Alter kam, da begabten wir ihn mit Weisheit und Erkenntnis, wie wir Rechtschaffene zu belohnen pflegen. Und sie, die Frau, in deren Hause er war, forderte ihn auf, daß er sich zu ihr lege, indem sie die Türen verschloß und zu ihm sagte: Komm hierher. Er aber sagte: Gott bewahre mich davor! da mir mein Herr eine so gute Wohnung gegeben; denn die Frevler können nicht glücklich sein.
>
> So hegte sie den Gedanken, mit ihm zu sündigen, und auch er würde den Gedanken gehegt haben mit ihr zu sündigen, wenn er nicht ein deutliches Zeichen seines Herrn gesehen hätte.[5]) So wendeten wir die Sünde und die Schändlichkeit von ihm ab; denn er war unser treuer Diener. Und als sie beide der Türe zuliefen[6]), da zerriß sie ihm seinen Rock von hinten und begegnete ihrem Herrn[7]) an der Türe. Da sagte sie zu demselben: welche Strafe soll derjenige erleiden, der sich bestrebt, böses in deiner Familie auszuüben? Sollte er nicht ins Gefängnis geworfen, oder sonst schwer bestraft werden? Jussuf aber sagte: Sie ist es, die mich zur Sünde aufforderte. Da bezeugte ein Zeuge[8]) aus ihrer Familie und sagte: Wenn sein Kleid von vorne zerrissen ist, dann spricht sie die Wahrheit, und er ist ein Lügner; ist aber sein Kleid von hinten zerrissen, dann lügt sie und er sagt die Wahrheit. Als er nun sah, daß sein Kleid von hinten zerrissen war, da sagte er: Das ist ein listiger Anschlag deines Geschlechtes; denn euere List ist groß. Und du, o Jussuf, nimm dich weiter um die Sache nicht an; und du, o Frau, bitte um Vergebung deiner Sünden; denn du hast dich schwer vergangen.
>
> Aber die Frauen in der Stadt sagten: Die Frau des vornehmsten Mannes forderte ihren jungen Sklaven auf, mit ihr zu sündigen und er hat die Liebe für sich in ihrem Herzen angefacht, und wir sehen sie nun in offenbarem Irrtum.
>
> Als sie diese spöttischen Reden hörte, da schickte sie zu ihnen, um sie zu einem für sie bereiteten Gastmahle einzuladen, und legte einer jeden ein Messer vor, und sagte dann zu Jussuf: Komme und zeige dich ihnen. Als sie ihn nun sahen, da priesen

[1]) Ausgabe von Dr. L. Ullmann, 6 Aufl., S. 190 ff.

[2]) Nämlich Potiphar.

[3]) Zuleikha, mitunter auch Rail genannt.

[4]) Nämlich Gott, im Sinne der Offenbarung.

[5]) Auch die Rabbiner erzählen, daß Josef die Absicht gehabt, mit der Frau des Potiphar zu sündigen, wenn ihn nicht die Erscheinung seines Vaters zurückgehalten hätte.

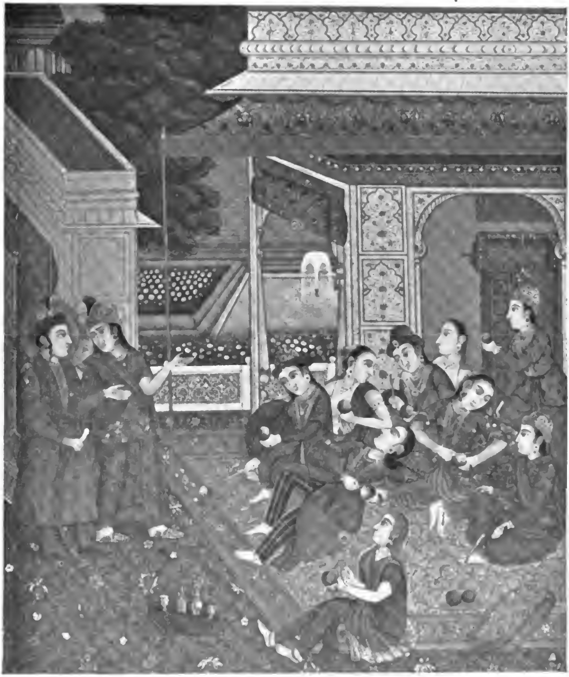
[6]) Nämlich Josef, um zu entfliehen, und sie, um ihn zurückzuhalten.

[7]) Das heißt ihren Gatten.

[8]) Dies soll ein Kind in der Wiege gewesen sein, welches Zeuge war der sündhaften Aufforderung. Ähnliches berichtet das Sepher Hajjascher. Vgl. Geiger: „Was hat Mohammed aus dem Judentum aufgenommen", 143 und 144.)

Digitized by Google

sie ihn sehr, schnitten sich in ihre Hände[1]) und sagten: Bei Gott, das ist kein menschliches Wesen, sondern ein verehrungswürdiger Engel. Darauf sagte sie: Seht, das ist derjenige, um dessentwillen ihr mich so sehr getadelt. Ich hatte ihn allerdings auf-



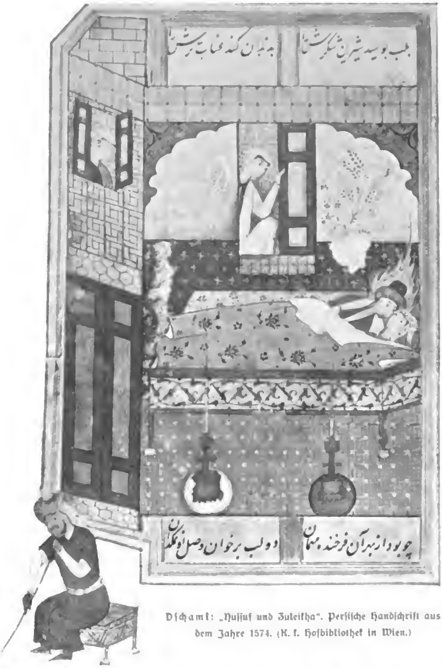
Aus der persischen romantischen Dichtung „Yusuf und Suleitha" (der Potipharstoff).
(Miniatur im Besitze von Ambroise Firmin-Didot, Paris.)

gefordert, mit mir zu sündigen; aber er hat standhaft widerstanden. Doch wenn er nicht tut, was ich ihm befehle, dann soll er ins Gefängnis geworfen und wie einer der Verächtlichsten behandelt werden.

[1]) Das heißt sie waren von Josefs Schönheit derart bezaubert, daß sie aus Zerstreuung statt in die Früchte, in die Finger schnitten. (Quellen wie vorstehend.)

Digitized by Google

Yussuf aber rief aus: O mein Herr, wahrlich, das Gefängnis ist mir lieber, als das, wozu sie mich auffordert. Wenn du nicht ihre Fallstricke von mir abwendest, so könnte ich, in meiner Jugend, mich leicht ihr ergeben, und gehörte dann zu den Toren. . . . Und sein Herr erhörte ihn, und wendete ihre Schlingen von ihm ab; denn er hört und weiß alles. Dennoch gefiel es ihnen [1]), obgleich sie die Beweise seiner Unschuld gesehen, ihn auf eine gewisse Zeit ins Gefängnis zu werfen.



Dschamî: „Yussuf und Suleïkha". Persische Handschrift aus dem Jahre 1574. (K. k. Hofbibliothek in Wien.)

Das alles ist Leder. Im Arabischen klingt diese, man möchte fast sagen: heuchlerisch verklausulierte Erotik noch lederner. Dem Propheten aber war sie ans Herz gewachsen, den er kommt auf dem Umwege der „Deutungskunst" der Träume des Pharao durch den im Kerker sitzenden Josef noch einmal auf sie zurück. Der Traumdeuter erhält die Freiheit, aber er will den Kotter nicht verlassen, bevor ihm in der bewußten verfänglichen Geschichte nicht volle Genugtuung widerfahren. Im Koran steht:

Als nun der Bote deshalb zu ihm kam, da sagte Yussuf: Gehe zu deinem Herrn zurück und frage ihn: was war wohl die Absicht jener Frauen, welche sich in die Hände geschnitten? denn mein Herr [2]) kennt ihre Fallstricke, welche sie mir gelegt. . . . Darauf sagte der König zu ihnen (den Frauen): Was habt ihr vorgehabt, da ihr den Yussuf zur Sünde auffordert? Sie antworteten: Gott bewahre! wir wissen durchaus nichts böses von ihm. Darauf sagte die Frau des vornehmsten Mannes [3]): Nun wird die Wahrheit offenbar. Ich hatte ihn zur Sünde mit mir aufgefordert, und er hat die Wahrheit gesagt.

[1]) Das heißt dem Potiphar und seinen Freunden.

[2]) Entweder Gott oder Potiphar, wahrscheinlich der erstere. (Siehe die Schlußzeile.)

[3]) Nämlich die Frau des Potiphar.

Digitized by Google

Als Yussuf dies erfuhr, sagte er: Nun weiß doch mein Herr, daß ich nicht unredlich war während seiner Abwesenheit, und daß Gott nicht leitet die listigen Anschläge der Betrüger, doch will ich mein Herz nicht ganz freisprechen von Schuld; denn das menschliche Herz ist geneigt zum Bösen, wenn nicht Gott, der Herr, sich seiner erbarmt. Denn mein Herr ist gnädig und barmherzig.



Dschami: „Yussuf und Zuleikha". Persische Handschrift aus dem Jahre 1574. (K. k. Hofbibliothek in Wien)

Mit diesem gemächlichen Plätschern im trüben Wasser der Sünde, ohne sie eigentlich zu begehen, konnte sich der Koran begnügen, die erotische Dichterei nicht. Sie mußte also den halb nackten Tatbestand gänzlich entkleiden, was in efigie durch pornographische Bilder an den Wänden, oder de facto durch Einrichtung eines Spiegelsaales erreicht wurde. Alles kam auf den Sinnenkitzel, den verfeinerten Liebesgenuß an, in welchem das Virtuosentum der neupersischen Erotik aufwuchs. Zur Ehre Firdusis sei es gesagt, daß er auf der Schneide das Gleichgewicht nicht verliert.[1]) Seine Nachahmer aber hatten keine literarische Reputation zu wahren und fielen von der Schneide herab, rechts oder links, immer aber in den Feuerbrodel üppiger Verführungskünste. Der „reine Tor" ist ihnen selbstverständlich eine Monströsität und so bringen sie schließlich das Paar zusammen, als Mann und Weib, auf legitimem Weg. Wenn man aber hier und da in Kommentaren[2]) liest, daß dieser Ausgang ganz dem Korantexte entspräche, so ist das nicht richtig; im Koran steht nichts von einer Ehe zwischen Josef und der Potiphar. Auch wird der Name Zuleikha gar nicht genannt. Er ist eine Erfindung der ersten Bearbeiter des Stoffes.

[1]) Vgl. v. Schlechta-Wssehrd: „Yussuf und Suleicha", romantisches Heldengedicht von Firdusi. Wien 1889.
[2]) Z. B. in A. Baumgartners „Literaturgeschichte", I, 557.

Digitized by Google

Die späteren Dichter des Zuleikha-Romanes taten sich immer weniger Zwang an. Am weitesten unter ihnen ist wohl der Lyriker **Abdur Rahman Dschamî** — ohnedies wie kein zweiter in allen lyrischen Formen sattelfest — gegangen. Wir werden ihn auch als lyrisch hochgestimmten Bearbeiter eines anderen erotischen Stoffes, der den Liebesschmerz Lailas und Medschuuns behandelt, kennen lernen. Vorläufig wollen wir uns mit einer saftigen Probe aus dessen „Yussuf und Zuleikha" begnügen. ... Die Gattin des „Finanzministers" ist wahrlich um die Mittel, den Geliebten zu fangen, nicht verlegen. Nachdem alle ihre Verführungskünste scheitern, läßt sie einen Schwarm reizender Sklavinnen einspringen. Vielleicht sind sie glücklicher in ihren Liebeskünsten. Das weitere wird sich geben.

Nachts, als im schwarzen, rosenduft'gen Haar
Der Himmel schön wie eine Braut erschien,
Mit dem Plejadenschmuck im zarten Ohr,
Und mit dem Mond als Spiegel in der Hand,
Da reih'n die Mädchen in der Anmut Kleid,
Voll holder List und schlauem Liebesspiel,
In schöner Ordnung sich um Josefs Thron,
Und blasen Anmutzauber auf ihn hin.
Der ersten süßer Mund streut Zucker aus:
„Verzuck're deinen süßen Gaum' durch mich!
Brich meines Zuckerballens Schloß entzwei,
Und kaue Zucker gleich dem Papagei!"
Die zweite winket mit dem Augenlid:
„O Holder, den kein Ausdruck je beschrieb!
Mein weltenschauend Aug' besäß' dich gern,
Komm', setz' dich in dies Aug als Augenstern."
Die dritte zeigt ihm ihres Baumes Pracht:
„Laß' meinen Baum heut' Nacht im Arm dir ruh'n!
Wie schliefst du in der Wiege sel'ger Lust,
Schlief nicht mein holder Baum an deiner Brust?"
Die vierte ringelt schlau ihr Moschushaar:
„Gleich Ringen bin ich, ohne Hand und Fuß [1])
Laß' des Vereines Tor auch offen seh'n,
Laß' mich als Torring vor dem Tor nicht steh'n!"
Die fünfte hemmt die zartgeformte Hand,
Und schlägt vom Arm den Ärmel hoch empor:
„Um dich vom Bosheitsauge [2]) zu befrei'n,
Will ich die Hand zum Amulet dir weih'n."
Die sechste wählt' ein Haar zum Gürtel sich,
Und schmückt ein Haar [3]) mit einem and'ren Haar:
„Um meine Lende gürte deine Hand,
Schon schwebt für dich mein Geist zum Lippenrand." [4])

Wamik und Afra.

Diese Liebesgeschichte behandelt den älteren Stoff persischer Romantik. Ihr Ursprung reicht in die Zeit der Sassaniden zurück, doch ist der im Pehlewi verfaßte Urtext verloren gegangen. Nur allgemeine Überlieferungen und die Namen der handelnden

[1]) Ohne Hand und Fuß bedeutet zugleich im übertragenen Sinne „traurig".
[2]) Dem bösen Blick.
[3]) Nämlich ihre schlanke Taille.
[4]) Nach v. Rosenzweig: „Yussuf und Zuleikha". Wien 1824.

Digitized by Google

Personen sind erhalten geblieben. Zu diesen schemenhaften Umrissen lieferte nachmals Unssuri (gest. 1029), der Zeitgenosse Firdusis und Dichterkönig am Hofe des Sultans Mahmud von Ghazna, einen nicht sehr opulenten Inhalt. Es waren nur 180 Doppelverse und auch von diesen ist das meiste verloren gegangen. Die Pehlewitexte scheinen ihren Untergang zur Zeit der arabischen Eroberung gefunden zu haben. Vermutlich hat die Vernichtungswut der islamitischen Parteigänger gegen alles, was mit dem Kulte der Feuerdiener stand, tüchtig mitgeholfen. Eine vollständige Neubearbeitung — mit reichlichstem Zusatz eigener Eingebungen — hat der Stoff durch den osmanischen Dichter Mohammed Ben Osman Ben Ali Nakkasch, genannt Lamii, d. i. „der Glänzende" (gest. 1531), gefunden. In wie weit er sich an frühere persische Bearbeiter (Feizi, Dschurdschani[1]) anlehnte, vermögen wir nicht zu entscheiden. Eines aber darf als sicher vorausgesetzt werden, nämlich, daß Lamii aus dem Material, das ihm zugänglich war, sich die unerläßlichen Inspirationen holte, die ihn zu seiner grotesk-romantischen Dichtung begeisterten. Sie möge daher an dieser Stelle eine knappe Analyse finden. Das Original umfaßt 3000 Doppelverse.[2])

Taimus, der Chakan von China, grämt sich sehr über seine Kinderlosigkeit. Für einen Mann in seiner Stellung gewiß eine überflüssige Sorge. Seine Höflinge haben daher leichtes Spiel, wenn sie ihm raten, im Lande Umschau nach schönen Frauen zu halten. Gleichwohl warten sie ihm nur mit schönen Versen und bezaubernden Bildern auf. Das schönste der letzteren hat Meister Beschir zu stande gebracht: eine „Turandocht", die so und so vielte dieses Namens. Sie ist nämlich die Tochter des Chans von Tur (Turkestan). Wie der wackere Beschir zu dem sorgsam gehüteten Urbilde gekommen, erfährt man nicht. Genug an dem, der Chakan freit um das Kind des Chan. . . . Bald hierauf wird dem mächtigen Herrscher ein Knabe geboren, den sie Wamik, d. i. „der Glühende", nennen. Man ahnt das Kommende: Der Prinz entwickelt sich zu einem Ausbund von Geist, Wissen und leiblicher Schönheit und erfüllt mit dem Ruhm solcher hervorragender Eigenschaften die ganze Welt.

Nun tritt das Umgekehrte ein. Asra, d. i. „die Blühende", ist die Tochter des Königs von Ghazna, schön wie ein Stern und verliebt wie eine Märchenprinzessin. Ohne den „Glühenden" je gesehen zu haben, wird sie von einer heftigen Leidenschaft zu ihm ergriffen. Sie enthüllt das Geheimnis ihres Herzens einer Kammerfrau, selbstverständlich einer, die verschwiegen wie das Grab ist und sich viel von der Wirkung der Kunst verspricht. Sie rät nämlich ihrem Schützling, sich malen zu lassen. Dies geschieht, und weil Geschwindigkeit keine Hexerei ist, kommt Wamik in Kürze in den Besitz des Gemäldes, das die Herrliche darstellt. Wer mit der orientalischen Bildermalerei vertraut ist, kann sich ungefähr das Werk dieses persischen Titian vorstellen. Immerhin: Wamik versteht sich auch auf gepinselte Hieroglyphen und verliebt sich sterblich in das ihm unbekannte, aber heißbegehrte Original.

Nun folgt, was jedem geläufig, wer sich auf Herzensgeschichten versteht. Der Glühende droht in seiner eigenen Glut zu verbrennen. Da dies für den Erben eines ungeheueren Reiches ziemlich fatal wäre, ist der fürsorgliche Papa wacker bei der Löscharbeit. Aber er hat an sich selber erfahren, wie wenig das fruchtet. Auch die Wälder, in welchen Wamik jagend umherstreift, bewirken keinen Temperaturrückschlag. . . . Was ist da zu tun? Der Chakan hat einen zweiten Sohn, Bahman mit Namen, ein

[1]) v. Hammer-Purgstall: „Geschichte der persischen Redekünste", 42.
[2]) Derselbe: „Geschichte der osmanischen Dichtkunst rc.", II, 45 ff.

Digitized by Google

Milchbruder des Glühenden. Man liest zwischen den Zeilen: Taimus hat sich also doch zu der schönen Turandocht noch eine zweite Gattin zugelegt. Sein empfängliches Herz wird wohl auch diese Verwicklung lösen. Deshalb schickt er seinen Erstgeborenen kurzer Hand auf Reisen, begleitet von Bahman, beide als Kaufleute. Sie sollen die schöne Asra suchen und natürlich auch finden. Daß derlei nicht so leicht ist, begreift man ohne weiteres.... Man ist auf böse Dinge gefaßt, die in der Tat nicht auf sich warten lassen. Die Schrecknisse der Wüste, denen die Reisenden zu unterliegen drohen, sind nur ein schwaches Präludium zu den ungeheuerlichen Dingen, die der erotischen Pfadfinder harren.

Da ist ein zauberkundiger Fürst, Lahidschan mit Namen, ein „Fürst der Peri", der im Kaukasus haust und sich in einer ähnlichen Lage befindet, wie der arme Wamik. Man sollte meinen, einem Gebieter von Genien fiele es nicht schwer, seinen Herzensbedürfnissen nach Wunsch und Laune nachkommen zu können. Offenbar ist Lahidschan blind für all die Schönheiten, in deren Mitte er gebietet, denn er ist über die Maßen liebeskrank. Die schöne Peri Feri hat es ihm angetan, hoffentlich nicht des Reimes willen.... Wamik und Bahman kommen zu Lahidschan und man kann sich denken, daß die lyrische Gesellschaft nach Kräften Süßholz raspelt. Freilich dauert das sentimentale Vergnügen nur kurz. Auf dem Berge Kaf haust ein König der Dschinnen, der Böses im Schilde führt. Am liebsten möchte er die Jammerprinzen mitsamt dem ganzen Schwarm liebreizender Peris in den Boden stampfen. Da ein Geisterkönig alles kann, wird er mit der verliebten Sippschaft wohl wenig Federlesens machen. Aber er weiß nicht, daß Liebe mächtiger ist, als eine ganze Armee windiger Gespenster. Es kommt zur Schlacht, in welcher Wamik Wunder der Tapferkeit verrichtet. Die Dschinnen werden geschlagen, Feri zur Königin des Perireiches ausgerufen und neben Lahidschan auf den Thron gesetzt.

Er ist nun der glücklichsten einer; aber er weiß auch, was Kavalierspflicht ist. Verdankt er sein Glück dem Mute Wamiks, so soll auch dieser sein zur Zeit noch im blauen Nebel schwimmendes Glück der Hilfe des Beglückten verdanken. Vorläufig aber steht Wamik noch auf eigenen Füßen und obliegt seiner alten Leidenschaft, der Jagd. Auf einer solchen verirrt er sich mit seinem Milchbruder in das Revier des Königs Ardeschir[1]) und gerät mit diesem in Streit. Wamik wird schwer verwundet. Bahman jedoch überwindet den Gegner und legt ihn in Fesseln. Man denkt sofort daran, daß dieser König nur aus dem Grunde in die Erzählung eingeschmuggelt wird, um die Handlung zu komplizieren. Am kompliziertesten wird sie für Bahman. Noch weiß der wackere Jüngling nichts von Liebe. Da kommt Ardeschirs Tochter Dilpesir (etwa: Herzblättchen) mit ungeheueren Schätzen angerückt, um den Gefangenen zu befreien.... Mit einer Variation auf „Don Carlos" möchte man sagen: „Wo alles liebt, kann Dilpesir allein nicht hassen". Kein Wunder also, daß die resolute Dame ihr Herz an Bahman verliert, mit diesem, der nicht allzu spröde ist, die Feste Dülguscha („Herzeröffnung") ihres Vaters erstürmt, um zu dem zauberkräftigen Heilmittel zu gelangen, das Wamiks Wunden heilen soll.

Solchen Verrat kann sich eine rechtschaffene Moral selbstverständlich nicht gefallen lassen. Sie erscheint in der Person des Königs von Balkh, Turi Kahreman, dem Freunde Ardeschirs, den freizugeben er von Dilpesir fordert. Desgleichen die Auslieferung des Wamik und des Bahman. Den Leutchen ists auf Schloß Dülguscha nicht geheuer und

[1]) Man beachte die Anknüpfung an die Sassanidenzeit.

Digitized by Google

so übersiedeln sie nach der Feste Nachdschiwan, wo sie indes bald von Turi Kahreman ausgeforscht werden. Unter den Mauern des Schlosses kommt es zu einer erbitterten Schlacht, in welcher Bahman gefangen wird. Dilpesir, Wamik und Pir (der Arzt, der den Glühenden geheilt hat) fliehen nach der Burg Dülguscha zurück und erflehen von Lahidschan und der schönen Feri Hilfe. Beide waren kurz vorher von ihrer Erforschungsreise nach Asra in die Burg zurückgekehrt.

Hier bricht die Geschichte vorläufig ab. Bahman wird im Stiche gelassen und Dilpesir schwimmt in Tränen. Zum Glücke hat der Leser nicht Zeit, diesem Schmerze verständnisinnig sich hinzugeben, denn es wird plötzlich hell: Asra erscheint auf der Bildfläche. Sie ist entschlossen, mit ihrer Amme zu fliehen und beide erreichen glücklich Herat, wo sie sich im Hause eines alten Weibes verbergen.... Wo nichts helfen kann, muß der Zufall eingreifen. Mit dem nötigen Verständnisse für solche Zwischenfälle befreunden wir uns mit einer etwas unmotivierten Begegnung. Dilpesir und Pir sind nämlich auf einer Reise „ganz zufällig" ebenfalls nach Herat gekommen. Das Zusammenfinden der schönen Seelen verleiht selbstverständlich dem Roman neuen Schwung. Rührend sind die Seufzer und Klagen der beiden Damen — Dilpesir und Asra — um Wamik, bedenklich genug für die erstere, die doch ihren Geliebten zu Balkh in Ketten weiß.

Was nun tun? Die vier in Herat verkleiden sich und reisen nach dem Oman. Wasser und Luft treten nun eine besondere Rolle an. Während die Flüchtlinge auf dem großen Wasser segeln, ist Lahidschan eben im Begriffe, Asra zu suchen. Ein Fürst der Peri ist nicht verlegen, um geeignete Verkehrsmittel. Er fliegt also durch die Luft, man weiß nicht wie, was übrigens gleichgültig ist. Kreuz und quer geht die Reise. Als er eben in luftiger Höhe über das Rote Meer streicht — man würde sich vergeblich den Kopf zerbrechen, wie Lahidschan dorthin kommt, verriete nicht das Kommende den Zweck dieses Ortswechsels der Handlung — hört er von unten her ein Stöhnen und Seufzen. Es müssen wahre Trompetentöne des Liebesschmerzes gewesen sein, daß dem Luftreisenden diese Sehnsuchtsklagen nach Wamik und Bahman zu Ohren kommen konnten. Lahidschan senkt sich auf das Schiff herab und bringt dessen Insassen nach der erstbesten Insel. Jetzt endlich weiß man, welcher Art das Luftfahrzeug des Perifürsten war. Nachdem nämlich die Gesellschaft sich durch einige Zeit auf der Insel gütlich getan und die Amme Asras „herzschmelzende" Ghaselen gesungen, geht es wieder hinauf in das Reich der Wolken. Diwe (Dämonen) tragen sie alle fünf davon, die vier Flüchtlinge zu Wamik, den Fürsten der Peri zu Bahman, um ihm Nachricht von seiner bevorstehenden Befreiung zu bringen.

So hätten sich Wamik und Asra endlich gefunden. Aber über den Kummer Dilpesirs vergessen die Glücklichen ganz auf die wohlverdienten Flitterwochen. Wieder geht es auf dem Rücken des „Diws" in die Ferne, nach Balkh, zur Befreiung Bahmans, des unfreiwilligen Strohwitwers. In der nun folgenden Schlacht wird der turanische Schah besiegt und aus dem Lande gejagt. Das Tempo der Erzählung wird immer lebhafter. Zunächst kehrt der überwundene König wieder in sein Land zurück, mit Hilfe eines fabelhaften „Anton des Franken", Wamik wird in einer Wolfsgrube gefangen, Asra, Dilpesir, Bahman, der Arzt und die Amme schwer bedrängt. Die Dinge stehen schief genug, rein zum Umfallen. Aber auch diesmal ist Geschwindigkeit keine Hexerei. In Tus lebt der König Misuban, der ein Gemälde von der schönen Asra besitzt. Wie nicht anders zu denken, ist er „unbekannter Weise" in das Original verliebt, und da

Digitized by Google

er nun hört, Afra weile in seiner Nähe und sei schwer bedrängt, läßt er satteln. Er kommt noch eben zur rechten Zeit, um das Fünfblatt zu retten, nicht aber Wamik, den die Fliehenden — der Schah Turans und der seltsame Anton — mit sich mitnehmen, weit weg, nach dem persischen Golfe, wo alle drei indischen „Feuerwerkern" in die Hände fallen. Genau besehen, sind es Seeräuber, welche in der pyrotechnischen Kunst geübt sind, brennendes Naphtha zu schleudern.

In dieser höchsten Bedrängnis bewährt sich die Natur des Glühenden. Alle drei Gefangenen werden nämlich von den Indern dem Feuertode geweiht; während aber Tur und sein westländischer Freund Anton verbrennen, überwindet Wamik durch die ihm innewohnende Glut die Flammen und geht unversehrt aus ihnen hervor. Es ist also wieder die Macht der Liebe, welche rettend einspringt.... Minder Gutes erlebt der Platoniker Misuban mit ihr. Die befreite Afra sehen und aus Liebe den — Verstand verlieren, ist eins.

Die Geretteten sind undankbar genug, den Verrückten im Stiche zu lassen, was man ihnen insoweit nicht verargen kann, als es ihre nächste Sorge sein muß, dem verschollenen Wamik auf die Spur zu kommen. Für solche Zwecke erweist sich, wie wir schon einmal gesehen haben, das Rote Meer als besonders günstig. Dort irgendwo haust der „Schah der Sengi", ein Äthiopier, vielleicht gar ein Vorfahr des Negus. Da das Naheliegende nicht sehr romantisch ist, muß eine Tochter des Königs von — Kaschmir sich in die Rolle schicken, eine Gefangene des schwarzen Eisenfressers Helhilan — so heißt er nämlich — zu sein. Die Kaschmiritin nennt sich Humâi, ein Name, der uns von anderwärts her ziemlich geläufig ist. Helhilan führt keinen Galanteriedegen, sondern einen bedenklich krummen Türkensäbel, mit dem er die in seine Gewalt geratenen Damen niederhauen will. Das Unerhörte wird dadurch abgewendet, daß man den Barbar zu einem Gelage lockt, ihn berauscht und sodann unschädlich macht.

Vom Persischen Golf nach Äthiopien ist es zwar nicht nahe, immerhin aber nicht so weit, daß der in Einöden und Gebirgen umherirrende, mit Vögeln Wechselgespräche führende, ab und zu auch Drachen und Diws tötende Wamik nicht hinfände. Ein Retter in der Not ist ja jederzeit gut zu brauchen. Wamik tut also seine Schuldigkeit. Er tötet die Palastwachen des Helhilan, läßt aber unvorsichtigerweise diesen entwischen samt seiner kostbaren Beute. Der Äthiopier hat nämlich für angenehme Reisegesellschaft gesorgt, indem er Humâi und Afra mit sich nimmt. Das Ziel dieser Reise ist aber ungeschickt genug gewählt, auch etwas gar zu entlegen, nämlich Tus in Chorassan. Misuban soll helfen, seis auch um den Preis der mitgebrachten beiden Schönen.

Misuban macht große Augen. Offenbar ist er nicht mehr wahnsinnig, denn er erkennt sofort, wie die Dinge stehen. Wütend steigt er vom Pferde, fragt den verblüfften Helhilan, was aus Bahman und Dilpesir, dem Doktor und der Amme geworden, und als er aus dem Munde des Äthiopiers das Nähere erfährt, sendet er sofort Boten an die Vermißten nach Afrika. Helhilan aber wird ins Gefängnis geworfen und in Ketten geschmiedet. Es dauert nicht lange und in den Armen liegen sich die Wiedergefundenen.

Wir denken, es wäre nun genug des grausamen Spieles und Wamik und Afra könnten endlich den Bund fürs Leben schließen. Die Liebenden sind auch in der Tat bereit, zu ihren Eltern zu reisen, um die Angelegenheit in aller Ordnung zu Ende zu führen. Eine kleine Verzögerung kann indes zur Erhöhung der Spannung auf Seite des Lesers nicht schaden. Auch die Jahreszeit tut das ihre. Es ist gerade Winter, der sich

Digitized by Google

wohl kaum zu einer Reise für zarte Prinzessinnen eignet. Nach dem weisen Entschlusse des stets dienstbereiten, von seiner wahnsinnigen Liebe zu Asra blutwenig profitierenden Misuban, sollen drei Boten die schwebende Angelegenheit besorgen: Bahman beim Chakan von Tschin, seinem Vater, die Amme beim Schah von Ghazna, der Doktor beim Fürsten Lahidschan. Wamik wird zum Ritter der Damen bestellt, verbleibt also in Tus. Es dauert aber nicht lange, so treffen alarmierende Nachrichten vom Doktor ein. Der Fürst der Dämonen vom Gebirge Kaf hat die Peris überwunden und die Königin Feri mit sich geschleppt. Diese Hiobspost reißt den kaum zur Ruhe gekommenen Wamik wieder aus den Armen Asras. Wir wissen nicht, ob Misuban nicht heimlich dazu geschmunzelt hat. In Nachdschiwan angekommen, findet Wamik seinen Freund Lahidschan in voller Verzweiflung. Die Lage ist kritisch, bietet aber den willkommenen Anlaß zu neuen Taten. Da Dämonen nicht mit sich spaßen lassen, muß ein Wunder eingreifen. Dasselbe vermittelt ein Talisman — ein Edelstein — den Wamik von Lahidschan mit der Weisung erhält, ihn auf seinem Zuge nach Dschiunistan im — Munde zu halten. Damit ist Wamik unverwundbar. Immerhin müssen unter dieser Voraussetzung die Heldentaten des Glühenden sehr an Wert einbüßen. Aber gerade deshalb geht es bunt genug zu im Geistergebirge Kaf. Diws und Drachen die schwere Menge werden niedergemacht, der Oberdiw Ghur gebändigt, Feri befreit. Am Grabe des Dämonenbezwingers Tahmura darf Wamik mit stolzem Selbstbewußtsein bekennen, seinem Vorbilde in nichts nachzustehen.

Das Ende ist eitel Lust und Freude. Nicht sie — alle „bekommen" sich: Asra ihren Wamik, Dilpesir den Bahman, die Kaschmiritin ihren schwarzen Überwinder. Asra selbst hat es bei Misuban durchgesetzt, daß er den Äthiopier freigäbe und mit Humâi vermähle. Sogar der Doktor kommt zu einem unerwarteten Glücke und fällt der treuen — Amme in die Arme. Ein solcher Ausgang ist gewiß erfreulich nach so vielen ausgestandenen Strapazen. Mit großem Pompe wird in Tus dieses fünffache Hochzeitsfest — Lahidschan und Feri sind nämlich auch zugegen und begehen in bräutlichem Entzücken ihre Wiedervereinigung — unter Anwesenheit aller übrigen hohen Herrschaften, des Chakan Taimus, des Sultans von Ghazna und des Königs Ardeschir, der ganz unvermittelt wie vom Himmel in die ehrenwerte Versammlung fällt.

Das Schönste hat sich der Dichter für den Schluß seiner Liebesepopöe vorbehalten, die Schilderung der — Brautnacht. Leider ist dieses Spiel einer ins Maßlose abschweifenden üppigen Phantasie nicht wiederzugeben. Das sind ganz merkwürdige Verzückungen; man möchte sie erotische Anatomie nennen. Der Beschreibung des Busens Asras allein ist eine ganze Seite gewidmet! Man kann sich vorstellen, was das für krause Umschreibungen und Vergleiche sind . . . Begnügen wir uns damit, daß „der Glühende" und „die Blühende" ohne Schaden an Leib und Seele zu ihrem ehelichen Glücke gekommen sind . . . Im Namen des allerbarmherzigsten Erbarmers, Amin! . . .

Wis und Ramin.

Dieses romantische Epos bildet den Gipfel der ganzen Gattung. Es ist spannend in der Handlung, reich an psychologischen Feinheiten, von sinnlicher Glut durchhaucht und demgemäß von überquellender Üppigkeit. Mit all dem, einschließlich dem vielleicht etwas übermäßig leidenschaftlichen Schwung der Sprache, könnte man sich noch abfinden, besäße das Gedicht nicht ein Gebrechen, das so recht kennzeichnet, welch Geistes die Perser

Digitized by Google

nach dem Erlöschen der heroischen Richtung in der Dichtkunst waren. Auf der einen Seite salbungsvolle Moralpredigten, auf der anderen Meineid und Verrat, abscheuliche Taten in glühende Worte gekleidet, eine Verherrlichung geschlechtlicher Beziehungen, die aller Sitte und Moral Hohn sprechen. Wenn die Unzucht sentimental wird, weiß man, wie viel es geschlagen hat. Es entscheidet nichts, daß der Stoff mit einer altiranischen Volkssage sich deckt. In der Dichtung, wie sie vorliegt, ist der historische Hintergrund völlig verwischt, trotz der Versicherung ihres Schöpfers, er habe als Quelle eine Pehlewischrift benützt. Was von dem alten Gerüste geblieben, ist der Schauplatz, eine Heirat zwischen Bruder und Schwester, ein Feuerordal (wie bei Wamik und Asra) und ähnliche Nebensächlichkeiten.

Als Füllung innerhalb des zerstückelten Rahmens der Überlieferung tritt die sinnliche Liebe mit ihrer alle Schranken durchbrechenden Gewalt auf. Der Verfasser selber gesteht ein, daß er auf Veranlassung seines Gönners, eines Statthalters von Isfahan, den etwas trockenen Urtext ausschmückte, „wie der April den Garten mit blauen Blumen schmückt". Das ist sehr schön gesagt, verschlägt aber nicht, daß gewisse abstoßende Roheiten, die offenbar an der älteren Erzählung hafteten, zwar beschönigt, aber nicht beseitigt wurden. Wahrheitsliebe und sittliches Gefühl sind in dieser Geschichte unenträtselbare Hieroglyphen. Man hat ihr fürwahr zu viel Ehre angetan, indem man sie mit dem keltisch-deutschen Epos „Tristan und Isolde" verglich. König Mobed zeigt wohl hie und da verwandte Züge mit dem trübseligen König Marke, aber beide sind nicht eins, so wenig als Dschurdschani und Gottfried von Straßburg eins sind. Viel näher liegt der Vergleich mit Boccaccio. Wis und Ramin sind das iranische Decamerone. Nur etwas gröber untermalt und mit einer Dosis von Verlogenheit bedacht, die dem naiven Italiener fremd ist. Auch liegen Merw und Florenz etwas weit auseinander.

In Merw herrscht König Mobed, „der Herr der Welt". Gelegentlich eines glanzvollen Hoffestes lernt er die bezaubernde Schahru kennen, ein königliches Weib und Gattin eines Königs. Mobed entbrennt in Liebe für sie, aber als einziger ehrlicher Mensch in den 9000 Doppelversen dieser Epopöe der Sinnenlust, senkt er betrübt das Haupt und läßt Schahru, die Frau des Königs Karan von Mah (Medien), in Frieden. Stärker noch als seine Rechtschaffenheit ist seine Geduld; denn er bescheidet sich damit, zu warten, bis Schahru eine Tochter gebären würde, die er sich im vorhinein zur Frau erbittet. Der Leser, der begreiflicherweise nicht so lange warten kann, erfährt bald hierauf, daß Karans Gattin eine Tochter geboren und daß diese, zur Jungfrau erblüht, an Schönheit und Liebreiz weit ihre Mutter überstrahlt. Man nennt sie Wis.

Dem König Mobed muß indes die Geschichte doch etwas zu lange gedauert haben, denn er vergißt, was abgemacht wurde, und Schahru tut nichts, um dem Gedächtnisse des Beherrschers der Welt nachzuhelfen; im Gegenteile: sie gibt die bezaubernde Wis ihrem Bruder zur Gattin. Also ganz nach altiranischem Brauche, der die Geschwisterehe sanktioniert hatte ... Indessen hat König Mobed in einer Pause seiner weltumfassenden Herrscherpflichten dennoch einen lichten Augenblick und durch diese Lücke seiner selbstherrlichen Gedankenkette schleicht sich die Erinnerung an Vergangenes ein: Wis! Nun begehrt er sie mit der ganzen Heftigkeit neu erwachter Schwärmerei. Und er ist keineswegs jung; den Jahren nach könnte er leicht bei der schönen Wis Vaterstelle vertreten. Karan und Schahru leisten Widerstand, die Liebe entzündet die Kriegsfackel und der König von Mah fällt im Kampfe.

Digitized by Google

Auch jetzt noch widerstrebt es der Mutter, das Geschwisterpaar zu trennen, obwohl Wiru — so heißt nämlich der Bruder und Gatte der Wis — die kritische Angelegenheit ziemlich nüchtern auffaßt. Schöne Worte und königliche Geschenke erweichen das Herz Schahrus, nur begreift man nicht, wieso der König, der doch Schahru früher geliebt hat als deren Tochter und mit dieser seit ihrer Geburt keinerlei Beziehungen hatte, so hartnäckig auf seinen Schein besteht. Man hat das Gefühl, daß der Mann blind in sein Verderben hineinrennt; umsomehr als Wis die Liebe des Alten nicht erwidert. Da taucht auch schon das Verhängnis in Gestalt des jüngeren Bruders des Königs aus der Versenkung. Es ist Ramin, der sich die gespannte Situation zunutze machen will. Wis, das schuldlose Opfer eines übereilten Versprechens, widersteht standhaft seinen Werbungen, denn sie ist züchtig und brav und will ihr Los in Ehren tragen. In solchen Fällen spielen — wie wir schon von Asra erfahren haben — die persischen Ammen eine entscheidende Rolle. Eine solche ist es denn auch, welche die schüchterne Wis mit Liebkosungen und Zuckerwerk überredet, bis sie in der Schlinge des lüsternen Jünglings festsitzt.

Da ändert sich die Züchtige mit einem Schlage. Sie wirft alles: Sitte, Pflicht, Treue, Wahrheitsliebe, wie bauschige überflüssige Kleider von sich. Natürlich sind auch Ramins Hände dabei überaus geschäftig tätig. Und nun beginnt für die beiden ein Leben voll herrlicher Freuden, für Mobed aber ein wahres Martyrium. Man kann es nicht Betrug nennen, was das Pärchen treibt, es ist viel ärger. So schändlich auf Schritt und Tritt hinters Licht geführt zu werden, die Lüge als Morgen- und Abendgebet im Munde, die raffiniertesten Abenteuer aushecknd — es giebt keinen Namen hierfür. In seinen eigenen Gemächern wird dieser iranische Hahnrei gefoppt und verspottet. Für Ramin gibt es keine versperrten Türen, und gäbe es welche, er würde sicher durch das Schlüsselloch schlüpfen. Als Mobed die Treulose ihrer Mutter zurückschickt, hat es der Galan natürlich leicht, Hahn im Korbe zu sein. Später auf ein festes Schloß gebracht, das von einem anderen Bruder des Königs, Zerd, scharf bewacht wird, empfängt Wis dennoch durch mehr als drei Monate die Besuche des Geliebten, ohne daß Dschinnen oder andere fabelhafte Helfershelfer mittäten.

Mit doppelter Binde vor den Augen schleicht Mobed umher und klügelt an den Rätseln des Lebens. Das nächstliegende jedoch vermag er nicht zu enträtseln: sich selber. Da kommt ihm der Zufall zu Hilfe und als er die Treulose auf frischer Tat ertappt, weiß er endlich, woran er ist. Das einfachste wäre nun, reinen Tisch zu machen. Aber Mobed ist nicht der Mann der Tat; ein anderer Pilatus, schwankt er zwischen Kopf und Herz und läßt den Schänder seiner Ehe laufen. Er setzt Ramin als Statthalter über drei Provinzen ein und hängt sich mit schier bejammernswerter Hartnäckigkeit an das leichtfertige Weib, das ihn jetzt, des Geliebten beraubt, erst recht verschmäht.

Wenn es ein persisches Florenz gibt, muß es auch irgendwo in Iran eine Art Ferrara geben, wo man in Saus und Braus lebt und liebt, ganz nach dem Zuschnitt der Renaissance. Ramins Liederlichkeit ist nicht nach der Schablone. Das zeigt sich, als er gelegentlich einer Jagd die bezaubernde Gül kennen lernt, die „Rose", weil sie unter Rosen geboren wurde. Nebenher ist sie eine Prinzessin von Gurab. Ramin weiß nicht mehr, daß es eine Wis gibt und liegt der Huldin zu Füßen, indem er schwört, was er einst der Tochter Schahrus geschworen:

So lang auf Erden Berg und Tal sich breiten,
Gihun und Tigris nach dem Meere gleiten,

Digitized by Google

Der Quell das Wasser, dieses Fische bringt,
Dunkel der Nacht, dem Tage Licht entspringt,
Am Himmel Mond und Sonne sich erhebt,
Empor im Garten die Cypresse strebt,
Der Abendwind durch das Gebirge weht,
Der wilde Esel durch die Steppe geht:
Wirst du bei mir, werd' ich bei dir stets sein,
Bedacht auf uns're Liebe nur allein.[1])

Das sind Worte, in den Wind gesprochen. In dieser faulen Luft schwimmen die Meineide nur so herum. Für Wis wäre jetzt die Umkehr möglich, aber sie kennt derlei nicht, und sinnt auf Rache. Zunächst freilich löst sich das Dreieck ohne ihr Hinzutun, denn Ramin weist nach kaum Jahresfrist die betrogene Gül von sich weg und sendet Botschaft um Botschaft zu seiner früheren Geliebten, um sie wieder zu gewinnen. Zwar Wis trotzt und schmollt, aber es ist alles nur Pose. Wie sie Ramin sieht, erwacht die Kurtisane in ihr und die früheren Winkel und Gartenverstecke kommen wieder zu Ehren. Es ist das reine Blindekuhspiel, wobei jedoch immer nur Einer die Binde vor den Augen hat, und dieser Eine ist Mobed. Vielleicht ist es ein nationaler Zug, daß der Dichter diese ehrliche Schlafmütze zur Karrikatur gemacht hat. Sichtlich steht er allen im Wege, desgleichen der treue Zerd, dem der Versuch, das Pärchen zu trennen, das Leben kostet. Aber auch Mobeds Tage sind gezählt: er wird auf der Jagd von einem Eber zerfleischt und damit endet die Geschichte. Nicht ganz so wie sie in Florenz oder Ferrara enden würde: ein liederliches Abenteuer, zwischen dem Giftbecher und dem Schwerte der Inquisition, bei Spiel und Liebesgirren, die polternde Scharwache am Tore und Degenblitze im Mondlicht. Derlei kennt man in Iran nicht. Dort, im „Mittelpunkte der Welt", gibt es keine Sühne. Wis und Ramin sitzen auf dem Throne der Großkönige und drehen der Moral eine Nase. Das Publikum aber applaudiert, denn es ist nur recht und billig, daß Jugendreiz und Schönheit alles siegreich überwinden . . .

Leila und Medschnun. — Die sieben Schönheiten.

Aus der leichtfertigen Gesellschaft, die uns vorstehend beschäftigt hat, treten wir in eine hyperromantische Atmosphäre. Man kann sich einen größeren Gegensatz kaum aushecken. Das rauhe Iran mit seinem kalten Prunk und seiner raffinierten Sinnenlust steht dem sonndurchglühten, dürftigen, naiv-schwärmerischen Arabien gegenüber. „Leila und Medschnun" ist die Epopöe der Liebenden im islamitischen Osten. Keine Gestalten der Bühne, wie das ihnen verwandte Liebespaar Romeo und Julia, sondern aus den Stimmungen des mit einem Übermaß von romantischem Sinne bedachten Wandervolkes herausgedichtet. Daher die ungeheuere Volkstümlichkeit dieser Dichtung unter allen Völkern zwischen Libanon und Hindukusch. Sie ist vielleicht weniger naiv, als sentimental; so völlig losgelöst von allem prunkenden Beiwerk, in sich selber versunken, wie ein großer Schmerz, den man still trägt und ihn nicht an die große Glocke hängt. Das rein Persönliche überwiegt alles übrige. Die Perser, welche sich gerne zu Tränen rühren lassen, haben dem Stoffe von jeher die größte Teilnahme entgegengebracht. Nizamî und Dschamî — wohl die hervorragendsten unter den zwanzig oder mehr Bearbeitern dieser Liebesgeschichte — mußten daher ihre ganze Kunst einsetzen, um diese Wirkung zu erzielen.

[1] K. H. Graf: „Wis und Ramin" (Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft, XXIII, 375 ff.).

Digitized by Google

Die Handlung an sich ist dürftig, es ist nicht eine Romantik der Tat, sondern eine Romantik des Empfindens. Leila, das schöne Wüstenkind, liebt Medschnun, den herrlichen Jüngling eines befreundeten Stammes. Auch Wüstenkinder unterliegen dem Herkommen, der Tyrannei einer, wenn auch primitiven Gesellschaftsordnung. Sie sind in ihren Entschließungen nicht frei, wie die scheuen Vögel in ihren Einöden. So kann es nicht verwundern, wenn in dieses heimliche Glück plötzlich eine rauhe Hand eingreift. Diese rauhe Hand ist es, welche die liebende Leila einem ungeliebten Gatten zuführt. Ein alter Familienhader, der nirgends schwerer zu überbrücken ist als in den Zeltlagern der Nomaden, hat das Verhängnis gezeitigt. . . . Und es senkt sich auf drei Häupter herab, denn der Zwangsgatte ist von derselben erotischen Schwerflüssigkeit, wie die beiden getrennten Liebenden. Als er aus dem Munde Leilas hört, daß sie ihm nicht in Liebe zugetan sein könne, nagt ein tiefer Gram in seinem Herzen, dem er schließlich erliegt.



Szene aus „Leila und Medschnun".
(Miniatur von Bahzadé, 16. Jahrhundert, chedivigle Bibliothek zu Kairo.)

Nun ist Leila frei und dennoch nicht frei. Es ist wie ein schwüler Spuk; unsichtbare Schatten verhüllen alles Lebende, entrücken es in Fernen, verschleiern es wie etwas Gewesenes, oder Unerreichbares. Wo ist Medschnun? Er durchirrt die Wüste, halb oder ganz wahnsinnig, unfaßbar wie ein Phantom. Alles Nachspüren nach dem Verschollenen ist vergebliches Bemühen. Es gehört wirklich ein gewisses Maß von Selbstbeherrschung dazu, um sich durch die beklommene Welt der Sehnsucht und des Schmerzes in Geduld hindurchzuwühlen. Die Orientalen haben die Nerven hierzu. Und wenn ein morgenländischer Dichter einmal an einem Gedanken zu spinnen beginnt, so läuft der Faden in die Unendlichkeit fort. Man kann es daher dem armen Medschnun nicht verargen, wenn ihm schließlich der Atem ausgeht und er irgendwo in der Einsamkeit der Wüstenei den Geist aufgibt. Von dieser Katastrophe erfährt Leila durch einen wandernden Araber

Digitized by Google

und nun, bricht auch ihr das Herz. Also drei gebrochene Herzen: wahrlich ein Übermaß an schwerer Schicksalsfügung! Wäre nicht eine dumpfe leidenschaftliche Glut, die all dieses Schmachten und Sehnen, die Verzweiflung und die Todesangst durchhauchte, man würde wie in einen narkotischen Schlaf versinken. Und doch klingt aus diesem Poem uns Abendländern ein bekannter Ton heraus, der Ton des mittelalterlichen Minneliedes, wodurch das Fremdartige uns vertraut wird.

Ein anderer berühmter Bearbeiter dieser Liebesgeschichte ist Dschamî.[1]) Aber er hat in ihr nicht jene ergreifenden Töne wie sein Vorgänger Nizamî angeschlagen. Ein schwermütiges Versenken in lyrische Stimmungen überwiegt. Nizamî ist weit leidenschaftlicher, farbenprächtiger, es ist Temperament in ihm, daß aber — des dünnflüssigen Stoffes wegen — immer wieder im Sandmeer der Tränenlyrik versickert. Nizamî soll sich von der altarabischen Sage nicht sehr angezogen gefühlt haben; der Zeitgeschmack war aber für ihn maßgebend genug, um sich der nach seiner eigenen Anschauung nach undankbaren Aufgabe zu unterwerfen. Nach Nizamî hatten sich — um die wichtigsten Namen zu nennen — Emir Chosru, Katibi, Hatifi und Dschemali mit dem melancholischen Liebespaar beschäftigt. Letzterer gab dem Paare einen veränderten Titel: Mahzun und Mahklub, d. i. „der Betrübte und die Verliebte"....

Drei von den vorgenannten Dichtern — Nizamî, Emir Chosru und Katibi — sind unter etwa zehn Bearbeitern des gleichen Stoffes auch an der romantischen Ausgestaltung der Liebesabenteuer Bahram Gurs, welche unter den wechselnden Titeln der „Sieben Schönheiten", oder „Acht Schönheiten", oder der „Sieben Lusthäuser" (Katibi) in den Kreis der versifizierten Liebesromane treten, beteiligt. Bei Nizamî, wohl dem bedeutendsten der Bearbeiter, überwiegt ganz entschieden ein weicher Lyrismus, der aber durch farbenprächtige Ausschmückung und mehr noch durch eine formvollendete Darstellung nicht so eintönig wirkt, wie bei anderen Erzählungen dieser Art. Bezüglich des Stoffes selbst verweisen wir auf das, was über Bahram Gur an anderer Stelle mitgeteilt wurde....[2])

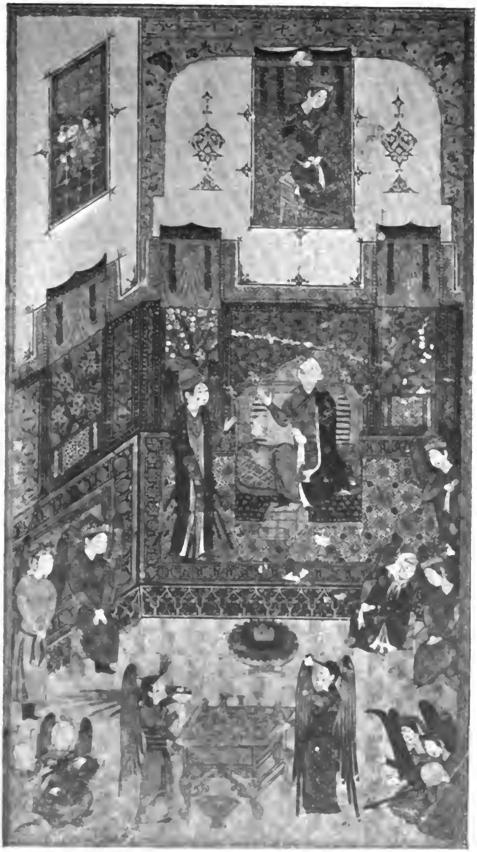
Um Wiederholungen zu vermeiden — die bedeutsamsten Liebesaffären gekrönter Häupter wurden ja schon im historischen Teile berührt — verweisen wir hier kurz auf das berühmteste unter allen romantischen Epopöen „Chosru und Schirin", das im weiten Osten eine ähnliche Popularität erlangt hat, wie die arabische Liebestragödie „Leila und Medschnun", ferner auf Emir Chosrus ergreifende Geschichte vom indischen Prinzen Chizrchan und der Tochter des Radja von Gudscherat und auf Karmânis „Humâi und Humâyûn", die in die Zeit der ältesten iranischen Heldensage zurückgreift, aber durchaus erfunden ist. In Dschemalis „Mihr und Nigar" (Liebe und Schönheit) finden sich unverkennbar die Gestalten des Schirinstoffes verkörpert.

* * *

Prosaroman.

Neben dem romantischen Epos hat sich in Persien schon frühzeitig der Prosaroman eingebürgert und zahlreiche Federn in Bewegung gesetzt, um dem allgemeinen Bedürfnisse nach schöngeistigen Unterhaltungsschriften entgegenzukommen. Manches dieser lyrischen Prosawerke bildete den Vorläufer für spätere poetische Gestaltung derselben

[1]) Proben bei v. Schack: „Orient und Occident", I. Bd. Stuttgart 1890.
[2]) Vgl. S. 373.



Mohammed al Karmânî: „Liebesgeschichte des Prinzen Humâî und der Prinzessin Humâyûn".
Persische Handschrift des Kalligraphen Mohammed ben Hassân aus dem Jahre 1427. (K. k. Hofbibliothek in Wien.)

Digitized by Google

Stoffe. So fand beispielsweise Firdusi, als er daran ging, sein Königsbuch zu verfassen, Prosaschriften vor, welche die altiranischen Sagen schon vier Jahrhunderte vorher (unter Chosru Nuschirwan) festgelegt hatten. Ähnliches gilt von anderen schönliterarischen Stoffen. Mit dem Aufblühen des geistigen Lebens in Persien nahm die Romanliteratur einen so gewaltigen Umfang an, daß man zu der Vermutung kommt, die meisten dieser Schöpfungen seien dem Schaffensbedürfnisse ihrer Urheber entsprungen, ohne irgend eine nennenswerte Verbreitung gefunden zu haben. Auch beobachtet man hier dasselbe Verfahren wie bei den romantischen Epen, die Wiederholung derselben Stoffe in verschiedenen Bearbeitungen.

Von der Masse dieser Prosadichtungen interessieren uns selbstverständlich nur diejenigen, welche irgendwie zu dem Weibe in Beziehung stehen. Es ist das ewig wiederkehrende Thema der Liebe. Mit einfachen Mitteln lieben die persischen Romanciers nicht zu arbeiten, das erkennt man beispielsweise an dem Roman „Kitab i Samak Iyar" des Sadakah Ben Abi l'Kasim, einem dreibändigen Werke der merkwürdigsten Abenteuer, durch welche sich als erotisches Motiv der Liebeswettstreit des Prinzen Churschid Schah und seines Stiefbruders Farruchruz endlos hinzieht. Die Schöne, um welche so umständlich geworben wird, ist die Prinzessin Mahpari, die Tochter des Kaisers von China.

Etwas mehr historischen Hintergrund hat das „Hamza-nameh", ein Märchenmotiv, das wundersamerweise in die Prophetenfamilie hinüberspielt, denn der Held der Geschichte, Hamza, ist niemand anderer als der Sohn des Abd ul Muttalib und Onkel Mohammeds. In diesem Romane begeht das romantische Rittertum seine tollsten Bocksprünge. Hamza, in dessen Adern auffällig viel von dem Stoffe pulst, der unsere abendländischen Minnesänger und Frauendiener zu ihren Torheiten verleitete, kommt zunächst an den Hof des großen Sassanidenkönigs Nuschirwan, um dessen Tochter Mihr-Nigar (wörtlich: Liebe-Schönheit) zu freien. Hamza ist zwar „nur" Ritter und kein Sänger, aber man denkt unwillkürlich an den berühmten Troubadour Jaufre Rudel, der seine Seele zu Füßen der „Gräfin von Tripolis" aushaucht. Hamza freilich hat keine Zeit zum Sterben, denn er muß die Riesen von Ceylon besiegen, mit dem Kaiser von Rum (Byzanz) und dem König von Ägypten kämpfen und andere Heldentaten vollbringen, um des hohen Preises in der Person der Sassanidin würdig zu erscheinen. Auch für letztere finden sich verwandte Züge aus unserer heimischen Minnesängerzeit. Allerdings so üppig ist Mihr-Nigar nicht, wie „Angliae regina", die vielbesungene Eleonore von Poitou. Auch von einer Agnes von Montluçon hält sie sich zehn Armlängen entfernt. Mihr-Nigar ist züchtig und gerät nicht auf jenen schlüpfrigen Pfad, auf welchen die praktischen Liebeshelden der damaligen Zeit mit raffiniertester lyrisch-sinnlicher Equilibristik so sicher aufzutreten verstanden.

Es kommt aber ein noch schärferer Gegensatz zur Geltung. Niemand wird behaupten, daß unsere mittelalterlichen Frauendiener frei von Eigennutz waren. In Persien ist dies anders. Eine fast erheiternd wirkende Prachtfigur in diesem Sinne ist der Held der wundersamen Geschichte „Hatim Tai", der die Kastanien für andere aus dem Feuer holt. Das geht so zu. Irgendwo in Arabien naseführt eine Prätentiöse ihre Anbeter. Sie heißt Husn Banû, hat also keinen Namen, denn das Doppelwort ist nur eine Bezeichnung, etwa „Schöne Schwester". Im übrigen ist sie eine geistige Verwandte der Turandocht des Nizami und dessen Bahram Gur-Geschichten. Auch Husn Banû will nur demjenigen Manne angehören, der sieben von ihr gestellte Fragen prompt beant-

Digitized by Google

wortet. Nicht eigentlich Fragen, sondern in Spruchweisheit eingewickelte Rätsel. Sie lauten:

1. Was ich einst sah, das begehre ich ein zweites Mal.
2. Tue gutes und wirfs aufs Wasser.
3. Tue nichts Böses; tust du es, so wird es dir begegnen.
4. Wer die Wahrheit spricht, ist immer ruhig.
5. Er soll mir Bericht vom Berge Nida bringen.
6. Er soll eine Perle machen so groß wie ein Entenei.
7. Er soll mir Bericht vom Bade Badgard bringen.

Selbstverständlich ist kein Sterblicher imstande, in diesem Dornendickicht die verborgenen Rosen zu pflücken. Zum Teile Rätsel, die gar keine solchen sind. Besonders lebhaft bemüht sich ein verliebter Prinz, der offenbar nicht weiß, wo der Berg Nida zu finden ist, obwohl er mit der ersten Frage vollkommen mit der Begehrten übereinstimmt. Auch in der Anfertigung von künstlichen Perlen ist der Prinz nicht bewandert. Da er mit Glanz durchfällt, irrt er verzweifelt umher, ohne zu wissen, was er beginnen soll. Da begegnet er dem Wundermanne Hamza, der die seltene Eigenschaft hat, alles für andere zu tun. Eine außergewöhnlich ehrliche Haut, dieser Hatim vom Stamme Tai. Er hört des Prinzen Klage, ohne zunächst helfen zu können. Auch ihm wird von den Rätselfragen ganz dumm im Kopfe, aber er verfügt über ein Maß von Tatkraft, mit der er die spröde Schöne zu überwinden hofft. Es ist ganz unglaublich, was der wackere Ritter jedesmal erleben muß, so oft er auszieht, um eine der Fragen — die sie ja eigentlich gar nicht sind — zu lösen. Aber nicht nur der hilflose Prinz, auch der Leser kommt hierbei auf seine Rechnung. Fabelhafte Abenteuer, Hexenmeister und Spukgestalten, greuliche Dämonen und verführerische Feen, Zauberpaläste und Wundererscheinungen müssen einspringen, damit die Nüsse der Husn Banû aufgeknackt werden. Aber anstatt selber davon Gebrauch zu machen, teilt der biedere Hamza die so umständlich ergatterten Lösungen dem überglücklichen Prinzen mit, der die Schöne nun im Triumphe heimführt.... Wenn sie nur nicht späterhin hinter den Schwindel kommt!

In allen schöngeistigen Prosawerken der Perser überwiegt das Märchenhafte, und es ist gut, daß dem so ist. Denn nur in dieser Form ist diesen Geschichten jener anziehende fremdartige Reiz aufgeprägt, durch den sie erst genießbar werden. Nebenher versagen auch der ungekünstelte Humor und die reiche Erfindungsgabe der betreffenden Schriftsteller niemals ihre Wirkung. Manche dieser Geschichten sind in die Sammlung von „Tausend und eine Nacht" eingeschmuggelt worden, waren aber ursprünglich selbständige Schöpfungen. Die bekanntesten dieser Erzählungen sind das „Sindbad-nameh" und das „Tut-i-nameh" (Papageienbuch), dann das „Bakhtiar-nameh", das die Geschichte vom Prinzen Bakhtiar und den zehn Veziеren behandelt, die ebenfalls der großen arabisch-persischen Märchensammlung einbezogen worden ist. Abendländische Schriftsteller haben sich schon früh diese Quellen zunutze gemacht. Im Sindbad-nameh geht es namentlich im Frauengemache des Königs ziemlich bunt zu.[1])

Im Bakhtiar-Roman ist zwar viel Schablone, nach persischem Muster nämlich, aber die Führung der Handlung verrät eine geschickte Hand. An die Phantasie werden keine erheblichen Ansprüche gemacht. Daß es ein Räuberhauptmann zum Großvezier bringt, weil er sich um das Haus des Königs verdient gemacht hat, bezeugt die lobenswerte

[1]) Vgl. M. Landau: „Die Quellen des Decamerone", Stuttgart 1884. S. 28 ff.

Unbefangenheit solcher Fabelkönige. Der, um den es sich hier handelt, hat freilich die Untugend, sich die Schönen des Landes, wo und wie er sie findet, anzueignen. Von einer Jagd heimgekehrt, die Tochter eines seiner Veziere sehen, sich in sie verlieben und in das Harem stecken: dazu braucht ein solcher König nur drei Atemzüge. Der Vater schlägt Lärm, bringt einen Aufstand zustande und König und Königin müssen fliehen. Von einem befreundeten Hofe aus, an welchem sie Zuflucht gefunden, gelingt es indes den Vertriebenen, Krone und Reich wieder zu gewinnen. Auf dem Heimwege passiert aber etwas Unangenehmes. Die Königin kommt mit einem Knaben nieder und da eben Räuber sich einfinden, vergißt das Herrscherpaar in der Eile, mit der es sich aus dem Staube macht, auf das schreiende und zappelnde Pfand der Liebe. Der Hauptmann der Bande aber hat ein Herz unter dem rauhen Wams und erbarmt sich des hübschen Kindes.

Man weiß ungefähr, was kommen wird. Nach Jahren machen königliche Truppen die Räuber dingfest und mit ihnen kommt auch der schöne Knabe in die Residenz des Königs. Als erklärter Liebling des Herrscherpaares, zumal des Königs, fehlt ihm nichts zu einer beneidenswerten Karriere. In der Tat wird er bald Schatzmeister und erfreut sich auch anderer Begünstigungen, was den Neid der Veziere erregt, die ihn nun bei ihrem Gebieter tüchtig ankreiden. Sie kämen damit allerdings nicht weit, wenn nicht ein böser Zufall Wasser in ihre Mühle brächte. Der Knabe — Prinz Bakhtiar — hat ein wenig über den Durst getrunken, hat sich in den weitläufigen Räumlichkeiten des Königspalastes verlaufen und ist schließlich irgendwo eingeschlafen. Bedenklicherweise ist dieses Irgendwo zufällig das Gemach — der Königin. Darob großer Hofskandal. Prinz und Königin werden eingekerkert. Das Ende kann nicht fraglich sein. Da rät einer der Veziere der Königin, sie möge ihre Unschuld damit bezeugen, daß sie den Prinzen eines Attentates auf ihre eheliche Treue anklagt. Ein etwas abgebrauchtes Motiv allerdings; aber es tut seine Schuldigkeit. Die Königin wird begnadigt, der Prinz jedoch zum Tode verurteilt. Das Weitere ist Schablonenarbeit. Der Verurteilte erzählt zunächst eine Geschichte, die von einem unschuldig Gemaßregelten handelt, wodurch er für diesen Tag den Aufschub der Hinrichtung erwirkt. Es folgen dann noch acht ähnliche Geschichten in ebensoviel aufeinanderfolgenden Tagen. Der Prinz Bakhtiar ist aber keine Schahrazad und so geht ihm am neunten Tage der Faden aus. Sicher wäre es jetzt um ihn geschehen, wenn nicht als Retter in der Not der bewußte Räuberhauptmann vor den König hinträte und diesem durch untrügliche Beweismittel klar machte, daß er seinen verschollenen Sohn vor sich habe. Darob großer Jubel auf Seiten des Herrscherpaares. Der König dankt zu Gunsten seines Sohnes ab und dieser ernennt seinen Retter zum Großvezier.

Im „Tut-i-nameh“ (Papageienbuch), dessen Inhalt indischen Ursprunges ist und von Zinaeddin Nahschabi in persischer Sprache bearbeitet wurde, ist die schöne Khodschisteh, d. i. „die Glückliche“, die Heldin einer Ehebruchsgeschichte. Eigentlich ist ein sprachkundiger, Vergangenes und Zukünftiges wissender Papagei die Hauptperson. Ein Starweibchen ist sein Gespiele. Die genannte Dame ist die Gattin des Prinzen Mirmur, der gelegentlich auf Reisen geht und aus diesem Anlasse seinem Weibchen ans Herz legt, nichts von Belang zu tun, bevor sie nicht die beiden klugen Vögel um Rat befragt hat. Die Strohwitwe fügt sich resigniert in ihr Schicksal, bis „der Richtige“ kommt und ihr den Kopf verdreht. Zu Beginn ist sie standhaft, als sie aber dem Galan ein Stelldichein gewährt, wird sie gleichwohl schwankend und holt sich zunächst Rat beim Starweibchen, zu dem sie aus Geschlechtsrücksichten mehr Zutrauen hat als zum Papagei. Der unvorsichtige Vogel aber ist entschieden gegen das Abenteuer, was ihm das Leben kostet. Khodschisteh holt

Digitized by Google

den Star aus dem Käfig und dreht ihm zornentbrannt den Kragen um. Nun wendet sich die Prinzessin an den Papagei, dem es in Anbetracht des soeben Vorgefallenen nicht geheuer erscheint, den Mahner zu spielen. Aber als Mitschuldiger an der Treulosigkeit seiner Herrin möchte er gleichwohl nicht erscheinen. Als die Nacht, in welcher das Stelldichein mit dem fremden Prinzen stattfinden soll, hereinbricht, erzählt der kluge Vogel der Prinzessin eine spannende Geschichte, die sie auf ihr Versprechen gegenüber dem Galan völlig vergessen macht. So geht es durch fünfzig Nächte fort. Da kommt Mirmur zurück und erfährt durch den Papagei, was geschehen. Er hat nichts Eiligeres zu tun, als nun seinerseits der treulosen Gattin den Hals umzudrehen ...

Was sonst noch im uferlosen Meere der persischen Vielschreiber als literarisches Seegras herumschwimmt, darf wohl als wertlos beiseite geschoben werden. Wenn die Perser selbst das alles, ohne sich geistige und körperliche Beschwerden zuzuziehen, zu verdauen vermögen, dürfen sie sich die gesunde Konstitution ihres Nationalhelden Rustem zuschreiben, der einen ganzen — Waldesel, wie man zu sagen pflegt, „auf einem Sitz" verzehrte. Ob ein solches Nahrungsquantum schwerer verdaulich ist, als beispielsweise des Scheich Muin al Miskins Prosaroman „Yussuf und Zuleikha", oder Mir Mohammed Takis „Fruchtgarten der Phantasie", mag nicht untersucht werden. Letzterer Roman umfaßt nicht weniger als 15 Bände und erinnert an die literarischen Salpenketten chinesischer Autoren. In diesem Fruchtgarten blüht und duftet es, daß es seine Art hat. Persisches Süßholz ist hier in ungeheuren Mengen aufgestapelt. Das Ganze zerfällt in die „Frühlinge", diese wieder in „Rosengärten", „Rosenflore" und „Rosenbeete", an deren Statt wir nüchterne Abendländer Hauptstücke, Abschnitte und Kapitel zu setzen pflegen. Aber was tut man nicht alles dem tyrannischen Geschmacke zuliebe? Fast möchte man in unserer eigenen Literatur, vornehmlich in den überwuchernden Schöpfungen gewisser Zeitströmungen, Vorbilder erkennen, die vom fernen Iran her über unsere Schultern gucken. In Persien haben ganze Schriftstellergenerationen von den Abfällen gelebt, welche die großen Dichter auf ihrem Lebenswege zurückließen. Nirgends ein Aufschwung zu selbstgeschaffenen Idealen, zu neuen Ideen oder Weiterentwicklung der nationalen Überlieferungen. Die Sucht nach verwegenster Pikanterie verzerrte die alten Liebesgeschichten zu Karrikaturen und arbeitete den Inwohnerinnen der Harems in die Hände, wo der Sinn für das Naive und Ursprüngliche, für das Kindlich-romantische der Feen- und Wundermärchen allmählich verloren gegangen war. Da boten denn die ewigen, widerlichen Verführungs- und Ehebruchsgeschichten den besten Ersatz. Man war in Iran um ein Bedeutendes früher „modern" als bei uns.

* * *

In der Zeit dieses Niederganges der persischen Literatur (vom Beginne des 16. Jahrhunderts) brachten bedeutsame geschichtliche Ereignisse die Geister außerhalb Irans wieder in Gärung. Es ist nicht zu verkennen, daß die iranische Kultur gerade in den wildesten politischen Stürmen eine wunderbare Zähigkeit an den Tag legte. Immer wieder breitete sich ihr Lichtschein aus und die Barbaren, welche das Volk geknebelt hielten, verdankten den äußeren Glanz ihrer Herrscherherrlichkeit ganz ausschließlich dieser Gloriole, deren sie zur Ausstaffierung ihrer Größe nicht entbehren konnten. Mahmud von Ghazna würde nachmals nicht von Millionen im Munde geführt worden sein, hätte an seinem Hofe nicht persischer Geist den Ton angegeben. Niemand würde

Digitized by Google

heute mehr an die Schlachten und Eroberungszüge des Ghaznawiden erinnert werden, wenn nicht der Dichter des Königsbuches mit dem finsteren Krieger in engster Beziehung gestanden hätte. Nicht die Götzen strahlen Licht aus, sondern sie empfangen es von den Tempelampeln.

Ein halbes Jahrtausend später sehen wir dieses Schauspiel in noch weit eindringlicher Art sich wiederholen. Abermals war es ein fremdes, barbarisches Volk, das mit seinen Reiterhorden den iranischen Rosengarten in den Boden stampfte. Zur Zeit, als einer der größten europäischen Monarchen, Kaiser Karl V., sagen konnte, daß in seinem Reiche die Sonne nie untergehe, richtete im fernen Indien ein schlitzäugiger Mongolen-Chan einen Thron auf, der denjenigen des großen Habsburgers weit überstrahlte. Dieser Mann war Kaiser **Baber**, der Begründer des Kaisertums Hindustan (1526). In dem uralten Märchenlande war eine Sonne aufgegangen, die im übertragenen Sinne Jahrhunderte hindurch in strahlender Unbeweglichkeit ein Reich beschien, das vom nordischen Altai über die himmelstürmenden Gipfel Hochasiens hinweg bis in die heißen Tiefländer Indiens reichte. Was Baber geschaffen, erhielten und verstärkten seine Nachfolger: **Humayun**, **Akbar**, **Djehangir**, **Djehan**, **Aureng Zeb** u. a. Dieselben Mongolen, welche den Chalifentraum der Abbassiden in Blut und Feuer erstickten, schufen ein anderes Feenmärchen an den Ufern des heiligen Ganges. Noch heute sprechen die Überreste dieser phantastischen Herrlichkeit eine nur zu beredte Sprache. Nicht in den dürren, von schemenhaften Luftspiegelungen erfüllten Steppen Mesopotamiens tritt uns die vielgerühmte Märchenpracht des Orients entgegen, sondern an jenen grotesk-romantischen Palästen, Moscheen und Mausoleen der indischen Großmogule.



Kaiser Akbar.
(Aus einem indischen Manuskript, Bibliothek des Firmin-Didot, Paris.)

Der größten einer war jener **Akbar**[1]), den die Geschichte den „Großen“ nennt und den, selber ein Dichter, die Dichtkunst verherrlicht hat. Ein dreifacher Glorienschein

[1]) Regierte von 1556–1605.

Digitized by Google

ummob dieses backenknochige Mongolenhaupt: Kriegsruhm, Staatskunst und geistige Größe. Es ist also nicht die Rasse, welche die Kultur macht. Dschengischan und Akbar waren die Auserkorenen desselben Volkes, aber sie sind fürwahr nicht eins. Schon der häßliche, kleine Gasan — einer der „Ilchane“, wie die Nachfolger des Chalifenschreckens Hulagu sich nannten — hatte bewiesen (Ende des 14. Jahrhunderts), daß auch unter einer gelben Haut Geist und Herz stecken können.

So war Akbar, so war sein prunkvoller Hof zu Dehli. Dort war alles, was Geist hatte, vereint, mochte dieser Geist von woher immer kommen: aus dem verwüsteten Arabien, aus dem unter der gleichzeitigen Herrschaft der Saffiden wieder aufblühenden Persien, aus dem uralten Sagengeranke Hindustans. Das entsprach völlig der geläuterten, aus pantheistischen Neigungen hervorgegangenen Weltanschauung des großen Kaisers. Ihm war es einerlei, ob Koran oder Bibel, Avesta oder Veda: wo er das Schöne, Erhebende, geistig Veredelnde fand, faßte er es an. Niemals hat an einem orientalischen Fürstenhofe eine auch nur ähnliche geistige Regsamkeit geherrscht wie zur Zeit Akbars zu Dehli. Es mutet ganz fabelhaft an, wenn man liest, wie es an diesem Sonnenhofe von Schöngeistern nur so wimmelte, die Literatur sozusagen ihre Staatskanzlei hatte, in welcher alle Fäden einer ans Großartige grenzenden geistigen Tätigkeit zusammenliefen. Nie war die Poesie hoffähiger als dort, nie übte sie auf das ganze Kulturleben größeren Einfluß aus, als in diesem indischen Capua der Geister.


Prinzessin aus der Zeit der Großmogule. (Nach einer indischen Miniatur.)

Die Vermittler dieser geistigen Auferstehung aber waren die Perser. Sie knüpften an das Alte des Westens das Alte des Ostens an. Arabische und persische Überlieferungen tauchten in die hindustanische Märchenwelt der Vorzeit unter, um aus diesem Lichtbade zu neuem Leben zu erwachen. Während der Dichter Urfi (ein Schirasite, gest. 1572), der Rose der Sassanidenzeit, der bezaubernden Schirin, neues Leben einhauchte, machte einer seiner Zeitgenossen unter blühenden Mangobäumen die Bekanntschaft des „Prinzen Bakhtiar“ und verdolmetschte dessen rührende Geschichte seinen Landsleuten im fernen Iran. Der Leser weiß, wie es sich mit diesem, in eine unfreiwillige Hyppolitrolle hineinintriguierten Märchenprinzen verhält. Dann kam Faizi und übersetzte die wundersame Geschichte von „Nal und Damayanti“, und im Vereine mit Fazl und Badauni

Digitized by Google

die gigantischen Nationalepen der Inder, das „Mahâbhârata" und das „Râmâyana". Wie weit der Gesichtskreis dieser Literaturerwecker ging, beweisen deren Übertragungen



Chosru, persisch-indischer Prinz, mit Bajaderen. (Miniatur in der Sammlung des »Cabinet des Estampes«, Paris.)

des „Bhagavad Gita" und des „Yoga Vasishtha". Das erstere ist das gefeiertste Lehrgedicht der Inder. Es heißt zu deutsch: „Lied des Erhabenen".

Um diesen geistigen Austausch zu ermöglichen, entstand neben der einheimischen Sprache, dem Hindi, ein neues Idiom, das Hindustani (Urdu). Die Hofsprache aber war das Persische. Wie die persischen Dichter sich in die Zauberwelt der Inder versenkten, so die indischen Dichter in die ihnen bis dahin unbekannten Rosendickichte der iranischen

Digitized by Google



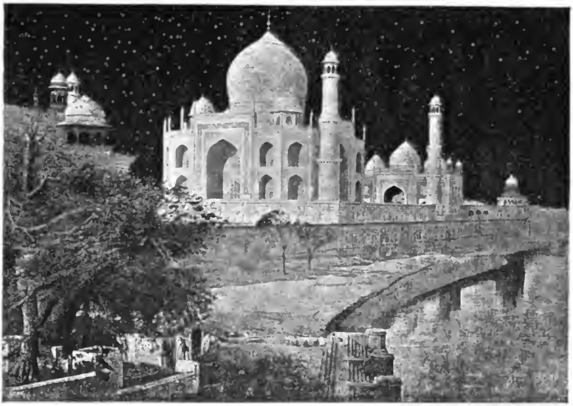
Fliesen-Mosaik aus dem Mogulenpalast zu Agra.

(Aus: E. W. Smith, „Mogul Colour Decoration of Agra“, Parte I, Pl. XXXVII. Allahabad 1901.

Digitized by Google

Kassiden und Ghaselen, mit ihren klagenden Nachtigallen, schmachtenden Augensternen, Mondgesichtern und süßlichen Liebesseufzern. Kein Wunder, daß auf diesem Wege auch Yussuf und Zuleikha entdeckt wurden und in anderer Gewandung in das indische Liebesleben einzogen.[1])

Dafür hüllte sich Kaiser Akbar von Zeit zu Zeit in das härene Kleid der Sufi, um sich in dem Irrgarten der persischen Mystik zu ergehen und über die Nichtigkeiten des Daseins nachzusinnen. Ein anderer Salomo unter dem heißen Himmel Indiens. Denn auch mit Akbars Fatalismus vertrug sich recht gut ein wohlbesetztes Frauenhaus, in welchem 100 Weiber und nebenher etwa 5000 andere weibliche Inwohner des



Der Taj i Mahall in Agra. Grabmal der Lieblingsfrau des Schah Djehan.
(Begonnen circa 1630. Weißer Marmor mit reicher Mosaikinkrustation. Vielleicht das schönste Baudenkmal Indiens, an dem 20.000 Arbeiter durch 17 Jahre arbeiteten.)

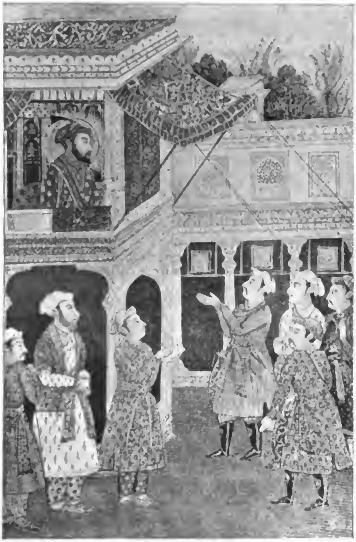
fabelhaft prunkvollen „Taj i Mahall" (Krone des Harems) für Akbars üppige Neigungen zu sorgen hatten.[2]) Danach kann man ungefähr ermessen, in welchen Geleisen sich im allgemeinen das Liebesleben bewegte. Glanz und Pracht, durch ausschweifende Phantasie ins Maßlose gesteigert, im Bunde mit den sinnlichen Erregungen, welche durch die Wirkungen eines tropischen Klimas und einer üppig-herrlichen Natur gefördert wurden, ließen jene wollüstig-weichen Stimmungen überwiegen, welche für dieses seltsame persisch-indische Literatur-Mischmasch charakteristisch sind. Die mystische Ekstase, die es seit jeher verstanden hat, dem indischen Genußleben unter dem Deckmantel göttlicher Begeisterung zu frönen, verwischte vollends alle ethischen Grundsätze und räumte dem schrankenlosen Verlangen nach irdischem Glück den Platz.

[1]) Richard Schmidt: „Çrivaras Khatakantukam". Die Geschichte von Josef im persisch-arabischen Gewande. Sanskrit und deutsch. Kiel 1898.

[2]) F. A. v. Noer: „Kaiser Akbar II." (Leiden 1880), 331.

Digitized by Google

Das ist das Feuerwerk der Sinne, das, wie die pyrotechnische Kunst überhaupt in umso deutlicherer Flammenschrift aufloht, je dunkler der Hintergrund ist. Das klingt paradox, wenn man an den indischen Feuerhimmel denkt und an die lichttrunkenen Blumenkelche, an die marmorhellen Palasthallen und an das leuchtende Arabeskenwerk kaiserlicher Lustschlösser. Aber all diese lichtheitere Zier haftet auch an den Gräberstätten, den pompösen Mausoleen. Der Tod ist hier der freundliche Pförtner, der an der Schwelle der ewigen Paradiesgärten steht. Gleichwohl möchte man sich von einer so aussichtsreichen Übersiedelung nicht ohne weiteres überraschen lassen. Welche Stimmung mochte wohl den Nachkommen Akbars, Kaiser Djehan, beherrscht haben, als er sich in die philosophische Weisheit der Puranas und Upanishads vertiefte und bei dieser erbaulichen Arbeit von dem fanatischen Aureng Zeb, seinem eigenen Bruder, niedergemacht wurde? Oder vollends jenen bis in das vorige Jahrhundert hineinreichenden unglücklichen Kaiser Alam, der als Dichter den schmeichelhaften Namen „Aftab“ (Sonnenglanz) führte, und den man des Augenlichtes beraubte?



Schah Djehan, Audienz erteilend.
(Aus einem indischen Manuskript, Bibliothek des Firmin-Didot, Paris.)

Wo die Gier nach schrankenloser Lebenslust ihre Orgien begeht, sitzt die Muhme Grausamkeit daneben und würgt im Liebestaumel. Der geblendete Schah stimmt ergreifende Trauerklänge an, indes ein Mohammed Taki sich an den Schönheiten seiner sensualistischen Kunst ergötzt, mit der er seine „Flammen der Liebe“ (schu alai i ischq) den heiter Genießenden darbietet. Kaiser Akbar ist längst nicht mehr, als die üppige Courtisane Farh Bachsch die salomonische Herrlichkeit jener vergangenen Zeit im Kreise gleichgesinnter und gleichgestimmter Freunde zu neuem Leben erweckt. Wir atmen hier nicht mehr den Rosenduft persischer Erotik, sondern jene schwülere Luft des „Kamasutram“, der indischen Ars amatoria des Vatsyayana ...

Mit diesen Randglossen hat sich ganz von selbst mehr und mehr eine Lücke aufgetan, die sich sofort zu einem weitgeöffneten Tore erweitert, durch das wir in jenen

Bereich des literarischen Schaffens eintreten, der uns dem Frauentum näher bringt, als irgend ein anderer. Es ist

die Lyrik.

Um die persische Lyrik ist es ein eigen Ding. Wer gewohnt ist, im lyrischen Genius den unmittelbaren Gefühlsausdruck der Dichterseele zu erkennen, den Ausdruck des eigenen Selbst, dessen Innenleben, von der Inspiration befruchtet, die schwimmenden Stimmungen in feste Ufer leitet, der wird auch in der Lyrik der Perser da und dort den erwünschten Ankerplatz finden. Aber es ist dennoch zweierlei. Der unverfälschte Lyrismus ist der unsichtbare Strahl, der, von außen kommend, auf dem Wege durch das eigene Ich, wie durch ein Prisma das Licht in einen Farbenbündel auflöst. Die Wirkung ist also sozusagen elementar. Das formgebende Wort ist das Echo von inneren Stimmen, die als Vibrationen des Weiten, des Unendlichen zum reinen Ton in der Dichterseele sich verdichten. Auch das ist etwas Elementares. Das Ursprüngliche, Unmittelbare. Gefühlsrätsel und Bilderrätsel, wie überhaupt das ganze verwirrende Netzwerk des Symbolismus, müssen den klaren Tropfen Himmelstau trüben.

Verhält es sich nun mit der persischen Lyrik im Sinne der ersten vorstehenden Sätze? Scheinbar wohl, wenn man sich lediglich an den Subjektivismus seiner Darbietungen hält. Dieser Subjektivismus krankt aber an dem Erbübel aller persischen Dichterei, dem Mangel lauterster Wahrheit. Und zwar im doppelten Sinne: einmal sind die Stimmungen vorwiegend erkünstelt, nur des formgebenden Wortes halber genährt, zweitens hüllen sie sich in ein Medium, das ihre wahre Natur verschleiert. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten der persischen Lyrik, daß ihr Kern nicht unmittelbar vor Augen tritt, sondern aus den Nebelhüllen der Mystik erst hervorgesucht werden muß. Daß derlei die Lektüre solcher Schöpfungen verleiden muß, liegt auf der Hand. Dem Uneingeweihten freilich bleibt dieser Sachverhalt zunächst verborgen. Wer Hafis oder Dschamî, oder einen anderen Lyriker in mehr oder weniger gelungenen Übersetzungen liest, läßt die zierlichen Verse ganz unmittelbar auf sich wirken. Einen fundamentalen Unterschied zwischen ihnen und jenen seiner eigenen Dichter wird er nicht herauszufinden vermögen. Und dennoch besteht ein solcher Unterschied, und zwar ein sehr tiefgehender. Denn wenn in irgend einer Literatur Lyrismus und Symbolismus sich decken, ist es die persische.

Mit anderen Worten: in der persischen Lyrik weiß man nie, wie man daran ist. Das heißt nicht etwa, daß der betreffende Dichter uns etwas vormacht, was er gar nicht empfindet. Man ist zwar auch in dieser Richtung schlimm daran, das Absonderliche aber liegt wo anders. Es ist jenes früher erwähnte „Medium". Alles Denken und Empfinden muß durch dieses Medium hindurch. Die ganze persische Lyrik ist in den Nebel eines Mystizismus eingehüllt, der so mächtig die Geister beherrscht, daß sich eine andere Form der lyrischen Produktion gar nicht denken läßt. Selbst dort, wo die ursprüngliche, unverklausulierte Lyrik in zwangloser Weise sich gab, mußte sie hinter die Schleier des Symbolismus flüchten, um überhaupt vor der sitten- und religionsstrengen Klerisei (die aber selber seit jeher im Punkte Heuchelei das Größtmöglichste leistete) bestehen zu können.

Diese Geistesrichtung, welche dem Bedürfnisse entsprang, sich der starren Dogmatik des Koran zu entwinden, hat den iranischen Volksgeist weit von der Bahn seiner naturgemäßen Entwicklung abgelenkt. Mit dieser Richtung zugleich wurde, um sie der Verfolgungswut der orthodoxen Kirche zu entrücken, in allen geistigen Betätigungen der

Digitized by Google

Zweideutigkeit der weiteste Spielraum gegeben und damit dem Nationallaster der Perser, der Heuchelei, in großartiger Weise Vorschub geleistet. Allerdings darf dieser Vorwurf nicht auf die Begründer der Richtung und einzelne ihrer vornehmsten Träger, zumal der älteren, ausgedehnt werden. Auch ist es nicht die Lehre als solche — eine schwärmerische Mystik mit pantheistischem Einschlag — sondern ihre spätere Nutzanwendung als Deckmantel für eine grobsinnliche materialistische Weltanschauung, welche zersetzend in alle Lebensverhältnisse eingreift, die hier in Frage kommen. Wenn man einmal dahin gekommen ist, die tierische Sinnenlust mit dem Genuß des Göttlichen, schmutzigste Wollust mit schwärmerischer Erhebung zum Ewigen zu identifizieren, so ist auch die Grenze von Wahrheit und Lüge, Offenheit und Heuchelei ausgelöscht.

Das mystisch-philosophische System der Perser ist der **Sufismus**. Von dem Asketen Abu Said ben Abu l Chair um das Jahr 200 der Hidschret als eigentliche Sekte begründet, war das Augenmerk ihrer Mitglieder vorzugsweise auf eine genauere Beobachtung der Lehren des Islam gerichtet. Eine eigentliche Lehre war der Sufismus damals noch nicht. Seine Anhänger gaben sich lediglich in freiwilliger Weltabgeschiedenheit erbaulichen Betrachtungen hin, verschmähten Besitz und weltliche Freuden und kleideten sich in härene Gewänder. Daher die Bezeichnung „Sufi" von suf, d. i. Wolle. Als organisierte Sekte waren die Sufi ein überraschendes Novum im Islam, denn dieser verpönte das monastische Leben. Insofern sich aber die Askese mehr und mehr zu mystischen Spekulationen erweiterte, fanden sich die Wurzeln dieses neuaufkeimenden Triebes schon bei den Arabern, welche bereits in der Jugendzeit des Islam Gemeinschaften organisierten, deren Angehörige, über die stramme Dogmatik des Koran hinweg, in ihrer Weise regen Anschluß an Gott suchten. Daß auch Frauen diesen Gemeinschaften angehörten, kann nicht überraschen. Von besonderem Interesse aber ist, was **Ibn Khallikan** von der frommen Frau **Rabiah** erzählt. Sie war zu nächtlicher Zeit auf das Dach ihres Hauses gestiegen, um ihrem Bedürfnisse einer innigeren Annäherung an Gott im folgenden Gebete nachzukommen:

„O, mein Gott! Jetzt schweigt der Lärm des Tages, alle Stimmen sind verstummt; im stillen Gemache erfreut sich das Mädchen der Liebe. Ich aber genieße einsam Deines Umgangs; denn in Dir erkenne ich meinen wahren Liebhaber"... Durch die Felder wandelnd, sprach sie: „Mich erfaßt ein Verlangen nach Dir, o Gott! Du bist zwar die Scholle und Du bist der Stein; Dich selbst aber wünschte ich zu sehen"... Da sprach der Erhabene, ohne vermittelnde Ursache, in ihrem Herzen: „O Rabiah! Hast du nicht vernommen, daß, als Moses Gott zu schauen verlangte, der Berg, dem sich nur einige Teilchen der göttlichen Majestät offenbarten, gewaltig erschüttert und zerklüftet wurde? Sei also du mit meinem Namen zufrieden"... Wiederum wallfahrtete sie gen Mekka; als sie aber die Kaaba sah, zu deren Verehrung sie gekommen, sprach sie: Den Herrn der Kaaba bedarf ich. Was ist mir die Kaaba? Ich bin ihm schon so nahe gekommen, daß jener Spruch von mir gilt: Wer sich mir um eine Spanne nähert, dem nähere ich mich um eine Elle. Was ist mir also die Kaaba? ... Als man Rabiah einst aufforderte, sie solle doch heiraten, sagte sie: „Durch die Bande der Ehe ist meine Person schon lange gefesselt und deshalb nenne ich mein Dasein in mir erloschen; aber in ihm (Gott) neugeschaffen und seit jener Zeit ganz im Schatten seiner Herrlichkeit weilend, bin ich ganz Er selbst. Wer mich also zur Braut will, der erwarte mich nicht von mir, sondern von ihm"... Als man sie nun fragte, wie sie zu dieser Gnade gekommen sei, erwiderte sie: „Dadurch, daß ich alles, was ich fand, in Ihm verloren habe"... Als aber Hassan von Basra sie fragte: „Auf welche Weise hast Du Ihn erkannt?" antwortete sie: „Du Hassan, hast Ihn in bestimmter Weise erkannt, ich aber ohne bestimmte Erkenntnisart" ... Als man sie ein andermal fragte: „Siehst Du

Digitized by Google

Ihn, den Du verehrst?" gab sie zur Antwort: „Gewiß sehe ich Ihn; denn wenn ich Ihn nicht sähe, würde ich Ihn nicht verehren."... Als Rabiah in eine schwere Krankheit fiel und um deren Ursache befragt wurde, rief sie aus: „Ich habe über die Freuden des Paradieses nachgedacht, deshalb hat mich mein Gott gezüchtigt."... Ein andermal sagte sie: „Die innere Wunde meiner Brust zehrt mich auf und sie kann nur durch Vereinigung mit meinem Freunde geheilt werden. Immer werde ich dahinschmachten, bis am jüngsten Tage meine Zeit erreicht sein wird."

Schon bei Rabiah zeigen sich deutlich Spuren einer Vermengung irdischer und überirdischer Dinge. Der „Freund" ist besonders bezeichnend hierfür. Späterhin haben persische Lyriker mit diesem Euphemismus böse Begierden maskiert. Aber auch das Weib und die Liebe mußten es sich gefallen lassen, in die Schleier der Mystik eingenestelt zu werden. Die arabischen Sufis, streng asketisch, bleiben auch streng orthodox; bei den Persern aber rief das poetische Bedürfnis alle lebensfähigen Elemente des Heidentums wieder herauf. Aus dem fertigen Gerippe einer kirchlichen Dogmatik ließ sich nichts mehr machen; aus den gestaltlosen, aber farbenreichen Phantastereien der uralten Kosmogonien dagegen ließen sich Anregungen holen, die wie ein frisches Bad wirkten.

Solche Anschauungen mußten das energische Einschreiten der orthodoxen Priesterschaft geradezu herausfordern. Verfolgungen der Schwärmer mit Feuer und Schwert waren an der Tagesordnung. Daß dies nicht die richtige Methode ist, einen Sektenglauben zu vernichten, weiß man von anderwärts her. Das Martyrium war durch alle Zeiten nur ein Ansporn mehr zum ausharren. Auch der Sufismus schuf Märtyrer in Hülle und Fülle. Neben dem Martyrium aber liegt in der Regel dicht das Wunder. Als man den begeisterten Sufi Schems Tabrisi lebendig geschunden, weil er angeblich einen Toten erweckt hatte, wanderte er, seine Haut auf dem Arme, weiter, und befahl, als ihn hungerte, der Sonne herabzusteigen und ihm einen Ochsen zu braten. Dabei wäre auf ein Haar die ganze Welt verbrannt, hätte nicht der Heilige zur rechten Zeit die Sonne wieder an ihren Platz geschickt.

So mußte es kommen, daß mancher Sufi es schon auf Erden dahin brachte, erklären zu können: „Ich bin die Wahrheit, ich bin Gott." So jener Hallaj, den man ans Kreuz schlug, weil er öffentlich verkündet hatte, daß Gott in denjenigen einzöge, der durch Sinnesabtötung die letzte Spur der Menschennatur von sich abstreife. Ganze Systeme wurden aufgestellt, auf welche Weise die stufenweise Vervollkommnung bis zur vollständigen Vereinigung mit Gott zu erreichen sei. Da aber die Verfolgungen auf die Dauer dennoch störend wirkten, schob man jene Zweideutigkeiten ein, welche dem Sufismus in seiner weiteren Ausgestaltung die Handhabe gaben, alles und jedes zu deuten, wie es ihm beliebte. Den Dichtern zumal, denen es um das Kasteien und um die fleischliche Abtötung ganz und gar nicht zu tun war, bildete der Sufismus stets das Hintertürchen, durch welches sie den Knütteln der orthodoxen Religionswächter entschlüpfen konnten. Das waren im Grunde noch die ehrlicheren. Sie deuteten Liebe und Wein mystisch, die Liebe als die des Sterblichen zu Gott, den Rausch als Ekstase. Selbst die glühendste Sinnlichkeit fand auf diesem Wege Zuflucht beim Ewigen. Die unehrlichen unter ihnen, die richtigen Heuchler aber, machten es umgekehrt: während sie öffentlich fast schemenhaft im Meere der Mystik zerflossen — im „Fana", dem indischen Nirvana entsprechend — versanken sie im Geheimen im Schmutze gemeinster Laster.

So ist die sufische Lyrik zur Allegorie geworden. Die moschuswangige Geliebte ist Gott, die Schenke ist Gott, der Inhalt des Bechers ein himmlischer Tropfen, den die Seele schlürft, die Sehnsucht nach der Teueren eine solche nach dem Ewigen.

Digitized by Google

Als man einmal den angeblichen Gründer des Sufismus, den bereits genannten Abu Said[1]), fragte, was die Liebe sei, gab er zur Antwort: „Sie ist das Netz Gottes". Sinngemäß also die Schlinge, in der Gott die Menschen fängt. . . . Trotz solcher Anzüglichkeit sagt eine persische Quelle von dem ältesten mystischen Dichter, Hakim Kisai aus Merw, „die Erdschicht der Begierde hatte er von der Herzensfläche mit dem Ärmel der willenlosen Gottergebenheit fortgefegt und den aufwirbelnden Staub der Lüsternheit von dem Busenplan mit dem Naß der beiden Gramesaugen gelöscht". . . . Eine blumige Lüge, denn in den Moralgedichten des Merwers fehlt es durchaus nicht an lüsternen Dingen.

Charakteristisch für die Sekte ist, daß Abu Said ganz unverblümt das sufische Doppelgesicht zeigt. Einmal ermahnt er:

Willst du wahrhaft Mann sein, abseits von dem Pfad des Daseins steh;
Trinke nicht vom Wein der Liebe, sag' der Trunkenheit Ade.
Trage länger nicht nach Locken schöner Götzen Sehnsuchtsweh.
Was verschlägt es denn dem Götzen? Künd'ge ihm den Dienst und geh!

Selbstverständlich versenkt sich der Asket ganz in Beschaulichkeit zu Gott. Aber wer glaubt ihm das, wenn man die nachstehenden Verse liest?

Es nistet tief dein Angedenken sich Tag und Nacht ins Herz mir ein,
Es haust die Lust nach deinen Wangen mir heimlich still im Herzensschrein,
Und nimmer löst sich aus dem Ringe des dir geweiten Sklavendienstes,
So lang er noch das Bild des Lebens umschließt, mein Herzensedelstein.

Oder noch unzweideutiger in der nachstehenden Strophe:

„Wem zu Liebe", frug ich einstens, „schmückst du stets so reich dich, sprich?" —
„Mir zu Liebe", war die Antwort, „eins und alles bin ja ich!"
„Bin die Liebe, bin das Liebchen und der Liebende nicht minder,
Bin der Spiegel, bin die Schönheit, schaue in mir selber mich!"

Auch die Epigramme Abu Saids zeigen dieses Doppelgesicht. Man weiß nicht: sind sie Gebete in Form von Liebesgedichten, oder Liebesgedichte mit religiösem Einschlag. . . .

Wenn nun auch religiöse Schwärmerei ansteckend wirkt, wird sie gleichwohl nicht alle Geister mit sich fortreißen. Im Gegenteil: sie wird zum Widerspruch geradezu herausfordern. In der Zeit, als der Sufismus mit fast elementarer Gewalt die Herzen erfüllte und die Köpfe verdrehte, geschah Ähnliches. Die Freidenker kamen zu Wort. Sie wagten es, zu erklären, daß die Mystik gar keine Berechtigung habe, dem Leben, Denken und Fühlen Inhalt zu geben. Hätten diese logischen Köpfe das moderne Wort „Sport" zur Verfügung gehabt, so würden sie es hier angewendet haben. Der Mathematiker und Astronom Omar Chijam[2]) (gest. 1123) beispielsweise konnte unmöglich mit den phantastischen Systemen der Sufi sich abfinden. Für ihn, den scharfen Denker, war dies alles blauer Dunst. Auch der Dichter Nassir Chosru (gest. 1088) verspottete die Mystiker und warf sich, um seinen Anschauungen praktische Bedeutung zu geben, kopfüber in ein schrankenloses Genußleben. Später freilich ekelte ihn dieses Treiben an und er vertauschte den Weinbecher mit dem Pilgerstabe.

[1]) Lebte von 979 bis 1062.

[2]) Bodenstedt: „Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjam", II. Aufl. Berlin 1881. — v. Schack: „Strophen des Omar Chijam", Stuttgart 1878.

Digitized by Google

Trotz alledem ging die Mystik unbehindert ihre Wege. Sie war noch lange nicht auf ihrem Höhepunkte angelangt. Ein neuer Bahnbrecher erschien auf der Bildfläche: Ibrahim Ferideddin Attar[1]), der, mit einem Übermaß von schwärmerischer Begeisterung und lebendiger Einbildungskraft bedacht, den sieben Himmeln des Propheten ebenso viele irdische Vervollkommnungsstufen gegenüberstellte. Die zweite dieser Stufen ist das „Ischk", die Liebe, als Feuer gedacht, das im Nu den aufsteigenden Rauch (d. i. den Verstand) aufzehrt, bis der Sufi selbst zum flammenden Feuer wird und völlig von Liebe brennt und lodert. Das System der sieben Stufen mußte, um wirksam zu sein, entsprechend popularisiert werden. Der Genannte erreichte dies durch das Mittel der Dichtung. In seinen berühmten „Vogelgesprächen" (mantik-ut-tair) läßt er die Vögel eine höchst abenteuerliche Reise durch sieben Täler nach dem Zauberberge Kaf unternehmen, auf dem der weise Simurgh (Phönix) als König herrscht.[2]) Auf den Vorschlag Hudhuds (Wiedehopfs), der einst der Königin von Saba den Weg zu Salomo gewiesen, erwählten die Vögel den Simurgh zu ihrem Gebieter. Übrigens waren von all den Scharen, welche die gefahrvolle Reise unternommen hatten, nur dreißig ans Ziel gelangt. Alle übrigen waren entweder umgekommen oder unterwegs zurückgeblieben. So ergeht es auch den Sufis, die nach der Höhe streben, oder Geist und Seele in die verwickelte Lehre von der „Substanz der Wesenheit" versenken. . . . Ferideddin ist auch der Verfasser eines „Bülbül-nameh" (Nachtigallenbuch), in welchem die Liebe der Rose zur Nachtigall besungen wird, selbstverständlich mit streng sufischem Hintergrunde. Das Pand-nameh (Buch des Rates), das eine Sammlung von moralischen Mahnungen und Sprüchen enthält, ist auch ins Deutsche übertragen worden.[3])

Der König unter den sufischen Dichtern ist Dschelaleddin, mit dem Beinamen „Rumi", d. i. der aus Rum, mit welchem Namen die Orientalen das byzantinische Reich bezeichneten. Zu diesem gehörte auch Kleinasien, wo der Dichter am Hofe des Seldschukensultans Alaeddin I. zu Konja, selber ein begeisterter Freund und Förderer der Dichtkunst, sein Leben verbrachte. Geboren ist er zu Balkh im Jahre 1207. Er ist der größte Mystiker des Morgenlandes und zugleich der größte pantheistische Dichter aller Zeiten.[4]) Er ist der Stifter der Drehderwische und seine Hymnen werden heute noch von seinem Orden (Mewlewi) statt der Gebete gesungen, obgleich darin der sufische Pantheismus, die Auflösung des mohammedanischen Gottes ins All und Nichts, unverkennbar ist. Dies geht schon aus dem Glaubensbekenntnis Dschelaleddins hervor, wenn er sagt, wie er seinen Gott vergebens am Kreuz der Christen und im Götzentempel, aber vergebens auch in der Kaaba, vergebens in sieben Erden und sieben Himmeln gesucht habe, bis er ins eigene Herz hineinsah; und dort war Gott, und nur in dieser Erkenntnis Befriedigung und Beseligung. Ihn dort zu finden, hat der Dichter umsomehr recht, als er selber schon war, da es noch keinen Namen, noch kein Zeichen vom Dasein gab, kein Ich und kein Wir, sondern nur Gott.[5])

Dschelaleddins Derwischtanz soll den Tanz der Sphären und die Verzückung der von Gott trunkenen Seele symbolisieren. Die gleiche Verzückung und Trunkenheit, im Verein mit schwärmerischem Schwung, belebendem Bilderreichtum und formvollendeter Sprache, erfüllt

[1]) Lebte von 1119 bis 1230, also 111 Jahre.

[2]) Eine deutsche Übersetzung dieses an poetischen Schönheiten reichen Gedichtes gibt es nicht. Eine französische Prosaübersetzung ist von Garcin de Tassy besorgt worden (Paris 1863).

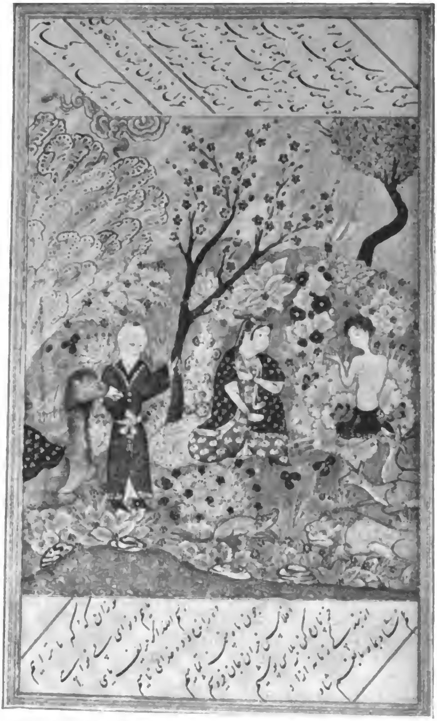
[3]) G. H. F. Nesselmann: „Das Buch des Rats" (Pand-nameh), Königsberg 1871.

[4]) H. Ethé: „Der Sufismus und seine drei Hauptvertreter in der persischen Poesie" (Morgenländische Studien Leipzig 1876).

[5]) Vgl. v. Kremer: „Geschichte der herrschenden Ideen des Islam", 259.

Digitized by Google

auch Dschelaleddins Gedichte[1]). Bezeichnend für den Aftermystizismus dieses „poetischen Derwischtanzes", wie ein Literarhistoriker diese Gedichte genannt hat[2]), ist eine wollüstige Überschwänglichkeit ohne logischen Zusammenhang und ohne „künstlerischen Verstand."



Nizami: „Leila und Medschnun". Persische Handschrift des Kalligraphen Schams ed din Karmâni aus dem Jahre 1500. (K. k. Hofbibliothek in Wien.)

Wir haben im vorstehenden dem Sufismus aus dem Grunde mehr Raum gegeben, weil dessen Kenntnis unentbehrlich für das Verständnis der persischen Lyrik ist. Denn für unser eigentliches Thema, die Frauen, fällt hierbei nichts ab. Der Sufismus strengster Observanz hat es mit seiner überirdischen Liebe sicher ernster gemeint, als der Schwarm der Nachbeter und erotischen Zeichendeuter, denen die Mystik lediglich als Maske für ihre Ausschweifungen diente. Schon Omar Chijam, der ausgelassene Heiterkeit, Freude an Wein und irdischem Wohlleben den dürren religiösen Dogmen entgegengesetzt hatte, war als eine Art persischer Voltaire den grimmigsten Verfolgungen seitens der

[1]) Rosenzweig: „Auswahl aus den Divanen des größten mystischen Dichters Persiens". Wien 1838. — Tholuck: „Aus dem Mathnawi" in dessen „Blütensammlung", S. 53 bis 191. — G. Rosen: „Mesnewi oder Doppelverse des Scheich Mewlana Dschelaleddin Rumi". Leipzig 1849. — Außerdem in Friedr. Rückerts Gesammelten Werken, 1819, III, 246 bis 258 (Aus dem Divan).

[2]) A. Baumgartner: „Geschichte der Weltliteratur", I, 574.

Digitized by Google

Rechtgläubigen ausgesetzt und selbst mit dem Tode bedroht. Da aber der gelehrte Astronom ein vortrefflicher Dichter war, konnten seine Schöpfungen nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Um sie der Nachwelt zu erhalten, wurden sie nachmals mystisch umgedeutet. Darin prägt sich die ganze Verlogenheit der persischen Lyrik aus. Man führe sich nachstehende Verse Omar Chijams zu Gemüte und erwäge, in wie weit hier von mystischen Dingen (die man dem Dichter später aufgebunden hatte) die Rede sein könne.

Wenn in deines Herzens Tiefen nur die Saat der Liebe sprießt,
Gleich ists, ob du in Moscheen oder Götzentempeln kniest;
Hast du ins Buch der Liebe deinen Namen eingeschrieben,
Nicht mehr denkst du dann an Strafe oder an Belohnung drüben.

*

An Rubinenlippen schwelgend, in der Hand den Becher Wein,
Bei dem Schall der Tamburine sich der Lust der Erde weih'n,
Wohl ists schön das — aber dann erst, wenn du jedes Band zerrissen,
Das dich an die Erde bindet, glaub', beginnt dein wahres Sein!

*

Wo sind die Sänger, wo ist der Wein? Geschwind nur eingeschenkt!
Gesegnet sei dir das Herz, das fromm des Morgentrunks gedenkt!
Vor allem auf dieser Erde sind drei Dinge das beste, glaubt:
Ein holdes Liebchen, der Morgentrunk und ein weinbenebeltes Haupt.

Mit derselben Begründung, Verse dieser Art mystisch zu deuten, könnte man einen Abu Nowas einen Heiligen nennen. Indes scheint auch die Lyrik an sich schon frühzeitig wenig Kredit gehabt zu haben, was in Betracht all dieser mystischen Deuteleien, Zweideutigkeiten u. s. w. begreiflich erscheint. Ein nach Omar Chijam auftretender Dichter, der satirische und pessimistische Enweri (gest. 1152), von dem der berüchtigte Ausspruch herrührt, daß das Weib das verfinsternde Gewölk am Himmel des Mannes sei, spottet:

Pfui, Liebesdichter, die die Nacht in größter Angst verbringen,
Wie sie am besten Zuckermund und Lockenpracht besingen!

Gleichwohl sollte die Lyrik gerade von diesem Zeitpunkt sufischer Geistesbenebelung ab erst ihre volle Entwicklung nehmen. Enweris Spott war noch nicht verklungen, als Nizami[1]), der „Tasso der Perser", die vollen Akkorde der Erotik anstimmte. Zwar ist er auch der Verfasser eines größeren moralischen Lehrgedichtes, „Magazin der Geheimnisse" (Machzan ul azrar) und etlicher didaktischer Poesien[2]), seinen Ruhm aber verdankt er den versifizierten Liebesromanen.[3]) Seine Bedeutung als Lyriker kommt indes vorwiegend in seinem Divan zur Geltung. Bezeichnend für die Übergangsperiode, an deren Schwelle Nizami steht, ist der Umstand, daß er in jungen Jahren stark zur sufischen Askese neigte, später aber einer heiteren Lebensanschauung sich zuwandte. Er war ein Stillgenießender, der die Einsamkeit dem lärmenden Treiben an den Fürstenhöfen vorzog. Panegyriker also war er keiner; und dennoch einer — ein Lobsänger der Frauen.

Nizami fand den Boden gut vorbereitet. Der kraftvolle Nationalismus, das Phantastisch-Heroische der Welt Firdusis waren längst zu Grabe getragen. Die Mystik schlug

[1]) Sein voller Name lautet: Nizam eddin Abu Mohammed Iljas ben Yussuf. Der Dichter lebte von 1141 bis 1202.

[2]) W. Bacher: „Nizamis Leben und Werke", Leipzig 1871.

[3]) Vgl. S. 404.

zwar gewaltige Wellen, die alles zu verschlingen drohten. Es gab aber nüchterne freigeistige Köpfe, lebensfreudige Herzen genug, denen in diesem nebeligen Zwielicht recht öde in der Seele wurde. Zumal die sonnigere Phantasie der Frauen bekam das Frösteln nicht los. Da trat Nizamî unter sie und zeigte ihnen seine glänzenden Schätze: krause Phantastik, tragische Idyllik, romantische Liebespaare — eine ganze Welt von Ritter- und Schäferpoesie nach morgenländischem Zuschnitt. Das war ihr Mann: ein Dichter von fast frauenhafter Schwärmerei, weich und wohlig, die Leidenschaften mit zarter Hand aufwühlend, der Dichter des Liebesschmerzes und der Sehnsucht. Es war etwas ganz Neues, diese Beklommenheit der Kreatur, der Reiz des vom Unglück belasteten Herzens, des krampfhaft zusammenzuckenden, bis die erlösende Tat es laut aufjauchzen macht. Es ist ein Leben wie ein unheimlicher Spuk, eine stete Angst vor dem Unfaßbaren, ein ewiges Rascheln in unsichtbaren Weiten, aus denen das Glück kommt, und das Unglück, die Seligkeit und der Schmerz. Mit einem Worte: Märchenstimmung bis in die Fingerspitzen und dennoch ein Widerschein all der Dinge im Leben, welche ein schüchternes Frauenherz mächtig



Nizami: „Chosru und Schirin". Persische Handschrift des Kalligraphen Schams ed din Karmânî aus dem Jahre 1500. (K. k. Hofbibliothek in Wien.)

Digitized by Google

bewegen, es aufwühlen, in Todesangst aufschreien machen.... So ist Nizamî. Er ist es in „Chosru und Schirin", in „Leila und Medschnun", in den „Sieben Schönheiten". So ist er auch in seinen Gedichten. Ein tiefes, echt lyrisches Stimmungstalent. Zart und rein, in allem einem Perser so unähnlich wie möglich. Und dennoch keine Blumenromantik, keine schüchternen Seufzer, keine Weihrauchwedel für die unnahbare Unschuld. Er hat Freude am Leben und will sie niemand verkümmern. Er ist ohne Falsch, seine Erotik ist nicht geheuchelt. Die Verstellungskünste eines Hafis, der mit dem Liebesschmerz kokettiert und sich ins Unglück hineindichtet, kennt Nizamî nicht. Ein sympathischer Dichter, wie kein zweiter, den Irans Sonne beschienen.



Nizami: „Chosru und Schirin". Persische Handschrift des Kalligraphen Schams ed din Karmânî aus dem Jahre 1500. (K. k. Hofbibliothek in Wien.)

Der furchtbare Mongolensturm zu Beginn des 13. Jahrhunderts machte bis auf weiteres allem Liebes- und Versegetändel ein Ende. Es war, als ob ein Falke in einen zwitschernden Vogelschwarm gefahren wäre. Mit einem Schlage wurde es mäuschenstill. Hie und da ein Schrei wie in dunkler Nacht, wenn ein Raubtier einen Singvogel erwürgt.

Schon hatte es den Anschein, als sollte die ganze persische Kultur für immer vom Erdboden hinweggefegt werden, als die Wogen des turanischen Schreckens allmählich abliefen. Eine Verschiebung in Bezug auf die Örtlichkeiten, in welchen das Geistesleben sich wieder betätigen konnte, hatte gleichwohl platzgegriffen. Bekanntlich waren es mongolische Häuptlinge selber (die Ilchane), welche nach dem allgemeinen Blutbade den Ölzweig in die Hand nahmen, um unter dem Zeichen des Friedens die Geister von neuem zu erwecken.

Gleichwohl blieb die Nachwirkung nicht aus. Was noch an geistiger Schaffenskraft erübrigte, war vom Osten des Reiches nach dem Westen und Süden verpflanzt worden, wo sich noch einige Fürstenhäuser aus den letzten Dynastien erhalten hatten, bei denen Kunst und Wissenschaft Schutz fanden. So in Konja in Kleinasien und in Schiras im südlichen Persien. Die heitere Weise des Sängers kam freilich nicht sofort zu Wort. Die Zeiten waren ernst gewesen, der überstandene Schrecken stak noch allen in den Gliedern. Eiferer, ob nun unberufene Sittenrichter, oder berufene Religionswächter, nützten die Lage aus. Der Weltuntergang war zwar nicht hereingebrochen, sondern auf halbem Wege stehen geblieben, aber das war denn doch eine sehr eindringliche Mahnung. Man glaubte mit einem Male zu erkennen, daß man eine Zeit des hohlen Treibens, der angefressenen Moral und Charakterlosigkeit hinter sich habe. Was waren denn alle diese phantastischen Überspanntheiten der Romantik, dieses Spielen mit Luftgebilden, der kriechende Panegyrismus anderes als Zeichen einer niedergehenden Geistesepoche? . . . In eine Gesellschaft, die dem süßen Leichtsinn gehuldigt, den poetischen Schaffenstrieb für ihre geselligen Freuden und als Mittel zur Lobhudelei der Großen ausgenützt hatte, war fast elementar der Allarmruf zur Umkehr hineingefahren. Ein düsteres Memento auf den lustigen Bacchanal.

Daß in der Zeit dieser geistigen Reaktion der Weizen der Moralisten in Blüte kommen mußte, liegt auf der Hand. Der Größten einer, an dem diese Wandlung verkörpert in die Erscheinung tritt, ist Saadi, mit seinem vollen Namen Muscharrif eddin ben Muslih eddin Abdulah, im Jahre 1184 in Schiras geboren, wo er auch im Jahre 1292 das Zeitliche segnete. Er ist der größte Moralist des Morgenlandes und sein Name ist noch heute gefeiert von den Säulen des Herkules bis zum Sundameer. Saadi, der Dichter der Spruchweisheit, hat als Derwisch den ganzen Osten bis nach Indien hinein und den Westen bis Südeuropa dreißig Jahre lang durchwandert und durchlebt, und er war 90 Jahre alt, als er zur Feder griff. Er ist von großartiger Bedeutung für die ganze mohammedanische Welt, denn sein „Gulistan" (Rosengarten) dient als Lehrbuch neben dem Koran von Westafrika bis China.[1]) Zumal die Perser holen sich in seinen Werken[2]) Rat in allen schwierigen Lebenslagen.

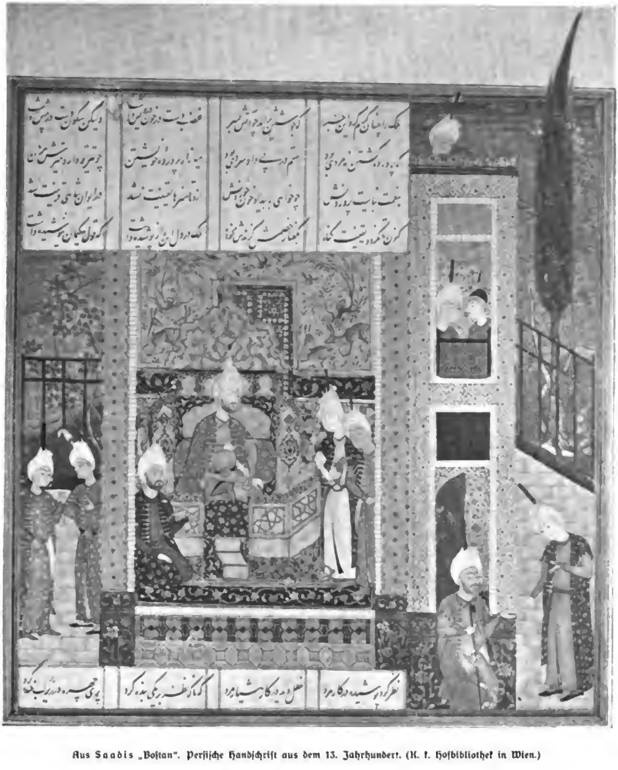
Saadi hat noch den Mongolenschrecken erlebt, kam jedoch mit heiler Haut davon. Am Hofe des kunstsinnigen Selghuriden Abu Bekr fand er endlich die langersehnte Ruhe, um sich zu sammeln und seine Lebenserfahrungen in Abhandlungen, Kassiden, Ghaselen, Scherzgedichten, Sentenzen u. s. w. niederzulegen.

[1]) Vambery: „Wanderungen &c. in Persien" (1867), 242.

[2]) F. Nève: »Le poète Saadi«, Louvain 1881. — W. Bacher: „Saadi-Studien" (Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, XXX, 81 bis 106). — Übersetzungen des „Rosengarten" (Gulistan) von B. Dorn (Hamburg 1827); Ph. Wolf: (Stuttgart 1841); K. H. Graf (Leipzig 1846). — Übersetzungen des „Fruchtgarten" (Bostan) von K. H. Graf (Jena 1850); Schlechta-Wssehrd (Wien 1852); Friedrich Rückert, aus dem Nachlaß (Leipzig 1882). — Übersetzung des Divans (teilweise) von Rückert (Nachlaß, Leipzig 1893) und der politischen Gedichte von demselben (Berlin 1894). — Übersetzung der Aphorismen und Sinngedichte von W. Bacher (Straßburg 1879). — Vgl. auch W. Hammer-Purgstall: „Geschichte der schönen Redekünste Persiens"

Digitized by Google

Mit Freundesneigung zu den Edlen dieser Auen
Erweckt' ich mein Gemüt aus Roms und Syriens Gauen.



Aus Saadis „Bostan". Persische Handschrift aus dem 13. Jahrhundert. (K. k. Hofbibliothek in Wien.)

Über den Wert dieser Schöpfungen sind die Meinungen geteilt. Während ein Literarhistoriker hervorhebt, daß der Gesichtskreis des Dichters nicht über die „spieß-

Digitized by Google

bürgerliche Alltagsweisheit" hinausgehe[1]) und viel „Läppisches und Täppisches" enthalte, sagt ein anderer[2]), daß die behagliche Breite seiner Ausführungen nie in Langweiligkeit und Geschwätzigkeit ausarte, während ein dritter[3]) in ihm den „gewaltigen Ethiker sieht, von jenem Holze, aus dem die großen Religionsstifter geschnitzt werden". Die extremen Ansichten gehen natürlich zu weit, sowohl nach der Seite des Lobes, wie nach jener des Tadels. Sein Sufismus ist abgeklärt, Überschwänglichkeit kannte der Dichter nicht. Wenn aber hervorgehoben wird, daß er ein nachdrücklicher Kämpfer gegen Sinnlichkeit und Gemeinheit ist und sein Streben dahin geht, der bürgerlichen Moral eine festere Grundlage zu geben, so will uns bedünken, daß aus Saadis Schriften vielfach das Gegenteil hervortritt. Wo ist der „Ethiker", der ungescheut den Satz aussprechen darf: „Eine Lüge zu gutem Zweck sei der Wahrheit vorzuziehen, welche Hader erzeugt?" Da können wir uns freilich nicht wundern, wenn den Persern nachgerade alles Gefühl für Wahrheit und Ehre abhanden gekommen ist. Und was ists mit dem „Khabissat" (Buch der Unreinheiten), oder dem „Hazlinyat" (Buch der Scherze), das der Sitte und dem Anstand Hohn spricht, oder vollends mit dem „Heseliat" (Possen), diesen abscheulichen Ausgelassenheiten? Ein Prinz am schirasitischen Hofe, der offenbar von der Dichtkunst eine sehr geringe Meinung besessen haben mochte, soll die Veranlassung zu diesen Unanständigkeiten gewesen sein. Und der Dichter hatte damals das neunzigste Lebensjahr hinter sich! Zoten im Munde eines Greises sind doch wohl das Widerlichste auf dieser Welt. Derselbe Zotenreißer aber wagt zu sagen:



Titelblatt von Saadis „Bostan".
(Chedivìale Bibliothek zu Kairo.)

Ja, hab' ich nichts zu leben, nun so sterb' ich
Eh'r, als ich esse Brot aus schmutz'gen Händen.

Er hat es dennoch gegessen. Auch ist es für Saadi bedenklich, daß er durchaus ein höfischer Sufi war. Seine Moralpredigten wagten sich nicht an die mongolischen Menschenschlächter und Kulturvernichter.... All das ist fast rätselhaft, wenn man die ethische Reinheit sich vor Augen hält, die in seinen Hauptwerken herrscht. Auch seine aufrichtige Gesinnung mutet sympathisch an. Er verneint nicht das Leben, sondern bejaht es; er predigt nicht die Flucht vor der Welt, sondern die Zukehr zu ihr. Allerdings tut er dies nicht ohne sufische Seitenblicke; denn wenn er auch alles eitel nennt, im Hinblicke auf die Ewigkeit, so hat er gleichwohl das Bewußtsein, daß die irdische Lust nicht völlig zwecklos sei.

Die Hauptwerke Saadis sind der „Gulistan" (Rosengarten) und der „Bostan" (Fruchtgarten). Ersterer ist mehr didaktisch gehalten, während letzterer ziemlich sufisch angehaucht ist. Es mag dies der Grund sein, daß der Bostan — der beiläufig bemerkt durchwegs in Versen geschrieben und in zehn Gesänge eingeteilt ist — dichterisch un-

[1]) A. Baumgartner: „Geschichte der Weltliteratur", I, 575.
[2]) P. Horn: „Geschichte der persischen Literatur", 169.
[3]) J. Hart: „Geschichte der Weltliteratur", I, 524.

Digitized by Google

gleich höher steht, als der Gulistan, der vorwiegend ein Prosawerk ist. Eines von den acht Kapiteln, in welche er zerfällt, handelt von der „Liebe und Jugend". Von den beiden Büchern ist, schon seiner einfacheren Diktion wegen, der Rosengarten das populärere. Es ist geradezu ein Schulbuch, nur muß man sich hierbei wundern, daß die Perser aus diesem Kanon tiefer Sittlichkeit und edler Menschlichkeit so wenig profitieren. Von der Menschenliebe und der Weisheit, welche sich in Saadis Hauptwerken spiegeln, scheinen die Verehrer und Bewunderer des Dichters sich lediglich die schönen Sentenzen anzueignen.

Zur Charakterisierung des Dichters, wie er sich zur sufischen Mystik stellt, seien hier noch zwei Strophen angeführt:

Nach Schönem zu blicken, vergönnt ist es, traun,
Doch nicht mit solchem Blick, wie wir schaun
Der Schöpfung Geheimnis, so klar ist das
In deinem Antlitz wie Wasser im Glas.[1])

Wer seinen Blick nach jedem Antlitz wendet,
Ist vor dem Blick Einsichtiger geschändet.
Der Kadi mag zwei Liebchen wohl erlauben,
Ein Liebchen aber ist der Liebe Glauben.[2])

Saadi hat einen anderen ethischen Dichter, Ibn Jemin (gest. 1345), ziemlich fühlbar beeinflußt. Der Vergleich mit Horaz, der gelegentlich gemacht worden ist, dünkt uns nicht sehr glücklich. In Bezug auf Natürlichkeit kommt er seinem größeren Vorbilde nahe, hinsichtlich der Klarheit der Form übertrifft er ihn sogar.[3]) Ibn Jemin, der fast die ganze Zeit seines Lebens auf seinem Landgute zu Ferjumend in Turkestan zubrachte, war eine in sich gekehrte, weltscheue Natur, der den Ehrgeiz seines Vaters — der Vezier des letzten Ilchan Abu Said war — und seines Bruders Ala eddin, der nach dem Tode des letzten Ilchan über Chorassan herrschte, nicht teilte. Er war das, was man bei uns einen Landedelmann in der besten Bedeutung des Wortes nennt: Epikuräer und Stoiker in einer Person, der seinen Kohl baute und sich das Leben nicht verdrießen ließ. Auch das Selbstgefühl und der Fatalismus des Dichters fügen sich harmonisch in diese Umrißzeichnung ein.

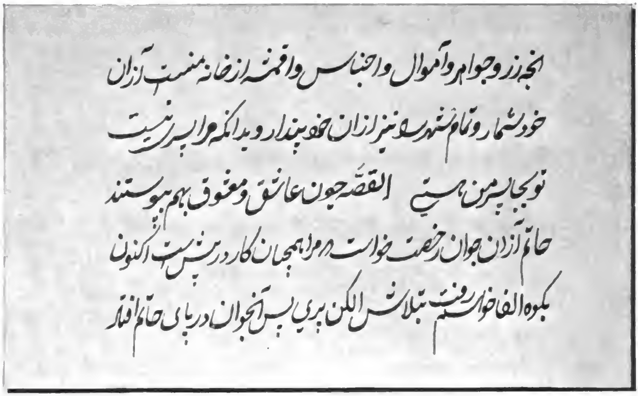
Die letzte Zeit der Ilchane nennt noch einige Namen, die als hervorragende Poeten anzusprechen sind: Mir Kermânî, Salman, Samedschi und Obeid Sakanis. Noch vor dem Erlöschen der Mongolenherrschaft hatte sich der Süden Persiens der Knechtschaft entwunden und unter dem Fürsten Muzaffer ein selbständiges nationales Reich geschaffen. Unter seinem Sohne und Nachfolger, Sultan Sedscha, erhielt das Geistesleben eine Richtung, welche in einer frischerblühenden Lebenslust, durch religiöse Einflüsse nur wenig behinderten Genußfreudigkeit Ausdruck fand.

Als glänzendster Repräsentant dieses neuen Geistes einer neuen Zeit tritt Schems eddin Mohammed, bekannt unter dem Namen Hafis (d. i. der Koranfeste, Gedächtnisstarke) auf den Plan. Er ist der Dichter, der den Rosenduft und die Nachtigallen der Gärten von Schiras und die eigene glückliche Laune in ihrem genialen Schwung

[1]) Schlußworte eines Ghasel aus den „Süßigkeiten".
[2]) Aus den „Vierzeilern".
[3]) O. Schlechta-Wssehrd: „Ibn Jemins Bruchstücke", 2. Aufl., Wien 1879.

Digitized by Google

zum Gemeingut und Genuß der Welt gemacht hat. Um die Lieder seines Divan [1]) dulden zu können, mußte und muß die Geistlichkeit allerdings sich bemühen, sie mystisch umzudeuten. Dahin hat man es (zum Ergötzen der Unbefangenen) so weit gebracht, daß selbst büßende Wallfahrer bei Hafis' Grab eintreffen und die Vermittlung des frivolen Dichters als die eines Heiligen anflehen.[2]) Er gibt Orakel, denn um jede eigene Verantwortung los zu sein, über das, was zu tun, braucht man nur in den Divan des Dichters hineinzustechen, und sich von dem Vers, auf den man gerade trifft, oder von seiner Ausdeutung leiten zu lassen. Kein Wunder also, daß der Prophet aller „nassen



Aus den Liedern des Hafis. Handschrift des Kalligraphen Hedajat Allah. (Pariser Nationalbibliothek.)

Brüder" und der Abgott der Erotiker die Beinamen „Mystische Zunge" und „Dolmetscher der Geheimnisse" erhalten hat.

Mancher, der in diese vermeintlichen Geheimnisse eingedrungen ist, oder sich bemüht hat, dem salbungsvoll überfließenden Munde zu lauschen, ist hierbei nicht weit gekommen. Selbst „das Buch des Schenken", das man ganz allgemein im mystischen Sinne deutet, ist im Grunde genommen doch nichts anderes, als anakreontische Lyrik. Hafis ist und bleibt der Sänger des Weines und der frohen Lebenslust. Er besingt allerdings noch andere Dinge, die minder lobenswert sind. Und das ist es, was einem die Hafissche Lyrik gründlich verleiden kann. Genialität und poetischer Schwung, Formschönheit und durch alle Nebel der Mystik beim sorgenlosen Genießen gestrandete Lebens-

[1]) Übersetzungen: Der ganze Divan in zwei Bänden von Hammer-Purgstall, Wien 1812 13, und von Rosenzweig-Schwannau in drei Bänden, Wien 1863. — Bodenstedt: „Der Sänger von Schiras", Berlin 1877. — Ernst Meier: „Lieder des Hafis" in „Morgenländische Anthologie", Hildburghausen 1869. — Die bekannte Bearbeitung von Daumer (1856) ist keine Übersetzung, sondern eine mehr als freie Übertragung.

[2]) Vambéry, a. a. O. 243.

Digitized by Google

weisheit machen noch nicht den Dichter, wie er sein soll. Im Orient empfindet man den Mangel an Reinheit des Empfindens und Lauterkeit der Gesinnung gewiß weniger als anderwärts. Wir halten deshalb dafür, daß es ganz nutzlos ist, wenn Anstrengungen gemacht werden, den Dichter als den Vertreter einer „erlösenden Philosophie", die aus dem Bekenntnis der Weltfreude hervorgegangen ist, hinzustellen. Wenn Hafis über Zeloten und Heuchler spottet, mag man daran seine Freude haben; wenn er aber über die Begriffe Sünde und Schuld witzelt, wird es schwer fallen, sich selbst an seinen besten Gedichten zu erheben. Ehre, Ruhm und Ansehen als nichtssagenden Tand von sich zu weisen, kann nur der nackte Cynismus gut heißen.

Zu der aufdringlichen Offenheit im Sinne einer ziemlich liederlichen Lebensauffassung (um nicht Weltanschauung zu sagen), steht eine gewisse falsche Sentimentalität im scharfen Gegensatze. Wenn Hafis von unglücklicher Liebe faselt, was er mit Vorliebe tut, ist man versucht, die Impulse hierzu in einer katzenjämmerlichen Stimmung nach einer in Saus und Braus durchwachten Nacht zu suchen. Lyrische Falschmünzerei übt der Dichter mit erstaunlicher Virtuosität. Fehlt seinen sentimentalen Schmachtreimen das Objekt — die Geliebte — so weiß man in anderen liebeglühenden Strophen fast nie, ob hierbei nicht etwa eine — Geschlechtsverwechslung unterlaufen ist. Immerhin muß ohne Vorbehalt anerkannt werden, daß Hafis niemals auch nur leise an das Gemeine streift. Pikanterien kommen in seiner Lyrik nicht vor. Wenn er abstößt, sind es eben gewisse Zweideutigkeiten, auf welche vorstehend angespielt wurde. Welchen Einfluß er auf das Frauenleben genommen, läßt sich mit Sicherheit nicht angeben, doch darf man seiner Zeit weder Sittenreinheit, noch edlere Weltanschauung zumuten. . . . Im nachstehenden seien einige Proben seiner Liebesgedichte wiedergegeben.¹)



Aus dem Divan des Hafis. Persische Handschrift des Schiraser Kalligraphen Fadhlallah aus dem Jahre 1494. (K. k. Hofbibliothek in Wien.)

¹) Nach der Übersetzung von Ernst Meier (vgl. die Fußnote auf S. 488).

Digitized by Google

Ohne Wein und Liebe.

Rosen sind ohne Liebchens Wangen nicht schön,
Ohne Wein ist des Frühlings Prangen nicht schön.

Flurensäume und Gartenlüfte sind
Ohne blühenden Tulpenwangen nicht schön.

Auch beim zuckerlippigen rosigen Lieb' ists
Ohne Kuß und ohne Umfangen nicht schön.

Ohne der Nachtigall Laut ist der Rosen Anmut
Und der Cypresse Wiegen und Hangen nicht schön.

Ists ihr Bild nicht, sind Gemälde, ob auch
Großer Meister Hand sie entsprangen, nicht schön.

Wein und Rosen und Garten, sie alle bleiben,
Ist das Liebchen hinweggegangen, nicht schön.

Weil, o Hafis, das Herz eine wertlose Münze,
Ists, dem Liebchen hinzulangen, nicht schön.

Hafis betet.

Der Mond der Schönheit borgt sein Licht
Von deiner Wangen Pracht, o Liebchen!
Der Glanz der Anmut strahlet aus
Von deines Kinnes holdem Grübchen.

Mein trüges Glück, das lange schlief,
Ist endlich, endlich aufgewacht,
Seit dem der Schimmer deines Blicks
So hell ihn hat ins Aug' gelacht.

„Herr, gib uns unser täglich Brot
Vom Zucker ihrer Lippen stets!"
O horchet! Hafis betet ja;
Sprecht: „Amen!" Hörer des Gebets.

Klage.

Sag' o Morgenwind, liebkosend
Der Gazelle da, der lieben:
Auf die Berge, in die Wüste
Hab' die Liebe mich getrieben.

Sagt mir doch, warum die Augen,
Diese dunklen, wundervollen,
Diese vollen Mondgesichter
Mir so gar nicht hold sein wollen!

Wahrlich, nichts an solcher Schönheit
Gar nichts wird ein Mann vermissen,
Als daß leider alle Schönen
Nichts von Treu und Liebe wissen.

Liebesandacht.

O Herz, sei keinen Augenblick
Von Trunkenheit und Liebe leer!
Dann geh'! du fühlst die Sorgenlast
Von Sein und Nichtsein nimmermehr.

Siehst lumpig du den frommen Mann,
Laß' fremde Wege unbetreten!
Jedwede Andachtsrichtung ist
Viel besser, als das Selbstanbeten.

Digitized by Google

Sende doch dein Traumbild mir.

Diese Nacht will ich verbluten
An den Schmerzen deinetwegen;
Will des Heiles Polster ferne,
Ja recht ferne von mir legen.

Sende doch um mich zu trösten,
Wenigstens dein Traumbild mir,
Daß du, wenn auch nur im Bilde,
Auf dem Lager weilst bei mir.

Hafis starb hochbetagt im Jahre 1387 zu Schiras ... Siebenundzwanzig Jahre nach seinem Ableben, 1414, wurde der letzte der sieben großen Klassiker Persiens geboren, Nur eddin Abd ur Rahman, gewöhnlich Dschamî (nach seiner Geburtsstadt Dscham in Chorassan) genannt. Er war ein literarisches Universalgenie und in allen Arten der Dichtkunst, nebenher auch in mancher Wissenschaft (Geschichte, Theologie, Grammatik) sattelfest. Als Poet ist er ebensosehr seiner zahlreichen lyrischen Gedichte (drei Divane) halber, wie seiner romantischen Erzählungen wegen gefeiert. Vielleicht fallen die letzteren noch mehr ins Gewicht. Im ganzen sind es sieben (daher der Name der Sammlung Heft Aurang), von welchen wir der zwei Bearbeitungen von „Leila und Medschnun" und „Jussuf und Zuleikha" an anderer Stelle gedachten.[1]) Er ist freilich vorwiegend ein Nachahmer, aber ein geschickter, anmutig, wenn er Hafis kopiert — wie im „Frühlingsgarten", — voll lebendigen Feuers, wenn er sich in die romantische Phantasie Nizamis versetzt — wie in den versifizierten Liebesromanen — ernst und beschaulich in der Anlehnung an Saadi, wovon sein „Nofahat ul uns" (Hauch der Vertraulichkeit) Zeugnis ablegt. Diese Nebeneinanderstellung will indes nicht sagen, daß es sich um sklavische Nachahmung handelt. Schon seine Meisterschaft in Bezug auf die Form schützt ihn vor solchen Gebrechen. Der Dichter ist aber auch geistvoll genug, um seinen Schöpfungen ein eigenartiges Gepräge zu verleihen. Daß bei seiner erstaunlichen Fruchtbarkeit manches Minderwertige unterläuft, kann nicht verwundern. Er selbst hielt „Jussuf und Zuleikha" für sein bestes Werk.[2])

Immerhin kündet Dschamî, der an der Schwelle eines neuen Zeitalters steht, und der am glänzenden Hofe zu Herat an sich selber erfahren hatte, daß in den Weihrauchwolken der Schmeichler und begeisterten Bewunderer der freie Aufschwung des Geistes gehemmt werde, den beginnenden Verfall der persischen Dichtkunst an. Eine in sich völlig abgeschlossene, durchaus dichterische Individualität ist eben Dschamî, trotz alles Ruhmes, nicht. Auch treibt er die künstlerische Form bis zum äußersten. Welche Ungeheuerlichkeiten ein solcher Stil begehen kann, ersieht man am besten aus dem Titel, den Dschamîs Biographien persischer Dichter führt. Er lautet: „Von den Singvögeln des Gartens der Rede und von den flötenden Papageien im Zuckerröhricht der Dichtkunst"... In abgeschmacktester Phraseologie noch weiter zu gehen, ist kaum möglich. Im nachstehenden seien einige seiner lyrischen Gedichte dargeboten ...

Klage.[3])

Deiner Nähe Duft, er facht
Die Glut an in der Brust mir,
O, die arme Flamme, die
Nicht loderte nach Lust Dir!

Welch ein Wesen bist du, das
Den Klang des Rufs der Frommen:
„Hoch die ew'ge Schönheit!" nicht
Empor zum Herrn läßt kommen.

[1]) Vgl. S. 464.

[2]) v. Rosenzweig: „Notizen über Mewlana Abd ur Rahman Dschamî nebst Übersetzungsproben aus seinen Divanen", Wien 1840. — v. Schlechta-Wssehrd: „Dschamîs Frühlingsgarten", Wien 1846 (mit persischem Text). — M. Wickerhauser: „Liebe, Wein und Mancherlei, persische Lieder nach Dschamîs Text", Leipzig 1855. — Derselbe: „Blütenkranz aus Dschamîs zweitem Divan, Wien 1858.

[3]) Sämtliche Gedichte aus W. Wickerhausers „Liebe, Wein ꝛc.", siehe a. a. O.

Digitized by Google

Siehst du in Moscheen Volk
Am Preis des Herrn sich labend,
Lob' ich mir dein Lockenhaupt
Vom Morgen bis zum Abend.

Jedes Ringel deines Haares
Versetzt mich in Verwirrung,
Zieh' die Lippe von Rubin
Mich nur aus der Verirrung!

Liebend, treuen Fußes wallt
Mein Herz Verlangens Pfade,
Wie's auch strebt und sich bewegt,
Nur dorthin geht's gerade.

Blutend neigt sich's hin zu dir,
Durch dich nur hab' ich Leben,
Und verlassen hast du mich,
Der Angst mich bloßgegeben.

Fern von dir, was leidet nicht
Dschamî[1]) mit krankem Herzen!
Geh' zurück vom Weg der Qual,
Komm her zum Mann der Schmerzen!

Liebreiz.

Wollt' sich meine Liebste nur
Klar wie Mondesaufgang zeigen,
Würden die Verliebten all'
Dorthin zum Gebet sich neigen.

Ach, ein Engel ist sie, der
Nur da kam, den Platz zu wählen,
Um vor aller Blicke sich,
So am sichersten zu stellen.

Reinem Lebenswasser gleicht
Ihre Lippe, ewig leben
Würde der, dem einmal nur
Sie zu nippen wollte geben.

Könnt' ein Pfeil den Cedernwuchs
Meiner holden Liebsten sehen,
Krümmte er zum Bogen sich,
Um zu Diensten ihr zu stehen.

Wollte sie mit ihrer Hand
Dem Gestirn des Löwen winken,
Müßt' es wedelnd wie ein Hund
Gleich an ihre Schwelle sinken.

Und gelänge nur Dschamî
Seiner Liebsten Lob auf Erden,
Möcht' er gleich vom Haupt zum Fuß
Nichts als eine Zunge werden.

Die Botschaft.

Weh', Morgenluft, zur Liebsten hin
Und tu ihr von mir kund:
„Daß, Falsche, du das Wort mir brichst,
Es brennt die Seel' mir wund.

Du kamst — ein Glücksstern schimmerte
Ins Haus mit hellem Schein;
Du gingst — und Unglücks schwarze Nacht
Brach überall herein.

Dein Abschied schmerzt, ich klage fort
Und fort, bei Tag und Nacht:
Was frommt's? Wird meine Klage auch
Zur Kenntnis dir gebracht?

So ward auch mein Geheimnis schon
Am Tage offen kund;
Die Lippen bring als Siegelring
Und siegle mir den Mund.

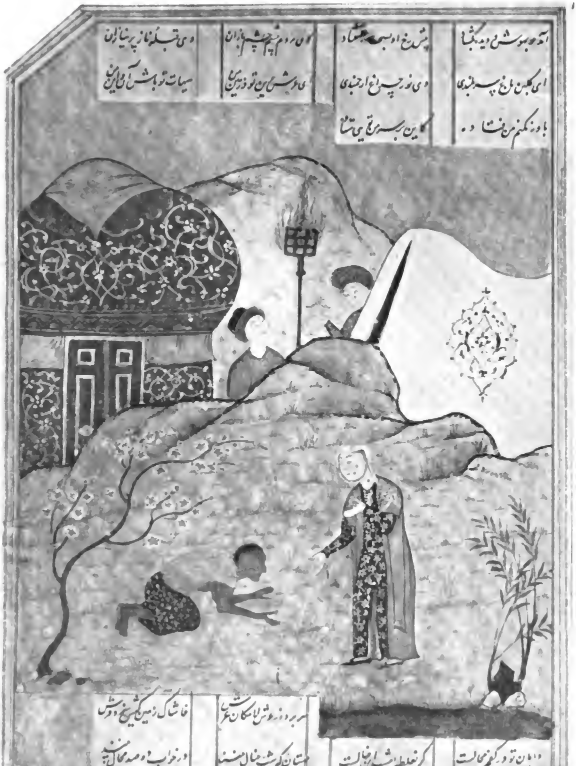
Durch blut'ge Tränen sieht mein Aug'
Ja deine Schönheit nicht;
Willst mit der Milde Hand du mir
Nicht trocknen das Gesicht?

Was soll zur Lampe meines Grams
Ein Docht mir fürder sein?
Es zehrte ja der Trennung Schmerz
Mir auf das Mark im Bein." —

So sang Dschamî vom neuen nun
Das Lied, wie's um ihn steht.
Drauf seine Mähr im Land von Dorf
Zu Dorf die Runde geht.

[1]) Der Ton liegt auf der zweiten Silbe.

Digitized by Google

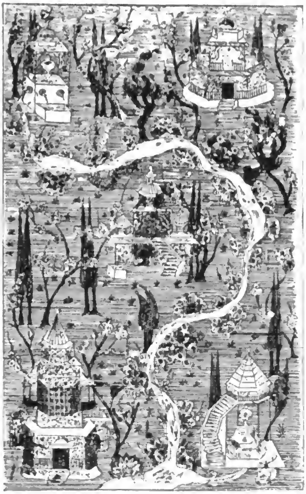


Dschami: „Leila und Medschnun“. Persische Handschrift aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. (K. k. Hofbibliothek in Wien.)

Mit Dschami erlischt die klassische Literaturepoche der Perser. Vom heimatlichen Boden losgelöst, treibt der alte Wurzelstock neue Reiser zur Zeit der Mogulenherrschaft in Hindustan, bis auch diese durch Entartung und in politischen Stürmen abwelken.

Digitized by Google

Durch die ganzen Jahrhunderte her raschelt das dürre Gras der Poesie: die Nachäfferei der berühmten Vorbilder, und erstickt der letzte Funken Geist in der dumpfen Atmosphäre des Schwulstes, oder nennen wir es bezeichnender: in der Benebelung des „blühenden Unsinns". Dieser breit und behaglich hinfließende Strom der Mittelmäßigkeit verdankt sein Dasein der großen Vorliebe der Perser für poetisches Schaffen und ihre Begeisterung für Literatur überhaupt. Da ihnen aber weder kritischer Sinn, noch geläuterter ästhetischer Geschmack zur Seite steht, wuchert das literarische Kraut und Unkraut üppig weiter. Selbst in der Zeit des lebensfrohen, geistig regsamen Fet Ali Schah, dem großen Weiberfreunde, unter dem wenigstens am Hofe die Poesie wieder begeisterte Pflege fand, wurde im Grunde genommen mehr die Kunst des Verseschmiedens geübt, als inhaltlich Wertvolles geleistet. Daß auch die Töchter dieses Schah der Dichtkunst huldigten und sich an ihr aktiv beteiligten, wurde bereits früher einmal erwähnt.[1])



Parkpartie mit Pavillons. Nach einer Miniatur aus dem 16. Jahrhundert. (Chedíviale Bibliothek zu Kairo.)

Seitdem ist über diese kurze, herzlich unbedeutende Nachblüte der persischen Poesie vollends nur struppiges Dickicht gewachsen. Wo der Geist fehlt, muß die Wortkünstelei einspringen. Und läßt auch diese den Versemacher im Stich, so weiß er sich zu helfen und schmeichelt den schmutzigen erotischen Instinkten seiner Landsleute. Wenn es eine ausgesprochen sexuelle Poesie gibt, ist sie in Persien zu finden. Das Ewig-Weibliche zieht hier nicht hinan, es zerrt den anderen Teil in den Kot. Zwar die Weiber selbst dürften an dieser literarischen Fallsucht nicht unmittelbar schuld sein, denn sie sind entschieden besser als die blumigen Schmierer sie im Spiegel ihrer pornographischen Kunst erscheinen lassen. Nicht nur nicht schuld, sondern vielfach gar nicht beteiligt. Was dem Genie eines Hafis erlaubt war — jene geschlechtliche Verirrung, die uns den Genuß seiner Lieder ganz erheblich verleidet — kann seinen späteren talentlosen Nachahmern nicht zur Entschuldigung dienen. Nicht „Jovi" zeigt sein Szepter, sondern „Bovi" die vom Wühlen im Schlamme beschmutzten Hörner.

So ist in Persien die Dichterei allmählich zu einem Handwerke geworden. Literarische Schuhflicker erhalten das Erbe der Väter so gut es geht. Der altangestammte Despotismus tut das Übrige und erstickt die freie Entfaltung des Geistes, die ohnedem durch den vom Sufismus veranlaßten Quietismus völlig behindert ist.[2]) Merkwürdig hierbei ist,

[1]) Vgl. S. 404.

[2]) C. Barbier de Meynard: »La poésie en Perse«, p. 42.

daß sich selbst unter den helleren Köpfen niemand findet, der aus sich heraus schöpfte und mit neuen Ideen, neuen Stoffen und mit Gedanken, die aus der veränderten Weltlage entsprängen, hervorträte. Nichts kennzeichnet das Greisenhafte der iranischen Literatur besser, als dieser Mangel an moderner Belebung. Alles Schaffen steckt tief in den alten Vorstellungen, Gedanken und Formen. Nur das Maß der Anempfindung bestimmt den lebhafteren oder langsameren Gang der Blutzirkulation. Es ist, als ob alle geistigen Schöpfungen der Vergangenheit zu kristallenen Gebilden erstarrt wären und die Epigonen von demselben Stücke abbrächen, um ihnen einiges Leben einzuhauchen.



Fest auf einer Terrasse.
Miniatur von Bahzade, 16. Jahrhundert. (Chedivíale Bibliothek zu Kairo.)

Das Übrige ist der herkömmliche persische Schwulst. Es ist ganz ergötzlich, was auf diesem Gebiete geleistet wird. Etwas besser steht es mit der Prosadichtung. Einige Namen, deren Träger es verstanden haben, die Kunst der alten „Meddachs" (Märchenerzähler) in ein mehr modernes Kleid zu bringen, seien hier genannt: Achmed Midchat, Muallim Nadschi, Sezaji und Sami. Französischer Einfluß ist bei diesen Schriftstellern unverkennbar. Mit Geschick wird aber die traditionelle Form der Erzählungsweise bewahrt. Daher die von den Meddachs her bekannten wunderlichen Einreden und Fragen, die den Vortrag fortwährend unterbrechen, z. B.: „Was denkt ihr wohl, wie unglücklich sich die arme Fatme fühlen mußte?" u. dgl. m.

Die Vieldichterei in Persien ist zum Teile — nämlich von der nationalen Veranlagung hierzu abgesehen — darauf zurückzuführen, daß die feinere Bildung nicht nur, wie anderwärts, die Kenntnis der Dichterwerke erfordert, sondern auch die Ausübung der Poesie. Diese schöngeistige Pädagogik möchte manchen Schüler und manche Schülerin in Stimmungen versetzen, wie man sie etwa bei uns in der Lateinschule kennt. Das kunstgemäße Einpauken tut seine Wirkung, denn man weiß aus Erfahrung, wie das „Gebüffelte" für die ganze Lebenszeit festsitzt. In iranischen Landen aber gehört es zum guten Ton, schlecht und recht poetische Fingerfertigkeit zu zeigen. Wohl eine Plage, wie

Digitized by Google

die hierlands übliche Klavierklimperei, aber ein Erfordernis der „Bildung". Gute Versemacher sind dort die guten Gesellschafter. Schah Nassi'r eddin selber gab das Vorbild ab. Und so dichteten Prinzen und Prinzessinnen im Schweiße ihres Angesichts. Was da herauskam, läßt sich denken.

Daß in den Harems solch müßiger Zeitvertreib über die Öde des Daseins hinweghelfen muß und durch keine andere geistige Anregung ersetzt werden kann, braucht kaum gesagt zu werden. Danach ist auch der Rahmen, innerhalb welchem sich die Gefühlsäußerungen der dichtenden Schönen bewegen. Es sind eine Art versifizierte Tagebücher. Ein freudiges oder trauriges Ereignis intra muros, Familienfeste oder Todesfälle, der Besuch des bei der Vielzahl der Konkurrentinnen mitunter heiß ersehnten Gebieters, eine glückliche Stunde, von der Phantasie zu einer Paradiesesfreude ausgemalt: das ist der poetische Mikrokosmos im Enderun. Der Versuch, in dieses Einerlei reformierend einzugreifen, scheint mißglückt zu sein. Eine Dame, Kulzum Nene, hat sich zu einem „Taschenbuch" für den Gebrauch der Haremsschönen verstiegen [1]), aber sein Inhalt hat uns erst recht verraten, in welchen engen Fesseln dieses Leben liegt.

Heilige Frauen.

Wir sind gewohnt, jene Frauengestalten, welche der dichterischen Einbildungskraft entsprungen sind, vorzugsweise auf der Bühne zu suchen, wo sie uns durch die Übertragung in die lebensvolle Wirklichkeit mit absoluter Realistik vor Augen treten. Aber auch in der dramatischen Fassung an sich, ohne der lebendigen Unmittelbarkeit im Theater, treten uns diese Frauengestalten, der Natur der Sache nach, lebenswahrer, alles ausschmückenden Beiwerks entkleidet, entgegen, als in irgend einem anderen literarischen Gewande. Es fragt sich nun, inwieweit eine solche Ausbeute auf dem Gebiete des persischen Dramas sich uns darbietet. Die Antwort geht kurz dahin, daß nicht nur Persien, sondern der Islam in seiner Gesamtheit eine dramatische Literatur nicht kennt. Nur die Türken haben einen Anlauf hierzu gemacht, aber in sehr primitiver und nichts weniger als rühmlicher Weise. Sie pflegen, wenigstens in den größeren Städten, mit einem Eifer und einer Geduld, die einer besseren Sache würdig wäre, das von Mittelasien und von noch weiterher (China) bezogene, ebenso groteske als widerliche Schattenspiel (Karagös), eine Art Kasperltheater, das sich eine große Volkstümlichkeit errungen und auch außerhalb des türkischen Siedelungsgebietes Eingang gefunden hat.

Das ist alles. Seit einem Jahrhundert etwa hat sich indes unter den Schiiten (und zu dieser großen Sekte bekennen sich fast ausschließlich nur Perser) aus rein religiösem Bedürfnis das tragische Ende des Chalifen Ali und seiner Familie, vornehmlich seiner beiden Söhne, Hossein und Hassan, zu einem Passionsspiel ausgestaltet, das sowohl seiner Bedeutung nach für die Schia, sowie in Bezug auf die Volkstümlichkeit, welche diese öffentlichen dramatischen Darbietungen erlangt haben, lebhaft an die Mysterienspiele des Mittelalters erinnert.

In diesem Buche wäre für die Leidensgeschichte der Aliden, wie sie uns in den schiitischen Passionsspielen vor Augen tritt, eine eingehendere Besprechung derselben kaum am Platze, wenn nicht die Frauen in demselben eine sehr bemerkenswerte Rolle spielten. Selbstverständlich sind es keine dramatisch festumrissenen Gestalten, sowenig als die szenischen Darbietungen selbst Anspruch auf die Bezeichnung dramatische Dichtung erheben

[1]) In französischer Übersetzung von Thonneller, Paris 1881.

Digitized by Google

können. Immerhin sind die hier in Frage kommenden weiblichen Teilnehmer an dem tragischen Untergange der Aliden mit individuellen Zügen ausgestattet — insoweit dies bei solch primitiver Darstellungskunst überhaupt möglich ist — die geeignet sind, unser Interesse zu erregen.

Die geschichtliche Unterlage zu den schiitischen Passionsspielen ist bekannt. Wir haben sie andernorts kurz besprochen[1]), müssen aber des besseren Verständnisses halber in etwas erweiterter Form darauf zurückkommen ... Das große Schisma, das die sonst so kompakt aneinandergefügten Islamiten in die zwei großen Glaubensgemeinschaften — Sunniten und Schiiten — trennt, beruht, wie man weiß, auf keinem dogmatischen Unterschied, sondern ist lediglich eine Personalfrage, die sich auf den vierten Chalifen Ali bezieht. Die Anhänger der „Schia" reklamierten (und reklamieren) Ali als eigentlichen ersten Nachfolger nach des Propheten Tod im Chalifate — also nicht vorangehend Abu Bekr, Omar und Othmar — kraft seiner Verwandtschaft mit Mohammed, dessen Tochter Fatme Alis Gemahlin war. Überdies soll eine besondere Bestimmung Ali die unmittelbare Nachfolgerschaft zugesichert haben, was aber nicht erwiesen ist.

Die beiden Parteien befehdeten sich mit wachsender Erbitterung. Bluttaten und Kriege folgten in rascher Abwechslung. Schließlich erschien dieser blutige Zeitvertreib selbst den Beteiligten als sinn- und zweckwidrig und sie kamen überein, die Häupter der beiden Lager zu beseitigen. Aber nur einer derselben, Ali, erlag dem Mörderdolche (in der Moschee von Kufa), während das andere Haupt, Moawija, Chalif zu Damaskus, am Leben blieb.

Es blieb aber nicht beim Martyrium Alis allein. Unter Jezid, dem zweiten ommejadischen Chalifen, sollte eine weitere, weit folgenschwerere Katastrophe über das Alidenhaus hereinbrechen. Alis Sohn, Hosseïn, hielt sich in Mekka auf, von wo er über Einladung der Kufaner auszog, um den Parteigängerkrieg von neuem aufzunehmen. Der Sohn Alis muß großes Vertrauen in seine Mission gesetzt haben, denn es waren nur 170 (nach anderen 150) Getreue, mit welchen er den ungleichen Kampf mit dem Damaszener Chalifen wagen wollte. Als er zu Kufa erschien, fand er die Stadt vom Feinde bereits besetzt. Hosseïn verlegte sich aufs Unterhandeln, seine Gegner aber meinten, daß Beweise vorlägen, wie wenig ernst es Alis Sohn mit seinen Versprechungen und Versicherungen nehme und drangen auf die Befreier ein. Zwar ließ Hosseïn Koranexemplare vorantragen, um sich zu decken. Jezids Parteigänger aber hieben ein und töteten Hosseïn und seinen Anhang, nachdem der Prophetenenkel, von der Außenwelt abgeschnitten, im glühenden Sonnenbrand dem Verdursten nahe war.

Die Märtyrer schlummern in demselben Wüstenbereiche, nur durch eine Wegstrecke von zwei Tagereisen geschieden: Ali zu Nedjef, südlich des babylonischen Trümmerfeldes, Hosseïn zu Kerbela, westlich desselben. Der Weg dahin ist mit Gebeinen gepflastert, denn wer nach den schiitischen Passionsstätten wandert, hat einen dreifachen Feind zu fürchten: die Ermattung, die Pest und die Flintenkugeln der sunnitischen Araber. Ob Ali wirklich zu Nedjef begraben liegt, ist zweifelhaft; dagegen ist die Stätte von Kerbela erwiesenermaßen mit derjenigen identisch, wo Hosseïn den Schergen Jezids erlag.[2])

[1]) Vgl. S. 75.

[2]) Kerbela ist das Wanderziel unzähliger Scharen von Schiiten — lebenden und toten. Wochenlang ziehen beide, Lebende und Tote, in treuer Gemeinschaft auf unwegsamen Pfaden durch die wilden Pässe des iranischen Stufengebirges, wo die räuberischen Bachtiaren lauern, durch die Gräberebene Susistans, durch das öde Mesopotamien, das Dorado der arabischen Buschklepper, der Schakale, Hyänen, Schlangen und Skorpione. Die Reise ist langwierig und beschwerlich, und wird vollends grausig durch die Pestilenz der auf den Rücken der Tragtiere hoch aufgepackten, in Filzdecken geschnürten Leichen. Es sind die sterblichen Reste der Frömmsten der Frommen, die nach letztwilliger Verfügung in der Erde Hosseïns schlummern. Die Pestilenz

Digitized by Google

Die Begeisterung bei der Ankunft in diesem Pilgerorte ist ungeheuer. Die Verzücktesten verwunden sich selber, stoßen sich Dolche in den Leib, zerfleischen das Antlitz ... Man hat dieses ausgeprägte Leidensbedürfnis der Schiiten als den Beweis eines überraschend tiefen Seelenlebens gedeutet. Sicher ist, daß die Massen gläubig sind und alle Ausschreitungen als der unmittelbare Ausfluß einer bis zur gräßlichsten Selbstqual gesteigerten sinnlichen Teilnahme an dem Schicksale der Märtyrer zu nehmen sind. Die Geistlichkeit — ohnedies die korrumpierteste im ganzen Islam — hat keinen Anteil daran. Im Gegenteile, sie brandschatzt die Pilger auf die unverfrorenste Weise. Man zankt um die Spanne Bodens, in welchem die mitgebrachten Leichen begraben werden sollen. Daß die erkaufte Seligkeit nicht billig ausfalle, dafür sorgt jenes persische geistliche Gelichter, das durch Schicksalsfüguug und Verbrechen aller Art in Kerbela ein letztes Asyl gefunden hat. Man feilscht um Gebühren, Taxen und Zollbeträge, verkauft brackiges Brunnenwasser als Paradieslabsal, verschachert die Fetzen von den Kleidern der der Selbstqual erlegenen Flagellanten — und über all diesem Zank und Hader ist häufig genug die Pest ausgebrochen, die alsdann die Pilger der Mühen einer langwierigen Heimreise binnen weniger Stunden überhob.

Das Martyrium Hosseïns, das am 10. des Monats Moharrem sich zutrug, bildet den Inhalt der unter den Schiiten allerorts begangenen Passionsspiele. Alljährlich werden die Schicksale des Alidenhauses in erschütternder Weise dramatisch dargestellt, wobei sich namentlich die sogenannten „Märtyrer" mit Schwertern Wunden in die Stirne schlagen, während andere Leidensträger sich mit Ketten geißeln und andere Torturen an sich ausüben ... Zehn Tage währt dieses Schauspiel, dessen Anblick der stärksten Nerven bedarf. Auf den ersten Tag des Monats Moharrem fällt die „Aschura", das Neujahrsfest. Von da ab hungert und durstet man die ganze Dekade hindurch bis zu jenem Höhepunkte des Festes, wo in einem eigens hierzu hergerichteten Raume die „Tazijeh"-Spieler[1]) die Leidensgeschichte der Aliden mit einem dramatischen Effekte vorführen, der im religiösen Leben der Völker seinesgleichen nicht hat. Schon die einleitende Predigt genügt, um Aller Augen mit Tränen zu füllen. Die große Szene, wo der Prophetenenkel dem Mörder Scham'r erliegt, ruft ein Wehgeschrei hervor, das Steine erweichen könnte. Man zerkrallt die Brust, schlägt sie mit spitzen Steinen, streut Erde oder Häcksel auf das Haupt. Tausende von Stimmen jammern: „O, Hosseïn! O, Hassan!" Die Zuschauer lechzen — wie Hosseïn nach dem Labetrunke gelechzt, als er im Sonnenbrande der Verschmachtung nahe war — sie lechzen nach Blut, das ja auch der edelste der Sterblichen vergossen hatte; sie lechzen nach den Schmerzen, unter denen der Sohn Alis sein Leben endete.

Die Legende hat die historischen Züge der Alidenkatastrophe nur in der Hauptsache festgehalten und diesen Kern in weitschweifiger Weise mit wunderbaren Zutaten und Begebenheiten, die in Raum und Zeit weit auseinanderliegen, umrankt. Eine stramme dramatische Handlung ist nicht vorhanden; die Darbietungen spielen sich in einer ganz ansehnlichen Zahl von Einzelszenen (Tazijeh) ab, die keineswegs immer und überall in ihrer Gesamtheit zur Darstellung gebracht werden. Keine Schauspielergesellschaft der Welt

ist entsetzlich. Bleich schlottern die Kamel- und Maultiertreiber einher; sie haben die Nase verbunden, versichern aber, es sei Rosenduft, der den teueren Kadavern entströme. Die Tragtiere selber versagen und wanken. Totengesänge von unheimlich schwermütigem Tonfalle verdüstern das Bild.

[1]) Tazijeh heißt eigentlich „Trost" und bezog sich das Wort ursprünglich auf ein hölzernes Modell der Grabmoschee Hosseïns zu Kerbela, welches gelegentlich des Festzuges herumgetragen wird; erst später fand ersteres Anwendung auf die Festspiele selbst.



Schiitische Büßer am Hosseinsfeste.

— wenn bei den Tazijehs überhaupt von Schauspielern im herkömmlichen Sinne gesprochen werden könnte — wäre imstande, den ganzen Cyklus ungekürzt vorzuführen.[1])

[1]) Die bisher reichhaltigste, wenn auch nicht vollständige Sammlung wurde auf Veranlassung Sir Lewis Pelly zustande gebracht, 52 Stück; davon wurden 37 für dessen Werk »The miracle play of Hasan and Husain, collected from oral tradition«, zu welchem A. N. Wollaston einen Kommentar angeschlossen hat, ausgewählt (zwei Bände, London 1879).

Digitized by Google

Im nachfolgenden soll das Passionsspiel nur in allgemeinen Zügen skizziert und unser Augenmerk hauptsächlich den an demselben beteiligten Frauen zugewendet werden. „Heilige" Frauen, wie die Überschrift zu dieser Darlegung sagt, sind es nun freilich nicht, wie es überhaupt eine islamitische Hagiologie nicht gibt. Man kann aber sagen, daß sie gewissermaßen im Geruche der Heiligkeit stehen, allerdings nur bei den Schiiten, wie etwa die sogenannten „Mütter der Gläubigen", welche als Gefährtinnen des Propheten im Sinne der ältesten Traditionen als Autoritäten ersten Ranges gelten. Die berühmtesten derselben sind Aïscha, Maîmuna und Salama, von denen in einem anderen Abschnitte die Rede war.

Daß die Märtyrerinnen des Alidenhauses keine Perserinnen, sondern Araberinnen sind, wie ja überhaupt zur Zeit der Katastrophe die Perser noch gar nicht für den Islam gewonnen waren, tut ersteren nicht den geringsten Abbruch. Sie sind — wenn wir nun einmal bei der gewählten Bezeichnung bleiben wollen — unantastbare Nationalheilige. An der Spitze steht selbstverständlich Fatma, die Tochter des Propheten und Gattin Alis. Gleich nach dem Ableben Mohammeds erfährt sie durch Abu Bekr und Omar schwere Kränkungen, ja selbst Mißhandlungen. Ihre Heiligkeit ist so groß, daß die Sonne sich verhüllt und es stockfinster wird, weil Fatma unbedachtsamerweise das Haupt ihrer Tochter Zeinab entschleiert hatte, um ihr Haar zu ordnen. Das Gesicht der Tochter einer Heiligen darf aber nicht einmal vor dem Tagesgestirn profaniert werden. Weiter im Schleierzwang zu gehen, ist wohl nicht mehr möglich.

Fatma endet in Fieberdelirien und eröffnet damit die Reihe der Märtyrerinnen. Nachdem Ali in der Moschee von Kufa unter dem Meuchlerdolche gefallen ist, endet dessen Sohn Hassan, den seine Gattin vergiftet. Der Eidam des Propheten war früher einmal opferwillig genug, sein Leben freiwillig zu Gunsten eines Jünglings zu lassen. Dieser liebt nämlich ein Mädchen, das ihm unter der Bedingung zugesagt wird, daß er Ali töte. Dieser erfährt von dem Anschlage und ist bereit, dem Jüngling zu seinem Glücke zu verhelfen. Da verzichtet der Betörte auf das Mädchen, wirft sich dem „Löwen Gottes" zu Füßen und wird dessen begeisterter Parteigänger.

An dem Morde Hassans klebt das Blut des ommejadischen Prinzen Jezid, der dem Weibe Hassans die Ehe verspricht, wenn sie ihren Gatten aus dem Wege räumte... Das nächste Opfer sind die beiden unmündigen Söhne — Ibrahim und Mohammed — von Hosseïns Vetter Moslim Ibn Akil, welche von einem Soldaten getötet werden, trotzdem dessen Frau sich bemüht, die Kleinen zu schützen. Auch Moslims Haupt fällt... In den folgenden Kämpfen beginnen sich die Reihen der Getreuen bereits zu lichten. Man verspürt den eisernen Tritt der nahenden Katastrophe. Hosseïn vermählt in aller Eile seine Tochter Fatma dem Sohne Hassans, Kasim, der aber sofort im Kampfe fällt. Damit ist eine trauernde Witwe mehr im Lager der Aliden. Ängstlich wacht Hosseïns Schester Zeinab — dieselbe, vor deren entschleiertem Angesicht sich die Sonne verhüllte — über das teuere Leben des Bruders. Aber das Verhängnis ist nicht mehr zu bannen. Wie ein Schatten schleicht der Dämon Scham'r um die kostbare Beute. Im Sonnenbrande, vor Durst halb verschmachtet und widerstandslos fällt das Lamm unter den Krallen des Tigers. Triumphierend legt Scham'r das Haupt zu Füßen des Damaszener Chalifen, wird aber auf Befehl des letzteren sofort getötet, weil er sich an einem „geweihten Haupte" vergriffen habe.

Auf sonndurchglühtem Sande liegen die Leichen der Erschlagenen. Alle Männer sind hingestreckt, die hinterbliebenen Frauen stimmen ergreifende Totenklagen an, bis tief in die

Digitized by Google

Nacht hinein, in deren düsteren Schatten ihnen die Getöteten erscheinen, sie trösten und ihnen Eingang ins Paradies verheißen. Unter diesen Frauen befindet sich — wie die Legende wissen will — auch die Gemahlin Hosseïns, Schachrbanû, ein persische Königstochter. Es scheint, daß dem iranischen Nationalgefühl damit eine Konzession gemacht wurde, um nicht lauter Araberinnen mit dem Glorienschein des schiitischen Martyriums umweben zu müssen. Nach der Katastrophe entflieht Schachrbanû in die Wüste. Dort findet sie den inzwischen mit Heeresmacht gegen Kerbela angerückten Perserkönig — der Bruder der Witwe Hosseïns — der sie und ihre Tochter Fatma mit sich fortnimmt. Unritterlicherweise überläßt er die anderen jammernden Frauen ihrem Schicksale. Unter argen Mißhandlungen werden sie nach Damaskus geschleppt. Hier erbarmt sich Jezids



Hölzernes Modell der Grabmoschee Hosseïns zu Kerbela (S. 498).

Tochter der Frauen und erbittet von ihrem Vater Hosseïns Haupt für Rukaiza, die Tochter des Märtyrers. Im Anblicke des Entsetzlichen stürzt das Mädchen tot zusammen.

Unter den Episodenfiguren ist eine junge Christin hervorzuheben, der eine besonders romantische Rolle zugewiesen ist. Auf einer Reise begriffen, kommt sie nach Kerbela und ist von der Schönheit des Ortes derart entzückt, daß sie beschließt, hierselbst durch längere Zeit zu verweilen. Auf so geheiligtem Boden sind Wunder etwas Selbstverständliches. Als der Karawanenführer die Zeltpflöcke in die Erde rammt, fließt Blut hervor. Die Christin erschrickt, beschließt indes gleichwohl, an dem Orte zu nächtigen. Da überkommen sie wundersame Träume. Zunächst erscheint ihr Jesu, der sie auffordert, zum — Islam überzutreten. Dann nähern sich ihr die Erzengel Michael und Gabriel, die von der Heiligkeit des Ortes sprechen und allen jenen das Paradies verheißen, welche die Stätte des Martyriums des Prophetenenkels besuchen, um in brünstigem Gebete dessen Gnade zu erflehen. Damit nicht genug, zeigen sich in diesem Gespensterzuge

Digitized by Google

auch Mohammed und Hosseïns Bruder Hassan ... Die Geistererscheinungen ziehen sich bis ins Morgenlicht hinein; denn als die Christin in aller Frühe das Gefilde durchstreift, findet sie die Leichen der Märtyrer. In diesem Augenblicke erscheint ihr Fatma und bekehrt sie zum alleinigen Glauben ... Auch einem fabelhaften christlichen König, Koniah, erscheint Fatma, in Gesellschaft ihres Gatten, und bringt ihn — nicht ohne Unterstützung einer Legion Teufel, die der Prophetenenkel mobilisiert hat — dahin, dem Christentume abzuschwören.

Nachdem der ungeheuere Wirrwarr, der durch den ganzen Cyklus des Passionsspieles geflochten ist, sein Ende erreicht, ertönt die Posaune des Engels Sarafil, den Tag des Gerichtes ankündigend. Beim zweiten Posaunenstoß fordert Gabriel den Hüter des Paradieses auf, sich zum Empfange der Seligen vorzubereiten: Die Vorhänge der ewigen Gefilde öffnen sich und alle Herrlichkeiten dieses Wonnegartens voll der bezauberndsten Huris treten den entzückten Zuschauern vor Augen. Beim dritten Posaunenschall gerät das ganze Weltgebäude in Aufruhr und Schrecken. Allah gibt ein Zeichen und Gabriel führt Mohammed und Ali herbei, welche zu Vorsitzenden des Gerichtes bestimmt sind. Diese wieder rufen die Märtyrer von Kerbela, damit sie den gebührenden Anteil hätten an der Verteilung der Schicksalslose zwischen Gerechten und Sündern. Von den vielen heiligen Frauen assistiert nur Fatma ... Der Tag des Gerichtes ist zugleich das Wiedersehen im Kreise der Prophetenfamilie. Allah übergibt Mohammed die Schlüssel des Paradieses, welche dieser seinerseits an Hosseïn abtritt, mit den Worten: „Gehe hin und befreie jeden aus den Flammen der Hölle, der in seinem Leben auch nur eine einzige Träne um dich vergossen, jeden, der dir irgendwie behilflich war, jeden, der zu deinem Grabe gepilgert, jeden, der über dich Trauerverse geschrieben hat. Sie alle führe zu dir ins Paradies“...

Digitized by Google

DIE INDER

Digitized by Google



Digitized by Google



Mahâdeva und Pârvatî.
(Nach einer indischen Darstellung. Dem Haupte Mahâdevas entströmt die Gangâ, Ganges).

Erster Abschnitt.

Altindisches Frauenleben.

Das vedische Zeitalter.[1])

Der Name „Indien" ist noch immer der Inbegriff dessen, was man eine völkerpsychologische Phantasmagorie nennen möchte. Etwas Uraltes, Ehrwürdiges, vom Flügelschlage des Fortschrittes kaum berührt. Die farbenbunte Weltbühne, auf welcher dritthalb hundert Millionen Menschen ein Dasein fristen, das die ganze Stufenleiter von der uralten Götterherrlichkeit bis zu den hastenden Erscheinungen der modernen Zivilisation durchläuft. Das Zauberland, über dem Paramatma, der höchste Weltgeist,

[1]) Angesichts des ungeheuren Umfanges der Quellenliteratur sind hier nur die wichtigsten Werke, und zwar die in deutscher Sprache, angeführt, während von den fremdsprachigen Werken gänzlich abgesehen wurde. Es werden zunächst auch nur jene Werke genannt, welche der allgemeinen Vororientierung und dem vedischen Zeitalter sich anpassen. In den späteren Abschnitten ist dann jeweils die Spezialliteratur angeführt. — Ch. Lassen: „Indische Altertumskunde" (2. Aufl. Leipzig 1867). — Max Duncker: „Geschichte des Altertums" III. (5. Aufl. Leipzig 1879). — Friedr. Ratzel: „Völkerkunde" III. (Leipzig 1888). — M. Müller: „Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung". Aus dem Englischen von C. Capeller (Leipzig 1884). — S. Lefmann: „Geschichte des alten Indiens" (Berlin 1890). — Albrecht Weber: „Indische Streifen", 3 Bde. (Berlin 1868—1879). — Derselbe: „Indische Studien", 17 Bde. (Berlin 1850—1884). — v. Schräder: „Indiens Kultur und Literatur in historischer Entwicklung" (Leipzig 1887). — J. Dahlmann: „Der Idealismus der indischen Religionsphilosophie im Zeitalter der Opfermystik". (Freiburg i. B. 1901). — Zur Veda-Literatur: R. v. Roth: „Zur Literatur und Geschichte des Veda" (Stuttgart 1846). — H. Zimmer: „Altindisches Leben. Die Kultur der vedischen Arier, nach dem Samhita zusammengestellt" (Berlin 1879). — A. Kaegi: „Der Rigveda" (2. Aufl. Leipzig 1881). — H. Oldenburg: „Die Religian der Veda"

Digitized by Google

das Ungeheuer mit tausend Augen und Gesichtern, schwebt, und elfenschlanke Ladys den Märchen ihrer Kinderwärterinnen lauschen. Das Indien in der Glut Sûryâs, des Sonnengottes, der mit irdischen Weibern ein anderes Heliadengeschlecht (wie auf Rhodus) zeugt, und das Indien der furchtbaren Göttin Kâli, auf deren Spuren Pestilenz und Hunger, schauerlicher Leidensfanatismus und „die Würger im Herrn" einherwandeln. Das Indien in seiner wuchernden Überfülle, seinen Wunderblumen und Feenschlössern, seinem Schmutz und Elend, seinen Schlangen- und Feuerfressern und weltentrückten Weisen, die in der Urwaldwildnis der ewigen Wahrheit der Yogalehre des Gottes Krishna nachspüren.... Noch thront die liebreizende Lakshmî — die Göttin der Schönheit — auf ihrem Strahlensitze und begnadet die sterblichen Weiber mit Anmut und jener Körperherrlichkeit, die viel gepriesen ist im alten Liede. Im Dschungel klagt, wie in der Zeit, da man den Adityas (Göttern) den Somatrunk opferte, des Nachts die goldgelbe Wasseramsel Tschakrawaka, und der Duftbaum Sala umhaucht die schlafmüden Pilger auf dem Wege nach dem Büßerhaine.

Das ist das Indien, in welchem die Knöchelspangen der Natsches (Bajaderen) klingen und die Lokomotiven pfeifen, das heilige Sternbild Visakha auf einen verlassenen Tennisplatz herabfunkelt, die nie ersterbende Kâma (Begierde) in den tausend Trieben modernen Lebensgenusses neu aufsproßt, und die rächende Karma (Nemesis) den Tropenhelm des indo-britischen Polizeisoldaten trägt. Noch waltet des Nachts Danu, die Mutter der Dämonen und die Vayus (Geister) beleben den duftschweren Sirischa[1]-Hain, während auf dem schwimmenden Lotusblatt der Schatten Varunas, des ersten und gewaltigsten unter den Göttern, kauert. Aber im Morgengrauen, wenn in den Kasernen der „Bengal-Lancers" die Reveille schmettert, verflüchtigt der Spuk. Es ist Mitra, der Gott des Tages, „dessen Herrlichkeit die Erde überragt", der noch immer das lichtscheue Gesindel der Danavar (Dämonen) in die Schlupfwinkel der Urwälder verjagt.... Dort, wo die „Fünf Ströme" des Himâlaya im sonndurchglühten Tieflande sich vereinigen, stand vor fünfhalb Jahrtausenden Vasishtha, der erste und mächtigste der Priester, und verkündete dem Volke: „Voll Macht ist, voller Weisheit dessen Wesen, der Erd' und Himmel aufgestellt, die weiten, der hoch das Firmamentsgezelt emporwarf, mit Sternenglanz, der Erde Grund gebreitet".... Fünfundvierzig Jahrhunderte später vertieft sich der theosophische Zirkel der Madame Helene Petrowna Blawatzky beim Five-o'clock-Tee in das Mysterium der Bhagavad-Gita....

Wenn Rom die ewige Stadt ist, dann ist Indien mit größerer Berechtigung das ewige Land. Vom Berge Meru[2]), der in den indischen Himmel ragt, ist der Ausblick weiter als vom Capitol. Dem Fabelgeier Garuda[3]), auf dessen Rücken Vishnu die Welt durchreitet, hat die menschliche Phantasie zwei Jahrtausende früher geschaffen, als die säugende Wölfin. Und der blitzschleudernde Jupiter: ist er nicht ein Sprößling der indischen Göttergemeinschaft? Des „Dyaus" — des altindischen Namens für Himmel — und daraus Dyaus-pitar (Gott Vater), aus dem zunächst der hellenische „Zeus" und nachmals der lateinische „Jupiter" sich entpuppte?... Noch liegt ein Abglanz von all dem,

Berlin 1894). — Edm. Hardy: „Die vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indiens" (Münster i. W. 1893). — Th. Benfey: „Die Hymnen des Samaveda" (Leipzig 1848). — Roth und Withney: „Der Atharvaveda" (Berlin 1856). — Übersetzungen des Rigveda von H. Graßmann (2 Bde. Leipzig 1876/77) und von A. Ludwig (5 Bde. mit Kommentar, Prag 1876–1883). — Ferner: Ad. Holtzmann: „Indische Sagen" (2. Aufl. Stuttgart 1854). — D. Lorinser: „Die Bhagavad-Gita" (Breslau 1869). — Fr. Hartmann: „Die Bhagavat-Gita" (2. Aufl. Braunschweig 1897).

[1]) Sirischa = Akazie.

[2]) Der Berg des Glaubens, Symbol der Geisteshoheit.

[3]) Auch Suparna, d. i. „Schönfittich", geheißen.

Digitized by Google

was groß, unendlich, erhaben, unwandelbar, unnahbar war, auf indischem Boden. Auch so ein Licht, wie es golden auf den braunen Schäften der Akropolis von Athen, oder an den Kapitälen des Forum Romanum beim Scheiden des Tagesgestirnes aufflammt. Aber die Urquelle dieses Lichtes. Und dieses Licht verbreitet sich noch immer vom Himavat über die schlummernde Prithivî, die griechische Geia, die lateinische Ceres, die germanische Hertha. Prithivî, die Gemahlin des Dyaus, der Gottheit im Abstraktum. Jener lichte Himmel, der ein Gemeingut aller arischen Völker ist. Denn dieses Licht der Lichter war es, das sich von den Schneezinnen Mittelasiens nach dem Westen hin verbreitete — eine theogonische Flamme, die auf dem kretischen Ida die Wiege des Zeus beschien, auf dem thessalischen Olymp den Göttersaal der Chroniden erleuchtete, in Asgard auf Odins Wartturm „Walaskialf" erglühte.

Die Wiege der arischen Völker lag, was ihnen heute schwerlich zu besonderem Ruhme gereichen dürfte, in einer Gegend Mittelasiens, von der nicht viel Erfreuliches zu melden ist. Keine Wiege in einem königlichen Palast, sondern eine dürftige Hütte in einem Lande, in welchem man von Stammbäumen so edler Art nichts weiß. Es sind die Quelländer des Oxus und Jaxartes. Schon die iranischen Heldensagen weisen dorthin, wo Afrasiab den Grimm der Turanssöhne schürte. Aber das war viel später. Als noch Germanen und Kelten, Griechen und Lateiner, Slaven, Iranier und Inder in jenen Gegenden gemeinsam ihr Weidevieh betreuten — ohne Ahnung von dem, was die Geschichte aus ihnen machen würde — gab es keine romantischen und heroischen Antecedentien. Alle diese Völker lebten in einer Urgemeinschaft von ziemlich primitiver Gesittung mit patriarchalischem Anstrich, der vornehmlich in einem sehr entwickelten Familiensinn zum Ausdrucke kommt. Die Zeugnisse hierfür sind etymologischer Natur. Durch alle arischen Sprachen gehen von altersher Namen und Bezeichnungen von gleicher Bedeutung. Ihre Ähnlichkeit in lautlicher und ihre Gleichheit in begrifflicher Beziehung bezeugen die innige Verwandschaft. Kein Adelsbrief reicht so weit zurück, wie dieses simple Schema sprachlicher Zeugnisse, welche die altindische svastar neben die deutsche „Schwester", mâtar neben mater und Mutter, brâthar neben brater und Bruder, agham neben egon, ego, io, ich (altdeutsch ik) u. s. w. stellt. Das göttliche deva findet sich in deos, dieu, dio wieder, die deutsche „Tochter" geht auf die persischen dokhter und von dieser auf die altindische duhitar zurück.[1])

Wann und unter welchen Umständen sich die arische Urgemeinschaft zu lockern begann und die einzelnen Stämme westwärts zogen, wo sie zu ihrer Entwicklung und geschichtlicher Bedeutung gelangten, ist von den Schleiern der Vorzeit verhüllt. Mancherlei Zeugnisse lassen darauf schließen, daß die Iranier und Inder am längsten zusammenblieben. Zunächst ist es die engere Verwandtschaft der beiderseitigen Sprachen, wie sie in den ältesten Schriftdenkmalen — dem Avesta und dem Veda — sich widerspiegeln. Dann die Identität gewisser Götter- und Personennamen. Wenn der iranische König Jima (Dschima, Dschemschid) seinen Vater Vivaghwat nennt, der indische König Yama den seinen Vaivaswant, so können dies begründeterweise nicht zwei, sondern nur eine Person sein. Der iranische Jima unterordnete sein damals noch barbarisches Volk unter die Gesetze, die er schuf und führte das goldene Zeitalter herbei. Der indische Yama ist zwar der Todesgott, aber zugleich der „Ordner", der Gesetzgeber. Gemeinsam

[1]) Es seien hier noch einige Sanskritwörter angeführt, die lautlich an die gleichen Beziehungen in anderen arischen Sprachen erinnern: pâda = Fuß, yauvana = Jugend, go = Kuh (althochdeutsch chuo), muni = Mönch, mâsa = Monat, jivita = Leben, mâtrâ = Maß, mûshikâ = Maus, nida = Nest, nau = Schiff, sarpa = Schlange, manas = Sinn, sad = sitzen, sthâ = stehen, vac = Stimme, dina = Tag, pibati = trinken, tri = drei, sapta = sieben, danta = Zahn, u. s. w.

Digitized by Google

beiden Völkern ist ferner die Verehrung des Feuers, der Lichtkult. Der mächtigste der alten indischen Götter, Varuna, heißt auch schlechtweg „Asura" (der große Geist), wodurch er mit dem altpersischen Ahura Mazda übereinstimmt. Varunas „Freund" Mitra war auch irgendwo in Iran daheim, wo er Mithra genannt wurde. Die Iranier nennen ihren Opfertrank Haoma, die alten Inder Soma. Das ist wieder dasselbe. Das Land Aryâna, ein Teil des alten Iran, erinnert an das indische Arierland ältester Zeit: Aryâvarta — d. i. „Sammelplatz der Arier" — das als identisch gilt mit dem heutigen „Fünfströmeland" im nordwestlichen Indien, persisch: Pandjab, indisch: Pantschanada.

Die fünf Ströme kommen vom Himavat, dem „schneereichen" Riesengebirge, herab, der ehernen Schranke zweier Welten. Sie alle nähren den Indus, den größten und gewaltigsten Strom Indiens. Wo seine Quellen dem Boden entspringen, erhebt sich der Götterberg Kâilâsa und hütet der Schätzegott Kuvera seine unermeßlichen Reichtümer. Diese ganze wilde Welt mit ihren gletscherstarrenden Höhen, grausigen Abgründen und öden Hochflächen ist von uralten Mythen und wunderbaren Geschehnissen aus der Zeit der Geburt der Götter wie von glitzernden Schleiern umwoben. Nur eine Örtlichkeit von solch überwältigender Großartigkeit konnte die Einbildungskraft zu den überschwänglichen, grotesken altindischen Kosmogonien und Theogonien anregen. Aber das alles war nur der Hintergrund, der unnahbare, geheimnisvolle, vor dem sich der „Sammelplatz der Arier", das gesegnete Fünfströmeland, ausdehnt. Es zählt noch heute zu den fruchtbarsten auf Erden. Der Segen des Tieflandes und das Schreckhafte der eisumpanzerten Hochländer gaben die Mischung zu dem überschwänglichen Wesen der Altinder. Als sie ihre Urheimat verließen und den Stromläufen und Pässen folgten, hatten sie das gewaltige Massengebirge zur Seite. Denn nur jene Pfade, die nachmals auch alle großen Eroberer, die aus Mittelasien nach Süden vorbrachen, einschlugen, standen den Auswanderern offen: Die Bamianpässe des Hindukusch und der wilde Khaibarpaß, durch den der Kabulstrom dem sonnigen Hindustan entgegeneilt.

Da es aber neben den fünf Strömen noch einige minder ansehnliche Flüßchen gibt, die dem Indus tributär sind, war es vor alters ein „Siebenströmeland". Und merkwürdig: der unbedeutendste unter ihnen, der im Wüstensande versickernde Sarasvatî, wurde der heiligste von allen. Zwischen ihm und dem weiter östlich fließenden Drishadvatî, erstreckte sich das heilige Brahmâgebiet. Die später so gefeierte Gangâ (Ganges) findet in den älteren Hymnen kaum Erwähnung. . . . Als die Arier (Ariya, altpersisch Airya) in diesem Reiche der himmelentsprossenen Gewässer erschienen, stießen sie auf eine dunkelhäutige, wilde Urbewohnerschaft, halb Menschen, halb Dämonen. Das war ganz selbstverständlich, wenn man sich die Bedeutung des Wortes „Aryâ" vor Augen hält. Es ist die Bezeichnung für das Edle, Verehrungswürdige. Der Feind in dem zu erobernden Lande konnte nur der Gegensatz zu dieser fremden, stolzen Rasse sein. Daher die Namen Dâsa (oder Dasyu), was so viel als die „Bösen", die „Verwerflichen", bedeutet. In die Gebirge versprengt, machen sich die Vertriebenen von Zeit zu Zeit unangenehm fühlbar durch ihre Überfälle und Raubzüge. Aber auch über die Ströme haben diese Unholde Gewalt, und wenn ihr segenbringendes Naß sich verminderte, schiebt man es den Dasyu in die Schuhe, oder vielmehr auf die nackten Füße. Ihre Helfershelfer sind die Râkshasa — Riesen, Recken. Diese Namen alliterieren nicht nur, sondern bedeuten auch dasselbe. Werden sie mit Hilfe der Ariergötter besiegt, so schleppen die wilden Gestalten auf ihren ungeschlachten Rücken schwere Lasten von Gold und Edelstein herbei.

Digitized by Google

Den hochgewachsenen, gelockten, hellhäutigen Ariern mochten die dunklen, plattnasigen Ureinwohner mit ihrem gedrungenen Körperbau und den schiefstehenden Augen in der Tat verabscheuungswürdig genug vorgekommen sein. Endlos waren die Kämpfe mit den Eingeborenen, deren mächtigste Stämme — wie die Çimnu, die Yakshu, Kikâta und Yâdava — in den vedischen Liedern häufig genannt werden. Andere unterwarfen sich den Siegern und gingen in ihnen auf, eine Rassenvermischung, der späterhin durch das Kastenwesen ein Riegel vorgeschoben wurde. Gewiß ist, daß dieses Ringen um die Herrschaft ein Geschlecht von nationalen Helden schuf, welche die Begründer berühmter Familien und damit die Urahnen jener Könige und Stammesfürsten wurden, die in den altindischen Nationalepen poetisch verherrlicht sind. Daß hierbei die Mythenbildung die geschichtlichen Tatsachen verwischte und durch Heranziehung eines sehr verwickelten Götterapparates das gesamte altindische Heroenzeitalter in den Schleier der Sage hüllte, ist eine Erscheinung, die sich in allen uralten nationalen Überlieferungen wiederfindet. Auffallend nur ist hier der große Wurf, das verwirrende Ineinandergreifen menschlicher Schicksale und überirdischer Einflüsse, das so viele verwandte Züge mit den großen Volksepen anderer arischer Völker aufweist. Doch darüber später.

Unzweifelhaft ist, daß die geistigen Führer ursprünglich Priester waren. Allen Kulturvölkern ist im kindlichen Alter dieses Anlehnen an die überirdischen Mächte, dieses Hilfesuchen bei ihnen, das Bedürfnis, den belohnenden und bestrafenden „Allvater“ anzurufen. In diesen Kinderstuben der Menschengeschichte waren die Priester die Ammen, welche sich aufs Märchenerzählen verlegten. Es sind gewiß die merkwürdigsten Märchen, welche der menschlichen Einbildungskraft entsprangen, Göttermärchen voll phantastischer Visionen, der Ausdruck eines ursprünglichen, impulsiven Fühlens, das sich nicht in konkreten Bildern, sondern gewissermaßen in Wallungen äußert. Eine mediumistische Vergeistigung. Im Kreise der Suggerierten steht, wie man heute sagen würde, das Medium selbst, der Priester. Er ist eine Art Hellseher. Er hat Gesichte von sonst unkörperlichen Dingen, von Dingen, die nicht sind und dennoch sind, weil sie die Gemüter ergreifen und Schrecken verbreiten. Ein Märchenzauber voll Beklommenheit, wie in unseren Ammenstuben, wo die Kinder nach Licht rufen, weil sie sich im Dunklen fürchten.

Und der Priester zündet das Licht an, das Altarlicht. Da heben sich die Blicke himmelwärts, aber nicht in zerknirschter, stummer Andacht. Die Lippe fließt von dem über, was das Herz bewegt, man stimmt Gesänge zum Lobe der Allgewaltigen an, und diese Gesänge vererben sich auf die kommenden Geschlechter, das Alter heiligt sie, religiöse Weihe ist ihr Inhalt ... Das ist der Veda, Sammlungen (samhitâ) uralter religiöser Urkunden, deren Grundstock die Opfergesänge bildeten, an die sich nach und nach Kultuslehren, Weisungen und Regeln (sûtra) anschlossen und zuletzt in frommen Betrachtungen (brâhmana) ausklangen. Rig (eigentlich rik) bedeutet im allgemeinen „Lied“ (Gedicht) im lyrischen Sinne zum Unterschiede von sâman, dem gesungenen Gedichte, also dem Opferliede. Der Rigveda enthält die Hymnen auf die Gottheiten, der Sâmaveda lediglich Feierlieder. Die dritte Sammlung ist der Yâdshurveda (von yâjus, Opferformel), der ausschließlich die Opfer und die dabei üblichen feierlichen Gebräuche zum Gegenstande hat. Als vierte Sammlung ist der Atharveda zu nennen, dessen Echtheit ab und zu bezweifelt wird und der erwiesenermaßen später den drei anderen Sammlungen angeschlossen worden ist.

Der Name Veda deckt sich in seiner ursprünglichen Bedeutung mit „Wissen“, im Sinne der Offenbarung, also eigentlich Erkenntnis. Das Studium derselben war die

Digitized by Google

Lebensaufgabe der Brahmanen. Eigentlich waren es Betrachtungen, woraus sich der Name der obersten Kaste erklärt. Die Brahmanen oblagen diesem Studium Tag und Nacht; einzelne Verse führten sie unablässig im Munde, als offenbarte heilige Worte, die den Lippen der Gottheit selbst entflossen waren. Mit der Überschwänglichkeit der alten, starkgläubigen Zeit heißt es im Gesetzbuche des Manu: „Den Vätern, Göttern und Menschen ist der Veda das ewige Auge"... „Gesetze, die sich nicht auf den Veda gründen, sind fruchtlos, denn sie ruhen auf Finsternis"... „Die vier Kasten, die drei Welten, die vier Stufen im Menschenleben (zuerst als Brahmatschin oder Student, dann als Grihasta oder Familienvater, ferner als Vanaparastha oder Einsiedler, schließlich als Bhixu oder Bettelmönch), was war, ist und sein wird, alles dies lernt man aus dem Veda"... „Das Gesetzbuch erhält alle Wesen immerdar, deshalb ist dieses das höchste, weil es die Wesen vollkommen macht — wie mächtig gewordenes Feuer sogar nasse Bäume brennt, so brennt der Vedakundige dem Geborenen fast seine Seele aus"... u. s. w.



Çiva und Pârvatî im Kattesvara-Tempel zu Hirahadagalli.

Wie alt der Veda ist, läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen. Die Grenzen der Vermutungen und Hypothesen schwanken zwischen 2400 und 1200 Jahren. Indische Gelehrte freilich setzen sie viel höher an, bis auf 4000 Jahre. Das ist ihnen, die sich in die phantastischen Ungeheuerlichkeiten der Chronologie des Vishnu-Purâna[1]) verirrt haben, nicht zu verargen. Hat ein Sterblicher einen Begriff, was beispielsweise „Ein Tag des Çiva" ist? Die höhere Mathematik der Inder hat das folgende arithmetische Exempel zustande gebracht: ein Jahr des Menschenlebens ist ein Tag der Götter; 12.000 Götterjahre machen eine Yuga-Periode, 1000 Yuga-Perioden einen Tag (Kalpa) Brahmâs, „des Unermeßlichen", aus. Das sind 4.320,000.000 Menschenjahre. Nun fängt die Rechnung an, kritisch zu werden. Brahmâ muß sich mit einer Lebensdauer von 72.000 Kalpas begnügen, dem Vishnu sind deren bereits circa 155 Millionen, anderen Göttern ungeheuer mehr zugewiesen. Am Ende der Reihe steht die haarsträubende Zahl von (Kalpas)

37.264,147.126,589.458,187.550,720.000,000.000,000.000,000.000,000,000.000.

Das ist ein Tag des Çiva! Eine Zahl von 56 Stellen — das arithmetische Monstrum indischer Phantastik.

[1]) Die Purânas sind die „Schriften der Vorzeit". Sie haben den ungeheuerlichen Umfang von 1,600.000 Versen und behandeln die Schicksale und Taten der Götter, ihren Ursprung, Weltschöpfung, Ursprung der Menschheit, die ältesten Königsdynastien u. s. w. Es gibt achtzehn größere Purânas. Der Vishnu-Purâna ist der berühmteste von allen. Er ist der sechzehnte in der Reihe.

Digitized by Google

Die Sprache des Veda ist die Mutter des Sanskrit, nun gleichfalls eine tote Sprache, die nur den Gelehrten geläufig ist und für die spätere europäische Forschung das einzige, aber untrügliche Mittel bildete, in die Geheimnisse des indischen Altertums einzudringen und damit in die verwandtschaftlichen Beziehungen der arischen Urstämme einiges Licht zu bringen. Formfülle und Schönheit, religiöses und kulturgeschichtliches Interesse haben dem Sanskrit zu jener bahnbrechenden Bedeutung in der vergleichenden Sprachforschung verholfen, deren Ergebnis in einer überwältigend reichen Literatur zum Ausdrucke kommt.



Çiva mit seinen Frauen. Malikarjuna-Tempel zu Kuravatti.

Hier müssen wir unsere Abschweifungen abbrechen. Leicht verlören wir den Boden unter den Füßen, wenn wir uns dem Fluge der indischen Einbildungskraft hingäben und den unermeßlichen Bereich der Götter durchstreiften. Nichts gleicht diesem ungeheuerlichen Wirrsal von schier unfaßlicher Phantastik. Eine Phantastik von ergreifender Erhabenheit. Den Anfang macht Varuna, der älteste und mächtigste der Götter, der „Tausendäugige", dessen Palast tausend Säulen tragen, und in den tausend Tore führen. In goldenem Panzer sitzt er auf goldenem Wagen und durchfährt die Himmelsweiten, damit nichts seinen Blicken entgehe. Alles, was ist, dankt man seiner Kraft, seiner Weisheit, seiner Allwissenheit. In seiner Hand liegen alle Geheimnisse der Welt und er offenbart sie dem Weisen Vasishtha, insoweit sie nicht seine Person und die seines Gefährten Mitra betreffen. Er ist der freundliche Sonnengott, im Gegensatze zu dem „verhüllenden Wolkengott" Varuna. Aber die Phantasie der vedischen Priesterdichter ringt nach Vorstellungen, die sich zu immer größeren Ringen erweitern, gleich denen, die ein ins Wasser geworfener Stein um sich verbreitet. Hinter dem Schatten Varunas tauchen Viçvakarman, der „Allwirker", und Prajâpati, „der Herr der Schöpfung" auf. Sind es bloß Bezeichnungen für Varuna oder persönliche Repräsentanten der göttlichen Macht? Das erstere waren sie, das letztere wurden sie. Mit kindlicher Einfalt werden Attribute realistisch versinnlicht: tausendäugig, vielköpfig, mit Händen und Füßen, die nach den Weltgegenden gerichtet sind, stellt man sich die Allgewaltigen vor. So lange es lediglich Vorstellung ist, mag man es hinnehmen; sowie diese Vorstellung aber nach plastischem Ausdrucke ringt, werden die vielvermögenden Götter zu Fratzen. Die indischen Idole bezeugen es.

Digitized by Google

Und noch ein anderes: Die Einfachheit des ursprünglichen Götterapparates genügte nicht. Zunächst schieden die göttlichen Attribute als Gottheiten aus, dann entwickelte sich die himmlische Genealogie nach aufwärts und abwärts, nach rechts und links; sie hatte ja tausend Arme und Augen, hunderte von Köpfen. Eine Urzeugung auf dem Wege der Zellenteilung. Auch Begriffe werden zu Göttern; so Aditi, die ewige Unendlichkeit, die plötzlich als Göttermutter auftaucht. Ihre Kinder (die Adityа), also die Götter, sind Kinder des Lichtes: Varuna und Mitra, zu denen ein dritter, Aryaman, der huldreiche Ahnen- und Familiengott, der freundliche Ehestifter, sich gesellt. Götter, welche aus Attributen zu Personifikationen sich entwickelten, sind: Amça (der „Anteilgeber") und Daksha (die „Willenskraft"). Immer beschränkter wird die Macht des Einzelgottes; die „Zellenteilung" macht rapide Fortschritte. Es erscheinen Agni, der Gott des Feuers, und Indra, letzterer wohl die gefeiertste aller altindischen Gottheiten, eine Art Rustem des vedischen Olymps. Bei seiner Geburt macht er allsogleich seine Mutter zur Witwe, indem sein Erscheinen seinen Vater Dyaus (die Personifikation des Himmels) verdunkelt. So sinken Götter von ihren Thronen. Selbst Mitra muß weichen, als Sûryâ mit seinem Siebengespann aus dem Schoße Ushas (der Morgenröte) entsteigt und mit seiner Gattin Suvarnâ (der Bunten, Goldenen) die Himmelsbahn durchfährt. Aber sie ist nicht eigentlich seine Gefährtin, sie folgt dem Gatten nur auf dessen Spuren. Da sie die Strahlen desselben nicht erträgt, flüchtet sie und verwandelt sich in eine Stute (Açvinî, equina), wird aber als solche dennoch von Sûryâs Strahlen erreicht und befruchtet. Ihre Kinder sind die „Açvinen" (Açvinau), die indischen Dioskuren. Ihrem Gatten hat sie ein bloßes Trugbild von sich hinterlassen, welches seitdem als Tshhâjâ (Schatten) der Sonne folgt.

Aber wie sich die indischen Götter fort und fort differenzieren, verschiebt sich auch ihre symbolische Bedeutung. Dadurch erhalten auch die Açvinen, die schöngelockten, kraftvollen Jünglinge, welche in der Dämmerung auf schwanen- oder flügelroßbespanntem, goldenen Wagen dahineilen, ein zweites Elternpaar, das mit dem erstgenannten offenbar eins ist. Vater ist Vivasvant, d. i. das „Tageslicht", Mutter Saranyu, die „eilende Wolke", Tochter des indischen Hephästos. Ushas endlich ist ihre älteste Schwester. Da der Sonnengott, wie erwähnt, ihrem Schoße entsteigt, kennzeichnet sie sich als dessen Mutter. Nun eilt aber die Morgenröte der aufgehenden Sonne voran. Folglich ist sie die Braut des Sonnengottes, deren Spuren er folgt. Also Mutter und Braut desselben Gottes. So etwas ist nur im indischen Olymp möglich. Vor lauter Personifikationen kommen die wunderlichsten verwandtschaftlichen Beziehungen zustande. Sûryâ hat nebenher auch eine Tochter; sie führt seinen Namen und ist die schönste, von allen Überirdischen am meisten umworbene weibliche Göttin.

So sehen wir allmählich einen Kranz schöner olympischer Damen vor unseren Blicken sich entfalten. Es müßte mit seltsamen Dingen zugehen, wenn die vedischen Inder sich mit diesen paar ambrosianischen Schönheiten begnügt hätten. In der Tat werden ihrer immer mehr und mehr. Nicht einmal der indische Liebesgott Kâma ist ledig; er begnügt sich nicht, wie sein Bruder in Hellas, mit einem Liebchen (Psyche), sondern erfreut sich eines schönen Weibes, das ihrem galanten Gatten in den vielen Liebesvermittlungen behilflich ist. Ihr Name ist Rati, d. i. „die Wollust". In ihrer Gesellschaft zeigt sich die indische Aphrodite, die sogar zwei Namen hat, als Göttin der Schönheit Lakshmi, als Spenderin des Glückes Çri. Man sagt mit Recht, die Menschen hätten die Götter nach ihrem Ebenbilde geschaffen, nicht umgekehrt. So darf man sich denn

Digitized by Google

auch nicht verwundern, die irdische Haremswirtschaft der Orientalen in den Himmel versetzt zu sehen. Von dem erhabensten aller Götter, Çiva, „der allein Ewige, der weder geschaffen ist, noch selber schafft“ und frei von allen Eigenschaften und Attributen ist, die an geschaffenen Dingen haften, weiß man zum mindesten von drei Frauen, die er sein nennt. Da er selbst nicht schafft, hat man offenbar an platonische Beziehungen zu denken. Eine seiner Gattinnen ist Pârvatî, eine andere Uma, die Schwester der Gangâ (Ganges), eine dritte Bhavânî. Auch Sâvitrî (nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Frauengestalt in der epischen Dichtung „Mahâbhârata“) ist als Gattin des dreiäugigen Çiva zu denken, sie, die den Namen „Erzeugerin“ führt!



Çrî, die Göttin des Glückes.
(Nach einem in Indora gefundenen Bilde.)

Selbstverständlich werden wir uns bei so unebenen Sachen nicht auf Logik steifen. Wir sind mit unserer himmlischen Frauengalerie noch lange nicht fertig. Da wäre zunächst Diti, die Mutter der Winde. Sie hatte freilich nur ein Kind, einen Sohn, geboren, ein letztes, nachdem sie alle früheren verloren. Aus diesem einen Kinde aber wurden 49. Das ging so zu. Der Diti war ein Sohn verheißen, der ein Gegner Indras werden sollte, wenn die Mutter ihn hundert Jahre unter dem Herzen tragen würde. Schon war die Zeit fast abgelaufen, als Indra die Gelegenheit wahrnahm, mit seinem Donnerkeile die Leibesfrucht in sieben Teile zu spalten. Die Prozedur behagte ihnen offenbar nicht, denn die Teilkinder weinten jämmerlich, worauf der Donnergott die sieben Teile abermals in sieben Teile spaltete. Das waren nun neunundvierzig, lauter Windgötter, oder richtiger Sturm- und Wettergötter, Marut[1]). Denn für den Wind gab es einen besonderen Gott, den „gedankenschnellen“ Vâyû, den Gefährten und Zechbruder Indras.

Damit sind wir beim populärsten aller vedischen Gottheiten angelangt. Nur Vishnu macht ihm einigen Abbruch, obwohl auch er ein Trinkgenosse des Donnergottes war. Vishnu wurde später der Lieblingsgott der dichtenden Sage und machte zahllose Inkarnationen („Herabkünfte“) durch, als welche er die Menschen den Göttern näher brachte. Am gefeiertsten in der Dichtung ist er wohl als Krishna, zumal in dem gigantischen Epos „Mahâbhârata“ und als Königssohn Râma in „Râmyâna“... Die Prachtfigur eines kraftvollen, überall werktätig eingreifenden, dabei mehr als menschlich genußfreudigen Gottes, ist und bleibt Indra. Er trägt die Züge des hellenischen Zeus und des altgermanischen Thor. Wie er seinen Vater, kaum geboren, verdunkelt, wurde bereits

[1]) Von mâ rôdhi, „weine nicht“.

Digitized by Google

erwähnt. Aus der Mutterbrust schlürft er nicht wirkliche Milch, sondern „Soma", den Opfertrank der Sterblichen, jenen berauschenden Preßsaft,[1]) der in der vedischen Liturgie eine so große Rolle spielt. Nach und nach trinkt Indra so viel davon, daß er der stärkste und kampflustigste unter den Göttern wird. Er leert ganze Schläuche in einem Zuge. Seine irdischen Verehrer können dem Dürstenden nicht genug des kostbaren Saftes als Opfer darbringen.

In solcher Verfassung ist Indra unüberwindlich. Eine wahrhaft göttliche Erscheinung — zugleich als heitere Himmelsbläue personifiziert — rast er als Gewittergott im goldenen Harnisch auf goldenem Wagen, der von goldmähnigen Rossen gezogen wird, durch die Lüfte, um mit dem Donnerkeil, den ihm Tvashtar (der indische Hephästos) geschmiedet, gegen seinen gewaltigsten Feind, den Wolkengott Vritra (der das göttliche Naß dem Menschen vorenthält), zu kämpfen. Herrlich wie ein Königsheld, umgeben von der Schar der Sturmgötter, alles vernichtend, das seiner Allgewalt sich entgegenstellt, rast er über die himmelanstrebenden Höhen des Himavat, unter furchtbaren Blitzschlägen und wildem Donnergetöse, bis er seinen Feind überwunden und das segenspendende Himmelswasser ihm, zum Heile der Menschen, entrissen hat.



Pârvati, den Dämonenstier tötend.
(Aus dem Felsentempel von Badâmi.)

Wenn Indra die versiegenden Quellenbäche mit Wasser füllt, die verschmachtende Kreatur erquickt, die Blumen befeuchtet, ist er lediglich eine Personifikation. Menschlich näher tritt er uns als Helfer im Kriege, als Teilnehmer an den Kämpfen des auserwählten Volkes der Arier, als ewig junger Held. Vollends in den Kreis irdischer Genüsse aber rückt ihn die Vorstellung von den Freuden, denen sich der Gott in seinem himmlischen Palaste hingibt. Abgesehen von seinem kolossalen Trinkbedürfnisse, ist es vornehmlich seine nicht minder großartige Neigung zum schönen Geschlecht. Sein Wolkenthron ist umgeben von den Gandharven, himmlischen Tänzern, Musikanten und Künstlern und von den Apsarasas (den „Wassergehenden", weil sie dem Meere entstiegen), einem vielköpfigen Schwarme der reizendsten Nymphen.

Das ist das Harem des Gottes. Jenes großmütigen Gottes, der den Menschen Hilfe leistet, wo es Not tut, ihnen Rinder, Rosse, Wagen gibt, Kindersegen, Gesundheit und langes Leben verleiht. Einem solchen Allhelfer mag man die Freuden, die er sich selber schafft, wohl gönnen. Im Kreise der minnenden Apsaras, der musizierenden Gandharven, der liederkundigen Tschâranas, der elfenhaften Vidyâharas und der glückseligen Siddhas, ruht der vielbeschäftigte Gott aus und freut sich des Daseins. Die himmlischen Nymphen stehen seinem großen Götterherzen natürlich am nächsten. Sie sind zugleich das Werkzeug, mittels welchem der Mächtige mit den Menschen in nähere persönliche Beziehungen tritt. Mehr als eine dieser Nymphen hat die indische Dichtung verherrlicht, so jene liebreizende Urvaçi — „die Primadonna" in Indras Hoftheater

[1]) Aus Sarcostemma viminalis, nach anderen Asclepias acida.

— der vom toleranten Gott die Erlaubnis zuteil wird, mit ihrem Geliebten, dem König von Pratishthâna, für einige Zeit in Liebe vereint, leben zu dürfen: oder Pramlôtschâ, die Holde, der von Indra der Auftrag wird, den weisen Kandu, den Büßer in Vishnus Tempel, zu bestricken, weil dieses Übermaß von Frömmigkeit selbst die Überirdischen zu beunruhigen beginnt. Zwar stehen außer der Genannten zu diesem löblichen Beginnen noch eine ganze Anzahl der bezauberndsten Versucherinnen zur Verfügung:

Urvaçî, Mênakâ, Rambhâ,
Ghridâtschî, Suratâ und auch
Visvâtschî, Sahadschanmâ, dann
Pûrvâtschitti, Tilôttamâ,
Alambuschâ, Misrakêçî,
Sasilêkhâ und Vamânâ.

Und and're Nymphen sind ja da,
Ob Schönheit und der Jugend Stolz,
Mit schönem Antlitz, schlankleibig,
Mit vollem reichen Busenschmuck,
Gewandt in allen Liebeskünsten.[1])

So läßt Pramlôtschâ sich vernehmen, von Furcht erfaßt, dem Göttergleichen auf Abwege zu führen, sie,

— — — — die Schönhüftige,
Die stolz in ihrer Jugend Reiz,
Und deren schlanke Leibesmitte
Des Busens Fülle kaum noch trug.

Aber Indra will nicht hören und so muß die für diese heikle Mission Erwählte wohl oder übel sich an das Werk machen ... Und der ruchlose Anschlag, den ein Gott selbst ausgeheckt, gelingt. Von dem Anblick der schönen Nymphe betört, faßt Kandu sie an der Hand und führt sie in seine Klause. Dort verbringt er mit Pramlôtschâ Monden, Jahre — Jahrhunderte! Denn über dieses Übermaß von Seligkeit schwindet dem Büßer jedes Zeitmaß und er hält 900 Jahre für einen einzigen Tag.

„Wie lange Zeit, o sag', ist's denn,
Daß ich mit dir der Liebe pflog?"

„Genau gerechnet sind wahrlich
Neunhundert Jahre schon dahin,
Und außerdem noch sechs Monde,
Und noch ein Tag und eine Nacht."

Da erwacht der Büßer aus seinem Taumel und schmäht die Verführerin, worauf sie angsterfüllt aus der Klause flieht. Aus einem der Tropfen ihres Schweißes, den sie im Schwebefluge an den Bäumen abstreifte, „ward ein Mägdlein, ganz behaart". Zur Jungfrau erblüht, übertraf sie alle sterblichen Schönen an Liebreiz. Sie hieß Mârishâ und wurde die Gattin der zehn Prâtschûtasas.

Man begreift, daß das Beispiel Indras die altindischen Sitten stark beeinflussen mußte. Aber das Beispiel war ja gar nicht vorhanden, es existierte nur in der Phantasie der Göttermacher. Der Büßer und die Nymphe ist vielleicht der Grundtext zu der ganzen Dichtung gewesen. So kam das üppige Leben in die Welt und um die Verantwortung abzulehnen, mußte eine Offenbarung einspringen. In der „Bhagavad-Gita" heißt es[2]): „die sieben großen Rischis, die vier Patriarchen und die Manus, welche mein

[1]) „Der Weise und die Nymphe." Nach der Kandu-Episode des Brahmapûrana. Übersetzt von A. Höfer („Indische Gedichte", I., 44 ff.).

[2]) „Die Bhagavad-Gita" (das Lied von der Gottheit). Deutsch von Fr. Hartmann (Braunschweig, 2. Aufl. 1897, S. 91).

Digitized by Google

Wesen hatten, wurden aus meinem Geiste geboren; aus ihnen wurden die Menschen geboren". Der das sagt, ist Krishna, eine der Formen des Vishnu. Die Rischis sind die Weltweisen, die vier Patriarchen nennen sich Sanatkamara, Sanaka, Sanatana und Sanandana. Die Manus endlich sind die Stammväter der Menschengeschlechter. In der so wohlklingenden Gesellschaft dieser Urweisen ist also das Indra-Märchen ersonnen worden. Es stieg von der Erde in den Himmel, nicht umgekehrt.

Dieser Fingerzeig ist von größter Wichtigkeit, denn er gestattet uns einen Einblick in das Leben des vedischen Zeitalters, in welchem neben dem schlichten Hirtenvolke allmählich ein prunkliebendes Geschlecht herangewachsen war. Die Götter prangen in Goldschmuck, die irdischen Priesterkönige nicht minder. Wenn es von den ersteren in den Hymnen heißt, sie seien unter den Himmelslichtern so herrlich „wie ein König unter seinen Weibern", so braucht man die Haremswirtschaft Indras nicht in der blauen Unendlichkeit zu suchen. Die Apsaras werden also wohl so eine Art Odalisken gewesen sein. Übrigens fehlt es nicht an Zeugnissen, daß es schon im vedischen Zeitalter Buhlerinnen gab, in Weinhäusern gezecht und dem bösen Würfelspiel gefrönt wurde.... „Ich bin das Würfelspiel unter den Betrügern" sagt Krishna.[1]) Die Könige trugen unschätzbare Prachtgewänder, waren mit Juwelen überladen und liebten schöne Sklavinnen, also genau so wie die heutigen Radjas und Maharadjas. Daß man den Tanz liebte, bezeugt ein Hymnus an Ushâs, die Morgenröte, welche mit einer reichgeschmückten Tänzerin verglichen wird.[2]) Dazu erfreute man sich an einer lärmenden Musik, in welcher Cymbeln, Pauken und Kastagnetten den Hauptanteil hatten. Selbstverständlich fehlten die „Sklavinnen der Gottheit" nicht, die Dewadaschis, welche nachmals von den Portugiesen „Balladeiros" genannt wurden, woraus der Name „Bajaderen" sich gebildet hat.

Also Indra auf Erden. Auf jener heißen, üppig wuchernden Erde unter den Felsstirnen des Himavat, der „Wohnung des ewigen Schnees". Ein Schwelgen in glücklichem Lebensgenuß, dem die Weisen eine Art göttliche Weihe zu verleihen wußten. Die Askese, in jener Zeit noch nicht zum geisttötenden Büßertum entartet, war nur ein kräftiger Schattenstrich zu dem vielen Licht. An den Edlen des Volkes gleißte das Gold und funkelten die edlen Steine. Natürlich schmückten sich auch die Weiber. Selbst die Göttin der Nacht, Râtrî, die davon keinen Vorteil haben konnte, weiß sich die Sache so einzurichten, daß ihre Herrlichkeit unter dem allgemeinen Glanze nicht leidet:

Die Nacht, die Göttin, zieht herauf,
Aus vielen Augen blickt sie her,
Mit vollem Schmucke ist sie angetan.

Die Göttin füllt, die ewige,
Die Höh'n und Tiefen weit und breit,
Vertreibt mit Glanz die Finsternis.

Die Dunkelheit mit blankem Schmucke,
Das lichtverzierte Schwarz ist da:
Bezahl' die Wette, Abendrot....[3])

Selbst im Reiche der Dämonen herrscht Übermut. Die Tochter des Kuyava badet sich in Milch, die Mara rupas schüren die Leidenschaften, die Schlange wird zum Symbol

[1]) Bhagavad-Gita, S. 97.
[2]) Rigveda, I, 92, 4.
[3]) K. Geldner und A. Kaegi: „Siebenzig Lieder des Rigveda", 138 ff.

Digitized by Google

der Intelligenz — offenbar nicht zum Vorteile der Menschen. Noch heute spielen die Pretas und Bhutas — Elementargeister, die sich der Schatten der Verstorbenen bemächtigen — eine große Rolle in den spiritistischen Zirkeln. Ist doch im Atharveda Arânî das Haupt aller Hexen und Teufelsweiber, neben den „Atrinah" und „Piçatschi" und anderem Dämonengelichter.

Götter, Halbgötter, gute und böse Geister, das ganze groteske Gewimmel von Gestalten einer zügellos ausschweifenden Phantasie, entwickelten sich zum starken überirdischen Heerbann der Priester. Sie bildeten die eigentliche Macht im Staate, die Fürsten waren gewissermaßen nur die Vollstrecker derselben. Die Urkönige vertraten noch die geistliche und die weltliche Macht. Die Differenzierung ging noch weiter und so bildete sich in der Folge jenes eigenartige Kastensystem aus, das dem indischen Leben durch Jahrtausende den Stempel aufdrückt: Die Brahmanen, scheinbar nur Sprachrohre des göttlichen Willens, Hüter des Kultus, tatsächlich aber die Gesetzgeber und Ausleger der Gesetze, die Vertreter der höheren Bildung und somit die eigentliche geistige Macht des Volkes; die Kshatriyas (Fürsten, Krieger) die Repräsentanten der äußeren staatlichen Macht, von irdischem Pomp und Glanz umgeben; die Vaiçyas, die Kaste der Handel- und Gewerbetreibenden, und schließlich die Çudras, die verachtete Menge des Volkes, die ursprünglich nicht-arischer Abkunft war.

Das etwas komplizierte „Milieu", das wir uns zum Verständnisse alles Folgenden schaffen mußten, weist indes eine Lücke auf. Noch ist das Wort „Brahmâ" nicht gefallen. Er, der Gott der Götter, der Allumfassende, das Mahâ Nirvana Tantra. Im indischen Altertum war Brahmâ kein personifizierter Gott, sondern die Weltseele, âtma brahmâ. Selbst gestaltlos, nimmt sie alle Gestalten an, die treibende Urkraft, der Kosmos, Kraft und Stoff in sich vereinigend, also so etwas wie der absolute Pantheismus. Alles Persönlichen entkleidet, gehört Brahmâ nicht der Mythologie, sondern der Spekulation, der Philosophie, an. Im Veda ist er noch nicht vorhanden, denn dort heißt der Weltgeist „Purusha". Da es aber von ihm gesagt wird, er sei, „was geworden und noch werden soll", ist dieser Purusha ein Vorläufer, eine Art Messias des Brahmâ. Jener ist „der Ewige, der Unsichtbare, den nur die Vernunft ergründet". Als er aus seiner eigenen göttlichen Substanz mannigfache Wesen hervorbringen wollte, schuf er zuerst durch einen Gedanken das Wasser und tat den Zeugungsstoff hinein. Dieser ward zu einem Ei (das goldene Weltei Hiranyagarbha des Rigveda), glänzend wie die Sonne, und in ihm entwickelte sich der große Urvater aller Geister, Brahmâ, die schaffende Kraft des Ewigen. Brahmâ zerteilte nach einem vollen Schöpfungsjahre durch einen Gedanken das Ei, und aus den beiden Hälften gestalteten sich Himmel und Erde.

> In deinem Körper, Gott! erblick ich alle Götter,
> Und der lebendigen Wesen großes Heer;
> Brahmâ, den Herrn, im Lotuskelche sitzend.
> Und alle Weisen und die Götterschlangen.
> Mit vielen Armen und unzähligen Brüsten
> Und Augen, seh' ich dich Unendlicher!
> Da ist kein Anfang, Mitte oder Ende
> Von dir, o Herr, du Allumfassender![1])

Dreifach ist der Name Brahmâs: OM, TAT und SAT.... Om (auch Eum) bedeutet die ewige Herrlichkeit, Tat, das ewige Sein aller Wesen in Gott, Sat, das All

[1]) Bhagavad-Gita, XI, 15, 16.

Digitized by Google

als eine Offenbarung des allgegenwärtigen göttlichen Geistes.... Aber mit der Zeit entschlüpfte die Weltseele Brahmâ der Spekulation und ward zum personifizierten Gott, ein unfaßbar erhabenes Wesen, das im fernsten Himmelsraum seine Unnahbarkeit bewahrte, trotz seines gelegentlichen Verkehres mit den Priestern. Das war notwendig, weil diesen sonst der Faden ausgegangen wäre. Unter der neuen Herrschaft Brahmâs sinken Indra, Vishnu und Çiva, denen Brahmâ selbst die Herrschaft überwies (gleichsam unter seiner Oberaufsicht), fast zum Range von Untergöttern herab. Trotz alledem hat dieser Obergott selbst in seiner Personifikation als menschliche Kolossalfigur in der allgemeinen Volksverehrung, sowie in Sage und Dichtung niemals eine Rolle gespielt. Er erschien der lebhaften Einbildungskraft der Inder, die sich an die grotesken Ungeheuerlichkeiten der ganzen übrigen Götterwelt in allen ihren Abstufungen gewöhnt hatten, offenbar zu abstrakt. Wie anders mußten die „Intimitäten" eines Indra oder Krishna die Geister erregen, die Phantasie befruchten und nebenher den Aberglauben, diese Afterblüte jeder Religion, fördern. Andere populäre Götter der späteren Zeit sind: Ganeça, kenntlich an seinem Elefantenkopf, der auf einem Pfau reitende Kriegsgott Skanda, und vor allen Mahâdeva (eine spätere Form des Çiva), „der große Gott", den Dreizack führend und auf einem Stiere reitend. Hochverehrt ist auch das göttliche Brüderpaar Yama und Manu, ersterer als Richter im Totenreiche, letzterer als ältester Gesetzgeber und Begründer des geselligen Lebens. Als erster König ist Manu zugleich der Stammvater aller irdischen Königsgeschlechter geworden.[1])

Der populärste aller Götter — ein echter Volksgott, möchte man sagen — aber wurde im Laufe der Zeit Vishnu-Krishna, er, der wie kein anderer, durch seine „Avatâras" (Herabkünfte) in vielerlei Gestalten unter den Menschen lebte, an ihren Kämpfen und Schicksalen Anteil hatte, unter die wilden Raufbolde der Heldensage sich mengte. Die Dichtung zumal hatte sich dieser proteusartigen Gestalt bemächtigt und von deren abenteuerlichen Metamorphosen zu Schilderungen der bizarrsten Art sich inspirieren lassen. Als Gemahl der Lakshmi, der Göttin der Schönheit und des Glückes, hatte Vishnu auch bei den Frauen einen Stein im Brette. Allerdings mußte Lakshmi ihr himmlisches Eheglück mit zahlreichen anderen Frauen teilen, was ihrem Ansehen übrigens keinen Eintrag tat. Aus anderen Gründen aber trat sie mehr und mehr vor Pârvatî, der Gattin Çivas, zurück, wie denn auch letzterer — vermutlich in seiner Eigenschaft als furchtbarer Zerstörer alles Bestehenden — im Range allgemeiner Verehrung über Vishnu hinaufrückte. Offenbar verlor letzterer bei den Gläubigen im Laufe der Zeit durch seine Vertraulichkeiten mit ihnen und seine allzu menschlich ausgeprägten Handlungen etwas von seinem göttlichen Nimbus. Dieser stete Wandel in der Vorherrschaft der Götter übte einen tiefen und nachhaltigen Einfluß auf das religiöse Leben der Inder aus.

Das also wäre das Rüstzeug, dessen wir bedürfen, um uns unter den Sterblichen der indischen Lande mit der unerläßlichen Vertrautheit rücksichtlich ihrer Denkungsart bewegen zu können. Ohne dieses Hilfsmittel wäre alles, was Dichtung und Leben aus altindischer Zeit uns geistig näher rückt, ein Spiel mit Rätseln, eine endlose Kette von Fragezeichen, auf die es keine Antwort gäbe.... Altindisches Leben allerdings, aber durchaus

[1]) Auffallend ist die Namensähnlichkeit Manu und Minos. Auch dieser, ein Sohn des Zeus, war ältester Gesetzgeber und König auf Kreta. Seiner Gerechtigkeitsliebe verdankte er das entscheidende Richteramt über die Toten in der Unterwelt. Aber Minos trägt zugleich die Züge Yamas, des Sohnes Vivasvats, des Gottes der Tageshelle, einer Attributform des Sonnengottes Sûryâ.... Daß Yama mit dem persischen Jima (Dschima, Dschemschid) in einer Personifikation zusammenfließt, wurde bereits angedeutet (vgl. S. 507).

Digitized by Google

nicht ausschließlich arisches. Es ist keineswegs unzulässig, anzunehmen, die arischen Einwanderer und nachmaligen Eroberer hätten in diesem ungeheueren Landgebiete mit seiner in die Augen springenden Bodenverschiedenheit, seinen klimatischen Abstufungen und seiner organischen Lebensfülle, lauter Barbaren angetroffen. Eine solche Voraussetzung ist unannehmbar. Die Dichter der Veden hatten ihre guten Gründe, ihr Volk als ein ausgewähltes hinzustellen und für das harte Los der Unterworfenen die richtige Formel zu finden. Man kann nur ein herabgekommenes, auf einer tiefen Stufe der Gesittung stehendes Volk knechten. Die Dasyu mußten also Barbaren sein, sonst hatte der ganze Kulturapparat und die weltgeschichtliche Mission der Arier, in die Dunkelheit von „Schwarz-Indien" Licht zu bringen, keinen Sinn.

Nun waren aber die Eingewanderten selber durchaus kein Kulturvolk. Als ein schlichtes, an patriarchalische Sitten gewöhntes Hirtenvolk, waren die nordischen Fremden in das Wunderland hereingebrochen. Sicher war es für sie ein noch größeres, als es uns unter dem Gesichtswinkel der Geschichts- und Kulturforschung erscheint. Das Wunder lag sozusagen vor ihren Augen, es trat an sie mit der ganzen Macht einer berauschenden Vision heran und befruchtete ihren Geist. Offenbar ist auch die ganze bizarre mythologische Phantastik der vedischen Religion und mehr noch in ihrer späteren Entwicklung — ein Produkt dieser Anpassung. Denn wenn auch den Religionen der altarischen Völker — zumal der Germanen und Slaven — gewisse gemeinsame Züge anhaften, wird man aus sprachlichen und ethnischen Zeugnissen die Tatsache nicht von der Hand weisen können, daß der altindische Götterapparat nicht arisches Alleingut ist.

Da wäre zunächst Vishnu, der „schwarzblaue" Gott, der offenbar nicht unter arischem Himmel geboren ist. Der kleine schwarze Krishna, den Yaçada säugt, hat sich sogar unter die christlichen Devotionalien verirrt, wie die mancherlei schwarzen Madonnenbilder dartun. Es gab schon in der Urzeit einen schwarzhäutigen (richtiger dunkelfarbigen) Adel, der die indischen Hilfsvölker der persischen Könige anführte. Die nichtarischen Bewohner Indiens können daher unmöglich jene wilde barbarische, nach Bedarf sogar mit dämonischen Zügen ausgestattete Horde gewesen sein, als welche sie die ältesten schriftlichen Überlieferungen, wie sie in den vedischen Büchern vorliegen, hinstellen. Es muß vielmehr schon vor Entstehung dieser letzteren eine Vermischung der Eingewanderten mit den Ursassen des Landes stattgehabt haben. Bemerkenswert ist, daß die kulturell tief stehenden Todas im heutigen Indien ein Hirtenvolk geblieben sind, das noch zum größten Teile die uralten Lebensgewohnheiten und Sitten bewahrt hat. Sie zählen zu den sogenannten „Dravidischen" Völkern, d. h. zu den „außer dem Gesetze" (der Hindu) stehenden. Aus dem uralten indischen Kulturlande „Magadha" am unteren Ganges, stammt der große buddhistische König Açoka, der Gesetzgeber und Staatenordner, der ein ganz annehmbarer „Barbarenfürst" war. In seinen berühmten religiösen Edikten heißt es: „. . . . Daher sollen bestimmt werden die Vorschriften der wichtigsten Weisheit, welche die Unterdrückung der Aryâs überdauert haben, und vor künftigen Gefahren bewahrt werden die Gesänge der Einsiedler, die Sutras[1]) der Einsiedler, die Gebräuche der niederen Asketen, der Tadel der leichtsinnigen Leute und der schlechten Lehren." . . . . Übrigens entsprang der Buddhismus selbst aus dem Bedürfnisse, die Tyrannei der Brahmanen zu brechen. Sein Begründer war ein Königssohn aus Magadha — also

[1]) Eines der drei Hauptelemente des gesamten Veda, das sind: die Mantras oder heiligen Worte; die Brâhmanas oder Erklärungen der Opferceremonien sowie die darauf bezüglichen Vorschriften und Betrachtungen; die Sutras. oder die rituellen und anderweitigen methodischen Regeln.

Digitized by Google



Vishnu und Çri im Dura-Tempel bei Aivalli.

aus dem schon einmal genannten uralten Kulturlande — der Prinz Sidharsha (auch Sakyamuni d. i. „der Einsiedler" aus dem Geschlechte der Sakya genannt), der „Buddha", d. i. „der Erleuchtete", welcher Name nachmals auf eine Weltreligion übertragen worden ist.

Die vedischen Inder haben übrigens selbst den Beweis erbracht, daß sie mit den Urbewohnern eine Blutmischung eingingen, welche für die ersteren immerhin bedeutungsvoll genug geworden ist. Mit Bedacht kann die Geschichte, auf welche hier angespielt wird [1]), nicht zum Besten gegeben worden sein, denn es läge dann ein offenbarer Widerspruch in ihrer Auffassung von dem untergeordneten Range der von ihnen bedrückten Ureinwohner vor.... Als die arischen Einwanderer am Ganges erschienen, erhielt eine Tochter des Königs der Dasyu von diesen den Befehl, die Leute über den Fluß zu fahren. Sie hieß Satyavatî, d. i. „die Sage". Selbstverständlich war sie eine „Schwarze". Bei dieser, einer Königstochter nicht sehr angepaßten Beschäftigung, traf sie mit dem Rishi (Weisen) Parâçara zusammen und

[1]) Chr. Lassen: „Indische Altertumskunde", I. 776.

Digitized by Google

es entspann sich eine Liebelei, deren Folge ein Sohn war. Nun heißt Satyavatî auch „Kâli", d. i. die Schwarze, was den späteren brahmanischen Auslegern der Sage unbequem war. Sie schoben daher buchstäblich einen Schleier vor, indem sie erklärten, Satyavatî habe aus Schamgefühl Bedenken gezeigt, mit dem Rishi vor aller Leute Augen zu verkehren, worauf der weise Mann einen dunklen Nebel um die Geliebte gezaubert habe. Dadurch wurde sie dem Anblicke der Unberufenen entrückt. Das Kind dieser Liebe, Vyâsa, ist aber kein Geringerer, als der Anordner der Vedas, und angeblich sogar der Verfasser des Heldenepos „Mahâbhârata". Die vedischen Ausleger haben übrigens, wie es scheint, nicht ohne selbstgefälligem Behagen, hinzugesetzt, Satyavatî hätte infolge ihres Berufes (sie war auch Fischerin) einen ihr von Geburt aus anklebenden Fischgeruch ausgeströmt, den Parâçara durch Zauberkunst in einen wonnigen Duft verwandelte. Dies führte zu der Verehrung der Lotusblume und zur Aufnahme der Fischer in die Gemeinschaft der Arier als Kaste der Vaiçyas.



Vishnu und Çrî im Dura-Tempel bei Aivalli.

Digitized by Google

Man erfasse den tieferen Sinn dieser Sage: ein arischer Weiser verbindet sich in Liebe mit einer dunkelhäutigen Schönen der Ureinwohner: arische Weisheit und nicht-arische Schönheit schaffen Vyâsa, den „Wissenden", denn er ist der Schöpfer des Veda. Wenn diese Verbindung in brahmanischen Augen keine Mesalliance war, dann kann es mit der Barbarei der Dasyus nicht so schlimm bestellt gewesen sein. Der arische Geist saugte sich voll mit den Bildern und Vorstellungen einer ausschweifenden Phantasie, die gewiß nur auf dem heißen, üppigen Boden Hindustans Nahrung gefunden hat und den eingewanderten Ariern schwerlich von Anbeginn her zu eigen war. Daher jene steinerne Phantastik, die sich in den Göttertempeln äußert und die offenbar urindisch ist, denn in vedischer Zeit kannte man sie nicht. Die ältesten Götter waren ja lediglich Abstraktationen: Indra, der Herr des leuchtenden Himmels, Varuna, der „Allumfasser" (Okeanos), das Urwesen, Agni, das gastliche Feuer (ignis), aber zugleich der Gott der Schafhirten (agnus), schließlich die merkwürdige Gottheit, Vâc, d. i. „die Sprache". Wenn Agni sich völlig mit der elementaren Erscheinung des Feuers deckt und somit als Naturmacht dem natürlichen Bedürfnis dient, ist er zugleich der Ausdruck der Gesittung, der geselligen Ordnung. Deshalb erscheint er auch als Hausbesitzer und als Herr der Gemeinde. Eine Gottheit, die völlig nach dem patriarchalischen Sinne der Urarier gebildet ist. Wie Agni das irdische Feuer, ist Mitra (der altiranische Sonnengott) das ewige Feuer, das göttliche Licht, der wahrscheinlich erst auf indischem Boden in Gegensatz zu Varuna tritt und den Dualismus „Tag" und „Nacht" schafft.

Die Einfachheit in Sitten, Lebensführung und Bedürfnissen, welche die eingewanderten Arier kennzeichnen, läßt es erklärlich erscheinen, daß sie die mit Gold und Geschmeide prunkenden Dasyus als mit dämonischen Künsten vertraut ansahen. Also ganz dieselbe Schlichtheit wie bei den alten Germanen, von denen Tacitus sagt, sie hätten Gold und Silber verachtet. Als Hirtenvolk suchen und finden die arischen Inder ihren Reichtum in ihren Rinderherden; außerdem haben sie Rosse und Büffel, Schafe und Ziegen. Um diesen Besitz dreht sich das Leben, ja, er bildet sogar den Inhalt des Kultus, denn die Götter werden vornehmlich um gute Weideplätze, um Regen, gutes Futter und reichliche Milch angerufen. Aber auch der Ackerbau findet Pflege, wie die göttliche Verehrung der Sitâ („Ackerfurche") dartut. Selbstverständlich kennt ein Volk von so naiv-primitiver Gesittung keine Prunkbauten oder dergleichen. Die Häuser, aus Holzpfosten, mit Wänden aus Mattengeflecht bestehend, haben schräge Dächer, wie sie der Norden, aus dem das Volk gekommen, erheischt. Im Innern dieser Hütten bildete die Mitte des Hauptraumes die Feuerstätte mit dem Sitze für den „lieben Gast und Hausfreund" Agni und den Bänken (oder Polsterlagern) für die Familienangehörigen oder anwesenden Gäste. Des Nachts schliefen die Männer auf Tierhäuten, die Frauen auf weichen Lagern. Fast alle Gerätschaften für den Hausgebrauch waren von Holz, die Trinkbecher und Schalen mitunter schön geschnitzt, eine Kunst, welche die Arier der Sage nach den Elfen (ribha) verdankten. Übrigens werden auch irdene Gefäße genannt, wogegen eherne als eine auserlesene Kostbarkeit angesehen werden.

Als Erfinder des Pfluges verehrt man die segenbringenden A ç v i n e n (die altindischen Dioskuren), die zugleich Rossebändiger sind und die Manu-Söhne mit den edlen Tieren versehen, im Kampfe gegen die Dasyu, welche die Kriegshörner der „glanzvollen Arier" hinwegblasen. Noch höher im Ansehen steht U s h â s, die Morgenröte. Sie wird das „geschäftige junge Weib" genannt, das am frühesten aufsteht, „die lichten Himmelspforten verschließt, alles was lebt erweckt und zur Tätigkeit ermuntert".... Die Nahrung

bestand meist aus Milch und Getreide, vornehmlich Gerste, aber auch aus Weizen, Bohnen, außerdem aus Obst. Zerlassene Butter wurde, neben dem Somatranke, den Göttern geopfert und war auch die Lieblingsspeise der Menschen. Der altindische Soma und der altgermanische Met stehen sich so nahe, wie der „ganze Kufen" edlen Saftes hinabstürzende Indra dem sich berauschenden Odhin. Was den Menschen am besten zusagt, dichten sie auch ihren Göttern an. Gemeinsam ist ferner den alten Germanen und indischen Ariern das Würfelspiel, das den Wohlstand der Familien ruinierte und freie Krieger zu Knechten machte.

Außer der Viehzucht und dem Ackerbau liebten die alten Inder die Jagd, die wohl auch zur Abwehr der wilden Tiere geboten war. Neben den Fehdezügen war sie ein vorzügliches Mittel, Gewandtheit, Spürsinn und persönlichen Mut zu entwickeln, die Sinne zu schärfen und dem Bedürfnisse, möglichst wenig daheim zu hocken, Genüge zu leisten. Auch liebte man die geselligen Zusammenkünfte auf den Weidegründen, zu Wett- und Preiskämpfen, Spiel und Gelagen. Das alles sind Züge, wie wir sie auch bei den alten Germanen finden. Dasselbe gilt von dem hochentwickelten Familiensinn. Der alte arische Inder schätzte sein Weib und fühlte sich heimlich im Kreise der Seinen. Jenes war nicht nur die Hausfrau in dem uns geläufigen Sinne, sondern auch die Herrin (patni), und als Mutter ist sie „die Frau im Hause des Vaters". Selbst das Wort „Gebieterin" (grhabatni) kommt in den alten Liedern vor. Die Tochter des Hauses führt den bezeichnenden Namen „Melkerin", was auf eine häusliche Beschäftigung hinweist, denn als Hirtin konnte sie nicht Verwendung finden; zu diesem Geschäfte bedurfte es männlichen Mutes und männlicher Kraft. Dafür blieb der Kuhstall der Sorge der weiblichen Familienmitglieder überlassen, also jener Teil des Besitzes, von dem — wie es im alten Liede heißt — „vorab die menschliche Gemeinschaft lebt".

In den Händen der Frauen lag selbstverständlich auch die Bereitung des Mahles. Zahlreiche Stellen in den vedischen Liedern gestatten einen Einblick in diesen Teil der häuslichen Tätigkeit. Die gewöhnlichen Speisen waren Milch mit eingerührtem gerösteten Gerstenmehl, in Milch eingekochte Grütze oder Reis, Gerstenbrei mit Sesamkörnern, Mehlkuchen mit Butter versetzt, Fladen u. s. w. Die Geräte hierzu waren Melkeimer und Milchtopf, Butterstößel und Getreideschwinge, Mörser und Mahlsteine, Pfannen und Platten u. s. w. Die altindische Hausfrau war stolz auf ihre Kochkunst und sie erfreute sich an den gastlichen Schmausereien in ihrem Heim. Auserlesene Stücke legte sie für die abwesenden männlichen Familienmitglieder bei Seite, vornehmlich für den geliebten Sohn „einen besten Anteil". Auch sorgte sie für Vorrat an gesäuerter Milch und Kuchen für die zu irgend einem Zwecke ausziehenden Männer. Den Schlauch aus Rinderhaut mit dem labenden Getränke und die schmackhaften Fladen legte sie als Wegzehrung in den Wagen des Gatten oder Sohnes, sobald er sich für längere Zeit vom Hause entfernte.

Auch sonst gab es der häuslichen Arbeit in Fülle. Die vedischen Frauen waren erfahren im Nähen, Weben und Flechten, sie drehten die Spinnwirtel und hatten, wie wir noch erfahren werden, alle für Bekleidungszwecke notwendigen Arbeiten zu verrichten ... Was uns jedoch am meisten interessiert, sind die Beziehungen der Geschlechter zueinander. Halten wir uns zunächst einige Äußerlichkeiten vor Augen.

Daß die alten Inder in dem Zaubergarten, den man Schönheit nennt, alle die verschlungenen, teils freiliegenden, teils hinter allen möglichen verschleierten Dingen sich windenden Pfade wohl kannten, wird sicher nicht überraschen. Schönheit im ästhetischen

Digitized by Google

Sinne ist freilich etwas anderes, als die individuelle Auffassung dieses Begriffes. Und die Völkerkunde lehrt, daß, wenn irgendwo über Geschmack sich nicht streiten läßt, dies bei den unterschiedlichen Schönheitsidealen der Erdenbewohner der Fall ist. Wollte man das altindische Schönheitsideal in den gemeißelten Göttergestalten in den Tempeln, an Felsskulpturen u. dgl. suchen, so würde es ohne Kopfschütteln nicht abgehen. Die Apsarasas in Indras „Hirschpark“ müssen entschieden über harmonischere körperliche Reize verfügt haben, als jene wunderlichen Skulpturen sie uns vor Augen führen. Diese letzteren mögen ja mythologisch äußerst korrekt sein, sowie die modernen Schönheiten aller Rassen gewiß photographisch sehr korrekt sind. Wie geschaffen für die Sammlungen der völkerkundlichen Museen.



Weibliche Figur aus dem Tempel von Bhuvanesvar (7. Jahrhundert n. Chr.).

Aber das die Form durchgeistigende Leben spielt schließlich denn doch die entscheidende Rolle. Daß die altindischen Frauen und Mädchen im Sinne der Rassenschönheit nichts zu wünschen übrig ließen, ist nicht zu bezweifeln, wie ihre nachgeborenen Schwestern zur Genüge bezeugen. Nur muß man sich diese Herzbezwingerinnen etwas hellhäutiger denken, als die Epigonen sind, denn die Hellhäutigkeit der eingewanderten Arier war ja eines der gegensätzlichen Kennzeichen gegenüber den dunklen Ureinwohnern. Vierthalb bis fünf Jahrtausende indischer Sonnenglut wirkten aber ausgiebig genug, um Patina anzusetzen. Tatsache ist, daß die heutigen Inder arischer Abkunft so dunkel sind, wie die autochthonen Völker, die sich auf der Halbinsel erhalten haben.

Bei der im allgemeinen so ausgiebigen „Bloßstellung“ der weiblichen Reize in den altindischen Skulpturen drängt sich unwillkürlich die Frage auf, wie es sich damit im Leben verhielt. Auf einigen der erwähnten Bildwerke[1]), die offenbar der vorarischen Zeit angehören, sieht man Frauengestalten in „sehr spärlicher“ Kleidung. Sie beschränkt sich nämlich auf einen abenteuerlichen Kopfputz, Arm- und Knöchelspangen und Halsbänder. Das ist entschieden eine sehr „durchsichtige“ Bekleidung. Den altindischen Schönen zuzumuten, sie wären in diesem „Kostüm“ am hellichten Tage umhergegangen, hieße zum mindesten an ihrem Schneidertalente zweifeln. Das wäre aber, von allem anderen abgesehen, schweres Unrecht. In den alten Hymnen findet sich der Ausdruck für Nadel (sûci), es wird von Flechtwerk (hvaras) gesprochen und kommt die Redensart vor: „vom alten Faden weiterspinnen“. Es wurde also gesponnen und gewebt (das Weberschiff heißt tasara) und der zur Verwendung gekommene Rohstoff war sowohl dem Pflanzenreiche (ûrna = Wolle aus Balbajagras) als dem Tierreiche (avya = Schafwolle) entnommen. Würde es sich nicht um geschriebene Zeugnisse handeln, die bei derlei Untersuchungen notgedrungen beigebracht werden müssen, so würden alle diese Subtilitäten entfallen. Die arischen Inder kamen aus einer Gegend mit gemäßigtem Klima, der

[1]) Z. B. in Aurengâbâd.

Digitized by Google

Wortschatz ihrer Sprache kennt die Bezeichnungen für Schnee und Winterfrost. Sie werden alsokaum in Gazehüllen die Pässe des Hindukusch überstiegen haben.

Damals stand das Tierfell noch in seinem Rechte; auch bei den Frauen, etwa wie bei den alten Germanen. Im indischen Tiefland wurde es allerdings entbehrlich und diente mehr als Mantel, wenn nicht als kriegerischer Schmuck. Die prunkliebenden Sturmgötter (Maruts) hatten um ihre Schultern Reh- und Antilopenfelle geworfen. Das Wort „Kleid“ wird ausdrücklich genannt (atka); bei den Marut ist es von Gold. Ferner das „Oberkleid“ (adhivâsa), wohl zu unterscheiden von „Überwurf“ (drâpi) oder von „Umhüllung“ (vâsas) überhaupt. Auf Mädchen wird häufig die Redefigur „schön gekleidet“ angewendet, doch darf man, wenigstens in älterer Zeit, nicht an Kleiderprunk denken. Selbst später noch begnügte man sich mit einem Überwurf, der an einer der beiden Schultern mittels einer Spange zusammengehalten wurde und schief über den Körper herabfiel, so daß die andere Schulter, die halbe Brust und ein Arm unbedeckt blieben. Oder es wurde der Überwurf vorn durch den Brustschild festgehalten, so daß Schultern und Arme freiblieben. Auf den Bildwerken kommen übrigens die mannigfachsten Spielarten von „leichten“ Toiletten vor.

Mit fortschreitender Gesittung wurde das alles anders. Daß an den Hofhaltungen der Luxus bald Eingang fand, liegt auf der Hand. Es hätte mit seltsamen Dingen zugehen müssen, wenn unter den Einwirkungen einer reichen Natur und einer üppigen Phantasie die Prachtliebe nicht zu rascher Blüte gelangt wäre. Was man in dieser Richtung den Göttern buchstäblich auf den Leib dichtete, wird seine Vorbilder wohl im Leben gehabt haben. Ein ganz außergewöhnlich großer Aufwand wurde in Indien von altersher mit kostbarem Schmuck getrieben. Hier äußerte und äußert sich die Prunkliebe vorwiegend in der maßlosen Anwendung der Schmuckgegenstände, wobei nur der Wert derselben, nicht aber deren Vielzahl oder deren Größe und Formen, sich den Standesunterschieden anpassen. Wenn die heutigen Rajas, Nizams, Gaikaurs, Nabobs und wie die prachtliebenden Vasallenfürsten alle heißen mögen, bei festlichen Anlässen sich mit Schmuckstücken von unschätzbarem Werte behängen, bleiben — zum mindesten was den weiblichen Teil der Bevölkerung betrifft — selbst die ärmeren Klassen in der Vorliebe für solche Verschönerungsmittel nicht zurück, wenn auch es sich hier, der Natur der Sache nach, nicht um kostbare Perlen und Edelsteine und schweren Goldschmuck handelt. Was dieser „Volksschmuck“ an reellem Wert entbehrt, macht er durch Vielzahl und Größe der Formen wett. Alles geht ins Maßlose, von den Ohr- und Nasenringen angefangen bis zu den Arm- und Knöchelspangen, den Brustschilden und dem Haarschmuck. Das Material ist vorwiegend Silber, doch wird auch silberhaltiges Zinn und Blei, ja selbst Zink und reines Blei nicht verschmäht. Gold, das in Indien selten ist, wird durch vergoldete Bronze oder andere Legierungen, welche goldähnliches Metall ergeben, ersetzt. An die Stelle der Edelsteine treten alle erdenklichen Glasimitationen. Dazu kommen Schmuckgegenstände aus Elfenbein und Perlmutter, Korallen, Perlen u. s. w.[1])

[1]) Die große Vorliebe aller indischen Völker für Schmuck legt die Annahme nahe, daß, abgesehen von der uralten Sitte, möglicherweise die Art der Kleidung wesentlich zu der maßlosen Anwendung solchen Zierrates beigetragen haben möchte. Die Reichen und Vornehmen machen hiervon freilich eine Ausnahme; sie schmücken nicht ihre Körperteile, sondern ihre Prunkgewänder. Anders im Volke. Nackte Arme und Beine, halbentblößte Brüste bilden willkommenen Anlaß, diese unbekleideten Stellen des Körpers mit Schmuckgegenständen zu beladen. So konnte beispielsweise nur in einem Lande, wo in den unteren Klassen Fußbekleidungen unbekannt sind, sich ein vielfach so grotesker Fußschmuck in Form von Zehenringen entwickeln, wie wir ihn in Indien finden. Allerdings wird man einwenden, daß es auch außerhalb Indiens genug nacktbeinige Herrschaften gibt. Gewiß, aber in allen diesen Fällen zeigt es sich, daß bei Naturvölkern, die auf einer tieferen Stufe der Gesittung stehen, die Vorliebe besteht, dem Äußeren ein martialisches Gepräge zu verleihen, was sicher nicht mit Zehenringen erreicht wird. Hier also entwickelt sich der Schmuck vorwiegend als Kopf- und Brustschmuck, je wilder und phantastischer, desto besser.

Digitized by Google

Übrigens ist die indische Prunkliebe uralt, sie ist gewissermaßen traditionell. Andeutungsweise war davon schon die Rede. Gerade die ältesten Bildwerke sind es, an denen möglichst wenig oder gar keine Kleidung, dafür aber ausgiebiger Schmuck in die Erscheinung tritt. Alle Formen des heutigen indischen Volksschmuckes und die Art, ihn zu tragen, finden sich schon in den vedischen Hymnen vertreten, die Nasenringe ausgenommen. Was die heiligen Bücher oder die späteren Dichtungen verschweigen, verraten die bildlichen Darstellungen in den Tempeln. In den älteren Liedern finden sich auch die Bezeichnungen. Man kennt den Brustschild (rukma), die Spangen (khâdi), an Schultern und Füßen, Reifen oder Ringe an den Knöcheln und am Armgelenke, die Ohrgehänge und Halsketten. Gold, Perlen und Edelsteine werden genannt. Man kennt den Haarputz (opaça), Kränze und Diademe. Rudra, der Vater der Marut (Sturmgötter) trägt einen Halsschmuck (nishka) aus Kugeln, „bunt und vielgestaltig“, und seine prachtliebenden, mit strahlendem Panzer und blinkenden Helmen bewehrten Söhne tragen nicht nur auf der Brust farbensprühendes Geschmeide, sondern auch Arm- und Beinringe, ja sogar Zehenringe. Ohrringe und Halsketten werden auf den Bildwerken fast nie vermißt. Von den Marut heißt es, daß sie zu ihrem Zuge sich „wie Weiber schmückten“. Übrigens bezeugen die alten Lieder, daß die Mütter große Sorge hatten, ihre Töchter in möglichst vorteilhaftem Lichte erscheinen zu lassen. Es wurde weder mit wohlriechenden Salben, noch mit Goldschmuck und farbenprächtigen Gewändern gespart. Da Tanz und Spiel hauptsächlich den Anlaß hierzu boten, könnte man schlecht und recht von altindischer Balltoilette sprechen.



Vishnu und Çri. Skulptur im Dura-Tempel bei Aivalli.

Digitized by Google

Genug davon. Wir brauchen wohl nicht besonders hervorzuheben, daß das altindische Frauenleben sich nicht lediglich auf solche Äußerlichkeiten beschränkte. Der hohe sittliche Ernst, der im vedischen Zeitalter die Beziehungen der Geschlechter zueinander charakterisiert, schließt natürlich die Leichtlebigkeit nicht aus. Es ist mit Recht betont worden, daß ein Krieger- und Hirtenvolk kein Volk von Heiligen ist[1]) und in den Veden finden sich vielfach Andeutungen, daß patriarchalische Verhältnisse nicht zwingend vor gewissen Seitenwegen schützen. In den Klageliedern der Ghoshâ ist von einer Schlummernden die Rede, die ihr Buhle weckt, und in den Veda kommt eine Stelle vor, in der „zu Weibern einher schleichen" u. s. w. gesprochen wird. Sicher gab es schon in ältester Zeit genug unlautere Verhältnisse. Selbst Blutschande hat man sich vor Augen zu halten, denn die im alten Iran übliche Geschwisterehe scheint auch an den ältesten Indern von ihrer Urheimat her hängen geblieben zu sein. Ob Polyandrie bestand, ist mit Sicherheit nicht nachzuweisen. Mârishâ, die Tochter der Nymphe Pramlôtschâ, war die Gattin der „zehn Prâtschûtasas".[2]) Auch die Polygamie scheint frühzeitig Eingang gefunden zu haben, zumal unter den Großen des Volkes. Wie einzelne Stellen in den alten Liedern zu verstehen sind, in welchen von „Gattinnen", bei gleichzeitiger Nennung eines „Gatten", die Rede ist, bleibt unklar. Einmal wird von einem Zugtier gesprochen, das zwischen den Deichselstangen geht, „wie auf seinem Lager ein zweifach Beweibter". Das ist schon klarer, doch wird von einigen Erklärern die Wahrscheinlichkeit eines Gleichnisses vorgeschoben.[3]) Von dem himmlischen Weiberschwarme, an dem Indra sein Vergnügen hatte, war schon die Rede.[4]) Göttern nachzustreben wird wohl ein sündhaftes Beginnen sein, von dem wohlbegründeten Verdachte abgesehen, daß man den Himmlischen gewisse Dinge andichtet, um das eigene Tun damit zu beschönigen.

Von diesen weniger erbaulichen, wenn auch nicht ganz aufgeklärten Erscheinungen abgesehen, gilt als zweifellos, daß im alten Indien die Monogamie das herrschende Verhältnis der Geschlechter zueinander war und daß vermöge der durch dasselbe geschaffenen sittlichen Grundlage das Familienleben durchaus ehrbar, innig und frei von jenen moralischen Gebrechen sich zeigte, welche späterhin allmählich einrissen, zumal von dem Zeitpunkte ab, wo durch das eigennützige Verhalten der Brahmanen die Wertschätzung des Weibes allmählich empfindlichen Abbruch erlitt.

Betrachten wir die altindischen Familiensitten, so fällt uns deren Übereinstimmung mit den uralten arischen Bräuchen und Einrichtungen auf. Es ist manches dabei, das uns an die alten Germanen erinnert. Gar nichts orientalisches: alles kernig, sinnig, auch etwas umständlich. Die sogenannten „Grisyasurten", der Hochzeitsschmaus des Rigveda und einiges im Atharaveda geben die Anhaltspunkte. Bei einer vedischen Ehestiftung ging es sehr förmlich und feierlich zu. Zuerst erfolgte durch Freunde des Heiratslustigen die Werbung, bei welcher zunächst die Vermögenverhältnisse festgestellt wurden, sodann das Freien in aller Form, seitens des Brautwerbers, die Verlobung, das Hochzeitsfest. Bräutigam, Braut, Brautführer und die Gespielinnen der Erwählten: alles schmückte sich. Das Freien und die Verlobuug wurden durch Gastereien gefeiert. Es waren besondere „Hochzeitssprüche" festgesetzt, die nach einem bestimmten Ceremoniell hergesagt wurden und die hauptsächlich aus Segenswünschen bestanden. Das Lob der Braut, das Preisen ihrer Vorzüge, Tugenden, ihre künftige Stellung als Ahnherrin der Familie, Herrin des

[1]) S. Lefmann: „Geschichte des alten Indiens", 98.

[2]) Kanduepisode des Brahmâpurâna.

[3]) S. Lefmann, a. a. O., 98.

[4]) Vgl. S. 514.

Hauses, treue Gefährtin des Gatten: das alles ist nicht orientalisch, nicht indisch, sondern altarisch. Sehr feierlich klingt der Vermählungsspruch des künftigen Gatten. Nachdem der Familienvater die Hand seiner Tochter in die des Bräutigams gelegt hatte, sprach dieser die Worte: „Ich ergreife deine Hand zum Heile, auf das mit mir als Gatte das Alter du erreichest; Bhaga, Aryaman, Savitar, Purandhi (Fülle), die Götter gaben dich mir zur Führung des Hausstandes."..... Es war der feierliche Augenblick, wo die Braut im vollen Hochzeitsschmuck, das Diadem (kurîra) auf dem Haupte, das Gesicht vom Schleier bedeckt, im Kreise der Familienangehörigen stand. In demselben Kreise loderte die „gastliche Flamme" (Agni). Dreimal ward sie vom Brautpaar umschritten, nachdem zuvor die Braut mit ihrer Fußspitze einen Stein berührt hatte, womit sinnvoll die Überwindung aller Schwierigkeiten, die das Leben bringt, angedeutet wurde. Das Umschreiten des Hausfeuers hatte die Bedeutung unseres Ringwechsels: die Ehe war nun geschlossen, unlöslich, nicht von heute auf morgen, wie in der späteren entarteten Zeit, zumal seit der Mohammedanismus in Indien Eingang fand.

Geschenke, Verteilung von Früchten, Schmauserei, Spiel und Tanz — so geht es in den Abend hinein. Der Aufbruch nach dem Heim des jungen Paares geht noch mitten im Festesjubel vor sich. Auf einem mit zwei weißen Zugtieren bespannten Wagen, mit hohem Sitz für die junge Frau. Es wird rührend Abschied genommen, als wäre es ein Enteilen auf Nimmerwiedersehen. Aber alles in peinlicher Ordnung. Auf die allgemeine Festesfreude das Weinen der scheidenden Tochter, die Umarmungen ihrer Gespielinnen, die Tröstungen der Eltern. Diese aber haben das letzte Wort. Der Vater tritt vor und spricht die „Entlassungsformel" — nach Varunas unverbrüchlicher Ordnung: „In der Ordnung Schoß, in einen Bereich des Wohltuns versetze ich dich unversehrt zumal mit deinem Gatten. Was ich hier löse, möge wohlbefestigt sein dort. Daß diese neue Welt, gütiger Indra, reich an Söhnen sei, reich an Glück."

Da hebt der junge Gatte sein Weib in den Wagen, den die Verwandten und eine neugierige Menge umstehen. Man spart nicht mit Segenswünschen. Die Frau wird als „glückbringend" bezeichnet, der Gott der Hirten — Pushan — angerufen. Die Açvinen selber lenken den Wagen, unsichtbar und in glücklicher Vorbedeutung. Dem Zuge voran flackert Agni und dieser Feuerspur folgen die Neuvermählten bis zu ihrem Heim, wo die Segenswünsche vom neuen anheben: reicher Kindersegen, häusliches Glück, hohes Alter. Nun hebt der junge Gatte sein Weib vom Wagen und Hand in Hand, von den Eltern des Gatten begrüßt, überschreitet das junge Paar die Schwelle.

Nachkommenschaft gewähre uns Prajâpati,
Uns schirme bis zum Greisenalter Aryaman!
Ohn' Unheil trete ein in deines Gatten Reich,
Zum Heil uns Menschen sei, zum Heile unserm Vieh!

Nicht argen Blicks, nicht gattenkränkend seiest du,
Den Tieren hold, sei wohlgesinnet, wohlgemut.
Sei Heldenmutter, götterliebend, fügesam,
Zum Heil uns Menschen sei, zum Heile unserm Vieh!

Damit ist die junge Frau Herrin des Hauswesens. Mitten im Familienraum flackert das heilige Hausfeuer. An ihm wird die Hochzeitsfackel angezündet und gemeinsam das Herdfeuer umschritten. Opfer und Anrufungen der Götter, zumal der Deshtri (der „Führerin"), und die erste Mahlzeit im eigenen Heim beschließen die Feier ... Und

Digitized by Google

dennoch fehlt noch etwas. Die junge Gattin läßt noch das Haar frei wallen, wie es Mädchensitte ist. Erst am Tage nach der Hochzeit scheitelt sie das Haar, bindet die Flechten und legt das Stirnband an. Jetzt erst ist sie Frau, von all dem Zauber umgeben, den die altvedische Zeit um das Weib gewoben. Übrigens hatte auch bei den alten Indern das römische trinoctium Gültigkeit. Drei Nächte hindurch war strenge Enthaltsamkeit geboten. Erst nach Ablauf derselben durfte der Gatte das Brautgemach betreten. Und auch jetzt noch nicht ohne Zeuge; denn bei der Lösung des Gürtels mußte ein Priester zugegen sein, der das Brauthemd zum Geschenke erhielt. Der Kleiderwechsel hatte seine besondere symbolische Bedeutung: Abwendung von Zauber und Unheil, Entsühnung von Unreinigkeit u. s. w.[1])

Gattenliebe, eheliche Eintracht, friedliches Hauswesen, Kindersegen: in diesen Zeichen stand das Familienglück im vedischen Zeitalter. In einem uralten Liede, das dem mythischen Manu Vaivasvata[2]) zugeschrieben wird, heißt es:

Das Gattenpaar, so gleichen Sinnes, den Soma preßt, ihn spült und reibt,
Mit immer frischer Milch versetzt,
Es kommt zu reicher Nahrungsspend', gelangt vereint zum Göttersitz,
Nicht matter wird's an Opferkraft.
Nicht ahnen sie der Götter Gunst, verschmähend nimmer von sich ab,
Bekleiden sich mit hohem Ruhm.
An Söhnen und an Töchtern reich, wird ihnen volle Lebenszeit,
In steter Zier bleibt beider Schmuck.
Mit reichen Gutes Gabenmehl bewirten sie des Hauses Hort,
Verehrung sie den Göttern weih'n.

Still geschäftig, dem Gatten gehorsam und treu, kommt die junge Frau ihren häuslichen Pflichten nach. Immer und immer aber denkt sie der „Götterfrauen“ und erbittet in heimlichem Flehen den Segen des Hauses. Ihr heißes Sehnen geht nach einem Sohn. Durch Gebete und Opfer will sie Sinîvalî („die Breitflechtige“), die Göttin der Fruchtbarkeit, gnädig stimmen. Und sollte es eine Tochter sein, so würde das junge Paar auch ihr Liebe und Zärtlichkeit nicht entziehen. Nachmals freilich wurde es anders. In spätvedischen Schriften wird die Geburt einer Tochter geradezu als Unglück angesehen. Auch von dem Aussetzen der Mädchen wird Erwähnung gemacht.[3])

Damit kommen wir zu der wichtigen Angelegenheit des Verhältnisses der Eltern zu den Kindern, und umgekehrt. Der hochentwickelte Familiensinn bürgt für inniges Zusammenhalten. Es ist noch ein starkes Band, viel stärker wie nachmals, als der Wert des Weibes um einige Staffeln herabsank und die unwillkommenen Mädchen dem Tode geweiht wurden. Und noch später, mit dem Aufflackern des ersten Scheiterhaufens und dem abscheulichen Schauspiel der „brennenden Witwen“... Jetzt, in der guten, alten Zeit, waltet noch Sinivalis freundlicher Geist über allem. „Seid fruchtbar!“ ist ihr Mahnruf. Und die vereinigten Paare sehen das als ein Gebot der Menschenpflicht an. Freilich in den alten Liedern selbst findet sich nichts Positives über Kindererziehung u. dgl., aber es fehlt nicht an Andeutungen, die uns auf die richtige Spur führen. So zeigt sich der zuvor versteckte Agni vor aller Welt strahlend, „wie eine beglückte Mutter zeigt das Knäblein auf dem Arme“; von den heiligen Liedern erwartet man, daß sie

[1]) Bei S. Lefmann, a. a. O., nach dem Atharaveda und dem Sûryâhymnus.
[2]) Dem ersten Einsetzer des Somaopfers.
[3]) H. Zimmer: „Altindisches Leben. Die Kultur der vedischen Arier *c.“ 319.

Digitized by Google

die Götter ergreifen, „wie eine Mutter den lieben Herzenssohn erfaßt"; man solle sich die Götter liebend zu eigen machen, „wie ein Vater seinen Sohn in die Arme nimmt", u. s. w.[1])

Die Kinder begegnen den Eltern mit großer Ehrfurcht. Auch hierfür gibt es Vergleiche im Veda. Im Glanze seines jungen Ruhms steht der „Heldensohn", kein wegelagernder Raufbold, sondern ein Mustersohn, eine Stütze des Vaters, ein Ratgeber, eine Zierde, nicht nur des Hauses, sondern des ganzen Familienkreises. Auf seine Stimme hört man in der „Versammlung". Sicher war in dieser strengsittlichen Zeit das Beispiel der Eltern das einzige und wohl auch beste Erziehungsmittel. Ein kraftvolles Element in des Lebens Not, im Kampfe gegen Bedrängnisse, in der Zeit der Hilflosigkeit der gealterten Eltern. Aber hohes Alter war nicht verwünscht, es war heiß begehrt. Die Kette der sich vererbenden Tugenden, vom Vater auf den Sohn, von diesem auf den Enkel, ist dann das starke Band, das alles zusammenhält, das Verbrauchte und das Auflebende, das Morsche und das Triebkräftige. Gleichwohl kommt das Aussetzen altersschwacher Greise vor, wohl nur unter dem Zwange bitterster Not. Indra anflehend, schauen sie zitternd der Göttin Nirrti in das schattenfahle Gesicht, und der Yamî, der Gattin des Gottes der Unterwelt, Yama. Ein sehr merkwürdiges Paar! Yama und Yamî sind Geschwister, Kinder eines Gandharven und einer Meerfrau. Sie sind das erste Menschenpaar, aber nicht wie Adam und Eva, die nicht als Geschwister auftreten. Und dennoch ein verwandter Zug in beiden Paaren; denn auch Yamî fordert ihren Gefährten auf, sich mit ihr zu vereinigen, was dieser als sündhaft zurückweist. Yama, vorerst unsterblich, hat den Tod gewählt, um Raum für die Nachkommenden zu schaffen. Aber er ist gleichwohl unsterblich, „mit neuem Leibe lichtglänzend", im „höchsten Himmelsraume" wohnend, in welchen auch die Verstorbenen einziehen, um sich mit den Vätern zu vereinigen. Aber nur die Würdigen ziehen in die seligen Gefilde ein. Wer nicht von den Erwählten ist, den weisen Yamas Hunde, „Sarameya", zurück. Also wieder ein Anklang an uralte arische Vorstellungen: Yamî — Eva, Sârameya — Kerberos.

Wie wenig Schrecken der Tod bei den vedischen Indern hat, beweist die würdige Feier, die beim Ableben eines Familiengliedes sich abspielt. Selbst Witwen legen keine Trauerzeichen an. Zum Totenopfer erscheinen die Frauen und Freundinnen der Witwe geschmückt. Der Sängerpriester segnet die Versammlung und spricht:

Die Frauen hier, Nichtwitwen, wohlvermählet,
Sie treten ein[2]), mit Salbenfett und Schmalze.[3])
Ohn' Tränen, ohne Trauer, schön geschmücket
Beschreiten sie, die Frau'n voran, die Grabstatt.

Erhebe dich, o Weib, zur Welt des Lebens,
Sein Hauch entfloh, bei dem du liegest, komme!
Der deine Hand einst faßte, um dich freite,
Des Gatten Ehe hast du nun vollendet!

Den Bogen nehm ich aus der Hand des Toten,
Für uns zur Herrscherkraft, zu Trutz, zur Stärke!
Du dort, hernieden wir, als tücht'ge Helden,
Daß jeden Gegners Angriff wir besiegen.

[1]) Bei S. Lefmann, a. a. O., 106.

[2]) Nämlich in den Kreis um den Toten.

[3]) Die zerlassene Butter, welche in die Opferflamme gegossen wurde. Das Schmücken mit Salbenfett gehörte zum Totenritual.

Digitized by Google

Die alten Inder verbrannten die Leichen nicht; sie gaben sie der „Mutter Erde" zurück, der „jungfräulichen" Prithivî. Man rief sie um Schutz an gegen Nirrti, der Verwesung. Särge kannte man, wenigstens in frühvedischer Zeit, nicht. Die Gräber waren dolmenartige Aufbauten von Säulen, im Kreise gestellten Blöcken, mit Steinplatten als Decke darüber ... Mit Beendigung der Totenfeier kehrte alles zum Leben zurück. Auch die Witwe, deren Wiederverheiratung nichts im Wege stand. Kein Klagen und Jammern, keine Selbstopferung aus Leidensfanatismus, kein lodernder Holzstoß. Warum der finstere brahmanische Priestergeist die klare Textstelle des Veda in sein Gegenteil verdrehte, ist dunkel, wie so manches, was nachmals den Handlungen der allmächtigen Priesterkaste entsprungen. Der Geist jener ältesten Zeit war unbefangen genug, sich nicht einmal des fundamentalen Gegensatzes von gut und böse bewußt zu werden. Er kannte keine ewige Belohnung oder Bestrafung; eine „Hölle", im Sinne eines ewigen Leidensortes für Missetäter oder Gottlose gab es nicht; sie ist die Dichtung einer späteren Zeit. Was man unter dem „untersten Dunkel", dem „endlosen Abgrund", dem „tiefen, geheimen Ort", und ähnlichen Bezeichnungen verstand, war der Wohnort der Unholde, Dämonen, Râkshasa u. s. w. Man kennt nur den „lieben Ort, wo sich die seligen Männer freuen". Wohin die von Yamas Wächterhunden Abgewiesenen kommen, verschweigen die vedischen Urkunden.[1])

Unter „schönbelaubtem" Baum sitzt Yama und — zecht mit den Göttern. Und selbstverständlich mit den zu ihnen eingegangenen Helden. Ganz so wie in Altgermaniens „Walhalla", in der die „tausend mal tausend" Einherier in dem goldbelaubten Haine „Glasor" tafeln und die blühenden Walkyrien das Horn mit „göttlichem Tranke" kredenzen. In Indras Himmel vertreten ihre Stelle die Apsaras, deren es — genau gerechnet — 60 Millionen gibt. Das Getränk ist Met, also eine Art Soma. Nur Odin trinkt roten Wein, den ihm die Walkyrien Rista und Mista einschenken. Dazu werden ungeheuere Mengen von Schinken, welche der Eber „Sährimnir" liefert, vertilgt ... Kâçyapa aber singt:

Wo nie verlöschend Licht erstrahlt, in weitem Dome heit'rer Glanz;
Dahin, o Laut'rer, setze mich, in Ewigkeit, Unsterblichkeit!

Wo König ist Vivasvants Sohn, des Himmels innerster Palast,
Wo jene Wasser ständig quill'n — da mache du unsterblich mich!

Wo frei nach Wunsch des Wandels Bahn, im dritten Himmel, dritter Höh',
Wo alle Räume lichterfüllt — da mache du unsterblich mich!

Wo Wunsch und Sehnsucht stille steh'n, des Sonnenrosses Einkehrsstand,
Wo Labsal und Befriedigung — da mache du unsterblich mich!

Wo Freude wohnt und Fröhlichkeit, wo Wonne und Entzücken weilt,
Wo der Gelüste Lust erfüllt — da mache du unsterblich mich!

[1]) Vgl. die verschiedenen Auslegungen bei Zimmer („Das Leben nach dem Tode"), Max Müller („Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion"), Muir („Original Sanskrit Textes I."), Graßmann (Rigveda), Zimmer („Altindisches Leben"), Roth („Zur Literatur und Geschichte des Veda"), Ludwig (Rigveda), Lefmann (a. a. O.).

* * *

Digitized by Google



Krishna von Hirtenmädchen (Gopâs) getragen.
(Nach einer indischen Zeichnung, Pariser Nationalbibliothek. Der Künstler hat die Mädchen, beziehungsweise deren fliegende Gewänder, derart angeordnet, daß die Komposition das Bild eines schreitenden Elefanten darstellt.)

Zweiter Abschnitt.

Die Frauen in den altindischen Heldensagen.

Das Mahâbhârata.[1])

Das Heldenbuch der indischen Arier ist das großartigste Schriftdenkmal, das irgend ein Volk der Erde aufzuweisen hat. Es führt daher mit Recht den Titel: „Mahâbhârata", d. i. das „große" (Mahâ) Gedicht von den Bhârata, jenen fabelhaften Königen der Vorzeit, die ihren Namen zunächst auf ein Geschlecht, nachmals aber auf einen ganzen Stamm, der aus dem nördlichen Hochlande in das obere Gangesland eingewandert war, übertragen hatten. Was uns den ersten „Bhârata" menschlich näher rückt, ist dessen Abkunft. Seine Mutter ist niemand geringerer als jene anmutige, zartsinnige und seelenvolle Çakuntalâ, welche der dramatische Dichter Kâlidâsa zu einer der herrlichsten Frauenblüten indischer Dichtung gestaltet hat. In grauer Vorzeit herrschte zu Ayodhyâ (Audh) ein mächtiger König, Vismâmitra, der Sohn des Gâdhi. Es war

[1]) Ch. Lassen: „Indische Altertumskunde". 2. Aufl. I, 1003 ff. — A. Weber: Akademische Vorlesungen über indische Literaturgeschichte", 176 ff. — L. v. Schröder: „Indiens Kultur und Literatur", 465 ff. — Ad. Holtzmann (der Jüngere): „Das Mahâbhârata und seine Teile", 4 Bände, Kiel 1892–1896. — Joh. Dahlmann: „Das Mahâbhârata als Epos und Rechtsbuch", Berlin 1895. — Ad. Holtzmann (der Ältere): „Indische Sagen", 2. Aufl. 1854, I. Band. — Ernst Meier: „Klassische Dichter der Inder", 1847, I. Band. — S. Lefmann: „Geschichte des alten Indiens", 167 ff. — „Razm-nameh" („Das Buch der Kämpfe"). Englische Ausgabe eines persischen Auszuges aus dem Mahâbhârata und dem Ramâyâna (In „Memorial of the Jeypore Exhibition 1883" von Thomas H. Hendley.) Mit 2 Farbenbildern und 145 Tafeln in Lichtdruck, die wichtigsten Szenen aus den beiden Epen darstellend.

die idyllische Zeit, in welcher die Mächtigen der Erde — zum mindesten der indischen Erde — vertraulichen Umgang mit spukhaften Wesen hatten, die von Fall zu Fall als Weiber von Fleisch und Bein in den Kreis beschaulicher Kronenträger traten und sie mit ihrer Liebe berückten. Eine solche Nymphe war Menakâ. Aus der Verbindung der beiden Liebenden entsproß die liebliche Çakuntalâ.

> Willst du die Blüte des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
> Willst du, was reizt und entzückt, willst du, was sättigt und nährt;
> Willst du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen:
> Nenn' ich Çakuntalâ dich, und so ist alles gesagt.
>
> (Goethe.)

Auf einer Jagd verirrt sich König Dushyânta in das Bereich eines frommen Waldeinsiedlers, der an Çakuntalâ (die von ihren Eltern ausgesetzt worden war) die Stelle eines Ziehvaters vertritt. Der König, der daheim ein reichbesetztes Harem sein eigen nennt, sich somit auf Frauenreize versteht, ist von all der Schönheit und Anmut dieser indischen „Waldlilie", die ihm unter die Augen tritt, mächtig ergriffen. Unversehens von Kâmas Blumenpfeilen getroffen, sucht er all sein Glück in dem Besitze Çakuntalâs. Und dieses heißersehnte Glück fliegt ihm in die Arme, denn auch die Ziehtochter Kânvas, des Einsiedlers, erglüht in Liebe zu dem schönen und ritterlichen Fürsten. So schließen sie heimlich den Bund nach „Gandharven-Art", d. h. eine Ehe, die auf Neigung beruht, ohne Ceremonie und ohne Einwilligung der Verwandten (in diesem Falle jener der Çakuntalâ). Dushyânta zieht nach rührendem Abschied wieder heim an seinen Königshof, mit dem Versprechen, die nach so kurzem Glücke Verwaiste ehestens abzuholen. Aber Çakuntalâ harrt vergebens des fürstlichen Boten, der sie aus der Waldeinsamkeit in die glänzenden Räume ihres Geliebten entführen soll. Völlig von irdischer Liebe erfüllt, begeht sie die schwere Schuld, einen im Büßerhain ankommenden Pilger nicht nach Gebühr zu empfangen und zu bewirten und verfällt dem Zorne des Beleidigten. Der Fluch, der sie trifft, besteht darin, daß dem König jede Erinnerung an das Vorgefallene verloren geht. Auch als Çakuntalâ am Hofe Dushyântas erscheint und in ergreifender Weise sich bemüht, dem Geliebten alles, was sich zwischen ihnen zugetragen, ins Gedächtnis zurückzurufen, steht dieser wie vor einem Buch mit sieben Siegeln. Da sucht die Verlassene nach dem Ringe des Königs, den sie von diesem zum Abschiede erhalten, aber zu ihrem maßlosen Schrecken findet sie ihn nicht. Sie hat ihn beim Baden verloren. In dieser tragischen Lage läßt das Schicksal den Zufall einspringen. Wie beim Ringe des Polykrates findet sich das kostbare Pfand im Magen eines Fisches und beim Anblicke des goldenen Reifens schwindet der Fluch des Heiligen. Wiedererkennen und Wiedervereinigung der Getrennten bildet den Schluß der rührenden Fabel.

Bei diesem Anlasse erscheint Çakuntalâ in Gesellschaft ihres Kindes, eines Knaben. Der König nimmt ihn an der Hand mit den Worten:

> In diesem hier liegt meines Stammes Stolz.

Und Kâçyapa, der Vater Indras, setzt hinzu:

> O, wisse Fürst, daß dieser Knabe einst
> Ein Weltbeherrscher werden wird, der Art:
> Zuvor wird dieser Held auf eb'ner Bahn
> Und ruhig wandelnd übers Meer hinschiffen,

Digitized by Google

Der Erde sieben Inseln [1]) zu erobern;
Sodann wird er, der Sarvadamana
Vom Bänd'gen wilder Tiere hieß, den Namen
„Bhârata“ führen als der Welt „Berater.“ [2])

Der Sohn der Çakuntalâ ist der Ahn einer langen Reihe von Geschlechtern. Da nun ein späterer mächtiger König in dieser Reihe Kuru heißt, erhält der Stamm auch den Namen der „Kuru“ oder Kuruiden. Sie herrschen im indischen „Mittellande“ (Madhyadeça) und die von ihnen bewohnte Landschaft ist das „Kurufeld“ (Kuruksetra). Jahrhunderte sind verstrichen, als Pratîpa den Thron in der Elefantenstadt (Hâstinapura) einnimmt. Mit seinem Sohne, Çântanu, setzt das eigentliche Heldengedicht ein.[3])

Die Verschiedenartigkeit des Inhaltes, das Vermengen sachlich gänzlich voneinander unabhängiger Stoffe, das viele episodische Beiwerk, des ungeheueren Umfanges nicht zu gedenken, lassen erkennen, daß das ganze Epos, wie es heute vorliegt, weder von einem einzigen Verfasser herrühren, noch innerhalb eines engeren Zeitabschnittes entstanden sein kann. Unbändige Schlacht- und Kampfesszenen, bizarre Märchengebilde, welche in ihrer ungeheuerlichen Phantastik in der Weltliteratur ihresgleichen nicht haben, daneben zarte Liebesidyllen, philosophische Spekulationen und die harmlosen Auswüchse einer träumerischen Mystik: solche Gegensätze lassen sich, insoweit es sich um die Verfasserschaft handelt, nicht leicht unter einen Hut bringen. Bei dem gänzlichen Mangel der Inder an historischem Sinn und der hieraus entspringenden schwankenden, oder vollends fabelhaften Chronologie, läßt sich über das Alter der Dichtung eine bestimmte Angabe nicht machen. Die älteste Bearbeitung, welche nachweislich 8800 Çlokas nicht überschritt, dürfte im 4. und 5. Jahrhundert v. Ch. entstanden sein, eine spätere Neubearbeitung mit erheblicher Erweiterung des Inhaltes ist offenbar einige Jahrhunderte jünger und eine dritte Bearbeitung, welche die Ausgestaltung des bis dahin Vorhandenen zu dem literarischen Ungeheuer, wie es vorliegt, zur Folge hatte, ist mit einiger Wahrscheinlichkeit etliche Jahrhunderte n. Chr. anzusetzen. Das Werden der Dichtung umfaßt also etwa ein Jahrtausend.

Wer die Verfasser waren, ist nicht zu sagen. Für den ältesten Teil tritt Vyâsa ein, ein mythischer Weiser, der zugleich als handelnde Person an den Ereignissen teilnimmt, was schon an sich seine Autorschaft verdächtig macht. Vyâsa selber wird mit seiner gesamten Stamm- und Familiengeschichte eingeführt. Dann geht es mit anderen „Anfängen“ auf und ab: ein Abschweifen in kosmologische Phantastereien einerseits, eine endlose Entwirrung verschlungener genealogischer Fäden anderseits. Mitten darin ertönt die liebliche

[1]) Nach altindischer Vorstellung besteht die Erde aus sieben, vom Meere umströmten Inseln.

[2]) Bhârata: Träger, Erhalter, aber auch Herr, Herrscher (Ernst Meier: „Kâlidâsas Çakuntalâ“, Anmerkungen, S. 158).

[3]) Mit seinen 100.000 Çlokas (Doppelversen) ist das „Mahâbhârata“ ein ungeheuerer Irrgarten, eine Welt wildester Kraftentfaltung und groteskester Ungeheuerlichkeiten, ein üppig wucherndes Rankenwerk, das stets wachsend und wachsend immer weiter ausgreift, sich ineinander verschlingt und tausendfältig auszweigt. Um den Kern der Dichtung, der die uralte Überlieferung von einem großartigen Heroenkampfe in sich schließt, hat eine ausschweifende Phantasie Schale um Schale märchenhafter Ausschmückungen gelegt, die Gewalten der Natur und das Eingreifen überirdischer Mächte dazu benützt, das Ringen der Menschen im Lichte außergewöhnlicher Ereignisse erscheinen zu lassen und auf diese Weise dem ganzen Gedichte den Stempel einer über das herkömmliche Menschentum hoch emporgerückten nationalen Sagengeschichte aufzudrücken. Die Götter steigen in das irdische Leben herab, verbinden sich mit irdischen Weibern und zeugen mit ihnen Heldensöhne, deren ganzes Gebahren danach eingerichtet ist. Ein Mechanismus dieser Art kann nie versagen, da ihm alle Tricks des Märchenhaften zur Verfügung stehen. Aber wie der dichteste Urwald mit all seinen Schlingen und Lianen, seinen Dickichten und seiner unheimlichen Dämmerung, in der sich Unholde und Gespenster verkriechen, da oder dort sich plötzlich lichtet, so ruht auch im „Mahâbhârata“ von Zeit zu Zeit der wildeste Aufruhr und leuchtet heller Sonnenschein auf den friedlichen Plan. Episoden, in welchen das rein Menschliche zur Geltung kommt und die subtilsten Seiten des Seelenlebens erklingen, wechseln mit endlosen Erläuterungen didaktischer, ethischer oder juridischer Natur. Das Epos schlägt plötzlich die Töne des Lehrgedichtes oder die salbungsvolle Sprache der Spruchweisheit an oder es verliert sich in nüchternen Auseinandersetzungen über Satzungen, Rechte und Pflichten.

Digitized by Google

Stimme Çakuntalas. Zuletzt folgen die Geschlechtsregister der Kuru- und Pânduhelden und damit stehen wir am Beginne der eigentlichen Heroengeschichte.

Sie ist — soweit ihre Anfänge in Betracht kommen — für uns deshalb von besonderem Interesse, weil den Frauen hierbei eine einschneidende Rolle zufällt. Man begreift ohne weiteres, daß die Mütter von Heroen keine Weiber sein können, die man mit dem Maße der gewöhnlichen Sterblichen mißt. Sind sie nicht von göttlicher Abstammung, so geben sie sich Göttern hin und setzen damit ein Geschlecht von Halbgöttern in die Welt. Ob es hierbei nach ethischen Grundsätzen zugeht, ist Nebensache. So verdankt beispielsweise das ganze Heldentum der Pându seine kriegerische Herrlichkeit dem polyandrischen Verhältnisse ihrer Mutter zu mehreren Göttern. Da nun einmal dieses löbliche Beispiel gegeben ist, erwählen dieselben Pândusöhne ein Weib zu ihrer gemeinsamen Gattin. Neben der Polyandrie tritt natürlich auch die Polygamie in ihre Rechte. Was für Verwandschaften da herauskommen, läßt sich denken. Solche Standesregister hat die Welt nie gesehen, weder vorher, noch nachher. Allem ist die Bahn freigegeben. Wo die Sache nicht klappt, ist irgend ein Gott zur Hand, der die Sache ins Reine oder richtiger ins Unreine bringt.

Bei der Lektüre des Riesenepos[1]) empfindet man diesen genealogischen Wirrwar schon bald nach Beginn. Namen häufen sich auf Namen und ihr fremdartiger Klang ist nicht danach, die Klarheit zu fördern. Ich habe es daher als zweckmäßig erachtet, eine genealogische Tafel zusammenzustellen, welche die verwandtschaftlichen Beziehungen der hierbei in Betracht kommenden Geschlechter in ihren wichtigsten Repräsentanten klar vor Augen führt. Wird man auch in der Lektüre des Folgenden des öfteren nach dieser Tafel zurückschlagen müssen, so bietet sie immerhin den Vorteil der Übersichtlichkeit, während das Nachsuchen im Texte mit der Zeit zu einer ziemlich verdrießlichen Sache sich gestaltet. Auf der Tafel (S. 536) sind ferner alle die Völker aufgezählt, welche in der Dichtung als Bundesgenossen der Kuruiden, beziehungsweise der Pândava auftreten.

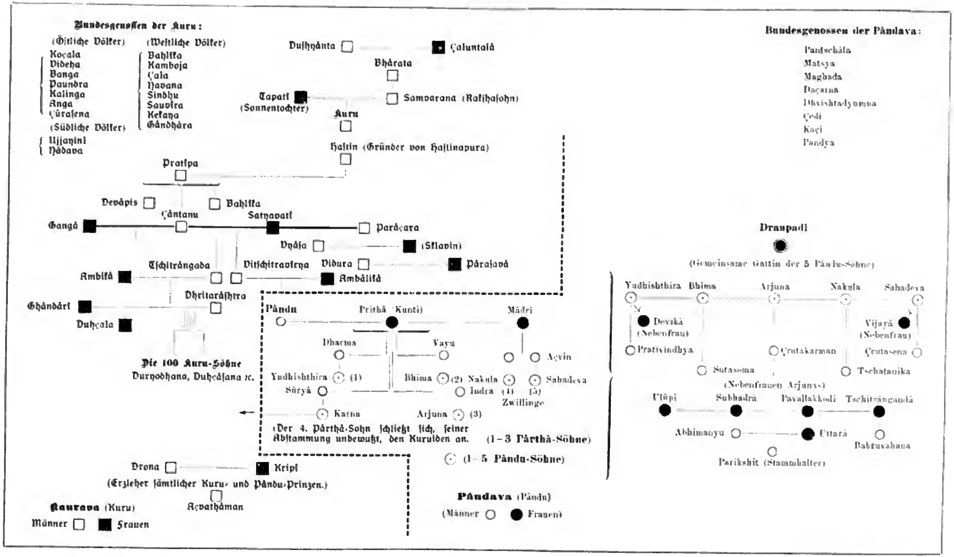
In Hâstinapura verbringt König Çântanu, Sohn des Pratipa, Tage der Kümmernis. Er, der Erbe eines uralten Herrschertitels, muß es erleben, ohne Nachkommenschaft zu sein. Das verhüllt ihm die Sonne der Zufriedenheit. Selbst die Götterverwandtschaft seiner beiden Frauen hilft über das Problem nicht hinweg. Zwar die erste dieser Gattinnen, die Flußgöttin Gangâ, hat ihn mit einem Sohne beschenkt, doch hat sich derselbe mit einem Gelübde zur Enthaltsamkeit verpflichtet. Es ist Bhishma, der Furchtbare, durch Riesenkraft, Heldensinn und tragisches Geschick an Rustem, den iranischen Nationalheros, erinnernd. Die zweite Gattin des Königs, gleichfalls eine Flußgöttin, Satyavatî, brachte zwei Söhne zur Welt, die frühzeitig und kinderlos starben, Tschitrângada und Vitschitravîrya.

In dieser Bedrängnis erinnert sich Satyavatî, daß sie in der Zeit vor ihrer Ehe einen Sohn geboren, den Weisen Vyâsa. Sie ruft ihn herbei, daß er für Nachkommenschaft sorge. So vereinigt er sich mit den Witwen der beiden Söhne der Satyavatî,

[1]) Es zerfällt in folgende 18 Abteilungen: 1. Das Anfangsbuch (Âdi parvan). 2. Das Hof- und Versammlungsbuch (Sabhâ parvan). 3. Das Waldbuch (Vana parvan). 4. Das Buch Virâta (Virâta parvan). 5. Das Rüstungsbuch (Udyoga parvan). 6. Das Buch Bhishma (Bhishma parvan). 7. Das Buch Drona (Drona parvan). 8. Das Buch Karna (Karna parvan). 9. Das Buch Çalya (Çalya parvan). 10. Das Buch vom nächtlichen Überfall (Sauptika parvan). 11. Das Frauenbuch (Strî parvan). 12. Das Buch des Trostes (Çânti parvan). 13. Das Buch der Lehre (Anuçâsana parvan). 14. Das Buch vom Roßopfer (Açvamedhika parvan). 15. Das Buch vom Aufenthalte in der Einsiedelei (Âçramavâsika parvan). 16. Das Buch vom Keulenkampf (Mausala parvan). 17. Das Buch vom großen Ausbruch (Mahâprasthânika parvan). 18. Das Buch von der Himmelfahrt (Svarga parvan).

Digitized by Google

Genealogie der Kuruiden und Pândava.



Entworfen vom Verfasser.

Ambikâ und Ambâlika.[1]) Beim Anblick des Erhabenen schließt erstere vor Ergriffenheit die Augen, während die andere vor heiligem Schreck erbleicht. Die Folge ist, daß Ambikâ einem blinden Knaben, Dhritarâshtra, das Leben schenkt, indes Ambâlikâs Sohn, Pându, als Bleichgesicht zur Welt kommt. Außerdem beschenkt eine als Königswitwe verkleidete Sklavin den Vyâsa mit einem Sohn, Vidura. Also drei Stammhalter, von welchen nur der letztere nicht erblich belastet ist. Onkel Bhishma übernimmt die Erziehung der drei Prinzen. Vidura nimmt die schöne Pârasavâ zur Frau.

Wie man sieht, schwimmen sowohl Çântanu, wie Vyâsa im breiten Fahrwasser der Polygamie, welche vorläufig dem Erfordernisse der Erbfolge Genüge leistet. Bei Satyavatî ist das polygamische Verhältnis sogar ein doppeltes: rechter Hand und linker Hand. Der blinde Dhritarâshtra betritt nicht den gleichen Weg, denn er begnügt sich mit einer einzigen Frau, Gândhârî, einer Tochter des Gândhârakönigs Subala, wogegen der bleiche Pându zwei Frauen zu Gattinnen erwählt, Prithâ (auch Kuntî genannt), eine Tochter Çuras, und Mâdrî, die Schwester des Mâdrakönigs Çalya. Die Nachkommenschaft beider Vettern ist sehr ungleichartig. Gândhârî beschenkt ihren Gatten mit einer Tochter, Duhçala, und genau gezählten hundert Söhnen, darunter Duryodhana und Duhçâsana, denen neben Bhishma die Hauptrollen als „Kurusöhne" in dem späteren Bruderkriege zufallen. Ganz anders Pându. Er hat sich durch die Tötung zweier Gazellen den Zorn der Götter zugezogen und muß sich in die Rolle eines Büßers schicken, unbeschadet der „aufopferndsten" Bestrebungen seiner beiden Gattinnen, die ihr Strohwitwentum dazu benützen, mit ihren Reizen die überirdischen Machthaber zu bezaubern. Besonders freigiebig damit ist Kuntî, sie, die nacheinander Sûryâ (Sonne), Dharma (den Gott des Rechtes), Vâyu (den Gott der Winde) und Indra zu Gatten erhält. Also ein durch die Götter selbst geheiligtes polyandrisches Verhältnis. Die Früchte dieser vierfachen ehelichen Vereinigung sind: Karna, Sûryas Sohn, Yudhishthira, der Sohn Dharmas, Bhîma, der Vâyu seinen Vater nennt, und Arjuna (Ardschuna), der Sprößling Indras. Auch Mâdrî sucht ihr Eheglück nicht auf Erden, sondern im vielköpfigen indischen Himmel. Sie vereinigt sich mit den Açvinen (Dioskuren) und beschenkt diese mit dem Zwillingspaar Nakula und Sahadeva.

Das sind die „fünf Pândusöhne", ausgezeichnet durch ihre göttlichen Eigenschaften, ihren Heldensinn und durch die großartige Entfaltung ihrer ins Wunderbare und Groteske abschweifenden Taten. Yudhishthira, Bhîma und Arjuna führen noch überdies nach ihrer Mutter die Bezeichnung „Partha-Söhne".

Damit ist jedoch die Liste aller derer, welche den um seine Nachkommenschaft so übermäßig besorgten Çântanu aller Sorge um das Thronerbe beheben sollen, noch nicht erschöpft. Er hat die schöne Kripî und ihren Bruder Kripa, Kinder des weisen Gautama, an Kindesstatt angenommen und auch dafür gesorgt, daß erstere unter die Haube komme. Sie erhielt den Brahmanensohn Drona, der von Drupada, dem Pançalakönig, schwer beleidigt worden und infolge dessen nach Hâstinapura gezogen war, zum Gatten. Die Frucht dieser Ehe ist Açvathâman, der zum herrlichen Jüngling, wohlgeübt in allen Waffenkünsten, heranwächst.

[1]) In der älteren Textierung stellt Satyavatî dieses Ansinnen zunächst an Bhishma, der aber entschieden ablehnt. In der einen oder anderen Bearbeitung des Gedichtes wird der eine der beiden verstorbenen Brüder — Tschitrângada — gänzlich übergangen, so daß neben Ambâlika auch Ambikâ als Witwe Vitschitraviryas auftritt. Satyavatî selbst scheint ursprünglich als Fischerstochter eingeführt worden zu sein und rückte erst später zu göttlicher Abkunft empor.

Digitized by Google

Obwohl Drona der Erzieher sämtlicher Prinzen ist, regt sich nur zu bald die Gegnerschaft zwischen den Kurusöhnen und den Pândusöhnen. Den ersten Anstoß zu unauslöschlicher Feindschaft gibt ein großer Wettkampf, aus welchem die Pândava allenthalben als Sieger hervorgehen. Allen voran glänzt Indras herrlicher Sohn, der Recke Arjuna. Duryodhana, der feindseligste und eifersüchtigste unter den Kuruiden, möchte vor Wut bersten, als ein unerwarteter Zwischenfall seinen wildaufschäumenden Haß besänftigt. Ein Fremder tritt in den Kreis der Kämpfer, strahlend wie die Sonne, ein unbesiegbarer Held im Waffenspiele. Trotz Bhîmas Spöttereien, der in dem Fremden den Sohn eines Fuhrmanns erkennen will, wird er zum Turnier zugelassen. Da lüftet sich unerwartet der Schleier, der den Fremden umgibt. Die anwesende Kuntî erkennt in ihm ihren Sohn, den sie dem Sonnengotte Sûryâ geboren. Die Waffenehre der Kuruiden ist gerettet.



Szene aus dem „Mahâbhârata".
Ankunft der fünf Pândusöhne mit Kuntî vor Hâstinapura nach dem Tode Pândus, behufs ihrer Aufnahme am Hofe Dhritarâshtras. (Miniatur aus „Razm-nameh" — „Buch des Krieges" — englische Ausgabe eines persischen Auszuges aus dem Mahâbhârata und Râmâyana vom Jahre 1588 im »Memorial of the Jeypore Exhibition 1883« von Thomas H. Hendley.)

Nun kommt die Handlung rasch in Fluß. In einem Feldzuge, den die Kuru- und Pândusöhne gemeinsam gegen den Pançalakönig unternehmen, verdankt man lediglich der Tapferkeit Arjunas und Bhîmas den Sieg. Duryodhana hat wieder einen seiner Wutanfälle und als der blinde Dhritarâshtra vollends den Pândusohn Yudhishthira zum Mitregenten und Thronfolger ernennt, zettelt der grimme Kuruide eine Verschwörung

gegen sämtliche Pândava an. Auch sein Bruder Duhçasana, ferner Karna, sind dabei. Aber Vidura verrät den Anschlag. Alle Pândava flüchten über den Ganges. Dann geht es in die grausige Waldwildnis. Bhîma trägt die müde Mutter Tagereisen weit, bis er selber ermattet zusammenbricht. Zu den Schrecknissen dieser Wildnis gehören unter anderen wilde Tiere und Riesen. Aber die Riesin Hidimbâ findet Gefallen an dem herkulischen Bhîma, und nachdem dieser den herbeieilenden Bruder des verliebten Ungeheuers mit seiner furchtbaren Keule niedergeschmettert hat, werden die Beiden ein Paar. Allerdings nur für die Zeit des Waldabenteuers. Denn bald ist Vyâsa zur Stelle, der Warner und Mahner, der alles weiß, was geschehen wird, und demnach unablässig bemüht ist, Unheil zu verhüten. Er fordert die Pândusöhne auf, an das Hoflager des Königs Draupada zu ziehen, wo ihrer die schöne Draupadî harrt, nach der Götter Fügung die künftige gemeinsame Gattin der fünf Pânduhelden.

Von solchem vielfachen Eheglück weiß die schöne Königstochter vorläufig nichts. Bei einem festlichen Bogenschießen erwirbt sie Arjuna als Meisterschütze als Siegespreis. Aber die vier anderen Brüder finden das wider die Ordnung der Natur und fordern das gleiche Recht. Schon droht der Bruderzwist aufzuflammen, als man die Entdeckung macht, daß die Helden keine Brahmanen, sondern Kshatriyas (Edle, Krieger) sind. Daraufhin großer Jubel, Freudenfeste, fünffache Hochzeitsfeier. Sogar der blinde Dhritarâshtra läßt sich von soviel gemeinsamen Eheglücke rühren und übergibt den Pândusöhnen die Hälfte seines Reiches mit der neu gegründeten Residenz Indraprastha (in der Nähe des heutigen Dehli).

Wie vorauszusehen, dauert der Friede im gemeinsamen Haushalt der Pândava nicht lange. Vornehmlich ist es Arjuna, dem der Segen der Polyandrie nur geringes Interesse entgegenbringt. Grollend zieht er von dannen und sucht Ersatz für den ihm geschmälerten Alleinbesitz der schönen Draupadî. Zwölf Jahre ist er auf der Wanderschaft, auf welcher er unzählige Abenteuer erlebt. Und zwar sind es fast immer Frauen, die seine Zickzackpfade kreuzen. So Ulupî, die Tochter des Schlangenkönigs, dann wieder die Prinzessin Tschitrângadî, dann fünf in Krokodile verwandelte Apsaras, die er entzaubert, schließlich Subhadrâ, die Schwester seines Freundes Krishna, die er mit dessen Einwilligung aus dem Lande der Yâdava entführt. Seine abenteuerlichste Tat aber ist die Vernichtung des Khândavawaldes, an den er auf Agnis Wunsch Feuer legt. Trotz heißen Kampfes gegen Götter, Halbgötter und Dämonen wütet Arjuna in Gemeinschaft mit Krishna, bis nach fünfzehntägigem Brande der letzte Baum des ungeheueren Waldes in Asche gesunken ist.

Nach Indraprastha zurückgekehrt, findet Arjuna seine Brüder in dem neu erbauten Feenpalaste, ein Wunderwerk des Zauberers Maya. Schon ist Yudhishthira bereit, den Thron zu besteigen, doch knüpft sich daran die Voraussetzung, daß die umwohnenden Herrscher dem neuen Gebieter zuvor huldigen. Da dies nicht geschieht, müssen die vier Brüder des Königs in den Krieg ziehen, Arjuna nach Norden, bis über den Himavat hinaus, Bhîma nach dem Osten, Sahadeva nach dem Süden, Nakula nach dem Westen. Demütig beugen sich die zahlreichen unterworfenen Völker vor der siegreichen Majestät Yudhishthiras. Den Beschluß bildet ein imposantes Krönungsfest, in das sich nur ein leiser Mißton einschleicht: die dunklen Ahnungen Vyâsas von bevorstehendem Unglück.

Und in der Tat läßt dieses nicht lange auf sich warten. Die alten Inder waren leidenschaftliche Spieler. Und der alte Inder Duryodhana weiß das. Das Spiel also soll

Digitized by Google

seine List sein, mit dem er dem verhaßten Yudhishthira beikommen will. Richtig geht ihm der „Agamemnon“ dieser arisch-indischen Ilias auf den Leim. Edelsteine, Gold, Pferde, Waffen, Wagen — alles ist in wenigen Stunden dahin. Zuletzt kommt Draupadî als Einsatz und geht gleichfalls verloren. Da faßt der freche Duhçâsana die Unglückliche an dem Überwurf ihrer Kleidung und zerrt sie vor die Versammlung, in der



Szene aus dem „Mahâbhârata“.
Yudhishthira verspielt Krone und Reich und seine Gattin Draupadî. (Aus „Razm-nameh“ rc. Vgl. Bild S. 538.)

die Leidenschaften bis zur Siedehitze gediehen sind. Zwar gelingt es dem herbeigeführten blinden König Dhritarâshtra der entfesselten Geister Herr zu werden, aber Duryodhana erzwingt von seinem Vater den Beschluß, daß die Entscheidung noch einmal den Würfeln überantwortet werden soll. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um den Verlust von Thron und Reich durch zwölf Jahre. Die Pândava erklären sich einverstanden und — verlieren die Partie.

Digitized by Google

Bevor wir nun die Schicksale der Pândusöhne verfolgen, müssen wir noch einiges über deren gemeinsame Familienverhältnisse nachtragen. Draupadî hatte jeden derselben mit einem Sohne beschenkt, den Yudhishthira mit Prativindhya, den Bhîma mit Sutasoma, den Arjuna mit Çutrakarman, den Nakula mit Tschatânika, den Sahadeva mit Çrutasena. Mit der aus dem Lande der Yâdava entführten Schwester Krishnas, Subhadrâ, hatte Arjuna einen zweiten Sohn, namens Abhimanyu. Eine dritte Frau Arjunas, Pavallakkodî, blieb kinderlos. Der Indrasohn als Polyandrist und Polygamist ist zweifellos eine bemerkenswerte Erscheinung. Er bezeugt, bis zu welchem entsittlichen Grade die altvedischen strammen Eheverhältnisse sich in den späteren Jahrhunderten „differenziert" hatten. Es fehlt nur noch die Geschwisterehe, um das Maß der absoluten Freiheit in legalen geschlechtlichen Beziehungen voll zu machen.

Als die Pândava, aller königlichen Abzeichen entkleidet, mittellos und in härene Gewänder gehüllt, ins Elend zogen, mußte für ihre Kinder gesorgt werden. Die der Draupadî kamen zu deren Bruder, Subhadrâs Sohn, Abhimanyu, nahm Krishna selbst in Obhut. Dann geht es nach Norden, bis hinauf zu den Gangesquellen, in die Hochländer des Himavat, immer weiter durch Urwälder, Schrecknisse und eisige Wildnis. Dämonen, Regenfluten, Stürme, Zauberer und Geister geben den Stoff zu den wundersamsten Abenteuern. Und wieder ist es Arjuna, der die unglaublichsten Erlebnisse zu verzeichnen hat. Er dringt bis zum Sitze des Schätzehüters Kubêra vor, angeeifert durch den unvermeidlichen Vyâsa, der ihm hierfür göttliche Waffen verspricht. Aber das Versprechen kann nur dadurch erfüllt werden, daß Indra selber eingreift und seinen Sohn auf die Begegnung mit dem obersten Gotte (Mahâdeva) Çiva vorbereitet. Er trifft diesen mitten im Walde, in Gestalt eines wilden Menschen und ringt ihm dessen Waffe ab. Es ist der Götterbogen „Pâçupata", mit dem Arjuna in Zukunft noch Wunderdinge verrichten wird. Zuletzt fährt er, als Lohn für seine Tapferkeit, in Indras Himmel, der bekanntlich nicht nur voller Geigen, sondern auch erfüllt ist von tausenden liebreizenden Apsaras, göttlichen Tänzern und Schauspielern, und allerlei Lustbarkeiten. Auf Indras Götterthrone sitzend und von diesem liebkost, will der Gewaltige seinen Sohn für immer an diese Herrlichkeit fesseln. Arjuna aber sehnt sich nach den Seinen. Selbst die Zärtlichkeiten der reizendsten der himmlischen Nymphen, der berückend schönen Urvaçi, vermögen ihn nicht wankend zu machen.

So scheidet der Sohn Indras ohne Bedenken aus den himmlischen Gefilden. Im Angesichte des Berges Meru, am Sitze des Schätzehüters Kubêra, findet er die Brüder wieder. Es waren inzwischen fünf Jahre verstrichen. Nur zu begreiflich, daß diese Zeit reichlich mit Abenteuern ausgefüllt war. Auf der Suche nach dem vermißten Bruder, waren sie zu dem Einsiedler Brihadaçva gelangt, der ihnen das rührende Märchen von der Königstochter Damayantî und ihrer Liebe zu ihrem Gatten, dem König Nal, erzählt. Von bösen Geistern besessen, war letzterer ins Elend geraten und hatte sein Weib, das ihm in die Wüste folgte, hier im Stiche gelassen, und tausendfältigen Gefahren preisgegeben. Aber sie läßt nicht ab von ihrer Treue und Liebe, bis beide nach langjähriger Trennung und schwersten Leiden sich im Glücke wiederfinden. Keine Episode des Heldengedichtes ist so ergreifend geschildert und mit so vielen erhebenden rein menschlichen Zügen ausgestattet, wie diese zarte und innige Liebesgeschichte. Ein Beweis, daß der indische Geist auch solche Saiten der Menschennatur anzuschlagen wußte und nicht immer des Wilden, Bizzaren und Grotesken bedurfte, um die Phantasie zu befriedigen.

Digitized by Google

In diesen letzteren Bereich geraten wir unversehens wieder hinein, wenn wir der weiteren Abenteuer der Pândava uns zuwenden. Noch während der Suche nach Arjuna hat Bhîma ein wildes Abenteuer mit den Râkshasas (riesenhaften Dämonen) zu bestehen, um den Wunsch der Draupadî nach den Wasserlilien auf dem heiligen Teiche Kubêras



Szene aus dem „Mahâbhârata".
Arjuna in Indras Himmel. Im Vordergrunde tanzende Apsaras. (Aus: „Razm-nahmeh" ꝛc. Vgl. Bild S. 538.)

zu erfüllen. Später gerät die Pândava-Gattin in die Gewalt des Sindhufürsten Jayadratha, aus der sie unter zahlreichen Fährlichkeiten befreit wird.... Es folgt dann wieder eine Pause der Ruhe und Erholung, in der die Irrenden den wundersamen Geschichten der heiligen Einsiedler lauschen. Es sind die berühmtesten des Mahâbhârata: die „Fischgeschichte" — eine altindische Erzählung von der Sündflut, welche eine auf-

Digitized by Google

fällige Übereinstimmung mit der mosaischen Überlieferung zeigt — und die Geschichte von Sâvitrî, dem indischen Urbilde zärtlichster Gattentreue. Sie ist die vierte in dem blühenden Kranze edler altindischer Frauengestalten: Çakuntalâ, Damayantî, Sitâ und Sâvitrî.

Seelenreinheit, Tiefe des Empfindens, zarteste Keuschheit, bei anmutsvoller Hoheit und Adel der Gesinnung sind die Attribute des hingebungsvollen Weibes, das selbst dem unerbittlichen Yama, dem Gotte der Unterwelt, das Leben des teuren Gatten abzuschmeicheln versteht ... In Madra lebt ein Fürst, Açvapati mit Namen, ein frommer, weiser Büßer, der nur einen Kummer hat, kinderlos zu sein. Da erscheint ihm die Göttin Sâvitrî (wohl als weibliche Hälfte des Çiva zu denken) und verspricht dem König als Lohn für so tugendhaften Lebenswandel noch im hohen Alter die ersehnte Nachkommenschaft. Und siehe, die greise Gattin Mâlawi schenkt ihm ein lieblich Mädchen, das, aus Dankbarkeit zu der hilfreichen Göttin, deren Namen erhält. Zur Jungfrau erblüht, überstrahlt sie alle ihre Geschlechtsgenossinnen an Schönheit und Anmut. Sie ist zu schön für eine Sterbliche und kein Mann wagt sich, ihr zu huldigen. Açvapati aber wünschte einen Eidam, damit sein Name erhalten bleibe. Folgsam und demütig fügt sich das schöne Kind der Aufforderung, verabschiedet sich und zieht in die Fremde, in den Wald, wo die frommen Einsiedler wohnen. Hier trifft sie ihre Wahl; es ist Satyavân, der Sohn des blinden Königs von Çâlva, Dyumathêna, dem ein böser Nachbar Thron und Reich entrissen, worauf die Alten mit dem jungen Sohn in die Einsamkeit gezogen waren.

Die weisen Räte Açvapatis sind entsetzt über diese Wahl, denn auf Satyavân ruht der Fluch, daß er binnen Jahresfrist sterben müsse. Aber alles Bitten des greisen Vaters vermögen Sâvitrî nicht umzustimmen. Sie hat ihre Wahl getroffen und nichts in der Welt würde sie dazu bewegen, ihren Entschluß zu ändern. So ziehen sie denn fort, in den Mâhdawald, zu Dyumathênas Klause, wo die Hochzeit gefeiert wird ... Und das Jahr des scheinbar unbegrenzten Glückes schwindet dahin. Immer kürzer wird die Zeit, da das Schreckliche sich vollziehen soll. Dumpf murmelt Sâvitrî vor sich hin: „Drei Tage noch — dann ist er tot!" ... Und dann: „Der letzte Tag ist da!" ... Da verrichtet sie das Opfer, küßt die Alten, grüßt, die Hände in Demut faltend, die Brahmanen. Satyavân, der Ahnungslose, ergreift das Beil und will in den Wald. Sâvitrî tritt zu ihm und sagt: „Du darfst nicht allein fort, es ist meine Pflicht, dir zur Seite zu stehen." So gehen sie beide, die Wissende und der Harmlose, dem unabänderlichen Schicksale entgegen. Den Tod vor Augen, wandelt die treue Gattin mit lächelndem Munde an des Geliebten Seite dem dunklen Tore zu. Keinen Blick wendet sie von ihm ab. Sie hört das Ticken der ewigen Weltuhr, sieht einen trüben Schatten um den Teueren sich legen. Sie hat das Gefühl, als erstarrte das Blut in ihren Adern. Dann sind sie an Ort und Stelle. Satyavân will zur Arbeit schreiten, aber sie geht ihm nicht von der Hand, Mattigkeit in den Gliedern, ein dumpfer Schmerz — —

Plötzlich gewahrt Sâvitrî einen Mann im roten Kleide, strahlend wie im Sonnenglanz, das Antlitz schwarz und gelb, mit grimmigen Blicken, in der Hand einen Strick. Sâvitrî weiß, wer der Schreckliche ist: Yama, der Herr der Tiefe ... Ohne Furcht, in ihr Schicksal ergeben, bettet sie den Kopf des Gatten in ihren Schoß. Da entschwindet sein Atem, seine Seele ist an Yamas Strick gefesselt. Dann schreitet der Furchtbare dahin. Der ihm folgenden Sâvitrî ruft er zu: „Kehre um und verrichte die Totenfeier." Sie aber antwortet: „Es ist meine Pflicht, dem Gatten zu folgen, wohin er geht" ... Den finstren Yama erfreuen diese Worte und so gewährt er dem treuen Weibe die Erfüllung eines Wunsches, nur soll er sich nicht auf das Leben des Gatten beziehen. Sie erbittet für Dyumathêna das Augenlicht. Yama erfüllt den Wunsch und ermahnt nun eindringlicher Sâvitrî zur Umkehr. Aber sie hat wieder eine schöne Sentenz auf den Lippen und der Herr der Tiefe gewährt ihr eine weitere Gnade. Das wiederholt sich mehreremal, wobei die solcherart Begnadete nacheinander für Dyumathêna die Wiedereinsetzung in sein Reich, hundert Söhne für ihren Vater und ebensoviele für sich — im Bunde mit Satyavân begehrt. Als sie aber für sich selber den Tod erbittet, um

Digitized by Google

mit ihrem Gatten vereint zu sein, erbarmt sich der gewaltige Vernichter und ruft Satyavân ins Leben zurück.

Wie aus einem schweren Traume erwachend, schlägt er die Augen auf und blickt scheu um sich. Seine erste Frage ist: „Wer war der schwarze Mann, der mich fortzog?" Sâvitrî nennt den Namen des Furchtbaren, doch jetzt ist alles überstanden.



Szene aus dem „Mahâbhârata".
Damayanti wirbt um König Nal. (Aus: „Razm-nameh" ꝛc. Vgl. Bild S. 538.)

Nun heißt es forteilen, denn die Nacht ist im Anbruch. Die wesenvolle Nacht mit ihrem geheimnisvollen Raunen und den unheimlichen Gestalten der träumenden Erde. Nur unsicher fühlt sich Satyavân auf den noch schlafmüden Beinen, aber die treue Gattin nimmt ihn um die Mitte und geleitet ihn auf dem Pfad. Gleichwohl hemmt die Finsternis die Schritte. Da erinnert sich Sâvitrî eines Baumes, von dem „Feuer weht", der letzte eines brennenden Waldes. Von dort will sie die Flamme holen und an

Digitized by Google

die dürren Büsche Feuer legen. So würden sie die Nacht verbringen, denn er, der Gerettete, sei ja doch zu schwach, um den weiten Weg nach dem Elternhause zurücklegen zu können. Nein, diesen Kummer will Satyavân dem besorgten Alten nicht zufügen. Er fühlt sich plötzlich gekräftigt; also fort durch das Dickicht, durch die grausige Einöde, wo es „schreit und lacht". Den Korb, worin sie die Früchte des Waldes sammeln wollen, hängt Sâvitrî an einen Baum. Er aber nimmt das Beil. So schreiten sie fürbaß.

Und nun enthüllen sich die Wunder. Dyumathêna wird sehend und nun eilt er, den totgeglaubten Sohn zu suchen. Mitten in der Wildnis stößt er auf ihn und einer der Begleiter des Königs sagt: „So wahr du siehst, es ist kein Wahn, er lebt!"... Da ist große Freude im Lande und als Sâvitrî über Aufforderung der Brahmanen das Geheimnis dieser Wunder lüftet, zieht sie mit großen Ehren in die Stadt, um fortan in glücklicher Vereinigung mit ihrem Gatten zu leben — vierhundert Jahre, wie es ihr Yama versprochen, und einhundert Söhne wachsen in dieser langen Zeit heran, blühend und tatenkühn, und hundert Brüder der Sâvitrî, als Geschenke Yamas für Mâdra und Mâlavî, den greisen Eltern der Tugendreichen. — —

Kehren wir nun zu den Pândusöhnen zurück. Nachdem die zwölf Jahre der Abenteuer vorüber sind, beschließen die fünf Helden, mit ihrer Mutter an den Hof des Königs Virâta zu ziehen und dort unerkannt Dienste zu nehmen. Die Waffen vergraben sie, um sich ihrer erst im Bedarfsfalle zu bedienen. Alle werden in Gnaden aufgenommen: Draupadî als Kammerfrau der Königin Sudeshnâ, Yudhishthira als Lehrer im Würfelspiel, Bhîma als Koch, Arjuna als Gesang- und Tanzmeister der Hofdamen, Nakula als Stallmeister und Sahadeva als Oberaufseher der Rinderherden. Während die Helden durch ihre vortrefflichen Dienstleistungen die Zufriedenheit des königlichen Dienstherrn ernten, sticht Draupadî dem Feldherrn und Wagenlenker des Königs, Kîtschaka, in die Augen. Vergebens beteuert die Bedrängte, um sich der Zudringlichkeiten des Lüstlings zu erwehren, sie sei an fünf Gandharven verheiratet. Da springt Bhîma ein. Als Frau verkleidet findet er sich zu einem Stelldichein mit Kîtschaka ein und schlägt letzteren nieder. Darob allgemeiner Aufruhr unter den Verwandten des Ermordeten. Draupadî soll als Sühne mit der Leiche des Getöteten verbrannt werden. Aber Bhîma ist auf der Hut, er reißt einen Baum aus der Erde und jagt das Leichengefolge auseinander.

Trotz solcher Kraftleistungen seitens seiner Bediensteten weiß der König noch immer nicht, wie er mit diesen daran ist, als gelegentlich eines Kriegszuges gegen die von zwei Seiten in Virâtas Reich einfallenden Kuru das Geheimnis enthüllt wird. Der gefangen genommene König wird zunächst befreit, dann ein zweites Heer der Kuru durch den Sohn Virâtas unter tatkräftigster Mithilfe Arjunas in die Flucht geschlagen. Virâta schreibt zwar seinem Sohne den Sieg zu, bis die Pândusöhne ihre Maske abwerfen. Ehrenbezeugungen und die Hochzeit von Arjunas Sohn Abhimanyu mit des Königs Tochter, Uttarâ, verherrlichen das glückliche Ereignis.

Die Prüfungszeit der Pândava ist nun um. Frohgemut rüsten sie sich zu dem bevorstehenden großen Entscheidungskampf. Bundesgenossen werden geworben, sowohl von den Kuruiden, als von den Pânduhelden. Krishna stellt sich persönlich in den Dienst Arjunas. Immer zahlreicher werden die Bundesgenossen da und dort und ganz Nordindien ergreift das Kriegsfieber. Zwar der blinde Dhritarâshtra ist bestrebt den drohenden Sturm zu beschwichtigen, und auch Bhîshma und Vidura, ja selbst Krishna vermitteln nach rechts und links. Vergebens. Duryodhanas ungezügelter Haß reißt die besonnenen Elemente mit sich. Bald setzen sich die Heeresmassen in Bewegung, die Kuru

unter dem Befehle des greisen Helden Bhîshma. Auf dem Kurufelde treffen sie die Scharen der Pândava hinter einem verschanzten Lager. Als Vorspiel fliegen trutzige Herausforderungen und Verhöhnungen herüber und hinüber. Bhîshma ist bereit, es mit jedem der Gegner aufzunehmen, aber die Pândava weichen aus und bestellen den Çikhandin als Gegner. Nun lehnt Bhîshma ab, wohlwissend, daß er durch höhere Fügung von Çikhandins Hand fallen werde. Noch im letzten Augenblicke erscheint Vyâsa vor Dhritharâshtra und will ihn sehend machen, damit er das ungeheuere Ringen schaue, aber der tiefbekümmerte König verzichtet auf den Anblick des entsetzlichen Bruderkampfes. Da bestellt Vyâsa den unverwundbaren und raschfüßigen Sanjaya zur Dienstleistung beim König, ein Kriegsberichterstatter von außergewöhnlicher Leistungsfähigkeit, als hätte er tausend Augen und Ohren und hundert Beine.

Zu den Absonderlichkeiten des Mahâbhârata gehört, daß es meist in den spannendsten Abschnitten plötzlich abbricht und endlose Episoden, die nur lose an die Handlung sich schmiegen, eingeschaltet sind. So auch hier. In dem Augenblicke, da nicht nur die Riesenkraft der Helden, die ungeheueren Scharen der Krieger aufeinanderstoßen sollen, die Natur in schrecklichen Vorzeichen den grausen Kampf ankündet und selbst die Götter sich von dem großartigen Schauspiele anlocken lassen, stockt die Handlung plötzlich, als versage der kriegerische Mechanismus. Schon hebt das Schlachtengetöse an, die Muschelhörner dröhnen, in der Sonne ist ein Gleißen von Waffen, die Luft voll Staub und Dampf, Kriegsrufen und Wagengerassel — da sinkt dem ersten der Helden, Arjuna, der Mut. Krishna, sein göttlicher Wagenlenker, hat ihn dicht vor die feindlichen Linien geführt. Der Gedanke an den bevorstehenden grauenhaften Brudermord lähmt Arjunas Tatkraft.

Vergebens mahnt ihn Krishna an seine Kriegerpflicht, vergebens leitet er aus derselben alle möglichen Lebenswahrheiten und spekulativen Anschauungen ab — Arjuna verbleibt zaghaft. Um sich Mut einzureden, bittet er seinen Wagenlenker, sich ihm in dessen göttlicher Herrlichkeit zu zeigen. Da steht Vishnu in Person vor ihm, in seiner ganzen strahlenden Göttlichkeit, zugleich furchtbar durch die Größe einer Erhabenheit, vor der alles Menschliche und Irdische in nichts zerfällt. Unfähig diese überwältigende visionäre Erscheinung länger zu ertragen, fleht Arjuna den Gewaltigen, seine frühere Gestalt anzunehmen.[1])

---

[1]) Hier setzt im Heldengedichte die Bhagavad-Gita ein, das „heilige Lied", oder das „Lied des Erhabenen". Es ist die Lehre von der menschlichen Vollkommenheit im göttlichen Dasein. Die Erkenntnislehre der sogenannten Yoga-Philosophie. Alle lebenden und leblosen Dinge bilden eine ewige, untrennbare Einheit, einen allumfassenden Organismus, von unsichtbaren Kräften durchdrungen, ein lebendiges All, vom göttlichen Geiste erfüllt. Und in dieser vollkommenen Welt, die sich in zahllosen göttlichen Offenbarungen kundgibt, steht der Mensch, im höheren Sinne evolutionistisch veranlagt, indem seine unsterbliche Wesenheit nur vorübergehend an irdische Körper gebunden ist, und der in letzteren schlummernde göttliche Funke durch die fortschreitende Vervollkommnung der menschlichen Wesenheit sich bis zur Gottheit hindurchringt. Nur in der Erkenntnis dieser hohen Bestimmung des Menschen, dieser geheimnisvollen Ursache des Daseins, begreift der Staubgeborene den Zweck des Lebens und die Aufgaben, die es zu erfüllen hat. Was alles mit diesem Erwachen des Geistes zusammenhängt, welche Hemmnisse sich ihm entgegenstellen, auf welch komplizierte Art sich die Wesenheit der Allmacht äußert, wie der Mensch zwischen Leidenschaften und Tugenden schwankt, bis er durch tausendfältige Wirrsal zur Unsterblichkeit eingeht: das bildet den Inhalt der Bhagavad-Gita. Und der Dolmetsch all dieser faßlichen und unfaßlichen Dinge ist Vishnu-Krishna, der unsterbliche Wagenlenker des (irdischsterblichen Gottmenschen Arjuna.

Die Bhagavad-Gita ist ein in sich abgeschlossenes großartiges Lehrgedicht und zerfällt in folgende 18 Abschnitte: 1. Einleitung. 2. Sankhya Yoga (philosophische Betrachtung einer richtigen Weltanschauung). 3. Karma Yoga (Karmalkraft der göttlichen Gerechtigkeit). 4. Dschnjana Yoga (Selbstenttäuschung). 5. Karma sanyasa Yoga (heilige Werke). 6. Atmasanyama Yoga (Wiedervereinigung mit dem höchsten Sein). 7. Von der Erlangung der geistigen Erkenntnis durch die Kraft der göttlichen Liebe. 8. Von der Erlangung der innerlichen Erleuchtung durch die Kraft des göttlichen Geistes. 9. Von der Gotteserkenntnis und ihrer Erlangung. 10. Von der göttlichen Vollkommenheit. 11. Die Offenbarung der göttlichen Form. 12. Von der Anbetung Gottes. 13. Von dem Unterschied zwischen Gott und Natur. 14. Von den drei Naturgewalten (Gunas: Sattwaguna = Macht der Wahrheit,

Digitized by Google

Wenn Arjuna von der Fülle der weisen Lehren Krischnas neue Kraft für den Kampf schöpft, dann muß ihn das ungeheuere Überwindung gekostet haben. Möglicherweise auch keine. Denn mit oder ohne Erkenntnis: Das Leben ist ja an sich nichts anderes als ein Kampf. Die Helden des Kuruheeres sorgen indes dafür, daß aus Arjunas Hirn die Yoga-Philosophie alsbald verflüchtigt. Aus dem Schlachtengetümmel von Roß und Reiter, Elefanten und Wagen ragt die Heldengestalt Bhîshmas hervor. Auf ihn haben es die Pândava zunächst abgesehen. Da er von der Hand des jungen Çikhandin fallen soll, nehmen ihn Arjuna und Bhîma zwischen sich und führen ihn dem greisen Kuruhelden zu. Wieder weigert sich dieser mit seinem lebenden Verhängnis zu kämpfen. Da greift Arjuna ein. Von Wunden bedeckt ruft Bhîshma: „Das sind die Gândîvapfeile Arjunas! Indras Donnerkeile brennen mir im Leibe!" ... Und zu Tode getroffen sinkt er hin. Endloser Jubel im Pândavaheere. Erschreckt sehen die Sieger das Ungeheuere ihrer Tat. Auf Pfeilen gebettet ruht der sterbende Bhîshma und verlangt noch einen Trunk Wasser. Da schnellt ein Pfeil von Arjunas Gândîvabogen in den Boden und der kühle Born entquillt der Erde. Während sich der greise Held erlabt, mahnt er Duryodhana und Karna, das schreckliche Morden aufzugeben. Trutziges Schweigen auf Seite der Kuruführer.

Und der Kampf nimmt seinen Fortgang. Drona, der einstige Erzieher der Kuru- und Pândurprinzen, tritt als Oberfeldherr der Kuru an Bhîshmas Stelle. Elf Tage schon dauert diese Schlacht, die größte, furchtbarste, welche die menschliche Einbildungskraft ausgebrütet hat. Das erste Opfer nach Bhîshma ist der herrliche Jüngling Abhimanyu, Arjunas Sohn. Im Begriffe, dem arg bedrängten Yudhishthira beizustehen, fällt er, von den vornehmsten Kuruhelden umzingelt. Da der Sindhukönig Jayadratha seine Rettung verhindert, erschlägt ihn Arjuna in grimmer Wut am nächsten Tage, dem vierzehnten des schrecklichen Ringens. Den nächsten Tag geraten die beiden gefeiertsten Helden aneinander: Arjuna und Drona. Krishna selber erklärt seinem Schützling, daß es unmöglich sei, den gewaltigen Gegner im offenen Kampfe zu überwinden. Eine Lüge, welche unverfrorener Weise der göttliche Wagenlenker des Indrasohnes selber ausheckt, führt zum Ziele. Er läßt durch Yudhishthira aussprengen, Açvathâman, der Sohn Dronas, sei gefallen. Gemeint ist der gleichnamige gewaltige Elefant. Die List gelingt, Drona erlahmt im Kampfe, streckt die Waffen und Dhrishtadyumna, der Oberfeldherr des Pânduheeres, schlägt ihm den Kopf ab, ehe es Arjuna verhindern kann. Grollend will sich letzterer zurückziehen, da dringt — zu spät — Açvathâman zur Rettung seines Vaters vor, was den Indrasohn veranlaßt, wieder in den Kampf einzugreifen und die Kuru zu verjagen.

Und nun beginnt ein ungeheuerliches Ringen. Eine Belebung all des Seltsamen, Bizzaren, Grotesken, Riesenhaften, wie es uns an den gewaltigen indischen Tempelbauten mit ihrer verwirrenden Skulptur-Phantasie vor Augen tritt. Karna ist nun Oberfeldherr des Kuruheeres. Es kämpft der Bruder gegen die Brüder, vor allen Karna, der Gewaltige gegen Arjuna, den nicht minder Gewaltigen. Der Sohn der Sonne gegen

Rajas-guna = Macht der Begierde, Tamas-guna = Macht der Torheit). 15. Vom göttlichen Sein. 16. Von dem Einflusse der Götter und Nichtgötter (Suras und Asuras). 17. Von den drei Arten des Glaubens. 18. Von der Erlösung und Entsagung.

Bemerkenswert ist, daß in der Bhagavad-Gita nur einmal vom Weibe die Rede ist. Arjuna sagt zu seinem Lehrmeister (Einleitung, 40., 41. und 42. Vers): „Wo Unheiligkeit herrscht, o Krishna, entartet auch das Weib, und wo das Weib entartet, da entsteht Vermischung des Reinen und Unreinen. — Eine solche Unordnung führt sowohl den Zerstörer des Stammes, als auch den Stamm in den Abgrund der Hölle; denn wenn die Vorväter ihrer Opfer beraubt sind, so stürzen sie vom Himmel. — Durch eine solche sündhafte Vermischung der Zerstörer des Stammes gehen die ewigen Rechte desselben und die der Familie verloren."

Digitized by Google

den Sohn der Gewitterschrecken. Beide haben göttliche Waffen, Karna Varunas Schlangengeschoß, Arjuna den Gândîvabogen. Zunächst wird Yudhishthira von den Messerpfeilen Duryodhanas schwer getroffen, dann überwältigt Bhîma, dem keiner an Kraft gleichkommt, den Duḥçâsana. Die furchtbarste elementare Wut des Gewaltigen kommt zum Ausbruch, als er dem verhaßten Gegner entgegentritt. Zwar droht ihm zu Beginn ernstliche Gefahr, als er, von Duḥçâsans Wurfgeschoß getroffen, niedertaumelt. Da schwingt er seine fürchterliche Keule und der Gegner sinkt in den Staub. Den Fuß auf dem Nacken ruft Bhîma dem Besiegten zu: „Mit welcher Hand, sage, hast du die Tochter Yajnasena (Draupadî) an den Haaren in die Versammlung gezerrt?" ... Es war das nach dem verhängnisvollen Würfelspiel. Duḥçâsana antwortet und nun reißt ihm der Schreckliche den Arm aus und wirft den Körper weit in die feindlichen Reihen. Und Bhîma hinterher. Begierig schlürft er das Blut des Überwundenen und sagt, es sei süßer, „als Muttermilch, als Honigseim, als ein erquickender Labetrunk".

Die Kuru flüchten entsetzt. Inzwischen wütet die Schlacht fort, bald im Anprall der Massen, bald in Einzelkämpfe aufgelöst. Die Pfeile fliegen so dicht, daß sie das Tageslicht dämpfen. Furchtbar ist das Ringen inmitten der Knäuel von Streitwagen, Elefanten, Rossen und Fußkämpfern. Panzerdecken, Lanzenspitzen und Helme flammen auf, Feuerscheine glühen in der stauberfüllten Luft, die Erde dröhnt, die Tiere des Waldes schleichen sich zum Leichenfraß heran. Und doch ist der Höhepunkt dieses wilden Ringens noch immer nicht erreicht. Bei Karna und Arjuna liegt die Entscheidung. Schon sinkt Vrishana, der Sohn Karnas, von Arjuna tötlich getroffen, zu Boden, da stoßen die beiden grimmigen Gegner aufeinander. Es ist ein Schauspiel für Götter, nicht figürlich, sondern wörtlich genommen. Der vielköpfige und gestaltreiche indische Himmel erscheint auf dem Plan. Keiner der Schicksalslenker fehlt, von Brahmâ angefangen bis zu den leichtgeschürzten Apsaras, Sûryâ, Indra, Çiva, ein Drängen der herrlichen goldenen Wagen, ein Blitzen und Leuchten der Tiaren und Embleme — alles hoch in den Lüften über den ringenden Menschen. Dazwischen ein phantastisches Gewimmel von Halbgöttern, Genien und Dämonen, Schlangengöttern, fratzenhaften Gespenstern. Selbst die Weisen der Vorzeit erscheinen; die ganze Natur ist im Aufruhr, Berge und Ströme setzen sich in Bewegung. Der Himmel ist mit Karna, dem Sohne der Sonne, die Erde mit Arjuna: Wasser und Feuer prallen aneinander. Wenn Arjunas Gândîvabogen Blitze in die Reihen der Gegner schleudert, löscht es Karna mit dem Wundergeschosse Varunas. Schon fliegt die goldene Tiara vom Haupte des Indrasohnes weit weg, da gerät Karnas Wagen in den Sumpf. Verzweifelt will sich der dieser Art Bedrohte freimachen, vergeblich. Er bittet um Aufschub des Kampfes, kraft der Kriegsrechte. Da braust Arjuna auf und fragt den Gegner trotzig: „Sprich! Als ihr, du und Duryodhana und Duḥçasana und Çakuni, Draupadî in die Versammlung zerrtet: wo war da das Recht?" ... Rache glüht in Arjunas Blicken. Karna muß das ganze Sündenregister der Kuru anhören, ohne die Antwort zu finden. Einen Augenblick rafft er sich auf, um den Gegner niederzustrecken. Von Karnas Pfeil getroffen, sinkt Arjuna zu Boden. Rasch will ersterer sein Gefährt frei machen, da schwirren vom Bogen Arjunas, der sich wieder emporgerafft, drei Pfeile: der erste zerschmettert den Wagen Karnas, der zweite entreißt das Banner seiner Hand, ein dritter reißt ihm den Kopf vom Rumpfe. Als Karna tot niedersinkt, entströmt ein wunderbarer Glanz seinem Körper und verflüchtigt in der untergehenden Sonne.

Es ist der 17. Schlachttag, da sich dieses entscheidende Ereignis vollzieht. Es bezeichnet den Höhepunkt des Heroenkampfes. Man halte vor Augen: Alles für Draupadî.

Digitized by Google

Die Gatten rächen die Ehre ihrer Gattin. Ein ritterlicher Zug, der das Abstoßende an diesem polyandrischen Verhältnisse erheblich abschwächt. Und Draupadî selbst ist, wie wir später noch sehen werden, durchaus keine Unwürdige.... Doch lassen wir den Ereignissen ihren Lauf. Nachdem die hervorragendsten Helden der Kuru (Bhîshma, Drona, Karna) gefallen, sollte man meinen, nun werde Duryodhana die Führung übernehmen. Sie fällt indes nicht ihm, sondern dem Mâdrakönig Çalya zu, der dem Karna (wider Willen) als Wagenlenker gedient hat. Er läßt es nicht an Tapferkeit fehlen, aber sein Gegner — diesmal ist es der stets beschwichtigende und versöhnliche Yudhishthira, der an die Reihe kommt — besitzt eine furchtbare Waffe, den Wurfspeer, den einst Tvashtar geschmiedet. Als das Geschoß durch die Luft saust, verbreitet es Schrecken im feindlichen Heere. Als wäre Çalyas Körper Luft, durchfährt es denselben und verschwindet jenseits im Boden. Auch Çakuni — neben Duryodhana der Anstifter des Bruderkampfes — fällt. Da gerät das Kuruheer in Unordnung und Flucht.

Schon hat es den Anschein, daß das schreckliche Ringen ein Ende habe, denn Duryodhana läßt sich nirgends blicken. Da entdeckt Bhîma gelegentlich einer Jagd den Aufenthalt des Gegners. Er weilt an einem See. Unverweilt begeben sich die Pândava mit ihrer ganzen Macht dahin, aber Duryodhana ist nicht zu finden. Endlich taucht er aus den Fluten auf, furchtbar anzusehen, in goldenem Helm und goldenem Harnisch, die eherne Keule in der Faust. Trotzig stellt er sich zum Zweikampf. Yudhishthira, der ihn ausfechten will, wird von seinen Brüdern zurückgedrängt, denn wenn es sich um einen Keulenkampf handelt, kann nur Bhîma in Betracht kommen. Auch diesmal klingt aus der Anklage des Pândusohnes der Name der mißhandelten Draupadî hervor. Dann all das Unrecht, daß die Kuru gegen die Pândava begangen. Bhîmas Keule soll die Rechnung begleichen.

Lange schwankt die Entscheidung zwischen den ebenbürtigen Gegnern, bis Bhîma seinen Vorteil wahrnimmt, zuerst den Schenkel Duryodhanas zerschmettert und dann den Verhaßten selbst niederstreckt. Das ist das Zeichen zu einem wahrhaft grauenerregenden Hexensabbath. Ein schrecklicher Sturm hebt an, Donnerschläge durchhallen die Luft, Blitze durchleuchten sie, ein vielstimmiger Gespensterchor ertönt in der Höhe. Es sind die Râkshasas und Dämonen und andere Unholde, die heranschweben, in Gesellschaft mit Raubvögeln und Rabenscharen. Und die Erde bleibt in der Beteiligung an diesem grauenerregenden Spuk nicht zurück. Erschlagene erheben sich vom Boden, ohne Haupt, aber mit vielen Armen und Beinen, und führen einen gräßlichen Tanz auf, zum Entsetzen der Anwesenden. Trompetengeschmetter und das Brüllen der Elefanten ist die Musik dazu.

Aber Bhîma hat starke Nerven. Mitten in diesem sinnverwirrenden Chaos behält er seine Geistesgegenwart. Er sieht nur den überwundenen Gegner und höhnt ihn. Da wird dem wackeren Yudhishthira förmlich weinerlich zu Mute und er tadelt den Bruder ob seiner Grausamkeit. Dem Sterbenden aber wartet er mit allen möglichen Trostesworten auf, für die der haßerfüllte Duryodhana indes wenig Verständnis zeigt. Seine Vorwürfe gegen die Pândava werden von Krishna zurückgewiesen. Açvathâman, der Sohn Dronas, tritt zu dem sterbenden König, es kommt abermals zu einer Rührszene, bis Duryodhana endlich dem allen ein Ende macht, indem er durch den herbeigerufenen Brahmanen Kripa den Dronasohn zum obersten Feldherrn salben läßt, worauf sich dieser mit den Seinen entfernt.

Duryodhana soll noch die kommende Nacht überleben, um von dem furchtbaren Racheakte zu vernehmen, den Açvathâman vollführt. Dieser, in Gesellschaft des Kripa

Digitized by Google

und Kritavarman, hat sich in einen Wald zurückgezogen, der voller Schrecknisse ist, die aber dem Helden nichts anhaben können. Während seine Gefährten infolge der übermenschlichen Anstrengung in Schlaf sinken, stiert der Dronasohn in die grauenerregende Finsternis und sinnt auf Vergeltung. Da fällt ein Krähenschwarm ein, zu dem sich alsbald ein Uhu gesellt, der unter den schlafmüden Vögeln ein gräßliches Blutbad anrichtet. Açvathâman erblickt darin ein Zeichen der Götter, weckt seine Gefährten, besteigt mit ihnen, die sich anfangs sträuben, den Wagen und fährt nach der Lagerstätte der Pândava und Pantschâla. Die Sieger erfreuen sich eines gesunden Schlafes. Dennoch hat der Dronasohn einige grausige Abenteuer zu bestehen, ehe er seinen Racheplan verwirklichen kann. Ein greuliches Gespenst versperrt ihm den Weg. Schon wankt er in seinem Vorhaben, da erinnert er sich des mächtigsten der Götter, des Zerstörers Çiva, des großen Gottes (Mahâdeva) mit dem Schmucke der Totenschädel um den Hals. Als Açvathâman ihn mit allen seinen Namen ruft, taucht plötzlich vor seinen Blicken ein Feueraltar auf, umschwärmt von lärmenden Gestalten, Gespenstern in Tierform, reich geschmückt, im jubelnden Gedränge, den allmächtigen Gebieter preisend. Es ist eine gruselige Nachtszene, wie sie nur der indischen Phantasie entspringen kann.

In Staunen versunken schaut der Dronasohn den Spuk. Da hört er die dröhnende Stimme des Gottes. Die Stimme des Gerichtes für die Pantschâla. Der Gott selbst fährt in den Körper Açvathâmans und mit seinem Schwerte bewaffnet dringt er in das feindliche Lager. Der Fürst der Pantschâla, Dhrishtadyumna (der Açvathâmans Vater erschlagen), ist sein erstes Opfer. Dann folgen die übrigen Pantschâla und alle Söhne der Draupadî. Nur die Pândusöhne und noch zwei andere — im ganzen also sieben — entgehen dem Massacre. Als der Dronasohn mit seinen Gefährten zum Schmerzenslager Duryodhanas zurückkehrt und ihm von dem Gemetzel berichtet, gibt dieser getröstet seinen Geist auf.

Als Draupadî von dem schrecklichen Ende ihrer Söhne Kenntnis erhält, wird sie von namenlosem Schmerze niedergeworfen. Bald aber rafft sie sich auf und verlangt von ihren Gatten das Leben des Mörders. Açvathâman ist im Besitze eines kostbaren Juwels. Das soll ihm entrissen werden. Er besitzt aber noch etwas anderes, etwas furchtbares: das Brahmâhaupt, eine unüberwindliche Waffe, von der er nur in äußerster Not Gebrauch machen darf. Als ihn die Verfolger erreichen und Açvathâman seine seltsame Waffe gegen den Indrasohn schleudert, dieser aber gleichzeitig seinen Blitzpfeil abschießt, treffen beide Geschosse aufeinander und eine furchtbare Lohe schlägt auf. Nur durch das Dazwischentreten der heiligen Männer Vyâsa und Nârada wird ein Weltenbrand verhütet. Sie befehlen beiden Kämpfern ihre Geschosse zurückzuziehen; aber nur dem Arjuna gelingt es, dem Auftrage nachzukommen, während sich Açvathâman vergeblich bemüht. Die Waffe des letzteren führt den seltsamen Namen „Tod der Pârthâ" und sollte erst beim letzten Sprößling der Pândava im Mutterschoße der **Uttarâ** zur Ruhe kommen. Daher gebiert diese, wie wir später erfahren werden, ein totes Kind, den **Parikshit**, den aber **Krishna** wieder zum Leben erweckt. Nachdem dieser dem Dronasohn die Wirkungslosigkeit seines Attentates vorhält, schilt er ihn einen Bösewicht und gibt ihm kund, daß er dreitausend Jahre ruhelos die Erde durchwandern solle, ohne Unterkunft, von Seuchen geplagt, „von Blut und Moder" stinkend.

Das ist das Ende der Tragödie. Das Land ist ausgemordet, alle Kshatriyas sind erschlagen. Nur **einer** derer, die im Bruderkampf gefallen, lebt noch — Bhîshma. Seit achtundfünfzig Tagen und Nächten liegt er auf seinem Lager von Pfeilen, selber von



Szene aus dem „Mahâbhârata“.

Die Pâṇḍusöhne bei einem Festmahle in Hâstinapura. — Links oben die Frauenabteilung.

Digitized by Google

zahlreichen Pfeilen durchbohrt, ohne Pflege und Nahrung, in weisen Betrachtungen versunken. Ihm gelten nun, nachdem man die Gefallenen, Freund und Feind, bestattet, die letzten Ehrenbezeugungen. Noch ist man aber nicht soweit. Jetzt, da die Kämpfe ruhen, erfaßt den uralten blinden König Dhritarâshtra — der tragischsten Gestalt des Gedichtes — namenlose Verzweiflung. Selbst die besten unter den Überlebenden vermögen ihn, der den Untergang seines ganzen Geschlechtes erlebt hat, nicht zu trösten. Mit vielem Gefolge zieht er hinaus, die Frauen an seiner Seite, um der Pflicht der Pietät Genüge zu leisten. Tiefgebeugt, aber ohne Groll, schließt sich Gândhârî, die alle ihre Söhne verloren, dem Zuge an. Auch Kuntî, die Mutter der Pârthâ, ist dabei, tief verschleiert. Als Draupadî sie erblickt, fällt sie ihr zu Füßen. Auf dem Leichenfelde umfaßt die jugendlich-zarte Uttarâ laut wehklagend die Leiche ihres Gatten, den im kräftigsten Jünglingsalter gefallenen Abhimanyu. Aus dem Munde Kuntîs erfahren die Pânduşöhne, daß Karna nicht der Sohn eines Fuhrmannes, sondern die Frucht ihrer Liebe zu dem Sonnengotte sei.

Nach der Leichenfeier erfolgt unter großem Pompe der Einzug des Thronerben, Yudhishthira, in die festlich geschmückte Elefantenstadt, unter dem Jubel der Bevölkerung und glänzenden Feierlichkeiten. Aller Besitz wird unter die Sieger verteilt, die Brahmanen werden glänzend beschenkt, die Pânduşöhne beziehen die durch den Tod der Söhne Dhritarâshtras freigewordenen prachtvollen Paläste. Dann endlich eilen die Pândava auf raschen Rossen auf das Kurufeld, um nach Bhîshma zu sehen. Sie finden den Dulder, wie geschildert, auf seinem Pfeillager. Voll versöhnlichen Geistes ist er bereit, den folgenden Tag Yudhishthira zu empfangen. Es ist eine weihevolle Begegnung, bei welcher der sterbende Held als schönstes Erbe der untergegangenen Herrlichkeit: die Weisheit der Väter, Regentenpflichten und andere moralische Lehren den Überlebenden einprägt. Es ist ein tiefer, sinniger Gedanke, der hier zum Ausdrucke kommt: das Fortbestehen der geistigen Güter eines Volkes, trotz alles Unglückes und der Hinfälligkeit des Irdischen. Dieselbe Szene wiederholt sich bei der nächsten Sonnenwende, bis zu welcher der greise Märtyrer noch auf seinem Pfeillager ausharren soll. Jetzt endlich lösen sich die Lebensgeister vom schmerzgepeinigten Körper los. Als der Geist schwindet, sehen die Anwesenden eine Flamme dem Haupte Bhîshmas entschweben und langsam zum Himmel aufsteigen. Es ist ein melodramatisches Ende. Aus der Höhe tönt eine liebliche Musik und ein duftiger Blütenschauer senkt sich auf den entseelten Körper des Heldengreises herab. Nach seiner Bestattung werden noch die üblichen Wasserspenden an der Gangâ dargebracht. Da entsteigt wehklagend über den verlorenen Sohn die Stromgöttin aus der Flut, zieht sich aber wieder beruhigt in ihre unterirdische Wohnung zurück, als Krishna ihr verkündet, der Heldensohn sei in die ewigen Gefilde eingezogen.

Nachdem die Schilderungskraft des Dichters sich in den grauenhaften Kampfszenen glänzend bewährt hat, bleibt sie in der Entrollung des festlichen Gepränges, das nun anhebt, nicht zurück. Vor allem handelt es sich um die Darbringung des heiligen „Roßopfers“. Zunächst wird es noch verzögert durch die Niederkunft Uttarâs mit dem toten Pânduenkel, den Açvathâmans verhängnisvolles Geschoß im Mutterschoße getroffen. Krishna aber erweckt den Totgeborenen zum Leben. Parikshit genannt, repräsentiert er die legale Nachkommenschaft des Kurugeschlechtes. Denn auch alle Pândava sind, trotz ihres Sieges, bestimmt, den Schauplatz ihrer Taten zu verlassen. Zuvor aber muß noch die Herrschaft gefestigt, müssen alle Völker und Könige des Umkreises für dieselbe gewonnen werden. Das Mittel hierzu ist das Opferroß. Wo es erscheint, unterwerfen sich

Digitized by Google

die Völker und Reiche der glänzenden Geleitschaft des Rosses, das von Arjuna angeführt wird. Nach langwierigen Reisen kehrt dieser endlich nach Hâstinapura zurück und hält



Szene aus dem „Mahâbhârata".
Das totgeborne Kind Uttarâs wird von Krishna zum Leben erweckt. (Aus „Razm-namah" rc. Vgl. Bild S. 538.)

feierlichen Einzug unter dem endlosen Jubel der Bevölkerung. Rauschende Festlichkeiten, profane und rituale, leiten das Roßopfer ein und ebensolche folgen hiernach. All der indische Pomp, die blendende Pracht, der Aufzug der Fürsten und Könige, die farben=

Digitized by Google

bunten Schaustellungen, Juwelen, Prachtgewänder und die großartige Schwelgerei im Kreise der unübersehbaren Festgäste: das alles kontrastiert seltsam zu den wilden, blutrünstigen Heroenkämpfen einerseits und zu den weitläufigen didaktischen und religionsphilosophischen Episoden anderseits.[1])

Wir eilen zum Schlusse. Seit Yudhishthira das Kurureich geeinigt und gefestigt hat, sind fünfzehn Jahre verstrichen. Der uralte Dhritarâshtra lebt noch immer und grollt, trotz alles friedlichen Behagens, nach wie vor dem unheilvollen Bhîma, dem seinerseits das erreignislose Hofleben wenig zu behagen scheint. Vor allem aber ist es die Herrscherbürde, die den alten König drückt. Er sehnt sich nach Ruhe, sein Träumen und Sinnen geht nach dem Büßerwald. Anfangs in seinem Vorhaben behindert, läßt man dem blinden Greis endlich seinen Willen. Und so zieht er hinaus, in Gesellschaft der Königinnen Gândhârî und Kuntî. Im Büßergewande, ohne königlichen Schmuck, unter Trauerkundgebungen des Volkes, verlassen sie Hâstinapura. Der Weg ist lang, eine mühselige Pilgerschaft aus der Welt des Glanzes in jene der Entsagung. Allerdings darf man diesen Wandel nicht schwer nehmen. Der Inder mit seinem tief innerlichen Wesen, seinem Hang zu beschaulicher Grübelei und seiner verständnisvollen Liebe zur Natur, erblickt in der Vereinsamung, die er freiwillig aufsucht, nicht ein Exil im herkömmlichen Sinne. Auch das „Büßen" wird ihm in der herrlichen Natur zu einer Askese, die immerhin erträglich ist. An Gesellschaft fehlt es ihm in seiner Weltabgeschiedenheit nicht. Er stirbt geistig nicht ab, sondern erbaut sich vielmehr an den heiligen Überlieferungen und erfreut sein Gemüt durch Wechselgespräche mystischer Natur mit seinen Genossen.

Kein Wunder also, daß der königliche Einsiedler und die beiden Frauen nach all den schweren Tagen der Vergangenheit und nach den letzten Jahren eines glanzvollen, aber eintönigen Hoflebens sich im Büßerwalde ganz behaglich fühlen. Dagegen vermissen die Pândusöhne schwer die in der Ferne Weilenden. Sie kommen auf Besuch und finden den Aufenthalt so angenehm, daß sie einen ganzen Monat die Einsamkeit mit den Verwandten teilen. Als sie aber nach zwei Jahren den Besuch erneuern, finden sie die Teueren nicht mehr vor. Was ist geschehen? Der weise Nârada weiß Bescheid. Er erzählt den Enttäuschten, wie Dhritarâshtra in Gesellschaft der beiden Frauen und seiner Freunde eine Pilgerfahrt nach den Quellen der heiligen Gangâ unternommen, aber bei einem Waldbrande ihren Tod gefunden hätten, bis auf Sanjaya, der sich in den Himavat rettete. So endeten die letzten Kuru. Da aber der Wald, der sie zu Asche verzehrte, ein den Göttern geweihter war, gingen die Verunglückten in das Reich der Seligen ein.

Aber auch für die Pândusöhne schlägt die letzte Stunde. Die unmittelbare Veranlassung, daß in Yudhishthira das Verlangen nach Weltentsagung sich in entscheidender Weise geltend macht, ist das schreckliche Schicksal, welches die Stadt Dvârakâ, die Residenz Krishnas, und das Ende des letzteren, des stets hilfbereiten treuen Freundes der

[1]) Was aber das Festgepränge an sich betrifft, erinnert es unwillkürlich an die fabelhafte Prachtentfaltung, wie sie erst kürzlich, aus Anlaß der Krönungsfeier König Eduards VII. zu Dehli — also im selben Bereiche — zur Schau getragen wurde. Daß mindestens 2500 Jahre dazwischen liegen, gestaltet die Analogie nur umso interessanter, als Beweis, wie wenig sich die indische Welt im Laufe der Zeiten geändert hat. Ja noch mehr: das Volk blickt noch immer zu denselben Göttern empor, welche in urältester Zeit in die Schicksale der Menschen eingriffen, seis zu ihrem Heile oder zu ihrem Verderben. Das Mahâbhârata hat sonach für die Inder eine ganz andere Bedeutung, wie beispielsweise das iranische Königsbuch für die Perser, dessen Helden der Lichtreligion Zarathustras angehören, während die heutigen Bewunderer ihrer Vorfahren Mohammedaner sind. Oder vollends die Ilias, deren Götterwelt schon vor mehr als anderthalb Jahrtausenden in Nebel zerronnen und die Dichtung damit zum toten Kunstwerk geworden ist, wie ein im Lichte schwebender Baum, dessen Wurzelstöcke längst vermodert sind. Wenn also irgend ein Dichterwerk den Anspruch erheben darf, wahrhaft national zu sein, so ist es das Mahâbhârata, der unvergängliche Sang zu Ehren der Götter und Vorfahren.

Digitized by Google

Pândava, betroffen. Weil die Bewohner Dvârakâs einige der berühmtesten heiligen Männer jener Zeit (Viçmâmitra, Nârada, Karna) insultiert hatten, ward sie von den Göttern dem Verderben geweiht. In grausiger Gestalt schleicht der Tod durch die Gassen. Das verkörperte Gespenst einer jener großen Seuchen, die noch heute in regelmäßigen Zwischenräumen die Länder Indiens entvölkern. Es ist Kâlî, die Todesgöttin. Dämonen schrecklicher Art leisten ihr Gefolgschaft. Ihr finsteres Treiben erinnert an die gruseligsten Schildereien in den vorangegangenen Abschnitten der Epopöe. Da entschließt sich Krishna mit allem Volke die dem Untergange verfallene Stadt zu verlassen. Aber die Frevler, die eine Abschiedsfeier am Meeresufer begehen, versündigen sich neuerdings an den Brahmanen, indem sie die für sie bestimmten Speisen den Affen darreichen. Dann erlustigen sie sich in tollster Ausgelassenheit an Spiel und Tanz, und als der Rausch sie sinnlos macht, wüten sie gegeneinander und schlagen sich gegenseitig die Köpfe ein. Da übergibt Krishna die Greise, Weiber und Kinder seinen Freunden, mit denen jene die Stadt verlassen sollen, in Obhut, und als auch sie vom Schicksale ereilt werden, nimmt er das Rettungswerk persönlich in die Hand. Inzwischen hat Krishna dem Arjuna durch einen Boten von diesen Vorfallenheiten Mitteilung gemacht. Das Rettungswerk des Pândavabeschützers muß sehr unvollständig gewesen sein, da Arjuna in Dvârakâ noch zahllose Hilfsbedürftige vorfindet, darunter nicht weniger als 16.000 Weiber des Krishna. Ferner Greise und Kinder in großer Zahl. In diesem Wirrsal ereilt den Pândusohn die niederschmetternde Nachricht, daß Krishna im Büßerwalde den Tod gefunden, der ihm vorhergesagt worden. In tiefsinnige Betrachtungen versunken, auf dem Boden kauernd, wird er in seinem gelben Büßergewande von einem Jäger für ein Wild angesehen und mit einem Pfeilschuß getötet.

Arjuna begeht noch am Meeresufer von Dvârakâ die Totenfeier für Krishna und die im Keulenkampfe Gefallenen und führt hierauf die zu Rettenden aus der Stadt. Kaum ist er mit seinen Schutzbefohlenen aus den Toren, da bricht das Meer herein, um die Stadt und alles, was in ihr zurückgeblieben, unter seinen Fluten zu begraben. Aber auch der von Arjuna geleitete Exodus ist in fortwährender Bedrängnis durch die hinterlistigen Überfälle der Dasyu und andere Abenteuer, unter welchen die Schutzbefohlenen des Pândusohnes schrecklich leiden. Endlich kommt der Zug nach Hâstinapura. Arjuna eilt zu Vyâsa und klagt dem hochbetagten Weisen und Einsiedler seinen Kummer. Seine Trostesworte klingen in die schwermütige Resignation aus, daß alles Irdische, sei es noch so groß und herrlich, dem Vergehen unterworfen sei, und nur das Göttliche im Menschen ewigen Bestand habe.

Als Yudhishthira aus dem Munde seines Bruders den Tod Krishnas erfährt, ist er mit sich einig. Er will mit der Welt, die ihm nichts mehr zu bieten vermag, abrechnen. Entsagung von allem irdischen Tand ist sein unabänderlicher Entschluß. Und die vier Brüder stimmen ihm bei. Parikshit, der Enkel Arjunas, wird als Herrscher des Kurureiches eingesetzt, die Reichsangelegenheiten werden geordnet, die Brahmanen reich beschenkt, den Heimgegangenen die herkömmlichen Opferspenden dargebracht. Wie wenige Jahre zuvor der blinde Dhritarâshtra mit den Königinnen Gândhârî und Kuntî, so ziehen jetzt die Pândusöhne mit Draupadî, „der besten aller Gattinnen“, ohne königlichen Schmuck, in das schlichte Bußgewand gehüllt, in den Wald. Schmerzliche Trennungsszenen spielen sich ab, namentlich zwischen Draupadî und den Nebenfrauen Arjunas, von denen Tschidrânganda am gebrochensten ist. Aber all das vollzieht sich fast lautlos. Entsagung und Ergebung in die Fügungen des Schicksales macht die Beteiligten wortlos.

Digitized by Google



Szene aus dem „Mahâbhârata".

Die Frauen Krishnas treffen in dessen Palast zu Dvârakâ Vorbereitungen zu einer Gasterei. Ankunft Bhimas, des Freundes und Kampfgenossen Krishnas.

Digitized by Google

Dhritarâshtra zog in den Wald, die Pândusöhne ziehen in — die Ewigkeit ein. Es ist dies buchstäblich so. Wie im Spätherbst Blatt auf Blatt vom Baume fällt, so sinkt ein Pându nach dem andern hin. Zu Beginn ist es ein planloses Wandern, kreuz und quer, zuletzt geht es unausgesetzt nach Norden, in die Wildnisse des Himavat. Eine Ahnung von den kommenden Dingen erhalten die Wanderer, als sie dem Gotte Agni begegnen und dieser dem Arjuna den Gândîvabogen abverlangt. Und wieder geht es weiter, und immer weiter, die menschenleeren Hochländer hinan. Als der heilige Berg Meru in Sicht kommt, sinkt Draupadî entseelt zu Boden. Dann nach einer Weile Sahadeva; dann Nakula, schließlich Bhîma. Als letzter der letzten, der einzig Überlebende aller Kaurava und Pândava, steht Yudhishthira in ungeheuerlicher Vereinsamung. Eine ungebrochene Säule zwischen den Gewalten der Erde und des Himmels. Sein einziger Begleiter ist sein Hund. Mit ihm schreitet er fürbaß; da erbeben Himmel und Erde und durch die Lüfte kommt Indra einhergesaust in seinem goldenen, von falben Rossen gezogenen Wagen. Gastfreundlich wie nur ein Gott vom Schlage des himmlischen Königs der liebeseligen Apsaras sein kann, ladet er den Greis ein, das Gefährt zu besteigen. Aber Yudsishthira will nicht allein in den Himmel einziehen, er will Draupadî und seine Brüder zu Gefährten haben. Als Indra ihn belehrt, daß diese längst in den seligen Gefilden weilen, stellt der letzte der Pându das Verlangen, seinen Hund mitnehmen zu dürfen, denn es wäre ein Verbrechen, das treue Tier hilflos zurückzulassen. Während noch Indra über diese Ungehörigkeit weitschweifig redet, nimmt der Hund plötzlich Menschengestalt an und entpuppt sich als Yudhishthiras Vater, Dharma, der Gott des Rechtes. Als Lohn für das betätigte Mitgefühl gegenüber allen Wesen und für die unverbrüchliche Treue, darf Dharmas Sohn, in Begleitung der beiden Götter und anderer herbeieilender Himmelsbewohner, in die ewige Herrlichkeit einziehen. Was keinem Sterblichen jemals zuteil ward, das sollte dem gerechtesten und versöhnlichsten aller Könige zum höchsten Triumphe werden. Zugleich ein Triumph für das ganze, göttergleiche Pândugeschlecht.

Yudhishthira ist in der Tat ein ganz aparter Mensch. Als er in den Kreis der Seligen tritt und seinen Todfeind Duryodhana erblickt, von den Göttern umgeben und strahlend in überirdischer Herrlichkeit, nimmt er eine trutzige Pose an. Vergeblich bemüht sich Nârada ihn mit dem Hinweise zu beschwichtigen, daß der Kurusohn seine Kriegerpflicht erfüllt und sein Leben im Kampfe geopfert habe. Yudhishthira verlangt nach Draupadî und den Brüdern, die er nirgends sieht. Offenbar haben es die Götter auf eine neue Prüfung des Strengrechtlichen abgesehen, denn der Ort, wo der selbst mit den olympischen Satzungen Unzufriedene hingeleitet wird, ist eine Stätte des Schreckens und der Greuel, die Tiefe, in der die Sünder unsägliche Qualen zu erdulden haben. Die Szenen, wie sie hier geschildert werden, übertreffen an Grausigem noch weit die Danteschen Höllenbilder. Über alle Maßen erschütternd sind die Klagen, die Yudhishthira aus dem Munde seiner Brüder und aus dem der geliebten Draupadî vernimmt. Da entläßt er den Boten und erklärt, die Leiden dieses Schreckensortes mit den Seinen teilen zu wollen . . . Damit ist die letzte Prüfung bestanden. Denn kaum ist der Bote fort, so verwandelt sich der düstere Schauplatz in das lichtstrahlende Heim der Götter, und Indra erklärt dem Überraschten, das, was er gesehen und gehört, sei nur ein Traumgebilde gewesen. Es gäbe keinen vollkommen Gerechten und so müsse selbst der Gerechteste unter den Sterblichen wenigstens durch das Mittel der Täuschung die Schrecken jenes Ortes kennen lernen, wohin die Sünder gelangen; denn „wer zuvor die Hölle gekostet, strahlt nachher im Himmelsglanze".

Digitized by Google

Noch eine Überraschung steht Yudhishthira bevor, und nicht ihm allein, sondern allen Pândusöhnen: Draupadî war kein sterbliches Weib, sondern Çri, die Göttin der Schönheit. Aus Liebe zu Yudhishthira sei sie zur Erde herabgestiegen und habe alle Freuden und Leiden der liebenden Gattin, der zärtlichen Mutter durchgekostet ... Da blickt Yudhishthira auf und sieht die Teure, von unfaßbarem Glanze umstrahlt, mit Lotosblumen geschmückt, durch die Blendung des ewigen Lichtes heranschweben ... Das gewaltige Gedicht klingt in einer Apotheose des Weibes aus ... Und in dieser Welt der Wunder ist auch Yudhishthira ein solches. Er ist der einzige in diesem Kreise der unsterblichen Erdenkinder, der körperlich niemals gestorben ist; denn lebend verläßt er die irdische Welt, als er in Indras Wagen in den Himmel einzieht. Man beachte die feine Motivierung: nicht dem Indrasohne Arjuna wird diese außergewöhnliche Auszeichnung zuteil, sondern dem, der den Gott des Rechtes seinen Vater nennt. Allerdings muß Yudhishthira, ehe er der Gemeinschaft der Seligen einbezogen wird, seines menschlichen Körpers sich entäußern. In Begleitung der „Dreihimmelswelt" (tridiva) begibt er sich zur heiligen Gangâ. Er taucht unter, seine irdische Hülle schwindet und verklärt, in himmlischer Schöne, steigt er aus der Flut. Hierauf geleitet ihn Dharma in den Kreis der Seinen. — —

Wir stellen nun die Frage: welchen Eindruck hinterläßt die gewaltige Dichtung in Bezug auf die weiblichen Charaktergestalten, die als Goldfäden in dieses phantastische Gebilde eingewebt sind? Knüpfen wir bei der hervorragendsten Erscheinung, der Pândavagattin an. Im Pantheon aller arischen Völker ist den Göttern und Göttinnen weitester Spielraum bezüglich ihrer erotischen Bedürfnisse eingeräumt. Die Götterwelt als die Wurzel aller menschlichen Entwicklung vorausgesetzt, ergibt sich, daß die Polygamie eigentlich eine himmlische Einrichtung ist. Zeus hat sechs göttliche Frauen und ein ganzes Dutzend irdischer Nebenfrauen. Von dem zwanglosen Verkehr der Überirdischen im indischen Pantheon mit den Sterblichen haben wir mehrfach Kunde erhalten. Im altgermanischen Himmel ist es nicht anders; Odin hat drei göttliche Frauen (Frigga, Jörd, Rinda), verschmäht es aber gleichfalls nicht, sich auch mit anderen Frauen zu vereinigen, die nicht aus der Götterburg Asgard stammen.

Die naheliegende Begründung zu dieser olympischen Vielweiberei wäre die, daß hier — wie dies in religionsgeschichtlichen Dingen erfahrungsgemäß ausnahmslos der Fall ist — menschliche Gepflogenheiten den Göttern angedichtet werden. Gleichwohl ist es in diesem Falle nicht so. Vielmehr liegt dieser etwas anrüchigen Einrichtung ein tieferer Sinn zugrunde: die Autorität des Gebieters der Himmelsbewohner. Eine solche läßt sich nur dann aufstellen, wenn man an dem Begriffe „Gott Vater" festhält. Fast alle Götter des hellenischen Olymps sind Söhne des Zeus; einen derselben (Hermes) hat sogar eine Sterbliche (Maja) geboren. Ebenso bei den Asen, welche bis auf wenige (Niord, Freyr, Forsete) Kinder Odins sind. Die völlig isolierte Stellung eines „Obergottes" bedingt Licenzen im Liebesleben, an die keine sittliche Censur sich heranwagen darf.

Wie steht es aber mit den Göttinnen? So ziemlich wie dort, nur haben sich die Anschauungen, welche die Sterblichen von den Beziehungen der olympischen Schönen zu den Erdgeborenen unterhalten, von Volk zu Volk ein wenig modifiziert. In vollkommener überirdischer Reinheit hat sich, insoweit arische Göttersagen in Betracht kommen, nur die iranische Ashi (die Göttin des Segens, besonders des Kindersegens) erhalten, sie:

Die strahlende, hehre, schöngestaltige,
Die hochzupreisende, die brausenden Wagens daherfährt.

Digitized by Google

Sie ist die Tochter Ahura Mazdas (des „weisen Herrn“), der — wie sein Doppelgänger Varuna im indischen Pantheon — hoch über allen Göttern steht. Ashi selbst wird auch „die Gute“ genannt; von ihr stammt aller Ruhm, kommt alles irdische Glück.

Aber mit sterblichen Männern vereinigt sich Ashi nicht. Sie ist überhaupt als hehre Jungfrau gedacht. Das entspricht völlig dem Charakter der alten Iranier, welche vorwiegend ein gesundes und ritterliches Kriegervolk waren und geringe erotische Anlagen zeigten. Die Phantastik, Träumerei und philosophische Beschaulichkeit ihrer indischen Brüder war ihnen völlig unbekannt. So hat denn auch die Religion der Iranier eine fast monotheistische Färbung. Eine groteske Fabelwelt, wie sie die Phantasie der Inder geschaffen, würde, um den iranischen Volksgeist drapiert, sich wie ein bunter Theatermantel ausnehmen.

Es ist nun interessant zu sehen, wie die so viel umworbenen Göttinnen der Schönheit bei den anderen arischen Völkerschaften sich den Sterblichen gegenüber verhalten. Unter allen olympischen Damen ist Aphrodite diejenige, die sich den geringsten Zwang antut. Der ganze Olymp ist von ihr bezaubert, der berühmte „Erisapfel“ hat die Eifersucht unter den Göttern entfacht. Um den Streit zu bannen, erhält die allmächtige Herzbezwingerin den häßlichen Hades zum Gemahl. Das entschuldigt einigermaßen ihre Neigungen abseits des Weges. Adonis und andere geben hierfür Zeugnis. Einer dieser „Anderen“ ist der schöne Anchises,

Der in den ragenden Bergen des quellengesegneten Ida
Derzeit Rinder geweidet, an Wuchs gottähnlich er selber.

Zeus selber ist der Anstifter dieses heimlichen Bundes. Er erweckt in der Seele der Göttin Sehnsucht nach einem Sterblichen, damit sie künftig im Kreise der Götter nicht mehr lächelnd umherblicke und sich rühme, wie sie Götter mit sterblichen Frauen und Göttinnen mit Männern vermählt habe. Aphrodite zeigt sich beim Abschiede dem Anchises als Göttin und verheißt ihm einen Sohn. Es ist bekanntlich Aeneas, der von Nymphen Erzogene ...

Merkwürdig, wie alle diese Vorstellungen nach einem Urquell zurückfließen! Und dieser Born entquillt einem Boden, der tief in Asien liegt. Wenn es in der hebräischen Urgeschichte heißt, daß die Söhne Gottes zu den Töchtern der Menschen niederstiegen, damit unter ihnen die Gewaltigen der Erde erstünden, so hat diese hebräische Überlieferung dieselbe innerasiatische Quelle, wie die hellenische, die altgermanische, die arisch-indische. Die Gewaltigen in der Bibel sind Göttersöhne, desgleichen die in der älteren Edda, in der Ilias, im Mahâbhârata.

Doch wie sollen wir die Aphrodite mit der altgermanischen Göttin der Schönheit, der holdseligen Freya, und der lotusgeschmückten Çri in Beziehung bringen? ... Am Ufer der heiligen Gangâ treffen wir eine merkwürdige Gesellschaft. Eine übermütig-lustige Gesellschaft. Dort leert der somaselige Indra, der gewaltigste Zecher soweit der Himmel die Erde umspannt, eine Kufe um die andere. Nur riesige Kufen vermögen solchen göttlichen Durst zu löschen. Und zwei Genossen, die sich in dieses trinkselige Land wie von ungefähr verirrt haben, sind dem Donnergewaltigen bei dieser flüssigen Arbeit behilflich: der hellenische Dionysos und der altgermanische Odur. Von ersterem heißt es, er habe in Nysa die Bereitung des Weines erfunden. Man verlegt diese Örtlichkeit bald nach Thrakien, bald nach Indien. Da aber das Gespann des Dionysos, mit dem er die ganze Welt durchzieht, um den köstlichen Tropfen zum Gemeingut der ganzen Menschheit

Digitized by Google

zu machen, aus Löwen, Tigern, Leoparden besteht, wird man Abstand nehmen, diese wilden Zugtiere in dem zahmen Thrakien zu suchen ... Und siehe da: auch Odur, dem die Germanen die Erfindung des segensvollen Weintrunkes zuschreiben, hat sein Löwen- und Panthergespann, mit dem er, unter lärmender Begleitung, alle Länder der Erde durchzieht.

Odur ist ein „Wane", also ein Angehöriger jener Göttergemeinschaft, die verschieden ist von jener der Asen. Es besteht zwischen beiden zu Zeiten sogar Feindschaft. Ausdrücklich aber wird gesagt, daß Odur in Asien zurückblieb und erst nach Erfindung des Weintrunkes den Asen nachzog. Dafür ist ihm besonders Odin dankbar; denn während seine Genossen in Asgard den Göttermet trinken, schlürft Odin als der einzige feuriges Rebenblut ... Dort, an der Gangâ heiligen Flut, trägt es sich aber zu, daß Odur nicht nur den köstlichen Tropfen, sondern auch ein köstliches Weib entdeckt. Es ist Freya, die altnordische Göttin der Schönheit. Danach wäre auch sie eine Nachzüglerin unter den Asen; denn beide, Odur und Freya, werden ein Paar, als sie noch die tollste Bacchantenlust beherrscht. Also dort unten wo, zwischen dem Eisblick des Himâvat und den Weidegründen im Fünfstromland, werden die Flitterwochen gefeiert. Freya „bindet" den Gatten mit ihrem seidenen Lockenhaar und krönt sein Haupt mit einem Kranze von Trauben ... „Gleich dem Schaume der Wogen schwoll die glühende Brust" der Göttin. Als aber die Glücklichen in Asgard einziehen, sinnt Loki, der Böse, auf Verrat. Durch seine Ränke läßt sich Iduna, die Spenderin ewiger Jugend, herbei, die arme Freya in ein altes, häßliches Weib zu verwandeln, worauf sie Odur verläßt. Selbst die „goldenen Tränen", die sie ihm nachweint, fruchten nichts. Da erbarmt sich Odin der Göttin und gibt ihr die Schönheit wieder. Jetzt kommt die Reihe an Odur, sich nach der Gattin zu sehnen. Zu spät. Hermod, „der schnelle Sohn" Odins, sucht auf seines Vaters Geheiß den Flüchtigen auf, berührt ihn mit seinem Zauberstabe und verwandelt ihn in ein Steingebilde ... Dem Dionysos ist ein besseres Los beschieden: nach Ablauf seines tollen Siegeszuges findet er auf Naxos Ruhe und Liebesglück in den Armen der „verlassenen" Ariadne.

Aphrodite — Freya — Çri: ihre innige Verwandtschaft ist unverkennbar. Und dennoch bestehen wesentliche Unterschiede. Die hellenische Göttin der Schönheit begnadet Sterbliche mit ihrer Liebe, die altnordische verharrt in germanischer Treue bei ihrem Gatten, der trotz alles irdischen Schlemmerlebens ein Gott ist. Çri endlich erkiest sich vollends einen Sterblichen zum Gatten. Ja, sie hat nichts dagegen, daß sie von allen fünf Pândusöhnen gefreit wird. Das ist indisch: die Polyandrie erhält die göttliche Weihe. Es hat aber den Anschein, daß diese Profanierung einer Göttin bei einem der Dichter des Mahâbhârata Bedenken erregte. Denn als Yudhishthira die in überirdischer Schönheit strahlende Draupadî erblickt, bedeutet ihm der Götterkönig: „Sie ist Çri, die um deinetwillen menschliche Gestalt angenommen; weil sie die Menschen geliebt, hat sie Rudra — nicht auf natürliche Weise — in Draupadas Geschlecht geboren werden lassen." Immerhin eine verzwickte Geschichte.

Gleich Aphrodite ist auch Lakshmî-Çri eine „Meerentstiegene". Aus dem großen Wasser kommt nach altindischer Vorstellung ohnedies alle Schönheit, wie die Apsaras bezeugen, diese aus Wasserhauch und Silberglanz entstandenen Wesen, die die Personifikation alles Schaumigen, Duftigen, Flüchtigen — der kräuselnden Welle und der zerfließenden Wolkenflocken, des Schneeblinks und des Blütenhauches: Nixen, Sirenen, Nymphen, Blumen-, Wasser-, Flurgeister, Wilen, Schwanenjungfrauen und dergleichen hochgeschürzte

Digitized by Google

Wesen, die (nach hellenischer Auffassung) „weder zu den Sterblichen, noch zu den Unsterblichen gehören", in sich vereinigen.

In der indischen Mythenwelt tauchen die Apsaras in Scharen auf, die reizvollsten Erdenwinkel belebend. Ihre Lieblingsplätze sind die Ufer der Gangâ und die Mündungen ihrer Nebenflüsse. Auch an den Quellen des heiligen Stromes treiben sie ihr Wesen. „Von niemandem zur Heirat begehrt, leben sie in freier Gemeinschaft mit allen Göttern." Wo die Grenzlinie zwischen irdischen und himmlischen Nymphen liegt, ist schwer zu entscheiden. Das eine aber ist gewiß: sie sind allgegenwärtig. Bei ihrer Schöpfung waren es sechzig Millionen, die in einem Augenblicke dem Meere entschwebten. Alle Menschen stammen von ihnen ab, denn Yama und Yamî — das erste Menschenpaar — entsprossen der Verbindung einer Apsaras mit einem Gandharva. Die Gandharven aber sind die männlichen Personifikationen des Blütenduftes, Wolkenschimmers und Wasserhauches. Das ist in der Tat eine seltsame, flüchtige, schaumige, sozusagen zwischen den Fingern zerfließende Welt.

Und dennoch sind die Apsaras nur zu körperlich. Ja, ins praktische Leben übertragen, sind sie eigentlich nur Körper: schöne, jugendhafte, mit allen sinnbetörenden Reizen ausgestattete weibliche Körper. Mancher tugendhafte Einsiedler weiß davon ein Lied zu singen. Die Frömmigkeit ist etwas Schönes, aber ein wallendes, schwarzes Lockenhaar, von duftigen Blumen durchrankt, nicht minder. Die bezaubernde Nymphe Menakâ umgarnt den weisen Viçmâmitra, die nicht minder bezaubernde Pramlôtschâ den pflichttreuen Büßer Kandu. Die gefeiertsten Frauen des indischen Mythenzeitalters sind Apsaras oder Töchter von solchen. Allen voran Çakuntalâ — die Tochter Menakâs und Viçmâmitras — das anmutigste und zarteste Geschöpf indischer Dichterphantasie; dann jene Urvaçî, welche auf Indras Geheiß den im Himmel als Gast weilenden Arjuna dauernd an die ewige Herrlichkeit fesseln soll, indes auf taube Ohren stoßt. „Ungehemmt und frei in der Liebe sind wir alle," versichert sie dem Pândusohne.[1]) Auch die Gattin des Kurukönigs Çântanu — Satyavatî — stammt von einer Apsaras ab, Adrikâ mit Namen.

Gewöhnlich bedienten sich die Götter dieser unwiderstehlichen Verführerinnen als Waffe gegen tugendkräftige Menschen, welche durch ihre „Bußgewalt" zu göttlicher Höhe und Würde sich erheben. Um diese gefährlichen Konkurrenten himmlischer Macht los zu werden, müssen die Nymphen mit ihren Liebeskünsten einspringen. Gewöhnliche sterbliche Menschen hätten gegen dieses Mittel zur Abschwächung der eigenen Gottähnlichkeit schwerlich etwas einzuwenden. Indische Weise denken anders. Auch ist ihre Widerstandskraft größer als bei anderen. Aber die mit einer so heiklen Mission betraute Nymphe hat zu starke Waffen: außer ihren selbsteigenen Reizen hilft Mamnatha mit seinen Blumenpfeilen und Vâyu (Wind), der die leichte Kleiderhülle der Schönen zu bewegen

[1]) „Urvaçî" (Vikramorvaçî) ist das zweite bedeutende dramatische Werk des Dichters der „Çakuntalâ", Kâlidâsas. Die schöne Nymphe wird im Bereiche der Wolken von einem Dämon verfolgt, jedoch durch rechtzeitiges Eingreifen des Königs Purûravas gerettet. Von da ab sendet letzterer unablässig seine Sehnsuchtsseufzer nach den Höhen, wo die Schöne verschwunden. Aber auch diese ist von heftiger Neigung zu ihrem Retter ergriffen und findet Mittel und Wege, sich mit ihm zu verständigen. Gelegentlich einer dramatischen Vorstellung in Indras Himmel, in welcher Urvaçî die Hauptrolle spielt, soll sie, auf die Frage, wem ihr Herz sich zuneige, antworten: zu Purushottama (Vishnu), verspricht sich aber und nennt den König Purûravas. Dadurch verfällt sie der „Strafe", dem Geliebten anzugehören, bis sie diesen mit einem Sohne beschenkt haben würde. Nach einiger Zeit begeht Urvaçî die Unvorsichtigkeit, den einem jeden weiblichen Wesen verbotenen Hain zu betreten. Als Strafe hierfür wird sie in eine Liane verwandelt und erst nach langwierigem Umherirren des Königs auf wunderbare Weise durch das Dazwischentreten des Gottes Çiva wieder entzaubert. Bei diesem Anlasse spielt auch ein junger Schütze (Âyus) eine Rolle, und es zeigt sich, daß dieser ein Sohn der Liebenden ist. Nun hätte nach Indras Verfügung die Stunde der Trennung geschlagen. Aber er erbarmt sich der Nymphe und gibt sie wieder frei, sofern deren Gatte den Göttern in einem Kampfe gegen Dämonen beistehen würde. Der König löst die ihm gewordene Aufgabe und darf zum Lohne bis an sein Lebensende Urvaçî die Seine nennen. Die Sprache der Dichtung ist prachtvoll, der Bilderreichtum von phantastischer Fülle.

Digitized by Google

hat, um die Aufmerksamkeit des Büßers zu erregen. Sehr anmutig erdacht und sehr — raffiniert. . . .[1])

Wenn man die einfachen Lebensverhältnisse in altvedischer Zeit sich vor Augen hält, muß die olympische Weiberwirtschaft in späterer Zeit Befremden erregen. Kâçyapa, Sohn von Brahmâs Sohn Maritschi, war vermählt mit 13 Töchtern des Daksha, eines anderen Brahmâsohnes. Seine wichtigsten Kinder sind Indra, Vishnu und der Sonnengott. Von diesen drei sollte Indra der eigentliche Schöpfer der himmlischen Haremswirtschaft werden. Er ist der schönste unter den Göttern, Phöbos, Dionysos und Zeus in einer Person. „Unsagbar schön" wird er genannt. Er thront unter einem hellen Sonnenschirm, das strahlende Diadem auf dem Haupte, den Goldreif am Arme. Das Merkwürdigste an ihm ist, daß sein Körper keinen Schatten wirft und seine Füße, „wenn er steht", den Erdboden nicht berühren. Vielleicht noch merkwürdiger aber ist sein Verhältnis zu der höchst lobenswerten Çatshî, der Gattin des Götterkönigs. Beide sind nämlich das göttliche Vorbild der Gattentreue und des Eheglückes. Das ist derselbe Indra, der seine himmlischen Lusthaine mit Tausenden und Millionen Apsaras bevölkert hat und außerdem sich in die Frauengemächer der Sterblichen einschleicht. Einen fideleren Ort der Seligen, wie Indras Himmel, gibt es nicht. Ein schwebender Lusthain mit der lotusbekränzten „Sabhâ" — dem strahlenden Heim des Gottes, worin sein Thron — musizierende und singende Gandharven, tanzende Apsaras in leichten, flatternden Gewändern, Götter, Könige, Helden und Weise als seine Gäste. „Wie in Indras Himmel" leben galt den alten Indern als der Inbegriff aller Wonne.

Von demselben Holze wie Indra ist Krishna, der Wagenlenker Arjunas in den Heroenkämpfen. Die ursprünglichen Züge, die ihm die Mythe gegeben, sind rein menschliche. Allmählich nimmt er göttliche Eigenschaften an und schließlich geht er in Vishnu-Krishna über, als welcher er sich vor der großen Schlacht auf Arjunas Bitte entpuppt. Er ist der Gott der Offenbarung in der Bhagavat-Gita. Aber auch in seiner menschlichen Gestalt heißt er „der dunkle", in Anlehung an den schwarzen Vishnu. Im Mahâbhârata tritt Krishna zunächst als Sohn des Yâdavakönigs Vasudeva auf. Seine Mutter ist Dewakî, eine Base des Mathurâfürsten Kansa. Nun ward aber diesem prophezeit, er werde einst durch ein Kind der Dewaki Thron und Leben verlieren. Um das Schicksal des Sohnes besorgt, verfügt der Yâdavakönig, daß sowohl Krishna als sein Halbbruder Balarâma (der Sohn der Rukminî) nach einer Hirtenstation gebracht werden, um dort der Frau des Hirten Nanda, Yaçoda, die eben eines Mädchens genesen war, als ihr Kind untergeschoben zu werden.

Die beiden Brüder paßte· schlecht in den Kreis des soliden, nüchternen Hirtenvolkes. Bald sind sie ihrer tollen Streiche wegen in aller Mund. Bei den ehrwürdigen

[1]) Indessen muß es nicht immer ein weiser Büßer sein, der zu solchen Interventionen Anlaß gibt. Hierfür ein Beispiel. Sunda und Apasunda, Asurabrüder, hatten durch ihren tugendhaften Lebenswandel und ihre innige Freundschaft zu einander das Mißtrauen der Götter erregt. Um sie diesem erbaulichen Leben abwendig zu machen, hatte ihnen Brahmâ als Gnadengeschenk völlige Unverletzbarkeit durch Sterbliche zugewendet. Nun kehrte das wackere Brüderpaar den Spieß um. Es führte ein Leben in Saus und Braus, in Gesellschaft von Tänzerinnen und Zechern. Lärmend und zerstörend durchzogen sie die Welt, die Büßerhaine wurden profaniert, die Einsiedler erschlagen, die Opferstätten entheiligt. Scheu verhüllten sich selbst Sonne und Mond. Das war entschieden noch schlimmer als alle Bußgewalt. Im Kreise der ratlosen Götter verfiel Brahmâ endlich auf das Richtige. Er ließ durch seinen Werkmeister Viçvakarman ein herrliches Weib bilden. Das Werk war ein Kunststück ohnegleichen, denn als es lebend vor den Göttern stand, erweckte es unter ihnen ähnliche eifersüchtige Stimmungen wie Aphrodite im Olymp. Dieses Wunderweib aus Künstlerhand sandte Brahmâ zu den Asurabrüdern. Als sie die leichtgeschürzte Schöne erblickten — vollgetrunken und von der Kunst leichtfertiger Tänzerinnen erregt — wollte jeder von ihnen das göttliche Weib besitzen. Darüber gerieten sie in Streit und erschlugen sich gegenseitig. Tilottamâ aber — so hieß nämlich die schöne Nymphe — wurde unter die Sterne versetzt. In der Göttergemeinschaft hätte sie nur Unheil angerichtet.

Digitized by Google



Viſhaṇâ und Tſchandrahâſa.

Aus dem Jaimini-Bhârata der perſiſch-indiſchen Ausgabe von 1588.

Digitized by Google

Vätern im schlechten, bei den Hirtenmädchen im guten Sinne. Tag und Nacht gibt es nichts als Lustbarkeiten, Spiel und Tanz. Namentlich in den Mondnächten geht es toll her. Ganze Scharen von Mädchen kommen herbeigeströmt, um sich an dem Flötenspiele Krishnas zu ergötzen. Wie vielen er sein Herz geschenkt, weiß man nicht; nur eine der verliebten Schönen wird mit Namen genannt: die anmutige Vrindâ.

Aber es kommen auch ernste Tage. Zu kräftigen Jünglingen herangewachsen, schmieden die beiden Brüder Rachepläne gegen Kansa. Als Gaukler verkleidet, erscheinen sie am Hofe des Usurpators (Kansa hatte seinen Vater Ugrasena vom Throne verdrängt), ringen ihre Gegner in den Sand und ernten hierfür endlosen Jubel des versammelten Volkes. Da erzürnt Kansa und schickt sich an, die Sieger niederzuschmettern, doch Krishna macht sich unverzagt vor allem Volk an den König und tötet ihn nach heftiger Gegenwehr. Hierauf wird Ugrasena in seine Rechte eingesetzt. Es dauert aber nicht lange, da erscheint der König von Magadha, Jarâsandha, dessen Töchter Kansa zu Frauen hatte, mit großer Heeresmacht, um Vergeltung zu üben. Diesmal weichen die Brüder dem Kampfe aus, sie ziehen mit allem Volke ans Meer, wo sie die Stadt Dvârakâ gründen. Die gewaltsam entführte Rukminî wird Krishnas Gattin, Revatî jene Balarâmas. Aber mit der „goldschmucken" Tochter des Vidarbhageschlechtes fand Krishna nicht sein Genügen. Wie wir gesehen haben, zählte das Harem des Yâdavakönigs, als Dvârakâ unterging, sechzehntausend Frauen.

Kein Wunder also, daß Indra und Krishna in Bezug auf Frauenliebe und Lebenslust vorbildlich in der erotischen Dichtung Indiens geworden sind. Was Indra den Kriegern, das ist Krishna den Hirten. Seine Apsaras sind die Gopâs, die jugendfrischen, scherzenden und ausgelassenen Mädchen des Hirtenvolkes. In allerlei Bilderwerk, gemalenen und skulptierten, ist das Liebesleben des „dunklen Krishna" verewigt.

Zum Schlusse ein kleiner Kommentar zu dem eingeschalteten Farbenbilde „Vishaṇâ und Tschandrahâsa", das eine Episode im sogenannten „Jaimini-Bhârata"[1]) zur Darstellung bringt. Es ist im großen und ganzen eine Liebesgeschichte, welche dadurch an Interesse gewinnt, daß zwei geläufige Stoffe in die Handlung verflochten sind: ein meuchlerisches Attentat in Form eines Uriasbriefes und ein romantischer Zwischenfall, der lebhaft an den „Gang nach dem Eisenhammer" erinnert. . . .[2]) König Subhârmika von Kerala, dem eben ein Sohn geboren, findet bei der Erstürmung seiner Residenz einen jähen Tod. Das Kind, welches das auffällige Kennzeichen einer kleinen sechsten Zehe am linken Fuße aufweist, wird von seiner Amme in die Kuntalâstadt gebracht und dort bis zum dritten Jahre gepflegt. Dann stirbt die Amme und das Kind erhält nacheinander andere Pflegerinnen, bis es im fünften Jahre in das Haus des Ministers Dhrishtabuddhi kommt, dem die anwesenden Weisen verkünden, das Kind, von dessen Herkunft man nichts wisse, sei zu Großem bestimmt. Der Minister, von solcher Aussicht

[1]) Jaimini ist einer der fünf Schüler des Vyâsa, von denen es heißt, jeder derselben habe eine besondere Rezension des großen Gedichtes geliefert. Den Namen dieses Jaimini nun erborgt sich der (anonyme) Verfasser eines Kunstepos, welcher die Vorgänge des 14. Buches (das Pferdeopfer, welches Yudhishthira und seine Brüder den Göttern darbringen) zum Gegenstande einer freien Dichtung genommen hat. Er will aber sein Werk als der alten Jaimini-Rezension des Mahâbhârata angehörig betrachtet wissen. Nach einer Legende soll Jaimini sein in achtzehn Büchern verfaßtes Gedicht der Wasserprobe unterzogen haben, doch sei nur eines derselben (eben das vorliegende) von den Wellen getragen worden, während die übrigen versanken. Damit wird offenbar angedeutet, daß in dieser Rezension nur dieses eine Buch sich erhalten habe, und es wird auch nirgends ein anderes erwähnt. (Vgl. A. Holtzmann: „Das Mahâbhârata und seine Teile", III, 38.)

[2]) Ausführliches bei Weber: „Über eine Episode der Jaimini-Bhârata" in den Monatsberichten der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 1870, S. 10—48. — Das hier stehende Farbenbild ist, gleich den Schwarzbildern, der persisch-indischen Bearbeitung der Dichtung — „Razm-nameh" — entnommen, auf circa die Hälfte der Originalminiatur verkleinert.

geängstigt, erläßt einen Mordbefehl, doch durch Krishnas Vermittlung werden die mit der Ausführung des Befehles Betrauten mitleidig gestimmt. Sie schneiden dem Kinde nur die sechste Zehe ab und überbringen sie dem Minister als Zeichen des vollbrachten Auftrages.

Die Verstümmelung geht in einem Walde vor sich. Das Kind weint jämmerlich, als eben der Fürst von Kulinda durch den Wald kommt und sich des Knaben annimmt, und zwar mit um so größerer Freude, als er selbst kinderlos ist. Auch seine Gattinnen in der Residenzstadt Tschandanâviti sind freudig überrascht. Der Kleine erhält den Namen Tschandrahâsa (d. i. „der lächelnde Mond") und zeichnet sich bald durch seine geistigen Fähigkeiten und durch seine innige Verehrung Vishnus in hervorragender Weise aus. Kein Wunder also, daß der Wunderknabe schon im fünfzehnten Lebensjahre kämpfend und siegend weite Landgebiete durchzieht und hierbei auch in das Reich des Kuntalâfürsten kommt. Hier aber ist, wie vorher erwähnt, allmächtiger Herr der Minister Dhrishtabuddhi, zugleich Lehensherr des Kulinda-Fürsten, also des Vaters Tschandrahâsas.

Es währt nicht lange und der jugendliche Held wird zum Thronerben im Lande der Kulinda erklärt. Gelegentlich der Absendung des fälligen Tributs an Dhrishtabuddhi, äußert dieser das Verlangen, die Residenz seines Lehenträgers, von deren Aufblühen Wunderdinge erzählt werden, kennen zu lernen. In Tschandanâvatî angelangt ist es des Ministers erste Frage, wie der König zu einem so vortrefflichen Sohne gekommen sei. Als er nun von der wundersamen Geschichte von der Auffindung des Kindes hört, erschrickt er gewaltig und er ist im hohen Grade besorgt um das künftige Glück des zum Thronerben bestimmten Madana. Zu raschem Handeln entschlossen, schreibt er diesem, seinem Sohne, einen Brief — angeblich in Regierungsgeschäften — tatsächlich aber mit der Absicht, Tschandrahâsa zu verderben.

Das nun ist die Geschichte mit dem Uriasbrief. Er enthält die Weisung, dem Überbringer Gift (visham) zu verabreichen. Hierauf erhält Tschandrahâsa den Auftrag, das verräterische Schreiben persönlich zu bestellen. Fröhlichen Sinnes tritt der Arglose die Reise zu Pferde an. Kurz vor dem Ziele lockt ihn ein schöner Teich an, er nimmt ein Bad, um hierauf unter einem Mangobaume der Ruhe zu pflegen. Da naht eine Schaar blumensuchender junger Mädchen, darunter die Tochter des Kuntalâ-Fürsten, Tschampakamâlinî, und die liebliche Vishayâ, die Tochter Dhrishtabuddhis. Aber nur die letztere sieht den schlummernden, bildschönen Jüngling, und nachdem sich die Gespielinnen entfernt haben, schleicht sich die von Liebesverlangen heftig ergriffene Vishayâ heran, den Gegenstand ihres Sehnens mit stillem Entzücken betrachtend. Wenn jemals weibliche Neugier am Platze war, so in diesem Falle. Vishayâ sieht aus dem Wamse des Schlummernden einen Brief hervorlugen, nimmt ihn vorsichtig zu sich, erbricht das Siegel und erfährt so zu ihrem Entsetzen, was geschehen soll. Rasch entschlossen, ändert sie den Text „visham asmai pradâtavyam" (Gift ist ihm zu geben) in „vishayâ 'smai pradâtavyâ" (Vishayâ ist ihm zu geben) um. Hierauf steckt die schöne Retterin den Brief wieder in die Tasche des Schlummernden und entfernt sich in größter Eile.[1])

Das Weitere ist bald erzählt. Tshandrahâsa wird von Madana mit großen Ehren empfangen und bald hierauf findet die Hochzeit der beiden Liebenden mit dem herkömmlichen Pompe statt. . . . Da kehrt Dhrishtabuddhi heim, nicht ohne zuvor in grausamer

[1]) Wieso Vishayâ das notwendige Schreibrequisit zur Hand hat und den Briefverschluß trotz Siegelbruch wieder unkenntlich machen kann, verschweigt der Erzähler naiver Weise.

Digitized by Google

Weise das Kulindaland gebrandschatzt und dessen Bewohner durch raffinierte Torturen gepeinigt zu haben. Als er daheim das Unbegreifliche sieht, erfaßt ihn wilde Wut, er schlägt die Höflinge mit dem Stocke und geht schließlich so weit, seinen Sohn nach dem Walde zu verbannen, worauf dieser ihm den Brief vorweist. Nun steht der Wüterich erst recht vor einem unlöslichen Rätsel. Mit dem Toben und Wüten aber hat es vorläufig ein Ende. Der Hintergangene macht gute Miene zu dem bösen Spiel, sanktioniert das Geschehene, sinnt aber auf neue Mittel, seinen Schwiegersohn zu verderben.

Nun kommt der „Gang nach dem Eisenhammer", oder richtiger nach dem Tschandikâ-Tempel, der in einem Haine außerhalb der Stadt liegt. Das Heiligtum der Familie des Dhrishtabuddhi. Tschandrahâsa wird aufgefordert, dort das übliche Blumenopfer zu vollziehen. Für einen gebührenden Empfang hat der liebenswürdige Schwiegervater gesorgt: dieselben Häscher, welche das Wunderkind töten sollten, haben nun den Auftrag, sich in der Nähe des Tempels zur verbergen und den Opfernden zu erschlagen. ... Aber es kommt wieder anders. Der Kuntalâkönig fühlt sein Ende nahen und beauftragt den Madana, schleunigst Tschandrahâsa herbeizuholen. Der Sohn Dhrishtabuddhis, im Begriffe, den erhaltenen Auftrag auszuführen, begegnet seinem Schwager in dem Augenblicke, da er sich nach dem Tempelhaine begeben will. Da der königliche Befehl keinen Aufschub duldet, nimmt Madana seinem Schwager die Blumen ab und macht sich zugleich anheischig, das Opfer für ihn darzubringen.

Während Madana seinem Schicksale entgegengeht, erhält Tschandrahâsa die Königskrone und die Hand der schönen Tschampakamâlinî dazu. Dann bricht der junge Herrscher auf prächtig geputztem Elefanten auf, um dem Dhrishtabuddhi — der merkwürdigerweise von dem Thronwechsel nichts weiß — seine Aufwartung zu machen. Zuerst maßloses Erstaunen, dann noch maßloseres Entsetzen. ... „Du bist nicht nach dem Tschandikâ-Tempel gegangen?" ... Nein. Madana hat sich zu diesem Liebesdienste bereit gefunden. Da eilt Dhrishtabuddi in wilder Verzweiflung zu dem Totenverbrennungsplatze, verhöhnt von den Leichengespenstern. Er ergreift ein brennendes Scheit, eilt nach dem Tempelhaine, und als er hier die Leiche seines Sohnes erblickt, rennt sich der geprellte Übeltäter in rasender Wut an einer Säule den Kopf ein.

Zur Sühne alles Geschehenen will sich nun der ohnedies durch böse Vorzeichen dem Tode geweihte alte König selbst opfern. In einer Grube vor dem Tempel stehend und im Begriffe, sich das Fleisch vom Leibe zu schneiden, erscheint die Göttin, die Hüterin des Tempels, um das entsetzliche Vorhaben zu verhindern. Auf den Wunsch Tschandrahâsas werden auch Vater und Sohn wieder zum Leben erweckt. Ohne Wunden, Dhrishtabuddhi in tiefster Reue, stehen sie vor dem Liebling Vishnus. ... Tschandrahâsa aber regierte noch 300 Jahre in Kuntalâ. ...

* * *

Wir wollen uns nun mit dem zweiten großen indischen Epos, dem „Râmâyana" beschäftigen. Es ist, kurz gesagt, die Geschichte eines Krieges, der eines Weibes wegen geführt wird. Also genau so wie in Homers „Ilias", und zwar unter sehr ähnlichen äußeren Umständen: Entführung der Gattin eines hervorragenden Kriegers in eine ferne Stadt, Belagerung und Einäscherung derselben und Befreiung der Entführten. Aber unter den vielen abweichenden Einzelheiten ist die wichtigste die, daß in der Gemahlin Râmas (der in dem Gedichte den Agamemnon vertritt) die Gattentreue auf ihre ideale Höhe

Digitized by Google

emporgehoben ist und in der Art, wie die wiederholt unschuldig angeklagte Dulderin schließlich der Erde entrückt wird, die reine, unbesiegbare Frauenliebe eine Verklärung findet, die den hohen sittlichen Wert dieser poetischen Schöpfung kennzeichnet.[1])

Das Râmâyana.

In Ayodhyâ (Audh), der Riesenstadt, mit ihren goldstrahlenden Prachtbauten, herrscht König Daçaratha vom Geschlechte Ikshvâkus'. Er ist der glückliche König des Märchens und beherrscht ein glückliches Volk. Daß es aber kein vollkommenes Glück gibt, muß auch der Beherrscher des Reiches der Koçalo erfahren. Er hat drei Gemahlinnen — Kauçalyâ, Kaikeyî und Sumitrâ — und dennoch keinen Thronerben. Das bereitet dem wackeren Manne Sorge, desgleichen seinen weisen Beratern Vasishtha und Vâmadeva. Die letzteren sind der Meinung, daß ein feierliches Roßopfer Abhilfe bringen könnte. Und Sumantra, des Königs Wagenlenker, glaubt, daß dieses Opfer von dem heiligsten der Heiligen, dem Einsiedler (und Sohn eines Einsiedlers) Rishyaçringa, vollzogen werden müsse ... Das geschieht nun — wie dies in indischen Geschichten zum bewährten Rüstzeug der Dichter gehört — auf einem etwas umständlichen Wege. Dieser Weg führt zunächst in das Reich des Angakönigs, Romapâda, das von einer schrecklichen Dürre heimgesucht ist. Hier sind abermals weise Räte, welche um einen Rat nicht verlegen sind, und wieder ist es Rishyaçringa, der als Helfer in der Not erscheint. Die größte Merkwürdigkeit, die man von ihm weiß, ist die, daß er in seinem ganzen Leben nie ein Weib gesehen. Romapâda aber hat eine schöne Tochter, Çântâ. Das weitere läßt sich ohne Zwang hinzudenken. Der Fall liegt aber nicht so einfach, und damit der Anschlag gelinge, muß ein anderer Anschlag einspringen. Eines schönen Morgens erscheint eine ganze Schar von schönen Mädchen in der Einsiedelei, welche man zu Schiff verfrachtet hatte. Denn Romapâdas Reich erstreckt sich „weit bis ans Meer". Solchem Reize zu widerstehen, hat Rishyaçringa, trotz aller Heiligkeit, nicht die nötige Widerstandskraft. Er „fällt", läßt sich entführen und heiratet die schöne Çântâ.

Einmal dem Büßerhain entrückt und in das weltliche Leben eingeführt, läßt sich Rishyaçringa herbei, dem Wunsche des Königs Daçaratha zu entsprechen, das heißt das Roßopfer unter großem Pompe zu vollziehen. Er tut aber noch ein übriges, indem er eine zweite Opferweihe vornimmt, zu der auch die obersten Götter sich einfinden. Besonders glanzvoll tritt Vishnu auf, in einer Strahlengloriole, auf dem Vogel Garuda reitend, reich mit Goldschmuck behängt, in der Hand seine Lieblingswaffen, Keule und

[1]) Das „Râmâyana" oder das „Lied von Râmas Taten", ist an Umfang erheblich geringer als das „Mahâbhârata", umfaßt aber gleichwohl 24.000 Doppelverse, ist also dreimal so groß wie die Ilias. Als in sich geschlossene, einheitlich aufgebaute und planmäßig durchgeführte dichterische Schöpfung steht sie hoch über dem Mahâbhârata. Das Râmâyana ist eine Kunstdichtung, und zwar die großartigste dieser Art in der Weltliteratur. Die Inder selber stellen sie an die Spitze ihrer poetischen Erzeugnisse. Die Einheitlichkeit in der Komposition und Durchführung verdankt man dem Umstande, daß hier das Werk eines Dichters vorliegt, und nicht ein solches (wie beim Mahâbhârata), an dem zahlreiche Federn und viele Jahrhunderte Anteil haben, von den grundverschiedenen Stoffen, die in der Riesendichtung zu einem losen Ganzen zusammengeschweißt wurden, ganz abgesehen. Das Râmâyana wird hie und da als die ältere Dichtung gegenüber dem Mahâbhârata bezeichnet. (Vgl. E. Schlagintweit: „Indien in Wort und Bild", I. 130, II, 186; Ch. Lassen: „Indische Altertumskunde", I, 584, 694.) Es ist aber mit Recht darauf hingewiesen worden (Weber: Akademische Vorlesungen „Über das Râmâyana", S. Lefmann: „Geschichte des alten Indiens", 548), daß in Anbetracht des Schauplatzes der Dichtung, das südliche Indien und die Insel Ceylon, eine Verlegung der in der Dichtung behandelten Geschehnisse dorthin sich an die Voraussetzung knüpft, daß der Thronstreit in Mittelindien ausgefochten war und das Brahmanentum im südlichen Indien bereits Fuß gefaßt hatte. Der Verfasser der Dichtung ist Vâlmiki, doch weiß man nichts von dessen Lebensverhältnissen. Auch bezüglich der Zeit, in welcher die Dichtung entstand, fehlen alle Zeugnisse.

Literatur: J. Menrad: „Das Râmâyana" (I. Bd., I. T.), München 1897. — H. Jacobi: „Das Râmâyana" (Geschichte und Inhalt ꝛc.), Bonn 1893. — A. Baumgartner: „Das Râmâyana und die Râmaliteratur der Inder", Freiburg, 1894. — A. Holtzmann (der ältere): „Indische Sagen", II, 181 ff.

Digitized by Google

Diskus. Der Gott erscheint auf besondere Weisung Brahmâs. Seine Sendung besteht darin, als Sohn Daçarathas Menschengestalt anzunehmen, und den fürchterlichen Râvana, das Haupt der Râkshasas, der in der fabelhaften Dämonenstadt Lankâ (Ceylon) gebietet und über Himmel und Erde schreckliches Unheil gebracht hat, zu vernichten. An dem Übel trägt Brahmâ selber Schuld, da er auf Râvanas Bitten diesem einst Unüberwindlichkeit von den Göttern verlieh. Die gleiche Gnade den Menschen gegenüber zu erbitten, war der Dämonenfürst zu stolz. Es konnte ihn also nur ein Held der irdischen Welt bezwingen. Dazu soll sich Vishnu hergeben. Er willigt ein und verschwindet.

Das weitere vollzieht sich nach gut indischer Inspiration auf die phantastischste Weise. Zunächst muß sich die Menschwerdung Vishnus vollziehen. Da dies aber unter den Augen Daçarathas und seines Hofes nicht gut möglich ist, übergibt der Gott dem König ein goldenes Gefäß mit einem Himmelselixir, von dem die drei Gemahlinnen Daçarathas trinken sollen. Das geschieht. Kauçalyâ leert das Gefäß bis zur Hälfte, die beiden anderen Frauen trinken je ein Viertel des Inhaltes ... Und siehe da: nach Ablauf von elf Monaten beschenken die Frauen den überglücklichen König mit vier herrlichen Knaben. Allen voran Râma, der Sohn der Kauçalyâ, ein Gott in Menschengestalt schon in den Windeln, dann Bhârata, der Sohn der Kaikeyî, und das Zwillingspaar Lakshmana und Çathrugna, die Söhne der Sumitrâ. Darüber großer Jubel im ganzen Reiche, überschwängliche Segenswünsche und noch überschwänglichere Hoffnungen. Aber auch der Himmel hat seinen Festtag. Auf Brahmâs Geheiß findet eine Massenhochzeit zwischen allen Göttern und dem unübersehbaren Heer der Apsaras statt. Die Scharen der hieraus erwachsenden Nachkommenschaft sind merkwürdige Mischwesen: Göttliches, Menschliches, Tierisches zeigt sich an ihnen vereint. Dem Äußern nach sind sie Affen, aber von einer weit über alles Menschliche hinausreichenden Intelligenz und Heldenkraft. Vâlin, der Sohn Indras, ist ihr König, Hanumân, der Sohn Maruts, ihr oberster Heerführer. Dieses buchstäblich vom Himmel auf die Erde gefallene Affenheer bevölkert mit einem Schlage alles Land, die Wälder, die Gebirge, ja selbst das Meer.

Unterdessen ist das junge Paar Rishyaçringa-Çântâ nach Mithilâ, der Residenz des Königs Janaka, gezogen, wo ihnen der Vater der Flüchtlinge begegnet, ihnen jedoch verzeiht und sie in den Büßerwald mit sich nimmt. Daçarathas Söhne aber wachsen zu herrlichen Jünglingen heran, insbesondere Râma, dessen ritterlicher Sinn sich bald im Waffenspiel und allerlei Kraftproben betätigt. Er und sein Bruder Lakshmana sollen indes bald noch andere Proben ihrer Kshatriyaherrlichkeit betätigen. Am Hofe des Königs ist unversehens der berühmteste aller Büßer, Einsiedler und Weisen erschienen: Viçvâmitra, der ehemalige König und Held, der gewalttätige Kshatriya, der den frommen Brahmanen Vasishtha einer wundertätigen Kuh (der berühmten „Wunschkuh") wegen überwältigen wollte, aber so großer Heiligkeit gegenüber unterlag. Tausend Jahre hat er gebüßt, dann wieder tausend Jahre ohne Speise zu sich zu nehmen und wieder tausend Jahre „mit angehaltenem Atem", um auf Brahmanenweise zu erreichen, was er mit Kshatriyagewalt nimmer zu erreichen vermochte: den höchsten Grad der Heiligkeit. Aber Dämonen stören seine Waldeinsamkeit und so kommt er hilfesuchend an den Hof Daçarathas. Da machen sich Râma und Lakshmana mit dem Brahmanen auf, sie dringen in den Wald ein, wo die Menschenfresserin Tâtakâ ihnen entgegentritt, von Râma jedoch erschlagen wird.

In der nächsten Zeit bleiben die drei beisammen und das geschieht einer wichtigen Sache wegen. Râma wäre nicht der nationale Held, nicht das Vorbild der Jugend und

Digitized by Google

göttlichen Kraft, zu dem die Jugend ehrfürchtig emporblicken soll, genösse er nicht eine gediegenene brahmanische Erziehung. Da ist der Heiligste der Heiligen, Viçvâmitra, gerade der rechte Hofmeister. War er doch selber König und Held und weiß daher aus eigener Erfahrung, daß Kshatriyamacht ein Hauch ist gegen Brahmanenmacht. Viçvâmitra weiß aber noch andere Dinge, wunderbare Erzählungen, von welchen vornehmlich die verwickelte Geschichte von der „Herabkunft der Gangâ" eine gewisse Berühmtheit erlangt hat ... Unter solch anregender Kurzweil kommen die drei an den Hof des Königs Janaka zu Mithilâ, wo es für die jungen Heldensöhne zwei besonders interessante Dinge zu sehen gibt: die wunderliebliche Sîtâ, des Königs Pflegetochter, und den Wunderbogen Rudra-Çivas, ein Erbstück des Königshauses. Die Geschichte dieser beiden Kleinodien ist merkwürdig. Als König Janaka einst pflügte, kroch aus einer Ackerfurche ein reizendes kleines Wesen, ein Mädchen. Der König nahm sich des wunderlieben Geschöpfes an und gab ihm den Namen »sîtâ«, d. i. Ackerfurche. Als das Kind zur Jungfrau ausreifte, war sie die gefeiertste im ganzen Reiche und weit darüber hinaus.

Mit diesem schönen Mädchen steht der erwähnte Götterbogen im ursächlichen Zusammenhange. Wer ihn spannt, erhält Sîtâ zur Gattin. Allem Anscheine nach eine unmögliche Aufgabe; denn als man die Waffe herbeischleppt, liegt sie auf einem achträdrigen Wagen, den 5000 Männer ziehen. Kein Freier hat bisher sich an den Bogen gewagt. Es ist unmöglich, ihn auch nur von der Stelle zu rücken. Da tritt Râma heran, ergreift die göttliche Waffe und spannt sie mit solchem Kraftaufwande, daß sie mitten entzweibricht. Ein furchtbares Getöse erfüllt Luft und Erde und alle Anwesenden fallen zu Boden, bis auf den König, Viçvâmitra und die beiden Daçarathasöhne. So erwirbt Râma die schöne Braut. Und als der glückliche Vater des Helden von dem heilbringenden Ereignisse hört, zieht er mit großem Gefolge und den beiden anderen Söhnen an Janakas Hof, wo unter rauschenden Festlichkeiten ein vierfacher Ehebund geschlossen wird. Denn außer Râma finden auch dessen Brüder hier ihre Lebensgefährtinnen: Lakshmana die anmutige Ûrmilâ, die rechtmäßige Tochter Janakas, Bhârata und Çathrugna zwei Nichten desselben, Mândavyâ und Çrutakîrti. Auch die Götter — was bei der nahen Verwandtschaft der jungen Gatten zu denselben begreiflich erscheint — nehmen Anteil an dem allgemeinen Jubel. Himmlische Musik ertönt von oben, ein Blumenregen geht nieder und in luftigen Reigen schweben die reizendsten Apsaras herab.

Auf der Heimreise aber hat Râma ein wunderbares Abenteuer. Er kann deren nicht genug haben, um seine göttliche Sendung (als Inkarnation Vishnus) zu betätigen. In freudigster Stimmung ziehen sie dahin, die jungen Gattinnen prächtig gekleidet, strahlend im Glanze der herrlichsten Juwelen und von zahlreichen Mägden umgeben, als plötzlich die Sonne von einer Staubwolke verfinstert wird, die Tiere entsetzt fliehen, die Natur in wilden Aufruhr gerät. Was ists? Vor den Erschreckten steht plötzlich eine gewaltige Gestalt: Paraçurâma („Râma mit dem Beil"), eine Art Doppelgänger des Königssohnes. Auch er führt einen Götterbogen, die Waffe, mit der Vishnu einst den Çiva überwand. Mit ihr hatte Paraçurâma einst das ganze Geschlecht der Kshatriyas vernichtet, aus Rache für den Tod des frommen Brahmanen Jamadagin, des Vaters Paraçurâmas. Für den unbeugsamen Riesen ist der Königssohn gerade die richtige Beute. Höhnend fordert er ihn auf, den Bogen zu spannen, wenn er es vermag. Das Ergebnis kann nicht zweifelhaft sein. Râma hat den Bogen Çivas im Spannen zerbrochen, den Bogen Vishnus meistern wird also kein Kunststück sein. Râma nimmt den Bogen, spannt ihn mühelos und legt auf den furchtbaren Gegner an. Aber er ist Brahmane, er darf

Digitized by Google

ihn nicht töten. So stellt er ihn vor die Wahl, entweder auf die Freiheit zu verzichten und sich zum Berge Mahendra zurückzuziehen oder den Anspruch auf die Herrlichkeiten des Himmels zu entsagen. Paraçurâma entscheidet sich für den Aufenthalt am Berge Mahendra. Da saust von Vishnus Bogen der Pfeil in den Himmel und damit ist der Feind der Kshatriyas für ewig von den seligen Gefilden ausgeschlossen . . . Als der Sieger, seine Brüder, die vier jungen Frauen und das festliche Gefolge in Ayodhyâ einziehen, nimmt der Jubel kein Ende.

Râmas glänzende Eigenschaften, seine Tugenden und fürstliche Gesinnung erwecken in Daçaratha den Wunsch, den herrlichen Jüngling zum Mitregenten zu erheben. Die weisen Räte, die Großen des Reiches und das ganze Volk sind über diesen Entschluß des Landesherrn hoch erfreut. Damit aber die Sache nicht so glatt abgehe, bedarf es einer kleinen „Haremsintrigue". Veranstalterin derselben ist Mantharâ, die mißgestaltete Kammerfrau der Königin Kaikeyî, welche bei ihrer Herrin zu Gunsten des Prinzen Bhârata intriguiert, ohne daß sie zunächst Gehör fände. Schließlich wirkt aber das eingetröpfelte Gift und nun tritt die Mutter Bhâratas mit aller Entschiedenheit für die Bevorzugung ihres Sohnes auf. Schmollszenen und andere Komödien sollen den Gatten umstimmen. Dieser aber ist entsetzt ob solcher Zumutung, dann wieder faßt ihn wilder Schmerz, er rast, flucht seiner Gattin — umsonst. Er hat einst in einer schicksalsschweren Stunde seiner Gattin zwei Wünsche für die Zukunft freigegeben. Der Wechsel ist fällig, der Aussteller muß ihn einlösen.

Als Râma, zum Vater beschieden, das Vorgefallene erfährt, zeigt er sich in seiner ganzen Seelengröße. Er ist bereit, zu verzichten, will aber die Entscheidung nicht von Kaikeyî, zu der er sich begeben hat, um Aufklärung über ihre Haltung zu erlangen, hören, sondern von seinem Vater. Dieser, von Schmerz überwältigt, ist nicht imstande, dem Verlangen des Sohnes zu entsprechen. Da verbeugt sich Râma ehrfurchtsvoll vor Daçaratha, legt allen königlichen Schmuck ab und sucht seine Mutter auf, um ihr über den plötzlichen Wandel Mitteilung zu machen. Kauçalyâ fällt, wie vom Schlage gerührt, zu Boden. Als sie wieder zum Leben kommt, pflichtet sie dem Rate Lakshmanas, das Versprechen nicht zu achten, bei. Râmas Entschluß aber steht felsenfest. Kauçalyâ droht mit Selbstmord, Râma antwortet mit dem Hinweis auf den Gehorsam, den er dem Vater schulde. Da er das Geheimnis der Macht Kaikeyîs über den Vater nicht anders erfahren kann, als durch Verzicht auf den Thron und nebenher gelobt hat, sich auf vierzehn Jahre in den Wald zurückzuziehen, macht er sich reisefertig.

In dieser Verfassung tritt Râma vor Sîtâ, die, gefaßter als Kauçalyâ, den Sturz ihres Gatten zwar mit großer Betrübnis erfährt, im übrigen aber ohne weiters bereit ist, des Gatten Schicksal zu teilen. Alle Vorstellungen von den Schrecknissen des Lebens in der Waldwildnis fruchten nichts. Das treue Weib beharrt bei seinem Entschluße und da auch Lakshmana erklärt, den beiden sich anzuschließen, gibt Râma endlich nach. Um dessen Ruhm der Selbstlosigkeit und des väterlichen Gehorsams zu steigern, spielen sich noch endlose Szenen ab, Kaikeyî wird von verschiedenen Seiten bestürmt, das Volk mischt sich ein, der König wünscht Aufschub. Selbst dann noch, als die drei Verbannten zur Stadt hinausziehen, fehlt es ihnen nicht an endlosem Geleite, das sie zurückhalten will. Aber Râma und die Seinen ziehen unentwegt weiter, die Gefolgschaft verliert sich allmählich und zuletzt wandern die drei allein, immer weiter, über den Ganges, dann über den Yamuna und gelangen endlich an den Berg Tschitrakûta, wo sie Halt machen und eine Hütte bauen.

Digitized by Google

Bald hierauf stirbt Daçaratha, niedergedrückt von den Ereignissen der letzten Zeit und unter der Last eines einst an einem Brahmanen begangenen Frevels, und Bhârata, der bis zuletzt fern von Ayodhyâ weilte, tritt die Regierung an. Er teilt nicht den unedlen Ehrgeiz seiner Mutter und verzichtet auf die Krone, die er auf unrechtmäßige Weise erworben. Um diese Gesinnung praktisch zu betätigen, zieht er an der Spitze eines großen Heeres nach dem Berge Tschitrakûta, um den verbannten Bruder und die Seinen heimzuführen. Da steht Edelsinn gegen Edelsinn. Râma ist nicht zu bewegen, auch jetzt noch, nach dem Heimgange des Vaters, Gehorsam und Pflicht zu verletzen. Bhârata seinerseits weigert sich, den verwaisten Thron zu besteigen, und erklärt schließlich, die vierzehn Jahre hindurch lediglich Platzhalter seines Bruders sein zu wollen.

Râma und die Seinen führen nun ein beschauliches Waldleben, das eine ganze Abteilung des Gedichtes füllt und Gelegenheit zu den anmutigsten Schilderungen gibt. Das innige Naturgefühl der Inder, ihr Hang zu Grübeleien inmitten einer tausendfach beseelten Einsamkeit, die Freude an den Erscheinungen einer idyllischen Umgebung, an Blumen, Wasser, Vögeln und anderen Tieren, der unvermeidliche Dämonenglauben, untermengt mit den berückenden Gaukeleien anmutiger Nymphen, die Nähe der Götter: das alles flicht sich zu einem bunten Strauß, wie ihn nur indische Phantasie zu binden versteht.

Nun zieht sich der Schauplatz der Handlung immer weiter nach Süden, nach jenem fabelhaften Bereich der Dämonen, in welchem Râma seine wunderbaren Heldentaten vollführen, gruselige Abenteuer bestehen und Sîtâ vom schwersten Unglück heimgesucht werden soll. Die Wanderung geht vom Berge Tschitrakûta in den Dandakawald, wo der Menschenfresser Virâdha von Râma und Lakshmana übel zugerichtet wird, dann zu verschiedenen Einsiedlerstätten, von welchen jene am See Pantschâpsaras besonders merkwürdig ist. Hier ward einst (wie schon der Name andeutet) der fromme Einsiedler Mândaknoni von fünf Nymphen verführt, die er dann allesamt zu Frauen nahm und mit denen er — in einen blühenden Jüngling verwandelt — seitdem in einem Wunderpalaste am Grunde des Sees ein Leben voll Lust und eitel Wonne verbringt. Daher die idyllische Natur ringsum und die geheimnisvolle Musik, die beständig über dem See tönt.

An diesem lieblichen Ufer lassen sich die Wanderer nieder, um volle zehn Jahre zu verbleiben. Nicht ohne einige Überraschung erfährt man von keinerlei Zwischenfällen in dieser langen Zeit. Nachdem sie verstrichen ist, besuchen die Wanderer den altehrwürdigen und hochweisen Agastya, den unmittelbar von Varuna abstammenden Patriarchen, dem die Aufgabe zufällt, Râma für die bevorstehenden Kämpfe auszurüsten. Schon im Dandakawald hatte ein Einsiedler den Königssohn vor Gazellen gewarnt, da sie ihm Unglück bringen würden, was die Sîtâ veranlaßte, ihren Gemahl zu bitten, die Waffen niederzulegen. Râma aber beruft sich darauf, daß er die frommen Einsiedler der Wildnis zu beschützen habe. Nun erhält er vollends göttliche Waffen: einen goldenen Bogen, ursprünglich für Vishnu bestimmt, einen goldenen Köcher und Pfeile, deren Zahl niemals versiegt und die unfehlbar treffen. Am Godâvarî-Flusse, ihrem nächsten Aufenthaltsorte, machen sie die Bekanntschaft eines merkwürdigen Fabelwesens, des Riesengeiers Jatâyûs, von himmlischer Abkunft und einstiger Vertrauter des Königs Daçaratha. Späterhin ein Helfer in der Not, aber ohne Erfolg. Die Anzeichen, daß nun bald die Kämpfe gegen die Dämonen beginnen würden, mehren sich von Tag zu Tag. Immer häufiger werden die Klagen der Einsiedler, immer dringender tritt an Râma und seinen Bruder die Kshatriyapflicht heran, die ehrwürdigen Rishis vor Vergewaltigung durch das böse Gelichter zu beschützen.

Digitized by Google

Den Anfang macht das Zusammentreffen mit der scheußlichen Çûrpanakhâ, der Schwester des Dämonenfürsten Râvana, welche die Geschmacklosigkeit hat, um die Liebe Râmas zu werben, und, von diesem an seinen ledigen Bruder gewiesen, sich auch hier einen Korb holt. Da schickt sie sich an, Sîtâ zu verzehren, büßt jedoch durch Schwerthiebe Lakshmanas Nase und Ohren ein. Alsbald geschehen ungeheuerliche Dinge. Die schwerverletzte Riesin ruft heulend und fluchend ihren Bruder, das Râkshasahaupt Khara, herbei. Es kommt zu heftigen Kämpfen, zuerst mit wenigen Râkshasas, dann mit tausenden, zuletzt mit 14.000, eine regelrechte Schlacht, in der die beiden Daçarathasöhne als Sieger hervorgehen, wobei ihre göttlichen Waffen Wunder bewirken. Nur einer der Unholde rettet sich und bringt die Schreckenskunde nach Lankâ (Ceylon), wo Râvana haust. Von seiner rachedurstenden Schwester Çûrpanakhâ angetrieben, greift er zunächst zu einer List, da er Râmas Unüberwindlichkeit fürchtet. Das Werkzeug dieser List ist der Râkshasa Mârîtsha, der sich in eine Gazelle von wunderbarer Schönheit verwandelt und vor der Hütte Sîtâs ruhig grast. Diese will in ihrer kindlichen Unbefangenheit das liebliche Tier erhaschen und als es ihr nicht gelingt, bittet sie ihren Gatten darum. Während nun dieser von dem sich immer weiter zurückziehenden Tiere tiefer und tiefer in den Wald locken läßt, vollzieht sich in der Hütte Sîtâs ein tragisches Geschick.

Die Gazelle, von Râmas Pfeil getroffen, stürzt, der Dämon nimmt seine wahre Gestalt an und stößt Hilferufe aus, wobei er die Stimme Râmas nachahmt. Darüber erschreckt, eilt Lakshmana in den Wald und in demselben Augenblicke tritt Râvana in Gestalt eines Einsiedlers in Sîtâs Hütte. Mit süßer Rede wirbt er um deren Liebe, die sie verächtlich abweist. Aber auch als er die Maske abwirft und sich als einen mächtigen Herrscher und Helden hinstellt, erntet er nur Hohn. Da nimmt er seine wahre Gestalt an, als grauenerregender Riese, ergreift die Spröde und entführt sie in seinem Wagen durch die Lüfte. Der zur Hilfe herbeifliegende Riesengeier Jatâyus fällt durch einen Pfeil vom Bogen Râvanas. So gelangt der Fliehende mit seiner Beute nach Lankâ, wo er die Entführte gefangen setzt, mit der Drohung, sie nach Ablauf eines Jahres — aufzufressen, wenn sie nicht gewillt sein sollte, bis dahin die Seine zu werden. Inzwischen sind die beiden Brüder zur Hütte zurückgekehrt und erraten das Schreckliche. Unter Jammern und Klagen vernehmen sie von dem sterbenden Jatâyus die niederschmetternde Mitteilung von der Entführung Sîtâs durch Râvana . . .

Zu Kishkindhâ, der Hauptstadt des wundersamen Affenreiches, herrscht Vâlin als König. Er hat kurz zuvor seinen Bruder Sugrîva vom Throne verdrängt und ihm auch dessen Gattin Rumâ geraubt. Zu diesem depossedierten Affenfürsten kommen Râma und Lakshmana, nachdem sie auf dem Wege dahin die Riesin Ayomukhî, die um Liebe warb, verstümmelt haben. In derselben Zeit ereilt durch die Tapferkeit der beiden Brüder auch das kopflose Ungeheuer „Kabandha" dasselbe Schicksal, doch stellt sich heraus, daß dadurch von dem Unhold ein alter Fluch genommen wird. Der aus dem Leichenfeuer verklärt aufsteigende Râkshasa ist es, der die Brüder nach dem Affenreiche weist.

Zu Beginn ist Sugrîva mißtrauisch, aber sein Oberfeldherr Hanûmat weiß alle Bedenken zu verscheuchen. Auch bringt die Ähnlichkeit der Lage Râma und den Affenkönig einander näher. Sie schließen also ein Bündnis zur gegenseitigen Hilfeleistung. Râma erschlägt den ungeheuer starken Vâlin — den „Weiberräuber" — und Sugrîva besteigt den Thron, denkt aber vorläufig nicht daran, seiner Bündnispflicht nachzukommen.

Digitized by Google

Da alarmiert Hanûmat die Affen des ganzen Erdkreises, um die verschollene Sitâ zu suchen. Sie bestehen merkwürdige Abenteuer, dringen in unterirdische Feenreiche ein, erfahren aber nirgends etwas von der Geraubten, bis ihnen endlich durch den Geier Sampâti, den Bruder des durch Râvana getöteten Jatâyus, die Kunde wird, Sitâ schmachte in der Gewalt des Dämonenkönigs auf Lankâ ... Dorthin wendet sich die ungeheuere Masse des Affenheeres. Wie aber sollen die wackeren Quadrumanen den ungeheueren Sprung nach der Insel (es ist Ceylon gemeint) ausführen? Selbst Hanûmat,



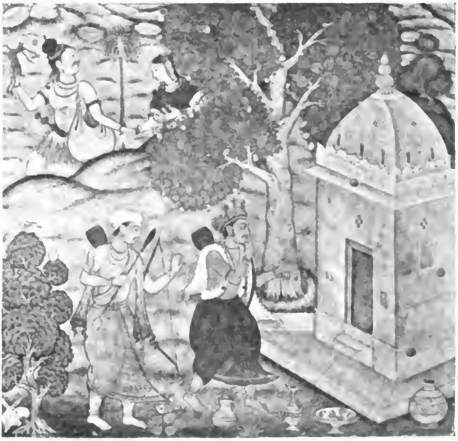
Szene aus dem „Râmâyana“.
Entführung der Sitâ durch Râvana. Rechts der zu Tode verwundete Geier Jatâyus.
(Aus: „Razm-nameh“ ꝛc. Vgl. Bild S. 538.)

der bald Riesengestalt annimmt, bald zum winzigen Zwerg einschrumpft, um den ihm nachstellenden Feinden zu entgehen, wagt den halsbrecherischen Sprung nicht, weshalb er, da ihm überdies die Stadt als unüberwindlich dünkt, sich in eine Bremse verwandelt.

So gelangt er zu der gefangen gehaltenen und streng bewachten Sitâ. Es ist ein Tag der Freude und der Hoffnungen für sie. Aber das Anerbieten Hanûmats, sie zu entführen, lehnt sie mit der Begründung ab, daß niemand außer Râma sie berühren dürfe. Er möge also so rasch als möglich kommen, denn in einem Monat sei die ihr von Râvana gestellte Bedenkzeit um. Um zu erforschen, wie es mit den Streitkräften

Digitized by Google

der Dämonenſtadt ausſieht, nimmt Hanûmat ſeine Rieſengeſtalt an und gerät ſo in den Kampf mit den Dämonen, deren er an achtzigtauſend erſchlägt, ferner Heerführer, Miniſterſöhne und zuletzt einen Sohn Râvanas. Schließlich durch einen zweiten Sohn des Dämonenkönigs bezwungen, will ihn dieſer töten, doch legt ſich deſſen Bruder Vibhîſhana ins Mittel. Aber ganz ſtraflos ſoll der Übeltäter nicht ausgehen. Als findiger Böſewicht weiß Râvana das richtige Auskunftsmittel. Da ein Affe am Schwanze am empfindlichſten iſt, läßt Râvana dieſen Körperteil Hanûmats mit in Öl getränkten Tuchlappen umwickeln und anzünden. Da wendet Hanûmat ſeine Zauberkraft an, ſprengt ſeine Feſſeln und eilt nun über die Dächer der Stadt dahin, die an allen Ecken und Enden in Flammen aufgeht. Zugleich aber ſorgt er dafür, daß Sîtâ unverſehrt bleibe.



Szene aus dem „Râmâyana“.
Entführung der Sîtâ durch Râvana. Im Vordergrunde Râma und Lakſhmana, ihre Andacht verrichtend, vor dem Aufbruche zur Wiederauffindung der Entführten.
(Aus: „Razm-nameh“ ꝛc. Vgl. Bild S. 538.)

Nachdem Hanûmat heimgekehrt iſt, und das Vorgefallene dem Râma erzählt hat, bricht das ungeheure Affenheer nach dem Meeresſtrande auf. Nun iſt aber guter Rat teuer. Erſt nach umſtändlichen Zwiſchenfällen läßt ſich der Meeresgott Sâgara herbei, zu helfen. So kommt die ungeheuere Brücke zuſtande, aus Steinen und Felsſtücken, welche die Affen herbeiſchleppen, und alsbald ſetzt das unüberſehbare Heer auf die Inſel über. Hier hält inzwiſchen Râvana Kriegsrat, wobei es zu argen Differenzen kommt, ſo daß deſſen Bruder Vibhîſhana ſich heimlich aus dem Staube macht und zu Râma überläuft. Die Handlung erreicht nun ihren Höhepunkt. Alle die Zwiſchenfälle, die mancherlei Abenteuer, die Einzelkämpfe zu ſchildern, das Phantaſtiſche, deſſen ſich der Dichter im reichlichſten Maße bedient, um all das Unmögliche, das ſich ereignet, möglich zu machen, ſelbſt nur knapp zu analyſieren, geht über die Zwecke dieſer Zeilen. Trotz des Hin- und Herſchwankens des Kampfglückes bleiben Râma und die Seinen ſchließlich Sieger. Die Stadt geht in Flammen auf, Lakſhmana tötet den ſeiner Tarnkappe wegen beſonders zu fürchtenden Indrahit (desſelben Sohnes

Digitized by Google



Szene aus dem „Râmâyana".
Brand von Lankâ und Flucht der Dämonen. (Aus: „Razm-nameh" ꝛc. Vgl. Bild S. 538.)

Râvanas, der seinerzeit den Hanûmat gefangen nahm), während Râma unter Anwesenheit der Götter nach verzweifeltem Kampfe den Râvana überwindet ... Das

Digitized by Google

große Ereignis hat sich vollzogen. Râma veranstaltet dem gefallenen Gegner eine würdige Leichenfeier, an der sich auch die Frauen Râvanas beteiligen dürfen, und Hanûmat erhält den Auftrag, die von Râkshasinnen noch immer streng bewachte Sîtâ abzuholen.

Jetzt erst vollzieht sich jenes Ereignis, das der ganzen Dichtung Inhalt und Sinn gibt. Aus dem verworrenen, phantastischen Rankenwerke der Handlung löst sich die Licht-



Szene aus dem „Râmâyana".
Sitâ besteht freiwillig die Feuerprobe, um ihre Unschuld zu beweisen. (Aus: „Razm-nameh" 2c. Vgl. Bild S. 538.)

gestalt der Sitâ, das heldenmütige Weib mit der Kinderseele, die liebevolle Gattin, die in unverbrüchlicher Treue und trotz ihrer mimosenhaften Schüchternheit all die Schrecken und Gefahren mit einem Heldenmute ohnegleichen überwunden hat. Gebadet und geschmückt wie eine Königin, das Herz voll Jubel, die Seele von heißem Sehnen nach dem lang vermißten Gatten bewegt, tritt sie vor diesen ... Da geschieht das Ungeheuerliche, das Unfaßbare: Râma empfängt die Liebende finster und schroff und verdächtigt sie der Untreue. Im Hinblicke auf ihren langen Aufenthalt im Harem eines mächtigen

Digitized by Google

Dämonenfürsten sei der ausgesprochene Verdacht nur zu begründet. Sîtâ aber, obwohl vor Schmerz wie gelähmt, behält ihre Ruhe und ihre echt frauenhafte Würde. Vor allen Versammelten schreitet sie gelassen in den lodernden Scheiterhaufen. Auf die Götter bauend, die ihre Unschuld bezeugen müssen, begeht sie freiwillig die Feuerprobe. Und



Szene aus dem „Râmâyana".
Râmas Heimkehr und Thronbesteigung zu Ayodhyâ. (Aus: „Razm-nameh" xc. Vgl. Bild S. 538.)

siehe: zum Erstaunen aller tritt die Unversehrte wieder aus den Flammen, liebreizender und schöner denn je zuvor, und Râma zieht sie gerührt an seine Brust.

Der Rest sind lärmende Festlichkeiten und bewegte Aufzüge. Vibhîshana wird König von Lankâ, Râma mit Sîtâ und großem Gefolge ziehen nach Ayodhyâ, Hanûmat übernimmt die Sendung zu Bhârata, der Königinwitwe, Çatrughna und allen Großen des Reiches, damit sie den Nahenden entgegenzögen. Mit der Übergabe des Thrones durch Bhârata an seinen vielgeprüften Bruder endet die wundersame Geschichte von Râma

Digitized by Google

und seinen Taten ... Aber die bösen Zweifel von einst wirken wie ein schleichendes Gift nach. Eben als Sitâ nach einer Zeit glücklichster Ehe sich Mutter fühlt, geht das Gezischel und Getuschel bezüglich der Treue der Vielgeprüften von neuem an und Râma, der Held, der liebende Gatte, der heroische Beschützer des Rechtes und der Tugend, wird wider alles Erwarten rückfällig. Sitâs Wunsch, eine Wallfahrt nach dem Ganges unternehmen zu wollen, erfüllend, begleitet sie Lakshmana dahin, und als sie am Strome anlangen, erklärt ihr der Schwager trocken und kühl, daß Râma sie — verstoßen habe.

So kommt diese indische Genovefa zu den Einsiedlerfrauen, wo sie Mutter von Zwillingen wird, Kuça und Lava. In Râmas Brust aber nagt die Reue. Vergebens sucht er durch Wechselgespräche mit den Seinen, durch Märchen und abenteuerliche Geschichten seine Stimmung zu verbessern. Um ein Übriges zu tun, hält er es nun an der Zeit, das große Roßopfer zu vollziehen, das mit dem herkömmlichen Pompe abgehalten wird. Bei diesem Anlasse sind auch die zwei Knaben Kuça und Lava anwesend, und Râma erfährt zu seiner freudigsten Überraschung, daß es seine Söhne sind. Da erfaßt ihn die alte, innige Liebe zu Sitâ und unverweilt sendet er nach ihr. Um dem Jammer ein Ende zu machen, möge sie vor allem Volke erscheinen und durch einen feierlichen Eid ihre Unschuld beteuern.

Sie erscheint, mit königlichem Stolz, in Purpur gekleidet, aber innerlich gebrochen. Der Zauber ist zerstört, die Liebe erloschen. Ein ergreifendes Schauspiel fürwahr! Sitâ leistet den verlangten Schwur, mit dem Zusatze, Mâdhavî — die Göttin der Erde — möge sie zu sich nehmen, wenn kein Makel an ihr sei ... Da öffnet sich zum maßlosen Erstaunen der Anwesenden die Erde und ein strahlender Thron, auf dem Mâdhavî in überirdischer Herrlichkeit sitzt, von flammenden Drachen getragen, erhebt sich aus dem Schlund. Mit dem Rufe: „Sei mir willkommen, Sitâ!" begrüßt die Königin der Erde die stille Dulderin und ladet sie ein, neben ihr auf dem Throne Platz zu nehmen. Und alsbald versinken Mâdhavî und Sitâ, Thron und Drachen vor den Blicken der sprachlos schauenden Menge in die Tiefe.

Nun bricht Râma in schmerzliches Klagen aus, aber es ist zu spät. Da er seine Sendung für erfüllt hält, teilt er sein Reich unter seine Söhne und die des Lakshmana, während ihn dieser, sowie Bhârata und das engere Gefolge bis zum Flusse Sarayû begleiten. Hier erwartet Brahmâ mit allen Göttern den feierlichen Zug. Râma nimmt als Inkarnation Vishnus göttliche Gestalt an und erhält für sein sämtliches Gefolge Aufnahme in den Himmel.[1]) —

* * *

Ehe und Frauenleben im epischen Zeitalter.

Wir haben uns nun die Frage zu stellen: welche Lehren lassen sich aus den altindischen Epen zur Beurteilung alles dessen, was mit dem Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander im Zusammenhange steht, ziehen? Die Antwort fällt nicht so leicht,

[1]) Leider zerstört die indische Phantasie mit ihrem unvermeidlichen mythologischen Wirrwarr auch hier den dramatischen (oder richtiger melodramatischen) Effekt der Schlußszene. Im Himmel finden sich nämlich Râma und Sitâ wieder, denn jener ist Vishnu, diese Lakshnû. Gewiß ein wunderliches Wiedersehen eines göttlichen Ehepaares, das auf Erden in Menschengestalt, mit menschlichen Eigenschaften und von irdischen Schicksalsfügungen geleitet, so wunderbare Dinge erlebt hat. Dadurch aber geht der Dichtung gerade dasjenige verloren, durch das sie wirken soll: die rein menschlichen Züge an der edlen Frauengestalt der Sitâ, beziehungsweise an der nicht eben übermäßig ritterlichen Gestalt Râmas, der als Gottmensch und Vollbringer märchenhafter Heldentaten eine unqualifizierbare Engherzigkeit an den Tag legt.

Digitized by Google

wenn man sich das Zeitalter vor Augen hält, in welches die geschilderten Ereignisse verlegt werden (15. Jahrhundert v. Chr.) und die Dichtungen als solche in Betracht zieht, die — einige Jahrhunderte mehr oder weniger unberücksichtigt — rund ein Jahrtausend später entstanden sind, und späterhin durch viele Jahrhunderte der Willkür der Bearbeiter preisgegeben waren. Das ist von schwerwiegender Bedeutung. Das Mahâbhârata hat nämlich im Laufe der Zeit nachweislich drei Überarbeitungen (neben der ursprünglichen Fassung) erfahren, und zwar durch brahmanischen Eingriff. In seiner jetzigen Textierung ist das Riesengedicht schon seit Jahrhunderten im brahmanischen Sinne redigiert und für alle Zeiten festgelegt. Dieser Sachverhalt gibt verschiedener Widersprüche wegen, zumal auf dem Gebiete der Ehe und der Sittengesetze im allgemeinen, zu denken. Zunächst ist es die Polyandrie, auf die in dem vorangehenden wiederholt hingewiesen wurde. Im Veda ist Vielmännerei verboten. Sie widerspricht auch dem späteren brahmanischen Geist. Und dennoch leben die fünf Pândusöhne, die doch als Muster des brahmanischen Prinzipes vorgeführt werden, mit der gemeinsamen Gattin in einem polyandrischen Verhältnisse. Da ist es nun erstaunlich, daß eine dem indischen Geiste so widersprechende Einrichtung aus dem Heldengedicht nicht ausgemerzt worden ist. Unwillkürlich fragt man sich, welche Gründe die brahmanischen Redaktoren bestimmt haben könnten, dieses anstößige Verhältnis in der Dichtung bestehen zu lassen. Offenbar hatten sie hier mit einer uralten Tradition zu rechnen, die feststand, daher nicht umgangen werden konnte. Sie reichte weit über das indische Heroenzeitalter hinauf und die Einrichtung war und ist überhaupt nicht arisch-indisch, sondern eines der Kennzeichen der in der Gebirgswelt des Himâlaya hausenden barbarischen Völker, zu denen die Pândava zu zählen eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden kann. Yudhishthira selbst beruft sich in diesem Sinne auf seine Ahnen. Natürlich sind es nicht die Kuru. Mit den Pândava wird es sich so verhalten, daß sie als eroberndes Volk in das arisch-indische Mittelland einbrachen und damit den Anstoß gaben zu den langwierigen und blutigen Kämpfen, aus denen sich ein neues, allerdings völlig verschleiertes Geschichtsbild entwickelte. Die Dichtung, welche in ihrem epischen Mechanismus der direkten verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Pându- und Kurusöhnen bedurfte, hat eine ganze Generation eingeschoben, beziehungsweise den Pându geschaffen. Gewiß ein höchst seltsamer Fall, daß die „Söhne" (die man sich nicht zwingend insgesamt als Brüder zu denken braucht) früher da waren, als der Vater.

Dieses, die fragliche Verwandtschaft vermittelnde genealogische Zwischenglied (Pându-Vater), bildet die Grundlage für eine Anzahl brahmanischer Spekulationen, welche dem Gedichte einverleibt worden sind, um Entschuldigungsgründe für das anstößige Verhältnis zur Hand zu haben. Ihre Haltlosigkeit ergibt sich schon aus der Quelle, aus welcher sie geschöpft werden, der mythologischen. Draupadî soll vor ihrer Fünfmännerehe gesündigt und dafür zu Ehren des Çiva gebüßt haben. Da sie aber fünfmal hintereinander um einen Gatten bittet, nimmt dies der Gott etwas zu wörtlich und gibt ihr die — fünf Pândusöhne. Damit ist aber die Sache offenbar nicht abgetan, denn es kommen ja zunächst die fünf Gatten in Frage, d. h. ob sie sich finden und ob sie ein solches Verhältnis eingehen würden. Da muß abermals ein Wortspiel aushelfen. Als die fünf Brüder mit Draupadî zur Kuntî, der Mutter der ersteren, kommen, glaubt diese, die Söhne brächten ihr Speise. Sie spricht deshalb: „Genießet sie alle." Damit ist alles klar, denn auch Vyâsa sagt: „Sie soll euere gemeinsame Gattin sein." „Vyâsa" aber ist — die brahmanische Redaktion.

Digitized by Google

Neben dieser gewiß sehr fadenscheinigen Begründung laufen einige andere, die weniger gezwungen sich ausnehmen. So erzählt Yudhishthira gelegentlich von einer gewissen Jatilâ, die sieben Rishis (heilige Männer) zu Gatten gehabt hätte, und von Vârkshâ, der gemeinsamen Gattin von zehn Brüdern. Vyâsa freilich geht der nur allzu bedenklichen fünffachen Pândavaehe aus dem Wege und läßt den deus ex machina einspringen. Das ist wohl die einfachste Lösung. Die fünf Pândava sind nämlich nichts anderes als fünf Inkarnationen des Indra, der, wegen eines Verbrechens gegen Vishnu, geraume Zeit ein abwechslungsreiches Leben auf Erden führen mußte. Draupadî aber ist Lakshmî, die Gattin Vishnus. Als solche haben wir sie andernorts in der Tat im Reiche der Seligen wiedergefunden.

Damit nicht genug, laufen allerlei Abschwächungen des den brahmanischen Redaktoren im Wege liegenden Brockens zwischen den Zeilen des Gedichtes. Draupada selber — der Vater der Draupadî — wehrt sich mit aller Entschiedenheit gegen die Zumutung, seine Tochter an fünf Männer zu verheiraten. Daß er gleichwohl nachgibt, bedingt eben der Mechanismus des Epos. In sichtbarer Verlegenheit befindet sich Yudhishthira, der zwar von einer unter seinen Vorfahren geübten Sitte spricht, jedoch keine Zeugnisse erbringt, sondern sich mit Erwähnung der weiter oben angeführten beiden Fälle begnügt. Übrigens wird auch die Gegenpartei geschickt ausgenützt, um gegen die widerwärtige Einrichtung Front zu machen. An mehr als einer Stelle des Gedichtes höhnen die Kaurava die Draupadî. Sie wird kurzweg eine Dirne genannt, dann wieder eine Kuh (gaus), stets mit dem Zusatze, daß die Götter dem Manne nur eine Frau zugewiesen hätten. Damit soll die Schande der Pândavagattin festgelegt werden. Bezeichnend für die Schwierigkeiten, welche das Vorkommnis von Polyandrie im Mahâbhârata nicht nur den brahmanischen Bearbeitern, sondern zuweilen auch den abendländischen Kommentatoren bereiteten, ist die Auffassung Ch. Lassens. Er will in dem polyandrischen Verhältnisse der Pândava zur Draupadî eine symbolische Formel für deren Bundesverhältnis zu den fünf Pançalastämmen erblicken.[1])

Die Polyandrie führt uns naturgemäß auf die Eheverhältnisse im epischen Zeitalter. Das Gesetzbuch des Manu kennt acht verschiedene Arten der Ehe. Die wichtigsten seien hier kurz besprochen. Wir lassen aber zunächst eine eigenartige Form der Ehe vorausgehen, nämlich jene durch Selbstwahl der Frauen (svayamvara), welche merk-

[1]) Ch. Lassen: „Indische Altertumskunde", I, 790. Einschlägige Untersuchungen über die ganze Angelegenheit bei Th. Goldstücker: »Hindu epic poetry«, 36 ff; Max Müller: »A History of ancient Sanskrit Literature«, 46; A. Ludwig: „Über die mythische Grundlage des Mahâbhârata" in den Sitzungsberichten der königlich böhmischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse, Prag 1895, S. 20 ff.; Adolf Holtzmann (der Jüngere): „Das Mahâbhârata und seine Teile", I, 30 ff. — Von Interesse ist folgendes (bei S. Lefmann, a. a. O., 389): In einem Artikel der Indian Antiquary, VI, 315 ff., »On the question whether Polyandrie ever existed in Northern Hindustân« macht der Verfasser (J. Muir) auf die Worte Karnas aufmerksam, die er an Çalya richtet und worin er ihm die Sittenlosigkeit einiger Volksstämme in Penjâb vorhält und wobei eines frommen Arattaweibes Erwähnung geschieht, welches von Leuten jener Gegend entführt und verletzt wurde. „Darum — sagt dieser — sollen die Weiber eueres Stammes lüderlich, ihr, niedrigste der Männer, niemals von dieser schrecklichen Schuld befreit, und darum auch deren (euere) Schwesterkinder, nicht die Söhne (euere) Erben sein..." Muir gibt nun an, das sei noch heute überall dort Regel; so (nach W. Hamiltons »Geogr., Statist. and Histor. Description of Hindoostan« 2c. II, 280) bei den „Nairs", bei welchen in früher Jugend die Ehen geschlossen werden, aber die Weiber von ihren Männern getrennt mit jedem Beliebigen ihrer Wahl zusammenleben.

Bei den Bergvölkern herrscht (Stulpnagel: »Polyandrie in the Himâlayas«) die Vielmännerei zur Zeit vorwiegend deshalb, weil damit das Familiengut zusammengehalten wird. Man finde solche Zustände bei allen Kasten. In Kanawar bestehe die Polyandrie ganz allgemein neben Polygamie und Monogamie. Es könne vorkommen, daß in dem einen Hause drei Brüder mit einer Frau, im nächsten drei Brüder mit vier gemeinsamen Frauen, in einem dritten wieder ein Mann mit drei Frauen und im folgenden endlich ein Mann mit einer Frau seien ... In Südindien (E. Schlagintweit: „Indien in Wort und Bild", I, 200 ff.) hat die Polyandrie zu schamlosen Verhältnissen geführt, doch wird eine Frau erst in dem Falle als Ehebrecherin angesehen, wenn sie mit einem Manne anderer Kaste Umgang pflegt. Näher in die abstoßenden Einzelheiten dieses großen gesellschaftlichen Übels einzugehen, ist hier nicht am Platze.

Digitized by Google

würdigerweise bei Manu gar nicht vorkommt, obwohl diese Form der Eheschließung an den Höfen der alten Herrscher die herkömmliche ist. Der Impuls geht allerdings vom Vater der betreffenden Prinzessin aus, der die Absicht, seine Tochter zu verheiraten, allgemein kundgibt. Dadurch kommt der Svayamvaraehe mehr die Bedeutung eines politischen Ereignisses zu, denn man rechnet selbstverständlich nur auf königliche Freier, zur Schaffung oder Festigung von Bündnissen u. dgl. Die bereits stark eingerissene Polygamie erleichtert derlei Verbindungen. Die Gattenwahl selbst aber bleibt völlig dem betreffenden Mädchen überlassen, in dem einen oder anderen Fall ausgenommen, in welchem die Freier veranlaßt werden, sich im Waffenspiele die Braut als Preis zu erringen. Bei der Draupadî ist es so, nicht aber beispielsweise bei der Damayantî, welche völlig frei wählt; ebenso Devikâ und Vijayâ, beide Königstöchter, von denen die erstere den Yudhishthira, die letztere den Sahadeva zum Gatten wählt. Nachmals wurde die Selbstwahl als schweres Übel erkannt, sie widerspricht auch der späteren, sehr eingeengten Lebensführung des weiblichen Geschlechtes.

Daß sich zwei Gegenpole, wie die Selbstwahl und der Brautraub, berühren könnten, möchte so obenhin nicht einleuchten. Und doch ist dem so. Zwar die Regel ist der spontane Raub, doch kann auch eine Zurücksetzung in der Selbstwahl dazu führen. Als Karna um Draupadî wirbt, weist ihn diese mit einer beleidigenden Bemerkung ab. Duryodhana aber, dem bei gleichem Anlasse gleiches begegnet, entführt die Braut mit Gewalt. Bhîshma tut dies sogar auf fremde Rechnung, denn er entführt die drei Schwestern Ambâ, Ambikâ und Ambâlikâ für seinen jüngeren Bruder Vitschitravîrya. Wir erinnern an Arjuna, der, mit dem Einverständnisse Krishnas, dessen Schwester Subhadrâ entführt und sie zu seinem Weibe macht. Krishna entschuldigt diese Tat gegenüber seinen Landsleuten und erklärt geradezu, Arjuna habe „dem Rechte gemäß" gehandelt. Derselben Ansicht ist Bhishma, der den Brautraub als die dem Krieger würdigste Art, sich ein Weib zu verschaffen, bezeichnet. Zuweilen verwahren sich auch Mädchen dagegen, als Siegespreis ausgesetzt zu werden, wie beispielsweise Ambâ. Im Gesetzbuche des Manu wird die „Rakshasaehe" — wie sie dort genannt wird — nicht ausdrücklich gebilligt. Auch in anderen Punkten vermißt man Übereinstimmung zwischen den weitläufigen Auseinandersetzungen, welche Bhishma über die verschiedenen Formen der Eheschließung zum besten gibt und den Bestimmungen des Manu. Aus dem Bestreben, die Rakshasaehe als völlig gesetzmäßig zu begründen, spricht die stolze Art des Kriegers, für den es sich ziemt, durch seine Tapferkeit das Weib zu erwerben und nicht durch den Willen des letzteren.

Die Eheschließung durch Kauf konnte in einer so gearteten Gesellschaft selbstverständlich nur beschränkte Anwendung finden. Krishna tadelt sie, Bhishma erklärt sie als altes Herkommen und gesetzlich. Er beruft sich hierbei auf den Svayambhû (also auf das Brâhman), im Widerspruche zu Manu, der es als unwürdig erklärt, „sein eigenes Blut zu verkaufen", sich aber gelegentlich selbst widerspricht und die Kaufehe für zulässig erklärt. Im Epos selbst kommt nur einmal eine solche vor, zwischen Pându und Mâdrî, wobei deren Bruder, der König Çalya, die Aufklärung gibt, daß dies bei dem Volke der Mâdra so Sitte sei. Gegeneinwendungen weist er mit der Bemerkung ab, daß er von einer Einrichtung, die bei seinem Volke zu Recht bestehe, nicht abgehen könne, möge das Urteil darüber wie immer lauten.

Die zwangloseste Form der Eheschließung ist die Gândharvaehe, die durch freiwilliges Übereinkommen der beiden Beteiligten zustande kommt, ohne Befragung der

Digitized by Google

Eltern, Verwandten u. s. w. Häufig ist sie ein geheimer Bund, häufiger noch ein Auskunftsmittel, Kastenunterschiede zu umgehen, wie beispielsweise die Verbindung zwischen Dushyanta und Çakuntalâ. Auch der flüchtigen Liebeslaune erweist sich die Gândharvaehe als ersprießlich. Für den weiblichen Teil bezeichnet sie eine noch weit größere Freiheit, als bei dem Svayamvara, da das Mädchen dort nicht erst unter den ihm möglicherweise gänzlich unbekannten Freiern zu wählen hat, sondern schlankweg dem Zuge des Herzens folgt. So bietet sich Devayânî ganz zwanglos dem Könige Yayâti zur Frau an, mit der merkwürdigen Begründung, daß er sie, bei Gelegenheit ihrer Rettung aus dem Brunnen, bei der Hand gefaßt habe. Demselben Könige widerfährt ein zweites Mal das Glück, auf diese Weise gefreit zu werden, und zwar durch die energische Königstochter Çarmishtha.

Mit diesen hauptsächlichsten Formen der Eheschließung ist der Gegenstand indes noch lange nicht erschöpft. Seine weitere Kompliziertheit erhält er durch das Kastenwesen. Im epischen Zeitalter sind Mischehen etwas so regelmäßiges, daß die brahmanischen Redaktoren auch diese ihnen verhaßte Einrichtung, sowie jene der Polyandrie aus dem Gedichte nicht zu eliminieren wagten. Der Hochmut der Brahmanen hatte es zuwege gebracht, die Heirat einer Königstochter mit einem der ihrigen als zulässig zu erklären, nicht aber umgekehrt, die Ehe zwischen einer Brahmanentochter und einem König. Daher die ängstliche Sorge des Dushyanta, die geliebte Çakuntalâ könnte etwa eine Priesterstochter sein, in welchem Falle ihm die Verbindung versagt gewesen wäre.

O Gott! gehörte ihre Mutter doch
Zu einer andern Kaste, als das heil'ge
Familienhaupt!

Und weiter, um seine Zweifel zu verscheuchen:

Gewiß, sie paßt zu eines Kriegers Gattin,
Da ich mit edlem Sinn nach ihr verlange;
Denn da, wo Zweifel walten, gibt bei Gutem
Des Herzens Stimme immer die Entscheidung.

Während verschiedene hervorragende Brahmanen Königstöchter zu Frauen nahmen — Jamadagni (Vater des Râma) die Tochter des Königs Prasenajit, Agastya die Königstochter Lopamudrâ, Rishiaçringa die Tochter des Königs von Anga — erhält der oben erwähnte Yayâti die Priesterstochter Devayânî nur durch Dispens seitens ihres Vaters Uçanas. Überdies muß noch ein Zwischenfall einspringen. Devayânî hatte sich von Katscha einen Korb geholt und ihn deshalb verflucht; der Genannte blieb ihr nichts schuldig und verfluchte sie seinerseits, daß kein Brahmane ihr jemals die Hand reichen solle. Was blieb ihr also übrig? Das brahmanische Gewissen ist wie ein Blasebalg: es zieht Luft ein oder stoßt sie aus, je nach Bedarf.[1])

[1]) Von den acht Formen der Eheschließungen — Brâhma (mit priesterlicher Handlung), Daiva (göttlich, mit Opfer) Ârsha (Rinder als Kaufpreis), Prâjâpatya (formlos), Âsura (Kauf), Gândharva (Übereinkommen), Rakshasa (Raub) und Paiçâtscha (Entführung) — sind nach dem Mahâbhârata zulässig: 1. das Brâhma Priestern und Kriegern (nach Manu nur ersteren); 2. das Daiva desgleichen; 3. das Ârsha desgleichen; 4. das Prâjâpatya den beiden oberen Kasten (nach Manu an einer Stelle nur den Brahmanen, an anderer Stelle allgemein zulässig); 5. das Âsura den drei unteren Kasten, an anderer Stelle aber überhaupt als unzulässig (nach Manu bald den drei, dann den zwei unteren Kasten, dann wieder als überhaupt unzulässig); 6. das Gândharva Kriegern, nicht aber Priestern; 7. Rakshasa an einer Stelle den beiden oberen Kasten nicht gestattet, an anderer Stelle den Kriegern erlaubt (desgleichen bei Manu); 8. das Paiçâtscha unzulässig für alle Kasten (bei Manu zulässig für die beiden untersten Kasten). (Vgl. A. Holtzmann, a. a. O., VI, 118 ff.)

Digitized by Google

Die Stellen im Epos, wo dieser oder jener Bedenken gegen derlei Mischehen äußert, helfen dem vorerwähnten Gewissen tatkräftig nach. Übrigens sind die heiligen Männer trotz des ihnen eingeräumten Rechtes, Königstöchter ehelichen zu dürfen, konsequent genug, zu erklären, daß nur Ehen in gleicher Kaste ganz unbedenklich sind. Also die vollkommenste Form der Ehe ... Es gibt aber noch einen anderen Stein des Anstoßes: die Verwandtenehen. Das ist eine ziemlich verwickelte Angelegenheit, denn was hier alles in das Bereich der Verwandtschaft fällt, nimmt zum Teil indisch-abenteuerliche Formen an. Ehen dieser Art, die nach unseren Begriffen gar nichts Anstößiges haben — z. B. zwischen Vetter und Base — werden im Mahâbhârata getadelt. Es wird als ungehörig befunden, daß Arjuna die Tochter des Vasudeva ehelicht, der ein Bruder der Kuntî, also der Mutter Arjunas, ist. Dagegen passieren die nachstehenden haarsträubenden Dinge jede Kritik ... Söhne, die aus der Verbindung einer Witwe mit einem Verwandten hervorgehen, gelten für Söhne des Verstorbenen ... Satyavatî (die Gattin des Königs Çântanu) fordert Bhîshma auf, mit den beiden Witwen seines verstorbenen jüngstens Bruders für Nachkommenschaft zu sorgen ... Da Bhîshma ablehnt, muß Vyâsa (ein Halbbruder des Verstorbenen) diese Rolle übernehmen. Das so dehnbare Gesetzbuch des Manu bezeichnet derlei Stellvertretung zwar „als eine für das Vieh passende Sitte", hält sie jedoch für zulässig, wenn es sich um die Erlangung „eines einzigen Sohnes" handelt. Zur Entschuldigung solcher Ungeheuerlichkeiten läßt sich vielleicht mit einiger Berechtigung die Erwägung beibringen, daß die Leviratsehe in einer unsinnigen Vorstellung wurzelt und gewissermaßen zur Lösung eines Problems dient. Die fragliche Vorstellung geht nämlich dahin, daß Verstorbene, die keine Nachkommenschaft hinterlassen haben, rettungslos der Verdammnis verfallen. Umgekehrt kann ein bereits in der Gewalt der Hölle stehender Vater durch den Sohn gerettet werden. Opfer der rechtmäßigen Nachkommenschaft verhindern das eine und ermöglichen das andere. In dem Bestreben, die Heiligkeit der Ehe durch außergewöhnliche Wirkungen zu erhabenster Höhe emporzuheben, ist man in ein Dilemma geraten, zu dessen Beseitigung die Leviratsehe das Mittel abgeben muß. Nachkommenschaft um jeden Preis. Fehlt sie einem Verstorbenen, so ist zunächst der Bruder desselben verpflichtet, sich mit der Witwe zu vereinigen. Ist ein solcher nicht zur Hand, dann der nächste Verwandte. Denn der Verstorbene darf nicht seinem drohenden Höllenschicksale überlassen werden. Daher die Toleranz Manus, der die Leviratsehe zwar verurteilt, sie aber gelten läßt, wenn es sich um die Erlangung „eines einzigen Sohnes" handelt.

Schon in ältester Zeit muß jene Vorstellung von der Unentbehrlichkeit des Ahnenkultes in Form von regelmäßigen Opfern schwer empfunden worden sein. Sie war aber nun einmal da, ließ sich daher nicht mehr beseitigen. So möchte man wenigstens denken. Brahmanen aber können alles. Wie sie, und zwar zu ihrem Vorteile, die Leviratsehe umgingen, bezeugt unter anderem der heikle Fall mit den Witwen des Vitschitravîrya. Wir wissen, wie es sich damit verhält. Satyavatî, die Gattin Çântanus und Mutter des genannten verstorbenen Königssohnes, fordert dessen älteren Bruder Bhîshma auf, im Sinne der Leviratsehe zu handeln. Der alte Krieger aber weigert sich und so tritt Vyâsa an dessen Stelle. Eine anstößige Einrichtung wird durch eine noch anstößigere ersetzt. Da Vyâsa Brahmane ist, erscheint dieses Auskunftsmittel schon an sich als höchst verdächtig. Der Verdacht wird aber zur eklatanten Tatsache, wenn man dahinter kommt, daß die alte Fassung des Gedichtes von einer Weigerung Bhîshmas in der fraglichen Angelegenheit nichts weiß. Nur in den späteren Bearbeitungen kommt sie vor, und es

Digitized by Google

ist somit klar, daß die Brahmanen, gestützt auf den schlechten Eindruck, den die Leviratsehe auf die Nachgeborenen zur Zeit der Redaktionen des Gedichtes machte, sich durch die von ihnen beanspruchte, noch weit widerwärtigere Stellvertretung ein Privilegium der allerbedenklichsten Art anmaßten. Die Fälschung des ursprünglichen Mahâbhâratatextes bot die Handhabe hierzu. Ein Brahmane (Vyâsa) rettet das Herrschergeschlecht der Kuru vor dem Aussterben. Andere Brahmanen „vermitteln" das Fortbestehen der in dem Riesenkampfe ausgerotteten Kshatryas, indem sie sich mit deren Witwen verbinden. Damit nicht genug, wird die Stellvertretung sogar bei Lebzeiten der Gatten praktiziert, und zwar in der milderen Form aus Anlaß irgend eines Hindernisses, und in der besonders anstößigen Form durch spontane Willensäußerung seitens des Gatten. Hierfür zwei Beispiele. Der hochheilige Vasishtha verbindet sich mit der Königin Madayantî, weil auf deren Gatten (Saudâsa) der Fluch lastet, daß er sterben müsse, wenn er mit seiner Frau Umgang pflege. König Bali aber bietet ohne irgend welche Begründung seine Gattin Sudheshnâ dem Brahmanen Dîrghatamas an. Alle diese Widerwärtigkeiten sind von brahmanischen Redaktoren in das Gedicht hineingeschmuggelt worden, aus Gründen, die so durchsichtig sind, daß sie keines weiteren Kommentares bedürfen. Dieser Sachverhalt macht es auch erklärlich, daß in späterer Zeit die Brahmanen so häufige und gern gesehene „Gäste" in den Frauengemächern der Königshöfe sind.

Die vorstehende Schilderung der verschiedenen Formen der Ehe und ihrer Konsequenzen reicht natürlich nicht aus, uns ein völlig zutreffendes Bild von der Stellung der Frauen im epischen Zeitalter zu machen. Hierzu bedarf es noch vieler einzelner Züge, sowie an festeren Umrißzeichnungen von einigen der hervorragenderen weiblichen Charaktergestalten. Auffällig ist zunächst, daß alles Leichtlebige, Hochgeschürzte, Sinnliche in das rein mythologische Bereich verlegt ist. Indra, Krishna, Apsaras u. s. w., sie treiben ihr Wesen in einer anderen Welt. Aber es fehlt nicht an Berührungspunkten zwischen Himmel und Erde. Das polyandrische Verhältnis beispielsweise, in welches die Kuntî verwickelt ist, erhält ihre Sanktion durch die göttliche Stellung ihrer Gatten. Sûryâ, einer dieser Gatten, weiß das schamhafte Bedenken der Kuntî damit zu entkräften, daß er ihr sagt, eine Jungfrau könne stets nach eigenem Entschlusse handeln. Sie sei völlig willensfrei. Diese Auffassung ist übrigens fast durchwegs im Mahâbhârata vertreten. Wo sie bekrittelt wird oder weniger freiheitliche Anschauungen an ihre Stelle treten, sieht man sofort die brahmanische Zensur. Ganz zu umgehen ist diese höchst ärgerliche Freizügigkeit der Frauen im Gedichte nicht, denn sie ist eine der Grundlagen der epischen Handlung. Die Art, wie Devayânî und Çarmishthâ um Yayâti freien, mußte in den Augen der heiligen Männer als abscheulicher Greuel erscheinen. Dabei unterlaufen die üblichen Inkonsequenzen. Man wagt nicht, an dem einen zu rühren, fälscht aber andernorts, so gut es geht. Sâvitrî, diese herrliche Frauengestalt, lassen die brahmanischen Redaktoren unbeanstandet in der Welt herumstreifen, um sich einen Gatten zu suchen, anderwärts hingegen wird erzählt, wie die Frauen der gefallenen Helden, jammernd und die Haare raufend, ins Freie eilen, sie, „die nie Sonne gesehen". Das sind dieselben Frauen, welche in der älteren Fassung des Gedichtes sich völlig frei bewegen, an vielen wichtigen Angelegenheiten ihrer Gatten lebhaften Anteil nehmen und mehrfach das entscheidende Wort haben.

Wie weit diese Fälschungen gehen, bezeugt unter anderem die Zurechtweisung, welche Damayantî durch ihre Mutter erfährt, als sie das Verlangen äußert, man möge den entlaufenen Gatten (Nala) suchen gehen. Ein solches Begehren sei „schamlos",

Digitized by Google

äußert die (brahmanisch retouchierte) Matrone. Den gesamten Urtext zu verstümmeln, ging indes nicht an. Mit gewissen energischen Zügen auf weiblicher Seite mußte das Gedicht stehen und fallen. Daher diese erzwungene Fügsamkeit, wenn es sich um besonders kräftige Willensäußerung handelt. Draupadî — auf die wir noch eingehender zurückkommen — kanzelt gelegentlich ganz ungehörig die Götter ab, weil sie vermeintlich nicht ihre Pflicht tun. Ambâ, die den Bhîshma tötlich haßt, wählt, nach einem mißlungenen Versuch, ihn mit fremder Hilfe zu vernichten, den Flammentod, um auf den Gehaßten einen unlöslichen Fluch zu laden. Die mit ihren Männern beratende Draupadî, die selbst den Todesgott überlistende Sâvitrî, die starken Wirkungen, welche von manchen der Reckengattinnen ausgeübt werden: das ist dem brahmanischen Geist zu viel. Da man diese willensstarken, charakterfesten Frauen nicht beseitigen kann, erklärt man, es sei eine rohe, zügellose Zeit gewesen, in der sie gelebt. Das stimmt ja im allgemeinen, aber die Folgerungen, die daran geknüpft werden, sind einfach schmählich. Jene Frauen sollen sogar in der Liebe freizügig gewesen sein und erst später sei eheliche Treue das Fundament aller Sittlichkeit geworden. Wer denkt da nicht an Sâvitrî, an Sîtâ, an Damayantî und schüttelt den Kopf über solche brahmanische Ungeheuerlichkeiten? Nun ja: Sîtâ und Damayantî müssen sich der Feuerprobe unterziehen, um ihre Unschuld zu bekräftigen. Höchst ärgerlich ist übrigens die Feuerprobe der Sîtâ gelegentlich ihrer Rückkehr aus der Gefangenschaft. Daher ein späterer Anhang zum „Râmâyana", in welchem die Dulderin schließlich dennoch verstoßen wird.

Alle diese brahmanischen Anstrengungen, die Frauen des epischen Zeitalters in einem möglichst ungünstigen Lichte erscheinen zu lassen, müssen versagen, wenn man den hier in Frage kommenden Erscheinungen auf den Grund geht. Die mehrfach erwähnten Widersprüche sind erst recht geeignet, auf die richtige Spur zu führen. Man bildet sich sein eigenes Urteil und ist erfreut im Anblicke jener plastischen Charaktergestalten, welche in voller Lebensfülle aus dem tausendfachen Rankenwerke der gewaltigen Dichtung hervortreten. So zunächst die Kuntî. Sie ist eine echte Heldenmutter, aufopfernd, unbeugsam, durch und durch von der hohen Aufgabe ihrer Söhne, das Pândugeschlecht machtvoll nach außen zu vertreten, erfüllt. Diesen Geist kennzeichnet unter anderem eine Erzählung, welche der Kuntî in den Mund gelegt wird. Sie preist nämlich mit beredter Begeisterung jene heldenhafte Mutter, namens Vidulâ, die den zaghaften Sohn zum Bewußtsein und zur Erfüllung seiner Kriegerpflicht anspornt. Mutterliebe lindert des Leides Wehe, von dem selbst die heldenhaftesten Männer nicht verschont sind. So heißt es in einem uralten Liede, das man im Zeitalter der Heroenkämpfe noch nicht vergessen hatte. Frömmigkeit, Gattentreue und Mutterliebe sind die drei großen Tugenden des Weibes, durch welche sie zum „Urquell alles Glückes" wird. Auch als „beste Freundin des Gatten" feiert das alte Lied die Gattin. Zärtlichkeit und „wonnigsüße Reden" versüßen dem Manne die Einsamkeit.

Das Heroenzeitalter freilich hatte ein rauhes, gewalttätiges Geschlecht gezeitigt und die patriarchalischen Sitten der Vorzeit nicht unerheblich beeinflußt. Daß aber das ursprüngliche Ideal darunter nicht gelitten, ersieht man am besten aus der Charaktergestalt der Draupadî. Sie ist gewissermaßen die Heldin des Gedichtes. In den furchtbaren Zweikämpfen zwischen den Kaurava und Pândava tritt immer wieder die zu rächende Frauenehre in scharfen Zügen hervor. Der grimmige Bhîma fragt den überwundenen Duhçâsana, mit welcher Hand er Draupadî einst fortgeschleppt und reißt ihm, nachdem er die Antwort erhalten, die Arme aus. Und als er mit seiner furcht-

Digitized by Google

baren Keule den Hauptübeltäter, Duryodhana, niederſchlägt, erinnert er dieſen an den Frevel, der mit dem Würfelſpiel um das königliche Weib begangen wurde. Auch Arjuna tötet den Sindhukönig Jayadratha vorwiegend aus Rachebedürfnis, denn dieſer war es, der Draupadî entführt hatte.

Es iſt alſo nicht lediglich ein Bruderkrieg, ein Kampf um Krone und Reich, ſondern zugleich die werktätige Erfüllung einer Ritterpflicht. Da alle fünf Gatten dieſer gefeiertſten Frau des Heldengedichtes, vornehmlich aber der Pârthâſöhne (Söhne der Prithâ-Kuntî), in der Betätigung dieſer Ritterpflicht eines Sinnes ſind, ſo ſpricht dies für eine mit außergewöhnlichen Eigenſchaften und Tugenden ausgeſtatteten Gattin. In der Tat ſehen wir an Draupadî das Muſterbild einer Frau, die das Wunder zuwege bringt, in einer vielköpfigen ehelichen Gemeinſchaft alle Frauentugenden zur vollſten Entfaltung zu bringen. Daß dieſe ſeltene Kunſt das Erſtaunen Satyabhâmas, einer der Frauen Kriſhnas, erregt, kann nicht überraſchen. Als dieſe letztere nicht glauben kann, daß ſolche Kunſt ohne Nachhilfe mit Zaubermitteln und Liebeselixieren auszuüben ſei, verwirft Draupadî derlei als ſchändlichen Betrug, mit dem das Herz des geliebten Mannes betört werde. Die Gattin der Pândava hat andere Zaubermittel: Zärtlichkeit und ein lächelndes Antlitz von früh bis abends, Pflichttreue bis zum Selbſtvergeſſen, Ergebenheit in den ſchwerſten Lebenslagen, ruhige Gelaſſenheit im allgemeinen Taumel der Freude, ein freundliches, allgegenwärtiges Licht in Wirrniſſen und Trübſal. Als Frau des Hauſes iſt ſie die Perle ihres Geſchlechtes. Man denke: fünf Gatten, deren Launen und Bedürfniſſe, Eigenheiten des Charakters und der Lebensgewohnheiten zu berückſichtigen ſind. Sie weiß alle zu befriedigen, kennt alles, ſorgt für alles, richtet Speiſe und Trank, wie es jedem der Gatten zuſagt und iſt vom erſten Schimmer der Morgendämmerung bis tief in die Nacht tätig. Eine vielköpfige Dienerſchar iſt ihr bedingungslos ergeben und ſie überwacht deren Tätigkeitskreis mit unermüdlichem Ordnungsſinn. Draupadî fühlt ſich aber auch als Weib und verſäumt nicht, durch Kleidung und Schmuck das Wohlgefallen ihrer Männer zu erregen. Sie feſſelt alle, bezaubert alle, erringt die Achtung aller. Sie iſt der Stern der Pândava, ihr Leitſtern im beſten Sinne des Wortes. Selbſt der Schwiegermutter und ſie iſt eine dreifache — erweiſt ſie ſich gehorſam. Als die Sieger auf das verödete Schlachtfeld hinausziehen und Draupadî der verſchleierten Kuntî anſichtig wird, beugt ſie das Knie vor ihr.

Gegen die Kuntî und Draupadî tritt Mâdrî, die andere Frau des Pându, ganz in den Hintergrund. Begreiflich, da ſie nur ſehr kurz gelebt hat. Als ihr Gatte — weil er ihr trotz des göttlichen Verbotes — beigewohnt hatte, ſterben mußte, beſtieg ſie den Holzſtoß des Leichenbrandes. Nicht gezwungen, wie es der nachmalige Brahmaneneinfluß mit ſich brachte, ſondern freiwillig. Es iſt die erſte „brennende Witwe“, welche uns in der indiſchen Überlieferung entgegentritt. Die vediſchen Arier kannten derlei nicht, auch die Leichenverbrennung nicht, denn ſie begruben ihre Toten. Da man die Heroenkämpfe in die Mitte des 2. Jahrtauſends v. Chr. verlegt, wird wohl noch die alte Sitte im Schwange geweſen ſein. Man darf aber nicht vergeſſen, daß das Mahâbhârata aus einer Zeit datiert, — und zwar die älteſte Bearbeitung — welche ein volles Jahrtauſend von jenen mythiſchen Geſchehniſſen abliegt. Damals war die Brahmanenmacht bereits als feſtfundierte Säule indiſcher Geſittung aufgerichtet. Wenn es gleichwohl heißt, die Vereinigung der Witwe mit dem toten Gatten durch das Mittel der Selbſtopferung ſei aus freiem Entſchluß (alſo nicht unter dem Zwange der ſpäteren brahmaniſchen Forderung, welche die Nichtſelbſtopferung für ſchändlich erklärt) erfolgt, ſo ſpiegelt ſich hierin eine

Digitized by Google

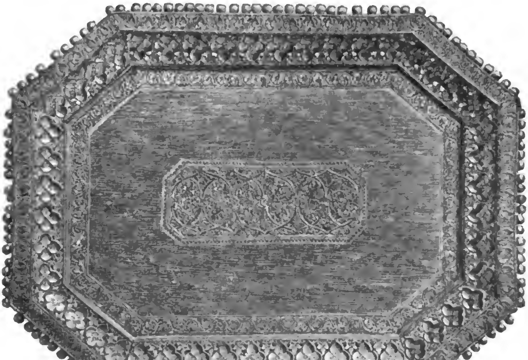
uralte Gepflogenheit, die sowohl bei arischen als nichtarischen Völkern fallweise (also nicht als Regel) zur Ausübung kam. In einem der „Purânas" (versifizierten Religionsschriften, und zwar dem fünften, dem „Bhâgavata-Purâna") ist es die Witwe des Königs Prithu, welche als erste sich dem Feuertode freiwillig hingibt.

Das vielfach ansprechende, wenn auch in manchen Hauptzügen gegen unsere eingelebten sittlichen Grundsätze verstoßende Lichtbild von dem Frauenleben im epischen Zeitalter, wie es uns aus dem unverfälschten Urtexte des gewaltigen Gedichtes vor Augen tritt, entbehrt indes keineswegs der Schattenseiten. Der dunkelsten derselben, der Polyandrie, ist bereits ausführlich gedacht worden. Sie erhält eine nicht unerhebliche Verstärkung dadurch, daß sie sich mit der Polygamie ganz wohl verträgt. Welche Charaktereigenschaften setzen solche Zustände voraus, um nicht alle Bande des Familienlebens zu zerstören und Tugenden möglich zu machen, die man in einer solchen Gemeinschaft nie und nimmer suchen würde. Selbst der gefeiertste Held der Dichtung, Arjuna, findet an Draupadî trotz deren überwältigenden Vorzüge, nicht sein Genügen; Ulûpî, Subhadrâ, Pavallakkodî u. a. müssen aushelfen. Yudhishthira hat nichts dagegen, daß er durch Selbstwahl der Devikâ deren Gatte wird, und von Sahadeva, den die Vijaya erkürt, gilt das gleiche. Wenn schon die Zärtlichkeiten, die weiblichen Reize und die hochgerühmten Frauentugenden der Draupadî versagen: was soll man sich von der weiblichen Machtfülle von der Natur minder Begnadeter denken?

Es scheint, daß hier, wie bei manchem anderen Gebrechen, Krishna der zersetzende Geist ist. Ist es schon bedenklich, daß der indische Achilles, Arjuna, der Sohn Indras ist, so wird das Bedenkliche geradezu zum Selbstverständlichen, wenn man erwägt, daß Krishna, der Mann mit den 16.000 Weibern, der unzertrennliche Freund Arjunas ist. Listige Ausflüchte, Verlogenheit, Treulosigkeit u. dgl., die Krishna anregt oder selbst übt, stehen zwar im schroffen Gegensatz zu der hohen Wertschätzung, welche sonst immer die Wahrheitsliebe findet, sie wirken aber vielfach zersetzend und schänden gleichwohl die Helden. Übrigens werden die Fälle, in welchen die Lüge entweder ein notwendiges oder erlaubtes Auskunftsmittel ist, angeführt, nämlich: in Lebensgefahr, bei fröhlichem Gelage und in — Liebeshändeln. Dann ähnliche Aussprüche, z. B.: „Nicht schadet ein Wort, im Scherze gesprochen, bei Frauen, bei einer Hochzeit" u. s. w. Ja der zweimal „gewählte" Yayâti versichert: „In Lebensgefahr und Heiratsangelegenheiten darf man lügen." Sogar der strengrechtliche Bhishma sagt, daß „unter Weibern" das Lügen erlaubt sei. Wie man sieht, ist nicht alles Schlechte, das hier zu verzeichnen ist, in das Kerbholz Krishnas zu schneiden. Wenn aber, um das Maß des Übelwollens voll zu machen, versichert wird, es gäbe kein sündhafteres Geschöpf als das Weib, seine Liebe sei zügellos, die Begierde kehre sich weder an Alter noch Mißgestalt — „denn sie ist unersättlich wie das Feuer, der Ozean, der Tod" — so ist das wieder nichts anderes als brahmanische „Retouche". Es ist nichts weiter als fromme Heuchelei, wenn solche Aussprüche auf Umwegen in die Menge getragen werden, indem man sie der einen oder anderen Apsaras in den Mund legt, z. B. der Urvaçî. In diesem Falle ganz unverständlich. Auch die Apsaras Pantschatschudâ muß sich zu solchen Verlästerungen hergeben. Dazu kommen flüchtige Ehen à la Gandhârva, Entführungen und Verführungen, gefällige Hirtenmädchen: alles Erscheinungen, die auf ein ziemlich lockeres Leben der gewaltigen Krieger schließen lassen. Mag es auch im 15. Jahrhundert v. Chr. nicht so gewesen sein, so gilt es gleichwohl für die Zeit, in welcher das Gedicht entstand, und noch mehr von jener späteren Periode, in der es von den Brahmanen mit so planmäßiger Gründlichkeit „revidiert" wurde . . .

Digitized by Google

Die beigegebenen Abbildungen bieten interessante Anhaltspunkte für verschiedene, das Frauenleben berührende Dinge, vornehmlich bezüglich des Milieus, in welchem die Betreffenden schalten, ihre Teilnahme an öffentlichen Angelegenheiten, Gastereien, Kleidung, Schmuck u. s. w. Leider ist das alles sehr anachronistisch. Die Abbildungen stammen von Künstlern her, welche zur Zeit des Mogulkaisers Akbar (zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts) lebten und die nicht nötig hatten, ihrer Phantasie Zwang anzutun. Diese Darstellungen tragen eben das Gebrechen aller sogenannten „Miniaturen", die gegenständlich in die Vergangenheit zurückgreifen, in den Äußerlichkeiten aber an den Charakter der Zeit, in der sie entstanden, sich anlehnen. Wie man weiß, haftet dieses Gebrechen nicht nur den Miniaturen, sondern auch den großen Gemälden berühmter Meister an, wie die Cinquecentisten, die Niederländer u. s. w. lehren. Bei den hier in Frage kommenden Darstellungen ist überdies hervorzuheben, daß sie nicht rein indischen Inspirationen entsprangen, sondern — der Kulturepoche der Mogulen entsprechend — vom persischen Geiste eingegeben wurden.



Tabiette aus getriebenem Golde (Meisur).

Digitized by Google



Hindu-Frauen.
(Aus einem indischen Manuskript, Pariser Nationalbibliothek.)

Dritter Abschnitt.

Familienleben im altbrahmanischen Zeitalter.[1])

Mit dem Abschlusse der Heroenkämpfe, welche den Untergang der Kriegergeschlechter zur Folge hatten, erwuchs den arischen Indern eine neue herrschende Macht, das — Brahmanentum. Eine Macht, welche die Geister in Fesseln legte, gestützt auf jene uralten Überlieferungen, die den Sängern und Weisen eine bevorzugte Stellung unter ihrem Volke anwiesen. Aus den Sängern waren Priester geworden, die Hüter jener Überlieferungen, und darin beruhte zunächst ihre Stärke. Die geistigen Schätze, durchaus Äußerungen eines frommen Herzensdranges, welche zuvor in einzelnen Geschlechtern sich vererbten, wurde nunmehr zum Horte einer ganzen Gesellschaftsklasse, eben jener Priester. Sie erklärten sich als Diener der Gottheiten, übten den Opferdienst als Privilegium aus und entkleideten allmählich den alten Glauben seiner Bedeutung als naive Naturreligion.

Der geistige Vater dieser neuen Richtung ist **Brahmanaspati**, der „Andachtsherr". Alles andere dreht sich um diesen Namen. Das Gebet oder Opfer ist brâhman, der das

[1]) **Max Müller**: „Indien und seine weltgeschichtliche Bedeutung" (Aus dem Englischen von C. Capeller), Leipzig 1884 — **Derselbe**: »The six systems of Indian philosophy«, London 1900. — **Derselbe**: »Sacred Books of the East«, Oxford 1882 — **Derselbe**: »History of Anc. Sanscr. Lit.«, 1859. — **Derselbe**: „Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion" (Deutsche Ausgabe 1880). — **G. Bühler**: »Indian Antiquary«, 1893. — **Haug**: „Brahma und Brahmanen". — **Ad. Friedr. Stenzler**: „Grihyasûtrâni. Indische Hausregeln. Sanskrit und Deutsch". (Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes. Band III, IV und VI.) — **James Fergusson**: »Tree and serpent worship«, London 1873. — **E. W. Hopkins**: »The mutual Relations of the four castes according to the Manavadharmaçastram«, Leipzig 1881. — **Romesh Chunder Dutt**: »A History of Civilisation in ancient India«, Calcutta 1890. — Ferner die Werke von **Lassen**, **L. v. Schröder**, **A. Weber**, **S. Lefmann**, **R. Roth**, **H. Zimmer**, **E. Hardy**, **A. Ludwig**, **M. Duncker**. (Vgl. S. 505 und S. 532.)

Opfer vollführt (oder der Beter) brahmán. So subtil ist der Unterschied, daß es lediglich auf den Tonfall ankommt. Alles was in diesen heiligen Zirkel fällt, ist bráhmana, „brahmanisch". Das Wort bedeutet aber auch kurzweg die Person, den „Brahmanen", den Gottesgelehrten. Brâhmana ist aber zugleich „das Göttliche" oder lediglich der Ausfluß göttlicher Kraft, die im Diener der Gottheit verkörpert ist. Man sieht: der Weg zur Selbstvergötterung ist durch Wortkünste und Begriffsvermengungen geebnet. Schließlich ist Brâhmana auch das Gefäß für alles heilige Wirken und Wissen, der sachliche Kern des Glaubens, der vieldeutige Ausdruck für Offenbarung und Überlieferung. Nur eines fehlt noch in altbrahmanischer Zeit: Brahmâ selbst, die Gottheit, die nachmals alle diese Attribute in sich aufnimmt, wie ein Brennspiegel die Lichtstrahlen.

Die Macht, welche die Brahmanen an sich gerissen, konnte der Natur der Sache nach sich nicht plötzlich bis zu jener unerschütterlichen Größe entwickeln. Sie bedurfte hierzu vieler Jahrhunderte. Die ersten Anläufe hierzu sehen wir in dem Kampfe zwischen Viçvâmitra und Vasishtha (vgl. S. 565), also bereits am Ausgange des altvedischen Zeitalters. Das epische Zeitalter festigt den Einfluß der Brahmanen durch die Rolle, die ihnen als „Purosita" (königliche Hauspriester) zufiel. Nach dem Untergange der Kshatriya (Kuru, Pându) hat die eifervolle Priesterschaft alle Gewalt in Händen, wenn auch nicht allgemein anerkannt und vielfach durch die wachsende königliche Macht, und der damit verbundenen Wiedererstarkung der Kshatriya, bekämpft. Der unbestrittene Sieg aber konnte nicht zweifelhaft sein: er fiel den Brahmanen zu.

Zu diesem Triumphe mußte ganz wesentlich eine Einrichtung beitragen, welche kennzeichnend für das gesamte indische Gesellschaftsleben ist — das Kastenwesen. Es ist ganz zweifellos, daß die Brahmanen dasselbe zu jener Starrheit und Unduldsamkeit ausgebildet haben, die ihren Zwecken im hohen Grade förderlich war. Trotzdem erklärten die Brahmanen das Kastenwesen als von altersher vorhanden, ja als göttlichen Ursprunges. Dazu mußten Legenden erfunden werden, die — wie alles, was in das religiöse Leben der Inder verflochten ist — sich tief in das Volksbewußtsein einlebten. Die Forschung freilich glaubt Anhaltspunkte zu haben, daß den arischen Indern das Kastenwesen von altersher unbekannt war. Man kannte nur Familientraditionen. Ansätze von Kasteneinrichtung, wie sie im epischen Zeitalter in die Erscheinung treten, sind sicher von brahmanischer Hand in die Heldengesänge eingeschmuggelt worden. Wir haben gesehen, wie es sich damit verhält. Übrigens kann das Vorhandensein der drei wichtigsten Gesellschaftsklassen bei einem in normaler Entwicklung sich befindlichen Volke — Nähr-, Lehr- und Wehrstand — durchaus nicht befremden. Was aber der Kasteneinrichtung ihr typisches Gepräge verleiht, ist ihre starre Abgeschlossenheit in sich, sind die heiligen Schranken, die jede derselben von den anderen drei Kasten trennt. Weil nun aber im praktischen Leben ein solches Auseinanderhalten der verschiedenen Berufsarten — die sich der Natur der Sache nach gegenseitig bedingen, ja die geradezu voneinander abhängen — nicht erreichbar ist, mußten die brahmanischen Gesetzgeber mit um so größerer Strenge die Kastenordnung überwachen, um ausgleichende Wirkungen zu verhüten. Dies verschlug aber nicht, daß die Gesetze „für des Lebens Nötigung" die notwendige Dehnbarkeit erhielten. Nur bestimmte Pflichten sind unverbrüchlich. Alles andere kann ein „zwiegeborener" Mann (der drei ersten Kasten) tun oder lassen, denn das eine ist kein Verdienst, das andere keine Sünde.

Man hat versucht, für die Grundlage der arisch-indischen Kastenorganisation einen Beleg in der gleichen uralten Einrichtung, wie sie von Jima (Dschemschid) in Iran ins

Digitized by Google

Leben gerufen wurde, zu erkennen. Die Verwandtschaft beider Völker, ihr Beisammenwohnen in der Vorzeit, habe gleichartige Verhältnisse bedingt. Jimas Ständeeinteilung in Priester, Krieger, Ackerbauer und Handwerker — welche sich genau mit den vier Kasten der indischen Arier: Brahmanen, Kshatriyas, Vaiçyas und Çudras, decken — muß aber nicht zwingender Weise eine Kastenorganisation (im indischen Sinne) gewesen sein; es dürfte sich vielmehr um die herkömmliche Gliederung in einen Lehr-, Wehr- und Nährstand handeln. Die Perser (der geschichtlichen Periode) kennen nur drei Stände: Krieger (Pasargaden, Maspier), Ackerbauer (Panthialäer, Derusiäer, Germanier) und Hirten (Daer, Marder, Dropiker, Sagartier); bei den Medern gibt es Priester (Magi), Grundbesitzer (Budii), Herrscher (arische, Arizanti), Hirten (Struchates), Nomaden (Paretatscheni) und verachtete Ureinwohner (Busae). Die letzteren entsprechen völlig den indischen Çudras oder Parias. Daß wir bei den heutigen Todas in Südindien, die von der indischen Kultur gänzlich unberührt blieben, Spuren vom Kastenleben finden, gibt zu denken. Es hat den Anschein, daß es in Indien schon in vorarischer Zeit eine Aristokratie der Hirten gegeben habe. Aber Manus Gesetzbuch kennt nur zwei Klassen von Menschen in Indien: Aryas und Çudras, Herrschende und Dienende. Nur den Aryas ist es erlaubt, sich zu unterrichten, die Veden kennen zu lernen, den Çudras dagegen verboten; für den Fall des Wohlverhaltens ist ihnen die göttliche Gnade zugesichert, als Aryas — wiedergeboren zu werden.

Bemerkenswert ist, daß der Unterschied der Kasten mit „Farbe" (varna) bezeichnet wird. Soll damit die Hautfarbe gemeint sein? Vor alters waren die in Indien eingewanderten Arier sicher hellhäutig, die Ureinwohner dunkelhäutig. Heute freilich gibt es auch schwarzhäutige Brahmanen. Das Klima allein hat dies nicht bewirkt, sondern die Blutmischung. Nun bedeutet aber varna nicht nur „Farbe", sondern auch „sich mit Farbe bemalen". In der Tat malen sich alle Inder der höheren Kasten ein Zeichen auf die Stirne, allerdings nicht zur Kennzeichnung der Kaste, sondern zur Unterscheidung ihres religiösen Bekenntnisses: die Vishnuisten (Anhänger Vishnus) ein Dreieck, die Çivaisten (Anhänger Çivas) drei Linien mit einem Kreis in der Mitte. Auch anders gemalte Abzeichen kommen vor.

Hervorzuheben ist, daß die Kastenorganisation in altbrahmanischer Zeit noch nicht die späteren Härten kennt. Selbst dem Çudra wird Wohlwollen entgegengebracht und den anderen Kasten ans Herz gelegt, ihn zu achten, wenn er sich gesittet aufführt. Vertauschen Arya und Çudra ihr Tun und Treiben, dann tritt unter ihnen Gleichheit ein: der eine hört auf dienend, der andere herrschend zu sein. Die Gesetzgeber könnten sich nicht vor der Tatsache verschließen, daß von der arbeitenden Volksklasse Wohlfahrt und Aufschwung abhängen. Um aber daraus keinerlei Prärogative entstehen zu lassen, wird verkündet: die Existenz der „vierfach geteilten" Menschengattung, die sittliche Weltordnung stützt sich auf Königtum und Brahmanentum. Sie sind die Hüter der Klassenordnung und des heiligen Gesetzes.

Die zweite Entwicklungsstufe des Brahmanentums ist das Brâhmana: die Organisation der Priesterschaft nach bestimmten Pflichtkreisen (Opferceremonien), die dritte Stufe die Abzweigung von Schulen, die Vertreter der Überlieferungen bestimmter Richtung. Die letztere nimmt ihren Anfang nach Abschluß des epischen Zeitalters. Damit gewinnt das Brahmanentum an Ausdehnung und demgemäß an Macht. Es beherrscht das gesamte private und öffentliche Leben und dominiert überdies die Staatsgewalt. Die neuen Herren — hervorgegangen aus ihrer Stellung als Purohita — verteilen die Ämter unter sich.

Digitized by Google

Die Auszweigung in verschiedene Priestergemeinschaften bedingt die Bildung der „Brâhmana", im einzelnen differenziert, in der Gesamtheit die vollständige heilige Textüberlieferung umfassend. Alle nach und nach entstehenden Schulen haben als Grundlage einen der Veda, doch hat die Zeit mancherlei Abweichungen geschaffen. Die Überlieferer selbst sind für ihre Person in ein heiliges Dunkel gehüllt, denn jedes Brâhmana ist unmittelbare göttliche Eingebung. Das ist logisch, denn jedes Brâhmana stützt sich auf einen der drei Veda. Der vierte Veda — Atharvan — konnte lange nicht zur Geltung kommen, bis er seine Ebenbürtigkeit im Gopatha-Brâhmana fand. An ihn, von einer besonderen Schule vertreten, haben sich die sogenannten „Upanishad" — eine Geheimlehre, welche den geheimen Sinn des Veda offenbart — angegliedert. Was sich darauf bezieht oder als Gegenstand des Studiums in der Waldeinsamkeit dient, wird „Aranyaka" geheißen, bildet einen besonderen Zweig der Brâhmana und umfaßt vornehmlich die Upanishad der einzelnen Veden, deren jüngere Bildungen bis in das spätere Puranenalter hinaufreichen. Eine formale Ergänzung der Brâhmana sind die „Sûtra", gewissermaßen Auszüge der ersteren, von einer Knappheit der Darstellungsform, welche mit der Zeit bis zur Unverständlichkeit gedeiht und den Inhalt eher verdunkelt als aufhellt. Es sind Aphorismen für den Opfergebrauch. Einer derselben — der „Grihya-Sûtra" — dient für die häuslichen Feierhandlungen von der Geburt bis zur Verheiratung, für den Eintritt in die verschiedenen Altersstufen u. s. w.

Es ist für das brahmanische Leben bezeichnend, daß der eigene Hausstand — also die **Familie** — sich gewissermaßen auf der Opferpflicht begründet. Der Gedankengang ist logisch: um jener Pflicht im vollen Umfange Genüge leisten zu können, d. h. allen brahmanischen Ritualgesetzen gerecht zu werden, bedarf es eines vielköpfigen Hausstandes. Das Ceremonialgesetz ist der rote Faden, der das Leben des Inders durchzieht: Geburt, Erziehung, Lebensformen, Ehe, Nachkommenschaft, Greisentum, Tod — eine vielgliedrige Kette, in sich geschlossen, eine eherne Klammer, kein leichtes, loses Familienband. Auf dem Ritualgesetze fußt zugleich alle Sitte, getragen von tief innerlicher Religiösität. Nirgend sonstwo ist die Religion weniger Schein, wie hier. Man lebt in ihr wie in einem alles durchdringenden Medium.

Danach sind auch die sogenannten häuslichen Opfer eingerichtet. Da jedem frommen Manne täglich ein fünffaches Opfer vorgeschrieben ist, darf und kann dasselbe weder umständlich, noch kostspielig sein. Die Hausregeln (Grihyasûtrâni) schreiben zwar das Ritual genau vor, überlassen es jedoch dem Opfernden, die jeweils zweckmäßige Form des Opfers zu wählen. Ein Stück Brennholz, das man in bestimmter Absicht in das Hausfeuer wirft, genügt, um die Gunst Agnis zu erringen. Vor allem aber wollen die Götter mit Speise und Trank bedacht sein, und der Opfernde erfüllt seine Pflicht nach Maßgabe seines Könnens. Glücklicherweise belehren die Hausregeln, daß die Götter sehr anspruchlos sind, was gewiß zutrifft, wenn man sich die vielen Dürftigen vor Augen hält, an deren Türen die Sorge nur zu häufig anklopft. Wenig also mag es sein, das man den Mächtigen darbringt, niemals aber darf es hierbei an Ehrfurcht fehlen. Frommes Verneigen ersetzt die auserlesensten Leckerbissen. Übrigens hat ein Geschenk an den Priester den Wert eines Opfers und das ist das Vernünftige an der Sache.

Das gesamte indische Familienleben nach brahmanischem Gesetz baut sich auf den Opferregeln auf. Auch alle Vorkommnisse innerhalb des ersteren erhalten durch das Ceremonialgesetz rituelle Heiligung. Ein alleinstehender Junggeselle wäre sonach außer-

Digitized by Google

stande, so wichtige Lebenspflichten zu erfüllen. Und so wird die Ehe zur ersten und wichtigsten derselben. Nicht nur die Söhne, auch die Töchter sollen frühzeitig heiraten, nicht etwa um ihrer natürlichen Bestimmung zu dienen, sondern aus religiöser Notwendigkeit. Nun gibt es freilich, wie wir von früher her wissen, Formen von Ehebündnissen, bei denen der verwickelte Apparat der Ceremonialgesetze nicht leicht zur vollen Geltung kommen kann oder aus inneren Gründen vernachlässigt wird. Deshalb anerkennt das brahmanische Gesetz zwar alle diese Formen, die Gândharvaehe der Kshatriya, die auf gewaltsamer Entführung beruhenden Rakshasaehe, die formlose Vereinigung der Prâjâpatyaehe, die Rishi- oder Kaufehe und die ihr nahestehende Âsuraehe (in unserem Sinne die



Frauen aus Central-Indien.
(Aus einem indischen Manuskript, Pariser Nationalbibliothek.)

Geldheirat), die Paiçâtschaehe (nicht gewaltsame, sondern heimliche Entführung); für recht und heilig gilt aber nur die brahmanische Ehe, d. h. jene unter priesterlicher Intervention. Diese Ehe wird „göttlich", wenn sie mit dem großen öffentlichen Opfer („Opferausbreitung", vaitâna) verbunden ist. Für Brâhmana ist nur diese Art von Eheschließung geziemend.

Maßgebend für das Ritual ist die altvedische Hochzeitsfeier. Fast genau so wie dort, werden die einzelnen Ceremonien mit peinlichem Festhalten an den überlieferten Formen begangen. Aber das Wesen dieser Formen hat sich in den langen Zeitläufen verschleiert, die weihevollen Sprüche der Vorzeit sind zu unverstandenem Formelkram herabgesunken, den einzelnen Ceremonien fehlt der offenkundige Sinn. Man hat nur dunkle Vorstellungen von der Bedeutung der Ceremonien. Kurz, der Symbolismus der verschiedenen Handlungen ist in den Nachkommen nicht mehr lebendig. So das Ergreifen der Hand der Braut durch den Bräutigam, der dreimalige Rundgang um das Hausfeuer, das Besteigen des Mahlsteines, das Werfen der Reiskörner u. s. w. Letzteres galt einst

Digitized by Google

den Göttern Varuna, Aryaman und Pûshan, die längst depossetiert sind. Auch sonst ist alles beim alten geblieben, wie die Ausfahrt der Braut und ihr Empfang im neuen Heim. Dagegen ist das Besprengen der Braut mit Wasser, ihr Platznehmen auf einer roten Stierhaut, der Aufblick zu gewissen Sternen als neues Ceremoniell hinzugekommen. Auch die Enthaltsamkeit der Neuvermählten durch drei volle Tage ist aus dem grauen Altertum mit seinen hohen Begriffen von Keuschheit als lichtes Symbol herübergekommen.

Hier nun setzt der höhere Zweck der Ehe, der himmlische, nicht der irdische, ein. Der Ehe- und Hausherr ist zugleich der Träger des heiligen Ceremonialgesetzes. Nur er ist vorerst berechtigt (und verpflichtet), die mancherlei Opferungen zu vollziehen. In der Folge können diese Handlungen auf den Sohn (oder die Söhne, ja selbst auf Schüler) übertragen werden oder auf die Gattin, doch ist es letzterer untersagt, irgend eine rituelle Handlung ohne spezielle Einwilligung des Gatten vorzunehmen. Das hohe Ansehen des Haushälterstandes ergibt sich schon daraus, daß er die Quelle aller das religiöse Leben des Brahmanen umfassenden Stadien ist. Die vom Haushälterstand ausgehenden drei anderen Stände: der in Keuschheit lebende Schüler, der seinem Lehrer zeitlebens Gefolgschaft leistet, der Asket in seiner beschaulichen Zurückgezogenheit und der Einsiedler im Büßerwalde, haben ihre Wurzel im ersten und wichtigsten Stande, dem des Haushälters und sind ihrem Wesen nach eigentlich nichts anderes als Entartungen des eigentlichen Daseinszweckes mit zunehmend strengeren und strengsten Lebensregeln, wobei die Ausgestaltung der Familie und demgemäß der menschlichen Gesellschaft, dem Bedürfnisse nach individueller Vervollkommnung hintangesetzt wird.

Die Frau, wie sie sich im Spiegel des brahmanischen Gesetzes zeigt, ist nicht mehr jene helle, freundliche Gestalt der Vorzeit. Die Beschränkung ihrer individuellen Rechte hat im Vergleiche mit den altvedischen Einrichtungen erheblich zugenommen. Schon beginnt die verderbliche Entmündigung, die späterhin so reißende Fortschritte macht und den Beruf des Weibes auf das niedrige Niveau herabdrückt, auf dem wir es heute stehen sehen. Das brahmanische Gesetz beraubt die Frau des freien Verfügungsrechtes. Hat sie ihr Gatte verlassen, so muß sie mindestens sechs Jahre (die Frau eines Brahmanen zwölf Jahre) auf dessen Rückkehr warten, ehe sie eine neue Verbindung eingehen kann. Leistet ihr Gatte Verzicht auf alle Freuden des Daseins, d. h. wird er zum Asketen oder Büßer, so ist erstere gehalten, auch ihrerseits dem ehelichen Leben für immer zu entsagen. Auch die Polygamie meldet sich leise an. Zwar das Gesetz des Manu kennt nur die Monogamie; Unfruchtbarkeit aber räumt dem Gatten das Recht ein, sich zu der ersten Frau eine zweite zu nehmen „vor Anzündung der Feuer“ (Agnihotram).

Das soll aber nicht ohne weiteres geschehen. Es darf kein Mittel unversucht bleiben, um dem Übelstande der Unfruchtbarkeit nach Kräften zu begegnen. Offenbar waren die Brâhmana der Polygamie abgeneigt und es ist bei dem frommen Sinn der alten Inder nicht zwingend notwendig, anzunehmen, die mehr als fragwürdigen Gegenmittel seien ein Ausfluß versteckter Heuchelei. Es hat vielmehr den Anschein, daß abergläubische Gebräuche, welche späterhin mißverstanden wurden, in den Kreis jener heiligen oder geheiligten Maßregeln traten, von denen das Leben des frommen Inders förmlich durchwuchert ist. Bei einem Volke, welches das Unmöglichste für möglich hält, kann es nicht verwundern, wenn man sieht, wie es die Natur mit leerem Hokuspokus „korrigieren“ will. Um das Gebrechen der Unfruchtbarkeit zu beseitigen, dürften auch

Digitized by Google

im alten Indien Sprüche und Götteranrufungen kaum geholfen haben. Auch Wunderkräuter nicht, die allerdings nicht nur in den Landen der indischen Arier wachsen. Sehr wirksam soll z. B. die „weißblühende" Simhi (Solanum Jacq. W.) sein. Dann andere Kräuter, welche die „rettenden", „besiegenden" genannt werden. Übrigens sind das alles mehr vorbeugende Mittel, d. h. man wendet sie an, um eine „eventuelle" Unfruchtbarkeit abzuwenden. Also in der ersteren Zeit des gesegneten Zustandes. Sehr merkwürdig ist der folgende Brauch: es wird der Frau, nachdem sie gefastet, saure Milch von einer Kuh, die ein ihr selbst ähnliches Kalb hat, zu trinken gegeben; zuvor werden zwei Bohnen und ein Gerstenkorn in den Trank getan. Während sie von diesem schlürft, hat sie auf die wiederholte Frage: „Was trinkst du?" dreimal zu antworten: „Manneszeugung"... In den Kreis der herkömmlichen Mixturenzauberei gehört der folgende Brauch. Schößlinge eines Feigenbaumes werden in Wasser zerquetscht und damit das rechte Nasenloch der Frau benetzt. Statt ersterer können auch Kuçawurzel oder Somakraut in Verwendung genommen werden. Schließlich wird der Frau unter bestimmter Formel eine Schale Wasser in den Schoß gestellt.



Frauen beim Schaukelspiel.
(Aus einem indischen Manuskript, Pariser Nationalbibliothek.)

In ähnlicher Weise wird die ganze lange Zeit des gesegneten Zustandes mit dem Unkraut des dürren Aberglaubens fortgearbeitet. Im vierten Monat etwa findet die sogenannte „Scheitelschließung" statt, d. h. der jungfräuliche Haarschmuck der Braut wird in die schlichte Haartracht der verheirateten Frau umgewandelt. Das ist die Pflicht des Gatten. Anstatt aber sich eines Kammes zu bedienen, geht das sehr umständlich her. Den Kamm ersetzt ein merkwürdiges Ding, daß sich aus folgenden Ingredenzien zusammensetzt: einem Udumbarazweig mit daran hängenden unreifen Früchten, drei Kuçahalmen und einem dreifarbigen Stachel des Stachelschweines. Mitunter wird dieser

Digitized by Google

improvisierte Kamm noch durch Hinzufügung eines Zweiges vom Vîratarabaum und einer vollen Spindel vervollständigt. Während der Gatte mit diesem Instrumente die Haare seiner Frau nach aufwärts streicht, murmelt er die geheimnisvollen Worte: „Erde, Luft, Himmel, Om!"

Unter diesen und ähnlichen Ceremonien, welche neben den rituellen Hausopfern einen großen Bruchteil der Zeit des jungen Gatten in Anspruch nehmen, reift das keimende Leben heran. Endlich ist der große Augenblick da. Es wäre kein Brâhmanenkind, wenn sein Erscheinen in dieser Welt der Förmlichkeiten und komplizierten Beschwörungen nicht mit einer Flut von Sprüchen und sonderbaren Hantierungen begrüßt würde. Besonders bei einem Knaben ist viel des wunderlichen Getues. Butter und Honig sind seine erste Speise, eingeriebener Goldstaub sein erster Schmuck. Ein kleiner, nackter, vergoldeter Götze. Alle Orientalen treiben mit männlichen Nachkommen solchen Götzendienst. Ein indischer Vater nach altbrahmanischer Façon läßt sich aber derlei besonders angelegen sein. Um dem Jungen „Geist und Leben" einzuflößen, werden ihm die Schultern gestreichelt. Dann beugt sich der Vater zu den Ohren des Kleinen herab und flüstert: „Werde ein Stein, werde eine Axt, werde unverwüstliches Gold! Du bist mein Selbst, Sohn genannt. Lebe hundert Jahre!"



Frauen beim Schaukelspiel.
(Miniatur des persischen Malers Miani, 16. Jahrh. Chedivîale Bibliothek zu Kairo.)

Nun nimmt der Vater das Kind und gibt ihm zuerst die rechte, dann die linke Brust der Mutter, redet diese in ceremoniöser Weise an und stellt ein Gefäß mit Wasser ihr zu Häupten, „zur Hut für die Wöchnerin und ihr Söhnlein" . . . Nach zehn Tagen, wenn erstere völlig genesen ist, findet die Feier der „Namengebung" statt. Scheinbar eine einfache Sache, die aber gleichfalls bestimmten Regeln unterliegt. Knaben erhalten nämlich einen geradesilbigen, Mädchen einen ungeradesilbigen Namen. Dazu kommt für

Digitized by Google

ersteren noch ein sogenannter Begrüßungsname, den nur die Eltern kennen und den der Träger verliert, sobald er beim Lehrer eingeführt wird. Flüssige Nahrung wird bis zum vollendeten sechsten Monat beibehalten, worauf die „Reisfütterung" beginnt, nicht ohne feierliche Handlung, Opferung, Sprüchen und Geschenken. Bei Mädchen entfallen alle lautlichen Kundgebungen; Handlungen ohne Worte. Erst im dritten Lebensjahre wird dem Kinde das Haar, bis auf eine Locke, geschnitten, wobei abermals allerlei Ceremonien nach streng ritueller Vorschrift diesem wichtigen Ereignisse erhöhte Bedeutung verleihen.

Wie man sieht, ist viel feierliches Wesen im altbrahmanischen Familienleben, wahrlich nicht zu dessen Schaden. Denn gerade aus diesen scheinbar höchst überflüssigen Äußerlichkeiten entspringt die stramme Familiendisziplin, das ehrbare Verhalten der Familienglieder untereinander, zumal der Kinder zu ihren Eltern, die frühzeitige Weckung eines ernsten, sittlichen und pflichttreuen Lebenswandels seitens der ersteren und eine unermüdliche Fürsorge für alles und jedes seitens der letzteren. Wie streng die Auffassung von der Stellung und Würde eines Hausvaters ist, geht schon daraus hervor, daß ein Kind, das die Gattin ihrem Manne in die Ehe mitbringt, recht- und gesetzmäßig als dessen eigenes angesehen wird. Ja, noch mehr: falls die Frau bei Lebzeiten des Gatten und mit seiner „Einwilligung", von einem anderen ein Kind empfangen hat, gilt es als sein eigenes; ist es aber die Frucht eines Fehltrittes, so hängt es lediglich von der Entscheidung des Gatten ab, ob er jenes als sein eigenes anerkennen will oder nicht. Bei jener Bemerkung: „mit seiner Einwilligung" hat der Leser sicher gestutzt. Sie hat eine höchst unmoralische Pointe, nach unserer Auffassung wenigstens; nicht aber nach altindischer. Auf dem Besitz eines Sohnes stützt sich das ganze Familiengebäude. Ohne eines solchen muß es in sich selbst zusammenfallen, ganz abgesehen davon, daß nur ein Sohn dem verstorbenen Vater die zu seiner himmlischen Erhöhung unentbehrlichen Opfer bringen kann. Daher das verblüffende Auskunftsmittel, auf dem Umwege eines nach unseren Sittengesetzen als Ehebruch qualifizierten Vorganges, sich männlicher Nachkommenschaft zu versichern. Ob dieses Auskunftsmittel probat ist, mag dahin gestellt bleiben. Der Zweifel über dessen Unfehlbarkeit liegt ja auf der Hand. Die Sohnlosigkeit hat aber etwas so Schreckhaftes, daß man selbst eine so monströse Einrichtung ohne weiteres begreift. Daher auch die Eile, mit der (auf gesetzmäßigem Wege) die Witwe eines ohne männliche Nachkommen gestorbenen Sohnes dem vorliegenden Mangel abzuhelfen sich bemüht. Gewöhnlich ist es der Schwager, der einzuspringen hat. Ist ein solcher nicht zur Hand, so mag sie sich — immer unter vorher eingeholten Rates seitens des befragten Gûrû (Ehrwürdigen) — an einen ihrer Verwandten wenden, und zwar der Reihenfolge nach bis zum fünften oder siebenten Grade, oder an einen Kampfgenossen ihres verstorbenen Gatten.

Die Abgötterei, die man im altbrahmanischen Zeitalter mit den Söhnen trieb, schloß gleichwohl jede Überhebung oder sonstige Übelstände, die derlei im Gefolge haben könnte, aus. Verzogene Kinder, „Muttersöhnchen" und dergleichen bei uns übelberüchtigte Hauspflanzen kannte das alte Indien nicht. Der große Wert, welcher auf männliche Nachkommenschaft gelegt wurde, verhalf dieser selbst zu jener stramm anerzogenen Würde, die sich vornehmlich in einem respektvollen Verhalten gegen die Eltern und erwachsenen Familienglieder überhaupt äußerte. Die gewöhnliche Begrüßungsform war das Umfassen der Knie und bestanden hierfür bestimmte Vorschriften. Es mußte pflichtgemäß ausgeführt werden gegenüber den Eltern und Blutsverwandten, Onkeln und

Digitized by Google

Tanten, älteren Brüdern, bedingungsweise gegen ältere Frauen als die Mutter und ältere Schwestern, niemals aber gegen jüngere Geschwister, Schwägerinnen, Schwäger und Schwiegermütter.

Als Entgelt für solche Ehrerbietung ist es der Eltern heiligste Pflicht, die Kinder gut zu behandeln, ihnen zum leuchtenden Vorbilde zu dienen, für deren Erziehung in ersprießlicher Weise zu sorgen. Von großem Einflusse mußte das ehrbare und sittliche Verhalten der Eltern zueinander sein. Schamhaftigkeit galt als die vornehmste Tugend, opferwillige Liebe zur Förderung des ehelichen Glückes als etwas ganz Selbstverständliches. Von dreieiniger Reinheit soll alles verklärt sein: Reinheit der Sitten, des Äußeren und des Haushaltes. Das dritte Glied dieser Dreieinigkeit, die Reinheit des Haushaltes, ist indes nicht bloß im physischen Sinne zu verstehen. Endlos ist die Liste von Dingen, die im rituellen Sinne als unrein zu gelten haben. So vornehmlich gewisse Nahrungsmittel, die entweder an sich durch Verbot dem Genusse entzogen sind oder erst durch Nebenumstände unrein wurden, z. B. von Nagern und Insekten angegriffene Früchte, Speisen, die ein Çudra oder eine Wöchnerin (innerhalb der ersten zehn Tage nach ihrer Niederkunft) berührt hatte, die in der Nähe einer Leiche sich befanden u. dgl. m. Manche dieser Verordnungen, besonders diejenigen, welche geeignet sind, den Reinlichkeitssinn in physischer Beziehung zu fördern, haben ihr gutes; so z. B. die Händewaschungen vor dem Essen und das Mundspülen nach demselben. Wenn auch lediglich aus rituellen Gründen verordnet, dienen derlei Verfügungen unbeabsichtigt zugleich hygienischen Zwecken. Übrigens sind die brahmanischen Gesetzlehrer auch in letzterer Beziehung nicht blind; beweis dessen die peinlich genauen Anweisungen bezüglich aller vorzunehmenden Reinigungsarbeiten, Anweisungen für Scheuern, Reiben, Waschen von Metall-, Stein-, Holz-, Ton- und anderen Gegenständen, Vorschriften für die Behandlung der Speisereste, die Säuberung des Speiseraumes, die Körperpflege der Kinder u. s. w.

Das alles, mag es nun nach dem Wortlaute der Gesetze streng geübt oder vernachlässigt worden sein, spricht sicher nicht zu Ungunsten der brahmanischen Hausordnung, wenn auch die übertriebene Pedanterie nicht sympathisch berühren mag. Zweierlei ist darin zu erkennen: das altindische Formelwesen und die völlige Entmündigung des Volkes zu Nutz und Frommen der herrschenden Kaste, welche das Leben des Hindu in tausend kleine Fesseln verstrickte und es in in allem und jedem am Gängelbande führte. Selbstverständlich tritt dieser Sachverhalt am schärfsten in geistiger Beziehung hervor. Bei keinem Volke der Erde hat die Schule eine so einschneidende Bedeutung wie bei den alten Indern. Sie bildet einen völlig in sich abgeschlossenen Lebensabschnitt, und zwar in der nachdrücklichen Form, daß der Schüler während dieser Zeit dem häuslichen Kreise und damit dem Einflusse der Eltern völlig entrückt ist. Man könnte einwenden, daß dies ja auch bei uns im Anstaltswesen der Fall ist. Wie unzutreffend der Vergleich ist und wie sehr sich die Schule nach brahmanischem Gesetz von allen ähnlichen Einrichtungen bei anderen Kulturvölkern unterscheidet, wird das folgende zeigen.

Uberhaupt unterordnet sich hier die „Schule" nicht dem herkömmlichen Begriffe. Es ist nicht die Stätte, wo im Kreise munterer Kinder Lust und Freude, Ernst und Spiel wechseln, Erziehung und geistige Ausbildung die Grundlage für bestimmte Berufsfragen abgeben, kein stufenweiser Ausbau in der Aneignung solcher Kenntnisse, welche den Schüler in die Lage versetzen, sich im Sinne der Berufswahl selbständig zu machen. Das alles ist die brahmanische Schule nicht. Sie ist einfach ein Kolleg für Unter-

Digitized by Google

weisungen in der brahmanischen Sittenlehre, mehr Erziehung als Unterricht, mehr geistiger Drill als Vermittlung von Kenntnissen. Die brahmanische Schule ist der Natur der Sache nach eine priesterliche Einrichtung und so verwirft sie alles, was außerhalb des brahmanischen Lebens steht. Das oberste Prinzip ist die Disziplinierung der Geister, Endzweck aller Erziehung die dem Kinde einzuprägende Erkenntnis von der Heiligkeit, Größe und Allmacht des Brahmanentums. Man erreicht dies vornehmlich dadurch, daß für Brahmanenkinder eine viel längere Schulzeit festgesetzt ist, als für die Angehörigen der beiden anderen Kasten. Hierbei tritt die bemerkenswerte Einrichtung zutage, daß die Dauer der Lehrzeit nicht in die reiferen Jahre hinausgeschoben, sondern stufenweise (je nach der Kaste) in die Kinderjahre zurückverlegt wird: Brâhmana sind



Ein Brâhmane unterrichtet Frauen in den heiligen Schriften. (Nach einer indischen Miniatur, Pariser Nationalbibliothek.)

mit dem vollendeten siebenten, Kshatriya mit dem elften, Vaiçya mit dem zwölften Jahre dem Lehrer zuzuführen. Die Lehrzeit währt beziehentlich zwölf, fünf und vier Jahre. Çudras genießen keinen Unterricht.

Daß die Einführung beim Lehrer, sowie das Verhältnis des Schülers zu diesem mit allerlei, zum Teile höchst wunderlichen Förmlichkeiten verbunden ist, braucht nach allem, was wir über altindisches Wesen erfahren haben, kaum besonders betont zu werden. Schon den kleinen Schulknaben kennzeichnet die Kaste. Kleider, Gürtel und Stab sind nach Stoff und Farbe verschieden. Mit auserlesener Würde wird seitens des Lehrers dem Kleinen die Bedeutung seiner Aufnahme als Schüler zu Gemüte geführt. Die Ceremonie beginnt damit, daß der Aufzunehmende seinen Namen nennt, worauf er von seinem künftigen Lehrmeister aufgefordert wird, zur Sonne aufzuschauen. Darauf legt er seine Hände auf die Schultern des Knaben, berührt die Stelle seines Herzens

Digitized by Google

und heißt ihn Agni zu verehren. Das letztere geschieht, indem der künftige Schüler das Feuer umschreitet und ein Scheit Holz in dasselbe legt. Es wird ihm bedeutet, daß er dies täglich zu tun habe. Außerdem Zusammenfegen der Glut und Asche und Umsprengen der Feuerstelle mit Wasser. Nun wird ihm der Gürtel (wenn er Brâhmana ist, überdies die Opferschnur) angelegt, der Schülerstab in die Hand gegeben und die Aufnahmsceremonie mit den Worten beendet: „Du bist Schüler; tue Wasser in den Mund, vollziehe die Handlung, schlafe nicht am Tage, sei deinem Lehrer gehorsam und lies den Veda."

Ein solcher „Brâhmatscharin" (Schüler) ist kein fideler Student. Kinderfreude, Lustbarkeit, vernünftige Teilung der Zeit in Studium und Erholung kennt man nicht. „Max und Moritz" sich in eine brahmanische Schule versetzt denken, wäre dasselbe, wenn man sich einen Buddhistentempel als Variété vorstellte. Von der Strenge des Schülerberufes zeigt schon die Einrichtung, daß der Knabe, wären seine Eltern noch so wohlhabend, Anweisungen für das Einsammeln von Almosen erhält und auf den Bettel gewiesen wird, der ihm den Lebensunterhalt verschaffen soll. Gewiß ein wunderliches Studentenleben. Die Brâhmana wissen, daß nur harte Zucht den Nachwuchs planmäßig für den heiligen Beruf der höheren Grade trainieren könne. Daher der Schulbeginn der Brâhmana im zartesten Alter, damit nichts versäumt werde. Das Verhalten des Jungen ist in allem und jedem peinlich genau geregelt. Er darf auf keinem Sessel sitzen, muß auf dem Erdboden schlafen, er ist bezüglich seiner Ernährung an das gewiesen, was er sich erbettelt — kurz, das Leben eines Asketen in Kinderschuhen.

Und nun erst die unglaublichen Anforderungen rücksichtlich des Lehrstoffes. Unsere Klagen über die unmenschliche Überbürdung der studierenden Jugend stellen sich im Spiegel indischer Geistesfütterung einfach als gegenstandslos dar. Hier entscheidet nicht das Vielerlei, sondern das Viele. Und noch ein anderes: die altvedische Schule kennt keine Lehrbücher. Sehr erklärlich, denn in jener Zeit (zwischen 1500 und 700 v. Chr.) gab es noch keine Schrift! Aller Lehrstoff wurde mündlich vermittelt und mußte daher auswendig gelernt werden. Ein bloßes sinngemäßes Erfassen dessen, was der Lehrer zum Vortrage brachte, gab es nicht. Es war dies der Natur der Sache nach unzuträglich, da es sich ja während der ganzen Dauer des Unterrichtes ausschließlich um den Veda handelte, also um wörtliche Überlieferungen, die sich durch viele Jahrhunderte von Mund zu Mund fortpflanzten und deren Hüter eben die Brâhmanen waren. Sie bedurften also eines Nachwuchses, der im Auswendiglernen der heiligen Texte sich in einer Weise übte und disziplinierte, für die es kein Analogon im Völkerleben gibt. Man erwäge: der Rigveda allein enthält in seinen zehn Büchern mehr als 1000 Gedichte mit rund 10.000 Versen (etwa 150.000 Wörtern). Allerdings mutete man nicht jedem Schüler zu, solche „Wissenschaft" in seinem jugendlichen Gehirne aufzuspeichern. Wer aber den Priesterberuf sich erwählte, war selbstverständlich dazu gezwungen. Denn ein anderes Mittel, sich die volle Kenntnis des Veda zu verschaffen, gab es nicht. Sicher ist, daß hier die Vererbung (dank der Kasteneinrichtung, die sonst nicht viel Dankenswertes in sich schließt) eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt. Beweis dessen die erstaunliche Gedächtniskunst der jetzigen indischen Studenten. Max Müller erzählt, daß die Çrotriya (brahmanische Gelehrte) auch heute noch den Veda aus dem Munde ihres Guru auswendig lernten, niemals aber aus Handschriften. Wenn alle Manuskripte des Rigveda zur Zeit verloren gingen, könnte man das Ganze einzig aus dem Gedächtnis der Çrotriya wiederherstellen. Man bedenke, daß so gut wie nichts von den heiligen Schriften der alten Indo-Arier uns erhalten

Digitized by Google

geblieben wäre, hätte nicht die Methode der wörtlichen mündlichen Überlieferung uns vor diesem Verluste bewahrt. Das Auswendiglernen geschieht auch jetzt noch nach strengen Schulregeln, welche als heilige Pflicht angesehen werden. Max Müller erzählt von einem Knaben, der, um Vedastudent zu werden, acht Jahre im Hause seines Lehrers zubringe; er habe zehn Bücher: die Rigvedahymnen, ein zugehöriges Brâhmanawerk (das „Âranyaka", ein Prosawerk), die Hausregeln (Grihyasûtra) und sechs Abhandlungen über Aussprache, Grammatik, Etymologie, Metrum, Astronomie und Ceremonialgesetz zu lernen. Diese enthielten 30.000 Zeilen, die Zeile zu je 32 Silben, was (ausschließlich der Feiertage) auf die rund 2500 Arbeitstage der Lehrzeit verteilt, etwa zwölf Zeilen auf den Tag ausmache, vom Einüben und Wiederholen abgesehen.

Diese erstaunliche Gedächtnisübung mußte das Denken disziplinieren. Eine Wissenschaft freilich gab es nicht, nur ein Wissen. Daher auch das unglaublich Umständliche des Unterrichtes. Zu Füßen des Lehrers auf Polstern kniend, ohne irgend welch anderen Behelf als gespannte Aufmerksamkeit, ohne Buch, ohne Schreibheft: so lauschten sie dem Vortrage ihres Meisters: Wort für Wort, nach Betonung und Sinn, wiederholen das Gehörte der Reihe nach, hören die Ausstellungen des Guru und wiederholen es wieder und wieder — aus den Worten werden »Praçna« (zwei, drei Verse), sechzig solcher Praçna bilden eine »Adhyâya« (Lektion — Lesestück kann man nicht sagen), womit das Tagespensum abschließt. Dann entfernen sich die Schüler mit den Worten: „Mögen wir gedeihen", um den nächsten Schultag den Lehrer mit der stereotypen Aufforderung: „Bho! (o Herr!) mögest du vortragen," zu begrüßen, nicht ohne zuvor nach altindischer Haussitte die Knie des Erleuchteten umfaßt zu haben. Alles Lernen ist religiöses Tun und Denken. Aber es gibt eine Schwelle, an welcher der gewöhnliche Schüler halt macht. Hinter ihr liegt das Bereich der Geheimwissenschaft des Brahmanismus. Nur auserwählte, besonders befähigte, oder solche Schüler, welche den Beruf in sich fühlen, die höchste Kenntnis vedischen Wissens — der Urquell der „Weisheit der Brahmanen" — zu erringen, ist die Pforte zu jener Höhe der lichtumflorten Geheimwissenschaft freigegeben. „Âranyaka" und „Upanishad" sind die Schlüssel hierzu. Das Wesen dieses Geheimnisses aber ruht bei den „glänzenden Göttern", der Schöpfung jener Dichter und Sänger, deren geistiges Erbe der Brâhmana zufiel.

Das ist ein Lehrgang, der sich so ungefähr mit unserer „akademischen" Ausbildung vergleichen läßt. Die gewöhnliche Schulzeit ist, wie erwähnt, je nach den Kasten auf eine bestimmte Anzahl Jahre festgesetzt. Der Brâhmana-Schüler, der mit Beginn des siebenten Lebensjahres dem Lehrer zugeführt wird und durch zwölf Jahre seiner Obhut anvertraut ist, tritt sonach mit vollendetem 18. Jahre wieder ins Familienleben ein. Es scheint, daß außergewöhnliche Fortschritte keinerlei Einfluß auf die Abkürzung der Lehrzeit hatten; dagegen wird ausdrücklich erklärt, dem Lehrer stünde es frei, den Abgang seines Zöglings hinauszuschieben, wenn die „Gelübte", d. h. die angelobte Vollendung der Vedastudien, nicht erfüllt worden sind. Zwölf Jahre fern vom Vaterhaus und noch dazu in einem Lebensabschnitte, in welchem sich der Schüler vom Kinde zum Manne entwickelt, konnten nicht ohne tiefgehende Wirkung auf die Charakteranlagen, die seelischen und geistigen Qualitäten des Jungen bleiben. Die Brâhmana hatten es eben in der Hand, für zahlreichen Nachwuchs, dem sie die hohe Bedeutung der herrschenden Kaste und des Priesterberufes beizubringen wußten, zu sorgen und damit ihren Machtbestand stetig zu vermehren. Wer nicht der ihre wurde, hatte von vornherein nicht die Qualifikation hierzu und so war im Grunde genommen nichts

Digitized by Google

verloren. Gewiß aber ist, daß jeder Brâhmaschüler, mag er auch nicht den höheren Graden nachgestrebt haben, sich auf Grund der ihm planmäßig eingeimpften Grundsätze mit dem ganzen Stolze der herrschenden Kaste, die ihm seine dominierende Stellung im Staate und in der Gesellschaft — wenn man sich so ausdrücken will — gab, sich umgürtete.

Der Abgang von der Schule gestaltet sich, wie nicht anders zu denken, zu einem festlichen Ereignis. Der Schulunterricht geschieht, wie wir gesehen haben, unentgeltlich, es gibt keine Entlohnung in Form eines Schul- oder Kollegiengeldes, aber ebensowenig drückt den Lehrer auch nur die kleinste Sorge für das leibliche Befinden seiner Schüler. Sie haben sich ja ihren Lebensunterhalt zu erbetteln und das unentbehrliche Taschengeld durch Almosensammeln zu verschaffen. Mit dem Abgange aber tritt an den Schüler



Konzert vor einer Prinzessin. (Aus einem indischen Manuskript, Pariser Nationalbibliothek.)

die Pflicht der Erkenntlichkeit heran, welche er durch entsprechende Geschenke an den Meister erfüllt. Von größerer Bedeutung aber ist das sogenannte „Abgangsbad", das den Höhepunkt der Feier bildet. Natürlich ein Symbol, wie fast alles im indischen Leben. Das „Bad" besteht in einem Benetzen oder Waschen aus acht Wassergefäßen, welche in einem Verschlage aufgestellt sind. Nach einer Darbringung von Opfern und Spenden bespricht der abgehende Schüler die (acht) „feindlichen" Feuer, welche in das Wasser eingegangen, daß sie darin zurückblieben, um sich hierauf die „freundlichen" Feuer herauszuschöpfen, und seinen Körper damit zu benetzen, „zum Glück und Ruhm, zur Göttlichkeit und zum Gottesglanz".... Nun ist der Brâhmatscharin ein „Snâtaka" (Abgehender), dem nach beendeter Feier noch besondere Verhaltungsmaßregeln für das fernere Leben mit auf den Weg gegeben werden. Außer dem Erkenntlichkeitsgeschenke hat der Snâtaka eine bestimmte Anzahl von Gegenständen zu besorgen: ein Halsgeschmeide, ein paar Ringe, Gewänder, Schuhe, Sonnenschirm, Stock, Kopfbinde u. dgl. m.

Digitized by Google

Reichen die Mittel, so hat der Abgehende diese Sachen auch für sich zu beschaffen. Damit sind dann sämtliche Formalitäten erfüllt. Es steht aber dem Snâtaka frei, sich früher oder später wieder „zu Füßen" seines Lehrers zu schmiegen, wenn er aus eigener Überzeugung den ihm gewordenen Unterricht für nicht ausreichend hält, oder eine höhere Ausbildung und damit die Erlangung eines höheren Grades unter den Brâhama, anstrebt. Im anderen Falle tritt der Abgehende für beständig in den Kreis seiner Familie zur Ausübung seines klassenmäßigen Berufes zurück.

In diesem Kreis genießt nun der Absolvent alle Autorität, die mit der Kenntnis der Opferpflichten und der Riten, und allem, was damit zusammenhängt, verbunden ist. Er hat die volle Reife für den Beruf eines Hausherrn. Damit ist der eigentliche Zweck des Schulunterrichtes erfüllt. Denn ohne diesen ist es gar nicht möglich, die Pflichten eines Hausvaters zu erfüllen. Dieselben sind nämlich nach unseren Begriffen äußerst kompliziert und ohne gründliche Unterweisung würden zahlreiche Verstöße gegen das brahmanische Gesetz begangen werden. Haussegen und Wohlstand, die Gunst der Götter, ja sogar die Naturerscheinungen hängen damit zusammen. Jede Zeit hat ihre besonderen Opferhandlungen, in den Hantierungen, auf denen das Hauswesen beruht, besteht ein peinlich auszuübendes Formelwesen. Das rituelle Moment adelt die Tätigkeit, sei der Ausübende nun Ackerbauer oder Viehzüchter. Auch Gefahren soll dasselbe abwenden, wie beispielsweise die „Çravanâ"-Ceremonie in der Regenzeit, durch welche die Schlangenfürsten beschwichtigt werden sollen. In dieser Zeit, wo sich die giftigen Reptilien in die menschlichen Wohnungen schleichen, auf Streu zu schlafen, ist verboten. Für jedes Ding gibt es Vorschriften, welche sich entweder auf Opfergaben, Sprüche, Besprengungen mit Wasser, Beschwörungsformeln, Götteranrufungen oder Zauberdienst beziehen. Man baut kein Haus, zieht keine Ackerfurche, befestigt keinen Balken und richtet kein Gelaß ein, ohne solchem frommen oder abergläubischen Getue. In der Tat: eine wunderliche Welt!



Indischer Tanz. (Nach einer Miniatur.)

Vor allem aber hat die Schulzeit in der Seele des Knaben und Jünglings eine heilige Pflicht tiefe Wurzeln fassen lassen: die unbegrenzte Verehrung und Hochschätzung der Brâhmana. Es genügt nicht, diese mit Gaben und Speisen zu bedenken und sie zu allen wichtigen Familienereignissen heranzuziehen; viel höher noch steht das Gebot der

Wahl der Opferpriester, die man in den Dienst des Hauswesens stellt. Welcher Einfluß sich hierbei geltend macht, bezeugt die Vorschrift, daß ein Priester, der die auf ihn gefallene Wahl deshalb ablehnt, weil der Wähler ihm aus irgend einem Grunde verächtlich erscheint, durch keinen anderen Priester ersetzt werden darf. Ohne diesen aber lassen sich die Hausherrenpflichten gar nicht erfüllen. Diese völlige Abhängigkeit von der Priesterschaft hat insoferne das Gute, daß sie den sittlichen Lebenswandel, Frömmigkeit und Nächstenliebe stützt. Singen und Beten, strenge Befolgung aller Vorschriften nach brahmanischem Gesetz, demütige Verehrung der Opferpriester, peinliche Übung der



Im Frauengemach. (Alter Kupferstich aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.)

uralten Tugend der Gastfreundschaft bilden sonach das Fundament, auf welchem der Snâtaka seinen Hausstand begründet.

Er ist nun unabhängig, er bedarf nicht mehr der Lehre und des Beispieles der Eltern. Auch den Töchtern ist, wenn sie die Geschlechtsreife erlangt haben, eine gewisse Bewegungsfreiheit gesichert; denn sie dürfen aus freier Wahl sich mit einem Manne verbinden, wenn entweder die Eltern oder die sonst hierzu Berufenen (Bruder, Großvater, Oheim u. s. w.) es versäumt haben, für eine passende Ehe zu sorgen. Um solche Versäumnis zu verhüten, wird sie als Sünde erklärt. Trotzdem muß das Mädchen, das aus freier Wahl heiratet, auf das ihm andernfalls zukommende Heiratsgut, ja selbst auf Schmuck verzichten. Es scheint, daß diese Verfügung getroffen wurde, um unbedachtsame Eheschließungen zu verhindern; denn im (späteren) Gesetze des Manu heißt es: Besser als ein unwürdiger Gatte ist die Jungfrauschaft und das Verbleiben im Vaterhause bis ans Lebensende. Heiratet ein Mädchen, seis nun mit oder gegen den Willen der

Eltern, so ist es für immer der Autorität der ersteren (oder ihrer gesetzmäßigen Stellvertreter) entzogen und tritt unter die Obhut des Gatten.

Die stramme Familienorganisation unter den arischen Indern beeinflußt, wie nicht anders zu denken, in einschneidender Weise alle Besitzrechte. In der Familiengemeinschaft übt der Erstgeborene alle Autorität aus. Nach dem älteren Rechte ist er nach des Vaters Ableben Erbe seines ganzen Vermögens und Besitzes und vertritt den Geschwistern gegenüber in allem und jedem Vaterstelle. Spätere Gesetze räumen dem Vater das Recht ein, sein Vermögen auf die Söhne noch bei Lebzeiten zu verteilen, wenn es außer Zweifel steht, daß Nachkommenschaft nicht mehr zu erwarten sei. Im anderen Falle nehmen die Brüder die Teilung unter sich vor, sobald ihr Erzeuger mit Tod abgegangen ist. Die Erbteilung durch diesen kann nach verschiedenen Gesichtspunkten stattfinden: entweder erhält der Erstgeborene das Doppelte von dem, was seinen Brüdern zu gleichen Teilen zugewiesen wird, oder es findet eine abgestufte Beteiligung je nach dem Alter der Söhne statt, oder es entscheidet die Art der Verlassenschaft: Vermögen, Grundbesitz, Viehstand u. s. w. Im Veda wird der Erstgeborene stets bevorzugt, während von Manu gesagt wird, er habe seine Habe unter seine Söhne verteilt, woraus die späteren Gesetzgeber die Norm für gleiche Teilung aufstellten.

Die allgemeinen Grundsätze des Erbrechtes erhalten jedoch mancherlei Modifikationen, welche sich in Berücksichtigung aller möglichen Einzelfälle ergeben. Die wichtigsten derselben sind: ein Erstgeborener aus zweiter oder späterer Ehe erhält einen geringeren, etwa mit dem jüngsten aus erster Ehe gleichen Teil; ein Vater, der eine Tochter hat, kann die künftigen Söhne einer Tochter für seine „Söhne“ und Erben bestimmen (daher die Scheu, ein bruderloses Mädchen zu ehelichen); erbberechtigt ist ferner der Sohn, dann eine bruderlose (oder nur mit Töchtern gesegnete) Witwe, welche sich (auf gesetzmäßige Weise) mit ihrem Schwager vereinigt, um für den Verstorbenen einen Sohn zu bekommen; nach der Teilung geborene Söhne haben, ebenso wie die Söhne einer Wiederverheirateten (oder auch einer Braut vor der Ehe) nur ihr Patrimonium, ihren Anteil an dem zur Zeit vorhandenen väterlichen Vermögen zu beanspruchen. Nicht erbberechtigt sind Frauen, Töchter, Eunuchen und Idioten. Söhne eines Brâhmana von einer Çudrafrau erhalten nur einen „Versorgungsteil“ aus dem väterlichen Vermögen. Verschwenderisches oder lasterhaftes Leben zieht die Enterbung nach sich. Vermögensteilung unter Ehegatten ist nicht gestattet. Hat eine Frau eigenes Vermögen (Schmuck, Schenkungen u. s. w.), so fällt es den unverheirateten oder arm verheirateten Töchtern zu. Nach dem Ableben eines Sohnes fällt dessen Vermögen nicht den Eltern, sondern dem ältesten Bruder (oder überhaupt seinen Brüdern) zu, die mit ihm außer Vermögensgemeinschaft standen; und stirbt unter gleicher Voraussetzung ein Miterbe, so ist sein Erbe der andere, der mit ihm in Gemeinschaft gewesen. Außer den leiblichen Söhnen sind noch erbberechtigt: der Schenk- und Adoptivsohn, der (im Hause geborene) „Geheimsohn“ und der (von seinen natürlichen Eltern verlassene) Pflegesohn; ferner: der „Mädchensohn“ (von einer unverheirateten Haustochter), der „Brautsohn“ (von einer Wiedervermählten), der Sohn einer „Bestimmungstochter“ (deren Mutter einer niederen Kaste angehört) und die „Selbstgabe-“ und der „Kaufsohn“; diese beiden letzteren jedoch nur für den Fall, wenn keine anderen Erbberechtigten da sind und auch dann sollen sie nur den vierten Teil der Hinterlassenschaft erhalten. Selbstverständlich hat die Kastenordnung großen Einfluß auf die Erbteilung. Höhere Kasten in zweiter Ehe kann Altersvorrang aus erster Ehe ausgleichen. Wo väterliche oder nächste Erben

Digitized by Google



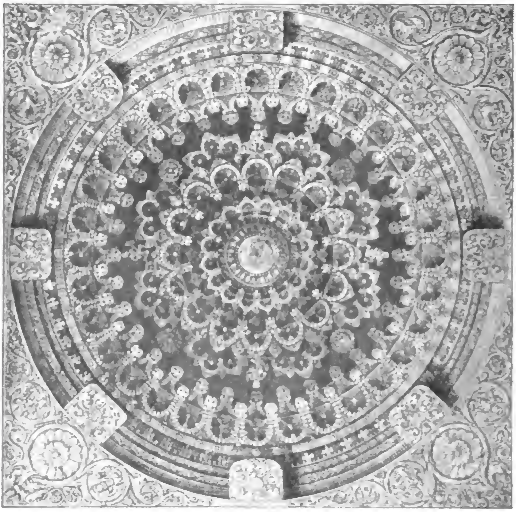
Zellenkuppel eines Dschainatempels zu Belgân (West-Indien).

fehlen, treten die „Sapinda" (Blutsverwandte der ersten sechs Grade) als Erbberechtigte ein und wo auch solche fehlen, erbt der Landesfürst. —

Die eingangs dieses Abschnittes erwähnte Auszweigung des Brahmanentums in verschiedene Schulen leistete der Natur der Sache nach auch dem Sektenwesen Vorschub.

Digitized by Google

Die merkwürdigsten und zugleich ältesten dieser asketischen Bruderschaften waren „die Entfesselten" und „die Unbekleideten", welche eine Annäherung an die alten Rishis suchten und der strengsten Bußübung ergeben waren. Die erstere Sekte erlangte erst gegen Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. eine festere Organisation, nachdem sie in dem Sohne eines Vornehmen, Jnâtripûtra, der mit dem Königshause von Maghada verwandt war, ein beachtenswertes Oberhaupt erhalten hatte. Unter anderen Bezeichnungen führte er



Zellenkuppel des Venugopalaswami-Tempels zu Magala.

auch die eines Jina oder „Siegers" und von da ab nannten sich seine Anhänger Jainas (Dschainas, Dschinisten). Die Sekte teilte sich später in eine strengere und mildere, welch letztere auch Frauen und Laien in ihre Ordensgemeinschaft zuließ.

Die Jainalehre, welche in ihrem Grunddogma alles Übel dieser Welt auf das „Karma" — die Tat — zurückführt, ist offenbar ein Vorläufer des Buddhismus. Der Begründer des letzteren, auf den wir im nächsten Abschnitte ausführlich zu sprechen kommen, kam mit Jnâtripûtra — auch „Mahâvira" (der große Held) genannt — in persönliche Berührung und so erklärt es sich, weshalb Gautama-Buddha, der Königssohn von Kapilavastu bei Antritt seiner Prüfungszeit in der Einsamkeit alles Heil an die Selbstkasteiung setzte, also genau so, wie die extreme Richtung der Dschainas, deren

Digitized by Google

fünf Hauptgebote später in den Sittenkodex der Buddhalehre übergingen. Auffallend ist ferner, daß — wie bei dem Königssohne Siddhârtha — auch die Geburt des Mahâvîra in das Kleid einer phantastischen Legende sich hüllt, in welche die ganze Götterwelt und ein höchst komplizierter Märchenapparat entfaltet wird, um den Auserwählten im göttlichen Strahlenglanze erscheinen zu lassen. Eine Existenzberechtigung hat der Dschainaismus nicht. Seine Sûtras sind denen der Brahmanen nachgebildet und selbst der bis ins Groteske getriebene Tierschutz ist nicht seine Erfindung. Auch die Literatur hat von dieser Sekte nichts profitiert.

Ganz anders der Buddhismus. Obwohl duldsam und nichts weniger als kampflustig — was ja gar nicht in seinem Wesen lag — bedeutet seine Gründung eine offene Auflehnung gegen das herrschsüchtige Brahmanentum und dessen angemaßte und in großartiger Weise organisierte Bevormundung des Volkes. Zumal für die niederen Kasten war die neue Lehre eine Befreiung von zeitlicher und ewiger Sklaverei. Nach Jahrhunderte langer Bedrückung dämmerte der Tag der Erlösung herauf. Die Bedrückten und Ausgeschlossenen sollten ihren Anteil an den Menschenrechten haben. Die Sprache, in der ihnen die neue Heilslehre verkündet wurde, war nicht eine tote, nur den Hütern der geistigen Schätze bekannte, wie das Sanskrit, sondern die ihnen geläufige Muttersprache.

Dennoch hätte der Buddhismus keine Aussicht gehabt, in Indien durchzudringen, wenn nachmals nicht die Fürsten des Reiches von Maghada in der neuen Lehre das Mittel erkannt hätten, die Macht der Brahmanen zu brechen, die politische Gewalt über die priesterliche zu setzen und auf diesem Wege dem ganz Indien zerklüftenden staatlichen Partikularismus ein Ende zu machen. In der Tat verdankte man dem Buddhismus, was das Brahmanentum niemals zustande gebracht hätte: die Begründung eines großen indischen Gesamtreiches, das, wenn auch nur für wenige Jahrhunderte, in die Weltgeschichte eintritt und den alten, abgestorbenen Kshatriyageist zu neuem Leben erweckt ... Wie das alles gekommen, soll der Gegenstand der nachfolgenden Erörterungen sein ...

Digitized by Google



Szenen aus der Buddha-Legende. Reliefdarstellungen zu Amarâvati.
(Linkes Feld: Gautamas Ausritt. Mittelfeld: Gautama mit seinen Frauen. Rechtes Feld: Gopâ mit ihren Frauen.)

Vierter Abschnitt.

Die Frauen der Buddha-Legende.[1])

In Kapilavastu, nordwestlich von Benares in Bengalen, herrschte Mitte des 6. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung ein edler Fürst über ein glückliches Volk und ein blühendes Reich. Er hieß Çuddhodana aus dem Geschlechte der Çâkya. Ein anderer Fürst dieses Geschlechtes, Suprabuddha, erfreute sich eines besonders wertvollen Schatzes, einer Tochter von fast überirdischer Schönheit, begnadet mit allen Vorzügen des Geistes und des Herzens, die personifizierte hoheitsvolle Anmut, kurz: das Ideal einer Jungfrau. Sie hieß Mâyâ[2])... Und dieses auserlesene Weib, das bezauberndste, das Indiens Sonne jemals beschien, ward die Gattin Çuddhodanas. Als zweite Frau des Fürsten nennt die Überlieferung Pradschâpatî, eine Schwester der ersteren. Vielleicht war sie nicht minder schön wie jene, aber vor so hellem Glanze mußte ihr Bild verdunkeln, denn

[1]) Hauptsächlich berücksichtigte Literatur: A. Grünwedel: „Buddhistische Kunst in Indien (Handbücher der kaiserlichen Museen in Berlin. Berlin 1893). — S. Lefmann: „Geschichte des alten Indiens", 555 ff. — Ch. Lassen: „Indische Altertumskunde, IV. — E. Hardy: „Indische Religionsgeschichte" (Sammlung Göschen, 83). — C. F. Köppen: „Die Religion des Buddha". 2 Bände. Berlin 1859. — W. Wassiljew: „Der Buddhismus" (Übers.). Leipzig 1860. — J. Dahlmann: „Buddha, ein Kulturbild des Ostens". Berlin 1898. — H. Oldenburg: „Buddha, sein Leben und seine Gemeinde." Berlin 1881. — Kern-Jacobi: „Der Buddhismus und seine Geschichte in Indien" (Übers.). Leipzig 1884. — K. E. Neumann: „Buddhistische Anthalogie". Leiden 1892. — S. Beal: »Romantic Legend of Sâkya Buddha«.

[2]) Mâyâ hatte ursprünglich die Bedeutung von Kunstgebilde und Kunst im allgemeinen, späterhin die des schönen Scheines, der Täuschung, einer bezaubernden Illusion. Als Personenname sollte sonach damit ein außergewöhnlich subtiles Wesen gekennzeichnet werden. In Verbindung mit Mahâ (groß) erfährt das Attribut noch eine Steigerung. Auch wird sie Maha-Devî genannt, d. i. „Die Göttliche", also etwa: „Die himmlische Illusion".

Digitized by Google

Auch findet sich nicht in der Welt die Jungfrau,
Bei Menschen, Gandharven und Götter nimmer,
So irgend gleichkäme der Mâyâ-Devî,
So angetan, Mutter zu sein des Bodhisattva.[1])

Dieser Bodhisattva war also der Sohn der Mâyâ und des Çuddhodana. Der ersteren wohl, des letzteren nicht. Auf den ersten Blick eine bedenkliche Geschichte, die aber durch das Medium der Legende befriedigend aufgeklärt wird. Um kurz zu sein: Mâyâ war von der Vorsehung auserwählt worden, dem berühmtesten und — der Zahl seiner Anhänger nach — erfolgreichsten Religionsstifter der Welt das Leben zu schenken. Sein eigentlicher Name ist Siddhârtha; nach seiner Tante Pradschâpatî Gautamî führte er späterhin den Namen „Gautama" (Gotama ist bekanntlich ein ältester Lehrer- und Sängername), als „Buddha", d. i. „der Erleuchtete", ist er der Begründer und Träger einer Weltreligion. Kein Wunder also, daß seine Geburt unter außergewöhnlichen Umständen erfolgen mußte. Mâyâ war seine Mutter, Çuddhodana jedoch nicht sein leiblicher Vater, denn der Bodhisattva gehörte vor seiner Geburt dem Himmel der „Tushita" (Seligen) an, wo er unter seinem herrlichen „Vimâna" (Götterzelt) thronte, bewundert und verehrt von einer unübersehbaren Schar göttlicher Wesen.

Gautama-Buddha war also schon ein Auserwählter vor seinem Erscheinen auf Erden. Im Himmel war er ein „Bodhisattva". Mit diesem Namen hat es die folgende Bewandtnis. Nach der buddhistischen Legende hat es nicht nur einen, sondern mehrere Buddhas gegeben. Jedes Wesen, das Buddha geworden, ist einmal in einer früheren Existenz einem Buddha begegnet und hat diesem gegenüber den Wunsch geäußert, einstmals selbst die Leuchte der Welt zu werden. Diese Lehrer der Menschheit erscheinen in großen Zwischenräumen auf der Erde und das System der Lehre, welches sie predigen, ist bei allen das gleiche. Bei jedem erfolgt erst eine Blütezeit, dann allmählicher Verfall, dann die Übermacht der Feinde und völliger Niedergang, bis ein neuer Erlöser kommt und die verlorene Wahrheit wieder rein herstellt. Auch Gautama-Buddha hatte solche Vorgänger, ein halbes Dutzend und darüber. Der auf Gautama folgende letzte Buddha dieses Weltsystems wird Maitrêya sein. Er ist also der „Bodhisattva" des gegenwärtigen Zeitalters.

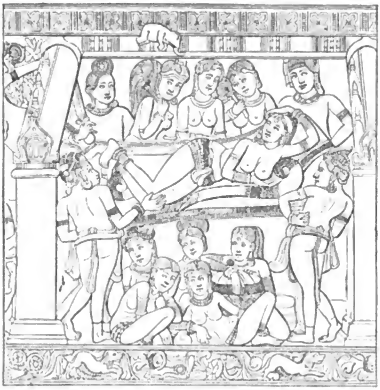
Man begreift sonach, daß die Reinkarnation des Bodhisattva Gautama-Siddhârta unter außergewöhnlichen Umständen erfolgen muß. Als künftige Mutter wird das schönste Weib auf Erden erwählt, die Gattin eines hochangesehenen, reinen und tugendhaften Fürsten, die noch keinem Kinde das Leben geschenkt hat. Von der „Jungfräulichkeit" der künftigen Mutter eines Gottes sieht die Legende ab. Aber die Art der Empfängnis ist ein Wunder, wie es nur unter indischem Himmel zu voller phantastischer Entfaltung gelangen kann. Als der Bodhisattva im Kreise der Seligen seinen Entschluß äußert, eine neue und letzte Erdenexistenz zu beginnen, um die höchste Stufe der Vergeistigung zu erreichen und als vollendetes Wesen in das Nirwâna einzugehen, herrscht in den himmlischen Gefilden große Bestürzung. Freilich hat es der Bodhisattva zunächst nicht sehr eilig, denn er erklärt, in zwölf Jahren „in den Schoß seiner Mutter" eingehen zu wollen. In dieser Zwischenzeit spielt sich die „Verkündigung" des Kommenden auf Erden ab. Verkleidete Göttersöhne übernehmen es, die Menschheit auf das große Ereignis vorzubereiten. Sie verkünden, daß dem Kommenden nur zwei Wege offen stünden: entweder ein Gewaltiger der Erde zu werden oder sich in das Leben

[1]) „Lalita Vistara", 3, 12.

Digitized by Google

eines großen Heiligen zu schicken und als „höchster Herr", als Lehrer der Götter und Menschen, seine Laufbahn zu nehmen.

Eine andere Sorge der göttlichen Boten ist, das Geschlecht ausfindig zu machen, aus welchem der Reinkarnierte hervorgehen soll. Über diesen heiklen Punkt sind wir bereits unterrichtet. Nachdem die Wartezeit des Bodhisattva abgelaufen und der Abschied von den Seligen sich unter großen Umständlichkeiten vollzieht, wird schließlich die Gestalt beraten, unter welcher der Bodhisattva in seiner Mutter Schoß hinabfahren soll. Nach mancherlei Vorschlägen wird entschieden: „Ein Elefant von hochedlem Ansehen, golden geschmückt und schön glänzend, mit aufgetanem Rachen, eine majestätische Erscheinung." . . . So sieht Mâyâ ihren künftigen Sohn. Niemand hat es ihr verkündet, aber im Traume kommt über sie die Vision ihres künftigen Glückes. Eine Vorahnung hiervon meldet sich ihr ganz gelegentlich, als sie nach einem Bade, gesalbt, geschmückt und gekleidet wie eine Fee, von ihren Frauen begleitet, den Gatten aufsucht. In holdseligster Anmut schmeichelt sie diesem die Gewährung eines Wunsches ab. Sie möchte eine Zeit stiller Zurückgezogenheit auf ihrer „Schwanenburg" verbringen, umgeben von ihren liebsten Gespielinnen. Çuddhodana ist liebenswürdig und galant. Er läßt die Burg mit auserlesener Pracht ausstatten, damit Mâyâ in ihr „gleich einer der Götterjungfrauen in Indras Heim" schalten und walten könne.



Mahâmâyâs Traum. Tempelskulptur zu Amarâvatî.
An den Ecken des Lagers die „Vier Welthüter".

Es muß in der Tat ein herrlicher Anblick gewesen sein, denn selbst die göttlichen Nymphen, welche die Kâmawelt (die Welt der Liebe und der Sinnenlust) beherrschen, schleichen sich in die Nähe der Schwanenburg und als sie die Herrliche auf weichem Pfühl, inmitten all der berückenden Pracht gebettet sehen, sind sie von Staunen und Neid erfüllt, huldigen aber trotzdem „der schönsten der Frauen" und überschütten sie mit einem Blumenregen.

Beim Erwachen der Natur, im lieblichen Frühling vollzieht sich das große Ereignis. Der Bodhisattva verläßt die seligen Gefilde, umringt von den unübersehbaren Scharen der Himmlischen. Ein unbeschreiblicher Glanz geht von ihm aus, alles durchdringend, selbst die Eisenringe der Hölle, in dieser Licht verbreitend. Das „dreitausendfache Weltenall" erbebt bis in seine innersten Grundfesten, aber dazwischen tönt lieb-

Digitized by Google

liches Singen und Klingen, der Sang unzähliger Apsaras und einschmeichelnde Sphärenmusik erfüllt die Höhen und Tiefen. Mit Staunen hören die Bewohner von Kapila dieses tönende Rauschen, die einschmeichelnden Klänge aus Himmelsfernen ... Im selben Augenblicke träumt die schöne Mâyâ von einem Wunder, das über sie kommt: ein Elefant, „silberglänzenden Scheins, das Haupt schön gerötet", schwebt aus glänzenden Höhen zu ihr herab. Dann sieht sie nichts mehr, aber ein Wonneschauer nie empfundener Art durchrieselt ihren Körper. Als sie erwacht, kleidet sie sich festlich und begiebt sich in den Açokahain. Zugleich sendet sie einen Boten zu ihrem Gatten mit der Bitte, sie zu besuchen. Nicht ohne Scheu und von einem geheimnisvollen Staunen angespornt, betritt er den herrlichen Hain. Mâyâ erzählt dem König ihren Traum und dieser beeilt sich, weise Brahmanen zu sich zu berufen, damit sie das Wunder deuten. Sie erscheinen und erklären, daß dem Königshause großes Glück widerfahren werde. Mâyâ werde einem Sohne das Leben schenken, herrlich von Gestalt und erleuchteten Geistes, wie geschaffen zur Weltherrschaft. Aber nicht lange werde er in dieser Welt der Lust und Freude verweilen. Seines höheren Berufes bewußt, zieht er noch in jungen Jahren hinaus in die Einsamkeit, aller Kreatur sich erbarmend, dem verheißungsvollen Pfad der Erleuchtung folgend, bis er die Weihe eines Buddha erreicht und als solcher Götter und Menschen mit seiner unsterblichen Weisheit erfreut.

Das ist in der Tat ein verheißungsvoller Ausblick in die Zukunft. Der König beeilt sich, seiner Gattin ein Haus herrichten zu lassen, herrlicher als je eines von Menschenhand geschaffen worden ist, damit sie in wonniger Zurückgezogenheit ihrer Niederkunft harre. Nach Ablauf von zehn Monden ahnt Mâyâ das Nahen des seligen Augenblickes. Aber nicht in dem schimmernden Hause soll sich das große Ereignis vollziehen. Sie erbittet sich von ihrem Gatten die Erlaubnis, angesichts des heiteren Frühlings nach dem Lubinihain ziehen zu dürfen, wo jetzt die Sâlabäume so herrlich blühen und die balsamische Luft von „Bienengeschwirr und Kokilasang" erfüllt ist. Mit Freuden gewährt der Gatte diese kindliche Bitte. Aber er tut mehr, weit mehr als den bescheidenen Wunsch des geliebten Weibes zu erfüllen. Wie eine triumphierende Herrscherin soll sie nach dem Haine ziehen. Elefanten, prächtig geschirrte Rosse, Prunkwagen bilden das Geleite, bewaffnete Garden, herrlich geschmückte Frauen und als Krone von allem sie, die Auserwählte, auf einem Prachtwagen, der von Mädchen im strahlenden Harnisch gefahren wird. Vögel singen in dem Geflecht dieses wundersamen Gefährtes und Glöcklein klingen von ihm in die Weite. Bei solch erhebendem Anblick können auch die Himmlischen sich der Huldigung nicht entschlagen. Unter Sphärenmusik und Blumenregen nahen die Götterfrauen und singen Preislieder auf die herrlichste der Frauen. Aber auch die „vier Welthüter" finden sich ein, bezeugen ihre Verehrung und begleiten den Zug.

Dem guten König Çuddhodana wird von all dem förmlich angst und bange. Soll ein Gott geboren werden? Ein Gottessohn in seinem eigenen Hause? ... Endlich gelangt der Zug in den festlich geschmückten Hain. Mâyâ steigt vom Wagen herab und tritt unter die lispelnden Kronen, unbegleitet von Baum zu Baum wandernd. Da hält sie vor einem Plaxa (ficus relig.), der ehrerbietig vor der Geweihten seine Äste niedersenkt. In diesem Augenblicke erscheinen auf allen Seiten dienstbereite Apsaras, das Lob Mâyâs anstimmend. Diese aber wendet den Blick himmelwärts, streckt den rechten Arm aus und aus ihrer rechten Seite kommt der sehnlichst Erwartete zum Vorschein, „unbefleckt und rein, wie kein anderer geboren wird".... Brahmâ, der Weltenherr, und

Indra, der Götterfürst, begrüßen und empfangen den Neugeborenen, um ihn in ein lichtes Kâçigewand zu kleiden. Der Neugeborene aber entwindet sich den Götterhänden und gibt sofort Proben seiner eigenen Göttlichkeit. Wo sein Fuß zum erstenmale den Boden betritt, schießt ein mächtiger Lotus hervor. Die Erde zittert, von der Höhe geht ein Blütenschauer herab. Dann ergießt sich über den Neugeborenen ein doppelter Wasserstrom, ein kalter und ein warmer, und in dieses von Zaubermacht improvisierte Bad mengen die anwesenden Götter himmlische Wohlgerüche. Selbstbewußt blickt der Bodhisattva um sich und verkündet: „Ich bin der Höchste, der Beste in aller Welt. Dies ist meine letzte Geburt". Und wieder strahlt überirdisches Licht bis in die Höllengründe. In derselben Nacht aber werden 20.000 Mädchen geboren, mit der Bestimmung, dem Bodhisattva zu dienen.

Eilboten künden sodann dem König das glückliche Ereignis. Er eilt nach dem Lubinîhain, wo unter großem Jubel die Namengebung erfolgt. Am siebenten Tage, bevor der Aufbruch erfolgt, stirbt Mâyâ-Devî und zieht in Indras Himmel ein. Das ist das Los jeder Mutter eines Bodhisattva; denn, wie die Überlieferung verkündet, das Scheiden eines edlen Sohnes aus der Familiengemeinschaft, um seine Pilgerlaufbahn anzutreten, würde vor Schmerz jedes Mutterherz brechen. Nach der Rückkehr in die Königsresidenz übernimmt die Schwester der Verstorbenen, Pradshâpatî, Mutterstelle und widmet sich diesem Beruf mit großer Liebe und Aufmerksamkeit.

Immer reichlicher stellen sich die Zeichen der göttlichen Sendung des Gautama-Siddhârta ein; heilige Männer erkennen in ihm den unter Menschenkindern erschienenen Weltheiland und beugen sich in Ehrfurcht vor dem künftigen Buddha. Ein merkwürdiger Zwischenfall spielt sich ab, als der göttliche Knabe zum ersten Male in den Tempel geführt wird. Sowie er die Schwelle des Heiligtums überschreitet, stürzen die Standbilder des Vishnu, Çiva, Indra u. a. von ihren Piedestalen und überirdische Musik durchhallt den Raum. So ist schon die Kindheit des künftigen Buddha von lauter Wundern durchrankt. Ein besonders günstiger Boden hierzu ist die Schule, denn ein erleuchteter Geist läßt sich nicht spotten, selbst wenn er zum ersten Male mit seiner Schiefertafel das Pädagogium der Brahmanen betritt. Ohne erst das Wort des Lehrers abzuwarten, richtet der Wunderknabe an diesen die Frage, in welchen der 64 Sprachen, die er ihm zuvor aufzählt, er eine Schriftprobe liefern solle. Man kann sich lebhaft das Erstaunen des biederen Schulmeisters denken. Das ist aber noch nicht alles. Beim Aufsagen des Alphabetes erklärt der kleine Gautama, das seien nicht einfach Buchstaben, sondern Offenbarungen. Das â bedeute âtmaparita („nützlich für sich und die anderen"), das i = itibahulam („Übermaß des Elend"), das i — indriyavâipulya („die große Entwicklung der Sinne") u. s. w.

So wächst der künftige Weltheiland unter staunenerregenden Anzeichen seiner Sendung heran. Es ist überhaupt eine große Zeit, in welche die Jugend des Wunderknaben fällt. Wer synchronistische Nebeneinanderstellungen liebt, sei darauf verwiesen, daß mit Siddhârtas Jugend die Regierungszeit des großen Kyros, des Begründers der persischen Weltmonarchie, fällt, Solon und Platon in Athen lehren, das römische Königtum sein Ende findet ... Im Alter von 19 Jahren, ein herrlicher Jüngling, schön von Gestalt und Angesicht, ausgestattet mit den „32 Zeichen seiner Göttlichkeit und erhabenen Sendung", denken seine Behüter daran, ihn etwas enger mit der irdischen Welt zu verketten. Schon bangt dem liebevollen Vater vor der Möglichkeit, den geliebten Sohn zu verlieren, wenn er sich entschlösse, in die Einsamkeit des Büßerwaldes zu ziehen.

Digitized by Google

Als naheliegendes Gegenmittel wird von den weisen Beratern Umgang mit Frauen erwogen. Wenn das nicht wirke, sei die Lage bedenklich. Selbstverständlich handelt es sich vorerst um eine ebenbürtige Gattin, nach der nun mit großem Eifer geforscht wird. Das schwierige Amt übernimmt der Purohita (Hauspriester) des Königs, dem ausdrücklich ans Herz gelegt wird, daß weder Rang noch Kaste, sondern lediglich physische, geistige und seelische Eigenschaften der zu Erwählenden maßgebend sein sollen, dem „Gâthâsprüche" gemäß:

> Sei Brâhmanâ, sei Kshatriya auch, Vaiçyâ sie und Çudra gar,
> Der diese Tugenden zu eigen, die Jungfrau künde mir!
> Denn nicht auf Stand und nicht auf Kaste ist der Königssohn erpicht,
> Nur einzig Tugend, wahre, rechte, ihrer freuet sich sein Herz.

Der Purohita hat Glück und findet die gesuchte Perle. Es ist Gopâ, die Tochter des Çakyafürsten Dandapâni, wie nicht anders zu denken, ein Ausbund von Leibesherrlichkeit und Seelenadel. Der wackere Çuddhodana aber scheint die Frauen besser zu kennen als sein priesterlicher Haushofmeister, denn er entschließt sich für die freie Wahl seitens seines Sohnes, „denn die Frauen hätten gemeiniglich ihre Untugenden". So kommt es zu einem großen Aufgebote auserlesener Mädchen, welche sich an einem bestimmten Tage in der großen Ratshalle der Königsburg einfinden. Hier passieren sie Revue vor dem Prinzen und eine jede erhält aus dessen Hand einen Schmuckgegenstand. Keine einzige wagt es, die Augen zu dem Herrlichen aufzuschlagen. Die hierauf sich abspielende Szene beweist, daß auch ein erleuchteter, mit den 32 göttlichen Zeichen ausgestatteter Buddha-Kandidat der Weiberlist nicht gewachsen ist. Als nämlich alle Schmuckgegenstände verteilt sind, tritt ein Mädchen, das sich bis dahin abseits gehalten, vor und frägt kecken Mutes, weshalb er sie mißachte, da sie nicht beschenkt werde. Der Königssohn antwortet, er habe sie nicht bemerkt, da sie nicht an ihm vorübergeschritten sei. Er wolle sie durchaus nicht zurücksetzen und um ihr dies zu beweisen, zieht er einen prachtvollen Ring von seinem Finger und reicht ihn dem Mädchen. Es ist Gopâ. Sie ziert sich ein wenig und scheint sich überhaupt auf Männerherzen zu verstehen. Denn als sie fragt, ob sie dieses königlichen Geschenkes würdig sei und der Prinz dies bejaht mit dem Zusatze, sie möge über alle seine Kleinodien verfügen, antwortet die Schlaue nicht ohne aufdringlichem Selbstgefühl, es sei der Frauen würdiger, den Prinzen zu schmücken, statt ihn seines Schmuckes zu berauben.

Diese Szene spielt sich nicht vor Zeugen ab, wird aber belauscht und als dem König von dem stattgehabten Tête-à-tête berichtet wird, beeilt er sich bei Dandapâni um dessen Tochter für den geliebten Sohn zu werben. Hier ist wieder ein Zwischenfall eingeschoben mit der augenfälligen Absicht, Schwierigkeiten zu schaffen, um bei deren Überwindung den Prinzen in besonders hellem Lichte erscheinen zu lassen. Bei einem Wesen, dessen Antlitz „strahlend ist, wie tausend Sonnen", allerdings eine überflüssige Anstrengung. Immerhin, Dandapâni scheint von der Auserwähltheit seines künftigen Eidams nicht so ganz überzeugt zu sein. Ja, er hält den Prinzen geradezu für minderwertig, für verzärtelt erzogen, unkundig in den ritterlichen Künsten, zumal im Waffenhandwerk. Man denke sich die Bestürzung des sorgengedrückten Çuddhodana! Aber dem Auge eines Buddha-Kandidaten entgeht nichts. Als er den Vater um den Grund seiner Bekümmernis fragt und das Vorgefallene erfährt, lächelt er überlegen. Wo gäbe es einen Menschen, der dem Göttlichen in irgend einer Eigenschaft überlegen sein könnte? Natürlich keinen.

Digitized by Google

So kommt es zu einem großen Wettkampfe mit Gopâ als Siegespreis. Eigentlich ist es eine Art Reifeprüfung, denn es sind zunächst die schulmäßigen Künste, in welchen der Prinz seine Überlegenheit an den Tag legen soll. Im Schreiben und Rechnen werden nicht nur die an dem Wettstreit sich beteiligenden Çakyâprinzen, sondern sogar die Preisrichter übertrumpft. Überhaupt entwickelt der Königssohn „gewaltiges Wissen und Können", wozu die anwesenden Götter applaudieren. Denn ohne solche Zeugen geht es nun einmal in indischen Sagen und Legenden nicht ab. Zuletzt kommen die ritterlichen Künste an die Reihe: gymnastische Übungen und Bogenschießen. Der Königssohn schlägt alle Rivalen aus dem Felde. Als er den unbändigen Bogen seines Großvaters Sinsahanu wie eine Weidenrute behandelt, erschallt endloser Jubelruf aus den Reihen des dichtgedrängten staunenden Volkes.

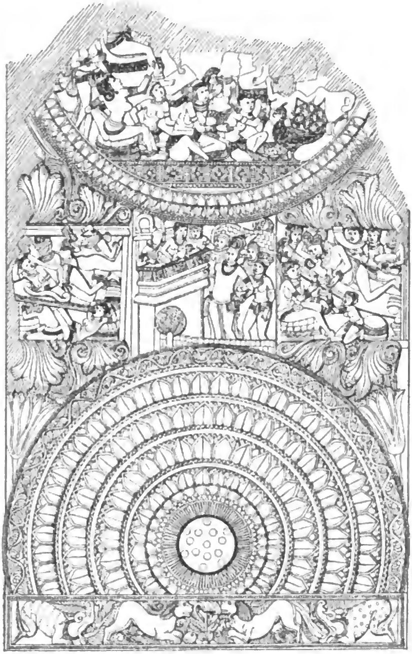
So fällt dem Königssohne die schöne Gopâ als Siegespreis zu. Am fünften Tage findet, selbstverständlich unter großartiger Prachtentfaltung, die Vermählungsfeier statt...[1]) Und nun ist der Königssohn dort, wo ihn seine Erzieher und Wächter haben wollten: im Frauenpalast. Mit Gopâ ziehen nicht weniger als 84.000 Jungfrauen in das Heim des Bodhisattva ein. Für die drei Nachtwachen sind ihm je eine Hauptgattin und 20.000 Mädchen im Gefolge beigegeben. Der legendarische Apparat arbeitet mit erstaunlicher Präzision. Siddhârta soll alle Sinnenlust in vollen Zügen genießen, um ihn an das irdische Wohlleben zu fesseln und die in ihm schlummernde Neigung zur Weltentsagung zu ertöten. Sein Frauenpalast ist ein getreues Abbild der Götterwohnung Indras, die berückende Gopâ eine andere Çatschî, die tausenden Mädchen, die sich in dem märchenhaften Palaste herumtummeln, ersetzen die himmlischen Apsaras. Und siehe da: die welterlösenden Allüren des Prinzen sind dahin. Mit dem vollen Behagen eines für alle erdenklichen weltlichen Genüsse erzogenen indischen Großen schlürft er aus dem Freudenbecher üppigster Haremsherrlichkeit. Nicht Tage, nicht Wochen und Monate, sondern Jahr und Jahr.

Selbstverständlich ist das alles nur legendarischer Apparat, um die Größe des Entsagungsopfers — auf welches schließlich dieser künstlich angefachte Sinnestaumel hinausläuft — um so handgreiflicher darzutun. Einem Götterlieblinge gegenüber muß schließlich auch die raffinierteste Verführungskunst versagen. Mitten in all dem bacchantischen Treiben hört der Königssohn himmlische Stimmen, die ihn aus seiner wollüstigen Versunkenheit aufrütteln. Selbst aus den Gesängen seiner Frauen, die gewiß so weltlich wie nur möglich sind, klingt es heraus, wie eine Mahnung an seine hohe Bestimmung, die nichts gemein hat mit eitler Weltfreude. Im rauschenden Symposium erscheint ihm das Gespenst des Elends. Çuddhodana, der zu Abwechslung einmal im Traume seinen Sohn im Mönchsgewande sieht und auch sonst beängstigende Anzeichen wahrnimmt, die einen Wandel der Dinge befürchten lassen, ersinnt immer wieder neue Lockmittel, läßt einen Prachtpalast um den andern bauen, Scharen frischer Mädchen anwerben, Lustbarkeiten aller Art in Szene setzen. Er ist hocherfreut, als sein Sohn den Wunsch äußerst, die Lusthaine zu besuchen, und wendet alle Mittel an, um dieser Abwechslung auserlesene Reize abzugewinnen. Aber es kommt gleichwohl alles anders, als der König erwartet.

[1]) Es wird erzählt, Gopâ hätte sich geweigert, vor ihrem Schwiegervater und anderen männlichen Hausgenossen sich das Gesicht zu verschleiern. Als Grund ihres Verhaltens gab sie an, daß „tausendfaches Gewand und Verhüllen" eine schlechte Gesinnung nicht verbergen könnten, während ein reines Herz und keuscher Sinn eines Schleiers nicht bedürften. Über diesen Freimut war der König so entzückt, daß er seine Schwiegertochter hierfür reich beschenkte.

Digitized by Google

Bei der Ausfahrt nach den Lusthainen begegnet nämlich dem Prinzen die Gottheit in vier Erscheinungen: als alter, gebrechlicher Mann, als Kranker, als in Verwesung übergehende Leiche, als bedürfnisloser Asket. Dieser Anblick und die Erklärungen, welche der Prinz durch seinen Wagenlenker erhält, legen den Keim in ihm zu dem Entschlusse, der Welt zu entsagen. In derselben Nacht wird Gopâ von schweren Träumen beunruhigt: Vernichtung und Unheil überall, sie selbst verstümmelt, ihrer Kleinodien beraubt, die Liegestatt zertrümmert, dazu zusammenstürzende Berge, auflohende Flammen, Kampf und Grauen allerorts. Als sie erwacht und ihrem Gatten von diesen Visionen erzählt, beruhigt er sie und deutet das Geschaute als Vernichtung des Bösen und Falschen durch das Gute und Wahre. Es sei ein glücklicher Traum, ein bedeutungsvoller, versichert er die noch vor Aufregung zitternde Frau.


Frauenszenen auf der buddhistischen Stupa zu Amarâvatî (Präsidentschaft Madras).

In rascher Folge melden sich nun die kommenden Dinge an. Als der Prinz eines Nachts die Zinne der Königsburg besteigt, erhellt seine Erscheinung die ganze Umgebung. Der wackere Çuddhodana meint, die Sonne sei aufgegangen. Er erhebt sich vom Lager und erblickt „das Lotusantlitz des lauteren Wesens" seines Sohnes. Dieser aber bittet den Vater, ihn nunmehr ziehen zu lassen. Als der Alte sich sträubt, verlangt der Prinz die Erfüllung von vier Wünschen. Sie sind von einer Art, die zu erfüllen selbst ein so mächtiger König, wie Çuddhodana, nicht imstande ist: ewige Jugend, ewige Schönheit, ungestörte Gesundheit und „nimmer Tod". Die Ohnmacht seines Vaters aus-

nützend, erbittet sich der Prinz hierauf neuerdings die Gewährung jenes zuerst ausgesprochenen Begehrens. Nun endlich, wenn auch mit schwerem Herzen, gibt der Vater die Einwilligung.

Eigentlich nicht so ganz; denn er benachrichtigt sofort seine Umgebung von dem Vorgefallenen, welche alle möglichen Vorkehrungen trifft, um dem Prinzen den Pfad zu verlegen. Wachen besetzen die Tore, die Frauen des Prinzen werden verständigt, ihren Herrn nicht aus den Augen zu lassen. Pradshâpatî selbst läßt diese Mahnung ergehen. Zugleich fordert sie den ganzen Weiberschwarm auf, sich aufs schönste zu schmücken und mit ihren Tänzen und Gesängen den angehenden Weltflüchtling zu fesseln.

In das Frauengemach zurückgekehrt, nimmt der Prinz an der Lustbarkeit nur sehr passiven Anteil. Er hat leichtes Spiel, denn nicht er, sondern die, von deren Haremskünsten alles abhängt, unterliegen endlich der Erschlaffung ... Ein kanonischer Text (Avidûrenidâna) schildert das Weitere, wie folgt:

> „Gautama legt sich auf einem prachtvollen Ruhebette nieder. Sogleich umgeben ihn seine Frauen, schön wie Göttermädchen, geschickt in Tanz, Gesang und Musik, und mit reichem Schmuck geputzt, beginnen sie, um ihn zu erheitern, Tanz, Gesang und Musik. Gautama aber, dessen Sinn bereits den Genüssen der Welt abgewandt ist, beachtet den Tanz nicht weiter und fällt ein Weilchen in Schlaf. Da sagen die Frauen: Was sollen wir spielen, wenn der, zu dessen Freude wir Tänze aufführen, sich dem Schlafe hingibt? ... Da legen sie die Instrumente beiseite und überlassen sich ebenfalls dem Schlafe. Nur die mit duftigem Öl gespeisten Lampen brennen. Gautama erwacht, und mit dem Arm auf das Lager gestützt, sieht er die Frauen, wie sie die Instrumente hingeworfen haben, schlafend daliegen. Einigen läuft der Speichel aus dem Munde, andere knirschen mit den Zähnen, andere schnarchen, wieder andere reden im Schlafe oder liegen mit offenem Munde unbedeckt da. Dieser abstoßende Anblick macht ihn noch unempfindlicher gegen die Sinnesreizungen ... Oh, abscheulich, widerlich! ruft er, und denkt ernstlich daran in die Einsamkeit zu gehen. Und er erhebt sich von seinem Lager mit den Worten: Heute ist der Tag des Abschiedes von der Welt. Dann tritt er in die Türe und ruft nach seinem Wagenlenker. Bevor er mit Tschhanna[1]) flieht, denkt er: ich möchte meinen Sohn sehen. So geht er in die Räume, welche die Mutter Râhulas bewohnt und betritt ihr Gemach. Die Mutter Râhulas liegt auf einem blumengeschmückten Lager und schläft, indem sie ihre rechte Hand auf den Kopf des Kindes gelegt hat. Gautama bleibt an der Schwelle stehen und sieht hin. Er denkt, wenn er die Hand der Gattin wegschöbe, würde er sie wecken und es entstünde daraus ein Hindernis für ihn. Wenn er Buddha wäre, wolle er wieder kommen und seinen Sohn schauen ... Dann verläßt er den Palast."

Die getroffenen Vorsichtsmaßregeln, um den Bodhisattva an der Flucht zu verhindern, nützen natürlich nichts. Die Götter versetzen die Bewohner Kapilas in einen lethargischen Schlaf, Brahmâ und Indra übernehmen die Aufgabe „mit ihrem Götterglanz die Führung zu zeigen". Das Stadttor, so stark, das tausend Männer es nicht sprengen könnten, öffnet sich von selbst. Der Einzige, der dem Fliehenden einigen Widerstand entgegensetzt, ist der treue Wagenlenker. Aber der Prinz, der nun auf dem Wege ist, die „Bodhi" (Erleuchtung) zu suchen, beschwichtigt den besorgten Diener. Als unvermeidliche Beigabe zu dem Auszuge stellt sich der herkömmliche Blütenregen ein und die Erde erbebt in ihren Grundfesten. Tschhanna muß sich an den Schweif des Rosses, das den Flüchtling trägt, festhalten, eine recht böse Lage angesichts der großen

[1]) Nach anderen Texten heißt er Chandaka.

Digitized by Google

Geschwindigkeit, mit der die Flucht vor sich geht. Sie führt durch die Gebiete der Çâkya, Kolya, Malla und Maineya. Am vorläufigen Ziele angelangt, übergibt der junge Siddhârta seinem Wagenlenker Roß und Schmucksachen und verläßt ihn mit Segenswünschen. Hierauf schneidet er sich mit seinem Schwerte den Haarzopf ab und schleudert ihn in die Höhe, um von Indra aufgefangen und als kostbare Reliquie nach dem Götterheim gebracht zu werden. Das feine Kâçigewand vertauscht der angehende Mönch mit dem härenen Kleide eines zufällig des Weges kommenden Jägers und nachdem dieser gründliche Toilettenwechsel vollzogen ist, wandert der Weltflüchtling von Ort zu Ort, von einem Brahmaweisen zum andern, natürlich nicht um zu lernen, sondern diesen Heiligen auf den Zahn zu fühlen, welcher Art ihre Weisheit ist und ob es der Mühe wert sei, sich damit abzugeben.

Inzwischen ist Tschhanna nach Kapilavastu zurückgekehrt, wo er in diesem Augenblicke der geplagteste Mann im ganzen Çâttyareiche ist. Nur er einzig und allein weiß, wie es bei diesem Auszuge hergegangen, er ist der Glückliche, welcher die letzten Stunden mit dem Siddhârta verlebt hat. Natürlich ist die Bestürzung groß. Die aus dem Schlummer erwachende Gopâ fällt besinnungslos zu Boden, als sie von der Flucht des heißgeliebten Gatten hört. Durch Tschhanna erfährt sie den näheren Hergang, und nun umarmt sie unter schmerzlichen Klagen das Roß ihres Herren und preist den „unvergeßlichen Mann“, den sie verloren. Schließlich läßt sie sich von dem Wagenlenker trösten und auch sonst legt sich nach und nach die Aufregung in der Stadt und in der Königsburg.

Wir müssen hier abbrechen, denn es kann nicht Aufgabe dieses Buches sein, den Erdenwandel Gautama-Buddhas mit all seinen merkwürdigen Geschehnissen zu schildern. Ein kurzer Umriß wird genügen. Gautama gelangt in der Folge nach Râdschagriha, der Hauptstadt des Reiches Magadha (von dem wir noch hören werden), studiert hier brahmanische Philosophie, aber unbefriedigt eilt er in den Dschungel von Uruvilâ (die Gegend, wo heute der Tempel von Gayâ, Buddhagayâ, steht), um sich jahrelang den strengsten Kasteiungen zu unterziehen, bis er zur Einsicht kommt, welche Torheit es ist, durch Schwächung des Körpers geistige Kräfte fördern zu wollen. Es sind große Seelenkämpfe, welche der angehende Welterlöser unter einem Feigenbaume durchzuringen hat, und hier, auf dem Diamantthron (Vadschrâsana), unter dem Baume der Erkenntnis (Bodhidruma), geschieht es, daß der Geweihte dem Ansturme der Dämonen, zumal dem personifizierten Bösen, dem Mâra Pâpiyân, zu widerstehen hat, um endlich als Sieger den Ort, wo das große Wunder der Erleuchtung sich zugetragen hat, zu verlassen, in die Welt zurückzukehren, Schüler um sich zu sammeln und eine gläubige Gemeinde zu gründen.

Seine Lehre heißt „Das Rad des Gesetzes“, das durch ihn, den „Tathâgata“ („den so Gekommenen“) gedreht wird. Sie bricht mit den Veden, mit den zahllosen Gebräuchen und dem Opferceremoniell des Brahmanismus, mit Indras Paradies und Brahmâs Himmel, mit der ganzen Phantasiewelt der bisherigen Mythologie, vor allem aber auch mit dem Kastenwesen und mit der brahmanischen Autorität. Aller öffentliche und private Kultus fällt als überflüssige Werkheiligkeit weg. Alle Theologie beschränkt sich auf die „vier heiligen Wahrheiten“: vom Leiden, von der Ursache des Leidens, von der Aufhebung des Leidens und von dem Weg, der dazu führt. Alle Moral vereinfacht sich auf die fünf Gebote: Du sollst nicht töten, Du sollst nicht stehlen, Du sollst nicht Unkeuschheit treiben, Du sollst nicht lügen, Du sollst keine berauschenden Getränke trinken. Die es in der Überwindung weiter bringen wollen, müssen eine Menge anderer

Digitized by Google

Gebote auf sich nehmen, der Welt entsagen, arm und ehrlos in einer Art von Klöstern (vihâra) beisammen leben und sich des Lebens Notdurft täglich erbetteln.

Der Bodhisattva war 29 Jahre alt, als er in die Einsamkeit zog. Er hat also durch ein volles Jahrzehnt das üppige Leben in einem indischen Harem mitgemacht, so daß es am Ende nicht überraschen kann, wenn er der Sinnenlust und Weltfreude überdrüssig wurde. Die Verlockung weiblichen Reizes tritt indes auch an den Erleuchteten hin und wieder mit vordrängender Macht heran, und die Legende hat gute Gründe, diesen Kampf mit der Sinnenlust noch eine Zeit hindurch fortbestehen zu lassen. In den Augen der heißblütigen Inder muß gerade die hierbei aufzuwendende Widerstandskraft für einen außergewöhnlichen Heroismus angesehen werden. So vor allem in jenen Seelenkämpfen unter dem Baume der Erkenntnis zu Gayâ. Hier tritt im Mâra, der böse Versucher, der Herrscher im Reiche der Kâmawelt, mit allen ihm zur Verfügung stehenden dämonischen Künsten entgegen: Recken und Unholden, Nachtgeistern und tausenderlei Schreckgestalten. Es ist ein ungeheueres Heer, das eine Welt vernichten könnte, aber der unter dem Bodhibaume kauernde Heilige wehrt dies alles mit einem Blicke aus seinen überirdisch leuchtenden Augen ab. Da greift der Versucher zum letzten Mittel: zur Sinnenlust. Er fordert seine Töchter auf, das zu vollbringen, was ihnen schon bei so manchem andern Heiligen geglückt ist: den Sturz von der himmlischen Erbauung in die Arme der Wollust.

Mâras Töchter sind schön, wie die Sünde nur sein kann. Sie umkreisen den Weltflüchtling auf seinem Diamantthrone, singen üppige Lieder, preisen die Wonnen des Lenzes und der Liebe und geben dem all durch den Anblick ihrer Leibesschönheit erhöhten Nachdruck. Teilnahmslos, ohne dem leisesten Zeichen einer Erregung, sieht der Geweihte diesem maßlos verführerischen Treiben zu. Er wehrt ihr Beginnen ab, mit den Worten:

„Und wär' alle die Welt voll solcher wie ihr seid,
Und Weltalter hindurch ich nur mit ihnen vereint:
Nicht würde Trübung noch Leidenschaft mich irgend behalten,
Denn sieghaftes Gemüt bleibt klar wie himmlischer Lichtglanz."

Aber die schönen Nymphen geben nicht nach. Die Auserlesensten unter ihnen preisen ihn als den einzig Würdigen, dem volle Lebenslust zuteil werden könne, als den Erwählten im endlosen Glück der Frauenliebe, als den herrlichen Mann, dem die höchste Wonne in Mädchenarmen vorbehalten sei ... Und die Steinsäule unter dem Bodhibaume hört dies alles, ohne mit einer Wimper zu zucken. Da kehren die Nymphen voll Unmut zu ihrem Vater zurück und sagten: „Dieser Lehrer der Götter und Menschen ist unbezwinglich; vorher, fürwahr, würde der Berg Meru ins Schwanken kommen, der Ozean austrocknen und der Mond vom Himmel fallen, als dieser Heilige in Weibergewalt".

Mâra ist fassungslos. Aber er läßt nicht locker. Wieder stürmt er mit unermeßlichen Scharen an, die ganze Natur ist mit ihm im Bunde — fliegende Felsstücke, Flammengarben, Feuerkugeln, Giftschlangen — aber der Bodhisattva tut weiter nichts, als daß er mit der flachen Hand auf den Erdboden schlägt, worauf eine überirdische Stimme von furchtbarer Gewalt sich vernehmen läßt, vor der die Teufelsbande entsetzt die Flucht ergreift ... Nach drei Nachtwachen ist der Tathâgata ein Buddha. Die Götter

Digitized by Google

und Göttersöhne kommen herbei, streuen Blumen und warten auf ein Zeichen. Da erhebt sich der neue Buddha „sieben Palmen hoch" in die Lüfte und spricht:

„Die Bahn ist verhauen, der Dunst gelegt,
Des Schlammes Einfluß versiegt, gehemmt;
Die Bahn ist verhauen, da hält es inne —
Das ist des Leidens Ende, so heißt es!" — —

Auch jetzt noch, als „vollendeter Überwinder", ist der Buddha den Verführungskünsten der Töchter Mâras ausgesetzt. Es sind drei besonders hartnäckige: Ratî, Aratî und Trishnâ. Aber diesmal kommen die Versucherinnen übel weg; sie haben nicht mit der göttlichen Macht des Vollendeten gerechnet. Der Welterlöser verwandelt die schönen Hexen in alte, abgelebte Weiber, gibt ihnen aber auf ihr Klagen und Jammern sofort wieder die frühere Schönheit und Jugend zurück, mit der Bemerkung: „Wer sein Verschulden einsieht, erkennt und verläßt, der kann in der Zucht des Herrn wachsen und gedeihen."



Mâras Angriff auf Gautama. Aus Grotte I zu Adshantâ.
(Nach Râjendralâlamitra: „Buddhagayâ". Pl. II.)

Trotz solcher Tugend kann sich ein Buddhha nicht völlig von dem überschwänglichen indischen Frauenkult losmachen. Als sein Lieblingsjünger Ânanda (d. i. „die Lust") immer wieder heiße Sehnsucht nach seiner Braut Janapada-Kalyâni („die Herrliche im Lande") äußert, vertröstet ihn der Meister auf die noch viel schöneren Himmelsnymphen, welche ihm einst als Lohn für seine Enthaltsamkeit auf Erden zuteil würden. Also eine himmlische Gnadenbezeugung ganz im Sinne der Koranschen Huri. Was die Person des Meisters selbst anbelangt, macht er in vorgerückten Jahren mit Versucherinnen kurzen Prozeß; so mit jener schönen Nonne Eintschâ, die von Gegnern des Buddha angestiftet worden war, ihn in ihre Netze zu verstricken. Er ließ sie ohne weiteres in die Hölle fahren. Dasselbe Schicksal ereilte den feindseligen Vetter des Meisters, Devadatta, der es gewagt hatte, der Gattin des ersteren, Gopâ — der ewigen Strohwitwe — unehrerbietige Anträge zu machen und als Antwort von dieser in einen Teich gestoßen wurde.

Zu Beginn und gegen Ende der Lehr- und Wanderjahre des Bodhisattva kommt dieser mit zwei Frauen in Berührung, von denen gesagt werden kann, daß Anfang und Ende sich wahrlich nicht gleichen. Ihre Namen sind Sujâtâ und Âmrapâlî. Als Gautama in der Zeit der Selbstkasteiung die Torheit solcher verderblicher Körperschwächung erkennt, verläßt er den Büßerhain, um im nächstgelegenen Dorfe sich Atzung zu ver-

Digitized by Google

schaffen. Hier sind es zehn vornehme Jungfrauen, welche, wie es scheint, dieses Eintreffen des Begnadeten abgewartet hatten, um den physisch gänzlich Herabgekommenen zu laben. Unter den zehn ist aber eine, Sujâtâ, die Tochter des Dorfältesten Nandika, welcher das entbehrungsvolle Einsiedlerleben des Bodhisattva von Anbeginn her zu Herzen gegangen war. Die ganzen sechs Jahre der Leidenszeit hat sie, kraft eines Gelübdes, Tag für Tag eine Anzahl Brahmanen gespeist. Das Erscheinen des Bodhisattva steigert nun das Verlangen des Mädchens, dem ersteren eine besonders köstliche Speise darzubieten, damit er, wie sie sagt, das Ziel seines heiligen Strebens um so sicherer erreiche.

Bestimmend für sie, diese in außergewöhnlicher Weise auszuführende Bewirtung in Szene zu setzen, ist die Aufforderung einer Gottheit, welche sie hierzu beruft. Sie ist also auf das Kommende gewissermaßen vorbereitet.[1]) Noch in der Nacht weckt sie ihre Magd **Uttarâ** und nun geht es an das Melken der Kühe. Nicht weniger als tausend derselben liefern die Milch, welche siebenfach bis auf die beste Sahne ausgezogen, sodann gekocht und mit dem erlesensten Reis und Honig gemischt wird. Gewiß ein leckeres Mal für den seiner Einsiedelei entsprungenen Asketen, der erklärt hatte, der Mensch könne, wenn er will, mit einem Reis- oder Gerstenkorn als tägliche Nahrung sein Auslangen finden. Zuletzt wird die Opferspeise gewürzt, in eine goldene Schale geschüttet und diese mit Blumen bekränzt. Noch aber fehlt der Gast. Da sendet die Sujâtâ die Magd aus, den Brâhmana zur Entgegennahme der Speise in ihrem Namen einzuladen. Aber Uttarâ kehrt unverrichteter Dinge zurück. Kein einziger Brâhmanâ sei ihr untergekommen, wohl aber überall, wo sie hinkam, „der schöne Mönch“. Sujâtâ ist darüber hocherfreut und schickt die Magd abermals aus, mit der Bemerkung, das sei eben der Gesuchte und er möchte ihr die Auszeichnung erweisen, ihre Hütte zu betreten.

Der Bodhisattva nimmt die Einladung an, frägt aber, was er mit der kostbaren Schale soll. „Sie sei dein,“ antwortet Sujâtâ, und als der Gast erklärt, daß das Ding für ihn unnütz sei, wendet das Mädchen ein, er möge damit thun, was ihm beliebe ... Da geht der Bodhisattva an den Fluß Nairanhanâ, setzt den goldenen Napf mit der Opferspeise auf den Sand und nimmt ein erfrischendes Bad. Währenddem richtet die Flußnymphe einen Prachtsitz für den Bodhisattva ein, auf dem er sich nach dem Bade niederläßt und die köstliche Speise verzehrt. Nach beendetem Male wirft er die goldene Schale in den Fluß, wo sie der Schlangenkönig Sâgara auffängt, jedoch späterhin an Indra abgibt, um fortan als kostbare Reliquie in dessen Heimat zu figurieren ... Dies ist der legendare Ursprung des sogenannten „Festes der goldenen Schale“, das sich bis auf den Tag erhalten hat. —

Wenn Sujâtâ die freundliche Genie im Leben des Buddha ist, da ihre Opferspeise dem ehemaligen Asketen wieder zu seiner früheren Körperkraft und Schönheit verhilft, berührt jene andere Begegnung mit der **Âmrapâlî** befremdlich. Freilich handelt es sich hier um ein gutes Werk, um die Bekehrung einer Sünderin. Die Genannte ist nämlich — wie man zu sagen pflegt — eine „berühmte“ Courtisane gewesen. Wohl-

[1]) Nach der Legende der südlichen Buddhisten hätte Sujâtâ das fragliche Gelöbnis zu dem Zwecke abgelegt, einen braven Gatten und als Erstgeburt einen Sohn zu bekommen. Die Erfüllung des Gelöbnisses bestand in der jährlichen Darbringung einer kostbaren Gabe. Ihr Wunsch sei erfüllt worden. Nach vollendeter Askese des Bodhisattva wäre es eben wieder an der Zeit gewesen, das Gelübde zu erfüllen. Es war also keine vorausbestimmte Darbringung, sondern die augenblickliche günstige Gelegenheit hierzu. Nach einer anderen Legende hätte der Bodhisattva das Leichentuch der eben verstorbenen Magd der Sujâtâ, Radhâ mit Namen, zum Erstaunen der Götter an sich genommen, es gemessen und sich davon ein Hemd genäht, um den künftigen Mönchen durch dieses Verfahren vorbildlich zu werden.

Digitized by Google

gemerkt: gewesen. Denn sie selber sagt von sich in einem Gedichte von 18 Strophen [1]) wie schön sie einst gewesen und wie häßlich sie jetzt sei, mit der Schlußmoral:

So war mein Organismus einst,
Der nichtige, die Quelle vieler Leiden;
Der Reize ist er nun entblößt,
Das Alter hat sich offenbart.
Des Wahrheitskünders Wort
Ist unverändert.

Die Begegnung zwischen der Âmrapâlî und dem Buddha ist jedenfalls ein merkwürdiger Zwischenfall. Es ist gegen Ende der Lehrzeit des Buddha. Er fühlt sein Ende nahe. Auf dem Wege nach Vaiçâlî mit Ânanda und anderen Jüngern äußert er den Wunsch, im „Lusthofe" der Âmrapâlî einkehren zu wollen. Als die Courtisane hiervon Kunde erhält, zieht sie dem „Vollendeten" mit „Wagenpracht und glänzendem Gefolge" entgegen, begrüßt ihn ehrerbietig und erbaut sich an den Unterweisungen des „Glückseligen." Schließlich ladet sie ihn für den kommenden Tag zu sich. Eine Anzahl edler Fürsten, die von der Anwesenheit des Buddha erfahren, beeilen sich, ihn aufzusuchen und ihn auch ihrerseits zu Gast zu bitten, doch Âmrapâlî läßt nicht locker und stützt sich auf ihr Vorrecht. So kehrt denn der Glückselige in der Frühe des nächsten Tages bei der Sünderin ein, erlabt sich an einem pompösen Mahle und würzt es mit erbaulichen Sentenzen. Ob Âmrapâlî wirklich bekehrt wurde, erfährt man nicht, wohl aber, daß sie in ihrer Freude über dieses außergewöhnliche Vorkommnis dem Buddha und seiner Gemeinde den Lusthof zum — Geschenke macht.

Wir haben weiter oben von der schönen Nonne Eintschâ vernommen, welche sich zu einer Intrigue gegen den Buddha gebrauchen ließ. Hieran sei die Bemerkung geknüpft, daß bei Begründung des Mönchswesens durch Gautama vorerst von der Aufnahme von Frauen in die Buddhagemeinschaft abgesehen wurde. Nun durften aber jene sich als Laien zum Buddha bekennen, und die erwähnte Ausschließung würde sonach einen Widerspruch bedeuten, da in jener Zeit weibliche Asketen — also so etwas wie Nonnen — eine mehr als befremdliche Einrichtung gewesen wäre. Wenn Buddha schließlich sich dennoch dazu bereit fand, dürfte dieser Entschluß auf seine ehemalige Pflegemutter Pradschâpalî rückzuführen sein. Sie hatte wiederholt ihren Eintritt in den Orden vom Meister erbeten, war aber jedesmal abgewiesen worden. Da legte sich sein Lieblingsjünger Ânanda ins Mittel und nun willigte der Widerstrebende ein, doch knüpfte er an die Aufnahme erschwerende Bedingungen, wodurch die Nonnen eine den Mönchen untergeordnete Stellung erhielten. Das Noviziat war sehr strenge und die Aufnahme außer von der Nonnen-Oberin auch noch von einem Mönchskapitel abhängig. Die 92 Bußartikeln für Nonnen bezeugen, daß man diese Einrichtung durchaus nicht leicht nahm. Auch wurden die Haupt- und Todsünden um einige vermehrt, darunter geschlechtliche Hingabe, Verschweigung einer von einer Schwester begangenen Hauptsünde und Anhänglichkeit an einen halsstarrigen, oder vollends mit dem Bann belegten Mönch. Da Keuschheit eine der ersten Mönchspflichten war und der Umgang mit Frauen nach Tunlichkeit beschränkt sein sollte, mußten diese Ordensregeln durch das Nonnenwesen logischerweise noch eine Verschärfung erfahren.

[1]) K. E. Neumann: „Buddhistische Anthologie", 214 ff (Therî-Gâthâ).

Digitized by Google

Der große asiatische Pessimist, nach dessen Auffassung sich das ganze Menschenleben aus den, den Begierden und Leidenschaften entspringenden Leiden zusammensetzt, soll etwa 540 v. Chr. geboren worden sein. Im Alter von 29 Jahren verließ er Weib und



Ein Teil von König Açokas Religionsedikten am Berge Khapimgala.

Kind, Haus und Hof, um sich seiner Sendung zu widmen, welche die weiteren 45 Jahre seines Lebens ausfüllt. Danach hätte das „große Wesen" (Mahâpurusha) 74 Jahre auf Erden verweilt, so daß sein Heimgang in das Jahr 486 v. Chr. fiele. Doch völlige Sicherheit herrscht weder bezüglich dieser Daten, noch über andere Einzelheiten seines

Digitized by Google

Lebens. Entschlafen ist der Meister im Haine der Mallafürsten bei Kusinâra. Seine Geburtsstätte im Lumbinîpark ist erst vor einigen Jahren entdeckt und mit einer Örtlichkeit beim Dorfe Manja Paderiya (nördlich von Gorakhpur im südlichen Nepal) identifiziert worden.

Bald nach dem Tode des Meisters fand ein Konzil statt, auf welchem dessen Aussprüche festgestellt, also gewissermaßen modifiziert wurden. Ein zweites Konzil, hundert Jahre später, galt den inzwischen im Schoße der Gemeinde ausgebrochenen Ketzereien. Wenig über ein halbes Jahrhundert später erlebt das nordwestliche Indien das Schauspiel eines fremden Eroberungszuges: der Makedonier Alexander rückt in das Fünfströmeland ein. Am Hydaspes steht das gewaltige Heer eines mächtigen Gegners, jenes Königs Porus (Pûru), „dessen Leibesgröße sein hochgewachsenes Heer noch überragt", und hier wird eine der blutigsten Schlachten in der Geschichte Asiens geschlagen, in welcher Porus unterliegt. Als der Besiegte vor Alexander tritt, staunt dieser über die Größe, Schönheit und Würde des greisen Fürsten. Er schließt mit ihm Freundschaft und weist ihm in der Folge ein größeres Herrschaftsgebiet zu, als er bis dahin innehatte.



König Piyadaçi (Açoka) mit seinen Frauen und Dienerinnen. (Relief an der buddhistischen Stûpa zu Amarâvati, Präsidentschaft Mâdras.)

Wie man weiß, wollte sich Alexander nicht mit dem begnügen, was er auf indischem Boden errungen hatte, sondern in das Gangesgebiet vorrücken. Der hervorragendste Herrscher daselbst, dem dieser Besuch in Waffen zugedacht war, ist der König des Staates Maagadha, Tschândragupta, den die Griechen Sandrakottos (oder Sandrakyptos) nannten. Als Emporkömmling hatte er die Dynastie der Mauvya begründet und in kurzer Zeit die Suprematie über den größten Teil des nördlichen Indien errungen. Er spielt noch unter den Seleukiden ein große Rolle und eine seiner Frauen ist die Tochter des Seleukos Nikator, mit dem er in einem Bundesverhältnisse steht. Im ganzen herrschte Tschandragupta 24 Jahre (315—291). Weder er, noch sein Nachfolger Bindusâra (291—263) traten zur buddhistischen Lehre, die bis dahin Macht und Ansehen errungen hatte, über. Erst der dritte König der neuen Dynastie, Açoka (263—259), auf seinen Inschriften Piyadaçi genannt, bekannte sich zum Buddhismus und erhob ihn zur Staatsreligion. Von seinem Eifer sprechen die berühmten „Edikte", Felsinschriften, deren über ganz Nordindien verbreitete Fundstellen Zeugnis von der Ausdehnung und Macht dieses buddhistischen Königs ablegen. In einfacher, würdiger, aber selbstbewußter Sprache, welche lebhaft an die ähnlichen Felsinschriften der Achämeniden erinnert, verkündet

Açoka die Maßnahmen, die er für das leibliche und geistige Wohl seiner Völker getroffen. Als Schöpfer zahlreicher kirchlicher Bauten ist dieser König gewissermaßen der Schöpfer der indischen Architektur, da nachweislich keines von den in Indien erhaltenen Baudenkmälern großen Stiles über die Zeit Açokas hinaufreicht. Es ist notwendig, dies hervorzuheben, weil es zum Verständnis gewisser, noch zu besprechender figuraler Skulpturen und bildlicher Darstellungen unerläßlich ist.

Auch Açoka unterhielt lebhafte Beziehungen zu dem griechischen Westen, wie sein Bundesverhältnis mit dem Seleukiden Antiochos Theos, dartut. Dann aber änderte sich das Verhältnis. Zwischen den beiden Großmächten entstand ein neuer Staat, der griechisch-baktrische, dessen erster König, Eukratidas, das Pendschab eroberte. Noch größere Eroberungen machte Menandros (150 v. Chr.) — identisch mit dem Milinda der Buddhisten — ein Freund der Lehre des Gautama und, wie es scheint, auch ein Anhänger derselben. Nach dem Tode des Menandros zerfällt infolge innerer Wirren das griechisch-baktrische Reich (120 v. Chr.) und ein neuer mächtiger Eroberer erscheint auf dem uralten Völkertummelplatze des Fünfströmelandes: die Skythen (Çaka), auch Turushka genannt, was auf ihre türkische Herrschaft hinweist. Unter ihrem Könige Kanishka (dem griechischen Kanerks), seit 78 n. Chr., der den Schwerpunkt seines Reiches nach Osten verlegte und so zum Schöpfer des gewaltigen indo-skythischen Reiches wurde. Was aber diesem Turanier ein besonders interessantes Gepräge verleiht, ist die Rolle, die er zur Verherrlichung des Buddhatums spielt und sich damit den Ruhm eines anderen Açoka erwirbt.

Dennoch hatte der Buddhismus auf indischem Boden (Ceylon ausgenommen, wo er sich mit merkwürdiger Zähigkeit über zwei Jahrtausende bis in die Gegenwart behauptete) keine Dauer. Während seine Ideenwelt den ganzen Nordosten, Osten und Südosten Asiens mit großer Raschheit sich eroberte, ist die Lehre Gautamas auf dem indischen Festlande seit Jahrhunderten erloschen und die einst so berühmten Denkmäler liegen in Trümmern. Was die Macht des Buddhismus in Indien frühzeitig brach, waren nicht Angriffe von außen, sondern innerer Zwiespalt. Schon zu König Kanishkas Zeit zählte man bereits 32 Sekten und um die Wende des 4. Jahrhunderts gab es deren nahe an 100, die sich mehr oder weniger gegenseitig verketzerten. In weiten Gebieten ist seitdem die Lehre Gautamas völlig entartet, durchwuchert von Aberglauben und Zauberkunst, haarsträubenden Kulten der Sinnlichkeit, Schamanismus und abstoßendem Götzendienst . . .

Das berechtigte Interesse, das wir den Frauengestalten der Buddhalegende entgegenbringen, rückt die Frage nahe, ob und in welcher Weise die buddhistische Kunst sich derselben bemächtigt hat. Gewiß hat sie das, obwohl der Weg dahin nicht ohne weiteres gegeben war. Vorerst war die Möglichkeit einer Betätigung schon dadurch behindert, als Gautama-Buddha mit der ganzen phantastischen Mythologie Altindiens brach. Seine Lehre war keine Religion im herkömmlichen Sinne, sondern lediglich philosophische Spekulation, offenbar einer der inneren Gründe, daß der Buddhismus im Volke bald unpopulär wurde und die Sehnsucht nach dem alten Götterdienste, welcher den phantastischen Geistesanlagen so sehr entsprach, mit wachsendem Drange hervortrat. Der Buddhismus kennt keinen Kultus und erst als der Meister vergöttlicht wurde, lange Zeit nach seinem Tode, und das Kultbild in Aufnahme kam, fand die plastische Kunst wieder ein Stoffgebiet, an dem sie sich betätigen konnte.

Die halbgöttlichen Wesen, Dämonen u. dgl. waren diejenigen Gestalten, welche dem olympischen Kehraus des Buddhismus entgangen waren. Sie kamen daher zunächst

Digitized by Google

in Betracht. Auch Indra (Çakra) errang wieder seine alte Popularität, vor allem aber Çri, die Göttin der Schönheit, des Glückes, des häuslichen Segens, des Reichtums. Sie war von allen Gottheiten der einzige völlig entwickelte Typus und hatte sich, als Ideal des indischen Weibes, tief in den Vorstellungen des Volkes eingenistet. „Strî und Çrî" (Frau und Glück) ist ein Wortspiel, das aus dem altindischen Leben hervorklingt, aus jener Zeit, in welcher die Frau dem Manne ebenbürtig zur Seite stand. Außerdem war Çri auch Brautgöttin und gerade an solchen Vorstellungen hängt bekanntlich die volkstümliche Anschauung mit großer Zähigkeit. Der buddhistische Typus der Göttin entspricht der Darstellung, wie sie in der Abbildung S. 513 gegeben ist: als eine auf einer Lotusblume sitzende Frau in Tracht und Schmuck einer Hindufrau, über welche zwei Elefanten Wasser gießen. Es ist der älteste Typus aller Hindugötter.



Kleine Stûpa auf einem Throne von den Nâgas (Schlangengenien beiderlei Geschlechtes) verehrt. Relief auf dem Steinzaun zu Amarâvati.
(Nach Fergusson: »Tree and Serpent worship«, Pl. LXII.)

Trotzdem darf man sich von diesem Alter keine übertriebenen Vorstellungen machen. Tatsächlich ist die indische Kunst — unbeschadet des hohen Alters indischer Kultur — die jüngste unter allen orientalischen Kunstübungen. Kein bedeutendes Denkmal geht über das 3. Jahrhundert v. Chr. hinauf. Daher die starken fremden Beeinflussungen, zu Beginn die iranischen und griechischen, auf welchen Elementen nachmals die nationalindische Kunst mit kräftiger Betonung des Naturalismus sich stützte, schließlich aber in der Wiedergabe der althergebrachten Idealtypen und in altertümlicher Kompositionsart erstarrte. Umso großartiger hat sich diese Kunst nach der monumentalen Seite hin entwickelt.

Die Zeugen der buddhistischen Kunstbetätigung sind die kirchlichen Denkmäler, von welchen man unterscheidet: Stambhas, einzelne Säulen; Tschaityas oder Versammlungshallen, welche mit unseren Kirchen zu vergleichen sind; Vihâras oder Klöster; Stûpas oder Denkmäler, welche der Erinnerung Buddhas gewidmet sind oder der Religionsverehrung dienen, mit quadratischem Unterbau und eiförmiger oder glockenförmiger Kuppel, mit anschließender Terrasse, die von einem oder mehreren schirmförmigen Dächern überragt wird; Steinzäune, meist Einfriedigungen der Stûpas oder einer Terrasse mit dem

Digitized by Google

Bodhibaum, ab und zu vor Toren (Torânas) mit übereinander angeordneten mächtigen Querbalken darüber. Die Pfeiler und Querbalken der meisten Steintore sind mit prächtigen Reliefs geschmückt, weshalb sie für das Studium der altindischen Skulptur von besonderer Wichtigkeit sind.[1])

Von diesen Darstellungen interessieren uns in erster Linie jene, welche feminine Dinge betreffen. Zunächst die Frauengestalten, als solche. Hier ist der Einfluß des Griechentums, und zwar in der sogenannten „Gândhâraschule", unverkennbar (siehe Abbildung S. 623). Die Darstellungen zeigen ein gewisses Raffinement, weichlich behandelte Körper, kokette Stellungen, die Köpfe sind fein durchgebildet, die Gesichter voll, weichlich und anmutig. Freilich überwiegt vor allem andern das indische Element, insbesondere durch den stark hervortretenden erotischen Zug, wobei vornehmlich das Sinnlich-Üppige nach übertriebener Formgebung neigt.



Weibliche Figuren aus dem Tempel von Bharhut.
(2. Jahrhundert v. Chr.)

Der nackte Körper als solcher war in der buddhistischen Kunst nie Gegenstand der Darstellung. Er ist vielmehr als Träger eines ungemein reichen und meist auch geschmackvollen Schmuckes behandelt. Letzterer mußte daher tonangebend für die Plastik des Körpers sein. Die breiten Schulterketten, die Metallringe an Armen und Beinen, die reichgegliederten Gürtel: das alles wurde in der Darstellung zur Hauptsache und beeinträchtigte die anatomisch richtige Form. Vornehmlich waren es die Körperumrisse, welche darunter litten. Überquellen des Fleisches an Armen und Beinen, sowie die vielfach in die Erscheinung tretenden Gliederverrenkungen sind die Folge hiervon. Besonders auffällig sind die breiten Hüften. Allerdings gehören sie von altersher zum Hauptattribut weiblicher Körperschönheit. In der Skulptur aber werden sie geradezu zum festen Punkt, von dem aus die ganze Figur komponiert wird. Die Hüfte wird zum Träger überreichen Schmuckes: Ketten und Gürteln, zu denen sich hie und da ein leichtes Lendentuch gesellt. Es ist ohne weiters klar, daß ein solcher Aufputz sich schmalen Hüften nicht gut anpassen würde. Die übermäßig vollen und breiten Hüften erwecken daher ganz ungezwungen die Vorstellung, als habe der Künstler dem schweren Schmucke eine sichere Stütze verleihen wollen. Die Wirkung konnte dadurch noch erhöht werden, daß man die eine Hüfte besonders stark heraustreten ließ. Dadurch knickte die andere Hüfte mit dem Bein ein und daraus entsprangen die Verzerrungen und Verrenkungen der Beine.

[1]) Die wichtigsten älteren Denkmalstätten sind (unter persischem Einfluß): Sântschi, Amarâvati, Ellorâ, Udayagiri, Gayâ und Bharhut; unter griechischem Einfluß: die Gândâhraklöster (bei Peschauer) und einige Lokalitäten im Swâtigebiet.

Digitized by Google

Schmuck und Coiffure bilden bei den weiblichen Skulpturen meistens die einzige Bekleidung, wenn dieser Ausdruck hier überhaupt zulässig ist. Das Lendentuch kommt kaum in Betracht, auch dann nicht, wenn es bis zu den Füßen herabreicht. Es ist nämlich eine Eigentümlichkeit der indischen Plastik, daß sie nicht die Ausdrucksform für das leicht Verhüllte, das Verschleierte findet. Man hat tatsächlich den nackten Körper vor sich und es ist lediglich ein schmaler Kleiderrand zwischen den Beinen über dem Knöchelschmuck, der eine, im übrigen nicht vorhandene, Verhüllung andeuten soll. Der Oberkörper dagegen ist stets unbekleidet.

Noch sei hier erwähnt, daß außer den Skulpturen auf den Überresten buddhistischer Denkmäler sich auch bildliche Darstellungen — allerdings in einem Zustande trauriger Verwüstung — erhalten haben. Es sind dies die in ihrer Art einzigen Freskos im Grottempel von Adshantâ (an der Grenze des Dekkans), Gemälde von ungewöhnlicher Schönheit und Anmut, die noch vor wenigen Jahren bei uns so gut wie unbekannt waren. Auch der Ursprung dieser Darstellungen wird auf die Gândhâraschule zurückgeführt und sie sind vornehmlich deshalb von Interesse, weil sie einen auffälligen Parallelismus mit den aus dem römischen Heidentum sich losringenden ersten Ansätzen der christlichen Kunst zeigen. Auch aus den indohellenischen Formgebungen der Typen von Gândhâra ist zu ersehen, wie sich daraus jene Darstellungen weiter entwickeln, welche dem buddhistischen Geiste dienstbar gemacht werden. Der künstlerischen Gestaltung nach noch im Banne der antiken Kunst steckend, sind die Stoffe selbst durchaus indisch, wodurch allerdings nur ihr geistiger Inhalt zur Geltung kommt, auf Kosten jenes im Völkerleben so schätzenswerten Naturalismus, der in diesem Falle in erster Linie das wirkliche Leben und somit das Tatsächliche der Dinge vor Augen führt. Bei legendaren Stoffen freilich muß man von solchen Ansprüchen an die Wahrheit absehen ... Der Traum der Mâyâ und seine Verwirklichung ist der individuellen Einbildungskraft freigegeben. Auf einem Relief von Amarâvatî ist sie die echte Inderin, so gut wie unbekleidet, von überreichem Schmucke strotzend, in anmutiger Lage, die Hüften in der herkömmlichen Übertreibung. Auf den Gândhâraskulpturen zeigen sowohl sie als ihre Schwester — Pradshâpatî — indische Tracht, Unter- und Obergewand, aber große Rasselringe an den Füßen. Was dort graziös und weit mehr von weltlichem Reiz als heiliger Erbauung ist, gibt sich hier — auch in den Darstellungen der Gândhâraschule — plump mit den herkömmlichen Übertreibungen in Bezug auf die Körperformen ...

Die große Verbreitung, welche der Buddhismus im Laufe der Zeit erfuhr, ist hauptsächlich auf die Duldsamkeit gegen Andersgläubige, auf die Achtung, welche seine Vertreter den Landessitten entgegenbrachten, und nicht zum Mindesten auf die tugendhafte Lebensweise der letzteren in älterer Zeit rückzuführen. Die neue Lehre breitete sich strahlenförmig nach Westen, Norden und Osten über Indiens Grenzen hinweg aus und es ist noch unerörtert, welchen Einfluß sie auf die Geister am Mittelmeere nahm. Leider verlor die Lehre des Gautama-Buddha in der Folge ihre ursprüngliche Reinheit, um in einen gedankenlosen Mechanismus auszuarten. Dies mußte lähmend auf die Geister wirken, jede Initiative vernichten, werktätiges Schaffen ertöten. Die Milderung der Sitten ist kein Ersatz für das apathische Dahindämmern eines Lebens, das sich nicht in den Dienst tatkräftiger Geschlechter stellt, sondern im Ersehnen seines höchsten Zieles — das wesenlose Nirvâna — jede Betätigung menschlichen Fortschrittes verschmäht.

Auf diesem Wege mußte es zu der krassen Entartung des Buddhismus kommen, wie er sich im Lamaismus in Tibet verkörpert. Der Dalai-Lama — der Typus

Digitized by Google

eines mächtigen kirchlichen Herrschers — ist gleichwohl nichts weiter als eine Puppe, an deren Fäden die ungeheuere Schar der Lamapriester zieht. Da er „unsterblich" ist, inkarniert sich das entflohene Leben eines verstorbenen Dalai-Lama sofort in einem neugeborenen Kinde. Dieses zu suchen und zu finden, ist Aufgabe des jeweiligen geistlichen Hofstaates. Das Kind wird in feierlicher Prozession in die Residenz getragen und dort als Dalai-Lama ausgerufen. Die Lama sorgen natürlich dafür, daß ihr Oberhaupt derart erzogen wird, daß es sein ganzes Leben hindurch ein Kind bleibt. Es ist eine Null, die Priesterkaste ist es, die das Land regiert. Die unbegrenzte Verehrung, welche der Dalai-Lama seitens des Volkes genießt, ist das mächtige Agens, durch welches die lamaistische Priesterschaft ihre Herrschaft nicht nur in dem peinlich von der Außenwelt abgesperrten eigenen Lande ausübt, sondern zugleich ihren Einfluß weit darüber hinaus, über die ganze Mongolei und selbst über den Hof von Peking, geltend macht.



Vase aus Bronze mit Silbertauschierung (Haidarabad).

Digitized by Google



Pendschab — Brahmanin — Rajafrauen aus Carnatic.

Indische Frauentypen.

Fünfter Abschnitt.

Indisches Frauenleben in der Gegenwart.[1])

Die heutigen Bevölkerungsverhältnisse in Indien zeigen im großen und ganzen das Bild, das ihnen vor alters eigentümlich war: zwei ethnische Gruppen, welche die beiden Hauptgebiete des Landes seiner natürlichen Gestaltung nach besiedeln: die arischen Hindu im nördlichen Teile, die sogenannten Dravidavölker (Nachkommen der Ureinwohner) im südlichen Halbinsellande. In der Mitte etwa ist der Natur der Sache nach eine Mischbevölkerung entstanden, während die Bewohner des Südens sich sowohl ihre Rasseneigentümlichkeiten wie ihre Sprache bewahrten. Nur das linguistische Moment kennzeichnet den Unterschied; der physischen Komplexion nach wäre er nicht zu erkennen,

[1]) Leopold v. Orlich: „Reise in Ostindien ꝛc.", Leipzig 1845. — Dubois de Jancigny: »L'Inde«, Paris 1845. — Wright: »India and his habitans«, Washington 1871. — J. Forsyth: »The Highlands of Central India«, 1871. — J. Forbes, Watson and J. W. Kaye: »The People of India etc.«, I und II, London. — L. Nottrott: „Die Gossnersche Mission unter den Kolch", Halle 1874. — L. Rousselet: »L'Inde des Rajahs«, Paris. — Robson: »Hinduism and relations to Christianity«, Edinburgh 1874. — E. H. Hudgson: »Essays on the languages, literature and religion of Nepal and Tibet etc.«, London 1874. — Frederick Drew: »The Jummoo and Cashmere territories, a geographical account«, London 1875. — Herm. v. Schlagintweit: „Reisen in Indien und Hochasien", Jena 1872. — Emil v. Schlagintweit: „Indien in Wort und Bild", Leipzig 1881. — Friedr. Müller: „Allgemeine Ethnographie", 2. Aufl., Wien. — K. E. Ujfalvy: „Aus dem westlichen Himâlaya", Leipzig 1884. — Friedr. v. Hellwald: „Naturgeschichte des Menschen", II. Bd., Stuttgart. — L. H. Fischer: „Indischer Schmuck und die Art ihn zu tragen" (Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, Wien 1890). — Râjendra La Mitra: »Indo-Âryans«. — Friedr. Ratzel: „Völkerkunde", III, Leipzig 1888. — Gustave le Bon: »Les Civilisations de l'Inde«, 2. Aufl., Paris 1900.

Digitized by Google

wenn auch die südlichen Dravida eine dunklere Hautfarbe aufweisen. Von dieser herkömmlichen Zweiteilung abgesehen, zerfallen sowohl die Hindu als die Dravida in zahlreiche Stämme und Gesellschaftsklassen, also ganz im Gegensatze zu der ursprünglichen „Vierteilung", welche nur Kasten und nichts anderes kannte. Als die Schranken der letzteren allmählich durchbrochen wurden, begann die kompakte Masse sich zu „differenzieren". Während aber einerseits die Blutmischung immer größere Fortschritte machte, bewirkten separatistische Bestrebungen und politische Ereignisse die innere Festigung einzelner Komplexe der Bevölkerung. Es entstanden Staaten mit typischem Gepräge im ethnischen und sozialen Sinne, und wenn auch die Kastenorganisation alle diese staatlichen Gebilde als ein gemeinsames Band durchzog, verschärften sich gleichwohl die Gegensätze mehr und mehr.

Die Blutmischung hat dahin geführt, daß der arische Hindu kaum mehr als reiner Typus zu finden ist, die Lostrennung vom Ganzen hinwider hat an die Stelle der alten Kasten ganze Völker gesetzt. Kshatriya und Vaiçya im altindischen Sinne gibt es heute nicht mehr. Dagegen leiten beispielsweise die Radshputen — der edelste und stolzeste Stamm des heutigen Indien — ihre Herkunft von den ehemaligen Kshatriya ab. Sie bilden eine militärische Aristokratie von feudalem Gepräge, sind tapfer und ritterlich und ungemein empfindlich im Ehrenpunkt, namentlich was ihre Frauen anbetrifft. Es ist noch ein Tropfen vom alten Heldenblut der Kuru in ihnen. Würden nicht die Engländer mit scharfer Hand das unruhige Völkchen niederhalten, so würde es sich gegenseitig bis zur Ausrottung befehden, ganz so wie in den Tagen Dhritarashtras und Yudhishthiras. Auch die tapferen und sehr zuverlässigen Ghorka, die im Himâlayareiche Nepal die herrschende Kriegerkaste bilden, führen ihre Abkunft auf die Kshatriyas zurück. Dagegen sind die Kathri im Pendschab, gleichfalls Abkömmlinge der alten Kriegerkaste, heute ein handeltreibender Stamm. Am reinsten haben den arischen Typus die Marâthen im nördlichen Dekkan bewahrt. Er ist offenbar ein später eingewanderter Stamm. Von echt arischem Typus sind auch die Dschat im nordwestlichen Indien, ein uralter, ackerbautreibender Stamm, der auch den Stock des Sindhvolkes (im Industale und nach Westen hin) abgibt. Die Dschat haben sich niemals unter das Joch der Brahmanen gebeugt, und so begreift man, daß schon vor alters die Bewohner des Fünfstromlandes als „Ausgestoßene" galten. Außer in ihrem Stammlande finden sich Dschats im nördlichen Radshputana, in Malwa, Bhartpur und Dholpur, Dehli und Agra und im sogenannten Duab.

Einen Teil der Dschat bilden die Sikh, welche in der Nivellierung der Kastenunterschiede am weitesten gegangen sind. Sie selber wollen als Radshputen gelten, offenbar in dem Bestreben, einen edleren Stammbaum unterzuschieben. Das haben sie aber, eingedenk ihrer physischen Wohlgestalt und ihrer Tapferkeit, nicht nötig. Unter ihnen gibt es keine Brahmanen, und sie achten weder auf den Veda, noch auf andere heilige Schriften der Hindu. Ihr Kanon ist der „Granth" (das Buch schlechtweg), zu Amritsar steht ihr heiliger Tempel. Die Sikh heiraten etwas später als die Hindu und sind deshalb auch ein viel kräftigerer Volksschlag. Bei ihren Hochzeiten sehen sie von einem Umschreiten des Herdfeuers ab. Der kriegerische Sinn der Sikh ist bekannt und hat den Engländern wiederholt zu schaffen gegeben. Seit jene an Ansehen und Macht eingebüßt haben, macht sich unter ihnen eine Strömung zu gunsten des Hinduismus bemerkbar.

In den gewaltigen Hochländern, welche vom Hindukuh und vom westlichen Himâlaya gebildet werden, finden sich arische Stämme, welche dadurch unser Interesse erregen, daß

Digitized by Google

sie von äußeren Einflüssen völlig unberührt blieben und damit vielfach Züge von barbarischer Ursprünglichkeit sich erhalten haben. Auch der physische Habitus dieser Bergvölker scheint sich konserviert zu haben. Es sind die Bewohner von Dardistan, Tschitral und Kafiristan, ferner die Balti und die Burischvölker. Als Stock dieser ganzen Gruppe dürfen wir die Darden (Dardu) ansehen, die Nachkommen jener „Darada", von denen schon die ältesten Überlieferungen berichten. Es ist kein einheitliches Volk, sondern ein Gemenge von zahlreichen Stämmen verschiedener Zungen und Religionen. Ähnliches gilt von den Kafir (oder Siahposch). Trotz der starken Verschiedenheiten der Mundarten tragen sie gleichwohl einen gemeinsamen arischen Charakter und wurden jene wahrscheinlich lange zuvor gesprochen, ehe sich das Sanskrit zu einer Literatursprache entwickelt hatte. Auffallend ist, daß die religiösen Gebräuche bei den Kafir lebhaft an die uralte Naturreligion, wie sie in den Hymnen des Rigveda zum Ausdrucke kommt, erinnern. Die reinen patriarchalischen Sitten ihrer Ahnen aber haben die Siahposch nicht bewahrt. Die Frauen — die, beiläufig bemerkt, eine sehr untergeordnete Stellung einnehmen — gelten als besonders unsittlich, was wohl dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die Männer bei ehelichen Übertretungen sich durch Geldspenden beschwichtigen lassen. Es herrscht unbeschränkte Polygamie.

Die Nachbarn der Kafir sind die Bewohner von Tschitral, deren Frauen im Rufe außergewöhnlicher Schönheit stehen. Sie waren durch lange Zeitläufe ein hochbewerteter Artikel auf den Sklavenmärkten zu Kabul und Peschawer. Sonst verlautet von ihnen nichts. Auch die Frauen der Darden im engeren Sinne zeichnen sich durch körperliche Vorzüge aus. Sie haben sehr dunkles Haar und nachtschwarze, funkelnde Augen. Reinlichkeit aber ist nicht ihre Tugend und häufige Erkrankungen der Kopfhaut dürften davon herrühren. Die Darden sind Mohammedaner, doch besteht eine Art Kastenorganisation, welche indes kein Ehehindernis ist, wenn auch Mischehen den Kastenunterschied nicht aufheben. In Gilgit, Ghor, Hunsa und Nagar lebt noch die Erinnerung an die früher bestandene Selbstopferung der Witwen fort. Es herrscht Polygamie, doch genießen die Frauen eine Stellung, welche ihnen mehr Freiheiten einräumt, als sie die Frauen der Hindu genießen. Sie nehmen an allen öffentlichen Angelegenheiten teil und zeigen kriegerischen Geist, wenn es darauf ankommt. Dabei treten aber im Eheleben verschiedene Züge hervor, welche an die gleichen oder ähnlichen Einrichtungen der arischen Inder erinnern, wie beispielsweise, daß der Mann allein das Recht hat, die Ehe aufzulösen, und daß der Bruder eines Verstorbenen den Anspruch erheben kann, dessen Witwen zu Frauen zu nehmen. Erhebt er diesen Anspruch nicht, so hängt die Wiederverheiratung seiner Schwägerinnen von seiner Einwilligung ab. Bei solchen Beschränkungen fragt man sich unwillkürlich, worin denn eigentlich die freiere Stellung der Dardenfrauen besteht. Wahrscheinlich nur in sittlicher Beziehung, denn eheliche Untreue ist unter den Darden äußerst gewöhnlich, offenbar deshalb, weil die Männer in diesem Punkte mehr als duldsam sind. In Konsequenz dessen macht man auch mit unehelichen Kindern wenig Federlesens und gilt deren Tötung nicht als Verbrechen.

Südöstlich von den Dardu siedeln die Kashmiri, die Bewohner des Hochtales von Kashmir, unter welchen die dem Glauben der Väter treugebliebenen Panditen (Schriftgelehrten) den edelsten Typus der arischen Inder bilden. Das Volk ist mohammedanisch und zeigt Spuren einer Rassenmischung, an der wahrscheinlich mongolisches Blut den Hauptanteil hat. Es ist ein auffallend schöner Menschenschlag. Die Weiber sind meist groß und wohlgebaut, aber weniger anmutig als die Hindufrauen der Ebene;

Digitized by Google

dafür ist ihre Hautfarbe heller und sie verleiht ihnen ein mehr europäisches Aussehen. Auch ihre geistigen Anlagen sind bemerkenswert. Dagegen stehen ihre sittlichen Qualitäten auf einem sehr tiefen Niveau. Überhaupt ist es auffällig, wie ein von der Natur so reich bedachter Menschenschlag moralisch so tief sinken konnte, wie es sich bei den Kashmiriten zeigt. Die Männer sind falsch, feige, lügnerisch, diebisch, die Weiber genußsüchtig und sehr sinnlich. Gefürchtet ist in den indischen Harems der scharfe Witz dieser Gebirgsschönheiten, und nicht minder ihre Launenhaftigkeit. Auch sind sie in hohem



Bajadere aus Kashmir.

Grade dem Putz ergeben ... Unter den Kashmiriten machen die Panditen, die Nachkommen der Brahmanen, in sittlicher und moralischer Beziehung eine rühmenswerte Ausnahme. Sie sind die typischen Repräsentanten des reinen Ariertums und fanatische Hindu.

Wir wollen uns nun eingehender mit den indischen gesellschaftlichen Zuständen beschäftigen. Der moderne Hinduismus hat das uralte Kastenwesen nicht nur beibehalten, sondern ins Ungeheuerliche erweitert; bis zur Differenzierung in die zahlreichen Beschäftigungsarten und Dienstverhältnisse. Daher der bedeutende Aufwand, den ein vornehmer Hindu in Bezug auf seine Dienerschaft treffen muß. Die ursprüngliche Kastenorganisation ist so erheblich von der gegenwärtigen verschieden, wie etwa der alte Götterglaube von dem modernen Hinduismus. Die heutige Kastenbildung zeigt eine auffällige Ähnlichkeit mit dem Zunftwesen, wie es bei uns im Mittelalter bestand. Früher wurde die Erblichkeit des Berufes auf göttliches Gebot zurückgeführt und war

Digitized by Google

eine Auflehnung gegen solch höhere Fügung stets mit der Strafe der Ausstoßung verbunden. Zur Zeit hat die sogenannte „dal"-Organisation die uralte starre Einrichtung erheblich abgeschwächt; Leute verschiedener Kasten, die sich durch Fleiß und Betriebsamkeit oder durch geistige Befähigung emporgearbeitet haben, treten, ohne Rücksicht auf den bisherigen Kastenverband, zu einem neuen Verbande (dal) zusammen. Damit ist der völligen Zersplitterung der früheren Kastenorganisation freie Bahn gegeben.

Nebenher hat wohl auch der moderne Fortschritt mitgewirkt. Niemand, der die indischen Verhältnisse kennt, wird leugnen können, daß das Brahmanentum sich in einem Zersetzungsprozeß befindet. Der alte philosophische Pantheismus, der die Geister so lange Zeit im Banne hielt, ist erschüttert. Die Berührung mit dem Christentum, der selbst dem fanatischsten Anhänger des Alten und Überlieferten augenfällige Fortschritt im Sinne einer modernen Kultur, die ungeheuere Überlegenheit dieser dem Lande fremder Kultur, christliche Erziehung, universelle Kenntnisse: das alles sind die Faktoren, welche den erwähnten Zersetzungsprozeß fördern. Ein vielleicht noch wirksameres Agens sind die Reformbestrebungen der Hindu selbst. Den größten Einfluß hat die fortschrittliche Partei, die sich „Brâhman-Smadsch" nennt, durch Rammohan Roy gegründet und von dem kenntnisreichen Debradanath Drapora zu bedeutsamer Entwicklung gebracht wurde. Diese Partei hat den Glauben an eine göttliche Überlieferung des Veda fallen lassen und erstrebt einen nationalen, offenbarungslosen Theismus. Es ist also eine neue Religion, die auch ihre Tempel und Kapellen hat. Nebenher werden auch soziale Reformen angestrebt: Abschaffung der Frühheiraten, der Kastenschranken, Verbesserung des Loses des Frauen. Trotz alledem wäre es irrig, anzunehmen, daß dieser Einfluß alle Gesellschaftsklassen berühre. Am meisten ist ihm der Mittelstand zugänglich, während die höheren Stände noch lange nicht dazu vorbereitet sind. Begreiflich, denn unter allen Verhältnissen und überall keimt der Same sozialer Reformen dort am ersten, wo das Leben nach Licht und Freiheit ringt. Privilegierte Klassen haben weder derartige Bedürfnisse, noch das Verständnis hierzu. Weisen doch die gesellschaftlichen Einrichtungen des Abendlandes Züge auf, welche da und dort jenen der Kastenorganisation sehr nahe kommen.

So bildet das Brahmanentum eine Macht, mit der noch immer und wahrscheinlich für lange Zeit zu rechnen sein wird. Vor allem sind die Brahmanen die Träger der Intelligenz. Freilich haben sie dafür gesorgt, daß eine feste Gemeinsamkeit nicht besteht. Noch immer gelten die Brahman westlich der Sarasvati — wie vor alters — als minderwertig. Im Pendschab hausen Sikhs und Mohammedaner, Abkömmlinge ehemaliger Brahmanen, während letztere in Marwar, Dschesalmen und Malwa besonders dicht siedeln. Dann in Audh (Ayodhya), dessen Ruhm bis in das epische Zeitalter zurück reicht, in Bandelkand und Baghelkand und im Landstriche um Dehli. Hier, wie anderwärts zeigt sich, wie die Kastenschranken auf natürlichem Wege durchbrochen wurden. In dem genannten Landstriche bilden die Brahmanen einen guten Teil der industriösen Bevölkerung, um Audh sind sie besonders gute Soldaten.

Wenn weiter oben gesagt wurde, daß die Brahmanen im heutigen Indien die Intelligenz repräsentieren, so ist dies nicht so zu verstehen, als stünde das gesamte Brahmanentum auf geistiger und sittlicher Höhe. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Der größte Teil der Nachkommen jener stolzen und anmaßenden Klasse, welche in alten Tagen die Geschicke Indiens in Händen hatte, Könige und Völker lenkte und in den Augen der großen Masse für göttlichen Ursprunges galt, ist eine in jeder Be-

Digitized by Google



Marwarifrauen.

Digitized by Google

ziehung verkommene Gesellschaft. Da die Brahmanen in der meist völlig unwissenden Bevölkerung noch immer das alte Ansehen genießen, und weil sie anderseits auf die Vorrechte ihrer Kaste pochen, ist es ihnen ermöglicht, auf Kosten anderer zu leben, die Religion durch bodenlose Heucheleien und frommtuende Gaunerei zu entwürdigen, im übrigen aber dem Nichtstun sich hinzugeben.

Im allgemeinen greift beim heutigen Hindu der Geist der Kaste bestimmend in alle Lebensverhältnisse ein. Er ist tatsächlich viel mächtiger als das Band der Familie. Zwar der Mann zeigt gegenüber seiner Frau und den Kindern Zuneigung, aber befolgt hierdurch vorzugsweise (und von individuellen Zügen abgesehen) doch nur Kasten-



Der letzte Gang einer Hindu-Witwe. (Aus: C. v. Orlich „Reise in Ostindien", 1845.)

gebote, wodurch derlei erfreuliche Beziehungen ihres sittlichen Wertes völlig entkleidet werden. Es kann jemand aus vielerlei Ursachen aus der Familie ausgestoßen werden, vornehmlich dann, wenn er gewisse religiöse Vorschriften verletzt. Ausgestoßen wird auch ein Weib höherer Kaste, das mit einem Manne niedriger Kaste vertrauten Umgang pflegt. Unter den meisten Kasten ist es Gesetz, daß Ehen nur innerhalb derselben geschlossen werden dürfen. So ist alles zerrissen und zerklüftet. Einer, der seine Kaste verloren, d. h. aus derselben ausgeschlossen worden ist, verliert jede Gemeinschaft mit seinen Verwandten; seine Frau wird als Witwe betrachtet, die Kinder gelten für Waisen. Dadurch erdulden die letzteren ganz schuldlos das denkbar traurigste Los, denn sie müssen ihres Ernäherrs entbehren, während die bei Lebzeiten ihres Gatten zur „Witwe" gewordene Frau keine neue Verbindung eingehen darf ... Das ist der ungeheuere Unterschied der gesellschaftlichen Verhältnisse von einst und jetzt. Er würde

Digitized by Google

ganz unerträgliche Zustände schaffen, wenn sie die herrschenden wären. Das nun sind sie gottlob nicht.

Andeutungsweise war ja bereits die Rede von besserer Erkenntnis und belebenden reformatorischen Bestrebungen. Wenn derlei auch auf einem so ungeheueren Gebiete mit einer in religiöser Beziehung einheitlichen Bevölkerung von rund 140 Millionen Seelen, wie sie Indien repräsentiert, nicht handgreiflich zur Geltung kommt, muß man gleichwohl auch mit den ersten Regungen zu Gunsten eines Wandels der Dinge sich zufrieden geben. Vielleicht höher noch ist der Fortschritt anzuschlagen, den die britische Herrschaft zur Folge hatte. Um dies zu erfassen, muß man sich vor allem die Barbareien vor Augen halten, welche durch europäischen Einfluß beseitigt wurden: die Selbstopferung der Witwen, der Kindermord und die Menschenopfer.

Nichts hat in früherer Zeit (bis etwa vor einem halben Jahrhundert) im Abendlande so allgemeines Entsetzen erregt, als die fanatische Lust, mit der sich Witwen in die prasselnden Flammen stürzten, welche die sterblichen Reste ihres Gatten verzehrten. Ganz abgesehen von der Zwecklosigkeit eines solchen Opfers, war es eine Folge dieses sinnlosen Fanatismus, daß mit dem Ableben eines Familienvaters die Bande der Familie vollständig gelöst wurden. In Gebieten, welche dem Einfluß der indobritischen Regierung entzogen sind, sollen ab und zu „Satî" (wie diese Selbstopferung genannt wird) allerdings noch vereinzelt vorkommen. Im allgemeinen aber ist mit diesem Unsinn gründlich aufgeräumt worden. Erschwerend war, daß bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts herein die Witwen, welche entweder nicht den Mut, oder nicht den Willen hatten, den Holzstoß zu besteigen, mit der denkbar größten Verachtung behandelt wurden. Sie durften sich nicht wieder verheiraten und keinerlei Schmuck tragen — im besonderen keine Nasen-, Zehen- und Ohrringe — sie durften keine Schnürleibchen anlegen, und wurden überhaupt in ihrer eigenen Familie als Paria behandelt. Auch kam es vor, daß man an dem Tage, an welchem der Leichnam des Gatten verbrannt wurde, solch eine widerspenstige Witwe bei den Beinen aufhing und von dem herabbaumelnden Kopfe das Haar abschnitt.

Ein englischer Funktionär schildert das Schauspiel der Selbstopferung wie folgt. Er besuchte eine schon ziemlich bejahrte Witwe, die fest entschlossen war, sich dem Feuertode zu widmen. Sie saß mit verhülltem Haupte vor einer kupfernen Schüssel, die mit Reis und Blumen angefüllt war. In jeder Hand hielt sie eine Kokosnuß ... „Ich will," sprach sie, „meine Asche mit der meines Mannes vereinigen. Du wirst mir hierzu die Erlaubnis geben. Bis diese erfolgt, wird mir Gott das Leben fristen, obwohl ich auch Speise und Trank verschmähen werde" ... Sie schaute in die Sonne, welche eben aufging, und sprach in ruhigem Tone weiter: „Seit fünf Tagen ist meine Seele bei jener Sonne mit der meines Mannes vereinigt. Ich bin dessen sicher, daß du mir gestatten wirst, auch meine Asche mit der des Gatten zu vereinigen. Du wirst mein Elend nicht verlängern wollen. Ich will mit meinem Gatten Omed Singh Oppadia vereinigt werden."

Zum ersten Male in ihrem Leben sprach sie den Namen ihres Mannes aus. Die Frauen aller Kasten und Rangklassen tun dies sonst nie. Es würde gegen die Achtung verstoßen, welche die Frau dem Gatten gegenüber schuldig ist. In unerläßlichen Fällen wird ein Kind oder ein Verwandter vorgeschoben, der den Namen nennt. Jene Alte aber hatte die drei Wörter in einem so resoluten Tone gesprochen, daß an ihrem festen Entschluß nicht zu zweifeln war. Der Funktionär ließ nun die Anverwandten der Frau kommen, um ihnen zu sagen, daß, wenn sie sich für die Zukunft verpflichten wollen,

Digitized by Google

keine Satî mehr in der Familie zu gestatten, die Alte die Erlaubnis zur Selbstopferung erhalten soll. Sie gaben das Versprechen, und nun war die Alte des inneren Jubels voll. Ihre Freude wuchs, als sie den Holzstoß höher und höher werden sah. Sie nahm ein Betelblatt, kaute es, und ging dann festen Schrittes ans Werk. Der Funktionär hatte den Scheiterhaufen mit Soldaten umstellen lassen, um die Menge abzuwehren. Als die Witwe etwa noch anderthalbhundert Schritte vom Holzstoß entfernt war, wurde Feuer an denselben gelegt, und sofort loderten die Flammen hoch empor. Das Antlitz der Alten strahlte (man begreife die Menschen!), nur einmal blieb sie auf ihrem Gange stehen, schlug die Augen zum Himmel auf und rief: „Weßhalb habe ich fünf Tage warten müssen, ehe ich mich mit dir vereinigen konnte?" Bei den Soldaten angelangt, schritt sie um den Holzstoß herum, stand dann einen Augenblick still, um zu beten und Blumen in die Flammen zu werfen. Dann bestieg sie den lodernden Holzstoß und legte sich ohne Zucken darauf, als wäre es ein Bett. Sie starb ohne einen Schmerzenslaut vernehmen zu lassen. Inzwischen wurde von den Spielleuten eine lärmende Musik exekutiert, nicht etwa, um die Klagen des Opfers unhörbar zu machen, sondern um zu verhindern, daß die letzten Worte, welche die Witwe etwa sprechen sollte, vernommen würden. Dem Volksglauben zu Folge haben Witwen, welche sich verbrennen, die Gabe Zukünftiges zu enthüllen, und da hegt man die Besorgnis, solche Vorhersagungen könnten möglicherweise den Anwesenden Kummer bereiten.



Kind eines Raja.

Eine nicht minder häßliche Barbarei war bislang der Kindermord. Wir wissen, daß dieser Mißbrauch auch in China tief eingewurzelt ist. Aber bei dem Umfange, wie er sich bis in die Neuzeit hinein in einzelnen Gebieten Indiens, vornehmlich in solchen, die nicht unmittelbar unter britischer Herrschaft stehen, erhalten hat, flößt er grausiges Entsetzen ein. Die Hauptursache dieser Barbarei ist darin zu suchen, daß in manchen Teilen des Landes und in gewissen Klassen die Heiraten ganz unerschwingliche Kosten verursachen. So ist es beispielsweise bei den vornehmen Radschputen Ehrensache, die Töchter unter Entfaltung eines großartigen Pompes in die Ehe einzuführen, da man andernfalls die Familie herabsetze. Die Befriedigung dieser Anforderung verschlingt aber nur zu oft das gesamte Hab und Gut einer Familie. Das aber will man verhüten, und das einfachste Mittel hierzu ist, die Töchter gleich nach der Geburt zu töten. Außerdem fällt die religiöse Tradition schwer ins Gewicht. Die Väter hatten die Töchter getötet, also tun es auch die Söhne und halten dies für wohlangebracht. Unter Umständen sucht man einen Ausweg, indem man die Mädchen so früh als möglich verheiratet, doch bleiben sie bis zur erlangten Reife im Elternhause. Ein Mädchen, das nicht auf diese Weise beizeiten unter die Haube kommt, gilt als eine Schmach für die Familie und in früherer Zeit opferte man ein solch armes Kind der blutdürstigen

Digitized by Google

Göttin Kâli. Es hat den englischen Behörden ungeheuere Mühe gekostet, den starrsinnigen Hindu das Widersinnige begreiflich zu machen, daß ein im zwölften Jahre noch nicht verheiratetes Mädchen ein Schandfleck der Familie sei.

Wie die Verhältnisse in dieser Beziehung in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lagen, ergeben sich aus den nachstehenden Tatsachen. Als im Jahre 1836 die erste behördliche Untersuchung der fraglichen Angelegenheit angestellt wurde, zeigte es sich, daß beispielsweise im westlichen Radshputana unter einer Bevölkerung von 10.000 Seelen kein einziges Mädchen anzutreffen war! Andernorts wurde festgestellt, daß im Volke, mehr aber noch an den Höfen der Rajas, die neugeborenen Mädchen sofort in ein besseres Jenseits befördert wurden. In Manipur gaben die radshputischen Edelleute zu, daß seit mehr als hundert Jahren (!) in ihrem Gebiete kein neugeborenes Mädchen länger als ein Jahr gelebt habe. Solche Einzelheiten ließen sich in großer Zahl beibringen. Nach dem großen Aufstande im Jahre 1857 wurden abermals Nachforschungen gepflogen. Ein Beamter stellte fest, daß in 308 der von ihm besuchten Ortschaften der Kindermord im Schwunge ging. In 26 Ortschaften fand er kein einziges Mädchen unter sechs Jahren, in 28 kein einziges über dem heiratsfähigen Alter. In einigen Ortschaften war seit Menschengedenken keine Hochzeit vorgekommen, und in einer derselben datierte man die letzte Feier dieser Art die Kleinigkeit von — achtzig Jahren zurück. Allen aber tat es eine Ortschaft in der Provinz Benares zuvor; dort erklärten die Bewohner, daß seit 200 Jahren keine Ehe mehr geschlossen worden sei. Andere statistische Tatsachen ergeben: Im Jahre 1869 wurde amtlich ermittelt, daß in den Nordwestprovinzen in sieben Ortschaften auf durchschnittlich 100 Knaben 1 Mädchen entfiel. Die letzte Ehe war zehn Jahre vorher geschlossen worden. In einer Gruppe von 22 Dörfern zählte man 884 Knaben und nur 23 Mädchen; in zehn Dörfern hatte keine Hochzeit seit 100 Jahren stattgefunden, in 16 anderen wußte man nichts von einer solchen. Wie segensreich die indische Verwaltung gegenüber dieser Barbarei wirkte, bezeugt das eine Beispiel, daß in einem Radshputendistrikte, in welchem sich im Jahre 1842 nur ein einziges Mädchen vorfand, im Jahre 1851 bereits 88, im Jahre 1860 bereits 250 derselben sich des Lebens freuten. Auch im Bezirke von Agra hatte sich die Zahl der Mädchen binnen wenigen Jahren verdoppelt.



Hindu-Mädchen.

Ein anderer dunkler Schatten, der auf dem Volke der Hindu liegt, sind die Menschenopfer. Von einzelnen Fällen abgesehen, waren es hauptsächlich die Khond

(Ku, Khund, Kand), das Volk in dem wilden Gebirgsland von Orissa (im Südwesten von Bengalen), bei dem die aus religiösen Beweggründen entsprungene Menschenschlächterei bis in die zweite Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts im Schwange ging ... Hierzu möchten einige vorausgehende Erörterungen des indischen Leidensfanatismus von Interesse sein. Die Massenvernichtung, wie sie von Zeit zu Zeit durch die Fügungen des Schicksales über die Hindubevölkerung hereinbricht, ist das „Mahâmari“ — das „große Sterben“. Nichts widerstrebt unserer Einbildungskraft mehr als die Vorstellung, wie sich in den phantastischen Zauber dieses Landes die bleichen Gespenster des Entsetzens hereindrängen: hier der große Maskenball mit seinen Marmorhallen und Bajaderen, juwelenglänzenden Mahârajas und Blumenträumen, dort die verzückten Fanatiker unter den Rädern des ungeheuerlichen Götzenwagens von Dschagannath, die wegelagernden „Taghs“ („die Würger im Herrn“), die Kindermörder, die brennenden Witwen, die scheußlichen Khond mit ihren Schlachtopfern, die Schlangen- und Feuerfresser u. s. w. Das uralte Wunderland eine große Gauklerbühne! Und mehr als das: eine Opferstätte des Elends.



Hindu-Mädchen.

Das „große Sterben“ ist eine grausige Zugabe zu dem abschreckenden Leidensfanatismus der Hindu. In manchen Gebieten ist das Leben die reinste Flagellantenexistenz. Der Pilgerweg von Calcutta nach Puri, wo der Dschagannathtempel in völliger Weltabgeschiedenheit liegt, hat mehr Menschengebeine bleichen gesehen, als alle Schlachtfelder Europas zusammengenommen. Seit Jahrhunderten strömten ungezählte Pilgerscharen dorthin, elend und bresthaft, hungernd und verhungernd, aber stark im Glauben an die Herrlichkeiten eines vielköpfigen Götterhimmels, an die Nützlichkeit des Martyriums. Als die Engländer nach Überwindung unsäglicher Hindernisse die Menschenopfer unter den Khond unterdrückt hatten, war das finstere Volk erstaunt, daß die Erde — die Göttin Kâli — Früchte und Saaten reifen ließ. Jahrtausende hindurch hatte man geglaubt, dies sei nur zu erreichen, daß man hunderte und tausende der professionellen, d. h. der von vornherein hierzu bestimmter Opfer in nicht zu beschreibender Weise marterte und abschlachtete. Die Engländer rotteten auch die unheimlichen „Würger im Herrn“ (die Taghs) aus. Daß sie den Kindermord und den Fanatismus der Satî bekämpften, haben wir bereits gehört.

Digitized by Google

Der Hindu schiebt alles Mißgeschick, das über ihn kommt, der Vorsehung in die Schuhe. Sein Leidensfanatismus ist nur ein Reflex des Glaubens an die grausame, blutheischende Göttin Kâli, nächst dem phönikischen Moloch das fürchterlichste Göttergespenst, das menschliche Einbildungskraft ausgeheckt hat. Kâlis Durst nach Menschenblut mag sie zugleich zum Hungergötzen qualifizieren. Cholera und Pest nehmen keine Sitze im indischen Götterhimmel ein, wohl aber — man staune — die Blattern! Die „Göttin der Pocken" nennt sich Marî; sie gilt als Urheberin aller Pestilenz, wodurch dem vorstehend angedeuteten Mangel abgeholfen ist. Ihr Bild ist nicht sehr anmutig. Vier Arme wachsen ihr aus dem Leib und in den dazu gehörigen Händen hält sie eine Trommel, einen Dreizack, ein Bündel Stricke und einen Totenkopf. Marî ist sehr gnädig, denn nach der Vorstellung der Hindu sendet sie den Menschen die Pestilenz als Zeichen besonderer Gunst.

Vervollständigen wir mit einigen Strichen dieses unheimliche Bild. An der heiligen Gangâ liegen, von Allahabad („der Stadt Gottes") bis hinauf nach Agra, der einstigen Stadt der Timuriden, und Dehli, wo die Großmogule einst geboten, und weiter um Benares und Patna, die gepriesenen Heiligtümer der Hindu. An den Ufertreppen von Benares mit ihrem Hintergrunde von bizarren Tempeln, Palästen und Kiosken ist einer der gefährlichsten Seuchenherde Indiens. Zu gewissen Zeiten strömen hier täglich 10.000 Pilger zu, und etwa 50.000 besorgen ihre rituellen Waschungen. Der Strom wird zum Kotbrei. Hier zu sterben und verbrannt zu werden, ist ein Wunsch, der alle Lebensfreude überbietet. Es darf daher nicht Verwunderung erregen, wenn von den berühmten Brandstätten der Rauch ohne Unterbrechung zum Himmel aufsteigt.

Das ist aber noch nicht das Schlimmste. In dem Pilgerorte Hardnan im nordwestlichen Indien lagern zu Zeiten an 3 Millionen Menschen schutz- und obdachlos, den tropischen Regengüssen und Gewittern (die Wallfahrt fällt in den April) ausgesetzt. Hier wird das Wasser des Ganges, in welchem täglich Hunderttausende baden, zur Giftlache. Der Hindu aber fürchtet nichts; er glaubt nicht an das, was ihm die Wächter der Ordnung sagen, sondern denkt an das verdienstliche Martyrium der Millionen, die hier geendet. Der harmlose Abendländer aber vertieft sich in irgend ein Prachtwerk, das ihm die Wunder Hindustans vorführt, und ergötzt sich an den wie Wolkenschaum aufsteigenden Marmorhallen, den Heiligtümern mit ihrem in Stein gewobenen Flitter und der berauschenden Pracht der Filigranarbeit, die der Meißel des Künstlers dem spröden Materiale abgerungen.

Damit hätten wir den Boden vorbereitet, der uns zu den Menschenopfern der Khond führt. Nach John Campbell, der sich in den Jahren 1840—1854 der schwierigen Mission, dieser Scheußlichkeit von amtswegen entgegenzutreten, zu entledigen hatte, weihten die Khond ihre Opfer hauptsächlich dem „Tado Pennor", dem Gotte der Erde, und zwar aus dem bereits erwähnten Grunde, Unglücksfälle abzuwenden und gute Ernten zu erzielen. Eine andere Information geht dahin, daß die Khond an einen „Gott des Lichtes" glauben, dem eine Gattin, die „Erdgöttin", beigesellt ist. Diese aber ist die Beherrscherin der Finsternis, von der alles Übel ausgeht. Sie ist zugleich eine Schicksalsgöttin, und um sie gütig zu stimmen, seien Opfer, vornehmlich Menschenopfer, erforderlich.

Die hierzu bestimmten Individuen werden Meriah genannt. Sie wurden nicht selten schon als Kinder diesem „Berufe" geweiht. Indes hat sich herausgestellt, daß die Mehrzahl der Opfer aus angekauften Personen bestand. Die Lieferung der Meriahs war eine gewinnbringende Handelsspekulation in den Händen von eigens hierzu

Digitized by Google

bestellten Agenten oder Ankäufern. Sie zogen, zumeist wenn in den nördlich an Bengalen grenzenden Gebieten Hungersnot herrschte, in den Dörfern der Ebene umher, handelten den armen Leuten die Kinder ab, stahlen auch wohl dieselben oder lockten junge Burschen und Mädchen in die Gebirge, unter der Vorspiegelung, ihnen dort lohnende Beschäftigung zu verschaffen. Dort wurden sie jahrelang behütet und stets gut behandelt. Sie wußten genau, was ihnen bevorstand, ergaben sich aber mit orientalischem Fatalismus in ihr Schicksal. Das eine oder andere Mädchen verheiratete sich wohl auch mit einem Khond oder mit einem männlichen Meriah, und deren Kinder wurden dann gleichfalls zu Schlachtopfern „aufgefüttert".

Wahrhaft scheußlich war der Vorgang bei einer solchen Opferung. Einen Monat hindurch bis zu dem bestimmten Tage wurden lärmende Festlichkeiten veranstaltet. Man hielt Trinkgelage, schmückte das Meriah mit Blumen und führte wilde Tänze auf. Alsdann kam die „Generalprobe". Das Opfer wurde an den „heiligen Pfahl" gebunden, nachdem man es vorher berauscht hatte. Die Priester leierten rituelle Gebete ab und verkündeten sowohl der Göttin wie dem Meriah, daß das Opfer den nächsten Tag stattfinden werde. War dieser hereingebrochen, dann salbte man das Opfer mit Öl, worauf in feierlicher Prozession zum heiligen Pfahl aufgebrochen wurde. So wankte das berauschte Meriah zur Opferstätte, umtobt von wildheulenden Fanatikern und einer betäubenden Musik. Der Opferung ging das Schlachten eines Schweines voraus und das hierbei gewonnene Blut wurde dicht unter dem Pfahl in eine Grube gelassen. Nachdem man das Meriah nochmals bekränzt und die Gunst der Gottheit erfleht hatte, mußte jenes in die Grube steigen, um sich in der schlammigen Blutlache gewaltsam ertränken zu lassen ... Eine andere Art der Opferung bestand darin, daß man das Meriah zwischen zwei Bambusse brachte, zerquetschte und ihm zuletzt, nach unsäglichen Qualen, den Kopf abhieb. Noch grausamer war ein dritter Vorgang, wobei das Opfer bei lebendigem Leibe zerstückelt wurde. Alle Anwesenden schnitten sich aus dem Körper des Meriah ein Stück Fleisch heraus und rannten damit so rasch wie möglich zu ihren Opfersteinen, um der blutheischenden Göttin ihren Anteil darzubringen. Man vergrub das Fleisch, um zu erwirken, daß die Kinder gesund heranwüchsen, die Ernte gedeihe, die Herde sich mehre, die Feinde besiegt würden und keine Krankheiten das Volk heimsuchten.

Es hat den britisch-indischen Behörden unsägliche Mühe gekostet, dieser grauenerregenden Barbarei zu steuern. War es in dem einen Dorfe gelungen, die Menschenopfer zu verhindern, so nahm das Nachbardorf nicht die geringste Notiz hiervon. Es mußte daher in jedem einzelnen Orte eingeschritten werden. Unterdessen wurden aber die bekehrten Bewohner einzelner Ortschaften wieder rückfällig und erst als die amtierenden Beamten die Wahnwitzigen aufgefordert hatten, es auf eine Probe ankommen zu lassen, d. h. innerhalb einer bestimmten Zeit von dem Opfern abzusehen, um abzuwarten, ob die Göttin nicht etwa durch mildere Opfer gewonnen werden könnte, ließen die Scheußlichkeiten nach. Es gab nämlich zum Glücke in dem betreffenden Jahre eine sehr ertragsreiche Ernte und die Herden gediehen vorzüglich. Dieser greifbare Erfolg brach das Eis. Freilich nur jeweils in dem betreffenden Distrikte, wo die Probe gelungen war. Jahrzehnte noch währte der Kampf. Heute kommen überall dort, wo der starke Arm der indo-britischen Macht hinreicht, Menschenopfer nicht mehr vor.

Daß es gelegentlich der vielen Rettungsversuche an ergreifenden Episoden nicht fehlte, ist wohl zu glauben. In sehr vielen Fällen erfuhren die behördlichen Funktionäre

Digitized by Google

für ihre Bemühungen wenig Dank. Die von einem entsetzlichen Opfertode bewahrten Meriah vertraten die Meinung, daß sie vom Schicksal hierzu bestimmt seien und demselben, wenn sie fliehen wollten, niemals entgehen würden. Auffallend ist, daß unter denen, welche den schützenden Händen der Regierungsorgane entwischten, vorzugsweise weibliche Meriah sich befanden ... Von einer derselben wird folgende rührende Geschichte erzählt. Die betreffende Frau war mit ihren drei Kindern aus der Gewalt der Khond befreit worden, zeigte sich aber hierüber nichts weniger als befriedigt. Seit langer Zeit hatte sie sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß sie gelegentlich eines großen



Indische Frauen verschiedener Kasten. (Alter Kupferstich aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.)

Festes mit ihren Kindern geopfert werden sollte und dieser Gedanke machte sie förmlich stolz; sie hatte Freude daran. Nachdem sie sich später gleichwohl den Forderungen ihrer Retter fügte, bekannte sie, daß sie noch ein viertes, gleichfalls zum Meriah bestimmtes Kind besitze, daß sie dem Schutze ihrer Retter empfahl. Das war nun schwer zu erfüllen, denn die Jahreszeit war ungünstig und der betreffende Stamm den Briten feindlich gesinnt. Man mußte die Bedauernswerte auf das kommende Frühjahr vertrösten ... Da verschwand sie ganz plötzlich aus dem Lager. Die Kinder hatte sie zurückgelassen, was schließen ließ, daß sie selber rettend eingreifen wollte. In der Tat kam sie nach vierzigtägiger Abwesenheit wieder ins Lager zurück, den geretteten Knaben an der Hand. Sie hatte sich trotz der bösen Regenzeit durch Urwälder und Sümpfe geschlichen, sich nur von Wurzeln und Früchten kümmerlich ernährt und vor Angst und Schrecken fast die ganze Zeit schlaflos zugebracht, d. h. wenn die Ermattung sie nicht inmitten der Wälder,

Digitized by Google

mit ihren zahlreichen Giftschlangen und herumschleichenden Tigern, hinsinken machte. So war sie bis in ihr Dorf gelangt und sie benützte die zufällige Abwesenheit der Bewohner, um ihren Knaben aufzusuchen und fortzutragen. Der Rückweg war ganz mit denselben Beschwerden verbunden und so begreift man, daß dieses heroische Weib krank und zum Gerippe abgemagert im Lager eintraf. Die Regierung beeilte sich, der Mutter und ihren Kindern ein Unterkommen zu bieten.



Paria-Frau.

Eine Schilderung indischen Frauen- und Familienlebens würde im einzelnen, von Volk zu Volk, an gefährlicher Einförmigkeit leiden. Wir ziehen es daher vor, einzelne Züge, die für bestimmte Zustände besonders charakteristisch sind, hervorzuheben. Ein einheitliches Bild ergibt diese Methode nicht, aber sie hat den Vorzug, daß sie den Leser weniger ermüdet, als die fortgesetzte Variation von Bräuchen und Sitten unter den mancherlei Völkerschaften und Stämmen, die schon an und für sich ein abenteuerliches Mosaik repräsentieren. Dazu kommen die zahllosen Pflichten und religiösen Förmlichkeiten, ein Dickicht, in welches das Leben des Hindu verstrickt ist. An diesem Sachverhalt scheitert vorläufig jeder Kulturfortschritt. Dazu kommt ferner eine Einrichtung, welche den meisten morgenländischen Völkern gemeinsam ist: die Polygamie. Zwar steht das indische Weib, wie sich das im Verfolge unserer Darlegungen herausstellen wird, in Bezug auf gute Eigenschaften, natürliche Anlagen und Vorzüge des Herzens, hoch über seinen mohammedanischen Schwestern. Ein nennenswerter sozialer Vorteil erwächst ihm aber hierdurch nicht. Die Polygamie der Hindu ist fast noch verwerflicher als die der Moslemin. Für den Hindu besteht eigentlich gar kein eheliches Verhältnis; er nimmt sich so viele Frauen als ihm beliebt und nicht selten verbindet man damit sozusagen ein gutes Geschäft. In dem Falle nämlich, wenn ein Mann höherer Kaste sich eine wohlhabende Frau aus niederer Kaste nimmt. Solche Ehen werden seitens der Familien aus niederer Kaste jederzeit teuer bezahlt und es leuchtet ein, daß bei häufiger Wiederholung dieses Vorganges ein verarmter Mann aus höherer Kaste zu einem bedeutenden

Digitized by Google

Vermögen gelangt. Dabei genießt er die Annehmlichkeit, daß er sich um seine Weiber nicht weiter zu kümmern braucht, denn er wird nicht gezwungen, sie zu sich zu nehmen. Es hat sich gezeigt, daß verarmte Brahmanen dieses Heiratsgeschäft besonders schwunghaft betreiben. Die rücksichtslosesten unter ihnen bringen es auf diese Weise zu hundert und mehr Frauen. Fromme Eltern sehen Glück und göttlichen Segen darin, wenn ihre Töchter mit so heiligen Männern eheliche Verbindungen eingehen. Die Krone dieses Mißbrauches ist wohl die, daß ein heiratslustiger Brahmane alle weiblichen Mitglieder einer Familie ehelicht: alte und junge, Töchter, Tanten, Schwestern und Basen.

Zu Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts schritt die Regierung ernstlich gegen diesen Unfug ein und sie fand, überraschend genug, gerade seitens der Bevölkerung werktätige Unterstützung. Gelehrte (Panditen), reiche Handelsherren und angesehene Brahmanen nahmen die Agitation in die Hände. Nicht weniger als 21.000 derselben unterzeichneten eine Eingabe an die Regierung, in welcher sie um Einleitung energischer Maßregeln ersuchten. Beiläufig bemerkt, sollte schon ein Jahrzehnt vorher, kurz nachdem das Gesetz über die Wiederverheiratung der Witwen erlassen worden war, auch eine gesetzliche Verfügung gegen die Ausschreitungen der Polygamie erscheinen, als der große Aufstand dazwischen kam und die löbliche Absicht vereitelte. Erst zu dem eben erwähnten Zeitpunkte wurde die Angelegenheit wieder aufgegriffen. Ein angesehener Mann in Benares, Raja Deo Naram Singh, legte dem damaligen Statthalter (Lord Elgin) einen entsprechenden Gesetzentwurf vor. Die Angelegenheit kam nur allmählich in Fluß. Heute ist die Polygamie überall dort, wo die britisch-indische Verwaltung das entscheidende Wort führt, erheblich eingeschränkt. Mißbräuche, wie wir sie weiter oben geschildert haben, zählen zu den größten Seltenheiten.

Bezüglich der Ehen im allgemeinen erinnern wir an die bereits erwähnten Frühheiraten. Häufig werden Kinder schon im zartesten Alter verlobt und Mädchen fast immer mit acht bis zehn Jahren verheiratet. Allerdings verbleiben sie im Elternhause, bis sie dreizehn Jahre alt geworden sind. In der Regel finden zwei Hochzeitsfeste statt, das eine bei der Verlobung, das andere, wenn die Braut in ihr neues Heim einzieht. Den günstigen Zeitpunkt hat der Hauspriester zu bestimmen. Desgleichen die Zahl der Gäste, wobei jedoch im Einvernehmen mit den Eltern vorgegangen wird. Bei der Feier selbst bildet nicht die Braut, sondern der Bräutigam den Gegenstand pompösen Auftretens. Hoch zu Roß, in Begleitung eines großen Gefolges und unter ohrenzerreißender Musik zieht er in das Haus seines Schwiegervaters ein. Hier wird ihm eine Art Tiara aus Gold oder Silber auf das Haupt gesetzt. Hierauf interveniert der Hauspriester, indem er das Brautpaar viermal um das Hausfeuer herumführt. Nun folgen zwei Tage intimer häuslicher Belustigungen, sodann zwei oder mehrere Tage hindurch Festlichkeiten mit öffentlichem Charakter. Bei Hochzeiten reicher Leute kommt zuweilen eine ungeheuere Menge von geladenen Gästen zusammen. Ein Augenzeuge berichtet von tausend und mehr Frauen (!), alle in prächtige Stoffe, blau, gelb, grün, rot, gold- und silberdurchwirkte Gaze, gekleidet und mit Schmucksachen von unschätzbarem Werte behangen. Der wunde Punkt in der Entfaltung eines derartigen Luxus ist, daß er selbst wohlhabende Familien ruiniert. Wir haben davon bereits Erwähnung getan und diesen Übelstand als die Ursache des Mädchenmordes bezeichnet. Seitdem diesem gesteuert ist, bestehen — oder bestanden vielmehr noch in halbvergangener Zeit — da und dort förmliche „Heiratsmärkte“, auf welchen Mädchen von etwa dreizehn Jahren an öffentlich zum Verkaufe ausgestellt waren.

Digitized by Google



Indischer Hochzeitszug. (Aus: C. v. Orlich, „Reise in Ostindien“, 1845.)

Der indische Haushalt bildet eine Welt für sich. Wir können die Bedeutung desselben durch Jahrhunderte und Jahrtausende zurückverfolgen. Das Wissenswerte hierüber haben wir andernorts vorgebracht und es erübrigt weiter nichts als der Hinweis, daß

Digitized by Google

sich im Prinzipe an diesen Dingen nichts geändert hat. Bis auf eines und noch dazu das wichtigste: die Hausfrau. Sie nimmt im altvedischen Zeitalter eine geradezu ideale Stellung ein, die im altbrahmanischen Zeitalter noch immer mit Ehrungen und Achtungsbezeugungen verbunden ist. Zur Zeit des Buddhismus macht sich bereits ein starker Zug nach der Seite der sinnlichen Lebenslust bemerkbar, die Frauen verlieren mehr und mehr an sittlichem Wert, bis schließlich der Einbruch mohammedanischer Eroberer die letzten Lichtseiten am indischen Frauenleben verwischt. Nichts mehr ist geblieben, als die öde moslimische Haremswirtschaft. Als auch diese Episode, welche von einschneidendster Bedeutung für das indische Leben wurde, vorüber ist, muß eine Neuordnung der Dinge erst allmählich Wurzel fassen und die Hindugesellschaft auf eine neue Basis stellen.

Und heute? Ganz ohne sittlichen Halt ist die Hindugattin, dank ihrer Bescheidenheit, Anmut und beispiellosen Unterwürfigkeit, verbunden mit freundlichem Sinn, offenem Wesen, Freude an häuslicher Tätigkeit und einem hochentwickelten Sparsinn, auch in unserer Zeit nicht. Fast müßte man die Behauptung aufstellen, die indische Weiblichkeit sei unverwüstlich. Durch wie viele Wandlungen ist sie gegangen, wie viele tiefe Schatten sind auf sie gefallen, um sie durch viele Jahrhunderte zum schwankenden Bilde in der Erscheinungen Flucht, ohne Halt inmitten des Wandels zu stempeln! Und dennoch: sie ist die alte, die alte echt indische Weiblichkeit: klug und hingebend, keusch und selbstlos, mit natürlichem Verstand bedacht, unermüdlich in der Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten, ihrem Gatten bis zur Selbstentäußerung ergeben, kurz, das indische Weib, wie es in Liedern und Epen verherrlicht wird.

Und welchen Lohn erntet sie hierfür? Zur Ehre der indischen Männerwelt sei es gesagt, daß sie besser geartet ist, als diejenige irgend eines anderen morgenländischen Volkes. Frommer Sinn, Beschaulichkeit, Anhänglichkeit an die Familie schützen vor schreienden Ungerechtigkeiten. Brutalität ist dem sanften indischen Wesen überhaupt fremd. Wenn der Mann gleichwohl eine Art Herrgott in seinem Hauswesen ist und die Frau sich ihm bedingungslos unterordnen muß, so ist dies eben nichts anderes als die Folge vererbter Einrichtungen, Überlieferung des Herkommens, oder wie man Verhältnisse, die sich nicht ändern, alle Zeitläufe überdauern, nennen will. Das indische Hauswesen zeigt daher mehr Licht- als Schattenseiten. Es kommt freilich auf allerlei Nebenumstände an. So scheinen in Indien die bösen Schwiegermütter besonders böse zu sein. Oder vielmehr: sie sind nicht eigentlich böse, aber ihre privilegierte Stellung bringt gewisse Härten mit sich. Wo eine Schwiegermutter waltet und schaltet, sind die Schwiegertöchter meist übel daran. Sie haben keine Rechte, sondern nur Pflichten, Herrin im Hause ist erstere. Dazu kommt der gravitätische Hausvater, der seine Würde zu wahren weiß. Ohne dessen Erlaubnis darf die Gattin das Haus nicht verlassen, die für die Männer bestimmten Räume nicht betreten. Ist die Schwiegermutter oder überhaupt eine ältere Frau anwesend, so darf die Hausfrau ihren Gatten nicht ansprechen. In Gegenwart von Männern zu essen, gilt für höchst unschicklich. Die Vorschrift, daß die Frauen zur Essenszeit auf der Erde kauern und warten, bis die Herren der Schöpfung mit ihrer Mahlzeit zu Ende sind, dürfte auf moslimische Einflüsse zurückzuführen sein. In alter Zeit war diese für die Frauen demütige Sitte unbekannt. Wir erinnern an die gemeinsamen Familienmahlzeiten im vedischen Zeitalter, an die Gastereien der Pândusöhne im Kreise ihrer Angehörigen.

Trotz alledem sind die modernen Hindufrauen gute Hausfrauen und besorgte, zärtliche Mütter. Auch zärtliche Gattinnen. Die Kinder aber sind die Hauptsache. Und das ist gut, denn alle Erziehung liegt in weiblichen Händen. Auch der Unterricht. Früher

Digitized by Google

gab es überhaupt nur häuslichen Unterricht und Schulen im gangbaren Sinne waren etwas Unbekanntes. Auch hierin ist ein nennenswerter Fortschritt zu konstatieren. Im Bereiche der britisch-indischen Macht gab es schon vor etwa 20 Jahren über 2000 öffent-



Hindu-Frauen.

liche Mädchenschulen, in welchen bei 50.000 Mädchen erzogen wurden. Erfreulicherweise kommen, zum mindesten denkende Hindu, welche Gelegenheit hatten, die Vorzüge europäischer Kultur kennen zu lernen, den Bemühungen der Regierung auf halbem Wege entgegen. Allerdings muß man erwägen, daß die vorstehenden Zahlen vorerst nur ein

Digitized by Google

Tropfen im Meere sind, angesichts der ungeheueren Ausdehnung des Landes und seiner Bevölkerung von rund 140 Millionen. Dazu kommt, daß gerade in den vornehmen und reichen Familien, welche sich mit Vorliebe abseits des Fortschrittes halten, um sich ihrer Prärogative nicht zu entäußern, der erfrischende Lufthauch solcher erziehlicher Bestrebungen nicht fühlbar wird. In der Abgeschiedenheit der „Zenana" (Frauengemächer) fristen die Frauen und Mädchen dieser Kreise das Leben echter Orientalinnen bei Tand und in ödem Zeitvertreib, ohne geistige Anregung. Gelingt es nicht, Bildung in diese



Frauen aus dem Dekkan (Dravida).

goldenen Käfige hineinzutragen, so werden sie schwerlich herauskommen, um sie zu suchen. Der Anfang ist übrigens schon vor einiger Zeit gemacht worden. Vor etwa einem Vierteljahrhundert schon hatte sich in England eine Gesellschaft gebildet, welche unabhängige englische Damen aussendet, um in Indien als Zenana-Lehrerinnen zu wirken. Selbstverständlich können auf solche Weise ausgestreute Samen nur langsam reifen. Übrigens wäre es ein schwerer Irrtum, zu glauben, daß das niedrige Bildungsniveau unter den Hindufrauen ein allgemeines sei. Davor schützt sie ihr angeborener Lerntrieb, die kindliche Neugier für ihnen unbekannte Dinge, die Lust an Märchen, wobei das Phantastische allerdings den Ausschlag gibt und die rege Mitteilsamkeit. Tatsache ist, daß die moderne Hinduliteratur fast ebenso viele weibliche Berühmtheiten aufweist, wie die Literatur irgend eines abendländischen Kulturvolkes.

Digitized by Google

Vorweg sei es gesagt: die Inderin ist keine Araberin oder Perserin. Indolenz ist unter indischem Himmel, insoweit diese eigenartige Weiblichkeit in Betracht kommt, eine unbekannte Pflanze. Selbst die mohammedanischen Inder, deren es im Lande mehr denn 50 Millionen gibt, sind nach anderem Zuschnitte als ihre Glaubensbrüder im Norden und Westen. Sie sind teils „Pathans", d. h. die Nachkommen der afghanischen und persischen Eroberer, teils „Moguls", d. h. die Nachkommen der türkisch-tartarischen Eroberer. Daß sich die Prophetenlehre unter so eigenartigen Verhältnissen, unter welchen die fremden Moslemin seit Jahrhunderten leben, nicht rein erhalten konnte, ist selbstverständlich. Vielfach ist es schwer, die alte Lehre herauszufinden. Wie die ungebildeten Brahmanen den Sinn der Veda nicht mehr verstehen, so die indischen Mohammedaner die Satzungen des Korans. Selbstverständlich nur im allgemeinen gesprochen. Denn die intelligenteren Elemente sind fanatische Moslemin, und wenn den Engländern in Hindustan eine ernstliche Gefahr droht, ist sie auf Seite der Mohammedaner zu suchen. Namentlich die Wahabiten, deren es im Lande eine große Zahl gibt, sind ihres Fanatismus wegen zu fürchten.

Wir wollen indes bei unserem weiblichen Thema bleiben. Wie schwer es ist, indische Verhältnisse über einen Leisten zu schlagen, wird sich im Verfolge unserer Mitteilung sofort zeigen. Die scharfmarkierten Unterschiede, die sich hierbei ergeben, sind vornehmlich auf ethnische Verschiedenheiten rückzuführen. Wir kennen die große Zweiteilung der Gesamtbevölkerung in Hindu und Dravida. Aber auch bei letzteren unterscheidet man vom ethnologischen Standpunkte zwei — und wenn wir die Urbewohner von Ceylon hinzurechnen, drei — voneinander grundverschiedene Volksstämme, nämlich einen nord- und einen südindischen oder die Munda und die Dravida im engeren Sinne, und die Singhalesen. Der Dravidastamm wieder zerfällt in zehn große, sprachlich geschiedene Abteilungen, von denen indes nur neun auf indischem Boden hausen, da die dravidischen Brahui einen Teil der Bevölkerung von Beludschistan bilden. Die wichtigsten Dravidavölker sind: die Tamulen (Tamils), welche im sogenannten „Karnatik" (südlichster Teil der Ostküste) und im angrenzenden Hochlande wohnen (7—8 Millionen); die Telugu (Telinga) im Norden von Madras und tief landeinwärts (20 Millionen); die Kanaresen, in Maisur und Kanara, die Kotar und Badagar, im Nilgherriesgebirge an der Westküste (bei Calicut); die Malabaren, an dem nach ihnen benannten Teile der Westküste von Mangalur bis gegen Trivandrum; das kleine, aber merkwürdige Völkchen der Toda, ein Stamm der Nilgherries; die Gonda, in Gondvana; die Khond, von denen bereits die Rede war; schließlich die Singhalesen und die Reste der wilden Urbevölkerung, auf Ceylon, die Weddah.

Das ist eine ziemlich weitläufige Welt, mit der wir nur hier und da flüchtig Bekanntschaft machen können. Da wäre zunächst das eigenartige Völkchen der Kolh vom Mundastamme, von deren „Damen" die Mär geht, daß sie veritable Chignons aus — Bärenhaaren tragen, die sie kunstgerecht unter ihre eigenen schönen schwarzen Haare zu verbergen verstehen. Es sind dies die braunäugigen Gefährtinnen der Larka-Kolh, einer der vielen Gruppen dieses Völkchens. Von den Frauen einer anderen Gruppe, den Santal, wird berichtet, daß manche von ihnen Schmucksachen im Gewichte von mehr als 15 Kilogramm auf ihren Leib hängen. Bei allen Kolh lassen die sittlichen Verhältnisse sehr viel zu wünschen; nicht nur, daß sie ihre religiösen Ceremonien im trunkenen Zustande vorzunehmen pflegen, unterstützen sie unsittliche Ausschreitungen in der Ausübung eines merkwürdigen Dämonenkultus. Zur Beschwichtigung böser Geister — „Bonga"

Digitized by Google

genannt — feiern die Larka-Kolh fünf widerliche Feste, bei denen allen Leidenschaften freier Lauf gelassen, jede herkömmliche Ordnung aufgehoben wird. Diener vergessen ihre Pflichten gegen die Herren, Kinder gegen die Eltern, Männer gegen die Frauen. Alle Bande



Tamilmädchen mit Handmühle. 1%.

der Sitte, besonders bei den Frauen, sind verschwunden. Nebenher grassiert der Zauberglaube und das Hexenwesen, welches vor dem Einschreiten der Engländer viel Unheil anrichtete. Merkwürdigerweise wurden nicht alte, häßliche Weiber, sondern junge Mädchen beschuldigt, mit bösen Geistern Umgang zu pflegen. Noch abstoßender ist eine Sitte unter den Santal, nach der alle Heiratskandidaten sechs Tage vor der Ehe in beliebigem

Digitized by Google

Konkubinat ohne Unterschied zu leben pflegen. Bei den Bhil, einem anderen Kolhstamme, finden bei Vermählungen keine Feierlichkeiten statt; an einem bestimmten Tage kommen die jungen Leute zusammen, jeder Jüngling wählt sich ein Mädchen aus, geht mit demselben einige Tage in den Wald, und wenn er mit der Schönen wieder sichtbar wird, ist sie seine Frau.

Unter den Dravidavölkern sind die Tamulen und die Telinga die wichtigsten. Unter den ersteren gibt es eine große Menge Brahmanen, ursprünglich arische Einwanderer, die zwar insgesamt den Anspruch erheben, reinblütig zu sein, tatsächlich aber keine reinen Arier mehr sind, und an Dunkelhäutigkeit dem schwärzesten Paria kaum etwas nachgeben. Die Tamulen, deren Zahl mit 7—8, nach anderen mit 12 Millionen angegeben wird, sind das zahlreichste Volk in Südindien. Sie sind Çivaiten. Ihre Frauen sind äußerst arbeitsam und eine große Zahl derselben findet mit ihren Männern eine lohnende Beschäftigung auf Ceylon, wohin sie alljährlich ziehen. Die Tamulin ist sehr dunkelfarbig; von Gestalt ist sie klein und zierlich, dabei physisch ausdauernd und unermüdlich in allen Angelegenheiten, welche das Hauswesen und die Familie betreffen.



Tamilfrau. Ph.

In kultureller Beziehung sind die Tamulen wohl das führende Volk unter den Dravidastämmen. Ihre Sprache hat sich am frühesten entwickelt, den reichsten Schatz alter Formen bewahrt und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die Tamilsprache kraft ihrer literarischen Wichtigkeit und ihres Einflusses auf andere indische

Digitized by Google

Idiome ganz wohl einen Vergleich mit dem Sanskrit aushält. Freilich was den Reichtum beider Literaturen an sich anbetrifft, muß jene der Tamulen bescheiden hinter die nördliche Schwester zurücktreten. Das merkwürdigste aber ist, daß sich die beiden sonst so scharf voneinander getrennten Elemente Nord und Süd in der mythischen Person eines Vorkämpfers der Arier sich berühren. Es ist der Rishi Agastya, von dem im Mahâbhârata erzählt wird, wie er als Sendbote des Brahmanentums im Süden des Vindhyagebirges erscheint, um die arische Kultur in die Länder der wilden Urbevölkerung zu tragen. Aus diesem brahmanischen Sendboten ist ein geistiger Heros des Südvolkes geworden. Noch heute heißt er schlechtweg „der tamilische Weise". Er ist dem Volke Patriarch und erster Lehrer der Vorzeit, der Vermittler alles Wissens, der geistige Erzieher des Beherrschers des Pandiyareiches, Königs Kulaçêkhara. Man konnte zu seiner Verherrlichung schier nicht mehr tun, als ihn unter die Sterne zu versetzen. Der lichtstarke Canopus (auch bei den Arabern ein gefeiertes Gestirn) und Agastya sind eins. Ja noch mehr: das Volk glaubt, daß er, wenn auch menschlichen Augen unsichtbar, am Leben sei und auf dem Berge wohne, an welchem der „heilige Fluß" von Tinnevelly entspringt.



Tänzerin.

Wer aber in den Geist tamilischen Wesens eindringen will, muß sich im „Kural" umsehen. Es ist dies eine Sammlung von Sinnsprüchen, oder richtiger ein Lehrbuch praktischer Lebensweisheit. Tiruvalluvar hat es gedichtet. Er ist Dichter und Prophet zugleich, daher das Wundergeranke, das seine Erdenexistenz umflicht. Sein Vater ist der Lieblingsgott selbst (Kumâra), seine Mutter Venba ein ausgesetztes Kind. Deshalb gibt auch sie das wimmernde Knäblein preis. Aber Umâ, die Gemahlin Çivas, nimmt sich des Verlassenen an und damit ist seine Bestimmung zu Großem vorgezeichnet. Das Größte aber, das er leistete, ist der Kural. Er überragt alle brahmanische Gelehrsamkeit. Tamil siegt über Sanskrit.

Es ist also immer wieder das gleiche Schauspiel: die geistige Überhebung des einen über das andere. Dem innersten Wesen nach aber ist es immer dasselbe. Ob Südindisch oder Nordindisch: das Leben ist nichts als eine Last und jede Wiedergeburt soll durch das Anstreben eines höheren Zieles verhindert werden. Der Weg dies zu erreichen, ist die philosophische Reife durch das Mittel der Bußübung. Die Anleitung aber hierzu ist

Digitized by Google

der Kural. Daher ist sein ganzer erster Teil der Tugend und ihrer Ausübung, der zweite Teil den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens gewidmet. Wir greifen aus naheliegenden Gründen nur das heraus, was sich auf Frauen, Familie, Liebe u. s. w. bezieht. Da findet sich schon im ersten Buche (dem „Buch der Tugend") viel Lehrreiches über das häusliche Leben, über Mann und Weib, über das „hilfreiche Weib", Familienliebe, Nachkommenschaft u. dgl. m. Der dritte Teil aber liegt ganz auf unserem Gebiete: es ist das „Buch der Liebe". Es zerfällt in zwei Abschnitte, von welchen der eine von der „geheimen Liebe" (Gandharva), der zweite von der „ehelichen Liebe" (Asura) handelt. Sehr merkwürdige Dinge, was da der weise Tiruvalluvar in weitschweifiger Weise verhandelt. In dem Gandharva-Abschnitte beschäftigt er sich mit der „Verwirrung beim Anblicke der Schönheit", mit den Anzeichen der Liebe, der Vereinigung, dem Preise der Schönheit, mit der besonderen Huld der Liebe, mit der rückhaltlosen Hingabe und dergleichen heiklen Sachen. Noch viel ausführlicher ist der Asura-Abschnitt. Er zerfällt in nicht weniger als 18 Kapitel, welche die folgenden Situationen analysieren: Unerträglichkeit der Trennung, Klagen um den abwesenden Gatten, müdgeweinte Augen, Kummer und Qual der Vereinsamung, traurige Erinnerungen, Träume und Klagen, Dahinschmachten, Sehnsucht und Verlangen, Selbstanklagen, Eifersucht u. s. w.

Das Hauptverbot lautet: Begehre nicht deines Nächsten Hausfrau, denn

> Vier stets folgen dem, der in ein Haus bricht:
> Gier und Hast und Furcht und Schmach zumal.

Die wahre Liebe aber wird hochgehalten, denn

> Leben leiht die Lieb'; an Liebeslosen
> Weben Haut und Knochen bloß den Leib.

Und weiter:

> Mag die Hausfrau mächtig mancher Kunst sein,
> Sag' mir nichts, wenn Haushalts Tugend fehlt.
>
> Speis' Ambrosia, süß ists! Süßer ist doch
> Reis, von Söhnleins Fingerchen durchwühlt.

Der Kural, mutmaßlich nicht vor dem 9. Jahrhundert n. Chr. entstanden, ist das einzige Buch, das die Inder auf Grund seines ethischen Gehaltes bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts den religiösen Schriften der christlichen Missionäre entgegenzuhalten wagten. Daß die Brahmanen hierbei die bedenkliche Erotik des dritten Buches übersahen, ist weiter nicht zu verwundern. Erwähnt sei noch, daß Tiruvalluvar vier Schwestern hatte — Auvei, Uppei, Uruvei und Valli — von welchen die erstere sich als Dichterin hervortat.

Das numerisch hervorragendste Dravidavolk sind die Telinga (Telugu), deren Kopfzahl auf 20 Millionen angegeben wird. Sie sind größer und stärker als die Tamulen; die schlanke Figur, die breiten, wenn auch gesenkten Schultern und regelmäßige Gesichtszüge nähern sie den Hindu des nördlichen Indien. Der Telugu hält auf seine Kaste und ist freigebig, wenn es gilt, die Mitglieder in gutes Licht zu stellen. Die kriechende Unterwürfigkeit gegen die höheren Kasten fehlt hier, Sklaverei scheint niemals Sitte gewesen zu sein. Unter den verschiedenen Unterkasten der Ackerbau

Digitized by Google

treibenden Klasse ist die Polyandrie vorherrschend. Wir finden diese Einrichtung bei mehreren Völkern Südindiens und kommen auf sie noch zu sprechen. Bemerkenswert ist, daß unter den Telinga der Islam mehr als unter irgend einem anderen Volke Indiens Eingang gefunden. Daher der mohammedanische Staat des „Nizam" mit der Hauptstadt Haidarabad. Die Sitten sind ziemlich loker; Freudenmädchen gibt es in großer Menge und manche von ihnen erwirbt sich im Laufe der Jahre ein ansehnliches Vermögen. Auch mit den „Bajaderen" — auf die wir später ausführlicher zu sprechen kommen — entfaltet man in Haidarabad häufig ein blendendes Schaugepränge, wie denn überhaupt hier, im Innern des Dekkan, das unverfälschte asiatische Leben noch vollkräftig pulsiert. In der Hauptstadt des Nizam herrscht ein pittoreskes Menschengewühl. Man sieht stattliche Männer mit goldgestickten Turbanen und weißen Baumwollgewändern oder weißen Talaren, Frauen, welche lange, enganliegende Beinkleider und ein Gewand tragen, das kaum den Busen verhüllt und den Rücken bloß läßt. Das Gesicht ist durch eine feine Drahtmaske dem Anblicke völlig entzogen. Man sieht vergoldete, dicht verschlossene Palankine, ferner prächtig geschirrte Elefanten, stattliche Reiter und sonderbar geformte Fuhrwerke mit farbigen Draperien. In diesen Vehikeln sitzen die Bajaderen. Sie sind alle reich mit Perlen und Edelsteinen geschmückt und singen muntere Weisen zum Klange der Trommeln und Zymbeln. Abends sieht man dann hie und da — zunächst in den Höfen der Häuser — diese „göttlichen" Tänzerinnen ihre Kunst ausüben, unter herrlichen tropischen Bäumen und im Zwielichte mit farbigen Papierlaternen, die einen magischen Dämmerschein über die Szene hauchen. Solche und ähnliche Schauspiele beweisen in der Tat, daß in Haidarabad unter allen indischen Städten sich das Gepräge des echt Orientalisch-Indischen noch am reinsten erhalten hat.



Bajadere aus Haidarabad.

Digitized by Google

Nun einige Bemerkungen über die Polyandrie. Wir kennen diese Einrichtung aus den Kampf- und Heldensagen in den alten Epen und verweisen hierbei auf die dortigen Erörterungen (S. 576). In ihrer jetzigen Form bildet die Polyandrie, zumal wie sie in Südindien praktiziert wird, einen schweren Übelstand, der das Familienleben bis in seine Tiefen erschüttert, ihre heiligen Bande zerreißt, der Sittenlosigkeit freie Bahn gibt und die Ursache einer bis zum Tode reichenden feindlichen Gesinnung aller gegen alle ist. Die Bestrebungen der Behörden und Missionäre, diesem schrecklichen, das soziale Leben zersetzenden Übelstande zu steuern, scheiterte bisher an der geringen Meinung, welche die unteren Stände vom Weibe hegen und an dem Eigennutz der Priester, welche daraus Gewinn ziehen. Die Jungfrau wird im Alter von 16 bis 20 Jahren einem — Knaben von fünf bis sechs Jahren angeheiratet, und gibt sich sofort den erwachsenen Verwandten ihres kindlichen Mannes, den Schwiegervater mit inbegriffen, hin; für alle Kinder gilt der angetraute Mann als Vater, der, wenn erwachsen, eine gealterte und häßliche Frau sein eigen nennt, und nun seinerseits ausschweifend lebt. Die Frauen können tun, was sie wollen, nur müssen sie sich davor hüten, sich mit einem Manne aus anderer Kaste zu vereinigen, weil sie in diesem Falle zur Ehebrecherin werden. In soziologischer Beziehung bewirkt die Polyandrie eine völlige Umkehrung des gebräuchlichen Erbrechtes. Was der Mann der Frau anheiratet, erben diese und ihre Kinder; was er bei seinem Tode hinterläßt, fällt an des Mannes Schwestern, ihre Söhne und Töchter, deren Söhne und Enkelinnen, an die Schwester der Mutter und ihre Kinder, äußersten Falles an die Großmutter mütterlicherseits und ihre Nachkommen. Fehlen direkte Erben, so ziehen Priester und Stiftungen das Vermögen des Verstorbenen für die Glaubensgenossen ein. Dieses Erbrecht in der weiblichen Linie heißt: „Aliya Santâna“, oder „Marumak Katâyam“.



Vornehme Telinga-Familie (Haidarabad).

Digitized by Google

Die Polyandrie herrscht auch unter den Toda (Tuda), einem der Stämme der Nilgherries, und wohl seinem interessantesten. Vor allem ist es merkwürdig zu hören, daß es auf Erden ein selbständiges Völkchen gibt, dessen Kopfzahl sich auf kaum — tausend beschränkt. Merkwürdig an den Toda ist ferner die Reinheit des Rassentypus und ihre Eigenart als ausgesprochenes Hirtenvolk. Ihr einziger Reichtum sind ihre Büffelherden. Die Toda sind große, muskulöse Gestalten mit Römernasen, großen, schönen Augen und feinem, buschigen, häufig lockigem Haupthaar. Der Bart ist üppig und schwarz. Die Toda zerfallen in fünf Kasten, die nicht untereinander heiraten. Die Polyandrie wird in der Form geübt, daß die Frau den Brüdern einer Familie gemeinschaftlich angehört; die Kinder werden der Reihenfolge ihrer Geburt den Brüdern vom ältesten abwärts zugesprochen. Man begreift, daß unter solchen Umständen von Sympathie oder Anhänglichkeit zwischen Vater und Kind keine Rede sein kann. Von den Mädchen, die geboren werden, läßt man nur eines leben, die übrigen werden durch Erdrosselung beseitigt. Die Verlobung des ersten Gatten findet schon in frühester Jugend statt; alle anderen Brüder dieses Bräutigams sind schon von Geburt ab an dessen zükünftige Frau gebunden. Erst im Alter von fünfzehn Jahren erhält die Braut Aussteuer und Mitgift, worauf die Vermählung sofort stattfinden kann. Nach anderen Berichten wird eine Aussteuer nicht geleistet, sondern es ist jeder Bruder verpflichtet, eine Kaufsumme zu erlegen. Die Hochzeitsfeierlichkeit erfordert keine besonderen Umstände. Die Braut wird einfach in das Haus ihrer künftigen Ehemänner gebracht, wo sie niederkniet, damit ihr diese der Reihe nach zuerst den rechten, dann den linken Fuß auf den Nacken setzen. Das ist alles, will man von den üblichen Schmausereien und dem bißchen Tanzvergnügen absehen. Die Selbstopferung der Witwe war früher im Schwange, besteht aber nicht mehr. Sie ist lediglich eine Förmlichkeit. Die Witwe (es wird nicht gesagt, ob nach einem ihrer Gatten, oder nach allen) gebärdet sich nämlich, als wollte sie sich in die Flammen stürzen, woran sie jedoch die Anwesenden hindern.



Todafrauen.

Was den psychischen Habitus der Todafrauen anbelangt, sind sie weniger dunkelfärbig als die Männer; das Gesicht macht einen sympatischen Eindruck, namentlich in der Jugend. Alle Todafrauen sind hoch gewachsen, körperlich gut entwickelt, mit auffallend kleinen Händen und Füßen. Das Haar tragen sie, gleich den Männern, in der Mitte gescheitelt, daß es in langen Locken auf die Schultern herabfällt. Es ist sehr fein und glänzend schwarz. Auf die Haarpflege wird große Sorgfalt verwendet und dient als Pomade schmalzige Büffelbutter, „Ghi" genannt. Als Universalgewand dient eine weiße Toga aus Baumwollstoff, welche malerisch drapiert wird. Groß ist die Vorliebe der Frauen für Schmuck. Sie tragen Halsbänder von massivem Edelmetall, große silbere Ohrgehänge und Armbänder, goldene, silberne oder minderwertige Ringe an den Fingern, Messingbänder an den Oberarmen und mitunter auch Metallgürtel, welche die Toga um die Leibesmitte festhalten.

Im Westen von den Tamulen und den Telinga hausen die Kanaresen (Kannadi, Karnata). Sie bilden die Bevölkerung von Maisur und Kanara. Hieran schließen — an der sogenannten Malabarküste — die Malabaren (Malayala). Die Frauen beider Stämme gelten als hübsch und anmutig. Von den Malabarinnen im besonderen wird gesagt, es gäbe nichts malerischeres als eine dieser ebenholzfarbigen Frauen in ihrer bunten Tracht und schmuckbedeckt, schlank und geschmeidig, wie eine elegante Dame einherschreiten zu sehen.



Frau aus Madras.

Wir haben die Khond von früherher in eben nicht sympathischer Erinnerung. Wenn wir hier auf sie wieder zurückkommen, geschieht es ihrer Frauen wegen. Es ist nämlich merkwürdig zu sehen, wie die letzteren unter diesem wilden Volke sich einer Unabhängigkeit und allgemeiner Achtung erfreuen, wie kaum irgendsonstwo in Indien. Wenn das Weib mit dem Gatten nicht zufrieden ist, steht es ersterem frei, das Haus zu verlassen und sich einem anderen Mann als Frau anzubieten. Das aber ist die Schattenseite der freien Stellung, denn niemand wird behaupten wollen, daß diese Einrichtung Moral und Sitte fördert. Auch sonst sind die Rechte des Gatten beschränkt.

Digitized by Google

Will er sich eine Nebenfrau ins Haus nehmen, so kann dies nur mit Zustimmung der legitimen Gattin geschehen. Leichtes Spiel hat eine solche Nebenfrau nicht, denn die rechtmäßige Gattin führt nach wie vor das Regiment im Hause. Kinder von Nebenfrauen haben Anspruch auf das halbe Erbteil.



Tänzerin aus Madras.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten sind etwas seltsamer Art. Wie bei den indischen Volksstämmen, unter welchen die Polyandrie herrscht, die Braut stets um vieles älter ist, als der künftige Gatte, so auch unter den Khond. Nachdem von den Eltern der Ehepakt, der ein einfaches Kaufgeschäft ist, zum Abschluß gelangt ist, indem die Zahl der beizusteuernden Büffel, Schafe, Schweine, Hühner, die Menge des Getreides und die Zahl der Messingtöpfe, festgesetzt ist, trägt man Reis und berauschende Getränke in das Haus der Braut. Der Priester kostet von letzterem, spendet etwas davon den Göttern und verkündet, daß die Ehe geschlossen sei, worauf eine gleichlautende Erklärung seitens der Eltern erfolgt. Hierauf Tanz und Gesang und andere Lustbarkeiten, zu welchen auch eine fingierte Entführung der Braut gehört. Der Priester, der bei Beginn der Feier Bräutigam und Braut nach Hinduart eine gelbe Schnur um die Schultern gelegt und ihre Gesichter mit einem Aufguß von Curcumä besprengt hat, begleitet das Paar nach Hause und spricht unterwegs eine Zauberformel, wenn etwa der Weg über einen Bach führt. Die junge Frau lebt gemeinschaftlich mit dem ihr angetrauten Knaben in dessen väterlichen Hause und ist der Schwiegermutter im Hauswesen behilflich, bis der Gemahl soweit herangewachsen ist, um die Wirtschaft selber führen zu können.

Digitized by Google



Hindu-Familie.

Digitized by Google

Es wurde bereits erwähnt, daß arische Elemente die dravidische Bevölkerung Südindiens allenthalben durchsetzen. In den Grenzgebieten gegen Mittelindien hin ist der Natur der Sache nach bald das eine, bald das andere ethnische Element das überwiegende. Arischen Stammes ist auch ein Nomadenvolk, das seit undenklichen Zeiten sowohl Hindustan als die Hochflächen des Dekkan durchwandert. Es sind die Bandscharen, ein schöner, prächtiger Menschenschlag, dessen äußere Erscheinung und Lebensweise lebhaft an die Zigeuner mahnt. Die Bandscharen wandern übrigens nicht ziel- und planlos. In Mittel- und Südindien, und zwar überall dort, wo das Verkehrswesen noch wenig entwickelt ist und die Straßen vieles zu wünschen übrig lassen, bilden die Bandscharen förmliche Approvisionierungs-Kolonnen. Sie transportieren Getreide und treiben Viehherden, entweder auf Bestellung, oder aus Privatspekulation, aus einem Distrikte nach dem anderen, und zu Zeiten bedient sich ihrer wohl auch die offizielle Verwaltung. Berühmt sind die Frauen der Bandscharen durch ihre Schönheit. Schlank von Wuchs, mit feingeformten Gliedmaßen und edlem Gesichtsausdruck, prägt sich in jeder ihrer Bewegungen Anmut und Stolz aus. Ihre Kleidung besteht aus einem kurzen Jäckchen, das die Brust umspannt, und einem langen faltigen Rocke. Über den spitzgeformten Kopfputz wird ein Tuch gewunden, das nach rückwärts über die ganze Gestalt herabfällt, und in das sich die Frauen wie in einen Mantel hüllen. Eigentümlich ist die Sitte, daß die Frauen das ganze Vermögen ihrer Gatten in Gestalt eines oft bedeutende Summen repräsentierenden Schmuckes sich anhängen. Es sind dies Ohren- und Nasenringe, Spangen und Ketten in den Haaren, Muschelhalsbänder, zahlreiche rot und blau gefärbte Elfenbeinringe am Ober- und Unterarme. An den Fußknöcheln sitzen schwere Metallringe, die mit kleinen Schellen besetzt sind. Diese wandelnden Raritätenschreine nehmen sich vornehmlich auf der Wanderschaft recht malerisch aus. Hoch zu Kamel, in den Händen die Mandoline, ziehen sie des Weges. Ihre Stellung als Weib läßt freilich vieles wünschen. Auf der Wanderung haben sie die den Bandscharenhäuptlingen anvertrauten Herden zu betreuen, während die Männer für deren Sicherheit sorgen, indem sie die Umgebung des Lagerplatzes abpatrouillieren und erforderlichen Falles zum Schutze gegen räuberische Überfälle oder zur Abwehr wilder Bestien Außenposten aufstellen.

Unter den Hindu, die im Dekkan siedeln, herrschen selbstverständlich dieselben Sitten und Gebräuche wie unter ihresgleichen im übrigen Indien. Höchstens, daß räumliche oder zeitliche oder dravidische Einflüsse dies und jenes modifiziert haben. Auch bestehen in religiöser Beziehung verschiedene Sekten, von welchen vornehmlich die Dschangama weit verbreitet sind. Das Merkwürdige an dieser Sekte ist ihr — Monotheismus. Als Stifter wird ein gewisser Basava genannt, der die Kastenunterschiede bedeutend gemildert, insbesondere aber gegen die unwürdige Behandlung der Frauen Protest erhoben hat. Basava bezeugt große Achtung für die Frauen und sein Kodex ist reich an zarten Rücksichten für das andere Geschlecht. Dieser Sachverhalt steht in erfreulichem Gegensatze zu den herrschenden Verhältnissen sowohl unter den Hindu wie unter den Stämmen der Dravida. Die Polygamie ist nur ausnahmsweise gestattet, und zwar in der Form, daß der Mann eine zweite Frau ehelichen darf, wenn die erste ihn mit keiner Nachkommenschaft beschenkt hat. Aber auch in diesem Falle ist die Einwilligung der Gattin erforderlich. Während der Brahmane gesetzlich gezwungen ist, zu heiraten, ist der Dschangama in dieser Hinsicht Herr seines Willens. Witwen dürfen sich wieder verheiraten; wenn sie aber das Witwentum vorziehen, müssen sie auf allen Schmuck verzichten und

Digitized by Google

sich das Haupthaar abschneiden lassen. Bemerkenswert ist noch, daß die Dschangama den Gruß der Frauen erwidern, während dies die Brahmanen nicht tun.

Das alles ist recht lobenswert, hat aber einen Haken. Basava — ein Kanarese, der in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts lebte — ist wahrscheinlich der Urheber des berüchtigten „Linga-Dienstes", der aus einem entarteten Çiva-Kult hervorgegangen ist. Eine nähere Erklärung des Linga-Dienstes können wir hier aus Schicklichkeitsgründen nicht geben. Der entartete Çiva ist der Gott der freien Liebe und daraus läßt sich ungefähr erraten, was Linga ist. Dieser schmutzige Kult hat nachmals (13. und 14. Jahrhundert) eine ganze Literatur gezeitigt und Basava selbst wurde von seinen Nachbetern geradezu vergöttert. Er verdrängte alle Weisen und Heiligen der Vorzeit, kraft der in ihm sozusagen körperlich in die Erscheinung tretenden çivaitischen Offenbarung. Und der Kern dieser Offenbarung ist der „erhabene" Lingam. Das Hauptwerk der Linga-Literatur ist das von Kâma arasa (1450—1477) verfaßte Gedicht „Prabhu Linga Lîle (Leben des Prabhu-Linga), eine indische Auflage der Adonissage. An Stelle Aphrodites tritt die liebesüchtige Mâyâ, die Rolle des Adonis vertritt Çiva in eigener Person, und zwar unter verschiedenen Gestalten. Aber Mâyâ ist gar nicht Mâyâ, sondern Pârvatî, also die Gattin Çivas. Dieser hat ihr den Allama als den gerechtesten und vollkommensten der Menschen vorgestellt und es reizt die Gattin, den tadellosen Tugendhelden zu umgarnen. Nun greifen die üblichen Menschwerdungen der Überirdischen ein. Pârvatî wird als Kind des Königs Mamakâra und seiner Gattin Mohinî (Wollust) geboren und erhält den Namen Mâyâ. Çiva seinerseits wird Allama, eigentlich ein Phantom, denn das Wort bedeutet der „Nichtseiende". Schon als Kind lehrt er seine



Kanaresinnen.

Digitized by Google

Eltern Metaphysik. Das sind sehr verwickelte Geheimnisse, aber unter Weibern gibt es auch in Indien keine Schwierigkeiten. So begibt es sich, daß Vimalâ (die „Reine") der Mâyâ das Versteckenspiel Çivas verrät. Wer Wunder haben will, braucht sie nicht lange auf ihren Wert zu prüfen. Mâyâ ist ein solches Wunder, denn sie weiß nicht, daß sie eigentlich Pârvatî ist. Vimalâ vermittelt also eine Zusammenkunft. Mâyâ rühmt sich ihrer unbesieglichen Macht, Çiva aber verschmäht sie. Wie sie aber um seine Liebe wirbt, wird der Gott weich gestimmt, widersteht aber gleichwohl ihren Verführungskünsten.

Nun schießt auch das herkömmliche allegorische Unkraut in die Halme. Die enttäuschte Mâyâ sucht in Begleitung der Vimalâ bei Pârvatî Schutz und Hilfe, doch Çiva erklärt kurzweg, daß Allama (der „Gerechte") niemals der Mâyâ („Täuschung") unterliegen werde. Nur eine Möglichkeit sei gegeben, den Vollkommenen zu überwinden: wenn man ihm Satvika Kâla (den Geist der „Holdseligkeit") gegenüberstelle. Dazu bedarf es aber wieder der üblichen Menschwerdung. Satvika Kâla wird als eine Tochter der Vimalâ geboren, zu der sich dann noch ein Brüderchen gesellt. Dieser aber ist niemand Anderer als — Basava. Unterdessen fährt Allama fort, der gerechteste der Gerechten zu sein. Er predigt mit Eifer die çivaitische Lehre und auch Basava, der mittlerweile den Kinderschuhen entwachsen ist, will davon profitieren. Es scheint aber, daß er von all dem phantastischen Zeug nicht sehr klug wird. Dies verschlägt indes nicht, daß Pârvatî diese hochweisen Dinge auf ihrem Götterthrone vernimmt. Sie sucht und findet Allama und betet ihn an. In der Eile hat sie selbst die bescheidenste Toilette im Himmel vergessen, was selbst einem so blinden Eiferer, wie Allama, unmöglich entgehen kann. Aber Pârvatî ist um eine Antwort nicht verlegen. Als der Gerechte ihr vorhält, weshalb sie ohne Kleid zu ihm gekommen sei, bemerkt die schlaue Göttin, daß Çivas Gattin „nie als unbekleidet gelten könne".

Sie wird nun Schülerin Allamas, der es in der Vollkommenheit so weit bringt, daß er „durch bloße Denkkraft" einen Palast errichtet, in welchem Çiva thront. Basava aber geht noch immer — wenn man sich so ausdrücken darf — um Allama im Kreise herum, bis ihn endlich dessen geistige Macht übermannt. Nun vermittelt der Meister dem Schüler die Krone aller Weisheit, „die Betrachtung des Prinzips" (lingam). Schließlich stellt sich heraus, daß Allama niemand anderer ist, als Çiva selbst. —

Eine etwas realere Romantik finden wir in dem merkwürdigen Staate Bhopal in Zentralindien, einem Berglande von der Größe des Königreiches Württemberg und mit nicht ganz einer Million Einwohner. Die Herrscher sind Mohammedaner, und das Szepter über das Land führen seit fast hundert Jahren — Frauen. In diese Verhältnisse spielt nebenher eine abenteuerliche Geschichte europäischen Ursprunges hinein. Ein Franzose geriet im 16. Jahrhundert in ägyptische Gefangenschaft, doch gelang es ihm, das Sklavenjoch abzuschütteln und nach Indien zu entkommen. Es war zur Zeit des Mogulkaisers Akbar, an dessem Hofe der Flüchtling erschien, um hier Carriere zu machen. Er wurde Statthalter einer Provinz. Sein Sohn brachte es noch weiter. Er war ein Liebling des Kaisers Djichan, heiratete eine der Lieblingssklavinnen desselben (eine Georgierin) und erhielt die Herrschaft Sirgarp in Malva zu Lehen. In den Kämpfen der Marâthen um ihren Besitz in letzterem Lande, verlor die Familie ihren Besitz, fand aber Schutz in Bhopal, wo sie bald wieder zu neuem Ansehen gelangte. Hier hatte sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts der Mogulstatthalter unabhängig gemacht und nun folgten eine Anzahl Fürsten dieses neuen Geschlechtes von geringer Tatkraft, bis im Jahre 1795

Digitized by Google

ein Vetter des regierenden Fürsten die Herrschaft an sich riß und sie im Jahre 1816 auf seinen Sohn, Nass'r Mohammed, vererbte.

Unter diesem — der nur zwei Jahre die Herrschaft ausübte, da er von seinem achtjährigen Bruder beim Spielen mit einer Pistole erschossen wurde — taucht wieder ein Glied jener Familie auf: Enayet Massih, der mit dem Titel eines Prinzen die Regierungsgeschäfte in Bhopal leitet. Dank seiner Neigung zu England, leistet er diesem vorzügliche diplomatische Dienste. Späterhin hört man wenig mehr von dieser indoeuropäischen Familie, deren Tatkraft Mischheiraten in demselben Grade geschwächt zu haben scheinen, wie seinerzeit die Arier, nachdem der Zuzug frischen Blutes aufgehört hatte. Vor einem Vierteljahrhundert war das Oberhaupt der Familie eine alte Dame namens Elisabeth Dulhan Sarkar (d. i. „Vorsteherin der Bräute").



Die Königin von Bhopal, Centralindien.

Nach dem Ableben des früher erwähnten Nass'r Mohammed kommt ein Kind, der Neffe des Verstorbenen, auf den Thron von Bhopal. Als künftige Frau wird ihm Sikander Begam, die Tochter der Fürstin-Witwe, bestimmt. Da diese die Regentschaft ausübt, kommt es bald zu heftigen Reibereien zwischen den beiden Frauen, die jahrzehntelang währen. Schon zu Beginn zeigt sich in Sikander Begam das Herrscherblut. Als die Verlobung rückgängig gemacht wird, kehrt sie sich nicht daran und heiratet später (1835) den jüngeren, tatkräftigeren Bruder ihres früheren Bräutigams. Aber auch dieser behagt ihr nicht. Sie lehnt sich energisch gegen die Koransatzungen auf, welche dem Weibe eine untergeordnete Rolle zuweisen, rebelliert gegen ihren Gatten in offener Fehde, und als sie unterliegt, wiegelt sie mit Hilfe ihrer Schwiegermutter die Bevölkerung

Digitized by Google

auf, ohne indes etwas auszurichten. Erst als ihr Gatte das Zeitliche segnet (1844), gelangt die energische Frau zum Ziele. Die letztwillige Verfügung des Verstorbenen bezüglich der Thronfolge wird über den Haufen geworfen und nun mühen sich die englischen Aufsichtsbeamten volle drei Jahre ab, eine Regentschaft einzurichten, welche männlichen Einfluß an die Spitze brächte. Endlich (1847) wird der Ehrgeiz der Sikander Begam befriedigt: sie wird als Fürstin-Regentin eingesetzt. Zwölf Jahre später setzt sie es durch, daß ihren Nachkommen die Thronfolge zuerkannt wird.

Sikander Begam hat in der Folge gezeigt, daß es ihr nicht lediglich um die Befriedigung ihres Ehrgeizes zu tun war. Sie war eine ebenso tatkräftige als fürsorgliche Herrscherin, welche Ordnung und Sicherheit in ihrem Reiche schuf, gemeinnützige Anstalten ins Leben rief, die Verwaltung reorganisierte und den Verkehr belebte. Handelsmonopole wurden abgeschafft, die Staatsschulden getilgt. Als sie im Oktober 1868 hochbetagt starb, folgte ihr ihre Tochter Schah Djichan, welche an das Haupt der Nebenlinie verheiratet war, aber kurz vor dem Ableben ihrer Mutter den Gatten verlor, auf den Thron. Im Jahre 1871 ging sie eine zweite Ehe ein, sorgte aber dafür, daß ihr seitens des Prinz-Gemahls in ihrer Lebensweise keinerlei Beschränkung zugemutet wurde. Sie ist, gleich ihrer Mutter, eine freisinnige und tatkräftige Herrscherin, und kann somit als lebender Beweis dienen, daß auch im erschlafften Morgenlande eine Frau zu Macht und Ansehen gelangen kann, wenn hervorragende Eigenschaften sie hierzu befähigen. —

Das räumlich exponierteste Glied der indischen Völkergemeinschaft sind die Singhalesen auf der Insel Ceylon. Sie bilden, wie bereits erwähnt, die dritte Gruppe des Dravidastammes, doch sind die heutigen Bewohner keine reinen Rassenvertreter mehr. Nur ein kleiner Bruchteil ist unvermischten Blutes, jene Weddah (oder Vedda), welche in den Waldregionen des sogenannten Weddaratta, im Osten Ceylons, hausen. Es ist ein Völkchen primitivster Gesittung, jedoch ziemlich harmlos. Seinen Unterhalt erwirbt es fast nur durch die Jagd, als Wohnungen dienen Felshöhlen oder Bretterhütten, als einziges Kleidungsstück wird ein Hüftlappen getragen. Trotz solcher Urwüchsigkeit soll unter den Weddah ein musterhaftes Eheleben herrschen. Polygamie ist unbekannt, dafür geht die Geschwisterehe im Schwange. Kasten gibt es keine.

Wir haben mit Ceylon schon früher einmal Bekanntschaft gemacht. Es ist das Lankâ des „Râmâyana“. Die Griechen und Römer nannten die Insel Taprobane, bei den Arabern heißt sie Sailan. Um die Mitte des 6. Jahrhunderts kam der wilde Freibeuter Vidshaya aus dem Lande Lâla mit seinen „Löwen“ — wie man die Gefährten und Krieger des Eroberers nannte — nach Ceylon; daher der Sanskritname der Insel, Sinhala dwipa, die Löweninsel. Einst hing sie mit dem Festlande zusammen und die Spuren dieses Zusammenhanges sind durch die sogenannte „Adamsbrücke“ angedeutet, eine Reihe von Sandflächen, Untiefen und Klippen. Die Sage freilich will es anders. Es sind die Überreste jener Brücke, welche das Affenheer Hanûmats unter fabelhaften Umständen aufführte, um die geraubte Sitâ aus der Gewalt des Unholdes Râvana zu befreien. Eine andere uralte Überlieferung läßt Adam über die Untiefen und Klippen hinwegschreiten und den Samanella (d. i. der Fels des Berggottes Saman) ersteigen, um von dort aus einen letzten Blick auf das verlorene Paradies zu werfen. So meinen die Mohammedaner. Die Inder wissen nichts davon und lassen von jenem Bergesscheitel Buddha in das Nirvana eingehen. Noch wird auf der Höhe die Fußstapfe im Fels gezeigt, sie heißt „Çripada“, d. i. „die Fußstapfe des Glücks“, und ist über anderthalb Meter lang.

Digitized by Google

Seit mehr als zweitausend Jahren ist Ceylon das Hauptbollwerk des Buddhismus. In einem der Edikte des Königs Açoka wird es als eines der Länder aufgeführt, bis zu denen „die Eroberung des Gesetzes" gedrungen sei. Was wir von der singhalesischen Kulturwelt wissen, verdanken wir der „Tripitakas", den heiligen Pâlitexten der buddhistischen Religionsbücher, die es dem abendländischen Forschereifer hauptsächlich ermöglicht haben, den Buddhismus historisch und kritisch zu rekonstruieren. Nach dem „Mahâvança" (einer Pâlichronik) hätten auf der Insel, von Vidshaya angefangen (543 v. Chr.) bis auf Siri Vikkama Siha, dessen Herrschaft die Engländer ein Ende bereiteten (1816), 174 Könige geherrscht. Kriegerische und friedliche, Tyrannen und Förderer der Wissenschaft und Kunst. Selbstverständlich haben die Singhalesen ihr eigenes „Râmâyana", der Dichtung, in welchem ihre Insel eine so große Rolle spielt. Das Epos ist lokal zugeschnitten und enthält viele freie Zusätze, von welchen uns besonders die Sentenzen über Frauen und Liebe interessieren. Hier einige Proben.



Singhalesin.

Das Glück des Weibes besteht in der Liebe des Gatten. — Die Frauen sind nicht die Quelle des vollendeten Glückes ihres Gatten, sondern die Quelle ist die Ursache des glücklichen und würdigen Loses seiner Frau; denn eine Regenwolke ist deutlich sichtbar, auch wenn kein Blitz da ist; die Blitzstrahlen aber leuchten nie ohne eine Regenwolke. — Magst du auch sehr erzürnt über deinen Mann sein, gebrauche nicht männliche Rede; denn Frauen sagen, daß, wenn ihre Gatten sie tadeln, Schweigen das sicherste Mittel sei, sich zu entschuldigen. — Eine Frau, die in Keuschheit ihrem Manne anhängt, bezaubert ihren Gatten; ein Weib dagegen, daß den Pfad der Tugend verlassen hat, zieht sich unauslöschliches Mißfallen zu.

Digitized by Google

Glanz und Reichtum herrschten auf der Insel zur Zeit des Königs Parâkrama Bahu I. (1164—1197), der herrliche Bauten aufführen ließ, die Buddhisten mit reichen Stiftungen bedachte und ein Freund der Wissenschaften und schönen Künste war. Unter seiner Witwe Lîlâvatî aber ging alle Kultur wieder bedenklich zurück. Im 15. Jahr-



Rodia-Mädchen.

hundert taucht der größte Verskünstler der Singhalesen auf, Tottagamuva, von dessem Gedicht „Kâvya-çekhara“, eine Probe uns in einer Übersetzung zugänglich gemacht worden ist. Sie enthält Ratschläge, welche ein Brahmane seiner Tochter bei der Heirat gibt. In dem Gedichte „Selâlihinî“ wird Kindersegen für die königliche Prinzessin Ulakudâ erfleht.

Digitized by Google

...... Die kein Sang genug erhebt,
Die gleich Çri, der Liebesgöttin, stets in Lust und Wonne lebt,
Wie Sitaminî mit Gaben fromme Bettler reich beschenkt,
Wie Sarasvatî durch Weisheit alle Blicke auf sich lenkt,
Ihre Freunde, zarten Herzens, inniger als sich selber liebt,
Reichlich wie die Regenwolke ihren Dienern Spende gibt,
Unversehrt im Lauf des Lebens hat der Keuschheit Schatz bewahrt,
Treue Sorge für Erfüllung der zehn Sätze offenbart,
Immer recht und lieblich redet und der Dichtkunst hold geneigt,
— — — — — — — — — — — — — —
Dieser glücklichen Prinzessin, dieser Zier der Erdenwelt — —
O Vibhîshana [1]), Erhabener, der drei Welten Augenlicht,
Dessen Füße überstrahlen jedes Angesicht,
In dem Nektar rein gebadet, den aus Blumen wunderbar,
Paradiesische Guirlanden, hat gepreßt des Daityas Schar:
Schenk' ihr gnädig, auf mein Flehen, einen unschätzbaren Sohn,
Der mit Weisheit, Glück und Reichtum schmückte seiner Väter Thron.[2])

Bald aber verstummen solche lyrische Klänge. Unter dem Vatermörder König Râja Sinha I. (1586—1592), einem fanatischen Çivaiten, werden die buddhistischen Priester erschlagen, die heiligen Schriften verbrannt, die Tempel zerstört ... „Er versperrte den Weg, der zum Himmel führt, umfing die Ketzerei und ward wie ein Dorn auf dem Pfade des fortgesetzten Daseins"... Die Nachfolger des Wüterichs aber werden wieder gute Buddhisten und einer derselben läßt den „heiligen Zahn" des Buddha unter großartigem Gepränge, an dem sich über 2000 Priester beteiligen, nach Kandy übertragen ... Als die Portugiesen auf Ceylon erschienen (zur Zeit des Königs Râja Sinha II.), kommt einige abendländische Romantik in die singhalesische. Ein Portugiese, Gascon, singhalesischer Minister und Dichter, verliebt sich in die (gleichfalls Verse schmiedende) Königin und muß hierfür sterben. Die Fürstin beklagt sein Schicksal und vergleicht den Geliebten mit einer Biene, die sich unvorsichtig an eine verbotene Blume gewagt und an einen Elefanten geraten sei ... Beiläufig bemerkt, fehlt es nicht an singhalesischen Dichterinnen; zu einer gewissen Berühmtheit hatten es vornehmlich zwei gebracht: Balavattala Mahatmayo und Gajaman.

Die heutigen Singhalesen sind ein sanftes, dabei ziemlich sorgloses und träges Völkchen. Ihre Frauen gelten im allgemeinen für schön, doch kommt diese Bezeichnung eigentlich nur ihrer geschmeidigen Gestalt und ihren wohlgeformten Schultern und Armen zu. Der Ausdruck der Gesichter ist aber ein ziemlich stupider. Ausnahmen gelten. In den Blicken prägt sich zumeist etwas Furchtsames und Unruhiges aus. Das schöne schwarze Haar, das zu einem Knollenchignon aufgekämmt wird, ist von großen Nadeln durchstochen. Die Kleidung besteht aus zwei getrennten Stücken, einem Rocke, der von der Taille bis zu den Füßen herabfällt, und einem engen, Schultern und Brust mehr oder weniger bedeckenden Jäckchen, das gewöhnlich den Rock nicht ganz erreicht, so daß, namentlich wenn die Arme emporgehoben werden, zwischen beiden Kleidungsstücken ein handbreiter Streifen braune Haut unbedeckt bleibt. Füße und Kopf sind bloß. Reicher Schmuck als Zugabe zur Toilette ist selbstverständlich.

[1]) Die Lokalgottheit des Kelani-Tempels.

[2]) Nach der Übersetzung von James d'Alwis: Descriptive Catalogue of Sanskrit, Pali and Singhalese Works of Ceylon (1870).

Digitized by Google



Singhalesinnen.

Digitized by Google

Der heiratslustige Jüngling darf, sobald er das 16. Lebensjahr abgeschlossen hat, aus freiem Entschlusse sich eine Gattin wählen. Es herrscht der Brauch, auf Gemeindekosten von Fall zu Fall die altersreifen Mädchen zu einem Familienfeste einzuladen, wobei die Freier Umschau halten. Die Mütter derselben übernehmen dann die Vermittler-



Bajaderen an einem Fürstenhofe. Aus: (C. v. Orlich, „Reise in Ostindien", 1845).

rolle. Sie untersuchen zuerst den physischen Zustand der Erwählten und ist alles befriedigend ausgefallen, so wird der Braut ein Blatt der Betelnuß überreicht und die Verlobung ist perfekt. Zur Vermählungsfeier finden sich die Männer in einer eigens hierzu errichteten Bambushütte ein, mit Ausnahme des Bräutigams, der unterdessen seine Braut, welche daheim im Kreise ihrer Freundinnen und weiblichen Verwandten speist, mit Schmuck

Digitized by Google

und Kleidern beschenkt. Hierauf begibt er sich in das Männerzelt. Von einem Gerüste, auf welchem Reis und Früchte aufgespeichert sind, wird eine Kokosnuß herabgenommen und entzweigespalten. Das ist das Zeichen, daß die Braut einzutreten hat. Sie erscheint in Begleitung ihrer Mutter, besteigt mit ihr das Gerüst und wendet ihr Gesicht dem vom Astrologen bezeichneten glückbringenden Stern zu. Hierauf legt sie den Brautschmuck an und verteilt unter die Anwesenden Betelblätter. Zuletzt tritt der Bräutinam vor, träufelt einige Tropfen Sandelöl auf seine Erwählte, zieht dann aus seinem Kopfputze eine Feder hervor, mit der einer der Väter des jungen Paares deren kleine Finger zusammenbindet. Nun steigen die beiden vom Gerüste herab, wobei sie die leichte Fessel zerreißen. Damit



Indische Sängerinnen.

sind sie in aller Form vermählt. Den Rest der Feierlichkeiten bilden Schmausereien und allerlei Lustbarkeiten.

Wir müssen noch einer Repräsentantin der indischen Frauenwelt gedenken, die weit über die Grenzen ihrer Heimat hinaus eine gewisse Berühmtheit genießt. Das ist die Bajadere, jenes verlorene Geschöpf, das uns in Goethes herrlicher Ballade als ein poetisch verklärtes Wesen so wunderbar bestrickend entgegentritt. Die Wahrheit an diesem Bilde läßt aber sehr vieles zu wünschen übrig. So wenig der indische, wie überhaupt der orientalische Tanz, das ist, für was er im Abendlande gehalten wird, so wenig ist die Bajadere eine poetische Erscheinung. Zwar ist sie im allgemeinen besser als ihr Ruf; wer aber ihren Tanz sieht und ihren Gesang hört, muß sich bitter enttäuscht fühlen. Es gibt nichts Einförmigeres, als die Tänze der „Nâtsches", wie die Bajaderen genannt werden. Einige Männer schlagen auf Trommeln und Zymbeln und begleiten so die Bewegungen der Tänzerinnen, während einige andere Bajaderen rings

Digitized by Google

im Kreise sitzen, mit den Händen den Takt markieren und einen einförmigen Chor absingen. Die Tänzerin macht weniger durch ihre Mimik, als vielmehr mit dem bunten Aufputz, der an ihr hängt, vornehmlich mit den Schellen und Knöchelspangen, Effekt.



Devadaſhis.

Meist sind die Tänzerinnen in reiche Kleider gehüllt und machen sonach äußerlich einen soliden Eindruck. Freilich gilt dies nicht in allen Fällen und bei der großen Mannigfaltigkeit indischer Sitten und Gebräuche wechseln auch Kostüme und Art des Auftretens der Tänzerinnen. Als Nonplusultra einer pikanten Toilette gilt ein kaum unter

Digitized by Google

den Busen reichendes Netzjäckchen, eine Pluderhose und ein großer, den ganzen Körper umflatternder Schleier. Durch die Anordnung dieser Kleidungsstücke, bei der das Jäckchen zu wenig herab- und die Beinkleider zu wenig hinaufreichen, bleibt der Teil des Körpers von der Magengrube bis zu den Hüftknochen vollständig nackt. Da die bajaderische Tanzmimik sich auf Windungen und Drehungen des Oberkörpers beschränkt, also von den Hüften ausgeht, läßt die Plastik solcher „Kunst" allerdings nichts zu wünschen übrig. Wenn die Bajadere tanzt, gesellt sich zu ihren Körperverrenkungen noch ein plumpes Stampfen mit den Füßen, daß die Schellen und Spangen rasseln. Der Geschmack an solchem Spektakel ist uralt, und kommt schon in den ältesten (weltlichen) Dichtungen zum Ausdruck.

Eine Gattung indischer Bajaderen führt die Bezeichnung „Sklavinnen der Gottheit" — Devadashi. Von den Portugiesen wurden sie als „Balladairos" (Tanzmädchen) bezeichnet, woraus offenbar der spätere Name Bajaderen entstanden ist. Ihre Kunst gilt nur religiösen Zwecken. Die hierzu erwählten Mädchen erhalten ihre Ausbildung im Tanz und in der Musik von einer Lehrerin (Daja) und sie werden entweder dem Vishnu oder dem Çiva geweiht. Wie sehr diese Einrichtung von unseren herkömmlichen Vorstellungen vom Bajaderenberuf abweicht, erhellt daraus, daß die Devadashi ihre Kunst nur in den Tempeln ausüben und diese niemals verlassen dürfen. Die Ehe ist ihnen zwar gestattet, doch ist der Fall nicht selten, daß solche Bajaderen das Keuschheitsgelübde ablegen. Dazu kommt, daß nur Mädchen höherer Kasten die privilegierte Stellung von dem Vishnu oder dem Çiva geweihten Tänzerinnen einnehmen können. Die anderen, für den Dienst der übrigen Götter bestimmten „Gottheitssklavinnen" gehören der Çudrakaste an, wohnen in Städten und Dörfern und würzen vielfach die häuslichen Festlichkeiten mit ihrer in diesem Falle etwas anrüchigen Kunst. Der niederen gesellschaftlichen Stellung entsprechend, genießen diese Devadashi viel größere Freiheit, und sie können selbstverständlich auch den Tempel, in welchem sie dem Tanzdienste zu obliegen haben, verlassen. Ja, noch mehr: sie ziehen



Bajadere.

Digitized by Google

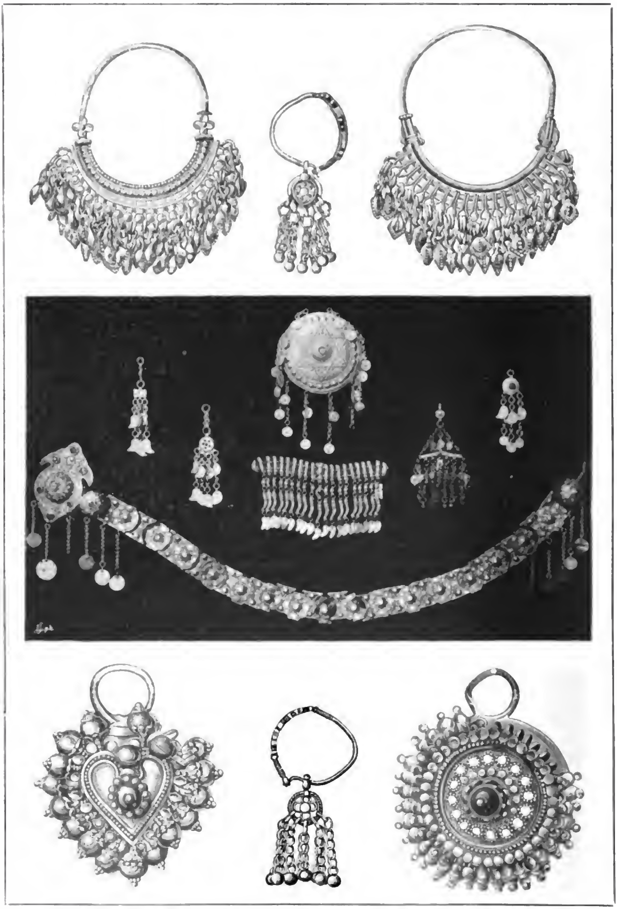
häufig von Ort zu Ort, von Musikanten begleitet, und üben da und dort ihre Kunst aus, die begreiflicherweise nicht immer religiösen Zwecken dient. Diese Bajaderen legen großen Wert auf materiellen Erwerb, und da sich solcher nur durch Produktionen in weltlicher Gesellschaft erzielen läßt, stehen die Devadashi aus der Çudrakaste mit Recht in schlechtem Rufe. Auf den Gelderwerb sind sie deshalb erpicht, um im Alter, wenn sie reizlos geworden, ein sorgenloses Dasein führen zu können. Es gibt in Indien, vornehmlich im Süden, förmliche Pflanzstätten für solche Bajaderen. Sowie die älteren heimkehren, ziehen die jungen Devadashi aus; in der Zwischenzeit wird der Nachwuchs herangebildet. Eine gewisse Berühmtheit in dieser Beziehung genießen die Mädchen aus Anbota, einer Stadt an der Westküste unweit von Mangalur.

In Radshputana herrscht ein merkwüdiger Brauch. An hohen Festtagen wählen sich die Mädchen einen Patron, der nach dem Herkommen verpflichtet ist, sie in seinen Palast zu laden und durch neun Tage bei sich zu behalten. Sie führen dann in geschlossenen Zirkeln die religiösen Tänze der „Nauratri" (neun Nächte) auf, und genießen im übrigen allerlei Annehmlichkeiten innerhalb der Palastmauern ihres Schutzherrn. Es sind ihrer oft 150—200 und mehr, die auf diese Weise Einlaß erhalten. Sie marschieren in militärischer Ordnung auf, um sich dann singend und tanzend in Gruppen aufzulösen. Diese religiösen Tänze finden nur bei Nacht statt, und zwar auf einer Terrasse, oder auf einer Rasenfläche. Man zündet wohlriechendes Holz in auf hohen Stangen befestigten Körben an und sollen die flackernden Flammen den tanzenden Mädchen ein ganz eigentümliches, gespenstisches Aussehen verleihen.

Zum Schlusse noch einige Worte über eine äußerliche Zugabe zu dem vorstehend entrollten ethnographischen Bilde, den indischen Schmuck. Damit sind nicht etwa die unschätzbaren Kostbarkeiten in den Juwelenschreinen der Vornehmen und Reichen gemeint, sondern der Volksschmuck. Die Bezeichnung ist treffend, denn all dieses Zierat hat seinen Ursprung im Volke und ist ausschließlich für dasselbe bestimmt. Selbstverständlich handelt es sich in den folgenden Ausführungen stets um Frauenschmuck, obwohl in Indien auch die Männer in der Anwendung von Schmuckgegenständen Unglaubliches leisten. Jedes Dorf hat seinen Zierschmied, der seine Kunst vom Vater auf den Sohn und Enkel vererbt, mit denselben altertümlichen Gußformen, denselben einfachen Geräten und Modellen. Bezüglich des Materiales stuft sich dieser Schmuk vom Edelmetall und kostbarem Edelstein bis zu Glassplitter und vergoldeter Harzmasse ab. Fast möchte man glauben, daß in Indien kein Ding zu unbedeutend ist, um nicht für Schmuckzwecke ausgenützt zu werden. Wer Gold und Silber nicht erschwingen kann, begnügt sich mit Zinn und Zink, ja selbst mit Blei; für Edelsteine bieten mit farbigen Zinnfolien unterlegte Glassplitter Ersatz, für Perlenschnüre aneinander gereihte Kaurimuscheln. Schmuckmaterial sind ferner Korallen und Elfenbein, und von den leichter zu erschwingenden Edelsteinen, oder vielmehr Halbedelsteinen, der Granat und der Türkis.

Mag nun auch das Material den Wert des Schmuckes bestimmen, seine charakteristische Seite ist es nicht. Etwas mehr schon sind es die Formen, am charakteristischesten jedoch ist die Anwendungsart. Man schmückt nicht nur Ohren und Hals, Haar und Arme, Finger und Fußgelenke, auch die Nasenflügel und die Fußzehen dürfen ihrer Zier nicht entbehren. Nur die Lippen sind davon ausgeschlossen. Um ein Übriges zu tun, hilft man der Verschönerungskunst durch Bemalen und Tätowieren, oder durch Aufkleben von Blattgold oder ausgestochenen Blättchen von Goldpapier nach. Auffallend ist, daß die Singhalesen das einzige indische Volk sind, das den Nasenschmuck verschmäht. Übrigens gehört an-

Digitized by Google

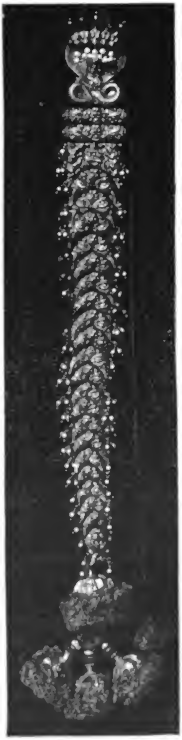


Indischer Frauenschmuck. (Originale im k. k. Naturhistorischen Hofmuseum, ethnographische Abteilung, Wien.)

Digitized by Google

geborene Prunksucht, ein zum traditionellen Brauch erhärtetes Verschönerungbedürfnis dazu, um sich an Prozeduren zu gewöhnen, die geradezu barbarisch sind. So war es beispielsweise unter den Tamulen schon im grauen Altertum Sitte, für den überreichen Ohrschmuck diesen Körperteil besonders zu präparieren. Der Vorgang hierbei ist ungefähr der folgende: Schon den ganz jungen Mädchen wird ein Schnitt in das Ohrläppchen gemacht, sodann ein steifes Blatt zusammengerollt und derart in den Schlitz hineingesteckt, daß es, im Streben, sich aufzurollen, jenen erweitert. Hat das Blatt seine Elastizität verloren, so wird es gegen ein anderes, frisches vertauscht. Auf diese Weise wird das Loch immer größer und erreicht schließlich einen Durchmesser von mehreren Zentimetern. Daß eine solche Operation nicht schmerzlos sein kann, liegt auf der Hand. Man sieht häufig junge Mädchen mit geschwollenen und entzündeten Ohrmuscheln. Hat die Durchlochung die gewünschte Weitung erlangt, so wird das Hauptschmuckstück angebracht, meist eine scheibenförmige Goldplatte mit einer Nut an der Peripherie, damit der Gegenstand in der Durchlochung festsitzen könne. Ist dieses Schmuckstück eine zarte Filigranarbeit, dann ist die Sache noch erträglich. In jedem anderen Falle aber sind die bedauernswerten Trägerinnen solcher barbarischer Zier gezwungen, dieselbe durch Bänder oder Spangen, die sie an den Haaren oder am Kopftuche festmachen, zu entlasten. Trotzdem vergrößert sich das Loch im Ohrläppchen, einmal in der Erweiterung begriffen, mit den Jahren immer mehr und mehr, sie sind dann nichts anderes, als lange dünne Schlingen, ein äußerst abstoßender Anblick. Beiläufig bemerkt, erwähnen schon die alten Dichter die bis zu den Schultern ausgezogenen Ohren.

Wollte man alle in Verwendung stehenden Schmuckstücke, deren sich die indischen Völker bedienen, auch nur aufzählen, so erhielte man ein umfangreiches Inventar zu den wandelnden Juwelenschreinen vom Himâlaya bis zum Cap Comorin. Im allgemeinen nimmt die Vielgestaltigkeit der Gegenstände von Süden nach Norden zu. Ganz allgemein sind die silbernen, mit kleinen Kugeln aus demselben Metall verzierten Halsketten. Bei den Bhils bedienen sich die Frauen eigentümlicher, mühlsteinförmiger Ohrringe, die ihres Gewichtes wegen häufig durch Kettchen gehalten werden müssen. In Nordindien besitzt selbst die ärmste Frau mehr Schmuck, als dies irgend sonstwo auf der Erde Brauch ist. Die Masse der Ohr- und Nasenringe, die vielen Halsringe und Ketten, die oft ganz mit Reifen bedeckten Unterarme, fallen weniger auf, als die schweren Ringe an den Fußgelenken und den Zehen. Mit solchen Dingen lautes Gerassel hervorzurufen, scheint den braunen Schönen besonderes Vergnügen zu bereiten. Deshalb



Kopfschmuck (Südindien).
Schuppenförmige Verzierung eines Zopfes mit anhängenden Quasten.

sind die Ringe hohl und mit Steinchen gefüllt, oder außen mit zahlreichen Schellen versehen. Letztere bringt man sogar an den Zehenringen an. Mit diesem unbequemsten aller Schmuckstücke wird häufig nicht unbedeutender Aufwand getrieben. Man schmückt entweder nur die große Zehe, oder mehrere Zehen, oder alle. Der Ring der großen Zehe wird mit dem der kleinen durch ein Kettchen verbunden und überdies jeder einzelne Zehenring durch ein eben solches Kettchen mit dem Ringe des Fußgelenkes. Das Material ist fast immer Silber; bei den Radshputen kommt auch — Eisen vor.

Von der Sohle bis zum Scheitel ist ein weites Feld für indische Schmuckanalyse. Die Unterarme sind meist mit mehreren Ringen bedeckt, welche verjüngend gegen das Handgelenk der Form dieses Körperteiles angepaßt sind. Die Ringe sind entweder geschlossen, oder offen, mit und ohne Schließe. In letzterem Falle werden die Enden etwas auseinandergebogen und das Schmuckstück aufgestreift. Spangen am Oberarm, welche nur die Hälfte des Umfanges decken und durch Schnüre befestigt werden, kommen sehr häufig und in verschiedenen Formen vor; zumeist sind sie schuppenförmig, oder sie bestehen aus einer Reihe länglicher Kapseln; an den Knüpfstellen werden Troddeln oder dergleichen angebracht ... Ein ausgesuchtes Feld für die Orgien indischer Verschönerungsleidenschaft sind die Nasenflügel und die Ohren. Die ersteren haben oft einen so großen Durchmesser, daß sie quer über den Mund laufen und entsprechend befestigt werden müssen, um nicht gar zu unbequem zu werden; es geschieht dies durch einen Faden, der hinter das Ohr gezogen wird. Trägt der eine Nasenflügel einen Ring, so ist der andere mit einer knopfartigen Verzierung versehen; aber auch die Nasenscheidewand kommt nicht zu kurz; eine eingeschobene Perle muß ihr zur Verzierung dienen ... Mit der Nase rivalisieren die Ohren. Meist ist die ganze Ohrleiste durch kleine Ringe geziert, während in den Läppchen größere Ringe stecken. Die Inder des Norden dehnen die Ohrläppchen nicht aus. Als Ersatz dafür wird von dem vielen Schmuck der Rand der Ohrmuschel nicht selten nach abwärts gebogen. Ja sogar die Ohrecke wird durchlöchert und dient zur Aufnahme eines großen Ringes von 10 *cm* Durchmesser. Im Süden pflegt man die Ohrringe mit glockenförmigen Anhängseln zu versehen.

Auch der Hals- und der Kopfschmuck zeichnet sich durch Mannigfaltigkeit der Formen und Vielzahl der hierzu zu verwendeten Objekte aus. An das enge, meist noch mit Anhängseln, Kapseln, Broschen versehene Halsband reihen sich zahlreiche Ketten von wachsendem Durchmesser an, so daß das letzte Glied dieser klirrenden, beweglichen Brustpanzerung bis zur Magengegend herabreicht. Der Kopfschmuck ist besonders reich bei den Tamulen. Er besteht häufig aus einer runden, gravierten, oder mit Steinen besetzten Metallplatte in der Form eines Kugelsegmentes, der vielfach eine schuppenförmige, zumeist reich verzierte Dekoration des herabhängenden Zopfes, in zwei Quasten endigend, angehängt ist. In die Stirne hängt in der Regel eine Perle oder ein kleines Zierstück, von welchem aus längs dem Scheitel breite Ketten gegen die Ohren zu laufen. Auch die Haare entbehren nicht kleiner Ziersachen, die durch dieselben gesteckt werden.

Genug von diesen Dingen. Wenn die Definition des Schmuckes richtig ist, nämlich, daß er eine Art „bildlicher Mitteilung“ — also eine Bildersprache — ist, dann haben wir in den Inderinnen das vortrefflichste Bilderbuch der Welt vor uns. Sagen wir ein symbolisches Bilderbuch, voll von naiven und kindlichen Zügen, wie es dem Wesen dieser zarten, anmutigen und heiteren Gestalten entspricht ...

Digitized by Google



Frauen am Brunnen laben einen vorüberreitenden Raja. (Aus einem indischen Manuskript, Pariser Nationalbibliothek.)

Sechster Abschnitt.

Frauenleben und Liebe in der indischen Dichtung.

Es war im Jahre 1791, als die erste indische Dichtung in deutscher Sprache erschien. Keine unmittelbare Übertragung aus der Ursprache, sondern eine Übersetzung aus dem Englischen: die Prosabearbeitung der „Çakuntalâ" des Kâlidâsa. Sir William Jones hatte diese kostbare Blüte im Jahre 1784 gepflückt, der deutsche Weltumsegler Georg Forster verpflanzte sie sieben Jahre später in deutsche Erde. Und das sonnige Kind des Ostens verkümmerte nicht in dem fremden, kalten Boden. Goethe und Herder hatten Patenstelle übernommen, edle Frauen erwiesen dem Wunderkinde Reverenz, die Romantiker unter Führung der Brüder v. Schlegel führten es in ihrem Kreise ein. Das ganze gebildete Deutschland horchte auf: die weiche, einschmeichelnde Stimme, der glockenreine Klang einer uralten Liebesmär aus einem fernen, kaum gekannten Lande taten ihre Wirkung.

Und mehr als das: mit dem Erscheinen der zarten indischen Maid im Abendlande sollte eine ganze, mehrtausendjährige Kultur ihre Auferstehung aus tiefem Schlafe feiern. Die Liebe der Çakuntalâ war die Wünschelrute, welche die vergrabenen Geistesschätze eines hochveranlagten Volkes erschloß, in den Irrgarten phantastischer Mythen und Nationalsagen Pfade eröffnete, das ungeheuerliche Lianengeranke mythologischer Gestaltungen, philosophischer Spekulationen und poetischer Gebilde allmählich lichtete und

Digitized by Google

damit ungeahnte Einblicke in ein fremdartiges Geistesleben vermittelte. Immer weiter wurde der Gesichtskreis, immer reicher die schier unermeßliche Fülle der geistigen Berührungspunkte zwischen den Urvölkern arischen Stammes, immer heller der Bereich jener längst aus ihrem Zusammenhange gebrachten geistigen Gemeinschaft, in welcher die arische Kultur ihre Wurzelstöcke hatte.

Den Schlüssel zu dieser großartigen geistigen Eroberung, die wenig mehr als ein Jahrhundert hinter sich hat, gab die klassische Sprache des indischen Altertums, das Sanskrit, ab. Mit Überraschung erkannte man ihre unleugbare Verwandtschaft mit dem Lateinischen und Griechischen.[1]) Und doch hatte sich das eigentliche Sanskrit aus der altertümlichen Sprache der Veden herausgebildet, wie schon ihr Name andeutet.[2]) Die erstere wieder weist mit ihren Verschiedenheiten (im Rigveda) auf eine längere Entwicklung aus vorangegangenen Volkssprachen hin. Man begreift, daß gerade das ehrwürdige Alter der im Sanskrit abgefaßten Sprachdenkmäler, ihre Dunkelheit, die Schönheit und Formfülle der Sprache, ihre Wichtigkeit für die vergleichende Sprachforschung, ihr religiöses und geschichtliches Interesse einen nachhaltigen Reiz auf die europäischen Forscher ausüben mußte und damit die Übersetzungsliteratur in großartiger Weise förderte.[3]) Das Sanskrit ist seit mehr als zwei Jahrtausenden eine tote Sprache, die nur in Büchern ihr Dasein fristet. Es ist sogar die Frage aufgeworfen worden, ob sie überhaupt je gesprochen worden ist, und sind die Gelehrten über diesen dunklen Punkt auch heute noch keineswegs einig. Bedeutsam für ihren großen sprachwissenschaftlichen Wert ist, daß sie sich als gottesdienstliche, gelehrte und herrschende Literatursprache bis auf die Gegenwart im Gebrauche erhalten hat. Die Sanskritliteratur überragt deshalb an Umfang und Wichtigkeit bei weitem alles, was auf dem Gebiete der indischen Literatur geleistet worden ist, doch darf hierüber nicht die Bedeutung übersehen werden, welche auch den anderen Sprachen Indiens in der Beurteilung des einheimischen Geisteslebens zukommt.

Diese Sprachen, deren Zahl eine ganz ansehnliche ist, haben sich nicht aus dem Sanskrit entwickelt, sondern aus älteren Volkssprachen — Prakrits — während umgekehrt das Sanskrit im Laufe der Zeit fast alle Eigentümlichkeiten der indischen Volksidiome in sich aufgenommen hat und dadurch die lautreichste Sprache der Welt geworden ist. Dieser Umstand weist darauf hin, daß sowohl das Sanskrit als die älteren Volkssprachen von einer älteren arischen Grundsprache abzuleiten sind. Auch das Pâli, die Sprache, in welcher die Religionsschriften der südlichen Buddhisten abgefaßt sind, war ursprünglich eine südindische Volkssprache, ist es aber nicht mehr, und speziell auf Ceylon ist sie den breiten Schichten des Volkes immer fremd geblieben. Die alten Pâlitexte sind zur Zeit nur mehr einem Häuflein buddhistischer Priester und Mönche verständlich; das Pâli ist also gleich dem Sanskrit eine tote Sprache. Dagegen haben sich die anderen Prakrits allmählich zu selbständigen Schriftsprachen mit eigener, zum Teile ziemlich reichen Literatur entwickelt. So das Hindî, dessen Sprachgebiet das nördliche Indien vom Himâlaya bis an das Vindhyagebirge und von den Grenzen des Pandschâb bis zu jenen von Bengalen umfaßt und von rund 86 Millionen Menschen gesprochen wird. Das Hindî hat sich aus dem Sanskrit entwickelt und sich in fast ursprünglicher Reinheit erhalten; auch wird es, gleich dem Sanskrit, mit Devanâgarîschrift geschrieben. Das

[1]) Benfey: „Geschichte der Sprachwissenschaft", 333 ff.
[2]) Sanskrita — con-crita, concreata — „zusammengemacht".
[3]) A. Baumgartner: „Geschichte der Weltliteratur" II, 5.



Sanskrit-Text (oben) und Pâli-Text (unten).

Hindûstânî dagegen ist ein stark mit arabischen und persischen Bestandteilen gemischtes Hindî, infolge der mohammedanischen Eroberungen entstanden und daher auch „Urdû“

(ordû-zabân, Lagersprache) genannt. Es wird zur Zeit in Haidarabad, Bombay, Madras, Maisur und in den Zentralprovinzen von nicht ganz 7 Millionen Menschen gesprochen. — Ostwärts an das Hindî schließt sich das Bengâli an und reicht von Orissa hinüber bis Assam und von Râjmahal im Norden bis zum Meerbusen von Bengalen, über das gesamte untere Stromland des Ganges und Brahmaputra. Es ist die jüngste der indischen Volkssprachen und wird nach verläßlichen Schätzungen von etwa 50 Millionen Menschen gesprochen. — Im westlichen Grenzgebiete, im Stromlande des Indus, bis hinauf ins Pandschâb und herab bis Bombay wird von etwa 2½ Millionen Menschen das Sindhî gesprochen, die von altersher verachtetste Sprache Indiens, offenbar weil sich die Völkerschaften am Indus seit jeher dem Brahmanismus gegenüber feindlich verhielten und frühzeitig unter das Joch aller in Indien eingebrochenen fremden Eroberer gerieten. Dennoch ist das Sindhî eine der reinsten sanskritischen Sprachen, freier von fremden Elementen als irgend eine andere neuere Sprache Indiens und von außergewöhnlichem Formenreichtum. Die Literatur ist ziemlich umfangreich.

Das Gudscharâtî (nach der gleichnamigen Halbinsel an der nordwestlichen Küste von Indien sogenannt) wird von etwa 11 Millionen Menschen gesprochen und erstreckt sich über den ganzen Dekkan nach Madras. Tempel und Tempelruinen, Inschriften und Münzen weisen auf eine sehr alte Kultur hin. Die Literatur ist nicht umfangreich, aber bemerkenswert durch gewisse mystische Schwärmerei (Bhaktikult), welche zwischen Götterdienst und poetischen Träumereien hin- und herschwankt und das poetische Schaffen der Dichter von Gudscharât beeinflußt. — An das Sindî-Sprachgebiet schließt ostwärts das des Pandschâbi (im Fünfströmeland) an, das von etwa 18 Millionen Menschen gesprochen wird. — Das Marâthî, einer der alten Volksdialekte, ist die Sprache der Marâthen, deren Ariertum sich reiner erhalten hat, als das der anderen Bruderstämme, und welche das südwestliche Vorderindien von den Grenzen von Gudscharât bis südlich über Goa und tief in das Innere von Dekkan hinein bewohnen. Es wird von etwa 15 Millionen Menschen gesprochen. In dieser Sprache sind die Liedchen abgefaßt, welche die Sängerinnen in den Sanskritdramen der klassischen Zeit zu singen hatten. —

Wenn wir nun in den tropischen Wald der indischen Literatur eintreten, kann es weiter nichts sein, als eine flüchtige Umschau nach dem Ewig-Weiblichen, das sich in diesem Bereiche voll Licht und Farbenglut herumtummelt. „Wald" ist wohl nicht die richtige Bezeichnung; denn nicht überall überwiegt das gespenstische Dunkel mit seinen raunenden Stimmen und den grotesken Erscheinungen der Märchenwelt. Auf weite Strecken löst sich der Wald in anmutige Haine auf, in welchen Nymphen und Blumengeister ihr neckisches Spiel treiben. Oder es breiten sich köstliche Matten aus, auf denen Kinder spielen, Kinder mit dem Lächeln der Unschuld und der ganzen Erkenntnis berauschender Lebenslust, phantastisch veranlagte Wesen, die von der Romantik leben und in der Alltäglichkeit sterben. Sie sind von dieser Welt und dennoch anders als die anderen. Nirgend sonstwo sind die Grenzen von Märchen und Wirklichkeit so verwischt, wie im indischen Geistesleben, genauer gesagt: in der indischen Poesie. Das Märchen liegt in der Natur, es liegt im Blute der Menschen, die Wirklichkeit flüchtet sich in das buntschillernde Kleid der Phantasie, eigentlich der Phantastik. Ästhetische Gesetze gibt es nicht. Wo sie zu ihrem Rechte kommen, ist es ein Zufall.

Über dieser singenden und klingenden Welt mit ihrem Farbenrausch und ihrer üppigen Sinnlichkeit, ihrer märchenhaften Empfindsamkeit und natürlichen Anmut thront Sarasvati. Sie ist die Gattin Brahmâs, die Göttin der Dichtkunst und Beredsamkeit,

Digitized by Google

daher auch Beschützerin aller Künste und Wissenschaften. Eigentlich ist alles Dichten und Deuten nur ein Abklatsch ihrer wahrhaft göttlichen Begabung. Sie gibt auf ihrer Leier den Ton an und tausend Saiten erklingen da und dort, sie schmeicheln sich den Sinnen ein, die Schöpferkraft geht auf die Dichter über und ihre Gestalten werden lebendig. Lebendig nicht nur im Liede, sondern in Wirklichkeit. Sarasvatî und Çakuntalâ flüchten aus der Klause der Poeten ins Freie und beglücken sterbliche Prinzen und Könige. In indischen Dichtungen weiß man niemals, wo das Spiel der Einbildungskraft aufhört und das Leben anfängt. Diese naiven, braunen, großen und kleinen Kinder glauben an das Märchen, wie wir an die selbstverständlichsten Dinge glauben; sie glauben an das Traumleben, weil sie selber Träumer sind, Grübler und Asketen, weltverlorene und weltentrückte Schwärmer, die mit den unmöglichsten Dingen in vertrauter Gedanken- und Gefühlsharmonie leben.



Sarasvatî,
Gattin Brahmâs, Göttin der Dichtkunst, der Beredsamkeit und der Musik. Sie spielt die Winadas, das nationale Saiteninstrument der Inder. (Nach einem indischen Gemälde.)

Die indische Poesie hat durch anderthalb Jahrtausende eine Periode der höchsten Blüte erlebt. Sie ist auf allen Gebieten groß: im Drama, in der Epik, in der Lyrik, im Märchen und der Erzählungskunst. Die Araber haben nur eine Lyrik, eigentlich nur eine Liebeslyrik, die Perser eine Epik und Lyrik, aber keine Dramatik. Die Inder haben alles. Sie weisen mit einer anmutigen Handbewegung auf die Pforte ihrer Dichterwelt und sagen lächelnd: tretet ein, auch hier sind Götter. Die Unsterblichen in dem großen Lustgarten der Einbildungskraft. Ein goldener, glitzernder Strom durchfließt diesen Garten und ästet sich in eine unendliche Zahl von Flüssen und Bächen aus. Und an seinen Ufern ist ein rauschendes Leben, eine Phantasie der Seelen, ein ewiges Frühlingsfest der Geister. Sagen wir es rund heraus: die indische Poesie ist weiblichen Geschlechtes. In keiner anderen Literatur wird der Zauber des

Digitized by Google

Weichen und Berückenden, des Zärtlichen und Lieblichen so eindringlich vor Augen geführt, wie hier. Diese Seeleninnigkeit ist der Ausfluß einer Romantik, die nirgend sonstwo ihresgleichen findet.

Sie zeigt sich selbst im Drama. Es darf grundsätzlich keinen tragischen Abschluß haben, kein Tropfen Blut darf die Bühne netzen. Übermenschliche Heroen und Götter werden für bare Münze genommen. Die Religion ist ja das mächtige Agens, das den indischen Geist völlig durchsetzt. So wird ihm das Übersinnliche geläufig, ohne daß es wirklich übersinnlich ist, der vertrauliche Umgang mit den Weltbeherrschern etwas ganz Selbstverständliches. Sie haben menschliche Schwächen und Leidenschaften, in viel höherem Maße, als die lustige Göttergesellschaft im hellenischen Olymp oder die rauhen Schicksalslenker in Asgard. Die Glanzzeit des indischen Dramas beginnt mit der Reaktion des Neubrahmanismus, der sich gegen die tausendjährige Mitherrschaft des asketischen Buddhismus auflehnt. Eine Reaktion gegen das Dunkle und Drückende. Wie ein befruchtender Sommerregen nach unendlich langer Dürre erwachten unter der Wirkung einer phantastischen Geistesbewegung die eingeschlummerten Schöpfungskräfte. Der Kälte folgt die Glut, der Eintönigkeit die flammende Farbe, der Weltentsagung der Genuß. Das Weib, das in der vedischen Periode eine biedere Hausfrau ist, im epischen Zeitalter an den Gelagen der Recken teilnimmt und über blutige Schlachtfelder schreitet, wird in der „Renaissance" des indischen Geisteslebens der Gegenstand schwärmerischer Liebe, überschäumender Erotik, heißer Leidenschaft. Das Leben gewinnt festen Boden, es weint, lacht, liebt und leidet, scherzt und schmollt. Überall leuchten verschlafene oder muntere Frauenaugen. Lippen, welche lächeln und küssen, aber auch Schlimmes ausplaudern, vergiften, töten. Aber alles mit Grazie, ohne dämonischen Anwandlungen. Neben der liebreizenden Çakuntalâ steht die bedenkliche Vâsantasenâ (die Heldin des Dramas Mricchakatikâ, „das irdene Wägelchen"), mit allen Attributen einer edelherzigen Courtisane ausgestattet. Lieber will sie mit dem geliebten Manne (Tschârudatta) dessen Armut teilen, als mit allen Reichtümern des verhaßten Werbers aus königlichem Geblüte (Samsthânaka) umgeben sein. Um das Anstößige der Vergangenheit dieser vornehmen Dame ist ein duftiger Schleier gewoben, der mit allem versöhnt. Man durchlebt diese schiefgewickelte Welt mit dem Ernste, der witzigen Laune und der spannenden Erwartung, wie der naive Inder, der nicht zu moralisieren pflegt. Die Bluttat hängt auch hier an einem Faden, aber sie kommt nicht. Ganz so geht es in jedem indischen Liebesintriguenstück (Ihâmriga) zu: der Held ein berühmter Sterblicher, die Heldin eine Göttin, die Haupthandlung eine Entführung durch List oder Gewalt, schwere daraus folgende Kämpfe und Verwicklungen, doch ohne Mord und Totschlag.

Von Kâlidâsa, der wie kein anderer indischer Dichter den Zauber weiblicher Schönheit und Liebe, den Reiz unbewußter Sinnlichkeit und unschuldsvollen leidenschaftlichen Sehnens geschildert hat, geht die Mär, daß er durch Frauenhand seinen Tod fand. Das kam so. Als in Benares die Prinzessin Vâsantî eben ihre Gattenwahl traf, kam ein Ochsentreiber des Weges und besah sich das Schauspiel. Die hochgeborene Werberin hatte soeben erklärt, niemand anderen zu küren, als den Mann, der sich durch Wissenschaft und Kunst hervortat. Der Ochsentreiber, der über derlei Qualitäten nicht verfügte, kam unter ganz merkwürdigen Umständen zu seinem Glücke. Ein Minister des Königs steckte ihn in Brahmanentracht, gab ihm ein Gefolge von Schülern und befahl ihm, der Prinzessin gegenüber ein geheimnisvolles Schweigen zu bewahren. Eine solche Haltung konnte nur ein Mann einnehmen, der aller Welt überlegen war. Die Prinzessin ging

Digitized by Google

in die Falle und wählte den verkleideten Ochsentreiber. Der Betrug konnte freilich nicht lange anhalten. Die Prinzessin tobte, ließ aber Gnade walten und riet dem sonderbaren Gatten, sich der Göttin Kâlî (daher Kâlidâsa) als Sklave zu weihen. Zum Lohne, daß er sich der furchtbaren Erdgöttin geopfert, ward ihm die Gabe des Wissens und der Poesie zuteil. Da wählte er im Übermaße seiner Freude die Gattin zu seinen Guru (Lehren), wodurch er ihr die Freuden des Lebens entzog. Die zweifach Verkürzte rächte sich und opferte den Gatten dem Tode durch Frauenhand.

Er hat es nicht verdient. Çakuntalâ, dieses ätherische Mädchenbild, umwoben von einer blütenduftenden, strahlenden Natur, hat in den Lusthainen des indischen Himmels ob solchen Schicksals sicher bittere Tränen vergossen. Und Urvaçî[1]), die durch den verliebten König Parûravas aus ihrem Lianendasein befreite himmlische Nymphe, wird sich mit Wehmut an ihren Verherrlicher, den ehemaligen Ochsentreiber, erinnert haben. Dann die anmutige Zofe Mâlavikâ, die Königin Dhârinî, die wandernde buddhistische Büßerin Kâuçikî und die ganze humorvolle Gesellschaft am Hofe des Königs Agnimitra, der in seinem unsinnigen Liebesrausch ein Halbbruder des Königs Parûravas zu sein scheint.[2]) Sehr bunt und raffiniert muß es um jene Zeit (erste Hälfte des 6. Jahrhunderts n. Chr.) an indischen Fürstenhöfen zugegangen sein. Großartiger Luxus, großartige Intrigue. Auch noch ein Jahrhundert später, als König Çrîharsha „die Perlenschnur" (Ratnâvalî[3]), ein Hofintriguenstück mit Liebesverwicklung, dichtete. Hier ist es keine Kammerzofe, sondern ein Hoffräulein, das den König bezaubert. Vatsa und Sâgarikâ. Und die Schuld für solche erotische Extravaganz fällt auf die Königin Vâsavadattâ, welche unvorsichtigerweise das schöne Fräulein zu einem Frühlingsfeste mitnimmt. Während König Vatsa sofort in den Liebesveitstanz verfällt, flüstert Sâgarikâ ihrer Freundin Susamgatâ süße Geständnisse in das von mächtigen Schmuckringen verrammelte Ohr. Der Liebesbote aber ist ein Vogel, der dem herzkranken Könige diese Geständnisse vermittelt. So kommen sie zusammen: der König, das Fräulein und — das berüchtigte „Dreieck" ist ja uralt — die Königin. Der Verlauf der Dinge ist sehr traurig, und dann wieder sehr lustig, und wieder traurig — alles in echt indischem Geiste, mit Einmengung von abenteuerlichen Zwischenfällen, Schiffbruch und Feuersbrunst u. dgl. Aber schließlich kriegen sie sich doch, denn Sâgarikâ ist nicht Sâgarikâ, sondern eine Königstochter von Lankâ, die im rechten Augenblicke an dem Halsbande der Prinzessin Ratnâvalî, das sie trägt, erkannt wird.

In dem Liebesdrama „Nâgânanda" desselben Autors ist die Prinzessin Malayavâti die Herzenserwählte eines etwas träumerisch angelegten Jünglings, des Prinzen Jimûtavâhana. Solche Naturen haben in den indischen Liebesgeschichten, ob eine dramatische oder andere, die wunderbare Gabe, das Bildnis der Geliebten blitzschnell auf einer Gartenbank zu entwerfen. So ist es auch hier der Fall. Hier wird die Kunst zum Mißverständnis. Das Fräulein glaubt sich verschmäht, und will sich hängen, doch kommt der Prinz noch rechtzeitig dazu und es gelingt ihm, wozu nicht viel gehört, die Verzweifelte von seiner Liebe zu überzeugen. Alles geht gut, die Hochzeit findet statt, da überkommt den jungen Gatten — der Buddhist ist — der Abscheu vor allen irdischen Wonnen und er opfert sich dem schlangenfressenden Wundervogel Garuda. Das ist aber gegen alle Technik des Dramas, was jeder Inder weiß. Eine solche Geschichte darf

[1]) Vikramorvaçi, deutsch von Edmund Lobedanz, Leipzig 1881.
[2]) Mâlavikagnimitra, deutsch von L. Fritze, Leipzig 1881.
[3]) Ratnâvalî, deutsch von L. Fritze, Chemnitz 1878.

Digitized by Google

nicht tragisch enden. In der Tat findet sich die Gattin Çivas, Gaurî, ein, die den Toten wieder ins Leben zurückruft, zur großen Freude Malayavâtîs, die wahrscheinlich an das tragische Ende ihres Gatten selbst nicht geglaubt hat.

Ein Liebesdrama in zehn Akten von Bhavabhûti, einem der bedeutendsten Dichter des indischen Mittelalters, führt uns Romeo und Julia im indischen Gewande vor: „Mâlatî und Mâdhava“ — zusammengezogen „Mâlatimâdhava“[1]). Da ist wirklich Kraft und Leidenschaft, ganz anders wie bei Kâlidâsa. Stoff und Stimmung erinnern in der Tat lebhaft an die beiden unglücklich Liebenden in Shakespeares Tragödie. Die Verwickelungen sind ungeheuer, das Liebesleid herzbrechend, aber tragisch darf ja die Geschichte nicht enden. Da ist auch eine andere alte gute Bekannte, die kluge Amme Kâmandakî, welche über den Raub der Mâlatî in Schmerzenslaute ausbricht:

Warum verließest du Kâmandakî?
Erstarktest du denn nicht in meinem Schoß?
Als du entwöhnt warst von der Mutterbrust,
Da spielt ich erst mit dir als wärest du
Ein hübsches Püppchen nur von Elfenbein.
Dann lehrt' ich Sitte dir und zog dich groß
Und gab den besten, tugendreichsten Mann
Zum Gatten dir; drum ziemt es sich für dich,
Daß du mich mehr als eine Mutter liebst.
— — Du Liebliche! Jetzt bin ich hoffnungslos! — —

Die Sache steht schlimm. Kâmandakî, die eine buddhistische Klosterfrau ist, sowie Mâlatîs Gespielinnen Lavangikâ und Madayantikâ wollen ins Wasser springen; Mâdhava geht nicht so weit, fällt aber — öfter als es sich für einen Helden schickt — in Ohnmacht. Am verzweifeltsten geberdet sich Mâlatîs Vater, der Minister, der sich in einen brennenden Scheiterhaufen stürzen will. Da rettet die zauberkundige Fee Saudâminî die Geraubte aus der Gewalt der Götzenpriesterin Kapâlakundalâ und damit endet alles gut. Tränen werden getrocknet, Seufzer verhallen und der überglückliche Mâdhava ladet die — ganze Menschheit zu seinem Freudenfeste der Wiedervereinigung mit Mâlatî.

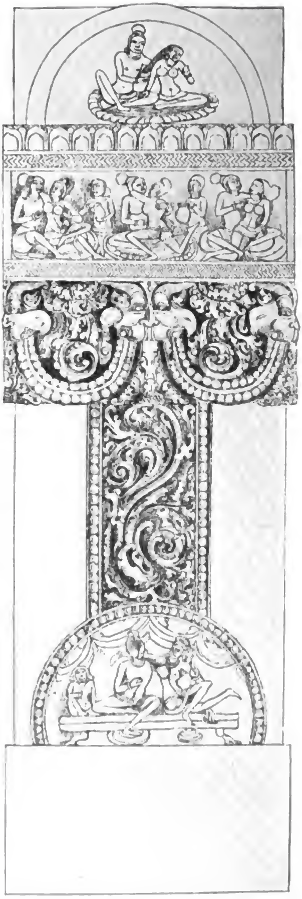
Auch Draupadî und Sîtâ, die Heldinnen der großen Epen, erscheinen in dramatischem Kleide. Erstere in Bhavabhutis „Uttara Râma Tscharita“ (die weiteren Schicksale Râmas)[2]), Sîtâ in Bhatta Nârâyanas „Venîsamhâra“ (Haarflechtenbinden).[3]) Während sich Draupadî in die Rolle der schönen Helena der Griechen findet, ist Bavabhutis Sîtâ eine Art indische Ophelia. Geisterhaft, mit einem Blumenstrauße in der Hand und wie im Traume redend, sucht sie den verschwundenen Geliebten. Aber Sîtâ ist mehr als Ophelia: sie ist das hehre Vorbild treuer Gattenliebe im Kampfe mit den Forderungen der Kriegerpflichten, das Ideal inniger Mutterliebe, fromm und pietätvoll, standhaft und stark im Vertrauen. Kein indisches Weib, das der Genius der Dichtkunst geschaffen, reicht an diese Herrliche heran.

Zwischen den zwei großen Epen der Inder und Kâlidâsa, mit dem die klassische Periode der indischen Dichtung beginnt, liegt ein Jahrtausend. Es ist eine Zeit, über die ein dichter Schleier gebreitet ist. Wie Schattenfiguren treten die großen Frauengestalten des epischen Zeitalters zurück. Wohl feiert die Dichtkunst nicht völlig und hier

[1]) Mâlatîmâdhava, deutsch von L. Fritze, Leipzig 1881. — Vgl. auch J. L. Klein, „Geschichte des Dramas“, III.
[2]) J. L. Klein: „Geschichte des Dramas“, III. 176 ff.
[3]) Venîsamhâra, herausgegeben von Julius Grill, Leipzig 1871.

und da klingt es aus der Verhüllung hervor wie ein Sehnsuchtslied der Zukunft. Aber die alten Heldengestalten sind tot. Verwehte Geschlechter von göttlicher Kraft, welche mehr und mehr in die Vergangenheit zurücksinken. Nur die Erinnerung an ihre Taten erhält sich lebendig. Als dieses finstere Jahrtausend, in welchem der scheue buddhistische Geist die Lebensfreude knickte, dahin ist, beginnt sich das schwüle Dunkel zu lichten, die Geister erwachen, alles Leben liegt wieder im vollen Sonnenglanz und die Dichter greifen in die Leier. Vor allem die Dramatiker, zugleich aber auch die Lyriker und all die seltsamen Erzähler seltsamer Geschichten. An Stelle der asketischen Waldeinsiedler treten prunkliebende Lebemänner. Königliche Mäcenaten erfreuen sich an all dem Klingen und Singen, Fürsten entfalten einen glänzenden Hofstaat, höfisch gebildete Damen wecken die Freude an minniglichem Zeitvertreib. Was alt und halb vergessen, rauh und nüchtern ist, verjüngt sich in dem romantischen Singsang und nimmt höfische Formen an. Wenn auch um viele Jahrhunderte älter als die italienische Renaissance, zeigt die indische gleichwohl ein verwandtes Gesicht. Etwa wie die karolingischen Sagen in den italienischen Kunstepen. Auch die indischen „Kâvyas“ (Kunstdichtungen), welche vorzugsweise in das alte Stoffgebiet des Mahâbhârata und Râmâyana zurückgreifen, zeigen diese Verfeinerung, Romantik und höfische Färbung.

Gehen wir nun auf die indische Lyrik über. Sie ist vorzugsweise erotischer Natur. Eine Liebeslyrik, farbenreich und schwül, wie der tropische Pflanzenwuchs mit dem darüber brütenden Feuerhimmel. Sehr viel Sinnlichkeit, Behagen an üppiger Kleinmalerei, die zartere Empfindung meist von lüsternem Beiwerk überwuchert. Diese Lyrik ist nicht volkstümlich, sie ist höfisch; nationale und religiöse Motive sind ihr fremd,



Erotische Szenen auf einer Säule im großen Çiva-Tempel zu Pattadkal bei Aiwalli.

Digitized by Google

die Lebenslust mit ihrem natürlichen Mittelpunkte, dem Weibe, ist ihr Gebiet. Zahllose Dichter und Dichterlinge beackern diesen ergiebigen Boden, in dessen Furchen das Gold der Reichen und Mächtigen liegt, mit dem das verführerische Saitenspiel der Sänger entlohnt wird. Auch hier, wie im Drama und in der höfischen Epik, ist es Kâlidâsa, der alle seine Genossen überragt, durch Formschönheit und Maßhalten in den sprachlichen Mitteln, edlere Empfindung und Zartheit der Motive. Im Stimmungsbild ist er unerreicht und nur ein solcher Geist, der völlig von echtem Naturgefühl durchtränkt ist, konnte ein Poem schaffen, wie es uns im Ritusamhâra („Kreis der Jahreszeiten") vor Augen tritt. Mit unwiderstehlicher Gewalt werden wir in diesen Zauber hineingerissen. Er ist wie ein funkelnder Schleier, der sich weich und wohlig um alle Dinge legt. Er ruht auf den verschlafenen Gärten und den lauschigen Hainen, er steigt aus den blumengesäumten Teichen und webt seine Goldfäden durch die lauschigen Dickichte. Hier träumt die Natur ihren Schönheitstraum, einen lockenden Frühling, der zu phantastischer Sommerpracht erblüht und wieder in ein schwellendes Frühlingsahnen zurücksinkt, in Formen und Farben beständig wechselnd, duftend und blühend, wie schwüler Hauch in der Dämmerung der nächtlichen Schatten, ein heißes Erschauern in der Sonnenglut des Südens. Strophen wie Blumenketten oder Lianen, die aus dumpfem Dickicht zum Lichte emporklettern.

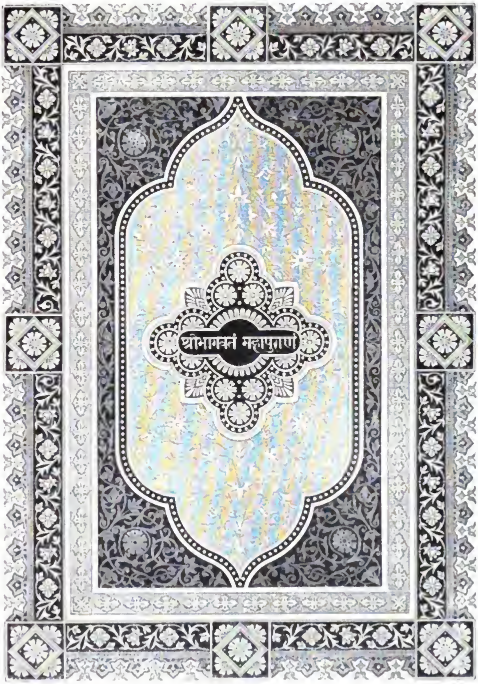
Und Floras Kinder vereinigen sich mit den schlafwandelnden Schönen dieses Paradieses. Daher dieses Verschwimmen der Stimmungsbilder mit den seelischen Empfindungen. Die Mädchenschar ist wie der glänzende Mond, Kâma, der Liebesgott, entsendet Pfeile aus Mangoblüten und der Gruß des Frühlings ist ein Lied an die Geliebte. Die Naturschilderung ist lediglich die Rahmendichtung zu einem versteckten erotischen Kern; oder besser gesagt, zu einer im Verborgenen blühenden Knospe, die plötzlich in der heißen Glut sich entfaltet. Ohne Fieberschauer geht es nicht ab — wir sind eben in Indien. Idealere Lebensauffassung fehlt, alles läuft auf den augenblicklichen Genuß hinaus und was in schönen Worten klingt, schmeichelt den Sinnen. Diese Lyrik ist wie ein im vollen Blütenschmuck prangender Baum, in dessen Mark ein Gift kreist, das sich dem prunkenden Kelche mitteilt.

Ähnlich verhält es sich mit desselben Dichters „Wolkenbote" (Meghadûta), einer Liebesklage von zartester Grundstimmung, hinter welcher sich aber unverkennbar die Sehnsucht nach heißem Liebesgenuß verbirgt. Auch in dieser Dichtung sind die herrlichen Naturschilderungen gewissermaßen ein Rankenwerk, welches all der überschwänglichen Erotik zur Folie dienen muß. Überdies kleidet sich der delikate Stoff in die schimmernde Hülle des Märchens. In der fabelhaften Stadt Alakâ am Götterberge Kâilasa, wo der schätzehütende Gott Kubêra Hof hält, begeht ein Yaksha (Genius) ein Versehen, das ihm Verbannung auf ein Jahr zuzieht. So vertauscht er die goldstrahlende Zauberstadt mit dem Büßerwald. Es ist derselbe Wald, in welchem Râma und Sitâ geweilt und in zärtlicher Liebe die Einsamkeit des Einsiedlerlebens erträglich gestalteten. Diese Voraussetzung scheint der Dichter nötig zu haben, um den verbannten Yaksha in die rechte Stimmung zu versetzen. Sie ist nichts als Sehnsucht nach der Geliebten und Heimweh, die sich mit der Sehnsucht deckt. Der Verbannte aus der Goldstadt Alakâ sehnt sich nach dem Besitz der Geliebten, nach ihren Umarmungen und Küssen. Da es ihm an einem anderen Verständigungsmittel gebricht, klagt er seinen Trennungsschmerz, sein Hoffen und Sehnen einer nach Norden ziehenden Wolke und weist ihr den Weg an, den sie zu nehmen hat, um nach dem Heim der vermißten Geliebten zu gelangen. Es wäre abgeschmackt, mit der indischen Phantasie zu rechten, welche sich zur Übermittlung

Digitized by Google

einer Botschaft des wandelbarsten Dinges dieser Welt, der flüchtigen, vergänglichen Wolke bedient.

In derselben naiven Erotik plätschert Jayadeva, der Dichter der „Gitagovinda“.



Indischer Buchtitel.

Es ist ein Schäferidyll mit indischem Einschlag, d. h. so sinnlich-üppig als möglich. Der Held dieser Geschichte ist kein geringerer als Krishna, aber nicht die inkarnierte Gottheit und der Kampfgenosse der Pândusöhne im „Mahâbhârata“, sondern der Hirtenjüngling der älteren Krishnasage, der unter den Kuhhirtinnen des Stromlandes sein Wesen treibt.

Digitized by Google

Verargen kann man ihm dies nicht, denn es sind ihrer so viele, daß dem schönen Herzensbezwinger die Wahl schwer wird. Schließlich erobert ihn Rhâdhâ, die schönste von allen. Aber von Dauer ist auch dieser Bund nicht. Es kommt zum Bruche und nun setzen all die lyrischen Künste ein, deren der Dichter bedarf, um mit Herzeleid und Trennungsschmerz, Sehnsucht und Wiedervereinigung, neuerliches Schmollen, Fliehen und Annäherung seine erotische Allotria zu treiben. Der Kern der Dichtung liegt in einem Rausch von Leidenschaft, der nach bewährtem Muster sich in einschmeichelnde Stimmungsmalerei kleidet, wodurch der verfängliche Stoff diskret verschleiert wird.

Die Krone unter diesen erotischen Schöpfungen ist das unter dem Namen „Tschâurapantschâsikâ" bekannte Gedicht, d. h. die fünfzig Strophen des Tschaura, angeblich eines jungen Brahmanen, der mit einer Köngstochter ein heimliches Liebesverhältnis unterhielt. Es wurde verraten und Tschaura zum Tode verurteilt. Auf dem Wege zum Richtplatze dichtete er diese Strophen, die einen wahren Taumel von Sinnlichkeit atmen und in dieser Richtung alles Ähnliche überbieten.[1]) ... Im wohltuenden Gegensatz hierzu steht das „Ghatakarpara", zu deutsch „der zerbrochene Krug", eine Bezeichnung, die mit dem Inhalte der Dichtung gar nichts zu schaffen hat, sondern daher rührt, daß der (unbekannte) Dichter am Schlusse seines Poems zum dichterischen Wettkampfe herausfordert und sich verpflichtet, falls er übertroffen würde, in einem zerbrochenen Topfe Wasser zu schöpfen. Inhaltlich lehnt sich diese Dichtung völlig an den „Wolkenboten" Kâlidâsas an, unterscheidet sich aber von letzterem durch zarte Innigkeit und durch das Fehlen des aufdringlichen sinnlichen Elements.

Merkwürdig ist es, daß auch die indische Spruchpoesie, in welcher sich nach bewährtem Urteil der indische Genius am typischsten ausprägt, der starken erotischen Färbung nicht entraten kann. Als führender Geist auf diesem Gebiete ist Bhartrihari zu nennen, beiläufig bemerkt, eine sehr fragwürdige Persönlichkeit, da er nach einigen etliche Jahrzehnte vor unserer Zeitrechnung, nach anderen sechs Jahrhunderte n. Chr. gelebt haben soll, während wieder andere seine Existenz überhaupt leugnen. Ihrem Inhalte nach zeigen diese Sprüche das herkömmliche schwankende Bild von Weltlust und Weltflucht, Freude am Genuß und Übersättigung. Die Sprüche (300 an der Zahl) zerfallen in drei Gruppen („Centurien"), von welchen die erste („Çringâraçatakam") kurze erotische Strophen umfaßt, die zweite („Nitiçatakam") eine Art Laienbrevier für indische Lebemänner enthält, während die letzte Gruppe („Vairâgyaçatakam") das Gepräge des pessimistischen Weltflüchtlings trägt.

Welcher Art die Sprüche aus dem „Çringâraçatakam" sind, bezeugen die hier folgenden Proben.[2])

Was ist lieblich anzuschauen?
Liebchens holder Lächelmund.
Was doch gibt, als ihre Worte,
Süßer sich dem Ohre kund?
Und was duftet denn noch mehr, als
Duft'ger Hauch von ihrem Mund?
Was ist süßer denn zu kosten,
Als ihr saft'ger Lippenzweig?
Was ist süßer zu berühren,
Als ihr stolzer schlanker Leib?
Wessen dächte man noch lieber,
Als der Tugend voll und reich?
Ja, was reizte aller Orten
Mehr noch als ein holdes Weib?

„Der Wind als Freier" gestattet sich allerlei Zärtlichkeiten.

[1]) Vgl. Albert Hoefer: „Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen" (Leipzig 1844), I, 119 ff.
[2]) Nach der Übersetzung von Albert Hoefer, a. a. O., I, 143 ff.

Digitized by Google

Um das Lockenantlitz flüsternd
Kosen herbstlich mit dem Liebchen
Laue Winde, heimlich küssend
Ihren Mund und Wangengrübchen,
Daß in manchen Wonneschauern
Schon des Busens Fülle bebet —
Wie er jetzt den Schleier lüftet,
Ein Verliebter sie umschwebet!

Gegen solchen Reiz sind auch die Götter ohnmächtig, denn

Müht sich im trunkenen Stolz das Weib uns das Herz zu betören,
Ei, dann wird ja der Gott, um sie zu hindern, verwirrt.

Indes kommt nicht nur die Sinnenlust, sondern auch der Pessimismus zu seinem Rechte. Auch unter Mangobäumen ist nicht alles, was von Weibes Lippen fleußt, Honig und Milch; denn

Außer der Geliebten nenn' ich
Weder Gift, noch Labsal etwas:
Eine Nektarstaude liebt sie,
Haßt sie, eine giftige Blume.

Und was steckt hinter all dem Liebesgetändel?

Mit diesem kost sie jetzt und sieht
Andere schon lüstern an,
Den Dritten heckt im Herzen sie —
Wer ist nun der geliebte Mann?

Die indische Liebeslyrik hat manche üble Nachrede erfahren, aber sie hat unzweifelhaft ihre Schönheiten, die allerdings nach indischem Maßstabe gemessen sein wollen. An den naiven Ausdruck sinnlich-freudigen Genusses ethische Forderungen zu stellen, geht nicht an. Die indische Literatur ist ja reich an jenem schwerflüssigen Stoff, wie er aus den Bornen philosophischer Spekulation, stoischen Quietismus und beschaulicher Betrachtung quillt. An diesen Bornen sprießt und blüht nicht jene duftige Welt, aus welcher sich lyrische Stimmungen holen lassen und in deren wonnigen Gefilden bei Vogelsang und Lautenspiel die sorglos Genießenden von des Daseins Freudenbechern nippen.

Ein erotischer Erguß in indischer Fassung ist gewissermaßen der Superlativ von allem, was den Sinnen zugänglich ist. Man liebt die aller morgenländischen Poesie eigentümlichen hyperbolischen Vergleiche, man pflückt mit Behagen die Wunderblumen des indischen Zaubergartens, verschmäht auch nicht das Tierreich zu vergleichenden Bildern, zieht die Astronomie mit ihren Sternen, Sonne und Mond heran und schwelgt in Hyperbeln, die schließlich auf das Gehirn des Lesers wie ein Narkotikum wirken. Die Hauptsache aber bleibt die Botanik, z. B.

Wenn dem Lotusmunde Nektarduft entschwebt
Und zwei Augen zitternd Blitze sprüh'n,
Sich die Hüfte wölbt, hoch der Busen hebt,
Frische Kurumakas[1]) durch die Haare blüh'n —
Sprich: was reizt zur Frühlingszeit
Mehr als Weibes Lieblichkeit?[2])

[1]) Karmoisinrotes Tausendschön oder eine purpurne Art Baleria.

[2]) Ritusamhâra, VI, 30.

Oder:

Augen hat sie wie ein Lotus,
Hüften, die den Gang erschweren,
Voller Busen, Mund wie Rose,
Schön die Brauen zum betören.[1])

Daß sich die indischen Schönen auch auf Koketterie verstehen, bezeugen die folgenden Verse:

Seitenblicke mit Augenbrauengewandtheit gebogen
Holde Rede, der Mund verlegen mit Lächeln bezogen,
Tändelnde Anmut im Steh'n und bedächtiges Weiterschweben
Sind die Geschosse der Weiber, die höher die Schönheit erheben.[2])

Vielleicht ist das alles noch wirksamer, wenn man die kraftvoll vokalisierte Sprache in Betracht zieht, z. B.: Sryâ striyo haranti pumsam manâmsi ca[3]) cakshûmshi ca — „Durch (ihre) Schönheit rauben die Weiber den Männern Herzen und Augen." . . . Oder: Sâ rûpenâdityam api mohayati — „Sie setzt durch ihre Schönheit sogar die Sonne in Verwirrung." . . . Kein Wunder also, daß bei solcher Macht der Leibesherrlichkeit der Dichter ausruft:[4])

Auch jetzt noch denk' der Liebsten ich,
So schön wie Tschampasproßen.[5])
— — — — — — — — — —
Auch jetzt noch denk' ich ihrer, die
Ein Königsschwan, verweilte
Am lotusreichen See der Lust.

Auch die Heimgegangenen üben noch solche Zauber aus. In einer „Elegie auf den Tod der Geliebten"[6]) heißt es:

Die strahlend laut'rer als das Gold und in hehrster Reinheit
Du stets entsendetest die eigenen Flammen ringsum,
Dich Herzentwendende, mit Augen der jungen Hindin!
Verbrannte Feuer, das vom Zorn entflammte, glaub' ich.

Sânurâgâ — „mit Liebe versehen", sagt der Inder anstatt verliebt. Es ist also eine Art quantitatives Maß. Mitunter ist dieses Quantum so groß, daß der Träger das Gleichgewicht verliert . . . „Als der Weber die Königstochter gesehen hatte, fiel er, von den Pfeilen des Liebesgottes getroffen, plötzlich zur Erde."[7]) Wer will es dem Armen verargen, hält man sich das Schönheitsblid vor Augen, das geeignet ist, solche Störung in der Natur hervorzurufen; z. B. eine Gefeierte in folgender Ausstattung:

Die Arme der Stengel des Antlitzlotus,
Im Wonnewasser der Schönheit,
Die Hüften der Stein im geweihten Bad'platz,
Mit Augenfischen und Haarwasserpflanzen —

[1]) Bhartrihari, Sprüche, I, 72.
[2]) Ibid. I, 3.
[3]) — c wie tsch zu sprechen.
[4]) Tschauravantschâsilâ, „An die Geliebte".
[5]) Ein Baum, der große gelbe Blüten trägt (Michelia champaka).
[6]) Aus Bhâminîvilâsa.
[7]) Kauliko râja-kanyâm drishtvâ kâmaçarâir hanyamânah sahasâ bhûtale nyapatat.

Digitized by Google

Mit des Busens Entenpaar ist die Liebste vom Schöpfer
Zur Nutzung für die,
So vom Pfeilfeuer des Liebesgottes verbrannt,
Ein See, gar reizend geschaffen.[1])

Der indische Amor ist bekanntlich ein verheirateter Gott[2]), was ihn jedoch nicht verhindert, mit Hilfe seiner Ehehälfte, der „wollüstigen" Rati (dies besagt ihr Name), erotische Verwirrungen anzustiften ... Wenn an Lakshmî, der Göttin der Schönheit, alle die Attribute, die für sie Geltung haben und die sie an sterbliche Weiber verteilt hat, in ihrer Person vereinigt zum Ausdrucke kämen, würde man sich an einem solchen Bilde kaum zurechtfinden. Beginnen wir mit dem Antlitz. Auch in Altindien war man daheim im „Reiche der Schminke".

Dem schmink- und salbenreichen
Gesicht der zarten Lotusgleichen

heißt es in Kâlidâsas Ritusamhâra.[3]) Weiter:

Auch jetzt noch denk' ihr Antlitz ich,
Gefärbt mit Krokus leise.[4])

Oder:

Auch jetzt noch denk' ich heimlich an
Ihr Aug', gesalbt, bemalet.[5])

Übrigens nicht nur das Gesicht.

Mit Priyangu und mit Krokus
Wird der Busen eingerieben.[6])

Und andernorts:

Der weiche Busen, der vom gold'nen Staube glänzt und blitzet.[7])

Das dunkle Feuer — wenn das Paradoxon erlaubt ist — indischer Mädchenaugen ist viel gepriesen im Liede. Das Auge an sich, der Spiegel der Seele nach unserer verfeinerten Auffassung, wird von den indischen Dichtern meist in irgend ein realistisches Vergleichsbild verflochten, wobei die Lotusblume am häufigsten einspringen muß.

Sieht der Wand'rer auf den Lotus,
Sieht er gleich der Liebsten Augen.[8])

Oder:

Das Mädchen wirft ihr Auge, das den Glanz einer Lotusblüte übertrifft, auf den Geliebten.[9])

*

Aus dem hellen Augenlotus funkeln
Viele schräge Blitze, zündend hin und her.[10])

[1]) Sprüche aus »Çringâratilaka«, 1.
[2]) Vgl. S. 512.
[3]) Ritusamhâra, VI, 7.
[4]) Tschaurapantschâsikâ, 10.
[5]) Ibid., 16.
[6]) Ritusamhâra, VI, 12. — Priyangu ist eine Medizinalpflanze, Panicum italicum.
[7]) Tschaurapantschâsikâ, 15.
[8]) Ritusamhâra, III, 18.
[9]) Bâlâ kântam indîvara dala prabhâ caura cakshu kshipati (das c wie tsch zu sprechen).
[10]) Ritusamhâra, VI, 11.

Wenn der arabische Beduine, der in den Kampf zieht, seiner Geliebten begeistert zuruft: „Für deine Augen!“, drückt sich der indische Galan viel elegischer aus:

Fern von des Mädchens Rehaugen
Liegt die Welt nur in Finsternis.[1])

Oder in der lyrischen Fassung:

Kühle Häuser, dünne Kleider,
Mädchenaugen klar und rein,
Mögen in des Sommers Gluten
Manche hohe Lust verleih'n.[2])

Neben den Augen kommt der **Mund** nicht zu kurz. Von ihm heißt es, er sei „so süß wie Lotusstaub“. Es ist aber auch noch etwas anderes dabei, etwas Goldfarbe von der — **Schminke**, denn

Sich den Lotusmund zu zieren
Eine Schöne nimmt zur Hand den Spiegel
Früh beim ersten Sonnenstrahl;
Und ihr Auge bange haftet
Auf der Lippe, die der Freund entsaftet,
Sucht zu tilgen seiner Küsse Mal.[3])

Es wird also nach jedem „saftigen“ Kusse tüchtig nachgeschminkt . . . Oder:

Aus dem Bandhudshîva möcht' er
Ihrer Lippen Küsse saugen.[4])

Daß die Angebeteten der indischen Dichter prachtvolles **Haar** hatten, glaubt man ihnen aufs Wort. Jene üppige Fülle, von welcher bezüglich der Götter auch der Veda verschiedenes zu sagen weiß. Indra „wickelt um sich die Welt, wie ums Haupt sein Lockenhaar“ und seine Gattin **Sinîvâlî** trägt „breites Haargeflecht“. Häufig ist auch von einem „schönen Haarschopf“ oder von Ringellocken die Rede. Die Bezeichnung „Muschelhaar“ deutet eine besondere, kunstvolle Frisur an, die darin besteht, daß man die Strähne seitlich muschelförmig aufbiegt und sie am Haarschopf befestigt. Hervorzuheben ist, daß in alter Zeit nur die verheirateten Frauen die Haare aufgebunden, die Mädchen jedoch freiwallend trugen, in losen Strähnen oder Locken. Über die „Weiberflechte“ wurde überdies ein Kopftuch oder eine Binde (Kumba, Haube) angelegt.

And're ordnen sich die Haare,
Legen sich ums Haupt die klare
Binde, wohlgeruchdurchflossen.[5])

Durgâ, die Schicksalsgöttin, Gemahlin Çivas, trägt die Muschelfrisur (Kaparda). Die Haare zu salben und stark zu parfümieren, ist allgemein im Schwange.

[1]) Bhartrihari, I, 14.
[2]) Ibid., I, 41.
[3]) Ritusamhâra, IV, 13.
[4]) Ibid., III, 25.
[5]) Ibid., IV, 15.

Digitized by Google

Mit des sanften Haares Flechten,
Den von Bad und Salben feuchten,
Mögen Mädchen wohl dem Liebsten
Heiße Sommergluten leuchten.[1])

Oder:

Vom Haupte duftet nieder
Moschus zum Freudenfeste.[2])

Als Haarschmuck werden, neben Geschmeide u. dgl., Blumen in Fülle und reicher Abwechslung verwendet, entweder einzelne Blüten oder Zweige oder förmliche Kränze. Die nachstehenden Verse geben einige Beispiele, welcher Art der Blumenschmuck ist und wie man ihn anordnet.[3])

Wenn die Haar zur Hüfte niederwallen,
Hold vom duft'gen Blütenschmuck durchflutet.

*

Kränze von Kêsarablüten[4]) gewunden,
Tragen die Weiber zur Lust auf dem Haupt;
Sträuße von Kakubhazweiglein[5]) gebunden
Halten der holdesten Ohren umlaubt.

*

Und die Haare bunt durchwirkt mit viel Flieder.

*

Wie ein Liebster flicht die Zeit der Wolken[6])
Weibern Kränze von Jasmin ins Haar,
Und bereitet Schmuck dem zarten Ohre
Von Kadambasprossen[7]) blütenklar.

*

Dem Liebsten nahen nun die Weiber,
Im Ohr ein Karnikârablütenpaar[8]),
Jasmin, der frisch erblüht, als Scheiteldiadem,
Açôkablüt[9]) im dunklen Lockenhaar.

Insoweit also wären wir mit den schönen Köpfen der indischen Mädchen und Frauen so im allgemeinen fertig. Die wenigen Andeutungen werden wohl genügen, sich eine ungefähre Vorstellung von den natürlichen Reizen eines solchen Köpfchens mit den fliegenden Strähnen oder Locken und dem bacchantischen Zubehör von allerlei blühendem und duftendem Schmuck zu machen. Auch der Salben und Schminken wollen wir uns erinnern und uns in die Seligkeit eines überschwänglichen Anbeters hineindenken oder viel-

[1]) Ritusamhâra, I, 4.
[2]) Ibid., IV, 5.
[3]) Sämtliche Proben aus dem „Ritusamhâra".
[4]) Kêsara ist Mimusops elengi.
[5]) Kakubha — Pentaptera Arjuna.
[6]) D. i. die Wolken- und Regenzeit (varshâ).
[7]) Kadamba — Nauclea Kadamba oder Sinapis dichotoma.
[8]) Karnikâra — Pterospermum acerifolium oder Cassia fistula.
[9]) Açôka ist der bekannte Baum Jonesia Asoca, der — gleich dem Mango — das Herz mit Sehnsucht erfüllt.

Digitized by Google

mehr hineinfühlen. Man vergegenwärtige sich eine jener Nächte, in denen die Blumenseelen ihre Leiber abwerfen und als Elfen in Gartendickichten und Hainen ihr Wesen treiben, Ananga — der „leiblose" Gott der Liebe — wie ein schwüler Hauch die Luft erfüllt. Die Feuerblüten des Kinsuka leuchten in den Schatten und im Gezweige des Paradiesesbaumes Pâridshâta regen sich die schlafmüden Vögel ... Da naht auf „hundertspurigem Pfade" der Verliebte der Klause seiner Schönen. Hinter seinen schleichenden Schritten zieht sich die mondbeglänzte Lichtspur im hohen Grase. Er hat eine Kumuda, die Blüte des Nachtlotus, in Händen, um sie der Erwählten ins Haar zu flechten ... Bald ist er am Ziel. Aus dem hohen Fenster eines schmalen Kämmerleins neigt sich die Schöne und ihr Haar mit den Fliederranken fällt wie ein dunkler Schleier herab, bis zu den Lippen des Geliebten. Da kommt ein Fieberschauer über ihn, duftschwer legt sich ein Hauch der schönen Maid um seine Seele. Es ist wie die sich herabsenkende Wolke, die den Felsen des Berges küßt. Wie der Zephyr, der kühlen soll, indes er den Körper durchglüht ... Es sind Kinder dieser Erde, einer träumenden Erde, und doch nur Visionen in einer Luft, die voller Gespenster und unheimlichen Raunens und Flüsterns ist. Eine indische Nacht, in welcher Kinder ungestraft im Finstern spielen dürften. So ein Spiel der Liebe, dessen Alter niemand kennt, etwas ganz Uraltes und dennoch etwas ganz Neues, eine Geschichte von gestern. — —



Szene aus einem indischen Roman. (Nach einer Miniatur.)

Betrachtet man altindisches Bildwerk, welches weibliche Gestalten zur Darstellung bringt, so fällt nichts so sehr auf, als die üppige Plastik des Busens. Er, nicht das Gesicht, nicht die glanzfrischen Augen, nicht der schwellende Mund, nicht das fliegende Haar, ist die Hauptzierde des indischen Weibes, man möchte sagen: des orientalischen Weibes überhaupt. Und außer dem Busen die Hüften. Die Dichter schwelgen in dieser üppigen Herrlichkeit. Sie gilt ihnen geradezu als Sinnbild des Genusses im Gegensatze zur Enthaltsamkeit, der Buße.

> Wohn' an der Ganga Stromfluten, sündentrückenden, quellenden,
> Oder an zarter Brust Hügeln, sinnentzückenden, schwellenden.[1])

Einen ähnlichen Gedanken drückt folgende Strophe aus:

[1]) Vâsah kriyatâm Gângê pâpahârini vârini,
stanamadhyê tarunyâvâ manôhârini hârini.
(Bhartrihari, I, 31.)

Digitized by Google

Was hilft, mit leeren Worten groß zu tun?
Zweifach ist, wonach die Männer streben:
Entweder will im Mondenschein
Man an der Schönen vollem Busen ruh'n,
Wo nicht, so will im fernen Hain
Man strenger Buße leben.[1])

Selbst die Jahreszeiten spielen in dieser Anbetung des Fleisches eine gewisse Rolle. Kommt der Winter, dann heißt es:

Hochbusige Reizende
Schmücken nicht mehr des Busens Rund
Mit Kränzen, krokusfarbenen,
Kühl wie Mond, von Blumen bunt.[2])

In der Çakuntalâ findet sich folgende anziehende Szene, ein Gespräch zwischen der Geliebten des Königs Dushyânta und ihren beiden Freundinnen, Anasuja und Prijamvada.[3])

Çakuntalâ:

O traute Anasuja, sieh, mich drückt
Das Basttuchkleid, das mir Prijamvada
Zu fest hat zugeschnürt. Sei doch so gut
Und lock're mirs.

Anasuja:

Das will ich tun. (Sie löst das Kleid.)

Prijamvada:

Was schiltst du mich? Schilt deine Jugend doch
Die dir den Busen also schwellen ließ.

Freilich sind so üppig entwickelte Reize zugleich eine Bürde, eine „süße Last", wie sich ein brauner Liebhaber Hindustans ausdrücken würde; denn

Busenfülle drückt die zarten Glieder nieder
Leicht von wolkendunklem Haar umflossen.[4])

Oder:

Gehindert an dem Gange fast
Durch hohes Busenwogen.[5])

Mit des Busens Fülle wetteifern die Hüften. Ein schmalhüftiges, schlankes Weib für eine Schönheit anzusehen, wäre die ärgste Zumutung, die man an einen indischen Frauenschwärmer stellen könnte. Zwar die Dichter werden nicht müde, uns von ihren „schlanken" Schönen, deren „zarten" Gliedern vorzusingen. Trotzdem tragen sie die doppelte Bürde, die des Busens und der Hüften. Daher die außergewöhnlich schmalen Taillen der nackten Frauenkörper an den Tempelskulpturen, wahre „Wespentaillen", die in Berücksichtigung der Körperfülle einfach unmöglich sind. Aber was tuts?

[1]) Bhartrihari, I, 53.
[2]) Ritusamhâra, IV, 2.
[3]) Çakuntalâ, I. Akt (Übersetzung von Ernst Meier).
[4]) Ritusamhâra, IV, 15.
[5]) Tschaurapantschâsikâ, 3.

Digitized by Google

Hüften, da wo sie umfangen
Hält des gold'nen Gürtels Zier:
Wessen Sinn erfüllten diese
Nicht mit glühender Begier?[1])

Unter solchen Umständen begreift man, wenn der betörte Verliebte von Sehnsucht ergriffen, begeistert ausruft:

Auch jetzt noch denk' ich, wie sie
Vorgetanzt den Liebesreigen,
Die Schlanke, die der Hüfte Last,
Des Busens Fülle neigen.[2])

Auch Pramlôtschâ, die schöne Nymphe in den seligen Gefilden Indras, war „schönhüftig",

Und deren schlanke Leibesmitte
Des Busens Fülle kaum noch trug.[3])

Einmal in diese Vorstellungen von dem besiegendem Reiz der indischen Schönen eingelebt, fügen wir uns willenlos dem Dichter, der voll schwärmerischen Verlangens beteuert:

Wenn die hüftenschweren Füße
Mit den Glöcklein süß erklingen,
Und bei jedem Schritte gleichsam
Wie ein Hansa lieblich klingen,
Die von reiches Laksasaftes
Roter Farbe wir umhüllten:
Welches Liebenden Gedanken
Sich nicht schnell mit Lieb' erfüllten?[4])

Es ist aber noch mehr daran. Daß die Eindrücke der Hüften auf die Spuren der Geliebten führen, kann nur einem indischen Mädchenjäger in den Sinn kommen. Der zu Zeiten an bedenklicher Gedächtnisschwäche leidende König Dushyânta ist ein solcher Pfadfinder. Es ist drückend heiß und der Geliebte der Çakuntalâ weiß, daß zu solcher Zeit die Schöne mit ihren Freundinnen in einer von Schlinggewächsen gebildeten Laube zu weilen pflegt. Er geht also auf die Suche. Der kühle Lufthauch macht ihn scharfsichtig, die Lotusdüfte, die er mit sich führt und die Regentropfen von den Wellen der heiligen Gangâ fördern eine Vision. Hier also, in der dunklen Laube, muß sie sein. Warum? Dushyânta blickt zur Erde und wird plötzlich erleuchtet:

Vorn' aufgerichtet, hintenhin vertieft
Vom Eindruck, den der Hüften Schwere macht,
So sieht man hier am Eingang in die Laube
Die frischen Tritte noch im gelben Sand.[5])

[1]) Ritusamhâra, I, 6.
[2]) Tschaurapantschâsikâ, 7.
[3]) Kanduepisode des Brahmâ Purâna.
[4]) Ritusamhâra, I, 5. — Hansa ist ein nicht näher bekannter Vogel, der in den indischen Dichtungen häufig genannt wird. Laksa ist die rote Farbe, von einem cochenillartigen Insekt gewonnen, welche als Schminke Verwendung findet.
[5]) Çakuntalâ, III. Akt.

Digitized by Google

Das Bild von einer indischen Schönen, wie es der einheimische Lyrismus gestaltet, wäre unvollständig, vergäße man des äußerlichen Zubehörs der **Kleidung** und des **Schmuckes**. Mag erstere noch so spärlich, von tropischer Einfachheit sein, der Dichter wird nicht verfehlen, ihr eine bezaubernde Seite abzugewinnen, denn

An der Hüften runde Wölbung
Sich die weißen Kleidchen schmiegen.[1])

Oder:

Legen um die vollen Glieder
Tändelnd nun ein Seidenkleidchen bunt,
Und ein krokusfarbig Mieder
Um des Busens üppig Rund.[2])

Das „Mieder" ist offenbar das bekannte indische Jäckchen, wie es beispielsweise heute noch von den Tanzmädchen getragen wird, aber ohne den Ausschnitten für die Brüste. Die indischen Schönen haben es auch weg, durch anmutige Bewegungen die Pikanterie des Verhüllenden zum Ausdrucke zu bringen. Eine Andeutung ist in den nachstehenden Versen gegeben:

— — — — — — — — — — —
Wenn sie mit zarten Händchen dann,
Vom Sitze sich erhebend,
Das goldenfarb'ne Kleid ergriff,
Gar züchtig weiterschwebend.[3])

Auch liebt man größeren Aufwand, zum Beispiel

In dem Munde Beteldüfte,
Um den Busen Perl'n und Schleier,
Gold'nen Gürtel um die Hüfte,
Geh'n die Schönen nun zur Liebesfeier.[4])

Selbstverständlich gibt es auch züchtige Jungfrauen, die mit der Schaustellung ihrer Reize nicht so freigebig sind; z. B. Çakuntalâ, von welcher der in Liebe entbrannte Dushyânta sagt:

Das reine Büßerkleid, das auf der Schulter
Fein zugeknotet, deckt den Busen,
Verdunkelt so den Glanz des jungen Leibes,
Gleich einer Blüt', vom gelben Blatt umschlossen.[5])

Wir wissen von früherher, daß die indische Verschönerungskunst ihren höchsten Ausdruck in der überreichen Anwendung des **Schmuckes** findet. Kein Wunder also, daß die Dichter ihre Verse damit behängen und an dem glitzernden und klingenden Tand außergewöhnlichen Gefallen finden. Wenigstens läßt der reichliche Gebrauch, den sie davon machen, darauf schließen. Keine zwei Strophen, daß es nicht zwischen den Versen aufblitzte.

[1]) Ritusamhâra, II, 26.
[2]) Ritusamhâra, VI, 5.
[3]) Tschaurapantschâsikâ, 15.
[4]) Ritusamhâra, VI, 4.
[5]) Çakuntalâ, I. Akt.

Digitized by Google

Mit des Leibes schönen Formen,
Den vom seid'nen Gurt umschnürten,
Um den sandelreichen Busen,
Dem mit Perlenschmuck gezierten[1]),

naht dem Liebsten die sehnsüchtige Maid ... Oder:

Auch jetzt noch wird mein Herz berauscht
Beim Ton der gold'nen Spangen,
Die hold bei Handgezweiges hin-
Und herbewegen klangen.[2])

Perlenschmuck spielt eine große Rolle, wie die nachstehenden Proben bezeugen. Der eingeschlafene Liebesgott wird aufgerüttelt

Von den Perlenreihen, welche
Hold das Busenrund umlächeln.[3])

*

Um den Busen lassen Weiber
Manchen Perlenschmuck sich wiegen.[4])

*

Sie, deren Busen Perlenschnüre
Wie küssend rings umgeben.[5])

Besonders reizvoll nimmt sich das folgende Arrangement aus:

Üppig volle Busen, welche
Staub des duft'gen Sandels kühlt,
Ein in gelbes Gold gefaßtes
Perlendiadem umspielt.[6])

Außergewöhnliche Anziehungskraft hat der „tönende" Schmuck, der sich bis auf den Tag behauptet hat. Nicht lediglich das Klappern der vielen Ringe an den Fußknöcheln und Armgelenken, sondern vielmehr die Glöckchen, welche das Nahen der Geliebten schon von ferne ankünden. In den dunklen Nächten mag derlei vielleicht von Nutzen sein, auf den Schleichwegen der Liebe taugt es entschieden nicht. Um so wirkungsvoller mag dieses Klappern und Klingen sein, wenn es den Schönen darum zu tun ist, sich bemerkbar zu machen; denn

Hört er dann den Sang des Hansa,
Hört er gleich die Glöcklein schellen:
Und so fühlt er heiße Sehnsucht
Seinen Busen schmerzlich schwellen.[7])

Oder:

---

1) Ritusamhâra, I, 4.
2) Tschaurapantschâsikâ, 34.
3) Ritusamhâra, I, 8.
4) Ibid., II, 26.
5) Tschaurapantschâsikâ, 14.
6) Ritusamhâra, I, 6.
7) Ibid., III, 25.

Digitized by Google

Von der Süße Lotus tönet
Hell ein golden Glöckleinpaar:
Also geh'n sie tändelnd, rauben
Uns're Herzen ganz und gar.[1])

Wenn man das Üppige und Weitschweifige, die Formenfülle und Farbentrunkenheit, das ausgeprägt sinnlich-erotische Element der hervorragendsten indischen Lyriker, der knappen, spruchartigen, mehr innerlichen, grübelnden, in epigrammatische Kürze sich ausspitzenden Schöpfungen anderer Dichter des gleichen Zeitalters gegenüberstellt, gelangt man ganz ungezwungen zu der Erkenntnis, wie in diesem Gegensatze neubrahmanischer und buddhistischer Geist den Ton anschlagen. Alles blendende Prunkwerk, die überquellende Sinnlichkeit, das Berauschende, Effektvolle, Phantastische liegen dort, eine fast nüchterne, insichgekehrte Lebensauffassung hier. Es ist Charakter in dieser Art Poesie, etwas Plastisch-Kraftvolles, Didaktisches, etwa wie eine scharf umrissene Zeichnung im Gegensatze zu einem farbenbunten, verschwommenen Bilde, in welchen alle Formen in süßliche Weichheit zerfließen.

Das sind die Kâlidâsa, Tschaura, Jayadeva u. s. w. Auf der entgegengesetzten Seite steht vor allem Bhartrihari. Aber es fehlt auch nicht an Übergängen und Abtönungen. Die sie vermitteln, stehen zwischen den beiden Gegensätzen: sinnige Köpfe, feinfühlige Elegiker, wie **Pantitarâdsha, Dshajannâtha**, der den Tod der Geliebten in schwermütigster Weise beklagt, der Dichter des **Ghatakarpara** („Zerbrochener Krug"), eines künstlich aufgebauten Gedichtes voll zarter Empfindung, in der eine Gattin sich in Sehnsucht nach dem fernen Geliebten verzehrt[2]), und vor allen **Amaru**.[3]) Von letzterem geht die Sage, daß der Dichter hundert Erdenexistenzen als Weib durchlebt habe. Daher seine tiefe Kenntnis der Frauennatur in ihren feinsten Regungen und Empfindungen, seine Anmut und Schalkhaftigkeit und die Schärfe und Feinheit seiner Beobachtung. Die hundert Lieder Amarus sind ein funkelndes Juwel im indischen Dichterkranz. Vor allem weiß Amaru die schmollende und sich versöhnende Liebe zu schildern.

„Kâma breche mein Herz und töte den Körper, den schlanken,
Wenn ich ihm wieder in Lieb' nahe, dem Trügenden, je!"
So nun sprach sie zur Freundin mit stolz entsprossenen Worten,
Und mit dem Blick' der Gazell schaut sie, ob er nicht naht.[4])

Die indische Liebespoesie ist demnach keineswegs eine ausschließlich sinnliche und zügellose, sondern findet vielfach auch den Ausdruck einer innigen, wahrhaft romantischen Gefühlszartheit. Dennoch: die üppige Erotik überwiegt. Krankhafte Leidenschaft und entnervende Wollust kleiden sich in einen Stil, an dem Reimkünstelei und Bombast den Hauptanteil haben. Aber in diesem Wahnsinn ist Methode. Das glänzendste Zeugnis hierfür gibt Vâstyâyana in seinem „**Kâmasûtram**", in welchem das ganze Raffinement indischer Erotik mit schulmeisterlicher Genauigkeit analysiert wird.[5]) —

---

[1]) Ritusamhâra, III, 20.

[2]) Übersetzt von A. Höfer: „Indische Gedichte", II, 129 ff.

[3]) „Amaruçatakam", in Transkription mit Einleitung von R. Simon, Kiel 1893.

[4]) Wollheim-Fonseca: „Die Nationalliteratur sämtlicher Völker des Orients", I.

[5]) Richard Schmidt: „Das Kâmasûtram", die indische ars amatoria, das Lehrbuch der Liebe. Mit vollständigem Kommentar übersetzt. Leipzig (Lotus-Verlag), zweite Auflage, 1900. — Vgl. auch desselben Verfassers „Beiträge zur indischen Erotik. Das Liebesleben des Sanskritvolkes". Leipzig (Lotus-Verlag), 1900.

Digitized by Google

Auf dem triebkräftigen Boden der indischen Poesie ist ein üppiges Sprießen und Blühen in allen „Lagen“: auf der Sonn- wie auf der Schattseite. Schon am breiten Strom der alten Epik schießen die Keime zu dem bunten Allerlei in die Höhe, welche den Wundergarten der Sanskritdichtung füllen. So auch die kräftigen Triebe der Erzählungspoesie. Aus ihnen entwickelte sich der vielgestaltige Lusthain der Fabeln und Märchen, in welchem eine phantastische Lebewelt sich tummelt. Lauter Bäume mit ausdauernden Flugsamen, welche über die ganze alte Kulturwelt sich verbreiteten. Was am Ganges zu Leben erwachte, dem Wunderborne einer bis dahin noch nicht gekannten Zauberwelt entquoll, verflüchtigte wie ein unversiegliches Aroma über fernen Ländern. So kamen all diese Geister nach Vorderasien, nach Ägypten, nach Hellas, nach dem vernebelten Norden.



Szene aus einem indischen Roman. (Nach einer Miniatur.)

Es gibt mehrere solche Borne. Der berühmteste ist das „Pantschatantra“ (die fünf Bücher), das frühzeitig seine Wanderung durch die Weltliteratur antrat.[1]) Ein Fabelbuch von universeller Bedeutung, der Urquell aller Fabeln. Ihr Verfasser ist Vishnuçarman, dessen Namen niemand kennt, während seine Schöpfungen jedes Kind im Traume lallt. Das ist Dichterschicksal. Wer aber fragt nach Namen? Gibt es überhaupt einen Schöpfer für solche Dinge? Liegen diese wundersamen Sachen nicht in der Luft, sind sie nicht allgegenwärtig, von Anbeginn her, sozusagen unerschaffen, mit dem Ursprung der Dinge zusammenfallend? Man weist auf die Urzeit des Ariertums zurück, auf eine ursprüngliche Gemeinsamkeit eines großen Teiles der Menschheit. Dort lägen, meint man, die Wurzelstöcke. Mag sein. Sicher ist, daß kein Volk der Erde es den Indern im Fabulieren zuvorgetan. Sie saßen seit jeher auf der Sonnseite des Menschengeistes, dicht neben dessen lebensdurchpulster Schattseite, auf der in dumpfer Vereinsamung die Grübler und Mystiker dem unerforschlichen Rätsel des Nirvâna nachspürten.

Ähnlichen Ruhm wie das Pantschatantra genießt eine andere Sammlung, der „Hitopadeça“ (Nützliche Unterweisung). Er lehnt sich an ersteres an, mit mancherlei Weglassungen und Abänderungen, in der sich eine frische Beweglichkeit des Geistes äußert.[2]) Alsdann „Die Abenteuer des Vikrama“ (Vikramatscharita), ferner das

[1]) Pantschatantra. Deutsch von Th. Benfey (2 Bde., Leipzig 1859); von Ludwig Fritze (Leipzig 1854); von Richard Schmidt (Leipzig 1901 ff.). — L. v. Mankowski: „Der Auszug aus dem Pantschatantra in Kshemendras Brihatkathâmanjari“ (Leipzig 1892).

[2]) Hitopadeça: Deutsch von Dursch (Tübingen 1853); von J. Schönberg (Wien 1884); von L. Fritze (Leipzig 1888); von J. Hertel (Leipzig 1895).

Digitized by Google

„Vetâla Pantschavimçati“ (die fünfundzwanzig Erzählungen), das „Vira Tscharitam“ und das „Purusha Parikschâ“ (Männerprüfung), das Çukasaptati“ (die 70 Erzählungen eines Papageis)[1] eine sehr bedenkliche Sammlung, deren Geschichten ausnahmslos von nichtswürdigen Frauen handeln, welche arglose Männer hintergehen. Aber es gibt auch besseres. So „Das Meer der Märchenströme“ (Kathâ Sarit Sagâra), des Somadeva (11. Jahrhundert), ein sehr erotisches Meer, in welchem die hübschen Heldinnen zahlloser märchenhafter Liebesgeschichten plätschern.[2] Darunter die sehr rührseligen „Sieben Prinzessinen“, die in Liebessachen äußerst verwegene Apsaras Surabhidattâ, das schöne Weib des Arthalobha, die Tochter des Râkshasa, und was dergleichen verfängliche Wesen mit schlanken Hüften und brennenden Augen mehr sind. Der biedere König Vikramâditya weiß davon ein Lied zu singen. Kein sehr erhebendes. Verdankt er doch seinen großen Sieg über ein feindliches Heer und dessen königlichen Führer ausschließlich der überwältigenden Koketterie einer — Hetäre.

Alle diese Sachen sind eigentlich nicht mehr ganz Märchen, sondern Reflexe aus einer sittlich recht angekränkelten Gesellschaft. Dann aber kommt der große Sprung aus dem Märchen in das volle Leben. Das Mittel hierzu ist der Roman. Hier gibt es gar keinen Zwang mehr, wie beispielsweise in dem ältesten Erzeugnisse dieser Art, „Die Geschichte der zehn Prinzen“ — Daça Kumâra Tscharitam“ — des Dichters Dandin.[3]) Sehr lustig und sehr pikant, aber nichts weniger als erbaulich. Wenn diese Abenteuer ein Spiegel der sittlichen Zustände in den höheren Sphären jener Zeit (der Roman stammt aus dem 6. Jahrhundert n. Chr.) sind, so haben wir es hier mit einer indischen jeunesse dorée zu tun, die noch dreizehn Jahrhunderte später nirgend sonstwo in einer auch nur ähnlich faulen Luft atmete. Das ist eine Gesellschaft von kapitaler Liederlichkeit. Von Moral natürlich kein Hauch. In diesem anrüchigen Milieu zeichnen sich selbstverständlich auch allerlei Damen ab, vornehmlich die „Perle“ der Annastadt, die verschlagene Bajadere Kâmamandshari, die einer Wette wegen einem frommen Büßer eine Nase dreht. Verzweifelt wirft sie sich dem Einsiedler zu Füßen, bezeichnet sich selbst als „ein Gefäß irdischer, sündiger Lust“ und beteuert, diesem verwerflichen Leben zu entsagen und auf ihr künftiges Heil bedacht



Szene aus einem indischen Roman. (Nach einer Miniatur.)

[1]) Richard Schmidt: „Die Çukasaptati“. Kiel 1894.

[2]) H. Brockhaus: „Kathâ Sarit Sagâra“. 2 Bde. Leipzig 1843.

[3]) M. Haberlandt: „Daçakumâra caritam“. Nach dem Sanskritoriginal des Dandin übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen. München 1903. — Ausführliche Analyse der Dichtung von A. Weber in „Indische Streifen“, I, 308 ff. — Über Dandin bei Max Müller: „Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung“, 310 ff.

Digitized by Google

zu sein. Da kommt die Mutter des Mädchens dazwischen. Auch sie sinkt zu Füßen des frommen Mannes, aber nicht, um vor ihm Gnade zu finden, sondern mit einer Flut von Vorwürfen, die sie gegen ihre Tochter, als einer Abtrünnigen und Undankbaren schleudert. Warum? Ist sie nicht die Mutter einer Tänzerin, deren Sorge es ist, die Tochter für ihr Gewerbe zu erziehen, ihre Schönheit zu fördern, ihren Verstand zu schärfen und sie begehrenswert zu machen?

Hierbei erfährt man allerlei über diese Erziehungsmethode. Es ist merkwürdig, was eine solche Tänzerin alles zu lernen hatte. Zunächst natürlich tanzen; dann singen, musizieren, malen, schreiben, Unterweisung in der „feinen" Kochkunst, der Parfümerie, aber auch Grammatik, Sprachen, Logik und Philosophie, neben Blumenbinden, Spielen und Ausbildung in den Liebeskünsten. Das alles geschieht auf Brahmâs Gebot, zur Wahrung der bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen. Es sei also Torheit, daß das Mädchen diese Schranken durchbrechen wolle. Der weise Brahmane kann natürlich die Ordnung der Dinge nicht umstoßen, und so kramt er in seinem Sophismensack und findet das richtige. Es sei zwar sehr löblich, durch Buße und Entsagung die Erkenntnis anzustreben und damit die Erlösung zu erlangen, aber es gäbe auch Pflichten gegen die Familie, und die vor allem müsse man hochhalten. Die Reuige möge also dem Wunsche der Mutter nachkommen und ihrem Berufe treu bleiben. Diese sonderbare Epistel, welche die Bußfertige auf den Weg der — Untugend weist, ist der springende Punkt der ganzen Komödie. Eine Komödie, eingefädelt von der goldenen Jugend der Annastadt, inszeniert von der schönen Kâmamandsharî. In dieser bedenklichen Gesellschaft ist der Betrug ein vielvermögender Herr. Alles hängt daran, selbst die Erwerbung eines Mädchens. Dazwischen zum Ergötzen Ball- und Würfelspiel, Hahnenkampf und allerlei Ulk unter den wachsamen Augen der Polizei, u. dgl. m.

Der Dichter Subandhu, der ein Jahrhundert später als Dandin lebte, hat die Königstochter Vâsavadattâ zur Heldin einer märchenhaften Liebesgeschichte erwählt.[1]) Besser gesagt: ein Liebesmärchen. Vâsavadattâ, Tochter des Königs Çringâvaçekhara, und Prinz Kandarpaketu träumen voneinander und verlieben sich ineinander, ohne sich je gesehen zu haben. Daran ist gar nichts Merkwürdiges, nur ein bißchen somnambule Telepathie, ein Jahrtausend und darüber vor Meßmer, Reichenbach, Du Prel und tutti quanti. Weit merkwürdiger sind die folgenden Dinge: ein Papageienweibchen, das den die geträumte Geliebte suchenden Prinzen auf die richtige Fährte weist, das „gedankenschnelle" Pferd Manojava, auf dessen Rücken beide Liebenden entfliehen, und der große Zauberer im Vindhyawalde. Hier nämlich wird die Entführte (die einem anderen Manne bestimmt ist) dem Galan geraubt und von dem erwähnten Einsiedler in ein Steinbild verwandelt, damit die Räuber das Nachsehen hätten. Schließlich kommt der Irrende zur Stelle, umarmt das Steinbild, wodurch es wieder zum Leben erwacht und die ganze hochsentimentale Affäre zur Befriedigung aller Beteiligten in Glück und Freude endet.

Zu hohem pathetischen Schwung und weinerlicher Rührseligkeit gelangt Bânas „Kâdambari", ein anderes Prinzeßchen, dem es wohl noch übler ergeht, als ihrer Standesgenossin in dem Subandhu'schen Romane. In die viele Liebe spielt auch etwas Scheintod hinein. Aber erstere triumphiert über letzteren. Das wußte schon der weise Salomo, als er seiner Geliebten Sulamit die gewaltig tönenden Verse in den Mund legte:

Denn stark wie der Tod ist die Liebe
Fest wie die Hölle hält heiße Minne.

[1]) A. Weber: „Indische Streifen", I, 369 ff. — Max Müller: „Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung", 284 ff.

Digitized by Google

Ihre Gluten sind Feuergluten,
Sind Flammen Gottes.

Es ist nur schlimm für den europäischen Leser, daß dieses verzehrende Feuerwerk in Bânas Liebesmärchen sich hinter schwulstigem Bombast, ungeheuerlichem Schlinggeranke und dem Dornendickicht unverständlicher Wörter verbirgt.[1]) Wer es erleben will, wie Kâdambarî von ihrem Liebesleid befreit wird, muß sich durch eine pfadlose Wildnis durchschlagen. Ohne Anstrengung kein Genuß, der, je nach individuellem Geschmack, sehr verschiedenartig sein kann.

Neben dem glänzenden Stern Sanskritliteratur — einem Sterne erster Größe mit intensiv strahlendem Lichte — erhellen auch die kleinen Lichtpünktchen der Prakrit-Literaturen den indischen Himmel. Gegen alle Astronomie empfangen diese kleinen Fixsterne ihr Licht von dem großen. Es ist freilich auch einiges Eigenlicht dabei. Aber über all das kleinere Geflimmer flutet der Feuerschein der Urquelle. In die irdische Redeweise übertragen, suchen wir die Anknüpfungen wieder im Bereiche des Ewig-Weiblichen. Und wieder ist es der üppige Blumenflor, voll bunter Mannigfaltigkeit, der die Sonnseite des indischen Lebens schmückt. Und unübersehbar; alles in flutender Blendung, wie ein Reflex von spiegelnden Wassern, in welchen die weißen Leiber der badenden Nymphen auf- und untertauchen. Den Reigen eröffnen die beiden Frauen Padminî und Nâymatî, die sich dem Feuertode weihen und die hingebungsvolle Padmâvat, die Tochter des Königs von Ceylon. Sie sind die Heldinnen des großen romantischen Ritterromans des Hindudichters Malik Mohammed (um 1540), „Padmâvat". Freilich ist alles nur Allegorie und der Ritterroman entpuppt sich als philosophische Epopöe. Dafür entschädigt der Hindûstanîdichter Mohammed Tâqî aus Agra mit seinen „Flammen der Liebe" (Schu 'alâ-i-'ischq), die den herkömmlichen erotischen Taumel der Inder beleuchten. Merkwürdig ist die beträchtliche Anzahl von Dichterinnen in der Hindûstanîliteratur. Nennt man die hervorragendsten unter ihnen, so sind es die Namen Amat al Fâtma Begâm, Râm Jî, Tschampa, Jân, die Königin Tschanda von Haidarâbâd. Auch die Namen etlicher Courtisanen mengen sich dazwischen, vor allen Farh Bachsch.[2])

Die Bengâlîdichter folgen — wenn auch nichts weniger als errötend — den Spuren von Jayadevas „Gîtagovinda".[3]) Es ist die unverhüllte Erotik des Krishna-Kultus. Krishna des Hirten, inmitten seiner flötenblasenden Freundinnen. Hochgeschürzte, breitspurige, ungeschminkte Sinnenlust. Der Hauptvertreter dieser Art Dichtkunst ist der Brahmane Chandî Dâs. Neben ihm steht „die Perle der Sänger" — Makunda Râm Tschakravartî — der die himmlische Nymphe Khullonâ verherrlicht. Sehr spitze Dinge aber weiß Râm Prahâd Sên in seinem leidenschaftlichen Liebesgedicht „Kabirajan" zu erzählen, und ein wackerer Kollege — Chandra Râi — sekundiert ihm in den wollüstig-grausamen Poemen „Annandâ Mangal" und „Mânsinha", in welchen die widerliche Göttin Kâlî sich als eine dunkelhäutige Astarte entpuppt . . . Glücklicherweise klingt aus diesem bengalischen Dichterchorus auch hier und da eine Stimme, der gegenüber empfindliche Ohren sich nicht zu verschließen brauchen. Wenn man aber erfahren will, wer in indischen Landen die „Sonne der Frauen" war, dem sei verraten, daß sie im Romane „Kopal Kundala" des Dichters Bankim Chandra Chattopâdhyâya zu finden

[1]) A. Weber, a. a. O., 1, 353.

[2]) Garcin de Tassy: »Histoire de la litterature hindoui et hindoustani«, Paris 1839–1847. — Derselbe: »Les auteurs hindoustanis et leurs ouvrages«, Paris 1855.

[3]) Vgl. S. 683.

Digitized by Google

ist. Ein geniales Weib, aber durchaus kein Tugendbild. Mihirunnisâ ist ihr Name. Eigentlich keine Inderin, sondern eine Perserin aus Chorassân, etwa 1585 geboren, zuerst Gemahlin des vornehmen Shîr Afghân, später diejenige des Mogulkaisers Djehangir, der ihr den Namen „Leuchte des Harems" gab. Merkwürdige Züge aus dem Jugendleben dieser moslemischen Kaiserin bietet der vorgenannte Roman.

Etwas reicher ist die Ausbeute in der Sindhîliteratur. „Kowar" und „Lannet" sind satirische Gedichte in dieser Sprache, in der die Weiber übel wegkommen. Dagegen schmeicheln ihnen die kurzen Liebesgedichte, welche „Kafi" (oder Wai) genannt werden, und die „Liebesbotschaften" (Sanyaro). Es sind wirkliche Lieder, vorgetragen von fahrenden Sängern, die bei Hochzeiten und Tanzbelustigungen, Familienschmäusen und anderen Gelegenheiten ihre Kunst zum Besten geben, begleitet von allerlei wunderlichen Instrumenten, unter welchen die siebensaitige Guitarre (sânargi) und eine mit Saiten bespannte Wassermelone (tumbô) die beliebtesten sind. Welchen Einfluß diese Erzeugnisse volkstümlicher Dichtkunst haben, geht daraus hervor, daß der Kameltreiber auf dem Wüstenmarsche sie rezitiert, der Bauer hinter dem Pfluge sie in den Wind summt. Also ganz so wie die Mauren in Sevilla zur Zeit der Abbadiden.[1])



Szene aus einem indischen Roman. (Nach einer Miniatur.)

Ihr Lieblingsdichter ist Schâh Latîf (1688—1751), ein Fakir, der so große Volkstümlichkeit erlangte, daß er in den Geruch der Heiligkeit kam und sein Grab ein Wallfahrtsort ward. Jedenfalls ein wunderlicher Heiliger, der mit Vorliebe in dem uferlosen Meere indischer Erotik herumschwimmt. Sein Hauptwerk ist der pathetisch-romantische Liebesroman „Sâssuî und Punhû", sie ein Musterweib, er ein professioneller moslemischer Don Juan. Dann die Episodenfiguren: Sehjân, die Tänzerin und Courtisane, die verworfene Bhagulâ und andere. Die wehklagende Sâssuî ist immer unterwegs, um den treulosen Geliebten zu erhaschen. Daher ihr Beiname „die im Wandern Gestorbene". Heißer Wind, brennender Wüstensand, Dornen und spitze Steine, nichts hemmt ihre Irrfahrten. Als sie endlich alles verloren sieht und Mutter Erde ihren Wunsch, sie zu verschlingen, erfüllt, kommt der treulose Punhû zu dem von einem Ziegenhirten errichteten Grabmal (der Zeuge des Ver-

[1]) Vgl. S. 170.

Digitized by Google

schwindens der irrenden Schönen war) und hört aus der Tiefe die Stimme der Verlassenen:

Komm, Punhû! Nicht eng ist unser Haus!
Des Gartens Flor haucht süßen Wohlduft aus.
Es ladet Blütenzier und Frucht dich zum Genuß,
Die Schattenlaube grünt am kühlen Fluß.
Im Lichte des Propheten strahlt das Land,
Wo Tod und Moder ewig sind verbannt.

Solcher Lockung kann der Taugenichts nicht widerstehen. Er erfleht vom Himmel die Vereinigung mit der Geliebten. Da öffnet sich die Erde und verschlingt ihn.

In desselben Dichters etwas gruseliger Geschichte „Sôrathi" kommt die schauerliche Seltsamkeit vor, daß eine in die Flammen sich stürzende Frau in diesem entsetzlichen Augenblicke einem Knaben das Leben schenkt. Die indische Phantasie stellt eben mitunter harte Ansprüche an unsere Nerven. Der Hauptsache nach aber bietet Latîf teils naive, teils schlüpfrige Liebesgeschichten, von welchen etliche große Volkstümlichkeit erlangt haben, so die romantische Geschichte von der schönen Sûhnî und dem Büffelhirten, „Mûmal und Râno", „Rip" (eine Sammlung von Liebesklagen), die Geschichte von der schönen Fischerin Nûri, „Umar und Mâruî" u. a.



Szene aus einem indischen Roman. (Nach einer Miniatur.)

Völlig im Banne Krishnas steht die Gujarâtiliteratur. Im guten und im schlechten Sinne. Auf der Sonnseite steht vor allem die schwärmerische Dichterin Mirâ, welche aus den Armen ihres jungen Gatten, des Königs Rana Kumbho von Merwar, entflieht, um sich ganz der platonischen Liebe zu dem Hirtengotte hinzugeben. Das ist „Bhakti-Mystik". Ihre zahlreichen Lieder sind auf den Ton der Flöte des himmlischen Frauenjägers gestimmt. Aber alles in platonischen Ehren. Sie preisen die glücklichen Tage, da die Gopîs (Hirtenmädchen) an den Ufern des Yamunâ unter den Liebkosungen des einzig herrlichen „Hari" (Krishna) erglühten. Vierhundert Jahre sind diese mystischen Liebeslieder alt und sie werden noch von den Frauen in Gujarât gesungen.

Ein anderer hervorragender Dichter dieses Landes ist Premânand, der es gewagt hat, der verderblichen Sitte der Kinderheirat in seiner romantischen Epopöe „Okhâ-

Haran" entgegenzutreten. Aber dieser Dichter leistet noch ein Übriges, etwas nach indischer Vorstellung ganz Unmögliches: er läßt nämlich ein Mädchen, dem der Vater einen mißliebigen Bräutigam aufzwingen will, das Gelübde völliger Ehelosigkeit ablegen. Ein Kämpfer für Frauenrechte, zwei Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung! Daher auch die große Zuneigung der zeitgenössischen Frauen zu ihm, deren er zwölf zu Schülerinnen hatte, die er in der Dichtkunst unterwies.

Der glühendste Krishnasänger von Gujarât gehört überraschenderweise der halbvergangenen Zeit an. Es ist der Brahmane Dayârâm, der in seinen „Mädchen von Gokul" einem heißflutenden Lavastrome leidenschaftlicher Erotik freien Lauf läßt. Wer dem nahe kommt, wird durch den Gluthauch einer potenzierten Lüsternheit versengt. Auf indischem Boden steht man in der wildesten Erotik noch immer dort, wo man vor dritthalbtausend Jahren stand ... Dayârâm starb im Jahre 1852 ...

Ähnlich verhält es sich mit der Marâthîliteratur. Auf die erbaulichen Lieder des Tukârâma — der aber diese Erbauung kaum bei seinen zwei Weibern, der jähzornigen Rukmâî und der verschwenderischen Avalî, sich geholt haben dürfte — folgte (von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis in die Mitte des 18.) ein Dichterschwarm, der seine lüsternen Liebesgedichte — darunter die besonders berüchtigten „Lâvanîs" des Râma Joshi aus Solâpur — hinter verworrener Götzendienerei, ausschweifender Phantastik und unverdaulicher Phrasendrescherei verschanzte. Wäre Çri nicht Çri, sondern Aphrodite Pandemos, dann hätten diese Dichterlinge zu himmlischem Ruhme gelangen können.

„Wasserschein" nennen die Inder die Trugbilder der Fata morgana. Auf diesem heißen Boden aber gibt es auch einen immerwährenden Feuerschein, den Reflex einer Glut, die tief in der Volksseele wurzelt. Durch ihre Lohe sind die Geschlechter dreier Jahrtausende geschritten. Dichter haben den Weg gewiesen. An ihr hat sich schon Nârada, der Götterbote, der die Welt durchwandert, vorbeigedrückt. Hat sich seitdem etwas verändert? Äußerlich gewiß, innerlich kaum. Aber was will mit diesem „äußerlich" gesagt sein? Etwa die europäische Kultur, die Eisenbahnen, die Schulen, die Wohlfahrtseinrichtungen und das übrige Rüstzeug der modernen Civilisation? Ein sehr dünner Firnis, das! Noch blüht der Kalpalapabaum, einer der Wunderbäume in Indras Himmel, der jeden Wunsch gewährt. Die „dreiströmige Gangâ" rauscht wie ehedem in ihren Bergschluchten, und die gelbe Kuruvâkablüte, die der Liebesgott auf Çakuntalâ abschoß, öffnet sich noch immer, wenn der Frühling ins Land kommt. Des Glaubens an seine Götter voll, schaut der Einsiedler im Büßerwalde auch in unseren Tagen nach Norden, wo der Goldgipfel des Hemakâta, der heilige Berg des Gottes des Reichtums, in die kühlen Lüfte aufragt ... Wanderer, wenn du auf einsamen Pfaden in der Welt dieser Sonnenkinder wandelst: halte still bei Sakravatâra, wo Indra irdischen Boden betrat, und benetze deine Hände am heiligen Badeplatze Satschitîrtha! Über ihm strahlt in den dunklen Nächten Visâkha, der gepriesene Doppelstern, und flicht seine Silberfäden in das heilige Durvagras. Tschakravâka, der goldgelbe Wasservogel, klagt des Nachts noch immer, wie damals, zur Zeit der alten Einsiedlerin Gautamî. — —

Solche rückschauende Visionen liegen in der indischen Luft. Wir haben lange in ihr verweilt und viel Wundersames kennen gelernt. Aber auf jeden Traum folgt das Erwachen. Mit dem Augenaufschlag, der all das Phantastische und Märchenhafte, das Spannende und Unbegreifliche wie zerfließende Schemen von der Netzhaut hinwegwischt, schauen wir ganz unvermittelt in eine andere Welt ... Treten wir in sie ein.

Digitized by Google

Die Osmanen

Digitized by Google



Digitized by Google



Türkisches Harem (18. Jahrhundert).

Erster Abschnitt.

Frauengestalten aus der osmanischen Geschichte.[1])

Kein Gegensatz könnte eindringlicher sein, als der Sprung aus der indischen Welt in die turko-tatarische. In allem und jedem: in den Rasseneigentümlichkeiten, in der Geschichte, in Boden und Klima und nicht zuletzt in Sitten und Lebensweise. Indien, das geschlossene Becken einer uralten arischen Kultur, Turkistan — und was hieran im Osten und Westen anschließt — der ungeheuere Strom mit einer stets flutenden kriegerischen Rasse, aber kein überliefertes Heldentum. Und eine nur bescheidene Kultur, welche da und dort auf altem, triebkräftigem Boden aufsproßte.

[1]) Hammer-Purgstall: „Geschichte des osmanischen Reiches", zehn Bände, Pest 1826—1837. — Karl Ritter: „Erdkunde von Asien", Band 9 (Kleinasien, zwei Teile), Berlin 1858—1859. — Texier: »Asie Mineure«, Paris 1862. — Le Bas: »Asie Mineure« (Geschichte des Landes bis 1402), Paris 1863. — Zinkeisen: Geschichte des osmanischen Reiches in Europa", sieben Bände, Hamburg und Gotha 1863. — Mouradgea d'Ohsson: Tableau général de l'Empire ottoman«, drei Bände, Fol. (mit vielen Kupfern), Paris 1787—1789. — Friedr. Müller: „Allgemeine Ethnographie", 2. Aufl. Wien 1879. — H. Vambéry: „Das Türkenvolk", Leipzig 1885. — Derselbe: »Sketches of Central-Asia«, London 1868. — Raschid ed din: Histoire des Mongols«. Publ. par E. Quatremère, Paris 1835, Fol. (Tom I der »Collection orientale«). — A. Castrén: „Ethnologische Vorlesungen über die ural-altaischen Völker", St. Petersburg 1857. — H. Vambéry: „Uigurische Sprachmonumente rc.", Innsbruck 1870.

Digitized by Google

In der Genealogie der asiatischen Völker bilden die **Osmanen**, mit denen wir uns hier ausschließlich zu beschäftigen haben, einen der äußersten Zweige eines mächtigen Stammes, den man die hochasiatische oder mongolische Rasse nennt. Es ist ein Baum, der noch immer den größten Teil von Asien beschattet, vom rauschenden Hellespont im Westen bis zum japanischen Inselmeere, von den goldstrahlenden Pagoden Bangkoks bis zu den eisigen Ufern der Lena in Sibirien. Und selbst dann noch, wenn man in dem krausen Astwerke dieses Riesenbaumes nur den **türkischen** Zweig vor Augen behält, erkennen wir seine gewaltige Länge. Er schattet — um nun einmal bei dem aufgestellten Vergleiche zu bleiben — von den Moscheenkuppeln Stambuls bis zur Kolyma, die ihre Fluten dem nördlichen Eismeere zuführt. Dort hausen die **Jakuten**, deren Sprache sich vor allen türkischen Idiomen durch die größte Altertümlichkeit auszeichnet, weshalb man sie das „türkische Sanskrit" genannt hat.

Die Urheimat der Turkvölker — wissenschaftlich als **Ural-Altaier** bezeichnet[1]) — ist zweifellos Turkistan oder Mittelasien schlechtweg, ein Völkerreservoir, ähnlich wie Hocharabien. Von hier aus zogen, vermutlich schon vor Beginn unserer Zeitrechnung, verschiedene türkische Stämme nach den Richtungen der Windrose aus, mit den alten indogermanischen Kulturvölkern im Süden, Südwesten und Südosten kollidierend, im entgegengesetzten Bereiche mit verwandten Stämmen kämpfend, von den großen Eroberern der hochasiatischen Rasse mit sich fortgerissen. Perser und Araber, und selbst die Römer verschwinden in ihrer Machtentfaltung gegenüber der elementaren Expansionskraft der hochasiatischen Rasse. Niemals hat es mächtigere und ausgedehntere Reiche (im Sinne der räumlichen Konzentration) gegeben, als es die mongolischen und türkischen waren. Die Throne Chinas, Indiens, Persiens, Syriens, Ägyptens und des Chalifenreiches

[1]) Völkergruppe der

Ural-Altaier

der hochasiatischen (mongolischen) Rasse.

I. Uralier.		II. Altaier.		
a) Samojedischer Zweig.	b) Finnischer Zweig.	a) Tungusischer Zweig.	b) Mongolischer Zweig.	c) Türkischer Zweig.
Samojeden Sojoten Matoren Koibalen Karagassen Kamassinzen.	1. Ugrische Familie: Ostjaken Wogulen Magyaren Baschkiren (Meschtscherjäken, Teptjären) 2. Bulgarische (Wolga-)Familie: Tscheremissen Mordwinen Tschuwaschen 3. Permische Familie: Permier Syrjänen. 4. Finnische Familie: Lappen Finnen (Karelier, Tavaster) Ehsten Liven.	Tungusen (Tschapogiren, Orotongen) Mandschu (Lamuten, Schibä).	1. Familie: Ost-Mongolen Schara-Mongolen Kalka-Mongolen. 2. Familie West-Mongolen (Kalmüken) Schwarze Kalmüken Weiße Kalmüken (Teleuten). 3. Familie: Burjäten.	Jakuten Sibirische Tataren Schwarze Kirgisen (Buruten) Kirgisen (Kasaken) Oezbegen (Usbeken) Turkomanen Karakalpaken Nogaier Karatschai Kumüken Basianische Türken Kasansche Tataren **Osmanly.**

Ausgestorbene Völker ural-altaischen Stammes: Hunnen, Avaren, finnische Bulgaren, Chazaren, Petschenegen, Kumanen, Skythen und die livländischen Krewingen.

Zu den Völkern der hochasiatischen Rasse zählen ferner, u. zw. gleich den Uraliern und Altaiern mit **mehrsilbiger Sprache**: die Japaner und Koreaner; sodann mit **einsilbigen Sprachen**: Tübeter, Himâlayavölker, Birmanen, Lohita, Schan, Annamiten, Chinesen und die isolierten Völker der hinterindischen Halbinsel. (Nach **Friedr. Müller**, a. a. O., 2. Aufl., 375 ff.)

Digitized by Google

wurden von Türken in Besitz genommen. Sowie die Mongolen, befruchtet von den unverwüstlichen Keimen des indischen Bodens, auf diesem eine kurze, aber glänzende Kulturepoche schufen, haben auch die Türken — die Seldschuken — im Bereiche des alten abbassidischen Chalifats die Segnungen der Civilisation kennen gelernt und nachmals ein Reich gegründet, das von China bis ins Innere von Kleinasien reichte. Unter dem Seldschuken Melek Schah (seit 1075) genoß Asien glückliche Tage, dank seinem Vezier Nizam Almulk. Die Zollgrenzen wurden aufgehoben, Straßen, Kanäle, Spitäler, Schulen und Moscheen gebaut, dem Handel und dem Feldbau volle Sicherheit verschafft. Als einst Melek Schah über den Oxus fuhr, wurden die Bootsleute mit Anweisungen auf den Schatz von — Antiochia bezahlt und gaben sich zufrieden, daß solche Zettel ohne Verlust umzusetzen seien.[1])

Unter dem Eindruck solcher Größe und in dem Bestreben, ihn in phantastischer Weise zu steigern, hat die türkische Überlieferung sich auf das uferlose Meer ethnischer Spekulationen hinausgewagt. Nicht so weit, wie die Einbildungskraft der Iranier und vollends nicht in den Himmel, wie die genealogischen Phantastereien der Inder. Indes, immerhin weit genug. Aus einer türkischen Chronik[2]) erfahren wir die überraschende Version, daß kein geringerer als Noah der Großvater der ersten Türken ist. Irgendwo am Uralfluß oder der Wolga siedelte Japhet, von dessen acht Söhnen der älteste Turk hieß. Einem Nachkommen des letzteren, der sich am Issi-Kul niedergelassen hatte, wurden Zwillinge geboren, welche die Namen Tatar und Mongol erhielten. Der letztgenannte hinterließ einen Sohn, Oghus Chan, den die Überlieferung als einen zweiten Abraham rühmt.

So weit wäre, da es sich hier lediglich um eine der herkömmlichen Völkersagen handelt, alles acceptabel, käme nicht eine Ungeheuerlichkeit dazwischen, an die zu glauben selbst dem starrsten Moslem nicht zugemutet werden kann. Von Oghus Chans Tod bis auf Temudschin (Tamerlan) rechnet man nämlich 4000 Jahre, so daß die Regierungszeit des ersteren in das Jahr 2800 v. Chr. zu setzen ist. Also rund 34 Jahrhunderte vor Mohammed. Gleichwohl war — wie die Überlieferung ohne Wimperzucken versichert — Oghus Chan ein — eifriger Moslem (!), der seines Fanatismus wegen von dessen Vater bekriegt wurde. Aber der Sohn, umgeben von einer Schar von „Helfern" (Uiguren), ging aus diesen Kämpfen als Sieger hervor und begründete ein großes Reich. Während einer Schlacht im Reiche Kara Kathai ereignete es sich, daß das Weib eines gefallenen Häuptlings in einem hohlen Baume, wohin es sich geflüchtet hatte, einem Knäblein das Leben schenkte. In Bezug auf den Ort seiner Geburt erhielt es den Namen „Kiptschak", nachmals der Begründer des gleichnamigen Reiches.

Eine bemerkenswerte Rolle spielte der türkische Stamm der Uiguren, offenbar Nachkommen der weiter oben erwähnten Palladine des Oghus Chan. Es ist der einzige türkische Stamm, der in so entlegener Zeit (Mitte des 5. Jahrhunderts u. Z.) sich einer verhältnismäßig fortgeschrittenen Kultur erfreute, eine eigene Schrift und Literatur besaß[3]) und auch fremden geistigen Einflüssen zugänglich war. Am Hofe der Uiguren-Chane (westlich des Lop-noor) huldigte man mit Eifer der buddhistischen Literatur, besorgte man die Übersetzung chinesischer Werke und fand auch der Zarathustraglaube Duldung. Ja selbst die Lehre Manis und das nestorianische Christentum fand Ein-

[1]) Malcolm: „Geschichte von Persien", I. 221.

[2]) Abul-ghazi Behadar Chan: „Histoire des Mongols et des Tatares", publ. par le Baron Desmaisons, St. Petersburg 1871.

[3]) Vgl. S. 73.

gang. Diese Uiguren sind im Laufe der Zeit gänzlich in den benachbarten Völkerschaften aufgegangen. Abkömmlinge der Uiguren sind die Seldschuken, welche der Geschichte angehören, und die Oezbegen, welche noch heute den Grundstock der Bevölkerung von Turkistan bilden. Von den Seldschuken endlich stammen die Osmanen ab.

Der Oghusensprößling Salur war der erste, welcher mit seinem Stamme (angeblich 2000 Familien) den Islam annahm. Diese Türken hießen von da ab Turkmenen. Bis zu Beginn des 13. Jahrhunderts waren die Turkvölker in ihren Heimatsgebieten verblieben. Dann aber verdrängten die Mongolen unter Temudschin den ansehnlichen Stamm des Sulejman Schah aus Chorassan und der erste Türkenzug nahm seinen Anfang. Sulejman siedelte sich mit 50.000 Emigranten am oberen Euphrat bei Erzingjan an. Im Begriffe, mit allem Volke in die Heimat zurückzukehren, ertrank er im Euphrat... Unter den vier Söhnen Sulejmans — Sonkurdogan, Gundoghi, Dündar und Ertogrul — findet eine Teilung des Stammes in zwei Horden statt; die eine Horde, unter den zwei erstgenannten Häuptlingen, kehrt nach Chorassan zurück, die zweite Horde, unter Führung der beiden letztgenannten Häuptlinge, dringt ins Innere von Kleinasien vor, wo sie von dem Seldschukiden Alaeddin Kaikobad freundlich aufgenommen wird. Dündar stirbt und Ertogrul erhält für sich und seine, höchstens 2000 Köpfe starke Horde, ein Lehen am mittleren Sakariafluß im Südosten von Nikäa. Ertogrul, der als General im seldschukischen Heer tapfer focht, starb im hohen Alter von 90 Jahren (1281).

Von seinen drei Söhnen — Osman, Sarujati Sawedschi und Gündusalp — erbt Osman, als Erstgeborener, die Lehensrechte seines Vaters. Alaeddin II. erhebt ihn zum Range eines Fürsten und übersendet ihm Roßschweif, Fahne und Pauke. Infolge der Mongoleninvasion unter Ghasan Chan flüchtet Alaeddin nach Konstantinopel zum byzantinischen Kaiser Michael Paläologos, der ihn treulos in den Kerker werfen läßt, in welchem der letzte Seldschukide gebrochenen Herzens stirbt. Osman, der mächtigste aller Vasallen und Hordenführer, erlangt die Alleinherrschaft und nimmt den Titel „Sultan" an.

Das ist in wenigen Strichen die Geschichte vom Ursprung der Osmanen... Sultan Osman [1]) lag auf dem Sterbebette, als er die Nachricht erhielt, daß sein Sohn Orchan die damals byzantinische Stadt Brussa (am Fuße des waldigen, oben meist schneebedeckten bithynischen Olymps, den man von Konstantinopel aus sieht) zur Übergabe gezwungen habe. Damals waren die Sitten noch so patriarchalisch, daß der Sohn tief betrübt ans Sterbelager des Vaters eilte und seine Ernennung zum Alleinerben (mit Ausschluß seines älteren Bruders) nicht annehmem wollte. Aber der ältere Bruder, Alaeddin, der Vorliebe für Wissenschaft und friedliches Wirken hatte, zog es vor, des jüngeren, tatendurstigen Orchan, Vezier zu werden. Nun erst wurde ein stehendes Heer gebildet, darunter (und zwar aus geraubten Christenknaben) die Anfänge der später in der Reichsgeschichte so verhängnisvoll gewordenen Janitscharen (Jeni tscheri = neue Truppe).

[1]) Um im weiteren Verlaufe unserer Mitteilungen nicht fortwährend Jahreszahlen einschalten zu müssen, sei hier die osmanische Regententafel angesetzt ... Es regierten: 1. Osman I., 1301–1326; 2. Orchan, 1326–1359; 3. Murad I., 1359 bis 1389; 4. Bajazid I., 1389–1403; (Zwischenreich unter Bajazids Söhnen, 1403–1412); 5. Mohammed I., 1412–1421; 6. Murad II., 1421–1451; 7. Mohammed II., 1451–1481; 8. Bajazid II., 1481–1512; 9. Selim I., 1512–1520; 10. Sulejman I., 1520–1566; 11. Selim II., 1566–1574; 12. Murad III., 1574–1595; 13. Mohammed III., 1595–1603; 14. Achmed I., 1603–1617; 15. und 16. Mustafa I. und Osman II., 1617–1623; 17. Murad IV., 1623–1640; 18. Ibrahim, 1640–1648; 19. Mohammed IV., 1648 bis 1687; 20. Sulejman II., 1687–1691; 21. Achmed II., 1691–1695; 22. Mustafa II., 1695–1703; 23. Achmed III., 1703–1730; 24. Mahmud I., 1730–1754; 25. Osman III., 1754–1756; 26. Mustafa III., 1756–1773; 27. Abdul Hamid I., 1773–1789; 28. Selim III., 1789–1807; 29. Mahmud II., 1807–1839; 30. Abdul Medjid, 1839–1861; 31. Abdul Aziz, 1861–1876; 32. Murad V., 1876; 33. Abdul Hamid II., seit 31. August 1876.

Digitized by Google

Im Hinblicke auf die einschneidende Rolle, welche die Frauen der osmanischen Sultane — oder vielmehr die Insassinnen der großherrlichen Harems — in der Geschichte und im Leben der ersteren spielten, ist es von Interesse, zu sehen, wie schon beim ersten Repräsentanten der neuen Dynastie sich Einwirkungen dieser Art geltend machen. Weniger im Geiste patriarchalischer Überlieferung, als vielmehr im Geiste romantischer Sage, ist der Traum Osmans, welcher der Vermählung des späteren ersten Sultans mit Malhatun („Schatzfrau"), der schönen Tochter des frommen Scheichs Edebali, voranging. Dem Traume selbst werden Szenen von Werben, Nebenbuhlerschaft und Kampf mit örtlicher Grundlage eingeflochten. Edebali war ein angesehener und gelehrter Scheich aus Adana (Kilikien), der sich nach vollendeten Studien in einem Dorfe unfern des osmanischen Gebietes ansiedelte. Osman besuchte ihn häufig und als er eines Abends dessen liebreizende Tochter gesehen, entbrannte er zu ihr in heftiger Liebe. Seinem Begehren um ihre Hand willfahrte jedoch der Vater nicht, weil er die Gesinnungen des Jünglings nicht für gereift und nebenher seine Tochter dem Freier gegenüber für nicht ebenbürtig hielt. Darob begann Osman seine Herzens- und Leidensgeschichte seinen Gefährten und Nachbarn zu erzählen, unter welchen sich unter anderen auch der Herr von Eskischehr befand, der von Osmans Erzählung derart angefeuert wurde, daß er nun seinerseits gleichfalls um die schöne Malhatun warb. Da entbrannte Streit und Hader zwischen den Nebenbuhlern, was Edebali veranlaßte, sein Anwesen zu verlassen. Dasselbe lag nämlich auf den Gründen des Herrn von Eskischehr, den Edebali glaubte fürchten zu müssen. Der Scheich siedelte in das Gebiet Osmans über, in welchem in Kürze der Herr von Eskischehr mit streitbaren Genossen erschien. Hier forderte er den Gauherrn (von Ikonium) auf, Osman auszuliefern, was verweigert wurde. Im Gegenteile, Osman und sein Bruder Gündusalp wagten einen Ausfall aus dem festen Schlosse, welches sie schützte, und schlugen die Belagerer zurück. Hierbei traf es sich, daß einer der Genossen des Herrn von Eskischehr — Köse Michal — zu Osman überging und ihm Freundschaft gelobte. Dieser Mann wurde nachmals eine der tatkräftigsten Stützen des Osmanidenthrones und sein Geschlecht hat sich als ein durch Macht und Reichtum ausgezeichnetes unter dem Namen der „Michaloglu" (d. i. Söhne Michals) bis tief hinein in die Zeiten osmanischen Glanzes erhalten.

Osman besaß nun einen streitbaren Freund, aber es fehlte ihm die heißbegehrte Geliebte. Sie wurde erst die seine, als ein merkwürdiger Traum über Osman gekommen war. Das ging so zu. Eines Abends, als Osman im Hause Edebalis als Gast nächtigte, schaute er, im Halbschlummer versunken, ein visionäres Bild. Er sah sich und seinen Gastherrn, den Scheich, auf der Erde ausgestreckt liegen. Aus Edebalis Brust stieg der wachsende Mond [1]) auf, der, zu Osman neigend, als Vollmond in dessen Busen sich barg und darin verschwand. Da wuchs aus Osmans Lenden ein Baum empor und gedieh an Schönheit und Größe, bis seine Äste und Zweige Länder und Meere bis zum äußersten Gesichtskreis beschatteten. Unter der riesigen Laubkrone standen Atlas und Kaukasus, Taurus und Hämus gleichsam als mächtige Stützen derselben. Unter den Wurzeln des Baumes sprudelten lebendige Wasser hervor, die Quellen von vier großen Strömen: Euphrat und Tigris, Donau und Nil. Schiffe bedeckten die Ströme, Flotten die Meere, Saaten die Felder und Wälder die Berge. Aus letzteren quollen Wasser in rauschender Fülle und durchrieselten Paradiesesfluren, die im Rosenschmucke prangten. In den Tälern erhoben sich Städte, Dome mit Kuppeln, Pyramiden, Obelisken, Türme,

[1]) Daher der Halbmond als Wappen der Dynastie.

Digitized by Google

an deren Spitzen der Halbmond funkelte. Auf den Galerien dieser Türme sangen unzählige Nachtigallen und im Schatten des Wunderbaumes, dessen Blätter die Form von Schwertern hatten, kosten farbenbunte Papageien ... Da erhob sich ein Sturm und senkte die Spitzen der Schwerter auf die Städte herab, zuvörderst auf die Kaiserstadt Konstantins, „die am Zusammenflusse zweier Meere und zweier Erdteile als ein Diadem zwischen zwei Saphiren und zwei Smaragden gefaßt, den Edelstein des Ringes erdumfassender Herrlichkeit bildete. Alle Lichtstrahlen des Himmels flossen in diesem Edelsteine zusammen — ein Abglanz künftiger Größe und Macht“ ...

Als Osman den Ring anstecken wollte, erwachte er. Die Auslegung des Traumes als Sinnbild der Weltherrschaft, hervorgegangen aus Edebalis Brust und Osmans Lenden, beseitigten alle Schwierigkeiten, welche sich der geplanten Verbindung entgegenstellten. Die Hochzeit fand in aller Stille statt. Was aber den Traum betrifft, bezeugt er seinen Ursprung im altorientalischen Sagenkreise. Wir erinnern an Mandane, der Urgroßmutter des Kyros, von der ihrem Sohne träumte, daß sie mit ihrem Wasser ganz Asien überschwemmte. Und die Mutter Temudschins wurde von einem Lichte, das sie mit dem Munde auffing, befruchtet.[1])

Als Osman mit nur 70 Reitern auszog, um die byzantinische Grenzfeste Angelokoma (jetzt Ainegöl) zu bezwingen, geriet er in einen Hinterhalt, der auf ein Haar die ganze osmanische Herrlichkeit noch in ihren Keimen tötlich getroffen hätte. Nur durch den Verrat eines Christen, dessen Namen die osmanische Überlieferung aus Dankbarkeit der Nachwelt erhalten hat (der Mann, ein Grieche, hieß Aratos), entkamen Osman und seine Paladine der Vernichtung. Trotzdem ließ Osman kurz hierauf seinem im Kampfe um Karadschahissar gefallenen Gegner Kalanos die Eingeweide aus dem Leibe reißen. Das war die erste osmanische Barbarei gegen besiegte Christen. Dem Sohne dieses Kalanos hatte Köse Michal seine Tochter zum Weibe versprochen. Die bei der Vorfeier versammelten Feudalherren bemühten sich, Michal umzustimmen und ihn zum Treubruche an seinem Freunde zu verleiten. Besonders der Herr von Biledschik ließ es sich angelegen sein, eine Verschwörung gegen die osmanischen Nachbarn zu organisieren. Die Gelegenheit hierzu sollte sich bei einem zweiten Feste, der Heirat des genannten Feudalherrn mit der Tochter des Herrn von Jarhissar, ergeben. Michals Treue aber war felsenfest. Osman, durch Michal von dem geplanten Anschlage unterrichtet, nahm die Einladung an und verkündigte dem Herrn von Biledschik, daß er (Osman) von dem ihm zustehenden Privilegium, seine beste Habe im Schlosse unterbringen zu dürfen, Gebrauch machen werde.[2]) Die Einwilligung erfolgte unter der Bedingung, daß nur Weiber und Kinder, nicht aber Männer die Einbringung der Schätze zu besorgen hätten.

Da griff Osman zu einer List. Er verkleidete 39 seiner tapfersten Gefährten als Weiber, mit denen er (als Vierzigster) die angeblichen Schätze, die aber Waffen waren, ins Schloß brachte. Der Anschlag gelang um so leichter, als der größte Teil der Bewohner und der Besatzung zur Hochzeit ausgezogen war, einschließlich des Schloßherrn. Dieser, nichts Böses ahnend und seines Triumphes über den in die Falle gegangenen Fürsten der Osmanen sicher, fiel auf dem Heimritte in einen Hinterhalt und ward getötet, seine noch unberührte Frau aber dem Sohne Osmans — Orchan — als Gattin zugesprochen. Letzterer war damals erst zwölf Jahre alt. Es ziemt der romantischen

[1]) Vgl. 388.

[2]) Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß Osman schon früher den Herrn von Biledschik gebeten hatte, sein Hab und Gut über die Zeit des Sommers, wo alles Volk auf die Alpenweiden zog, in dem Schlosse des Genannten unterbringen zu dürfen, um es gegen räuberliche Überfälle zu schützen.

Digitized by Google

Ausschmückung der osmanischen Vorgeschichte, daß auch Osmans Sohn nicht glatter Dinge zu seinem Glücke komme. In der Tat entfloh die zwangsweise Angetraute ihrem knabenhaften Gemahl und versteckte sich in Jarhissar im Hause ihres Vaters. Die schöne Griechin mußte also ein zweites Mal durch Waffengewalt gewonnen werden, und das war zugleich von Nutzen für die osmanische Machterweiterung. Die Verfolger drangen in Jarhissar ein und bemächtigten sich mit der Entflohenen auch der Burg. Desgleichen fiel das feste Schloß Ainegöl in die Hände der Osmanen, wodurch die Scharte, die der erste Zug gegen dieses Bollwerk eingetragen hatte, ausgewetzt war.

Mit Legenden und der sie umwebenden Liebesromantik also setzt das Osmanentum ein ... Da kommt ein Mann, der von all dem nicht berührt wird. In einer wohligen Mondnacht steht er auf der Uferhöhe des Marmarameeres, wo einst der Kybeletempel der glanzreichen milesischen Koloniestadt Kyzikos sich erhob. Der finstere Mann, der auf das mondbeglänzte Meer hinabschaut, weiß nichts von der Vergangenheit dieses Ortes. Die gewaltigen Säulen, die sich in der regungslosen Flut spiegeln, sind ihm Geisterwerke — der „Palast der Königin von Saba", welcher auf Befehl Salomos von Dämonen der sabäischen Semiramis zu Liebe errichtet wurde. Als Sohn eines unwissenden Hirtenvolkes durfte er diese Fabel ausmalen ... Da erinnerte er sich des Traumes, den einst sein Großvater gehabt. Der Mann ist nämlich Sulejman, der Sohn Orchans. Er wußte nun, was er zu tun hatte. Sulejman besaß nicht die Macht eines Xerxes, denn nur mit 39 Gefährten schiffte er bald hierauf in finsterer Nacht über den Hellespont. Das Schloß Tzympe war der erste Ort, der auf europäischem Boden von dem Urenkel Ertogruls und seinen Paladinen mit stürmender Hand genommen wurde. Bald folgten andere Schwärme nach. Die Byzantiner aber öffneten ihre Geldtruhen, und schon war Sulejman bereit, für diesmal den Rückzug nach Asien sich teuer abkaufen zu lassen, als ein Erdbeben die Mauern der Festungen zerbröckelte, die Türme zum Einstürzen brachte. Regenfluten und Sturzseen vernichteten Tausende der aus allen Niederlassungen des thrakischen Chersonnes flüchtenden Bewohner. Als auch die griechischen Unterhändler entsetzt flohen, stand Sulejman mit seinen Gefährten uneingeschüchtert inmitten der entfesselten Natur. Ihm war dieser grausige Zwischenfall nichts anderes als eine Hilfe Gottes. Dieser stand offenbar mit den Rechtgläubigen im Bunde und öffnete gewaltsam die Städte des Feindes den Streitern des Islam. Noch in demselben Jahre zogen die Osmanen in Kallipolis (Gallipoli) ein. Sie hatten auf europäischem Boden Fuß gefaßt...

Orchans Nachfolger — Murad I. — setzte die Eroberungen in Thrakien fort, eroberte Adrianopel und schuf damit einen Stützpunkt für die nachmalige Bezwingung Konstantinopels durch Mohammed II. (73 Jahre nach Osmans Tod), mit der die osmanische Weltmacht begründet war ... Die große Epopöe, welche durch Jahrhunderte das christliche Abendland in Schrecken hielt. Es ist nicht unsere Aufgabe, sie zu schildern. Als etwas Fertiges tritt sie vor uns, und wir haben nichts anderes zu tun, als in diesem merkwürdigen, mit dem gewissen „roten Saft" geschriebenen und in Rosenduft getauchten Buche zu blättern. Während der Halbmond von Sieg zu Sieg eilt, ziehen schöne Hände in zauberverschlafenen Gemächern an den Fäden, welche die Krummsäbel in Tätigkeit setzen. Sie stehen immer nebeneinander: die Gestalten aus waffenklirrender Zeit und die Dienerinnen des großen Mysteriums, das die Sultansherrlichkeit umwebt ... Wie schön ists, wenn der goldene Tag über den Cypressenwipfeln auf der asiatischen Uferseite aufsteigt, die volle Lichtflut auf die blaue See fällt — gerade dort, wo aus Garteninseln die Kioske und Kuppeln des alten Sarajs aufsteigen, und ein doppeltes Wasserband, Strömen gleich, die Feuer-

Digitized by Google

linien der Sonne von Welle zu Welle tief hinein in das goldene Horn und den Bosporus tragen! ... Wie schön ists, in milder Sternennacht im ruhig dahingleitenden Kahne zwischen den hohen Ufern mit ihrer Gartenpracht die Stunden zu verträumen; oder das Märchen des Ostens schlafwandelnd zu durchleben, berauscht von den Lichtschauern der Mondnächte, beim Murmeln der Fontänen und dem Singen der Nachtigallen im geborstenen Gemäuer, wo die wilde Rose wuchert und der Blütenhauch versteckter Lusthaine die Sinne benebelt.

Und noch ein Bild. Wir stehen spät abends auf der Höhe von Skutari, bei sinkender Sonne. In den Cypressen des großen Friedhofes erstirbt der Vogelsang. Vor uns flammt die Dämmerung, auf deren Goldgrund die dunklen Moscheenkuppeln wie Schattenbilder sich abheben. In der Tiefe wehende Schleier, welche abwechselnd die blaue Weitung des Bosporus mit ihrem Farbengewimmel, das hochgelegene Pera, die Terrassen und Höfe des alten Sarajs verhüllen, bis der Blick auf die weite Fläche des Marmarameeres ablenkt, fern nach Süd, wo aus dem grauen Hintergrunde das weiße Haupt des bithynischen Olymps wie aus einer anderen Welt herüberschaut. In später Abendstunde ruhen wir dann in einem der stillen Gärten, an deren Mauerrand die leichte Brandung schlägt, zu Häupten Stücke des blauen Himmels zwischen Ahorn und Platanenlaub, den plaudernden Quell zur Seite, den Widerschein weißer Türme und Kioske im ruhigen Wasser.

Aber so eindringlich derlei Schaustücke und nicht minder das buntbewegte Leben zu dem fremden Beschauer sprechen mögen: bedeutsames erzählen sie ihm nicht. Nur eine Örtlichkeit macht hiervon eine Ausnahme — der alte Sultanspalast im Stambul. Hier gedeihen keine Schäferidyllen. Wer hier eintritt, steht vor versteinerten Geheimnissen. Ein Mausoleum untergegangener Größe und Herrscherherrlichkeit öffnet seine Pforten. Aus dem Gewirre von Höfen, Baulichkeiten, verödeten Plätzen und lauschigen Winkeln spinnen die Fäden von ergreifenden und erschütternden Ereignissen, von blendenden Hofhaltungen und brutalen Akten der Gewalt, von traulichen Familienidyllen und gräßlichem Verwandtenmord, vom Bardenspiel mit Gesang in mondbeglänzten Blumengärten und wüsten Tumulten, in welchen Janitscharen mit geschwungenen Fackeln und gezückten Schwerten auftreten, um von dem zitternden Padischah die Köpfe eines mißliebig gewordenen Großwürdenträgers, einer gefürchteten Haremsgebieterin oder eines noch an der Mutterbrust ruhenden Prinzleins zu verlangen ... Vieles von diesem Leben war gleichsam als Erbe von den Byzantinern auf die Osmanen übergegangen; denn auf jenem östlichen Hügel von Byzanz erhob sich die Akropolis und standen die griechischen Kaiserpaläste. Da die Machthaber des oströmischen Reiches in ihrer Prunksucht und Verweichlichung, in ihren Gewaltakten und Intriguen, dogmatischen Zwistigkeiten und Familienfehden, so wenig Maß hielten, wie ihre Nachfolger, scheint der Boden von altersher gut gedüngt gewesen zu sein.

In der Tat hatte Sulejman der Große Recht, als er einst dem Schah von Persien schrieb: „Das kaiserliche Saraj ist der Mittelpunkt der Welt." Die Blicke von drei Weltteilen waren dorthin gerichtet. Das Abendland schaute mit banger Scheu nach jenem Sanktuarium politischer Macht aus, das bedrohte Asien zitterte, das eroberte Afrika fürchtete sich vor dem „Bruder der Sonne". Eine üble Laune des Großherrn konnte — falls sie einen Krieg nach sich zog — Hunderttausenden das Leben kosten. Um die Wirkung zu erhöhen, deckte der Schleier des Geheimnisses die innersten Wohnsitze und Räumlichkeiten. Auch war die Anlage, wie noch immer zu erkennen, so weitläufig, daß

Digitized by Google

ein Überblicken aller Vorfallenheiten in diesem größten Kaisersitze der Welt nicht möglich war. Durch die „Kaiserliche Pforte" (Bab i humajun) tritt man in den ersten Hof des Sarajs. Er ist verödet und wüst. Als ergreifendes Wahrzeichen steht hier die Irenenkirche, das älteste byzantinische Bauwerk der Stadt, noch aus der Zeit Konstantins. Durch die „Pforte des Heils" betritt man den zweiten Hof. War seinerzeit schon der erste Hof nur einer beschränkten Anzahl von Besuchern zugänglich, so war dies noch mehr mit dem zweiten Hofe der Fall. In solcher Nähe der geheiligten Majestät wurden die Stimmen gedämpfter, die Blicke scheuer, der Gang gemessener. Die Marmorhallen, die strahlende Kuppel des Diwangebäudes, die herrlichen Platanen, welche über den geheiligten Boden schatteten, die langgestreckte Cypressenallee, die zum dritten Tore — dem Eingange ins Allerheiligste — führte: das alles gab dieser Örtlichkeit das Gepräge hoher Feierlichkeit, die durch eine beständige Sonntagsstille noch erhöht wurde ... Zuletzt öffnete sich die „Pforte der Glückseligkeit". Sie war seinerzeit selbst den Großen des Reiches verschlossen, wenn sie nicht zum engen Hofstaate des Padischah zählten. Von all der bizarren Feenpracht aus der Zeit der großen Sultane ist nur ein kümmerlicher Rest vorhanden, der den Besucher enttäuscht. Anders freilich gestaltet sich der Eindruck, wenn man mit dem Aufgebote der Einbildungskraft die verschwundene Zauberwelt Gestalt annehmen läßt und in die verödeten Räumlichkeiten jenes geheimnisvolle Leben verpflanzt, von dem eigentlich niemand umständlich berichtet hat, das aber dem allgemein Menschlichen so nahe liegt, daß es keines Schlüssels zur Lösung des Rätsels bedarf.

Dieser innerste Hof des Sarajs schloß die Wohnungen des Großherrn und seiner unmittelbaren Umgebung, ferner das großherrliche Harem und die Wohnungen der nächsten Verwandten des ersteren ein. Damit ist alles und nichts gesagt. Denn wie wäre es möglich, an der Hand dieser kümmerlichen Daten ein Bild zu beleben, das in seiner Gesamtheit von sinnverwirrender Buntheit, in seinen Einzelheiten eine Kette von Visionen ist, an welchen alles Seltsame, alles Wunderbare, Unerforschliche, Schmerzhafte und Berückende, und was sonst noch das Familienheiligtum eines asiatischen Despoten bergen mag, zur Geltung kommt? ... Dieses Heiligtum an sich war die Verkörperung eines bizarren Traumes. Waren es wirkliche Wunder oder Chimären, die dort zwischen engen Mauern erblühten, im Hauche einer Luft, aus welcher scheinbar alles Herbe extrahiert war, um selbst das Atmen zu einem Genusse zu gestalten? Wie wäre es möglich, ein zutreffendes Bild zu entwerfen von der märchenhaften Wirrnis dieser Baulichkeiten: Pavillons mit goldverzierten Säulen und schimmernden Dächern, von mildem Lichte durchflutet, das durch die Farbenfacetten der Fenster einfiel; Terrassen mit einem Meer von Blumen, benetzt von wogenden Wassergarben, über deren schwankenden Regenbogen hinweg das Auge in lauschige grüne Winkel schaute. Hieran schlossen sich Kiosk an Kiosk, bald von wunderbarer Holzschnitzarbeit, bald von Marmor, im Schmucke von persischen Fliesen oder Majolika, oder goldstrahlend, von leuchtenden Kuppeln überragt, da und dort ein weißes Minaret, ein von Kletterrosen umsponnener Erker, goldene Käfige mit plaudernden Papageien oder buhlenden Nachtigallen.

Es war kein Palast, es war eine Stadt für sich. Mancher Padischah hatte tausend Frauen und darüber und für jede derselben stand ein besonderer Kiosk mit Baderaum, Blumengehegen, schattigen Lauben und Spazierwegen bereit. Alle diese Baulichkeiten waren aber nach keinem bestimmten Plane angelegt; sie waren auch verschieden in Bezug auf ihre bauliche Ausführung im einzelnen und rücksichtlich ihrer Lage zu einander. Je nach Bedürfnis, Laune oder Zufall entstanden, bildete sich im Laufe der Zeit ein bunter

Digitized by Google

Knäuel von glänzenden Vogelkäfigen, in denen Freude und Schmerz, Lust und Leid abwechselnd die Stimmungen abgaben, die ebenso sehr von äußeren Anlässen als inneren, heimlichen Vorfallenheiten abhingen. Zu dem Blicke in die Außenwelt, den diese Feenhaine gestatteten, stand die Unmöglichkeit des Einblickes (das alte Saraj ist auf drei Seiten vom Meere umschlossen) in einem beklemmenden Gegensatz. Überschaut man alles mit prüfendem Blick, so erhält man den Eindruck von einem glänzenden Zeltlager, eingebettet in berückende Gartenpracht. Die Sultane hatten keinen Palast, kein phantastisches Bollwerk für ihre Selbstherrlichkeit. Das Bedürfnis nach großen Räumlichkeiten, endlosen Hallen, zahllosen Gemächern, in deren prunkender Öde der Schritt des Einsamen gespenstisch widerhallte, war bei den großen Sultanen des 15. und 16. Jahrhunderts nicht vorhanden. Sie lebten mit ihrem ganzen Volke in den Traditionen eines kaum erst überwundenen Nomadenlebens. Gewiß hatte der Nachahmungstrieb der Türken seinen Anteil daran; denn „türkisch" war das wenigste im Saraj, Anlehnungen an persische und arabische, ja selbst an indische und chinesische Vorbilder sind unverkennbar. Die geschweiften, buntbemalten Dächer, die Fayencefassaden, Marmorverkleidungen, Holztäfelungen, Springbrunnen und goldenes Gitterwerk zwischen Epheu und Gaisblatt; im Myrtendickicht vergrabene Altane und vergoldete Kuppeln, Kieswege und Irrpfade unter dichtem Laubwerk, lebendige Wasser, Volieren, Blumenparterres mit Spielplätzen, Lautenspiel und Gesang in sternenhellen Nächten, ein Meer von Lichtpünktchen in den unübersehbaren Laubwölbungen: wer denkt da nicht an die Märchenwelt der Abbassiden, der iranischen Machthaber, der Großmogule im heißen Hindûstan, der prunkvollen Mahârajas?

Jetzt ist von all dem nur ein winziger Bruchteil vorhanden. Wo der blasierte moderne Tourist umherwandelt und die reale Wirklichkeit mit ihren kümmerlichen Reizen auf sich einwirken läßt, lustwandelten die Favoritinnen eines Sulejman, Murad, Selim oder Mohammed, knirschte der Kies unter den leichten Schritten von tausenden graziösen Wesen; flossen die Tränen unbefriedigter Liebe oder wilden Zornes, ersannen Eifersucht und Herrschbegierde ruchlose Rachepläne, zitterten mit den Stimmen der Nachtigallen die Seufzer der Verlassenen und Trauernden aus ... Aber das allein ist es nicht. Dicht nebenan, von hoher Terrasse aus, sah der „Beherrscher zweier Welten und zweier Meere" über Blumenpracht und spiegelnde Wasser nach der herrlichen Stadt, die trotz ihres ehrwürdigen Alters nie so viel des Glanzes und der Macht gesehen, wie unter den Nachkommen Osmans und Malhatuns ... Und als die Gestaltungen andere Formen annahmen, in denen kriegerischer Geist und Heldensinn, despotischer Übermut und Blutdurst niemand mehr in Bahn und Schrecken hielten, kam die Weiberherrschaft zur Geltung. Da wurden diese Gärten, in welchen keine Waffen, sondern juwelenbesetzte Frauenschleier blitzten, ein ungeheurer Lusthain, in dessen dämmerigen Klausen die Becher kreisten, Augen voll Sinnenlust glühten und das Freudenlächeln der Liebe in Küssen erstarb.

In diese Welt nun wollen wir eintreten. Nur ein flüchtiges Schattenspiel. Was an ihm Farbe und Leben ist, verdankt es der Gestaltungskraft der Phantasie. Wo die Chroniken eintönig und farblos werden, muß sie zur Retouche greifen. Sie überwindet das Grauen und zaubert dem Entsetzen ein wehmütiges Lächeln in die erstarrten Züge. Ihr ist alles das, was sie unter ihre Fittige nimmt, ein Traum, eine Illusion, ein ungeheuerliches Narrenspiel, eine Epopöe heimlicher Leidenschaften, über die sie mit ruhiger Hand die Farbenkleckse morgenländischer Märchenbilder breitet, um das viele Rot, das vom Blute kommt, zu verdecken. Und um den grellen Schrei, der durch die

Digitized by Google

stille Nacht gellt und das jähe Ende einer verleumdeten Rivalin bedeutet, zu überhören, liebt es die Phantasie, sich vom Sange der Nachtigallen bezaubern zu lassen. Und nebenher vom Dufte der Rosen, gegen welche die Miasmen der Fäulnis nicht aufkommen können. Auch lauscht sie mit Vorliebe all den unbestimmten Lauten in der weichen Luft, die wie ein verhaltenes Lachen, wie ein verwehendes Gelispel, wie ein leises Rauschen eines Kleidersaumes auf dem Kieswege, wie ein erstickendes Schluchzen oder ein höhnendes Kichern klingen. Eine wunderliche Welt fürwahr: Mystik und Brutalität tafeln an einem und demselben Tische, die Liebe kredenzt den Giftbecher und ihre listigen Umschlingungen schnüren lachende Kehlen zu ...

Hat die Glanzzeit des Türkentums hervorragende Frauengestalten aufzuweisen? Nein. Eine kurze und bündige Antwort, die aber völlig berechtigt ist. Die Namen etlicher Haremsgebieterinnen, welche die Geschichte überliefert hat und deren Trägerinnen mit weicher oder harter Hand durch geraume Zeit die Herrschaft ausübten, möchten obige Negation Lügen strafen. Aber das sind nur Masken; es sind osmanische Frauennamen, ihre Trägerinnen aber keine Osmaninnen. Begreiflich, wenn man erwägt, wie viele Völker der turanische Hirtenstamm unter seine Herrschaft gebeugt hatte. Vom völkerpsychologischen Standpunkte ist es von großem Interesse, den Einfluß der ausgiebigen Blutmischungen, welche das Osmanentum erfahren hat, an der Völkerkarte der türkischen Reichsmacht zu messen. Die große Masse freilich blieb davon unberührt. Aber erstens war dieser Kern des unverfälschten Türkentums überhaupt nicht ausschlaggebend, und zweitens konnten sich die berührten Einflüsse der Natur der Sache nach nur dort äußern, wo die Macht lag, und das war im Palaste des Großherrn.

Dort, wo sich die treibenden Kräfte im Verborgenen, hinter Toren und Mauern und hinter den Gitterstäben der Haremsgemächer äußerten, war das Renegatentum zu einer unumschränkten Macht geworden. Großveziere und Heerführer waren Renegaten, Minister und Provinz-Gouverneure, Hoffunktionäre, vor allem aber Frauen. Gerade die Trägerinnen der berühmtesten Namen sind keine Türkinnen. Ja, nicht einmal Orientalinnen. Die Gebieterin über das Herz des großen Sulejman, Churrem, d. i. „die Fröhliche" (besser bekannt unter dem Namen Roxelane), war eine Russin; Safija, welche die Launen des dritten Murad gängelte, entstammte der venezianischen Familie Baffo, gilt aber unter den Einheimischen gleichwohl als ein erster Stern am osmanischen Frauenhimmel. Mit der Überschwänglichkeit morgenländischer Panegyriker ward sie „die Perle und die Muschel des Chalifats" genannt. Sie war die Perle unter den Perlen, denn des Sultans Harem umschloß noch weitere 500 Sklavinnen von auserlesener Schönheit, die den Herrschaftsgelüsten Safijas nicht wenig zu schaffen gaben. Ihre gefährlichste Rivalin war eine Ungarin. In den Adern des vierten Mohammed floß slavisches Blut, denn seine Mutter, Tarchan, war eine Polin. Aber dieses slavische Blut war auch mit griechischem versetzt, denn Mohammeds Großmutter war jene berühmteste aller Sultaninnen, die Mahpeiker (Mondgestalt) genannt wurde, deren Wiege auf hellenischem Boden stand, wo das Glückskind der Zukunft auf den Namen „Kösem" hörte. Mahpeiker war die Gattin des ersten Achmed und Mutter zweier nachmaliger Sultane, deren Namen man mit einem leisen Schauder nennt: des Tyrannen Murad IV. und des größten Wüstlings unter allen osmanischen Herrschern, Ibrahim. Natürlich konnten so mächtige Einflüsse, wie sie in diesem Falle von den Sultaninnen Tarchan und Mahpeiker ausgeübt wurden, nebeneinander auf die Dauer nicht bestehen. Selbst die beiden Harems wurden in den Kampf verwickelt, wodurch schließlich die Entscheidung in die Hände der

Digitized by Google

beiderseitigen Großeunuchen fiel. Sieger blieb schließlich der Haremsgebieter der Polin, der mit seinen Verschworenen in die Gemächer der Griechin eindrang und sie erdrosselte.



Tizians Bildnis der Sultanin Rossa (Roxelane). (Sammlung Holford, London.)

Weder Bitten, noch die ungeheueren Schätze der alten Walide vermochten das furchtbare Schicksal von ihr abzuwenden.

Digitized by Google

Wir haben vorstehend das Wort „Walide" genannt. Es bedeutet, wenn man es sinngemäß und nicht wörtlich übersetzt, Sultanin-Mutter. In der Hierarchie des weiblichen Hofstaates nimmt sie den obersten Rang ein. Ihr zunächst steht die erste Schatzmeisterin (Chasinedar), es folgen sodann die rechtmäßigen Frauen des Sultans (Kadinen), deren Zahl auf vier beschränkt ist, und die, sobald sie zu dieser Stellung gelangt sind, den Namen wechseln müssen. Um Kadine zu werden, genügt es nicht, unter der Menge der Haremsinsassinnen das Wohlgefallen des Großherrn errungen zu haben. Die hierarchische Ordnung darf nicht durchbrochen werden. Aber in solchen Fällen kann die Begünstigte in wenigen Tagen die ganze Stufenleiter des weiblichen Hofstaates durchlaufen, um zu ihrem beneidenswerten Ziele zu gelangen. Jede Kadine muß nämlich — und das ist der nächst niedrigere Rang — Favoritin (Ikbal) gewesen sein, und zwar eine Chasseki, d. h. „Gebärende", also Mutter. Die Favoritinnen, welche nicht Mütter sind, stehen um eine Rangstufe tiefer. Ganz zu unterst stehen, erwartungsvoll in die Zukunft schauend, die noch unberührten Mädchen des großherrlichen Harems, welche den bezeichnenden Namen „Gjözde" führen, wörtlich: „im Auge"; d. h. daß ihr Gebieter sie im Auge habe; wenn er, wie wir zu sagen pflegen, ein Auge auf sie geworfen, dann ist sie eine Stunde später Ikbal, nach einem Jahre vielleicht Chasseki, und in dem Augenblicke, in welchem sie einem Knaben das Leben schenkt, Kadine. Wie man sieht, stehen auch Sultanslaunen unter dem eisernen Zwange der Hausgesetze. Für die Begierde des Großherrn sind sie selbstverständlich kein Hindernis, wohl aber für den Ehrgeiz seiner vielen Damen, die nicht lediglich Rosenscherbett trinken und Süßigkeiten naschen, an Sängerinnen und Tänzerinnen sich ergötzen, sondern auch ein wenig mittun wollen in dem dunklen Intriguenspiel, das im kaiserlichen Saraj seine Fäden spinnt. Beiläufig bemerkt, hat das Wort Odaliske, das wir so häufig gebrauchen, nicht den Sinn, den wir in dasselbe hineinlegen. Die falsche Deutung beruht nämlich auf einem Mißverständnis. „Odalik" bedeutet „Frauenzimmer", d. i. ein Zimmer für Frauen und hat somit mit dem sinnlosen Worte, das sich in die deutsche Sprache eingenistet hat, nichts zu schaffen. Zu erwähnen sind noch folgende weibliche Rangstufen, deren Einordnung in die vorstehend angeführten von mancherlei Nebenumständen abhängt: die Milchmutter (Süt Ana), die Erzieherin (Taya) und die Töchter des Sultans. Letztere haben ihren eigenen Hofstaat, durchaus weiblichen, an dessen Spitze die Obersthofmeisterin (Kabile) steht und der dem Range nach folgen: Intendantin, Sekretärin, Siegelbewahrerin, Kammerfrau („Anzieherin"), Garderobiere u. s. w. Denkt man sich einige Dutzend solcher Prinzessinnen, deren rangmäßige Stellung gleichfalls festgesetzt ist, so ergibt sich eine sehr verwickelte, von der Hofetikette normierte Rangordnung. Dazu das Heer dienstbarer Geister (Kalfas); in der Tat: sehr kompliziert, unendlich kostspielig, ein Staat im Staate, ein unerforschliches Reich des Ewig-Weiblichen.

Wir haben oben die Liste berühmter „Osmaninnen" abgebrochen und müssen nun den glänzenden Faden wieder aufgreifen. Oder richtiger die glänzenden Perlen an diesem Faden. Churrem, Safije, Tarchan, Mahpeiker: damit ist die Liste nicht erschöpft. Aus dem kretensischen Rethymo stammte die erste Favoritin des vierten Mohammed, Rebia Gülnüsch, „Frühlingsrosentrank", geheißen. Man kann fürwahr keinen galanteren Namen nennen. Aber der orientalischen Titelliebhaberei genügt das nicht. Sowie Mahpeiker „die Kadine mit den 2700 Schals" hieß, nannte man die Kretenserin „die Ikbal mit den hundert silbernen Karossen"... Dann kam wieder eine Russin an die Reihe, Sultan und Reich zu beherrschen und auszubeuten: Schechsuwar, die Gattin Mahmuds I.

Digitized by Google

und Mutter des nachmaligen Sultans Osman III. Sie betätigte als Islamitin so große Frömmigkeit, daß sie in den Geruch der Heiligkeit geriet. Auch Mahpeiker war eine von den Strenggläubigen. Vor allem aber betätigte sie einen Wohltätigkeitssinn, wie



Bildnis einer Sultanin. (Tintoretto. Bergamo, Galerie.)

keine Sultanin vor und nach ihr. Sie unterstützte in großmütigster Weise Arme und Kranke, bedürftige Witwen und Schuldbelastete, sie kaufte Sklavinnen frei, brachte Witwen und Mädchen unter die Haube und verwendete überhaupt den größten Teil ihres enormen Vermögens für wohltätige Stiftungen. Die bekannte Walide-Moschee

Digitized by Google

an der Brücke von Stambul ist eine derselben. Trotz solcher unbeschränkter Großmut fanden sich, als Mahpeiker die Augen schloß, noch 20 Kisten voll Dukaten in ihrem Nachlasse.

Sehr prunkvoll und sehr liederlich ging es im Harem des Sultans Ibrahim zu, dem ausschweifendsten unter allen Osmaniden. Aus der unübersehbaren Menge seiner weiblichen Palastgenossinnen ragen vor allem Sadschbaghli („die mit den aufgebundenen Haaren") und Telli („die Drahtige") hervor. Wahre Königinnen im Reiche der Macht und des Luxus: als „Pantoffelgeld" die Erträgnisse ganzer Provinzen, ganze Schiffsladungen von kostbaren Kleiderstoffen, unschätzbares Pelzwerk (die Telli hatte einen Kiosk, der ganz mit Zobel ausgekleidet war), goldbeschlagene Karossen, Berge von Juwelen. Berühmt sind auch zwei Favoritinnen (die vorgenannten waren Kadinen) des Sultans: Schekerpara und Schekerbuli, zwei sehr „süße" Wesen (Scheker = Zucker), die sich fortwährend in den Haaren lagen und gelegentlich auch mit den kaiserlichen Prinzessinnen, denen der Sultan befohlen, seine Favoritinnen zu bedienen, sich herumbalgten. Aber das Ende war Heulen und Zähneklappern. Sieben Jahre war Ibrahim aus seinem Harem nicht hervorgekommen. Da brachen die Janitscharen in ganz respektwidriger Weise durch das „Tor der Glückseligkeit", holten sich den Vogel aus dem kostbaren Käfig und warfen ihm die berüchtigte seidene Schnur um den Hals. Von Schekerbuli hörte man nichts mehr; Schekerpara aber flüchtete heimlicher Weise nach Ägypten. Geld hatte sie keines, aber „zweihundert prächtige Bettdecken".

In dem großen Tollhaus, das sich kaiserliches Saraj nannte, gab es stets Ungeheuerlichkeiten in buntester Abwechslung. Kamrigeh („Der Mond der Schönheit") beutete für sich eine ganze Provinz (die Walachei) aus, Rosalinde legte mit liebkosenden Händen die Schlinge um die Hälse der Großveziere Achmeds III. Ein besonderes Kapitel in dieser Tollhäuselei bilden die Hochzeiten der kaiserlichen Prinzessinnen. Die türkischen Chroniken, welche diese Festlichkeiten mit breiter Behaglichkeit schildern, haben uns etliche Namen überliefert: Gewher, die Tochter Selims II., die dessen Großadmiral heiratete, und zwei Töchter des dritten Murad, Fatma und Aïscha. Von der Vermählungsfeier der letzteren werden wahre Wunderdinge erzählt. Das Wunderbarste war wohl ihr Gatte, der Großvezier Mohammed, mit dem Beinamen „Der Ochse". Siebenundzwanzig Eunuchen trugen ebensoviele Schmuckkästchen, deren jedes hunderttausend Dukaten wert war; 240 Maultiere brachten Teppiche und Stoffe, in zwei Dutzend Wagen saßen über hundert Dienerinnen; die üblichen Hochzeitspalmen trugen Früchte aus Juwelen. Die Hochzeitsfackeln waren alle in Goldblech gehüllt. Etwas gewagt war das Geschenk der Braut: 25 der reizendsten Sklavinnen. Und gleichwohl nicht gewagt. War Aïscha nicht die Tochter eines Sultans? Durfte „der Ochse", ohne befürchten zu müssen, daß man ihm die Kravatte (seidene Schnur) etwas zu enge zusammenzog, wenn er seine Augen zu einer dieser Lockvögel erhob, sich mißliche Haremsspäße erlauben? ... Ein noch größerer Aufwand wurde gelegentlich der Vermählung der Tochter Sulejmans II., Kadidscha, mit dessen Günstling Mustafa Pascha getrieben. Der Brautschatz war in 86 Riesenkörben eingepackt; die Geschenke des Bräutigams bestanden in 34 Körben mit kostbaren Stoffen, 20 Körben mit Schals und Badewäsche, vierzig Diener trugen zwei Gärten en miniature, in denen sich goldene Schlösser und silberne Springbrunnen befanden; in zwölf Wagen waren die künftigen Dienerinnen der Prinzessin untergebracht, begleitet von einigen Dutzend schwarzer Eunuchen ... Sultanstöchter, deren Vermählung mit so großem Gepränge gefeiert wurden, daß deren Namen

Digitized by Google

mit goldenen Lettern in den Chroniken eingetragen erscheinen, waren: Bibi die Tochter Ibrahims, die dessen Großvezier Achmed (einen griechischen Renegaten, Sohn eines Erzpriesters) heiratete, Emine, die Tochter Mustafas II., gleichfalls einem Großvezier angetraut, und Ummetullah, unter deren unbeschreiblich kostspieligen Brautgeschenken sich sogar goldene, juwelenbesetzte „Gallinschas" (Stelzschuhe fürs Bad) befanden.

Solche Ehen wurden von den Würdenträgern, die sie einzugehen hatten, als große Glückstreffer angesehen. Man darf aber fragen, wie es unter solchen Umständen mit



Türkische Frauenkostüme aus dem 18. Jahrhundert.

der viel geleierten Melodie von der Sklavenstellung der osmanischen Frau bestellt war. Niemals gab es armseligere Pantoffelhelden als unter diesen Reichsgewaltigen, welche ihre Macht zu den frivolsten Schandtaten ausnützten, von ihren erlauchten Gattinnen aber tyrannisiert wurden. Was die Gebieterin des Harems wollte, das mußte geschehen. Die meisten Verschwörungen, blutige Intriguen, Mordbefehle und andere Greuel wurden in den Schäferstunden hinter den Haremsgittern ausgeheckt. Insbesondere forderte wildeste Eifersucht zahllose Opfer. Niemand war seines Lebens sicher. Eine Kadine Achmeds I. erdrosselte ihre Rivalin mit eigenen Händen, erhielt aber selber von der Überwältigten einen Dolchstoß ins Gesicht, so daß sie blutüberströmt und vor Wut heulend ihrem Gebieter zu Füßen fiel. Selbst die legitimen Sultansgattinnen schalten sich gegenseitig

Digitized by Google

„verkauftes Fleisch" und attakierten sich mit vergifteten Stiletts. Favoritinnen fielen sich wie rasende Tigerinnen an und Sklavinnen, welche die Eifersucht ihrer Gebieterinnen erregt hatten, wurden kurzer Hand aus dem Wege geräumt, erdrosselt, unter Pölstern erstickt, in Brunnen geworfen, zu Tode gepeitscht, oder zwischen eisernen Türen zerquetscht. Während in den vielen Kiosken gespielt, getanzt, gehadert und intriguiert wurde, vollzog sich in einem anderen ein blutiges Gericht, ohne daß die unermeßliche Haremswelt hiervon eine Ahnung hatte. Niemand hörte den Todesschrei der Erbarmungswürdigen, man sah keinen Blutfleck am Tatorte — die Vögel sangen und die Blumen blühten. Des Nachts huschte dann ein Boot auf die schattendunkle Flut hinaus, ein Klatschen auf dem Wasser und — das Harem schlief weiter. Den nächsten Tag erst sahen die Genossinnen, daß einer der goldenen Käfige leer war. Was hatte es auf sich?

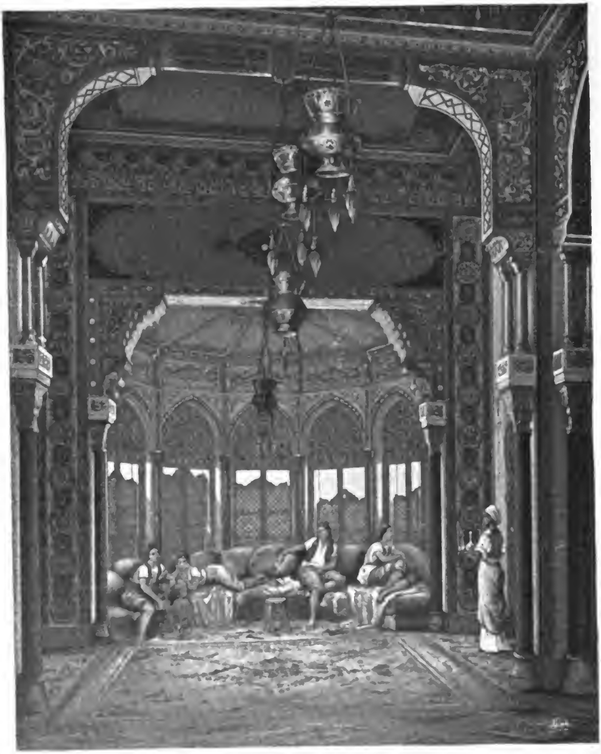
Aus diesem Käfige aber flatterten die so hochbegehrten Huldinnen hinaus, um, in allen Ränken und Gewaltmitteln erfahren, das Leben ihrer Zwangsgatten zu „versüßen". Es waren nicht immer kaiserliche Prinzessinnen. Wer nicht Großvezier oder Günstling war, mußte sich auch mit geringerer Ware begnügen, bis herab zu den Sklavenmädchen. Sie alle aber waren Herrscherinnen in ihrem Reiche. Mihrfiruz („der Liebesstern") beherrschte mit ihrem goldenen Haar „den Herrn zweier Länder und zweier Meere" und Miliklia, eine russische Renegatin, bändigte den Übermut ihres Gatten, des Padischah-Knaben Osman II., der mit 16 Jahren unter den Händen der Janitscharen eines gewaltsamen Todes starb. Es war der erste Sultansmord.

Gegen die „Beglückungen" der Großherren gab es keine Appellation, mochte der Gegenstand dieser Beglückung wie immer geartet gewesen sein. Mit welch süßsaurer Miene mögen jene beiden Würdenträger Osmans III., der Großvezier Raghib und der Vezier Silihdar Mohammed, die Gnadenspende aus den Händen ihres Gebieters genommen haben. Die beiden Schwestern des letzteren, Saliha und Aïscha, welche beide das vierzigste Lebensjahr hinter sich hatten! Und als die erstgenannte bald nachher Witwe wurde, wurde sie nochmals als achtundvierzigjährige Matrone einem Höfling in Gnaden zugesprochen. War der eine oder andere Padischah in Geldnöten, so vergriff er sich wohl auch an Kindern. Eine Tochter des dritten Mustafa, Scheh Sultana, war sechs Jahre (!) alt, als sie ihr Vater seinem Großvezier Emin Mohammed zur Frau gab. Mitgift erhielt sie keine; dafür hatte der Begnadete ein Geschenk von 40.000 Dukaten der schwindsüchtigen Kasse des Padischah zuzuführen.

Wenn man an das Haremsleben der osmanischen Machthaber denkt, vornehmlich aber wenn man sich die zahlreichen Gräuel, die unter diesen „Blumen im Garten Gottes" begangen wurden, vor Augen hält, huschen immer dunkle Gestalten durch unsere Gedanken. Nicht bildlich genommen, sondern Gestalten von Fleisch und Bein, die Eunuchen. Selbstverständlich die schwarzen Repräsentanten dieser weit mehr verächtlichen als bedauernswerten Haremswächter. Sie waren und sind wohl vielfach noch heute der Schrecken und Abscheu der Frauen des Orients. Was Sitte und Korangesetz an ihnen verbrochen, rächten sie durch Grausamkeit, wilde Gelüste, Heimtücke und andere ungeheuerliche Laster. Insbesondere das Haupt dieser Bande, der Kislaraga (wörtlich: „Herr der Mädchen"), den die orientalische Sprachkünstelei mit dem optimistisch klingenden Euphemismus „Wächter der Glückseligkeit" belegt, waren zu Zeiten die dunklen Scheusale, welche die Geschicke der Osmaniden lenkten. Als oberster Hüter des großherrlichen Harems hatte und hat der Kislaraga unumschränkte Macht. Aber weit entfernt, sie auf dieses Gebiet zu beschränken, griff dieses geschlechtslose Ungeheuer mit frecher Willkür

Digitized by Google

auch in die Räder der Regierungsmaschine, in die wirren Fäden der hohen Politik, in die Privatangelegenheiten der Großwürdenträger. Mehr als einer von ihnen brachte es



Türkisches Harem (19. Jahrhundert).

bis zum Großvezier, und wer nicht so hoch emporstieg, beherrschte diesen im gleichen Maße wie seinen Gebieter.

Digitized by Google

Uber das Eunuchenwesen als solches, das wir bereits andernorts erläutert haben [1]), wollen wir weiter keine Worte verlieren. So viel ist gewiß, daß unter den Osmaniden diese Einrichtung in einer Weise entartete, die in der Geschichte der morgenländischen Völker ohne Beispiel ist. Ihre Macht wuchs, je mehr die persönlichen Eigenschaften mancher Sultane — und ihre Zahl ist keine geringe — die Signatur der Degeneration trugen. Unter dem verweichlichten, weibischen Ibrahim konnte es beispielsweise dem Großeunuchen Sünbüllü nicht schwer fallen, die Herrschergewalt in aller Form an sich zu reißen. Er war alles in allem der wirkliche Padischah und nebenher ein höchst spaßhafter Narr. Die Narretei Sünbüllüs ist in der Tat das drolligste, was die orientalische Haremswirtschaft hervorgebracht hat. Wenn man, sozusagen, Sultan ist, bedarf es auch der äußerlichen Attribute hierzu. Eines der wichtigsten derselben ist das Harem. Sünbüllü konnte der Versuchung nicht widerstehen und richtete sich ein solches Frauenhaus ein. In demselben tummelten sich unzählige Mädchen und Pagen, dunkel- und hellhäutige, schwarze und blonde, und unter ihnen eine reizende Tscherkessin, die es dem alten Kislaraga angetan hatte. Für den unvermögenden Mann lag der hohe Wert seiner Geliebten selbstverständlich in deren Keuschheit. Im Oriente aber sind Wunder das tägliche Brot. Was gegen die Natur ist, kann folgerichtig nur ein Wunder sein. Ein solches ereignete sich im Harem des Kislaraga Sünbüllü, als die schöne, unberührte Tscherkessin eines schönen Morgens eines Knaben genaß. Gewiß: das war kein alltägliches Ereignis, deshalb beeilte sich der Alte das Wunder auszubeuten und es dahin zu erklären, daß die junge Mutter durch höhere Fügung zur Amme für den zur gleichen Zeit geborenen Prinzen Mohammed (Sohnes Ibrahims, nachmals Mohammed IV.) bestimmt sei. Als es aber zwischen der Mutter des Prinzen und der wunderlichen Amme zu ernsten Zerwürfnissen kam, mußten die Tscherkessin und ihr Geliebter das Feld räumen und nach Mekka übersiedeln. Das rettete dem letzteren das Leben. Denn als wenige Jahre später Ibrahim entthront und ermordet wurde, ging es auch dessen neuem Großvezier, Nass'r, an den Kragen.

Der „Wächter der Glückseligkeit“ war durch Jahrhunderte der schwarze Schrecken des großherrlichen Harems. Und nicht er allein, sondern die ganze Bande, die ihm gehorchte. Sie waren überall und nirgend, Schatten und Gespenster, Lauscher und Schleicher, Würgengel und Teufel. Unter ihnen waren „die Stummen“ die gefürchtetsten Häscher des Harems, welche — ob nun mit Anlaß oder ohne solchen — auf höheren Befehl ihres Amtes walteten. In allen diesen schimmernden Käfigen lauerte das Verhängnis Tag und Nacht: im Spiegelkiosk beim hochgelegenen Sommerharrem, im Seekiosk, wo die Sultanin-Mutter Mohammeds IV. ihre Strafgerichte hielt, im Rosenkiosk und in all den hundert goldstrahlenden Klausen, wo Liebe und Haß, Treulosigkeit und Eifersucht, Blutgier und andere Teufeleien ihre Orgien feierten. Die Stummen aber waren die lebenden Maschinen, welche handwerksmäßig die jungen Leben vernichteten, Favoritinnen erdrosselten, Sklavinnen erstickten oder erdolchten, Kinder von der Brust jammernder Mütter rissen und vor deren Augen die Kehlen zuschnürten, in Ungnade gefallene Huldinnen brutal von ihren juwelenblitzenden Divanen rissen und fortschleppten — auf Nimmerwiederkehr!

Märchenhaft hoben sich die marmorweißen Giebel und Rosetten zwischen hohen Bäumen vom sternbesetzten Himmel ab. Die Blumen duften schwer, Nachtigallen klagen im Rosendickicht und über glänzende Kieswege fällt da und dort ein matter Licht-

[1]) Vgl. S. 106.

Digitized by Google

schimmer durch farbige Fensterfassetten. Hinter all diesen bizarren Architekturen mit ihrer märchenhaften Pracht schlagen tausende von Frauenherzen, bangende und hoffende, liebeselige und haßerfüllte, im Stillen jubelnde und gebrochene. Die erkorene Kadine träumt von ihrem Glück, dem errungenen, die jugendfrische, unberührte Gjözde von dem künftigen. Daneben, in einem anderen Feenraume, windet sich schmerzdurchzuckt die ihres Kindes beraubte Mutter, wieder in einem anderen zieht beim matten Schein einer Ampel eine zurückgesetzte Favoritin das Stilett aus der Scheide und lächelt verständnisinnig. Auf weichen Kissen schlummert die kindliche Sorglosigkeit, ächzend wälzen sich Gram und Eifersucht auf perlengesäumten Seidendecken, netzen Tränen goldgestickte Schleier.

Unberührt von all dem, von den erstickten Klagen, den Träumen der Wollust, den geheimen Schauern der Wonne, den betäubenden Wohlgerüchen, kauern in den Laubgängen und Dickichten die Wächter dieses Edens. Stumpfsinnig starren sie in den Lichtschimmer, der durch die Schatten huscht. Sie haben nur ein Geschäft: Schleichen und Lauern. Erst wenn die letzten Lichter verlöschen, verschwinden die unheimlichen Schatten.

Heute ist dieser Bereich, in welchem durch Jahrhunderte eine der schicksalsschwersten Epopöen der Menschheit sich abspielte, nur mehr eine Vision. Seit fünfzig Jahren ist das alte Saraj nicht mehr Residenz des Sultans. Von Zeit zu Zeit aber wird es zu nächtlicher Stunde lebendig in diesen halbverfallenen, zauberverschlafenen Schlupfwinkeln, wo einst der osmanische Cäsarenwahnsinn seine Orgien beging. Es sind dieselben Geister, wie dort zu Babylon und Susa, zu Persepolis und in den Hallen des Afrasiab ... Wo ist die verborgene Kraft hingekommen, die vor Zeiten dieses sinnlose Narrentum gängelte? ... Kein Hauch stört das Werk der emsigen Spinnen, die ihre zarten Fäden über dieses Riesengrab menschlicher Leidenschaften ziehen.

Und forscht man nach den Zeichen der Erinnerung, welche an die Namen der berühmten Gebieterinnen in den großherrlichen Prunkgebäuden anknüpfen, so muß man sich mit den stolzen Mausoleen (Turbes) bescheiden, in welchen sie an der Seite ihrer Gebieter oder Söhne ruhen. Es sind meist imposante Bauwerke, wie beispielsweise das Grabdenkmal des großen Sulejman, ein Muster sarazenischer Architektur, oder jenes des Sultans Mahmud II. in seiner etwas überladenen Pracht. Im Mausoleum Sulejmans I., das bei dessen Moschee sich erhebt, ist kein weibliches Mitglied seiner Familie beigesetzt. Seine Mutter, Hafisa, muß sich mit einem verhältnismäßig bescheidenen Denkmal in der Nachbarschaft des stolzen Mausoleums Selims I. (bei dessen Moschee) begnügen. Im Garten neben der Moschee Bajazids II. liegt auch die Mutter dieses Sultans, Gül Bahar, d. i. „die Frühlingsrose"... Außergewöhnlich prächtig ist das Grab, welches die sterblichen Reste der Ailima, Mutter Mohammeds II., des „Vaters der Eroberung", umschließt. Daß sie eine Tochter Königs Karl VII. von Frankreich gewesen sein soll, ist bloß Sage. Als Gattin Murads II. drängte sie sich nicht vor, sie hatte keinen Anteil an den Hofintriguen oder politischen Machenschaften, stand aber im Rufe großer Gelehrsamkeit ... Die berühmte Tarchan Sultana ruht von ihren schweren Kämpfen mit ihrer Rivalin Mahpeiker, die unter vier Sultanen die Herrschaft innerhalb und außerhalb des Sarajs ausübte, in der Turbe neben der Moschee Balik Basari, ihrer Gründung, aus ... Nur Banu (Lichtfrau), die Gemahlin Murads III., wurde auffälligerweise nicht in dem Mausoleum dieses Sultans, sondern in dem seines Vaters, Selims II. (im südlichen Vorhofe der Sofienmoschee) beigesetzt.

Zu den bemerkenswerten Grabdenkmälern gehört wohl jenes, das von Selim III. seiner Mutter, Walide Gülnar Sultana, errichtet wurde. Es ist weniger die Pracht

Digitized by Google

der Anlage, welche diesem Mausoleum den Vorrang vor vielen anderen verschafft, sondern der Umstand, daß mit dieser Ruhestätte zahlreiche wohltätige Anstalten in Beziehung stehen. Sie nehmen fast drei Vierteile der westlichen Seite der Gräberstraße ein, die vom Landungsplatze bei Ejub zu der großen Moschee dieses Stadtteiles führt. In der Nähe befinden sich zahlreiche Grabstätten berühmter Personen. Bemerkenswert für uns ist jenes des Kapudan Pascha (Großadmirals) Kutschuk Hossein, des Gemahls der Sultanin Esma, der einzigen Haremsgebieterin, von der im Volke Geschichten von romantischen Abenteuern im Schwange gehen. In der Nähe von Ortaköj am Bosporus steht ein gelber mit orientalischen Säulen geschmückter Palast. Hier wohnte Esma, eine Schwester Mahmuds II., die Heldin manches tragisch endigenden Liebesabenteuers. Man zeigt hier einen Bogen, unter dem das Wasser des Bosporus aus dem Palast geworfene Leichen hervorspülte.

Die prachtvolle Turbe Mahmuds II. endlich umschließt auch die sterblichen Reste seiner Schwester Ubeitullah, die sich als Dichterin einen Namen gemacht hat, und zweier Töchter des Sultans, Soliha und Kadidscha ... Die Sarkophage in diesen Grüften enthalten keine Leichen. Dieselben wurden in die Erde gebettet und darüber eine in der Mitte mit einem Loche versehene Marmorplatte gelegt. Auf dieser steht in jeder Gruft ein Sarkophag, der aber leer ist. Sechs kostbare Schals bedecken ihn und ein siebenter ist als Turban um das Fez, welches sich am Kopfende des Sarkophags befindet, gewunden. Bei Sultanen und Kronprinzen sind die Turbane mit Diamantaigretten geschmückt. Die Sarkophage der Sultanas sind kleiner, ohne Turban und nur mit zwei Schals bedeckt. Regel ist, daß nur die Mütter der Sultane und deren Kinder in kaiserlichen Mausoleen beigesetzt werden.

Die Turbes im Bereiche des Mausoleums Mahmuds II. umschließen grüne, mit vergoldeten Rosetten verzierte Drahtgitter und sind von Rosen- und Jasminbüschen beschattet. Nur Singvögel fehlen, um ihnen das Aussehen von Volieren zu geben. Der Orient ist die Welt der Gegensätze. Und so empfindet man auch in dieser melancholischen Vereinsamung, wo die Erinnerungen einer ebenso großen und glänzenden, als schreckenerregenden Vergangenheit begraben sind, nichts Beklemmendes. Es liegt etwas Anmutiges, Idyllisches in der Art, wie die Morgenländer Kunst und Geschmack in den Dienst des Todes stellen. Er hat keine Schrecken für sie. Von Schönheit verklärt, ist er seiner Schauer entkleidet. Vögel singen und Blumen duften und das milde Licht spielt in den Dämmerungen des Buschdickichts. Die Gespenster sind dem Leben entrückt, sie spuken nur in — den vergilbten Chroniken ...

Digitized by Google



Kostümbild. H

Zweiter Abschnitt.

Osmanisches Frauenleben in der Gegenwart.[1])

Unter allen Mohammedanerinnen genießt in unserer Zeit die Türkin die größte Freiheit. Allerdings haben wir hierbei in erster Linie das Leben in Konstantinopel vor Augen, also diejenige morgenländische Großstadt, welche an der Schwelle von Europa und somit völlig im Bannkreise abendländischer Gesittung liegt. Um Mißverständnissen gleich von vornherein zu begegnen, setzen wir hinzu, daß sich die so nachdrücklich hervorgehobene Freiheit im großen und ganzen allerdings bloß auf äußerliche Dinge bezieht. Das hat sich im Laufe der Zeiten so gefügt; keine Reformbewegung

[1]) **Moltke**: „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei 1835–1839", Berlin 1841. 3. Aufl. 1877. — **Rigler**: „Die Türkei und deren Bewohner", Wien 1851. — **Hellwald und Beck**: „Die heutige Türkei", I. und II. Bd., Leipzig 1879. — „Stambul und das moderne Türkentum" (anonym), Leipzig 1877. — „Seraj und Hohe Pforte" (anonym), Wien 1879. — **Ahmed Midhat**: „Türkisches Highlife" (übersetzt von E. S.), Großenhain und Leipzig, o. J. — **Bernh. Stern**: „Abdul Hamid II., seine Familie, sein Hofstaat", Budapest 1901. — **G. Dorys**: »La femme Turque«, Paris 1902. — **White**: „Drei Jahre in Konstantinopel", Stuttgart 1846. — **Murad Effendi**: „Türkische Skizzen", 1877. — **Melek Hanum**: „Dreißig Jahre im Harem", o. J. — **A. Choisy**: »L'Asie mineure et les Turcs«, Paris 1875. — **Edmondo de Amicis**: „Konstantinopel", zwei Bände, deutsch von Agnes Burchard, Rostock 1882

Digitized by Google

war hierzu nötig. Anzeichen einer solchen machen sich zwar geltend und haben ihren Anstoß durch die mancherlei Berührungspunkte mit abendländischen Einrichtungen erhalten, doch darf man sich hierüber keine übertriebenen Vorstellungen machen. Der Islam ist in seiner Gesamtheit der Hort jener gesellschaftlichen Einrichtungen, welche im Koran kodifiziert und somit unantastbar sind. An dieser ehernen Schranke muß jede durchgreifende Reformbewegung scheitern. Oder präziser ausgedrückt: sie ist einfach undenkbar, so lange eine Änderung der eingelebten gesellschaftlichen Zustände nicht von innen heraus, als Ergebnis einer ethischen Umwandlung erfolgt. Das ist für so lange ausgeschlossen, als der Islam selbst sich gegen alle kulturellen Fortschritte umpanzert und in seiner Starrheit verharrt.

Worin nun besteht denn eigentlich die eingangs hervorgehobene Freiheit, deren sich der weibliche Teil der osmanischen Bevölkerung erfreuen soll? An Stelle einer präzisen Antwort versetzen wir den Frager mitten in das bunte, äußerst bewegte Straßenleben Konstantinopels. Wer sich daran gewöhnt hat, von der drückenden Sklaverei zu hören, in welcher moslemische Frauen leben, der wird mit Erstaunen wahrnehmen, daß, zum mindesten bezüglich der Bewegungsfreiheit, die Osmanin kaum durch eine nennenswerte Beschränkung in ihrem Tun und Lassen beengt wird. Der Besucher der Weltstadt am Bosporus wird türkischen Frauen im buntesten Tagesgewühl begegnen, er wird sie in großer Zahl in den Gassen, auf den Promenaden, in öffentlichen Gärten und an Belustigungsorten finden. Er sieht sie in Kaufläden eintreten, vor den Schaufenstern schwatzen, in den Wagen der Pferdebahn sitzen, auf den kleinen Bosporusdampfern in bunten Gruppen vereint kindlicher Neugier und heiterer Sorglosigkeit sich hingeben. An manchen Orten, z. B. auf den großen Friedhöfen oder auf den ausgedehnten Wiesengründen, der „Süßen Wässer von Europa“, mit ihren uralten Bäumen, vereinigen sie sich zu unübersehbaren Scharen, farbig wie ein Tulpenbeet, in schwarzen, roten, grünen, blauen Überwürfen (Feredscheh), in Gruppen auf Teppichen kauernd oder im Schatten lustwandelnd, zwischen männlichen Aufwärtern und Verkäufern von Süßigkeiten, spielend und lachend, stets in lebhafter Bewegung, trotz ihres schwerfälligen Ganges — eine Folge des vielen Sitzens mit untergeschlagenen Beinen — und ihrer abenteuerlichen Vermummung.

Was der Schleierzwang in Wahrheit bedeuten will, wird am besten derjenige zu beurteilen wissen, der in dem einen oder anderen Falle von den kleinen Koketterien der Türkin an Erfahrung profitiert hat. Gewiß, die Osmanin ist kokett, ohne Hintergedanken, lediglich zum Zeitvertreib. Sie verschmäht nicht die kleinen Mittel und Mittelchen, welche von der Gefallsucht eingegeben werden, und worin sie — was einigermaßen überraschen mag — weit weniger der Kontrolle unterliegt, als die Europäerin. Das kommt daher, weil die türkischen Frauen niemals in Männergesellschaft auftreten. Sie sind sozusagen immer unter sich, werden in ihrem Gehaben nicht von den Argusaugen eines eifersüchtigen Begleiters — sei es nun ein Gatte oder ein Liebhaber — bewacht. Und das soll Sklaverei sein? Nimmt man die Sache, wie sie ist, so wird man finden, daß in Bezug auf die Bewegungsfreit die Türkin ihren Schwestern — im „gesitteten“ Europa sogar um ein gewisses Maß voraus ist. Da sich kein Mann unterfangen darf, eine mohammedanische Frau, auf der Gasse anzusprechen, während es ihr freisteht, Auskünfte zu erbitten, bei männlichen Händlern Einkäufe zu machen u. dgl. m., ist sie vor allen unerwünschten Belästigungen an öffentlichen Orten geschützt. Ja, die Uniformität der Straßentoilette und der Schleierzwang verhelfen ihr zu einer Art Inkognito, unter

Digitized by Google



Osmanin in Straßentoilette.

welchem sie sich selbst den Blicken ihrer Bekannten, ihres Gatten und ihrer Familienangehörigen unerkannt zu entziehen vermag.

Der Schleier (Yaschmak), früher das sakrosante Schutzmittel gegen die profane Neugierde der Außenwelt, ist heute — wenigstens in den großen Städten, zumal in Konstantinopel — ein Ding, das sich allen Bedürfnissen seiner Trägerin anpaßt. Will sie unerkannt sein, so nimmt die Gesichtsmaske eine Undurchdringlichkeit an, die des schärfsten Forscherauges spottet. Mehr als die Augen sind nicht zu sehen, und sie sind bei allen Türkinnen von der gleichen tiefen Schwärze und jenem feurigen Dunkel, das im Liede gepriesen ist. Eine elegante Türkin in dichter Verschleierung lenkt den Blick des Fremden ebensosehr auf sich, als jene durchsichtige, duftige weiße Wolke, die sich wohlig an das Gesicht schmiegt und es in seinen Hauptzügen deutlich erkennen läßt. Der Kundige weiß in beiden Fällen über den Zweck einer so verschiedenartigen Vermummung Bescheid. Ist die Verschleierung dicht, undurchdringlich, so hat die Betreffende wohl triftige



Türkische Dame in Straßentoilette.

Digitized by Google

Gründe, weshalb sie eine solche Wahl trifft. Und ist sie spinnenwebedünn, zart wie ein Hauch, wie der Flor eines zerfließenden Rauchwölkchens, dann — nun dann weiß die Trägerin einer solchen pikanten Verhüllung, daß sie eigentlich gar nicht verschleiert ist. Sie hat auch in diesem Falle triftige Gründe: sie will erkannt sein. Irgendwo wartet irgendwer, dem sie unter die Augen treten will, mit lächelndem Munde und schimmernden Zähnen, mit der unausgesprochenen Frage: „Bin ich schön? Gefalle ich dir?"... Und der Glückliche, der dieser Begegnung mit nagender Sehnsucht entgegengeharrt hat, lispelt verlegen: „O Morgentau, wie bist du bezaubernd!"... Und ist weit und breit niemand zu sehen, so wird in so schwerwiegender Stunde der Drang des Herzens wohl auch die Lippen der Schönen lösen.

Es ist daher nicht zutreffend, wenn es heißt, daß der Orientale blindlings in die Ehe springt und seine Teuere erst im Augenblicke der Schleierlüftung nach der Hochzeitsceremonie von Angesicht zu Angesicht sieht. In den höchsten und hohen Kreisen wird dies wohl zutreffen, im allgemeinen aber nicht. Die Liebe ist auch in der Türkei erfinderisch und der Kundige weiß, was beispielsweise in Konstantinopel alles möglich ist, und was alles geschieht. Wer hat bei längerem Aufenthalte in der osmanischen Chalifenstadt nicht einschlägige Erfahrungen gemacht? Hat ihm niemals eine kleine, weiße Hand aus einem vorüberfahrenden Wagen zugewunken? Hat er niemals erlebt, daß auf verbotenem Wege die vor ihm Wandelnde eine Blume, ein Taschentuch, ein Band oder dergleichen fallen ließ? Oder daß nicht ein Zettelchen aus einer Masche der engverschlungenen Muschrabiye eines Harems herabglitt, wenn der fremde Wanderer zum so und so vielten Male an den Fenstern vorübergewandelt ist, um schließlich bei der einen oder anderen der angeblich so streng behüteten Insassinnen eine — setzen wir es gleich hinzu — höchst fragwürdige „Eroberung" zu machen?

Fragwürdig in der verwegensten Bedeutung des Wortes. Denn daß alles nur Tändelei ist, liegt auf der Hand. Kein Besonnener wird in die Falle gehen. Was solls damit? Will sich ein Verrückter den Strick holen? ... Aber das ist es gar nicht, was wir beleuchten wollen, nicht das persönliche Moment, sondern das sittliche. Was diesem oder jenem Fremden begegnet, ereignet sich noch viel häufiger unter den Eingeborenen. Die Koketterie treibt nirgends so üppige Blüten, wie in den Harems. Daß sie lediglich Zeitvertreib sei, wird niemand ernstlich behaupten, denn bar aller Romantik sind auch die türkischen Damen nicht. In erster Linie aber dürften all die mannigfaltigen Äußerungen der Koketterie dem Bedürfnisse entspringen, die drückende Haremsklausur zu durchbrechen. Es ist der Trieb zur Rebellion, zur Auflehnung gegen entwürdigende Beschränkungen. Wenn eine türkische Dame in durchsichtigem Yaschmak spazieren geht oder im offenen Wagen ausfährt, oder stundenlang in einem Kaufmannsgeschäfte all die schönen Sachen durchmustert, sich ein Konzert im Volksgarten von Pera anhört und hierbei das Erstaunen einer befreundeten Europäerin erregt, wird sie lächelnd antworten: „Ich lebe wie eine Christin." Man versteht, was sie damit meint. Sie lebt auch als Weib „wie eine Christin", denn sie ist im Harem alleinige Gebieterin, sie hat keine Genossinnen.

Ja: die Polygamie! Das ist der harte Fels, an welchem jede Reformbewegung, die das Los der mohammedanischen Frau bessern soll, scheitert. Hier ist auch der Punkt, wo die Freiheit der Osmanierin ihr Ende findet. Sie ist äußerlich frei, in ihrem häuslichen Kreise gefesselt. Sie hat kein Selbstbestimmungsrecht und was ihr an Rechten zuteil wird, bewegt sich in den engen Grenzen der Koransatzungen. Sie sind für das Weib starr und fest, für den Mann dehnbar nach Möglichkeit. Alle Anzeichen einer größeren Bewegungs-

Digitized by Google

freiheit, von welchen bisher die Rede war, verdankt man dem Umstande, daß von der Polygamie in der Türkei eigentlich wenig Gebrauch gemacht wird. Abgesehen von der Geldfrage, welche entscheidend ist, zieht es wohl der friedliebende Mann vor, seine Ehefreuden an der Seite einer Gattin zu genießen, anstatt in dem Fegefeuer eines wohlbesetzten Harems Tag und Nacht allen Schrecken wüsten Weibergezänkes und den Äußerungen giftigster Eifersucht ausgesetzt zu sein. Je mehr die freiwillige Monogamie Fortschritte macht, desto zwangloser werden die mancherlei Einrichtungen im Lose türkischer Frauen angebahnt, zu deren Kennzeichnung wir obige Streiflichter auf gewisse Äußerlichkeiten im Leben derselben fallen ließen.

Von großem Einfluß auf die Anschauungen und Bestrebungen der Osmanin der besseren Gesellschaftsklasse ist der Verkehr mit befreundeten Europäerinnen. Von diesen geht jener frische Lufthauch aus, der die dumpfe Atmosphäre des Harems langsam, aber stetig verbessert. Die Unwissenheit der mohammedanischen Frauen war bislang der stärkste Hemmschuh zu ihrer sittlichen Befreiung. Bei so vielerlei fremden Einwirkungen, wie sie sich gerade in Konstantinopel geltend machen, konnte es nicht fehlen, daß in die dortigen türkischen Damen der Geist der Rebellion fuhr. Einst von ihren abendländischen Genossinnen durch unüberwindliche Schranken getrennt, rühmen sich heute die verständigeren und vornehmeren Türkinnen ihrer europäischen Freundinnen und Bekanntschaften. Auch der Lerntrieb ist im auffälligen Maße erwacht. Das Mittel hierzu boten die europäischen Erzieherinnen und Lehrerinnen in den vornehmen Häusern. Dieser Einfluß muß mächtig gewesen sein, da sich Sultan Abdul Hamid II. erst jüngst (1901) veranlaßt sah, die Zulassung christlicher Erzieherinnen in die Harems in einem besonderen Iradè zu verbieten. Der großherrliche Hof ist eben jener Ort, wo die moslemischen Traditionen in allen die Frauen betreffenden Einrichtungen im starrsten Konservatismus verharren. Er steht sonach im schroffen Gegensatze zu den Anfängen jener Frauenbewegung in Stambul, die sich ganz offenkundig betätigt. Trotz diesen Verhältnissen ist die erfreuliche Tatsache zu konstatieren, daß in den letzten Jahren in allen Provinzen in der Türkei höhere Mädchenschulen gegründet worden sind. In Konstantinopel wagte sich sogar eine in türkischer Sprache abgefaßte Zeitung ans Tageslicht, die nur für Frauen bestimmt ist und auch einige weibliche Mitarbeiter aufweist. Unter den modernen osmanischen Schriftstellerinnen — und es gibt überraschenderweise solche — erfreut sich besonders eine gewisse Mihri Nissa allgemeiner Beliebtheit.

Am zugänglichsten sind diesen Bestrebungen die gebildeten höheren Kreise, in denen das monogamische Eheverhältnis zur Regel geworden ist. Luxuriöse Haremswirtschaft ist in der Türkei fast gleichbedeutend mit Protzentum geworden. Der reiche Parvenu, der Stocktürke alten Schlages, verschließt sich geflissentlich allen Neuerungen. Er rühmt sich seines Harems, wie etwa bei uns ein Turfmatador seines — Rennstalles. Die breiten Schichten des Bürgertums — wenn diese Bezeichnung sich überhaupt in die sozialen Einrichtungen der Mohammedaner einordnen läßt — sind für fortschrittliche Fragen noch nicht reif, und was schließlich die untere Klasse anbelangt, gleicht die Mittellosigkeit vieles aus, was in den Koransatzungen oder im Herkommen scharf auseinander gehalten wird. Die Armut ist das wirksamste Palliativmittel gegen die Polygamie. Der Begriff „Harem“ hat hier keinen Boden, denn die Gebote der Notwendigkeit sind stärker als die der Schicklichkeit. Wer nicht die Wohnräume danach hat, muß sich damit bescheiden, die ganze Familie, einschließlich des Weibes, in ein, zwei Gelasse unterzubringen.

In den höheren Kreisen wurde in die Schranken, welche fortschrittlichen Bestrebungen entgegenstanden, zunächst wohl durch die Erwerbung von Sprachkenntnissen Bresche gelegt.

Digitized by Google

Mit dem französischen Roman und dem Modejournal zog ein geradezu ketzerischer Geist in die Harems ein. Das war ja eine ganz neue Welt, was den Roman betrifft, sehr merkwürdig, höchst interessant, etwas Märchenhaftes: „Tausend und ein Tag", aufregende Geschichten, Salondamen, glänzende Bälle, Irrpfade der Liebe ohnegleichen, ritterlicher Frauendienst u. s. w., aber auch viel Schlimmes. Die Dekadenz verbreitete einen so



Kostümbild. II.

nervenzerrütteten schweren Duft! Aber es war und ist ja nicht alles Roman, es gibt auch ernstere Lektüre. Dazu der Reiz alles dessen, was mit dem Kultus des Weibes im Abendlande zusammenhängt. Wie griff das alles in die eintönigen Lebensverhältnisse der Haremsdamen ein! Und die faszinierenden Toilettepikanterien der Modejournale. Zuerst staunte man die Bilder an, dann wurde all der bunte Flitter dem gestrengen Gatten abgebettelt, sie kamen, der Gestrenge fand selber Gefallen daran und so wurde sein Harem zu einem Pariser Putzladen. Allerdings sind das nur Äußerlichkeiten, Nichtig-

Digitized by Google

keiten. Aber welche Wege eröffneten sie! Die kindischen Neigungen der Türkinnen eigneten sich vorzüglich dazu, durch hundert Ritzen ihrer sogenannten „Kerkermauern" fremd-



Kostümbild. H.

ländischen Dingen und damit auch fremdländischem Wesen Eingang zu verschaffen. Zeitvertreib der Sache nach, Bruch mit dem starren Festhalten an dem Alten der Wirkung nach. Dieser Zeitvertreib brachte den photographischen Apparat, den Phonographen, die Staffelei,

Digitized by Google

den Zeichenblock, das Klavier, die Nähmaschine, die pompöse Pharuslampe, kostbares Service, elektrotechnische Spielereien, Spieldosen und hunderterlei Gebrauchsgegenstände. Und wo ist das Land, wo diese Wunder aus fleißigen Händen hervorgehen? Anatolien? Persien? Ägypten? Nein, es ist das Land der Christen, das „Paradies der Frauen", der Hort der Freiheit. Wie schön muß es sein, dort zu leben, zu lieben, sich bewundern lassen, seine Reize am Arme eines galanten Mannes öffentlich spazierenführen zu dürfen!

Man begreift, was das alles bedeuten will, ohne daß man nötig hätte, an diesen Dingen herumzukommentieren. Das Verständnis für diesen »vent de révolte« wird sich vertiefen, wenn wir die Osmanin in ihrem herkömmlichen häuslichen Walten beobachten. Dem Herkommen gemäß zerfällt das türkische Haus in zwei streng geschiedene Abteilungen, den Frauengemächern (haremlik) und der Wohnung des Gatten und der männlichen Familienglieder (selamlik). Kinder und Eunuchen sind in die Frauengemächer gewiesen, zu welchen außer dem Hausherrn nur Ärzte und alte, durch körperliche Gebrechen jedes Mißtrauen ausschließende Diener Zutritt haben. Zwischen beiden Abteilungen läuft ein langer Gang, doch hängt alles von den räumlichen Verhältnissen ab. Das türkische Haus hat den Charakter des Zeltes nicht völlig abgestreift; es ist leicht (meist aus Holz) gebaut, luftig, mit außergewöhnlich großen Fensteröffnungen. An Stelle der Zeltvorhänge sind — wenigstens in den Frauenwohnungen — die zierlichen, geschnitzten Holzgitter (kafes, arabisch muschrabiye) getreten, Vorsprünge und Erker (schahnischin) beleben die Fronten. Auch das Innere erinnert an das schlichte Inventar eines Zeltes: Teppiche, niedrige, rings an den Wänden umlaufende Divans (soffa) mit zahlreichen Kissen (jasstyk), einige Tabouretts, Waschbecken. Dies gilt hauptsächlich von dem Schlafraume (jatak odasy). Der Empfangsraum (musafir odasy) bietet mehr Gelegenheit zur Entfaltung einer behaglichen Wohnlichkeit. Das Speisezimmer (jemek odasy) endlich zeigt die herkömmliche Einrichtung und als Hauptmöbelstück das große Tabouret (tabla), auf welches die Gerichte auf großen, runden Serviertellern aus Zinn oder Kupfer gestellt werden. Die an dem Mahle Teilnehmenden ordnen sich rings um die Tabla an, auf niedrigen Schemeln sitzend oder auf dem, selbstverständlich mit einem Teppich belegten, Boden hockend.

Eine türkische Hausfrau des Mittelstandes hat keine großen Küchensorgen. Das Menu ist immer dasselbe und setzt sich aus etlichen Nationalgerichten zusammen, unter welchen gedünsteter Reis (pillaw) in erster Linie steht und bei keinem Mahle fehlen darf, auch auf der Tafel des Padischah nicht. Man liebt es, den Pillaw mit Pfeffer scharf zu würzen oder mit Honig, Fruchtsaft, Tomatenbrühe u. dgl. zu versüßen. Ein anderes Lieblingsgericht sind mit Reis und gehacktem Fleisch gefüllte, mitunter mit Sahne übergossene, kleine Kürbisse (dolma), die sehr gut munden. Von Fleischspeisen genießen Vorzug: Hühnerragout (kapama), Lammsbraten (kebab) und Koteletts (külbaste), alles meist stark gewürzt. Die Türken lieben, gleich allen Orientalen — und mehr noch die Frauen — die Süßigkeiten außerordentlich. Als Näscherei zu allen Stunden des Tages dient das Rahatlukum, eine für den europäischen Gaumen höchst bedenkliche Paste, an welcher Zucker, untermengt mit Amylum und arabischem Gummi (!) den Hauptanteil haben. Dazu kommen eingemachte Früchte (retschel), Obstkonserven (datlü) und allerlei Fruchtwässer (scherbets), unter welchen der Rosenscherbett am höchsten im Range steht. Von etwas fadem Geschmacke ist der aus Rosenblättern bereitete Retschel, der aber stets stark verdünnt wird ... Von Mehlspeisen sind zu nennen: eine Art Biskuit (gewrek); mit Honig und Zucker versüßte und mit Nüssen und Mandeln untermengte

Digitized by Google

Nudeln (tell kadaïf); tortenartig übereinander gelegte Brotschnitten (ekmek kadaïf), mit Zwischenlage von süßer Sahne, das Ganze in Honig getaucht; mit Käse gefüllter Kuchen (börek) u. s. w. Merkwürdigerweise zählt die Hühnerbrust (taukgöksi) zu den Mehlspeisen; die feinen Fleischfasern werden nämlich mit Milch zu einem süßen Brei zerrieben. Als Dessert figuriert eine dickgeblätterte, aus gewöhnlichem Mehlteig, Honig und Mandeln bereitete Torte (baklava), oder die sehr süße helva, ein Gericht aus Sesam, Haselnuß, Fruchtsaft und Fett, das stets kalt gegessen wird. Eine Abart dieser Speise, welche aus Mehl, Honig und Butter bereitet wird, hat die Eigenschaft, sich in Fäden zu ziehen und heißt ketenhelva.



Große Gesellschaftstoilette (Kostümbild).

Die Toilette der Türkinnen — wir haben hierbei nur die vornehmen im Auge — bekommt der Fremde niemals zu Gesicht. Auf der Gasse begegnet er nur den vermummten Gestalten in yaschmak und feredsché, die alles, was darunter ist, dem forschenden Blicke entziehen. Der feredsché ist eine Art Mantel mit großem Kragen, aber ohne Ärmel, der in weiten Falten von den Schultern bis zu den Füßen reicht, im Winter von Tuch, im Sommer von Seide, immer einfarbig: rot, gelb, grün, blau, violett. Die jeweils herrschende Farbe wird von der Mode diktiert. Aber auch ein so unförmliches

Ding, wie es ein feredsché ist, hat seine „Sprache", die stumme Zeichensprache der Koketterie. Nur Eingeweihte vermögen sich in dieser rätselhaften Zeichendeuterei zurechtzufinden, die im Rücken und Lüften der Falten besteht und ihren verwegendsten Ausdruck in einem leichten Aufschürzen erhält, mit welcher Attitüde freilich nicht viel verraten wird. Was der feredsché deckt, sind die Oberkleider, welche der Hauptsache nach aus einer mehr oder weniger reich gestickten Jacke (jelek), und den bekannten bauschigen Beinkleidern aus Seide (schalvar), die um die Taille durch einen Gürtel festgehalten werden, besteht. Das landesübliche Schuhwerk, eine sockenartige Fußbekleidung aus weichem, gelben Leder (terlik), ist aus Konstantinopel fast gänzlich verschwunden. Die europäischen Damenstiefeletten haben über sie schon vor längerer Zeit triumphiert.

Übrigens ist auch die vorstehend analysierte Toilette lediglich die herkömmliche türkische Frauenkleidung (fistan). Würde eine der vornehmen Damen, denen man auf der Straße begegnet, den feredsché ablegen, so stünde eine Modefigur nach dem neuesten „Journal" vor uns. Nur der Kopf würde eine Ausnahme machen. Seine Hauptzierde ist ein Käppchen (hoto) aus Tüll oder Seidengaze, meist mit Blumen, häufig auch mit Diamanten und Perlen geschmückt, stets etwas nach links geneigt. Über dieses Käppchen wird beim Ausgehen der yaschmak, der aus zwei Teilen besteht, geschlungen. Die Anwesenheit des Kopfputzes erklärt die starke Aufbauschung, welche unter dem Schleier wahrzunehmen ist. Das Käppchen ist allgemein in Gebrauch; auch die Damen des großherrlichen Hofstaates legen es an, wenn sie sich außer Haus begeben. In den Wohnräumen dagegen wird der hoto niemals getragen ... Ein Toilettestück besonderer Art ist das lange Schleppkleid (etekli entari) der kaiserlichen Dienerinnen (kalfas), das im Dienste nach vorne zusammengerafft und mit den Spitzen unter einen Gürtel (kuschak) gezogen wird. In diesen Gürtel schiebt die Betreffende auch die gefalteteten Hände, wenn sie in der bekannten orientalischen Sklavenposition verharrt. Die vornehmen Damen des großherrlichen Harems tragen dagegen kurze Kleider. Selbstverständlich richten sich alle Frauen der höheren Gesellschaftsklasse danach ... Im übrigen ist auch der Türkin in der Betätigung ihres individuellen Geschmackes keine Grenze gesteckt. Ein Beispiel, wie leicht sich pompöser morgenländischer Aufwand mit abendländischen Formen vereinigen läßt, gibt das auf Seite 734 stehende Kostümbild ab. Es braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß alle dargebotenen Abbildungen keine Aufnahmen in Harems, sondern nach kostümierten Modellen hergestellt sind. An dem Wesen der Sache ändert dies nichts.

Wir haben weiter oben erwähnt, daß der großherrliche Hof der Hort des konservativen Alttürkentums strengster Observanz sei, und daß dementsprechend auch das Familienleben und die Frauensitten, und was damit alles zusammenhängt dem herkömmlichen morgenländischen Zwange unterliegen. Indes darf dies nicht im vollen Wortsinne genommen werden. Das meiste Altherkömmliche, in überliefertes Formenwesen Geschnürte, ist auf Rechnung der Etikette zu setzen. Auch eine abendländische Prinzessin erfreut sich nicht jener ungebundenen Bewegungsfreiheit, wie sie dem nächstbesten Mädchen aus dem Mittelstande zuteil wird. Sultan Abdul Hamid II., eine im großen und ganzen leutselige und zugängliche Natur, ist nicht der starrköpfige, orientalische Despot, der sich jedem Lufthauche der Zivilisation mit stumpfsinnigem Fanatismus verschlösse. Aber die leidige Politik, die zerfahrenen Verhältnisse im Reiche, die Einflüsterungen einer um ihren Einfluß besorgten Kamarilla sind die Veranlassungen, daß der Sultan zu einer, vielleicht nicht ganz unbegründeten Ängstlichkeit neigt. Daher gewisse Maßnahmen und Engherzigkeiten, welche

Digitized by Google



Osmanin in Haustoilette. H.

man ohneweiters als Symptome einer rückschrittlichen Gesinnung auffassen möchte. Es ist leicht, einem so vielfach beeinflußten Herrscher einzureden, dies oder jenes sei eine schädliche Neuerung, geeignet den moslemischen Konservatismus zu untergraben, den inneren Kitt des Reiches zu lockern, die Geister des Umsturzes zu entfesseln. Zu solchen Erwägungen, die noch des weiteren von den zumeist nicht sehr heiteren persönlichen Stimmungen des Padischah in ungünstiger Weise beeinflußt werden, kann es nicht Wunder nehmen, wenn fortschrittliche Regungen an oberster Stelle nicht nur keine Stütze, sondern ausgesprochene Gegnerschaft finden.

Trotzdem sind die Verhältnisse am großherrlichen Hofe — wobei wir der Natur der Sache nach ausschließlich das weibliche Element vor Augen haben — freundlicher und sympathischer, als die landläufige Unkenntnis von diesen Dingen vermuten ließe. Die Frage: ob dieser landläufigen Unkenntnis eine, auf voller Authentizität fußende intime Vertrautheit gegenüberstünde, kann ohneweiters im bejahenden Sinne beantwortet werden. Die Geheimnisse des großherrlichen Harems gehören der Vergangenheit an. Mögen immerhin die Prachtgemächer der kaiserlichen Frauen (worunter alles Weibliche, das sich dort herumtummelt, summarisch, ohne Standes- und Rangunterschiede, gemeint sein will) durch einen mehrfachen Mauerring von der Außenwelt geschieden sein: der Jildiz-Kjöschk (Sternen-Kiosk) ist kein Mysterium. Wenig-

Digitized by Google

stens in dem Sinne keines, daß man nicht so ziemlich gut darüber unterrichtet wäre, was Wahrheit und was Dichtung, nüchterne Tatsächlichkeit und phantastische Ausschmückung ist. Wenn Männer an der Schwelle des Harems — oder vielmehr in noch weit respektvollerer Entfernung — Halt machen müssen, so ist wenigstens etlichen Frauen von Rang der Weg dorthin offen. Man geht ja auch in der Burg eines europäischen Souveräns nicht aus und ein, wie es einem beliebt. Und wenn den abendländischen Hoffesten und dergleichen Schaustellungen der höfischen Repräsentation eine gewisse Öffentlichkeit zukommt, so fehlt es hinter diesem glanzstrahlenden Bilde gleichwohl nicht an Verschleierungen und Verhüllungen, die alles Intime der profanen Alltäglichkeit entziehen.

Also: das großherrliche Harem ist für uns kein dunkles, prickelndes Geheimnis, keine Wunderinsel orientalischer Märchenpoesie, weder Hölle, noch Himmel, nicht unfaßlicher Zauberspuk, nicht gruseliger Roman. Ganz im Gegenteile: es ist an all dem, wenn man von dem kolossalen Aufwande, den Herrlichkeiten eines morgenländischen Fürstenhofes und der wimmelnden Vielzahl weiblicher Wesen absieht, eigentlich nicht einmal etwas Außergewöhnliches. In Indien zählt man etwa 500 Fürstenhöfe und darunter einige Dutzende, an denen vielleicht mehr vom Reize des Märchenhaften hängt, als am Dar ul seâdet (kaiserlichen Harem) am Bosporus. Wir leben nicht in der Zeit der Mohammed und Murad, der Selim und Achmed, der seidenen Schnur und der „Stummen“. Zwar ist es noch immer der wundersame, abenteuerliche, irrlichternde Orient, das Bereich der gifthauchenden Blumen und der mordbereiten Liebe, das große Zaubertheater der Welt — aber ein Mysterium ist es nicht.

Wir lüften also keine Schleier, wenn wir einen Blick in diese Welt werfen. War es bisher auch nur wenigen Damen von Pera vergönnt, das Harem des Sultans zu besuchen, so hat dies gleichwohl ausgereicht, uns mit dem Leben in demselben vertraut zu machen. Lücken sind leicht auszufüllen. Die Frauen osmanischer Großwürdenträger, welche früher dem großherrlichen Harem angehörten, verwandtschaftliche Beziehungen zum Hofe, europäische Freunde der hier in Frage kommenden Gatten oder sonstigen Familienangehörigen, Bekanntschaften der Frauen untereinander: die Kette, auf der intime Mitteilungen wie Welle auf Welle forthüpfen, ist wahrlich nicht knapp bemessen.

Die Hauptsache aber bleibt der Mussafir — der Gast. Wenn eine Dame in das kaiserliche Harem zu Besuch kommt, braucht sie nur die Augen zu öffnen, um vielerlei zu sehen. Sie wird von Dayra zu Dayra (Wohnungsabteilungen) geführt, beteiligt sich an den Diners, kann die prachtvollen Toiletten und den fabelhaften Luxus in Schmuck, Einrichtung und Tafelservice bewundern. Auch kann sie so ziemlich über alles plaudern. Man rühmt den Prinzessinnen des kaiserlichen Harems ihre vorzügliche Bildung, ihre Vertrautheit mit abendländischer Literatur — zum mindesten der französischen — nach, sie treiben mit Vorliebe Musik (der Sultan selbst ist ein leidenschaftlicher und guter Klavierspieler), kennen die Werke und den Lebenslauf der hervorragendsten Meister und sind überhaupt vollendete Weltdamen. Nichts von der faulen Lebensweise, dem Herumlungern auf Divanen, der blöden Unwissenheit, dem geistlosen Getändel nach herkömmlicher Vorstellung. Dazu gehört auch die angeblich unvermeidliche Zigarette, der Tschibuk oder die Wasserpfeife (nargileh). Im Harem des Sultans wird nicht geraucht. Das wäre gegen den guten Ton. Dagegen gelten eine gewisse Ungezwungenheit, eine natürliche Heiterkeit, die — da nur Frauen und Mädchen unter sich sind — durch keinen Zwang beengt wird, naives Sichgehenlassen und kindliche Naivität als Kennzeichen

Digitized by Google

eines jovialen, geselligen Verkehres, sehr im Gegensatze zu der künstlich drapierten und ceremoniösen Art unseres Salonlebens mit seinen Heucheleien und „Gesellschaftslügen". Welche Ungezwungenheit und Heiterkeit, wenn die Scharen niedlicher Musikantinnen und Sängerinnen, oder die graziösen Tänzerinnen gelegentlich eines solchen intimen Symposiums auftreten! Das ist noch die althergebrachte morgenländische Lustbarkeit in ihrer reizenden Ursprünglichkeit!... „O Fürstin der Schönen! Trinken ohne zu singen, heißt nicht fröhlich sein," sagt in „Tausend und eine Nacht" in der Erzählung von Nureddin und der schönen Perserin der alte Gärtner, der die Flüchtlinge heimlich im Pavillon des Chalifen bewirtet, zu seinem reizenden Gaste. Das ist noch heute Grundsatz im Oriente.

Die Künstlerinnen am kaiserlichen Hofe sind auserlesene hübsche Mädchen und erhalten ihre Erziehung und Ausbildung im Palaste. Gar nicht orientalisch aber ist die Einrichtung, daß die Lehrer durchwegs Europäer sind. Allerdings ältere Herren, von jener gewissen Respektabilität, die vor gefährlichen Ungehörigkeiten schützt. Überflüssigerweise sind in den Unterrichtsstunden auch Eunuchen zur Stelle. Sie haben es sehr wichtig, doch sind sie kaum mehr als lästige Staffagen. Selbstverständlich sind die Mädchen verschleiert. Die Entfernung, welche zwischen den Professoren und den Mädchen einzuhalten ist, wird von den schwarzen Störenfrieden peinlich überwacht. Ähnlich geht es in der Tanzschule zu, doch wirken hier nur einheimische Lehrer, da es sich ausschließlich um arabische und türkische choreographische Künste handelt. Musik- und Gesangkorps sind im Harem in einer besonderen Darya untergebracht. Aber die Trennung der Geschlechter hat eine kuriose Einrichtung geschaffen. Im Theater werden weibliche Rollen von Männern dargestellt, bei Darbietungen im Harem schlüpfen Sängerinnen und Schauspielerinnen in Männerkleider. Sehr kurios! Man erzählt sich Wunderdinge von der märchenhaften Pracht der Kostüme und des Schmuckes dieser osmanischen Ballerinnen. Ob sie wohl jene durchsichtigen Musselinhüllen anlegen, welche die jugendlichen, elastischen Körper kaum auf das Notdürftigste verhüllen, wenn europäische Damen anwesend sind? Nein, das ist nur für den Padischah. Er hat die Hölle am Tage, wenn er von den Würdenträgern, Botschaftern und Palastbeamten drangsaliert wird, weshalb soll ihm am Abend nicht ein Blick in das Paradies Mohammeds mit Huris aus Fleisch und Blut vergönnt sein?

Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, daß alles, was auf einen weiblichen Namen hört, im Harem des Sultans hinter Gittern und Eunuchenketten verbarrikadiert lebt. Die Damen des Hofstaates genießen volle Bewegungsfreiheit und dürfen auch Fahrten ins Freie unternehmen. Die Kadinen freilich sind auf den Raum innerhalb des Palastes verwiesen. Aber das ist ein sehr weitläufiger Raum, ein sehr reizvoller, ein Paradies mit den herrlichsten Gärten der Welt. Übrigens beteiligen sich die Sultanin-Mutter, einige Prinzessinnen und sonstige Begünstigte an dem allwöchentlichen Selamlik, d. h. an der jeden Freitag stattfindenden Ausfahrt des Sultans nach der Hamidie-Moschee, die unter Entfaltung eines gewissen, sich immer gleichbleibenden Gepränges stattfindet. Einmal im Jahre aber dürfen fast alle Damen des Harems ihre prächtigen Klausen verlassen: am 15. des Monats Ramazan, wenn der Padischah zum Feste des Hirkai Scherif („heiligen Mantels") nach Stambul fährt. In einer endlosen Wagenkolonne begleiten die kaiserlichen Frauen und deren weibliche Gefolgschaft ihren Herrn nach dem Schauplatze der feierlichen Handlung.

Die engere, kleinere, paradiesisch heitere Welt all dieser „Herzeroberinnen", „Wonnequellen", „Rosenblätter", „strahlenden Monde", „Lebenserweckerinnen" und wie sie sonst

Digitized by Google

orientalisch-sinnige Namen führen mögen, ist aber der für sie und ihren kaiserlichen Gebieter reservierte Lustgarten in den ausgedehnten Parkgründen des Jildiz-Kjöschk. Hier erschließen sich die Wunder der Wintergärten und Treibhäuser, der Volieren mit ihren bunten Vogelscharen, die Hallen mit ihrem großartigen Aufwande an Blumenpracht und Pflanzenschmuck. Zwischen lieblichen Hainen breiten sich förmliche Seen aus, künstliche Inseln, gleich Märchengebilden, laden zum Besuch, zu welchem Ende Brücken, eine Dampfbarkasse und ein kunstvolles elektrisches Boot zur Verfügung stehen. Spiele und Lustbarkeiten aller Art kürzen die Zeit. Ein Sommerabend in diesen zaubervollen Gründen, vom kühlen Hauche, der vom Bosporus herüberstreicht, gewürzt, das Spiel der Lichter in den Laubgewölben, der schmelzende Gesang der Singvögel: ist Samarra wiedererstanden, der berückende Chalifentraum? Oder sind es die Rosen von Schiras, die hier duften? ... Wie hell klingt das fröhliche Lachen, wie einschmeichelnd ein in den Wind getrillertes Lied, wie anziehend äußert sich die zwanglose Heiterkeit!

Und abends das Theater. Die Kadinen, Prinzessinnen und ihre Hofdamen füllen die ihnen zugewiesenen Logen. Der Sultan fehlt fast niemals. Eine abendländische Diva ist zu Gast und die reizenden „Gefangenen" in ihren vergitterten Käfigen haben Gelegenheit, die Kunst der Geladenen zu bewundern. Sie amüsieren sich sehr. Die weichen Melodien der „Norma" begleiten sie noch in ihre stillen, aber in aller morgenländischen Pracht strahlenden Klausen, wo sie sanft in das Reich der Träume hinüberschlummern. Und das soll ein drückendes Sklavenleben sein? Die Freiheit, die durch kein Pfahlwerk beengte, ist es freilich nicht. Aber die Osmaninnen sind Kinder — vorläufig noch — und die müssen hübsch am Gängelbande geführt werden ...

Die osmanischen Prinzen werden in ihrem vierzehnten Lebensjahre volljährig, erhalten einen der kaiserlichen Paläste als Wohnung zugewiesen, einen eigenen vielhundertköpfigen Hofstaat, Frauen und Sklavinnen. Öffentlich treten sie niemals hervor und ihre Bewegungsfreiheit unterscheidet sich nicht wesentlich von jener der Haremsdamen ... Die kaiserlichen Prinzessinnen erhalten eine sorgfältige Erziehung und haben die Anwartschaft, irgend einen durch offiziellen oder gesellschaftlichen Rang oder durch persönliche Verhältnisse hervorragenden Mann zum Gatten zu erhalten. Sogenannte ebenbürtige Ehen sind für sie — so gut, wie für den Sultan selbst — ausgeschlossen. Dynastische Beziehungen, welche ebenbürtige Ehen zulassen würden, haben die Osmaniden nicht. Derlei kennt man überhaupt nicht im Orient. Vom Goldenen Horn bis zum Hindukusch giebt es nur zwei Dynastien: die Osmaniden — der auch die Chalifenwürde über die gesamte moslemische Welt der Sunna zukommt — und die persische Dynastie der Kadjaren, welche bekanntlich der Schia angehört. Das Schisma läßt zwischen beiden Herrscherhäusern eine unüberbrückbare Kluft offen.

Von den Töchtern des Sultans sind etliche — Naïmeh, Zekieh, Naïleh — durch ihre Ehen mit Würdenträgern (oder deren Söhnen, z. B. jenen des Helden von Plewna, Ghazi Osman Paschas) aus der Klausur des kaiserlichen Harems vorübergehend in die Öffentlichkeit hervorgetreten. Selbstverständlich kennt man im Harem einer kaiserlichen Prinzessin die Polygamie nicht. Ihre bevorzugte Stellung im Hause des Gatten kennzeichnet das viel mißbrauchte Schlagwort türkischer Frauenbedrückung. Nicht ihr Gatte, sondern sie führt das Regiment. Ja, noch mehr: selbst Mädchen, die früher dem Hofstaate angehörten und mit irgend einem Palastbeamten eine eheliche Verbindung eingehen, beherrschen, kraft ihres Einflusses und der Protektion, deren sie sich auch fernerhin seitens ihrer ehemaligen Gebieterinnen erfreuen, ihren Gatten, und

Digitized by Google

nicht umgekehrt. Eine „höheren Ortes" vorgebrachte Klage über schlechte Behandlung oder dergleichen kann dem Gatten eines solchen kapriziösen Wesens schwere Unzukömmlichkeiten bereiten. Dazu kommt noch eine Gepflogenheit, welche an humaner Gesinnung den abendländischen Hofhaltungen zum Vorbilde dienen könnte, wenn hier ihre Anwendung überhaupt möglich wäre. Den verheirateten ehemaligen Dienerinnen des kaiserlichen Harems steht nämlich, sobald sie Witwen werden, die Rückkehr dorthin frei, einschließlich der Kinder, und sie genießen lebenslängliche Versorgung ... An die Spitze der Haremsvorstehung einer verheirateten Prinzessin tritt entweder deren Milchmutter (Süt Ana) oder deren frühere Erzieherin (Taya).

Nun noch einige Worte über das bevorzugteste weibliche Element im kaiserlichen Harem, die Tscherkessinnen. Daß sie auch in den Frauengemächern der türkischen Großen vielfach das Regiment führen, ist bekannt. Man kann sagen, daß fast alle Sultansmütter Tscherkessinnen waren. Das Attribut solchen Vorrechtes ist die vielgerühmte Schönheit der zirkassischen Mädchen. Eine Förderung dieses Vorrechtes findet sich in dem gemeinsamen Bestreben dieser Mädchen und ihrer Mütter, in das Harem des Padischah oder doch in dasjenige eines seiner Würdenträger einzuziehen. Trotzdem ist es vorgekommen, daß die eine oder andere dieser zu hohem Einflusse gelangten Damen ihrem leibhaften Vater, der sie gelegentlich zu sehen wünschte, die abweisenden Worte übermitteln ließ: „Ich will nicht das Antlitz des Menschen sehen, der keinen Anstand nahm, mich in die ‚Sklaverei' zu verkaufen."

Beiläufig bemerkt, ist der Handel mit tscherkessischen Mädchen weniger für deren Eltern, als vielmehr für die „Vermittlerinnen" ein einträgliches Geschäft. Letztere sind aber meist die hochgestellten kaiserlichen Damen selbst oder die eine oder andere geschäftskundige Gattin eines Großen. Daß dieser Handel mit Menschenfleisch einen goldenen Boden hat, bekräftigen Zahlen. Von einer gewissen Atidscheh ist eine Preisliste über verkaufte Tscherkessinnen bekannt geworden, die Interesse beanspruchen darf. Die Zahlen bewegen sich zwischen 200 und 1000 Pfund Sterling. Die schöne Dschemelalifa hat den höchsten Preis, die von der Natur offenbar weniger bevorzugte Dilber den niedrigsten. Die Abstufungen in der Schönheitsskala werden durch die Namen: Andelib, Ainifer, Afitab, Frenkistu u. s. w. markiert.

In den Harems sind übrigens die Tscherkessinnen nichts weniger als beliebt. Zwischen ihnen und ihren türkischen Genossinnen herrscht zumeist Feindschaft, unter sich sind sie intriguant, eifersüchtig und liederlich, ihre Gebieter drangsalieren sie mit ihren bösen Launen und ihrer Verschwendungssucht. Im kaiserlichen Harem können sie diese schönen Eigenschaften selten ganz entfalten, da sie meist nach kurzer Zeit aus dem Palaste durch Verheiratung mit Offizieren oder höheren Beamten entfernt werden. Selbstverständlich fehlt es nicht an frischer Ware. Ist sie verbraucht, dann greift wieder strenge Musterung platz, und so fort mit oder ohne Grazie ...

Digitized by Google

Dritter Abschnitt.

Frauenleben und Liebe in der osmanischen Dichtung.[1])

Die osmanische „Maya" ist eine sehr anspruchsvolle Dame. Etwa so, wie jene halbbarbarischen Schönen es sind, die unversehens in den Dunstkreis der Zivilisation geraten und nun die drolligsten Anstrengungen machen, ihre plumpen Hände in Glacéhandschuhe zu zwingen und die Wunder der „Konfektionäre" anzustaunen. Man erprobt sie gleich an sich selber und findet, daß alles vortrefflich sitzt. Wenn es nicht die neueste Mode ist, so tun es auch von „Herrschaften abgelegte" Sachen ... So ist die osmanische Maya. Nennen wir sie bei einem verständlichen Namen: die osmanische Dichtung. Auch die turanische Zeltbewohnerin möchte sich verherrlicht sehen, aber die einheimischen Dichter-Schneider verstehen sich nicht auf derlei geistige Toilettekünste. Was tuts? Man greift zu importierter Ware und gibt ihr einen nationalen Aufputz. Der Import kommt aus Arabien, wo die volltönigen Frauenlieder zu Hause sind, und aus dem alten Iran, dem Lande der Helden und erotischen Romantiker. Bei letzteren hilft eine dunkle Erinnerung nach. Turan: ist das nicht das Land der Afrasiab? Weilte nicht der Turanier Ferud mit seiner Mutter Dscherireh in Kelat, wo er unter dem Ansturme der Iranier verblutet und seine Mutter sich den Tod gab?

Emporkömmlinge — und solche waren die Osmanen im außergewöhnlichen Maße — haben bekanntlich eine besondere Schwäche für fiktive Stammbäume. Da es den älteren Türken vor lauter Mord und Brand an Gelegenheit fehlte, sich in besseren Künsten zu betätigen, behalfen sie sich ihrer Gewohnheit nach mit kleineren Räubereien. Zum Glücke ein ganz harmloses Spiel, bei dem höchstens der geläuterte ästhetische Geschmack zu Schaden kam, von dem aber die osmanischen Versemacher keine blasse Ahnung hatten. Um es kurz zu sagen: bis zum 16. Jahrhundert wußte man noch kaum etwas von türkischer Dichtkunst. Noch am Hofe der Seldschukiden war das Türkische, da es für grob und bäuerisch galt, verpönt. Es wurde Persisch gesprochen, amtiert und gedichtet. An den orientalischen Höfen war das Dichten in allen Zeiten eine Art Sport, an dem sich so ziemlich alles beteiligte, was mit dem „Kalâm" umgehen konnte, dem willigen „Schreibrohr" eines Heeres von Verseschmieden. In den drei Jahrhunderten

[1]) Hammer-Purgstall: „Geschichte der osmanischen Dichtung mit einer Blütenlese aus 2200 Dichtern". 4 Bde. Pest 1836—1838. — J. W. Redhouse: „On the History, System and Varieties of Turkish Poetry etc.", London 1879. — E. J. W. Gibb: „History of Ottoman Poetry"; Bd. I, London 1900. — Dora d'Istria: „La poésie des Ottomans"; II. Aufl. Paris 1877. — E. Dvořak: „Bâki als Dichter" (Z. d. Deutsch. Morg. Gesell. XLII, 560 ff.). — Hammer-Purgstall: „Bâkis, des größten türkischen Lyrikers Divan", Wien 1825.

Digitized by Google

von 1500 bis 1800 zählte man deren bereits über 2000 und seitdem sind noch ein Tausend solcher teleskopischer Sterne 16. und 17. Größe am osmanischen Dichterhimmel entdeckt worden. Mancher dieser „Berühmten" ist nur mit etlichen Versen vertreten. Eine Unmasse abgegriffener Scheidemünze wanderte aus den Goldtruhen der Araber und Perser durch die ungeschickten Hände der Sänger des Hirtenvolkes.

Noch zu Beginn des 15. Jahrhunderts verspürt man am blauen Marmarameere die erotische Luft Persiens. Scheichi singt den Leibeszauber Schirins auf den Höhen des bithynischen Olymps, „unter dem Gesäusel von Pinien, das in seiner Dichtung weht, unter dem Gemurmel reiner Bergwasser, das in seinen klaren Versen widerhallt".[1]) Es war nichts weiter, als eine Übersetzung der Dichtung Nisamis. Dann kommt Sinan Tschakeri, der die berühmten Liebespaare des Ostens: „Leila und Medschnun", „Wamik und Asra", „Wis und Ramin", „Yussuf und Zuleikha" in den osmanischen Dichterhain einführte. Nebenher widmet Chalili (Mitte des 15. Jahrhunderts) der Trennung von der Geliebten ein ganzes Buch, „Firkat-nameh", und ein zweites, weniger sentimentales, das „Buch der Liebeslust und des gesellschaftlichen Vergnügens" ... Nun fängt alsbald ein allgemeines Singen und Klagen an: Staatsmänner und Generäle, ja selbst Sultane, und nicht zuletzt die Frauen, bilden den Chorus. Für die letzteren wird das Versemachen zum beliebtesten Zeitvertreib in den eintönigen Harems. Das ist ein fröhliches Blühen und Grünen, ein üppiges Rankenwerk von Worten, undurchdringliche Dickichte von hochtönenden Phrasen. Die „Tulpenbeete" kommen zu Ehren und Jasmin, Flieder, Rosen u. s. w. erschauern unter „Zuckerlippen". Die ganze osmanische Welt ist mit Sirup überstrichen, indes die Janitscharen außerhalb dieser Leckereien ohne sonderlichen dichterischen Schwung Köpfe abschlagen.

Trotzdem sind nur wenig Namen von dichtenden Frauen überliefert worden. Von den wenigen sei zunächst Zeinab genannt, ein lockerer Vogel aus der anatolischen Stadt Amasia, wo wir sofort die Bekanntschaft einer anderen Nachtigall machen werden. Zeinab (Zenobia) verschmähte die Ehe, lebte ungebunden wie ein moderner weiblicher russischer Student, ließ sich aber von dem Dichter Misr bis an ihr Lebensende fesseln. Begreiflich, denn sie singt:

Deine Schönheit, meine Liebe,
Deine Härte, meine Duldung,
Wachsen stets und sind bei all dem
Alle vier zugleich unendlich.

Die schöne Gartenstadt Amasia rühmt sich noch einer zweiten, weit berühmteren Dichterin. Ihr Name ist Mihri. Sie ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der osmanischen Literatur. Man möchte sie die osmanische Sappho nennen, wenn der Vergleich sich völlig deckte. Das ist indes keineswegs der Fall, wenn auch zugegeben werden muß, daß wir keineswegs völlig zuverlässige Nachrichten über die Lebensverhältnisse der Dichterin besitzen. Aschik, der Biograph vieler osmanischer Poeten, läßt uns hier im Stiche. Wann sie geboren wurde, das Jahr ihres Ablebens, ihre Familienbeziehungen und was sonst im biographischen Sinne von Interesse ist, läßt sich nicht ermitteln. Die einzige sichere Grundlage bildet die Zeitgeschichte in ihrer Gesamtheit. Ein gewisser Moejedsade, der im vorgeschrittenen Alter Oberstlandrichter unter Bajazid II. (1481—1512) war und diese Stelle auch unter dem Nachfolger dieses

[1]) Hammer-Purgstall: „Geschichte des osmanischen Reiches", II. 117.

Digitized by Google

Padischahs, Selim I. (1512—1520) bekleidete, war ein Jugendfreund der Mihri. Das muß sonach in der Zeit gewesen sein, als Moejedsade noch unter Sultan Mohammed II. (1451—1481) die Stelle eines Erziehers beim Thronfolger Prinzen Bajazid einnahm. Prinz und Erzieher hielten sich jahrelang in der anatolischen Gartenstadt Amasia — tief im Innern des Landes — auf, und diese Stadt ist zugleich der Geburtsort der Dichterin. Damit ist eine einigermaßen zuverlässige Orientierung über die Zeit, in welcher Mihri lebte, gewonnen.

Bemerkenswert sind die folgenden Verse, welche die Dichterin an Moejedsade richtetete:

Ehe Du den Ring Dir nahmst, gabst selben in Küssen der Mihri;
Mihri hat, bei Gott, Dich schon als Knaben geliebt.

Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß Moejedsade selber Dichter war und als solcher den Namen „Chatimi", d. i. „der mit dem Siegelring" (das Attribut des Oberstlandrichters), führte. Als „Siegelringe Salomos" aber bezeichnen die morgenländischen Dichter schöne Frauenlippen ... Die Prinzenjahre Bajazids fallen in die Zeit von 1481, und wenn Mihri dessen Erzieher „schon als Knaben" geliebt hat, dürfen wir mindestens 20 Jahre zurückdatieren, um das beiläufige Geburtsjahr Mihris anzudeuten. Also Mitte des 15. Jahrhunderts. Moejedsade starb 1516 unter Selim I.

Moejedsades Jugend mag übrigens recht bewegt gewesen sein, und dieser Umstand wirft einiges Licht auf die Sitten- und Lebensverhältnisse in Amasia, einer der schönsten Städte Vorderasiens, von der es heißt, daß an Reiz keine andere im näheren Orient ihr gleiche. Noch heute gilt Amasia als die Heimat der schönsten Mädchen und Frauen Anatoliens. Die Stadt ist in das enge Felsental des „Grünen Flusses" (Jeschil Jrmak) eingezwängt, überragt von einer uralten Burg mit felsgehauenen Grüften der pontischen Könige. An diese altersgrauen Trümmer haben sich die Sagen von dem persischen Heros Isfendiar [1]) und die romantischen Liebesaffären von „Ferhad und Schirîn" (gleichfalls persischen Ursprungs [2]) geheftet. Romeo und Julia ins Osmanische übertragen: er ein muskelstarker Held, ein Riese, der Felsen sprengt und Flüsse ablenkt — sie der Extrakt jener „moschusduftigen" Anmut, vor der Himmel und Erde im Staube liegen. Einst war Amasia voll von Palästen, auch noch in der ersten Zeit der Türkenherrschaft; heute ist es ein unansehnliches Nest. Aber neben der Romantik der Lage kommt der Örtlichkeit der Reiz einer parkartigen Vegetation zu, der sie zu einer echt morgenländischen Stadt stempelt.

In diesem Eden wandelte Mihri, das feurige Mädchen mit dem liederfrohen Munde und dem liebeerfüllten Herzen. In einsamen Stunden lauschte sie dem Flüstern der Sage in dem uralten Gemäuer und es kam die dichterische Inspiration über sie. Die flammende Liebe, von der die Ghaseln Mihris durchhaucht sind, führt auf die lesbische Sappho. Stimmt der Vergleich? ... Der Biograph Aschik sagt: „Trotz solcher Liebelei im Ghasel war sie niemand zuwillen; keine unreine Hand berührte ihre unentweihte Jungfräulichkeit; das ambraduftige Band umschlang ihren keuschen Hals, und wie sie als Jungfrau lebte, so starb sie."

Die größte seelische Hingebung bezeugte sie einem Jüngling aus vornehmem Hause, namens Iskender. Aber sie scheint nicht über die Konfliktslinie hinausgegangen zu sein:

[1]) Vgl. 382.
[2]) Vgl. 312.

Digitized by Google

Mir wässerte der Mund nach dem Rubinenquell
Von meinem Iskender zwar, doch bleib ich durstig.

An anderer Stelle sagt sie:

Böses wünsch ich dir nicht, doch fleh' ich vom Himmel die Gnade,
Daß du lieben sollst Herzen, dem deinigen gleich;
Wollte indessen dein Freund das Schlimmste des Schlimmen dir wünschen,
Wird es der Wunsch sein, daß du verliebt seist, wie ich.

Iskender war ein Schöngeist von auserlesener Bildung. Das geht schon daraus hervor, daß er der Geliebten zu Ehren eine Art Stammbuch schrieb, in das er in kalligraphisch schönen Schriftzügen Dichtungen persischer und türkischer Poeten eintrug. Mehr als diese spärlichen Daten von den Beziehungen zwischen Mihri und Iskender Tschelebi[1]) ist nicht auszuforschen. In Nasmis „Blütenlese" kommt Mihri in einem größeren Ghasel zu Wort, das mit den Versen anhebt:

Ich sah heute einen Rosenmund und fragte:
Ei, welche Seele ist dies?[2])

An anderer Stelle ruft sie den Morgenwind an, er möchte ihr den Duft von den Haaren des Geliebten zuführen, denn das allein schon sei Labsal für ihr verwundetes Herz . . . Dann wieder spricht sie von der Schmerzensglut ihres Herzens, von den „Seufzern, die zum Himmel aufsteigen", von Augen, die sie zur „Närrin machten", von ihrem „schweren Leid", dessen sich niemand erbarmen will . . . Sie ist die Dichterin der Leidenschaft und der Unschuld in einer Person. In ihrer Angst vor dem Unerlaubten schleppt sie ihr Leben in Qual und Schwermut dahin. Es ist also weniger von der Sappho in ihr, als von anderen, keuscheren Heroinen der Liebe. Ein Hauch vom Wesen der Cordelia oder Iphigeniens. Aber diese Vergleiche taugen nichts.

Außer Iskender scheint Mihri keinem Manne ihr Herz geschenkt zu haben. Von Moejedsade, dem Erzieher Bajazids, dessen wir weiter oben gedachten, sagt Mihri selbst, daß sie ihm in frühester Jugend zugetan war. Allem Anscheine nach war es ein sehr oberflächliches Verhältnis, denn es ist nicht anzunehmem, daß Mihri dem wilden Genußleben, welchem sich Prinz und Erzieher hingaben, Geschmack hätte abgewinnen können. Dieses bacchantische Treiben ging so weit, daß Mohammed II. bereits den Befehl zur Hinrichtung Moejedsades unterschrieben hatte, weil er den Erzieher für den Verführer seines Sohnes hielt. Bajazid, dem diese Schreckenskunde rechtzeitig zu Ohren kam, verhalf seinem Zechbruder zur Flucht nach Persien, wo er sich zum Gesetzesgelehrten ausbildete. Als Bajazid den Thron bestiegen hatte, wurde Moejedsade nach Konstantinopel berufen und zum Oberstlandrichter von Adrianopel ernannt.

Rein schöngeistige Beziehungen unterhielt Mihri zu verschiedenen Zeitgenossen, am intimsten, wie es scheint, zu dem Dichter Gumahi, der hauptsächlich unter Sultan Selim I. wirkte, also viel jünger, als die Mihri gewesen sein muß. Seine Schöpfungen sind übrigens minderwertig. Auch ist er etwas salbungsvoll. Daß er unsere Dichterin

[1]) Tschelebi = Junker, vornehmer Herr.
[2]) Diese Verse klingen in der Ursprache etwas dumpf:

Bögün bir gondscha fümi gordüm dedüm —
Ki kei ne dschan dür bu?

Digitized by Google

besungen hat, geht aus den Schlußversen eines Ghasels hervor, das sie ihrem platonischen Verehrer widmete. Sie entschuldigt ihr Vorgehen damit,

. . . . weil immer dein Gedicht
Mit zwei Versen von der Mihri spricht.

Mihri, d. i. „die Liebevolle", hatte, wie nicht anders zu denken, manchen Bewerber von Rang und Stand. Als der Pascha von Ejub (einer Vorstadt von Stambul) um die Hand der Dichterin anhielt, verspottete ihn Sati mit dem Hinweise, daß die hehre Jungfrau, die so lange in Entsagung gelebt, es nicht nötig habe, „bei einem Eselsmahle auszurasten"... Wann die Nachtigall von Amasia in die sieben Himmel des Propheten eingegangen, ist nicht bekannt. Über das Jahr 1520 hinaus kann es nicht gewesen sein. Als der hellste weibliche Stern am osmanischen Dichterhimmel hat sich der Glanz ihres Namens in den poetischen Überlieferungen des Türkentums bis auf den heutigen Tag erhalten, und manche Haremsschöne der Gegenwart träumt noch immer vom erotischen Fieber der „Liebevollen"...

Neben Mihri verschwinden die übrigen dichtenden osmanischen Frauen. Ihre Kunst scheint vorzugsweise darin zu bestehen, erotische Anwandlungen hinter mystischer Zeichendeuterei zu verbergen. Mit einiger Berechtigung kann dies von der Dichterin Sioki und ihrem „Schatz der Lichter" behauptet werden. Wie ansteckend die herkömmliche lyrische Phrasendrescherei ist, beweist unter anderem die selbstgefällige Ani, welche noch als Greisin ihre Augen mit einem Rosenhaine vergleicht, dem die Nachtigallen zufliegen. Andere wieder — wie Eitnet — bespötteln ihre hyperlyrischen Stimmungen. Das alles ist höchst minderwertig. Von einem tieferen Erfassen der seelischen Erregungen keine Spur. Haremständelei mit dem arg mißbrauchten Kalâm. In den Anfang des 19. Jahrhunderts ragt die über das Durchschnittsmaß hinauswachsende Dichterin Leila herein, die ab und zu den echten lyrischen Ton zum Erklingen bringt. Dasselbe gilt von Heibetulla, einer Schwester Mahmuds II., mit ihren starken Akkorden in schwermütigem Mollsatz.

Die Glanzperiode osmanischer Dichtkunst fällt mit dem 15. und 16. Jahrhundert zusammen. Hier finden sich etliche Namen — Lamiî, Bâkî, Fasli, Sati — an denen man sich nicht achtlos vorbeidrücken darf. Lamiî (gest. 1531) hat sich zwar den Ehrentitel eines „osmanischen Dschamî" errungen, doch verdankt er ihn keineswegs der eigenen Schöpfungskraft, sondern vorwiegend den Bearbeitungen persischer epischer Stoffe, wie „Wamik und Asra", „Wis und Ramin", „Absal und Selman" und dem Schirînstoff, dem er einen nationalen Anstrich gab, indem er die romantische Epopöe in dem anatolischen Amasia sich abspielen läßt. An Stelle des Perserkönigs Chosru spielt sein Rivale Ferhad... Sati (gest. 1546) hat sich die Gunst der Haremsdamen durch seine romantische Dichtung „Der Liebende und die Geliebte" (Aaschik u maaschuk) errungen und sein Schüler Fasli (gest. 1563) ist der Schöpfer der wunderlichen allegorischen Dichtung „Rose und Nachtigall" (Gül ü Bülbül), welche zu den berühmtesten Erzeugnissen der romantischen Poesie des Morgenlandes zählt. Eine etwas süßliche Märchenwelt, in der es fast kein Ding gibt, das nicht personifiziert wäre: Jahreszeiten, Winde, Blumen, selbstverständlich auch die Hauptpersonen Rose und Nachtigall. Ein Ehrenwärter „Narciß" und ein mürrischer Philosoph „Hyacinthus" kommen neben dem „General Blattabschüttler" zur episodischen Geltung. Die höchsten Repräsentanten in dieser wunderlichen Gesellschaft aber sind der Kaiser „Winter", König „Herbst", die Schahs „Neujahr" und „Frühling" und der Ober-

Digitized by Google

feldherr „Sol". Selbstverständlich ist die ganze Botanik aufgeboten: Lilien ziehen ihre Schwerter, Tulpen spannen den Bogen, Knospen schütteln Keulen und das kleine Veilchen bricht in ergreifende Klagen über das Schicksal des „Liebebettlers" Nachtigall aus. Nichts Abgeschmackteres als diese kandierte Haremsnäscherei.

Fasli hatte einen Schüler, den Lyriker Bâkî (gest. 1599), der den Ruhm genießt, der größte Dichter der Osmanen zu sein.[1]) Gleichwohl ist er — wenigstens in seinen Ghaselen — nicht mehr und nicht weniger als ein Nachahmer Hafis'. Da zu solchem poetischen Spiele immerhin Talent gehört und der „perlenregnende" Stil Bâkîs dichterische Sprachgewandtheit bezeugt, darf er nicht ohne einen gewissen Schein von Berechtigung den ihm von den einheimischen Biographen (vornehmlich Hassan Tschelebi) und Lobrednern (wie beispielsweise Abu es fûnd Effendi) angewiesenen hohen Sitz in der osmanischen Literatur einnehmen. Gleichwohl kann aller dichterischer Schwung über eine gewisse Leere des Inhaltes dieser Poeme nicht hinwegtäuschen. An den Rosenstacheln des Osmanen bleibt reichlich die Wolle roher Sinnlichkeit des Persers hängen. Selbstverständlich fehlt nicht der Wein und der schöne Schankbursche, fehlen nicht die spröden „Mondgesichter" und die üblichen Folterqualen der Liebe, bei denen der phantasiereiche Dichter offenbar kühl bis ans Herz hinan geblieben ist. Alles in allem: der herkömmliche Gesichtskreis des Harems und der Weinstube. Nur in seinen Kassiden erhebt sich Bâkî über die Mittelmäßigkeit lyrischer Spielereien. Aber es fällt schwer, auch diese volltönenden Akkorde eines überkünstelten Redeprunkes als echte Poesie zu nehmen.

Der wunderlichsten einer unter den Poeten aus der Glanzzeit ist Fusuli (gest. 1562), der eine Bearbeitung von „Leila und Medschnun" am Gewissen hat. Hier hat „Wirbel der Liebe Reisig zusammengeknäuelt". Der hohe Wuchs der Geliebten ist „ein wunderbarer Mosesstab, durch (!) den zwei Meere sich ergießen". Medschnun fragt alle möglichen Geschöpfe und Dinge nach dem Verbleib der Geliebten. Sie sind aber betrübend schwerhörig, vornehmlich das Kamel, das „wie Liebende im Lande stöhnt". Gewiß ein auserlesener Vergleich. Nebenher ergeben sich allerlei Schwierigkeiten rücksichtlich der Bedeutung tiefsinniger Tropen und Metaphern. Die Kiesel, in dessen „das Feuer der Liebe eingeschlossen ist", gehören wohl zu den schwer auffindbaren mineralogischen Bestandteilen der Wüste. Ein meteorologisches Wunder sind die Wolken, welche die Tränen des Liebenden aufsaugen, um sie dann „dem Ozeane zu schenken". U. s. w.

Der Dichter Nasmi (gest. 1588), ein verdienstvoller Kompilator, der, nach den „acht Meeren" der türkischen Metrik geordnet, die wertvollste osmanische Anthologie verfaßt hat, war Prediger, in seinen Freistunden jedoch professioneller Don Juan. Er verstand es auch, bei passenden Anlässen, beide Tätigkeiten zu vereinigen, z. B. gelegentlich einer Predigt, die er unterbrach und von der Kanzel herabstieg, um einen Nebenbuhler, dessen er ansichtig wurde, mit gezücktem Messer aus der Moschee hinauszujagen, hierauf jedoch wieder die Kanzel zu besteigen und den Sermon fortzusetzen, als wäre nichts geschehen. Im übrigen bestand seine dichterische Fertigkeit lediglich darin, fremde Vorbilder genau nach Versmaß und Reim nachzubilden. Es sind dies die sogenannten Nasair (Seitenstücke).

Athaji (gest. 1635) zählt zu den berühmten Dichtern des 17. Jahrhunderts. Auch er verdankt, wie so viele andere seiner Konationalen, seinen Ruhm der Fertigkeit, mit der er die Werke persischer Dichter in die osmanische Literatur einschmuggelte. Um aber doch auch etwas Originelles zu leisten, bot er Dschamis »Ssohbetol ebrar« (Rosen-

[1]) Hammer-Purgstall: „Bâkî, des größten türkischen Lyrikers Divan", Wien 1825. — Dwořak: „Bâkî als Dichter" (Z. d. Deutsch. Morg. Gesellsch. XLII 560 ff.).

Digitized by Google

kranz der Gerechten) ein Paroli mit seinem »Ssohbetol ebkjar« (Die Gespräche der Jungfrauen). Es sind 40 Gespräche, von welchen aber nur sieben von weiblichen Angelegenheiten handeln, während alle anderen einen Kunterbunt von mystischen und weltlichen Dingen darstellen. Daß derlei von Jungfrauen irgend eines Volkes, zu irgend einer Zeit wirklich als passende Gesprächsthemen erkannt worden sein sollte, wird wohl der Dichter selbst nicht geglaubt haben. Was aber die oben erwähnten sieben Gespräche betrifft, sind es die folgenden: (das 1.) „Von der Vortrefflichkeit der herzbrennenden Liebe u. s. w.“; (das 21.) „Vom unverschämten Weibe, mit der Erzählung vom verliebten ägyptischen Könige und der verräterischen Sklavin“; (das 25.) „Von den Liebhabern der Weiber, mit der Erzählung, wie einer derselben ins Netz einer Betrügerin fiel“; (das 30.) „Daß es schändlich sei, den Lüsten zu folgen, mit der Erzählung von dem, der die Tochter eines Königs liebte, und weil er seinen Lüsten folgte, seines Glückes verlustig ging“; (das 38.) „Von der Vortrefflichkeit der Geradheit, mit der Erzählung von einem betrügerischen, unverschämten Weibe“; (das 39.) „Von der Schändlichkeit, sich unter die Schönen des Marktes zu mischen, mit der Erzählung von Ferdi, der den Liebenden tötete“; (das 40.) „Vom Betruge des alten Weibes, durch dessen Lüge Ferhard getötet ward, und die Erzählung vom Betruge eines alten Weibes“.[1])

Was Blumenhauch ist, dürfte im allgemeinen selbst grobkörnigen Naturen geläufig sein. Athajî hat unter diesem Titel ein umfangreiches Gedicht der Nachwelt geschenkt: »Nefhatol-eshar«. Man ist der Erwartung voll: etwas besonders Ätherisches, Zartes, Übersinnliches, vielleicht auch Symbolisches — ein Hauch von Mädchenlippen oder dergleichen suptile Sachen — soll den Sinnen schmeicheln. Man traue orientalischen Buchtiteln nicht! Athajis „Blumenhauch“ atmet ganz sonderbare Düfte: des Propheten Himmelfahrt, die Schlacht bei Erlau, das Lob des Sultans Mohammed III., und was sonst in osmanischen Nasen dergleichen wohlriechende Essenzen mehr sind. Wenn es wenigstens mystische Verklausulierungen oder die unvermeidlichen allegorischen Spielereien wären. Es gibt aber allerlei Hüllen, die den wertvollen Kern einer Dichtung dem suchenden Geiste verbergen. So auch hier. Auf dem Ummwege einer Himmelfahrt und eines Siegeszuges bis in die Karpathen kommen wir endlich auf eine erquickende Wiese, wo der vom Leser emsig gesuchte Blütenhauch sein Wesen treibt. Erleichtert atmen wir auf, wenn wir lesen:

Ich sah, es war auf Hain und Flur
Gezeichnet Moschuslinienspur,
Es grünte hier ein jeder Baum,
Lazuren war des Himmels Raum
— — — — — — — —
Der Ostwind schwang die Blumenfahnen,
Es öffneten die Hand Platanen,
Narciß und Rosen hielten Becher,
Um Himmelstropfen aufzufangen,
Die Knospe trug den Turban schief,
Die Hyazinth bei Rosen schlief.

Die Blüte steigt und fallet nieder,
Sie geht und kommt gleich Menschen wieder,
Auf Tulpen sitzt der Tau der Frische.
— — — — — — — — —
Sieh, wie der Rose Flammengarbe
Zum Himmel steigt, die ros'ge Garbe!
— — — — — — — — —
Die Rose färbt den Widerschein
Vom blut'gen Aug und Wangenwein,
Die Hyazinthen, die Syringen,
Wie Tabakrauch (!) die Glut umschlingen.
U. s. w.

Wir denken, es ist genug des martervollen Scherzes. Er ist von jener „angenehmen Schrecklichkeit“, mit der man gewisse unausstehliche Dinge, mit denen man uns gewaltsam das platte Leben versüßen will, entgegennimmt. Lauter wonnige Fallgruben. Ein Gesang

[1]) Hammer-Purgstall, a. a. O., III, 245 ff.

Digitized by Google

in diesem Blumenrausch betitelt sich: „Hauch der Liebe, mit der Erzählung des liebenden Moslem und der geliebten Christin". Übrigens ist Athaji ein ordnungsliebender Geist; er versieht nämlich seine „Hauche" mit fortlaufenden Nummern. Sechster Hauch: „Trost der unglücklichen Liebe"; neunter Hauch: „Von der Vortrefflichkeit der Freigiebigkeit, mit einer Erzählung von Hatimtai"; dreizehnter Hauch: „Von der Schändlichkeit der Tribaden"; fünfzehnter Hauch: „Von der Reue der Mädchenjäger, mit der Geschichte von dem ränkevollen Weibe, in deren Netze ein Verliebter gerät". Andere solche „Hauche" sind aus Schicklichkeitsgründen gar nicht wiederzugeben. Alles in allem: Abgeschmacktheiten, die sich hart an der Grenze des farbenreichsten Blödsinnes dahinschleichen.

Solche Erhabenheit muß schließlich in das Gegenteil umkippen. Daher die Sterilität alles Dichtens und sonstigen geistigen Schaffens in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Es ist die Zeit der Bänkelsänger (Schmaarai aam) und Janitscharendichter (Jenitscheri schairleri). Mit den letzteren haben wir nichts zu tun. Von den ersteren aber seien hier die Liebeslieder — eigentlich Ständchengesänge — besonders hervorgehoben. An spanische oder provençalische Nachtkonzertisten mit Mandoline und Schwert, schwärmerischem Augenaufschlag und feurigen Kanzonen darf man hier nicht denken. Schon die Bezeichnung jener Gesänge — Kotschasch, d. i. „Umarmungslieder" — deutet an, worauf sie hinauslaufen. Die Zote auf dem osmanischen „Brettel". Etwas gesitteter geht es in den Maanî zu. »Maana« überhaupt ist die türkische Blumensprache. Die Sänger der Maanî sprechen also sozusagen durch die Blume. Wenn es zutrifft, was hier und da in alten Chroniken steht, nämlich, daß die Maanî, in Ermanglung von Gelegenheit, der angebeteten Haremsschönen Blumen in ihren goldenen Käfig zu werfen, als veritable Ständchen unter den Fenstern vorgetragen wurden, so weist dies auf eine gewisse Liberalität in den osmanischen Frauensitten hin, die man nimmer erwarten würde. Hier eine Probe davon:

Ich bin getrennt von meinem Liebchen,
Von ihren Lockenhyazinthen,
Die Berge trennen uns,
Und weit, weit ist der Weg.
Zucker sind die Locken,
Zucker sind die Pfeile,
Zwar ein Henker sind die Wimpern,
Aber zuckersüß das Blut.

Die Pfirsiche blüh'n,
Die Rosen glüh'n;
Grausamer komm, laß dich küssen,
Da wir uns trennen müssen.

Diese Hügel, Wonnehügel,
Quellenreiche, schöne Hügel,
Wer nicht hält des Freundes Bügel,
Wähl' zum Wohnort diese Hügel.[1])

Im Tekerleme („Poetisches Schwungrad") sind alle berühmten Bänkelsänger ihrer Zeit aufgeführt. Der Verfasser dieses Buches, Ssanii, zählt zu ihnen. König in diesem Lieder-

[1]) Hammer-Purgstall: „Fundgruben des Orients", I, 32.
Diese Verse führen unwillkürlich auf den indischen Spruchdichter Bhartrihari:
„Wohn' an der Gangâ Stromfluten, sündentrockenden, quellenden,
Oder an zarter Brust Hügeln, sinnentzückenden, schwellenden."
Vgl. S. 690.

reiche aber ist Kör Oghlu, ein Janitschare. Auch der Dichter Besmi war ein solcher. Bei der Belagerung Wiens unter Kara Mustafa riß ihm eine Bombe den Leib in Stücke. Übrigens hat die osmanische Dichtkunst schon früher einmal eine Epoche der Liederlichkeit durchgemacht, in der Zeit Bajazid I. und Mohammed II., in welcher die



Türkische Tänzerinnen. II

poetischen Ergüsse sich vorwiegend im Schlüpfrigen gefielen und die Zote das Szepter führte. Dem ausschweifenden Leben in jener Zeit sind unter anderem die zynischen Gedichte der Weiberverächter Jschak und Ghasali (des „Verrückten") entsprungen, die zahlreiche Bewunderer fanden.

Im großen und ganzen ist es ein ziemlich trüber Quell, aus dem die osmanische Kunstdichtung fließt. Wie bei den Erzeugnissen der neupersischen Lyriker verdeckt auch

Digitized by Google

hier der Mantel der Mystik die heimliche Lüsternheit. Wo das Erfassen eines tieferen Sinnes der Dinge sich bemerkbar macht, kommt es selten zu einer konkreten Gestaltung; der beste Anlauf verliert sich im Nebel der Allegorie. Eine dumpfe Luft. Die Inspiration fehlt, herrschend ist die verkünstelte Form. Unter schwerem Ornamentenprunk verschwindet das Ursprüngliche. Maßlos im Überschwänglichen, verfügen diese turanischen Vertreter auf dem Parnaß über koloristische Mittel, die in der Weltliteratur nicht ihresgleichen hat.

Zur Beurteilung der osmanischen Frauensitten ist die Kunstdichtung nicht der einzige Wertmesser. Die Türkin ist von Haus aus nicht sehr sentimental veranlagt. Sie hat Witz und Humor, auch ein gewisses Maß von Lebenslust, so daß vermutlich die geschraubten, gekünstelten, lyrischen und romantischen Ergüsse der zahlreichen Dichter auf sie vielmehr belustigend als erbaulich wirken dürften. Allerdings dort, wo sich hinter allerlei hochpathetischen Deklamationen die Sinnenlust verbirgt, bekundet sie ein begreifliches Verständnis. „Rose und Nachtigall" oder dergleichen Umschreibungen, weiß sie ihrer symbolischen Verhüllungen mühelos zu entkleiden. Schmollen und Seufzen sind ihr von vornherein geläufig. Ebenso der Flattersinn der Dichter, die von Blume zu Blume eilen. Wie soll da echte Leidenschaft zu Worte kommen? Aber der „Liebeskranken" spottet sie. Sie weiß ganz genau, daß all dieses Jammern und Klagen selbstgefällige Spielerei ist. Im Harem ist dies ganz anders.

Daher eine gewisse Vorliebe für derbere, realistische Kost. Freilich, in dem auch bei den Osmanen sehr beliebten Märchen wird sie nur teilweise geboten. Etwa in der Weise, wie diese oder jene Märchenprinzessin ihren Anbeter an der Nase herumführt, wie beispielsweise die Sultanstochter in ihrem Kristallpalast am Meere den jemenidischen Königssohn.[1]) Intriguen enden nicht romantisch, sondern mit Prügel. Derlei Märchen bilden den natürlichen Übergang zu den beliebten Schwänken, dessen volkstümlichster Vertreter Meister Nassreddin, der türkische „Eulenspiegel" ist. Die derbste Kost aber bieten die Schattenspiele (Karagjöz). Man hält sie für chinesischen Ursprunges, aus der Zeit stammend, aus welcher die chinesischen Berichte von dem türkischen Volke der Tu-Kiu, das dem himmlischen Reiche benachbart war, (6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung), mancherlei erzählen.[2]) Von anderer Seite wird die Erfindung des islamischen Schattenspieles dem berühmten sufischen Ordensstifter Schädheli zugeschrieben (gest. 1258 n. Chr.). Erwiesen ist, daß der Sohn und Nachfolger des Dschingischan, Oghotai (1227—1241), chinesische Schattenspieler an seinen Hof kommen ließ und sich an den „wunderbaren Spielen hinter einem Vorhang" ergötzte.

Vom türkischen Karagjöz ist nichts Wunderbares zu berichten[3]): Bilder, Späße, Märchen, Obszönitäten. Hauptsächlich letztere. Die Hauptfigur ist der Narr Karagjöz, eng verwandt mit dem deutschen Kasperle und genau dem „Vidûsaka" des indischen Dramas entsprechend.[4]) Ihm zunächst steht der Hoppa Bej, der sentimentale Liebhaber, der allen Frauen nachläuft. Dann der bramarbasierende Bekir, „der Tolle". Ein Zwerg, ein Terjaki (Opiumraucher), ferner verschiedene (karikierte) Völkerrepräsentanten vervollständigen das Personal.

Merkwürdig ist, daß auch romantische Stoffe, wie die Liebestragödie „Ferhad und Schirîn", sich in das Repertoire der Schattenspiele eingeschlichen haben.[5]) Ein sehr

[1]) G. Jakob: „Die türkische Volksliteratur", 5 ff., Berlin 1901.

[2]) Friedr. Müller, a. a. O., 392.

[3]) G. Jakob: „Türkische Literaturgeschichte in Einzeldarstellungen". Heft 1. „Das türkische Schattentheater". Berlin 1900. — Derselbe: „Karagjöz-Komödien". Heft 1: „Scheytan Dolaby"; Heft 2: „Kajyk Ojunu"; Heft 3: „Die Askerai-Schule". Sämtlich Berlin 1899.

[4]) Rich. Pischel: „Die Heimat des Puppenspieles", Halle a. S. 1900.

[5]) Hammer-Purgstall: „Geschichte des osmanischen Reiches", I, 229 ff.

Digitized by Google

fragwürdiges Heim für den pathetischen Stoff. Übrigens haben die Türken neben ihrem Karagjöz auch **Volksschauspiele** (Orta ojunu — Spiel der Mitte, weil die Bühne in der Mitte des Zuschauerraumes liegt), in welchen auch Frauenrollen vorkommen, die jedoch von verkleideten Männern gespielt werden. Besondere Namen haben die weiblichen Darsteller nicht, sie heißen einfach „Zene". Liebesintriguen sind besonders beliebt, enden aber in der Regel mit einer regelrechten Keilerei.[1]) Auch sind die Frauen durchaus keine Mustertypen.

Derlei anmutige Sachen verirren sich natürlich auch in die Harems, zum großen Ergötzen ihrer Insassinnen. Dann die „Altweibermärchen" (Kodscha kary masallary), vielfach auch die **Erzählungen der Meddâh**. Der osmanische Meddâh (Rhapsode) ist kein Märchenerzähler, wie der arabische, sondern ein derbrealistischer Imitator von allerlei Volkstypen, einschließlich der Frauen und Kinder. Sehr plattes Zeug. Mehr Schwung, wenn auch nicht frei von Albernheiten, haben die eigentlichen **Volksbücher**: Ritter und Sängerromane.[2]) Alsdann die volkstümlichen Lieder — „**Türkü**"[3]) — nach allgemeiner Ansicht das Beste, was die orientalische Lyrik zu bieten hat. Die Erotik freilich findet in diesen Liedern nicht den richtigen Ausdruck. Bei uns würde man diese Erzeugnisse „Blech" nennen. Um ein Türkü, das beispielsweise ausschließlich von „Jaschmak und Feredsche" (Schleier und Frauenmantel) handelt, ohne ästhetische Beschwerden genießen zu können, bedarf es eines geduldigen Lesers. Daneben schwelgt das „**Scharky**" in sentimentalen Ergüssen, und die bereits erwähnten, in den Harems so beliebten „Maanî", welche man der volkstümlichen Form des Vierzeilers wegen mit unseren deutschen „Schnadahüpfeln" verglichen hat, verschleiern ihre angebliche Lustigkeit gleichfalls hinter allerlei langweiligen Süßlichkeiten. Diese Maanî pflegen die Frauen an Winterabenden, namentlich beim „Hidrelez" (St. Georgstag), zu singen, wobei die Mädchen jedesmal eines der Pfänder, die am Vorabend in einem Topfe versteckt wurden, demselben entnehmen und den betreffenden Versen Orakelbeziehungen gegeben werden. Viel Geistreiches findet man in diesen sogenannten türkischen Schnadahüpfeln nicht, z. B.:

In den Gärten sproßt das Rohr,
Die Rose erschließt sich, es wird Sommer:
Ich nenne die Geliebte nicht Rose,
Denn der Rose Leben ist kurz.

Zum Zeitvertreib werden bei solchen Rezitationen eine größere Anzahl von Blumen auf diese Weise vorgenommen. Das gibt dann einen Cyklus, der sich sinniger Weise zu einem Blumenstrauß zusammenfügt.

Merkwürdig ist, daß die altisländische Ballade von Erlkönigs Tochter in der osmanischen Poesie — und zwar in einem Türkü — eine Doppelgängerin gefunden hat. Da ist nichts von den geschniegelten Phrasen der Kunstdichter, nichts von der faden Zuckernäscherei und den unsinnigen Vergleichen, mit welchen die Gefeierten der klassischen Poetikaster ausgestattet sind. An Stelle des weinerlichen Schnickschnacks treten echte Leidenschaft, dramatisch und psychologisch gut motivierte Situationen. Vornehmlich der aufdringliche Charakter der wilden Türkin ist vortrefflich geschildert.

Das Lied nennt sich: »Türkmen kyzy« (Das Turkmenen-Mädchen). Um zugleich eine Sprachprobe zu bieten, setzen wir das Original neben die freie Übersetzung.[4])

[1]) Gérard de Nerval: »Voyage en Orient«, 7 éd., Tome 2, 202 ff.

[2]) Kunos: „Türkische Volksromane in Kleinasien" — Ungarische Revue, XII. und XIII. Jahrg. (1892/93).

[3]) Leopold Grünfeld: „Anatolische Volkslieder", Leipzig 1888. — E. Littmann: „Türkische Volkslieder aus Kleinasien" (Z. d. Deutsch. Morg. Gesellsch. LIII, 351 ff.).

[4]) Nach G. Jakob: „Die türkische Volksliteratur", 21 ff.

»Ben babamyn evin jyktim,
Beš bin altun alup čyktym,
Dönüp-te ardyma baktym,
Bin, gidelim, bejim ôlan!«

„Aus des Vaters Zelt, das Glut verschlang,
Vom roten Gold 5000 Frank
Raubt ich, mich hetzt der Rächer Troß,
Mein junger Bej, geschwind aufs Roß!"

»Anan dujar, baban dujar,
Ardymyzdan atly kojar,
Gelen atly dschana kyjar —
Ben gidemem, Türkmen kyzy.«

„Der Vater späht, die Mutter fragt,
Uns kommen Reiter nachgejagt,
Sie sind uns nah, sie blicken Mord —
Turkmenen-Maid, ich kann nicht fort."

»Anam dujsun, babam dujsun,
Ardymyzdan atly kojsun,
Gelen atly besch jüz olsun,
Ben jeterim, bejim ôlan!«

„Ob Vater späht, ob Mutter fragt,
Ob Reiter kommen nachgejagt,
Ob ihre Zahl fünfhundert sei —
Was kümmert's mich, mein junger Bej!"

»Kyr atymyn na'ly jok tur,
Arkasynda tschulu jok-tur,
Bir gedschelik jemi jok-tur,
Ben gidemem, Türkmen kyzy.«

„Des Rosses Huf ist ungestählt,
Die Decke seinem Rücken fehlt,
Kein Korn bereit für nächt'gen Ritt,
Turkmenen-Maid: wie könnt ich mit?"

»Bilezijim na'l edejim,
Feredschemi tschul edejim,
Indschilerim jem edejim,
Bin, gidelim, bejim ôlan!«

„Aus Spangen schaff' ich Hufbeschlag,
Mein Mantel sei sein Wetterdach,
Der Perlen Zier sein Futter sei —
Zu Roß mit mir, mein junger Bej!"

»Türkmen kyzy, Türkmen kyzy,
Sabahyn seher-jyldyzy!
[1]) Git, gidemem,
Türkmen kyzy.«

„Turkmenen-Maid, Turkmenen-Maid,
Das Dunkel weicht der Frührotszeit!
Der Morgenstern schon funkelt dort,
Flieh du allein, ich darf nicht fort."

»Bejim ôlan, pascham ôlan,
Kolumjastyk, satschym jorgan,
[1]) Bin, gidelim,
Bejim ôlan.«

„Mein junger Bej, mein Pascha du,
Mein Arm sei deines Hauptes Ruh',
Mein Haar des Lagers Decke sei,
So laß uns fliehn, mein junger Bej!"

»Öküzümü tschifte koschtum,
Tochumunu jere satschtym,
Ben bir helal jere düschtüm.
Git, gidemem Türkmen kyzy.«

„Ins Joch hab' ich den Stier gespannt,
Die Saat gesät ins Ackerland,
Ein junges Weib hab' ich gefreit.
Ich will nicht fort, Turkmenen-Maid."

»Öküzünü kurdlar jesin!
Tochumunu kuschlar jesin!
Helal ekmek haram olsun —
Ben istemem schinden geri!«

„So fresse Feuer Hof und Hall'!
Der Wolf in deine Lämmer fall'!
Dir bringe Schmach, die du gefreit —
Dich haßt mein Herz in Ewigkeit."

[1]) Diese Stellen hat der Übersetzer ziemlich frei behandelt.

Digitized by Google

Nachträge.

Zu Seite 233.

Einen interessanten Einblick in das Liebesleben der Beduinen gewährt eine Geschichte, welche der Orientalist Wetzstein unter den syrischen Nomaden gehört und niedergeschrieben hat („Ausland", 1869). Wir geben sie im Nachstehenden in gekürzter Fassung.

Sie handelt von einem Scheich der Beni Chalid, den arges Mißgeschick ereilte, denn „Gott wollte ihn stürzen". An seine Stelle war ein Anderer getreten, „dem die Welt tanzte und dessen Erfolg glänzend war". Darüber geriet der Betroffene in Verzweiflung und er beschloß, mit seinem Weibe und einem Sohne, einem hübschen Jungen, auszuwandern, fern nach Osten, wo es keine Siedelungen gibt und keine Menschen. In tiefster Einsamkeit wollte er seinen Kummer vergraben ... Da stieß er auf einen Fremden, der gegen ihn das Gewehr anschlug. Der Chalidit rief ihm zu: „Wer bist du?" Die Antwort lautete: „Ich bin der, den du siehst, wer aber bist du?" ... Der Chalidit aber gab zurück: „Auch ich bin der, den du siehst, aber ich habe nur ein Schwert, du eine Flinte; da ist mein Recht dem deinen gegenüber schlecht daran" ... Der Andere aber wendete ein: „Was führte dich hierher" und erhielt als Antwort: „Beim Allerbarmer, es ist der Zeiten Not, die mich in die Fremde trieb." ... Da senkte der Andere die Flinte, denn auch ihm war Mißgeschick widerfahren und er fragte den Chaliditen nach seinem Stamme. Dieser antwortete: „Beim Allmächtigen, teurer Genosse, ich bin ein Chalidit zu Schimpf und Glimpf", worauf der Andere erwiderte: „Wahrhaftig, dann sind wir Feinde, denn ich bin ein Schammarit; doch die Einöde ist eine Scheidewand zwischen Ehrenmännern. Berichte, was dich hierher geführt hat."

Nachdem der Chalidit sein Mißgeschick erzählt hatte, kamen die beiden überein, einen kleinen Weideplatz gemeinsam zu beziehen. Der Chalidit ging zu Weib und Sohn und sprach zu letzterem: „Mein Kind, ich habe einen Schammariten getroffen, also einen Feind, doch schlossen wir Freundschaft und übernachteten zusammen. Am andern Tage fragte ich ihn nach seinen Kindern und er antwortete mir, daß er eine Tochter habe. Auf seine Frage nach meinen Kindern sagte ich ihm, daß ich gleichfalls eine Tochter hätte und es wurde ausgemacht, daß wir uns Alle an der Stelle unserer ersten Zusammenkunft treffen sollten. Ich werde dir also Mädchenkleider anlegen, mein Sohn. Kann ich mich auf dich verlassen? Vor allem hüte dich, mit ihr von unnützen Dingen zu sprechen. Wenn sie dich küßt, so küsse sie nicht zurück. Schlaft ihr zusammen, so behalte deine Kleider am Leibe. Will das Mädchen baden, so lasse es sein. Hast du mich verstanden? Braucht es noch weiterer Erörterungen?" ... Und Habbas — so hieß der Jüngling — antwortete: „Mein Vater, du hast von mir Gehorsam zu erwarten."

Als die Zusammenkunft stattfand, eilte das Schammarmädchen auf die vermeintliche Gespielin los, begrüßte und küßte sie, worauf sie gemeinsam auf die Weide zogen. Auch schliefen sie zusammen. Als aber die Schammaritin sich der Kleider entledigte und sah, daß die Genossin dies nicht tat, sagte sie: „Ziehe doch deine Kleider aus!" Die vermeintliche Schwester aber antwortete: „Es ist mir nicht möglich, mich auszuziehen, denn ich schlafe immer in den Kleidern." Da schmiegten sie sich aneinander und die Schammaritin küßte die Chaliditin, diese aber küßte jene nicht. . . . Des andern Morgens saßen sie, vor sich sinnend, bei den milchenden Kamelinnen, strichen frisch die Euter und molken sie. Dann nahmen sie Brot zu sich, bestiegen ihre Leittiere und zogen, den Lockgesang anstimmend, vor ihren Kamelinnen her, bis sie an das Ufer des Baches kamen. Dort stiegen sie von den Leittieren herunter und unterhielten sich, am Wasser sitzend, während die Tiere um sie herum weideten. Wenn die Sonne heiß brannte und die Mittagsglut sich fühlbar machte, sagte das Schammarmädchen: „Schwester, wollen wir nicht baden und einander waschen?" und da die andere nicht wollte, setzte sie fort: „Ich beschwöre dich bei meinem Leben, warum badest du nicht?" Die Chaliditin antwortete: „Schwester, ich hatte einen jüngeren Bruder, der stieg ins Wasser und ertrank, seitdem scheue ich das Baden." . . . Das Schammarmädchen ging und badete sich, und als sie sich entkleidete, entfernte sich die andere und wandte sich der Einöde zu.

Da führte einmal die erstere bei ihren Eltern Klage über ihre Genossin mit den Worten: „Wie kommt es, ich küsse sie und sie küßt mich nicht? Ist denn mein Mund übelriechend, daß sie mich nicht küssen mag? Ich ziehe beim Schlafen meine Kleider aus und sie tut es nicht; ich bade und sie geht nicht ins Wasser." Sie erhielt zur Antwort: „Liebes Kind, vielleicht schämt sie sich; dergleichen tut man nach Belieben."

So ging es eine Zeit fort. Da geschah es eines Tages, daß Gott einen Raubzug über sie schickte, der sie überfiel und die Herde wegführte. Die Mädchen schrien: „Die Herde ist genommen, zu Hilfe, ihr Reiter!" . . . Ihre Väter hörten den Ruf, sattelten ihre Rosse, ritten und erreichten die Herde, um sie zu befreien und die Mädchen liefen hinter ihnen her. Die Alten riefen dem Feinde zu: „Die Obla, ihr Reiter".[1]) Der Anführer wollte ihnen zehn Stück zurücklassen, nach einiger Zeit noch weitere sechs, „der hübschen Mädchen wegen". Da die Beraubten dies für ungenügend erklärten und die Räuber (ehrenhalber) in Berücksichtigung „der Müllerinnen der Reisekost" [2]) auf ein weiteres Unterhandeln mit den Beraubten nicht eingehen wollten, entspann sich ein erbitterter Kampf, der unentschieden blieb. Die Alten waren erschöpft. Als Habbas wahrnahm, daß sie die Kraft eingebüßt hatten, konnte er sich nicht länger mehr zurückhalten. Er eilte zu den Zelten, streifte im Laufen seine Mädchenkleider ab bis auf das Hemd. Als seine Mutter das Füllen sattelte, ihm den Zaum anlegte, Schwert, Pistolen und den roten Mantel herbeischaffte, kam das Schammarmädchen hinzu und sagte: „Du sattelst dieses Füllen, wo ist dein Reiter?" . . . „Gleich wird er kommen", antwortete die Alte; „du wirst ihn mit deinen eigenen Augen sehen."

Während sie so sprachen, eilte der Jüngling herbei und seine Mutter stieß den Jubelruf (Zagruta) aus. Hoch zu Roß paradierte der Jüngling über dem Mädchen und sagte zu ihm: „Für deine Augen, Hamda![3]) Gewähre dem Habbas die Zagruta." Sie fragte: „Mein Bruder, wer ist Habbas?" Und er antwortete: „Deine Gefährtin; du siehst, daß sie ein Jüngling, kein Mädchen ist." . . . Da ließ sie die Zagruta ertönen, gleich dem Wiehern der Füllen, die Kampflust begann in seinem Kopfe zu lodern und er stürzte sich auf die Räuber, rufend: „Auf Hamdas Glück zu Beuterossen!" . . . Er schlug den Feind, befreite die Herde und erbeutete vier Rosse.

Von da ab liebte Hamda leidenschaftlich den Habbas. Und ebenso liebte dieser Hamda. Aber der um die Unschuld seiner Tochter besorgte Vater zog heimlich mit ihr fort. Da aber Habbas es bei der leeren Lagerstätte der Nachbarn nicht aushielt, sah sich sein Vater veranlaßt, zu seinem Stamme zurückzukehren. Dort gelangte er zu seinem

[1]) Die Obla ist die Forderung der Rückgabe eines Teiles der Beute. Sie wird in der Regel zugestanden, wenn die Mannschaft der Raubzüge überzeugt ist, daß die Beraubten ohne dieselbe aus Notdurft umkommen würden.

[2]) D. i. ihre Weiber, Schwestern u. s. w., welche die Mühe hatten, auf der Handmühle das Mehl — als Reiseproviant — zu mahlen.

[3]) D. h. ich gehe in Kampf und Tod deinen (schönen) Augen zuliebe.

früheren Ansehen; Habbas jedoch, stets an Hamda denkend, unterließ Essen und Trinken, so daß er endlich das Bett hüten mußte. Weinen und Seufzen war sein einziger Trost, bis eines Tages ein gewisser Hosseïn, mit dem er von früherher verbrüdert war, ihn besuchte. Dieser erbot sich, ihn mit seiner Geliebten zu vereinigen, zu ihm sprechend: „Es wird das mit Gottes Hilfe ein Leichtes sein.“ . . . Nach einem Ritte von acht Tagen und acht Nächten stießen sie auf den Stamm der Schammar und erkundigten sich hier nach Hamdas Familie. Aber wehe, sie kamen zum Polterabend, der Hamda mit einem Vetter, namens Ali, verbinden sollte. Doch Hosseïn wußte auch hier zu raten und zu helfen. Ihm stand eine Schwester des Ali, die mit der Liebesgeschichte der Hamda vertraut war, zur Seite. Der Zorn des Vaters der Hamda, der den Habbas mit den Worten empfing: „Wehe! Wehe! Verderbe dich Gott, du Schändlicher! Der Mensch folgt mir bis hierher! Hätte ich dich doch vor dem Salze gesehen[1]), wahrlich, ich hätte deinen Kopf auf dieses Land herunterfallen lassen“, legte sich, als ihm Hosseïn antwortete: „Stelle deine Sache Gott anheim. Es ist dies eine Fügung, die nicht dich allein trifft. Danken wir Gott, denn es geschah bisher nur Gutes.“

Hosseïn brachte es zuwege, den Habbas statt des Ali in die Berza[2]) zu bringen. Der gutmütige Ali hatte Einsicht. Er sprach zu seiner Base: „Ich sage mich von dir los. Was du begehrst, fordere zwischen mir und dir, fürchte dich nicht, du hast mein Wort darauf.“ Und sie erwiderte: „Ali, ich begehre nur Habbas, den Gast unserer Nachbarn“, worauf sie ihm alles erzählte, was sich zwischen ihr und dem Geliebten zugetragen, von Anfang bis zu Ende. . . . „Willst du dich nicht an mir versündigen, so begehre ich nur den Habbas, denn ich bin mit meinem Herzen bei ihm und bei niemandem außer ihm. Gott müsse dich nicht von deinem Leben trennen — trenne mich nicht von Habbas!“

Ali willigte ein, indem er erwiderte: „Gott hat mir den Edelmut noch nicht entzogen!“ . . . Er ward auf das Beste hierfür belohnt. Denn da er den Neuvermählten das Geleite in ihre Heimat gab, kam er in die Lage, dort ein Mädchen kennen zu lernen und zu gewinnen, die an Schönheit und Liebreiz keiner nachstand — Hisna[3]), die Schwester des Hosseïn. Diese ward, als sie von seinen Handlungen gehört hatte, von Liebe zu ihm erfüllt. Zum Beweise dieser Liebe pflegte sie ihn zu kämmen, ihm den Kopf zu waschen und den Mantel von Ungeziefer zu reinigen. Beiden war es am liebsten, wenn niemand zu ihnen kam und sie keinen Menschen sahen. Hosseïn verband den Edlen mit seiner Schwester. . . . Als Ali nach Hause kam, mit einem Mädchen, lieblicher als Hamda und mit einer Stute (die ihm Habbas als Vergeltung geschenkt hatte) versammelten sich die Stammesgenossen bei ihm und begrüßten ihn. Er veranlaßte eine Versammlung und erzählte von der ehrenvollen Behandlung, die ihm von Hosseïn, Habbas und ihrem Stamme zuteil geworden und von den erhaltenen Geschenken. „Das Pferd“, sagte er, „ist von Habbas und das Mädchen ist Hosseïns Schwester“. Die Anwesenden sprachen: „So wahr Gott lebt, du bist dessen würdig.“ Dann tranken sie Kaffee und jeder ging nach Hause. Wir verlassen sie in Wonne und Wohlstand. Beglücke Gott das Leben der Zuhörer.

Zu Seite 257.

Daß in ganz Arabien und auch in Syrien die alte Volkspoesie nicht abgestorben ist, erklärt sich wohl ganz zwanglos aus den konservativen und konservierenden Verhältnissen in allen Gebieten, in welchen das nationale Arabertum in Frage kommt. Deshalb kann es nicht überraschen, daß in Zentralarabien, und zwar vorzugsweise unter den Beduinen, die Dichtkunst noch immer blüht, wie einst bei ihren heidnischen Vorfahren. In der Kunstform der Kasside ist sogar eine beträchtliche Verfeinerung zur Herrschaft gelangt.[1]) Nach Form und Inhalt zeigt sich die moderne Beduinenpoesie so

[1]) D. h. ehe du Salz in meinem Zelte genossen (d. h. mit mir Bruderschaft geschlossen) hast.

[2]) Zelt des Beilagers.

[3]) D. i. „Die Schönste“.

[1]) C. Brockelmann: „Geschichte der arabischen Literatur“, 251. Leipzig 1901.

Digitized by Google

gut wie gar nicht von der Dichtkunst der Städter beeinflußt. Allerdings hat die Kasside ihre typische erotische Einleitung größtenteils abgestreift, aber alle ihre einzelnen Glieder sind noch vertreten: Liebesschmerz, Eigenlob, Heldentum, sowie Spott und Hohn. Wie zähe selbst einzelne Bilder in dieser Dichtersprache festgehalten werden, zeigt der in einem Gedichte der Schammar vorkommende Vergleich eines zu erobernden Landes mit einer Braut, der vornehmlich von den Dichtern der spanischen Araber mit Vorliebe angewendet wurde.[1])

Dagegen ist in Südarabien mit dem Verfall aller materiellen Kultur, welche im 16. Jahrhundert begann, auch das geistige Leben so gut wie erloschen und damit konsequenter Weise auch jede poetische Produktion. Aus dem vorigen Jahrhundert ist der Name eines einzigen südarabischen Dichters bekannt — Achmed asch Schirwânî ... Besser scheint es mit der Volkspoesie im Oman bestellt zu sein, doch ist dieses Gebiet noch völlig unerforscht ... Was endlich Mekka anbetrifft, so hat hier der Wandel der Zeiten nichts an dem eingeborenen literarischen Geist geändert. Von Dichtern, erotischen Liedern u. dgl., die einst in den Gemächern der Sängerinnen und schöngeistigen Lebemänner erklangen, hört man indes nichts. Die Produktionen der öffentlichen Sängerinnen, wie man sie zur Zeit der Pilgerfeste zu hören bekommt, gehören zum abgeschmacktesten Bänkelsängertum.

Was geistiges Leben anbelangt, ist Syrien in allem und jedem der arabischen Halbinsel voraus. Die nationale Poesie hat sich hier zwar nicht aus eigener Kraft erhalten, da die Befruchtung von außen kam, aber sie hat, einmal erweckt, an den alten Traditionen angeknüpft, was ihr kaum zum Vorteil gereichte. Von der Kunstpoesie gilt dies ganz entschieden, die unverändert den herkömmlichen Schwulst des Inhaltes und die gekünstelte Form beibehalten hat. Die eigentlichen Erweckerinnen der alten Dichtung aber sind die Missionsanstalten, vornehmlich die der Gesellschaft Jesu, welche mit reichen Mitteln arbeiten und mit der Wiederbelebung der alten Literatur zugleich europäische Kultur verbreiten.

Wer aber den warmen Pulsschlag des heutigen arabischen Syrers fühlen will, natürliche Empfindung und Einfachheit des bildlichen Ausdruckes sucht, muß seine Zuflucht zum Borne der Volkspoesie nehmen.[2]) Zwar quillt er hier nicht so reich und kraftvoll wie im Mutterlande, doch ist alles, was von ihm kommt, ungleich lebensvoller und unmittelbarer als der steife Phrasenschwall der Kassiden.

In einem Liede aus dem Volksmunde (übersetzt von M. Hartmann[3]) heißt es:

O wehe, weh', da sie mich traf,
Mit ihres Armes Spitz' mich traf.
Den Vater mein verließ ich da,
Zu folgen der weichwang'gen Maid.

O wehe, wehe ihrem Schlauch;
Am Brunnen füllt sie ihren Schlauch.
O Bruder, diese Wangen rot,
Sind Äpfeln gleich, am Baum gereift.

O weh, wenn sie mich überfiel,
Gleich einem Dieb mich überfiel!
Einst, da ich ihren Leib umfaßt,
Hat sie gelacht und war nicht bös.

O weh, wie ist sie doch so schlank,
Hoch hebt' ich gern die Maid so rank.
Auf meine Kissen legt' ich sie,
Wenn sie mich kost', vergaß ich euch.

[1]) A. Socin: „Divan aus Zentralarabien". Herausgegeben von A. Stumme, Leipzig 1900.
[2]) G. Dalman: „Palästinischer Divan". Leipzig 1901.
[3]) Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Gesellsch. 51, S. 177–214.

Digitized by Google

O wehe, weh, an ihrer Hand,
Sieh' doch die Spangen an der Hand.
Einst faßte ich an ihre Brust,
Sie war noch zart und noch nicht voll.

O weh, o weh mir, sechzehn Jahr
Und sechzehnzöpfig flog ihr Haar.
Und birgt mich einst die Totenbahr',
Mein erstes Lieb vergeß ich nie.
Ach Hôdeli,
Zur Höll' mit dir — wie schön ist sie!

Zu S. 266.

Vor dreißig oder vierzig Jahren stand in Kairo an der Spitze dieser Künstlerinnen eine Frau, die sich selber den Namen Almâs, d. i. der Diamant, gegeben. Ein Ohrenzeuge (der Maler Gentz) hatte Gelegenheit, diese arabische Diva zu hören. Sie sang damals im Hause eines reichen Kairensers, von einem Vorhang verborgen, immer nur wenige Strophen; je lebhafter der Beifall ausfiel, desto leidenschaftlicher wurde ihr Gesang.... Die Beifallsbezeugungen lauteten: „O schlage weiter, du entzückende Nachtigall" oder „O du süße Taube" u. s. w. Hierzu bemerkt der genannte Gewährsmann [1]): „Und wirklich glaubte man, das Girren verliebter Tauben, die lockenden Töne der Nachtigall, das kosende Gezwitscher der Waldessänger zu vernehmen. Wie die Nachtigall in der Stille der Nacht ihr melancholisches Klagen verhallen läßt, daß es dann um so mächtiger hervorströme, so hielt auch die leidenschaftliche Almâs von Zeit zu Zeit in ihrem Gesang inne, scheinbar regellos, aber in der Tat mit dem Bewußtsein der Wirkung, die es hervorbrachte: sie hatte es von „Bülbül" gelernt oder von dem Diamanten, der nicht immer seine blendenden Funken sprüht. Als sie das Lied sang: „Ich kosete, girrte und lachte wie eine Taube, dein Ohr aber war taub", entstand eine so große Aufregung der Gemüter, daß beim rührenden Schluß des Liedes die Hörer in schluchzende Wehmut versetzt wurden. Ihren Höhepunkt erreichte die Begeisterung, als die Sängerin die Geschichte ihres Lebens vortrug. Jung und schön, sah sie einen Parsen, einen Arzt, erglühte in heißer Liebe und glaubte, durch das geweihte Band mit ihm der Liebe Glück teilhaftig zu werden. Aber der schöne Wahn riß entzwei. Sie trennte sich von dem einst so heiß Geliebten und ward Almeh. Jetzt erfüllt die Erinnerung an die erste Liebeszeit ihre Seele mit Wehmut. Die ungestillte Sehnsucht und Liebe ist die Quelle ihrer begeisterten Gesänge."

Zu Seite 292.

Es sei hier auf die sorgfältigste Erziehung aufmerksam gemacht, die man dem Edelgeborenen zuwendet. Mit unermüdlicher Zärtlichkeit wacht der Vater über die Reinheit der Sitten des Knaben. Er läßt ihn niemals allein und der ihm zugewiesene Lehrer hat strenge darüber zu wachen, daß seinem Schutzbefohlenen nichts zustoße, was von üblem Einfluß auf die Festigung seines Charakters sein könnte. Er muß derjenigen, die man ihm zur Gefährtin gibt, mit kräftigem Körper und reiner Seele entgegentreten. Selbstverständlich ist ihm ein junges Mädchen zugedacht, das gleichfalls von edler Abstammung und tadellosem Rufe ist. Auch soll sie körperliche Vorzüge haben, um der Nachkommenschaft des Stammhalters schon äußerlich den Stempel des Adels aufzuprägen. Allerdings zeigt sich das Übel der Polygamie hier als in gleichem Grade verderblich, wie unter den verlotterten Stammesgenossen niedriger Geburt. Reichtum und Ansehen bieten nämlich dem Edelmann weit reichlicher die Gelegenheit, seine Frauen

[1]) G. Ebers, „Ägypten", II, 318.

Digitized by Google

zu wechseln, als dem Besitzlosen, und so kommt es vor, daß mancher Häuptling auf dem Umwege der Scheidung sich nach und nach zwölf und mehr Frauen beigesellt.

Unmittelbar nach der ersten Ehe tritt der Edelmann der Wüste in ein neues Leben, in einen Kreis persönlicher Tätigkeit. Er ist selbstständig, jedoch mit einer gewissen Beschränkung, so lange noch sein Vater lebt, dem als Oberhaupt der Familie alle Mitglieder derselben bedingungslos untertan sind und der einen Despotismus ausübt, der augenfällig zu dem freien Leben des Nomaden kontrastiert. Trotz solcher beschränkter Selbstständigkeit stellt der Jüngling einen Mann vor, der im Stamme höhere Geltung hat und durch seine Persönlichkeit als das leuchtende Vorbild eines künftigen Herrn auch in Rat und Tat sich hervortun muß. Was die Erziehung etwa versäumt hat, muß nun die Erfahrung nachtragen. In seiner Gesellschaft befinden sich die anderen Jünglinge von adeliger Geburt und mit ihnen übt er sich im ritterlichen Spiele, huldigt in deren Kreise der Jagd, wozu er die edelsten Pferde und die schnellsten Windhunde zur Verfügung hat. Die letzteren waren von Kindheit auf seine Lieblinge und sie wurden besser gehalten als mancher arme Inwohner oder Diener. Zerstoßene Datteln in Milch und reichliche Mengen von Kuskusu (Reis) waren ihre Nahrung, die sie täglich aus den Händen ihres „jungen Herrn" erhielten. Auch die Dressur der edlen Tiere war seine stete Sorge. Während die gemeinen Hunde des Stammes bei Nacht die Hyänen und Schakale anbellen, liegen die edlen Tiere des Edelmannes in dessen Zelt zu Füßen seiner Lagerstätte. Auch die Dressur der Jagdfalken bildete schon frühzeitig eine der ritterlichen Beschäftigungen des Jünglings, wobei er von seinem Falkenmeister unterstützt wurde. Selbstverständlich fehlt es nicht an mancherlei prächtigen Waffen, Gewehren mit kostbaren Einlagen aus Elfenbein und Perlmutter, wertvollen Säbeln, welche in Samt- oder Saffianscheiden mit Beschlägen aus Edelmetall stecken. Zur Vervollständigung seines Aufzuges nennen wir noch die Säbeltasche, die mit einem Pantherfell geschmückt ist, die versilberten, mit Korallen eingelegten Sporen, einen mächtigen, mit Straußenfedern geschmückten Strohhut und die reiche, mit Seide, Gold und Silber gestickte Patronentasche.

Tritt nun der Stammhalter das Erbe des Vaters an, dann ist er erst ganz Herr, Haupt der Familie und des Tribu; seine Spiel- und Jagdgenossen sind nun sozusagen seine „Höflinge", aus einigen Dienern, die er bisher hatte, ist ein förmlicher Hofstaat geworden, denn er hat von seinem Vater ein Dutzend Neger und Negerinnen übernommen, der zahlreichen Hirten nicht zu gedenken, welche die Schafe und Kamele zu hüten haben. Diese Herden bilden den eigentlichen Reichtum des Häuptlings, während das Besitztum, das in dem Zelte aufgehäuft ist, mehr der Befriedigung des Luxus dient — zierliche Möbelstücke, prächtige Teppiche, gestickte Ruhekissen, Stoffe, Geräte aller Art in kunstvoller Ausführung, silberne Tassen u. dgl. m. Außer den 10.000 Schafen und 500 Kamelen, welche der neue Herr des Stammes von seinem Vater übernommen, ist nun auch eine stattliche Zahl von Pferden edelster Rasse sein eigen. In besonderen Magazinen, welche zum Schutz gegen Raub nicht im Zeltdorfe, sondern in einem „Ksor" (eingefriedeten Dorf) untergebracht sind, befinden sich die reichlichen Vorräte an Getreide und Datteln, die, gleich dem Viehstande, ein stattliches Vermögen repräsentieren und vielfach zur Unterstützung der Armen verwendet werden. Spiel und sportliche Vergnügungen treten mehr und mehr in den Hintergrund, denn auch ein Araberscheich lernt den Wahrsatz kennen, daß Würde — Bürde ist. Die Angelegenheiten des Stammes füllen den größten Teil seiner Zeit aus und was davon erübrigt, beansprucht die Verwaltung und Überwachung seines Besitzes. . . . Die größte aller Pflichten aber ist die, den Stamm vor jeder Verunglimpfung, jedem Schimpf zu bewahren. Als Greis noch wird er sich an die Spitze der Seinen stellen, denn nichts ist ihm erwünschter, als sein Leben im Kampfe zu beschließen. Gewisse große Familien rühmen sich, daß, so weit die Erinnerung zurückreicht, kein einziger ihrer Ahnen im Zelte gestorben sei. . . . Das ist der Lebenslauf eines Arabers von edler Abstammung.

Digitized by Google

Zu Seite 295.

In ihrem neuen Heim mag sich die junge Frau, die sich plötzlich von ganz fremden Familiengliedern umgeben sieht, vielleicht zu Beginn nicht ganz wohl fühlen; aber sie kennt das Sprichwort: „Lasttier am Tage, Königin bei Nacht.“ Der junge Gatte ist natürlich bezaubert von ihrer Schönheit und sie hat, trotz ihrer Jugend, Erfahrung genug, um zu wissen, daß sie nun in einen Abschnitt ihres Lebens eingetreten ist, in der ihr eine gewisse Macht über den Mann eingeräumt ist. Sie beherrscht ihn — nicht etwa durch edlere Eigenschaften oder Vorzüge, die nach unseren Begriffen dem Weibe weit mehr zur Zierde gereichen als Leibesherrlichkeit — durch die Macht sinnlicher Reizungen, die sie auf den jungen Gatten ausübt ... Das ist aber eine gefährliche Waffe und führt nur zu leicht auf Abwege. Früher als der Gatte wird sie dieses Spieles überdrüssig, böse Instinkte sind in ihr erwacht. Sie liebäugelt gelegentlich mit diesem oder jenem Manne, und trotz der ungeheueren Gefahr, die jedes Liebesabenteuer für sie haben muß, hat sie sich einem dieser Herzensdiebe gegenüber so weit vorgewagt, daß an ein Zurückweichen nicht mehr zu denken ist. Mit Bangen sieht sie der nächsten Zeit entgegen. Wohl vermeidet sie jede Begegnung mit dem Gefährlichen, gelegentlich aber kreuzt sie seinen Weg und erkennt an einem untrüglichen Zeichen des Galans, daß ein entscheidender Schritt bevorsteht.

Mit wahrem Entsetzen erwartet sie die Nacht. Sie weiß bestimmt, daß er sich in das Zelt einschleichen wird, in dasselbe Zelt, in welchem der Gatte, das Gewehr neben sich, schläft. Sie weiß ferner, daß ihr Geliebter den Streich nur auf Leben und Tod unternimmt. Mit dem Dolche zwischen den Zähnen, völlig nackt (weil die Wachhunde einen nackten Menschen nicht anbellen), kriecht er an das Zelt heran, lüftet den Strick an einem der Haftpflöcke und windet sich durch die Öffnung in die — Höhle des Tigers ... Aber der Gatte schläft den Schlaf des Gerechten ...

Es ist geschehen, und nun geht es rasch abwärts. Sie hat nun keine Scheu mehr vor den gewagten Zusammenkünften, die sie entweder selbst vermittelt oder sich hierzu der jederzeit bereitwilligen alten Kupplerinnen — über die jedes Zeltlager verfügt — bedient. Dabei bleibt es aber nicht bei dem Einen, dessen Liebesglück bald verlodert ist. Sie macht ein zweites Abenteuer, dann ein drittes — ihre Schlauheit und Raffiniertheit helfen ihr stets glücklich durch. Erleichtert wird ihr dieser zuchtlose Lebenswandel durch das Verhalten ihres Gatten, der ihrer überdrüssig geworden. Auch ihre Reize beginnen zu welken. Was aber der legitime Herr verschmäht, kann immerhin noch begehrenswert für den Schleicher auf Seitenwegen sein. Um diesem Schmuggel nach Tunlichkeit Vorschub zu leisten, wird sie vielleicht dem Gatten nahelegen, sich eine zweite Frau „anzusiegeln“. Weshalb nicht? Von Eifersucht wird sie nicht geplagt und das Hauswesen macht ihr durchaus kein Vergnügen. Gewiß wird die zweite Frau eifrig zugreifen, den Mann in Tändeleien und Liebesreizungen einspinnen und mit der zunehmenden „Blindheit“ desjenigen, der ihr nicht mit glühenden Liebesworten gehuldigt, wird sie immer freier und freier. Schließlich wirft sie sich an den Erstbesten weg, nicht aus Liebe, ja nicht einmal aus Sinnlichkeit, sondern einer — Hammelskeule wegen, oder um einen wertlosen Schmuck, den sie sich als Schandmal ihres Lebenswandels anhängt. Fragt der Gatte danach, so muß zum Scheine einer von den jüdischen Krämern herhalten, welche die Nomadenweiber mit allem möglichen Tand versorgen ... Und das Ende? Die einst gefeierte Schönheit hat das zwanzigste Lebensjahr erreicht. Häßlich und abgerissen lungert sie im Zelte herum, verachtet von allen, kaum besser daran als die Hunde, die an den weggeworfenen Knochen nagen. Die einzige Zerstreuung, die ihr bleibt, ist die Wartung der kleinen Kinder. Der Dämon aber, der sie so tief sinken ließ, hat sie auch jetzt noch nicht verlassen: sie versteht es vortrefflich, anderen Frauen Kupplerdienste zu leisten.

Digitized by Google

Zu Seite 298.

Wenn wir über den Anteil hervorragender Frauengestalten an der jahrhundertlangen Bewegung, welche Nordwestafrika sturmesgleich durchbrauste, auch keine Kenntnis haben, so weist zum mindesten ein Geschehnis darauf hin, daß ab und zu die Romantik in die Ereignisse eingriff. Der Zwischenfall, auf den hier angespielt wird, bezieht sich auf den großen Wüstenstrom Irharrhar im zentralen Saharagebiete. Es ist das Bergland der Ahaggar-Tuareg mit seinen Parallelketten und Plateaux, über welch letztere selbst Schneegipfel aufragen. Der Kern des ganzen Landes ist das Plateau von Jedales, das von dem merkwürdigen Irharrhar durchströmt wird. Er ist heute freilich nur mehr ein „Wadi", wie alle saharitischen Ströme; aber das Vorhandensein von Krokodilen an seinem Oberlaufe gibt den Fingerzeig, daß dieser Fluß einst wasserreich und bedeutend gewesen sein muß und wahrscheinlich identisch mit dem „Nigris" (oder Ghir) des Ptolemäus ist. Unter seinem anderen Namen „Triton" war der Fluß dafür bekannt, daß er im Altertume drei große Seen durchströmte und sich ins Mittelmeer (in die kleine Syrte) ergoß. Dies weist auf die im Talzuge des Irharrhar liegenden drei Binnenseen, die sogenannten „Schots", an der algerisch-tunisischen Grenze hin. Dermalen ist der Irharrhar nur ein trockenes Flußbett, das an einigen Stellen nicht weniger als sechs Kilometer Breite mißt. Daß ein solcher Strom von Krokodilen bevölkert war, kann uns nicht wundern und es erklärt sich ohne weiteres, daß diese Tiere, in dem Maße als der Fluß in seinem Unterlaufe versiegte, immer mehr aufwärts wanderten, bis sie zuletzt auf das Quellgebiet beschränkt waren, das ihnen allein noch die Existenzbedingungen bot. Sein heutiges Vorkommen ist wohl der sprechendste Beweis, daß einst die Sahara bedeutend reicher an atmosphärischen Niederschlägen und infolgedessen reicher an Vegetation war als gegenwärtig.

Die Ursache der Austrocknung aber hat sich in der arabischen Überlieferung in eine Sage gekleidet, in welcher die Hauptperson ein schönes Weib ist.[1] . . . In der Zeit, als das Wasser des Irharrhar noch in mächtigen Wogen dahinflutete und zahlreiche Herden an seinen von prächtigen Bäumen beschatteten Ufern weideten, beherrschten dieses Gebiet zwei gewaltige Häuptlinge, Mussa am Ostufer, Manssur am Westufer. Zwischen den Stämmen dieser beiden Häuptlinge herrschte ununterbrochene Fehde und nur zu oft rötete das Blut der Erschlagenen die hellen Wasser des Stromes. Mussa hatte einen Sohn, seinen Stolz, seine einzige Lebensfreude, Daud mit Namen, der tapferste und herrlichste Jüngling im ganzen Lande. Manssur hingegen, ein Hüne von Gestalt und durch seine Grausamkeit der Schrecken weiter Gebiete, nannte eine Tochter sein eigen, Kheïra, die berühmteste Schönheit, welche jemals die Herzen der Saharakrieger entzückte. Gleichwohl lebte diese gefeierte Maid freudlos dahin. Ihre einzige Zerstreuung war, in Begleitung ihrer treuen Dienerin an den grünen, schattigen Ufern des Stromes zu lustwandeln. Bei einem solchen abendlichen Spaziergange entdeckte Daud die Tochter seines Gegners und entbrannte sofort in glühender Liebe zu ihr, die er dem Mädchen auch gestand, nachdem er eines Abends den reißenden Strom durchschwommen hatte. Kheïra erwiderte diese Liebe, nicht ohne den Jüngling auf die Aussichtslosigkeit dieser Leidenschaft aufmerksam zu machen, da sie doch die Kinder zweier Todfeinde seien. Auf Drängen Dauds leistete indes Kheïra den Schwur, niemals einem anderen Manne angehören zu wollen.

In sein väterliches Zelt zurückgekehrt, bestürmte Daud den greisen Vater, um Kheïra zu werben und mit schwerem Herzen begab er sich zu Manssur. Dieser schlug die Werbung nicht nur aus, sondern erklärte mit allem Nachdruck, seine Tochter innerhalb drei Tagen an einen ihm passenden Mann zu verheiraten. . . . Auf diese Nachricht hin war Daud mit seinem besten Pferde verschwunden. Jahre hindurch blieb er verschollen, als er eines Tages in Begleitung einer mit reichen Schätzen beladenen Karawane in seiner Heimat erschien. Aber vergeblich suchte er das Lager der Seinen; der Vater war aus Gram gestorben und die meisten seiner Angehörigen sowie die Blüte des Stammes waren dem Todfeinde Manssur zum Opfer gefallen. Da schwur Daud diesem Verderben

[1] Largeau, Le Sahara, Premier voyage d'exploration.

Digitized by Google

und sofort setzte er über dem Strom, um den verhaßten Gegner aufzusuchen. Kaum war er am anderen Ufer, so erblickte er Kheïra und freudejauchzend stürzten sich die Liebenden in die Arme. Sie war standhaft geblieben, hatte sich aller Freier erwehrt und einen derselben, der sich am zudringlichsten erwies, fand man eines Morgens tot, den Dolch im Herzen. Die Liebenden waren rasch entschlossen, zu fliehen. Sie bestiegen ein weißes Kamel, umgeben von einer zahlreichen Gefolgschaft und schickten sich an, das ungastliche Land zu verlassen. In diesem Augenblicke tauchte Manssur — wie aus dem Boden gewachsen — neben dem Kamele auf, das die Liebenden trug und tötete beide mit einem wuchtigen Keulenschlage, ehe noch die herbeieilenden Diener es verhindern konnten. Dann brachen die Krieger Manssurs aus den Ufergebüschen hervor und metzelten die ganze Karawane nieder.

Als aber Manssur, über seine Gewalttat erschreckt, den Befehl gab, die Leichen der erschlagenen Liebenden in den Strom zu werfen, da geschah ein Wunder, von dem alle Anwesenden von Entsetzen erfüllt wurden. Im Nu sanken die Wasser und die Leichen der Beiden, die sich noch im Tode umschlungen hielten, kamen auf das trockene Flußbett zu liegen.... Da ward Manssur vom Wahnsinn erfaßt. In wilder Wut tötete er alle seine Leute, dann riß er mit übermenschlicher Kraft die Bäume aus und verwandelte alles Land ringsum in eine Wüste. Hierauf verließ er den Schauplatz der Zerstörung. Als er jedoch nach jahrelangem Umherirren, von Gewissensbissen gepeinigt, seine Heimat aufsuchte, gewahrte er ein grauenhaftes Bild: im trockenen Flußbette stand eine lange, schwerbeladene Karawane von Kamelen, alles tot und starr, an der Spitze derselben die beiden Liebenden, die sich in endlosem Kusse umschlungen hielten. Der Anblick dieser Erscheinung versetzte den Riesen in solche Wut, daß er diese steinernen Schemen mit seiner Keule zerschmettern wollte. Diesmal aber blieb die Waffe, wie von einer unsichtbaren Macht gehalten, in der Luft erhoben.... Der Wüterich war zu Stein geworden. Noch heute zeigen die Leute vom Stamme der Schaanba im Bette des Irharrhar ein bizarr geformtes Felsstück, welches sie für die Überreste des in Stein erstarrten Manssur ansehen.

Zu Seite 312.

Die marokkanischen Zeltlager (Duars) weisen manche charakteristische Einzelheiten auf. Ihre Anordnung erfolgt fast immer in zwei Reihen, und zwar derart, daß zwischen beiden Reihen, welche ungefähr dreißig Schritte voneinander abstehen, eine Art Platz von rechteckiger Grundform frei bleibt, der zwei Eingänge an den beiden Enden des Lagers, beziehungsweise der Zeltgasse, hat. Unter den Zelten herrscht kein Unterschied, sie sehen sich wie ein Ei dem anderen gleich. Auf einem Gerüste von zwei Pflöcken, auf denen eine Art Dachsparre aufliegt, wird die Zeltdecke — entweder ein Gewebe aus Kamelhaaren oder eine Matte aus Palmfasern — gespannt. So müssen schon jene von Sallust beschriebenen Behausungen der Numidier des Jugurtha ausgesehen haben, welche jener mit einem umgestürzten Kielboote vergleicht. Die Zeltdecke wird übrigens nur in der schlechten Jahreszeit bis auf den Boden herab gespannt, damit sie gegen Wind und Regen schütze. In der schönen Jahreszeit aber werden die Zeltenden weit höher an den Pflöcken befestigt, wodurch eine breite Öffnung ringsherum frei bleibt, durch welche die Luft unbehindert aus- und einströmen kann. Um gleichwohl nicht ganz ungeschützt zu sein, wird in diesem Falle um jedes Zelt ein kleiner Zaun aus Binsen, Schilfrohr oder Stauden gezogen. Eine jede derartige, dem Anscheine nach höchst primitive Behausung hat gleichwohl den Vorteil, daß sie im Winter ausgiebigen Schutz gegen die Unbilden der Witterung gibt, im Sommer aber kühl und wohnlich ist. Die Zelte eines Duars sind selten höher als zweieinhalb Meter, und durchschnittlich zehn Meter lang. Eine Art Vorhang oder Wand von Binsengeflecht trennt die beiden Abteilungen des Zeltes voneinander, von denen die eine den Eltern, die andere den Kindern und den anderen Familienangehörigen zum Schlafgemache dient. Der Hausrat bedarf keiner eingehenden Beschreibung: eine

Digitized by Google

Matte, oder deren mehrere, aus Weidengeflecht, eine buntbemalte Truhe, ein runder Spiegel, vielleicht ein Dreifuß aus Rohr, zwei schwere Steine, welche die Handmühle ersetzen, ein altertümlicher Webstuhl, ein einfacher Blechleuchter, Tongefäße und anderes. Das Geflügel hat freien Zutritt in die Zelte und nimmt meist einen bestimmten Platz ein, von dem man es ohne zwingende Gründe nicht verdrängt. Das Getreide wird in Bodenvertiefungen, welche in einiger Entfernung vom Zelte gegraben und mit losen Steinen eingefriedet werden, aufbewahrt.

Das Wahrzeichen eines jeden größeren marokkanischen Duars ist das Zelt des — Schulmeisters. Große Fähigkeiten werden von ihm offenbar nicht verlangt, denn die Bezahlung ist nicht danach; sie beträgt nämlich ungefähr fünf Kronen monatlich, nebst Lebensmitteln. Dieses Schulzelt ist der Versammlungsort der hoffnungsvollen Schuljugend, welche Tag für Tag und Jahr um Jahr immer dieselben Koranverse rezitiert und mit der Einprägung des trockenen Wortes zugleich das Höchste in der Abtötung jedes selbsteigenen Denkens leistet. Bis zur edlen Kunst des Schreibens bringen es nur wenige, denn sobald das Bürschchen sich als arbeitsfähig erweist, wird es zur Bestellung der Felder herangezogen, und nach einiger Zeit ist auch das Wenige, was es gelernt hat, spurlos verraucht. Auch sonst erhalten die Kinder kaum die oberflächlichste Erziehung und bleiben von frühester Jugend fast ganz sich selbst überlassen. Sind sie hinlänglich erwachsen, so unterstützen die Mädchen ihre Mütter bei der häuslichen Arbeit, während man die Jungen aufs Feld oder auf die Viehweiden schickt. Die Zelteinrichtung, durch welche Eltern und Kinder getrennt schlafen, verletzt das Schicklichkeitsgefühl offenbar weniger, als es sonst unter Nomaden der Fall zu sein pflegt. Übrigens genießen die Frauen der marokkanischen Araber mehr Ansehen als die im übrigen Nordwestafrika; Beweis dessen die mancherlei Höflichkeitsformeln, die sich auf die Frau beziehen. So heißt es bei einer Verheiratung: „Gebe Gott, daß sie (die Frau) dein Zelt (mit Kindern) fülle!" . . . Oder: „Sie möge dir Glück bringen." . . . Oder beim Tode der Gattin: „Halte deinen Schmerz an, Gott wird dir diesen Verlust ersetzen" u. s. w.

Zu Seite 318.

Firdusi war der Sohn eines Landmannes aus Schadab bei Tus in Chorassan. Sein Geburtsjahr läßt sich nicht genau bestimmen, doch hat man Anhaltspunkte, daß es zwischen die Jahre 920 und 924 fällt. Immerhin schwanken die Angaben um ein ganzes Jahrzehnt. Firdusi wandte sich schon in jungen Jahren der Poesie zu, doch scheinen die Leistungen seiner Zeitgenossen ihm nicht besonders zugesagt zu haben. Mit um so größerem Interesse widmete er sich den uralten Überlieferungen, welche in einer Dichtung aus der Samanidenzeit vorlagen. Es war dies das ältere „Königsbuch" des Dakiki, der auf Grund einer früheren, in Prosa abgefaßten Ausgabe der aus dem Pehlewi ins Neupersische übertragenen Urtexte eine Probe in poetischer Fassung lieferte. Es waren nur etwa zweitausend Verse. Der Faden riß ab, als der Dichter dem Mörderdolche erlag. Firdusi knüpfte indes nicht bei Dakiki, sondern bei Danischwer, dem Verfasser des Pehlewitextes, an.

Obwohl die Schwierigkeiten, aus den spärlichen Fragmenten der überlieferten Sagen ein poetisches Werk von großem Wurf zu gestalten, große waren, machte sich Firdusi ans Werk. Er war damals 36 Jahre alt. In 22 Jahren rastloser Arbeit, mehrfach behindert durch Sorgen und andere Widerwärtigkeiten, war das gewaltige Werk fertig. Etwas früher war Firdusi durch Umstände, deren näherer Erläuterung wir uns entschlagen, an den Hof Mahmuds nach Ghazna gekommen, wie es heißt, in dem Augenblicke, da letzterer an seine sieben Hofdichter je ein Bruchstück der altpersischen Königsgeschichte zum Wettbewerb in Arbeit gegeben hatte. Trotz der Intriguen der poetischen Kamarilla, welche berechtigter Weise um ihren Ruf besorgt war, erkannte der Ghaznawide die Genialität Firdusis und damit hatte dieser das Heft in den Händen. Die Prachtliebe Mahmuds und seine Begeisterung für die fertig vorliegenden Abschnitte

Digitized by Google

der Dichtung sorgten dafür, daß es dem Schöpfer derselben nicht an mächtigem Ansporn fehlte. Der Dichter erhielt eine prachtvolle Wohnung in unmittelbarer Verbindung mit dem Königspalaste zugewiesen und in diesen fürstlichen Räumen fand die Einbildungskraft Firdusis — falls es hierzu überhaupt solch äußerlichen Beiwerks bedurfte — entsprechende Anregung. Es waren die sagenhaften Gestalten der alten Könige und Helden, abenteuerliche Kämpfe, Jagdszenen, Waffen und Rüstungen, Pferde, Elefanten und anderes Getier, das der Sultan an den Wänden des Gemaches, in welchem der Dichter arbeitete, malen hatte lassen.

Man weiß von anderwärts her, wie wandelbar Fürstengunst ist. Zumal wenn die schleichenden Schatten der Intrigue mehr und mehr den Sonnenglanz der Fürstenhuld verdunkeln. Es ist nicht bekannt, wie lange Firdusi in jenem königlichen Gemache zwischen den gemalten Zwei- und Vierfüßlern saß und am Rocken seiner dichterischen Inspiration spann; sicher jedoch ist, daß er nach siebenjährigem Aufenthalte zu Ghazna allmählich so weit von seinem erhöhten Poetenthrone herabgerutscht war, daß er kaum vor Not sich bewahren konnte. Der Sultan hatte zugeknöpfte Taschen und was die Notdurft des Lebens erheischte, bestritten einige mildtätige Privatleute. . . . So arbeitete der verkümmerte Greis weiter, immer wieder von Neidern angefeindet und selbst in seinen Leistungen hämisch herabgesetzt. Er war dem achtzigsten Jahre nahe, als er die Feder aus der Hand legte. An 60.000 Doppelverse enthielt das gewaltige Werk, also fast achtmal mehr als die Ilias. Es umfaßte Sage und Geschichte Persiens von den ältesten Zeiten bis zum Ausgange der Sassaniden.

Mahmud hatte versprochen, daß jeder Doppelvers mit einem Goldstücke aufgewogen werden sollte. Er hielt aber nicht Wort und sandte 60.000 Silberstücke. Nun war Firdusi König und Mahmud der Abgefertigte. Denn der Dichter war sozusagen mit den mächtigsten Herrschern und den gewaltigsten Helden aufgewachsen; er stand sozusagen mit ihnen auf vertrautem Fuße. Es war also nur eine Anwandlung von Fürstenstolz, als der Dichter das erhaltene Schandgeld zum Fenster hinauswarf. Er war damals gerade im Bade. Ein Drittel der Summe schenkte er dem Bademeister, ein Drittel dem Boten, für das letzte Drittel kaufte er sich ein Glas Fuka (eine Art Bier). Dann ließ er dem Sultan sagen, das Werk eines Dichters, der Firdusi heißt, sei nicht um Geld zu haben. . . . Das war stark. Eine solche Sprache am allmächtigen Ghaznawidenhofe! Mahmud gab in seinem maßlosen Zorne den Auftrag, Firdusi von einem Elefanten in den Boden stampfen zu lassen. Zum Glücke wurde der Tyrann besänftigt und in der Pause, die nun folgte, fand der Dichter Zeit, als Derwisch verkleidet, aus Ghazna zu entfliehen. Er fand aber noch zu etwas anderem Zeit: zu einer vernichtenden Satire, welche Firdusi in Freundeshänden in Ghazna zurückließ und die einige Wochen nach der Flucht des Dichters dem Sultan in die Hände gespielt wurde.

Der Zorn des Machthabers, dem eine so verdiente Lektion zuteil geworden war, erreichte den Fliehenden nicht. Wohl lag für ihn die Gefahr nahe genug, durch bereitwillige Liebedienerei ins Verderben geführt zu werden, doch brachte er sich schließlich im fernen Bagdad in Sicherheit — ein Unbekannter unter Fremden. Es war nicht zu vermeiden, daß das Inkognito des Dichters alsbald gelüftet wurde. Auch an höchster Stelle. Der Chalife (Al Kadir Billah) begegnete ihm mit großem Wohlwollen und hatte nur zu tadeln, daß der Dichter Personen und Ereignisse verherrlichte, welche der Zeit des alten Götzendienstes angehören. Zugleich legte er ihm ans Herz, in seinem künftigen Schaffen sich mehr dem Geiste und den Ideen des Islam anzulehnen. Die Mahnung — oder, wenn man will, die Anregung — fiel auf fruchtbaren Boden. Mit dem Tiefblicke des echten Dichters wählte Firdusi einen Stoff, der von vorneherein schon dadurch des Beifalls der Rechtgläubigen sicher war, weil er aus dem — Koran stammte: die Geschichte von „Jussuf und Suleikha" (12. Sure), die aus der Bibel bekannte Liebesaffäre der Potiphar. Obwohl die Anhaltspunkte zu einem romantischen Epos im heiligen Buche mehr als dürftig sind, vermochte die Gestaltungskraft und die Phantasie Firdusis dennoch mit dem Wenigen eine Dichtung von 9000 Doppelversen Umfang (ungefähr dem der Ilias gleich) auszuspinnen, die zu dem Vollendetsten gehörte, was aus diesem von morgenländischen Dichtern bearbeiteten Stoffe gemacht worden ist.

Digitized by Google

Die neue Schöpfung Firdusis enthüllte dessen Feinden seinen Aufenthalt. Mahmud, der Schwerbeleidigte, forderte Auslieferung. Der Chalife — zwischen Fürstengunst und Feindesfurcht schwankend — gab dem Dichter einen Wink. Er verließ Bagdad, fand da und dort hohe Gönner, schließlich auch Gnade vor dem erzürnten Machthaber. Aber nach Ghazna ging er nicht. Er wollte seine letzten Lebenstage in der Heimat verbringen, wo er schließlich, arm und gebrechlich, eintraf, um sich bald nachher zur ewigen Ruhe niederzulegen. Der größte dichterische Genius des Morgenlandes hat in Not und bitterster Enttäuschung geendet. Eigentlich weiß man gar nicht, wann und wie er gestorben ist. Dreiundachtzig Jahre soll er erreicht haben. Der Lebensabend des Flüchtlings ist dem realen Boden entrückt und in Mythen eingesponnen. Am wirkungsvollsten ist wohl die Erzählung, daß Firdusis Leichenzug aus dem einen Stadttore nach dem Friedhofe auszog, als am entgegengesetzten Tore die Karawane Mahmuds mit den 60.000 Goldstücken anlangte. Wahrscheinlich bezweckt diese Geschichte nichts anderes als eine Ehrenrettung des Ghaznawiden. Das verspätet eingetroffene Geld soll auf Firdusis Wunsch (womit angedeutet wird, daß er von der Sendung Kenntnis hatte) zu wohltätigen Bauten verwendet worden sein.



Digitized by Google



Indischer Frauengürtel mit Täschchen. (Original im k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien.)

Inhalt.

Digitized by Google

Dritter Abschnitt: Die Zeit der Abbassiden.

Vierter Abschnitt: Die Araber in Nordafrika und in Spanien.

Digitized by Google

Fünfter Abschnitt: Die Araber in der Gegenwart (I).

Sechster Abschnitt: Die Araber in der Gegenwart (II).

Siebenter Abschnitt: Die Araber in der Gegenwart (III).

Digitized by Google

Die Perser.

Erster Abschnitt: Die Frauen in den iranischen Heldensagen.

Zweiter Abschnitt: Die Frauen in der Geschichte Persiens.

Digitized by Google

Dritter Abschnitt: Persisches Frauenleben in der Gegenwart.

Vierter Abschnitt: Frauenleben und Liebe in der persischen Dichtung.

Die Inder.

Erster Abschnitt: Altindisches Frauenleben.

Digitized by Google

Zweiter Abschnitt: Die Frauen in den altindischen Heldensagen.

Dritter Abschnitt: Familienleben im altbrahmanischen Zeitalter.

Vierter Abschnitt: Die Frauen in der Buddha-Legende.

Digitized by Google

Fünfter Abschnitt: Indisches Frauenleben in der Gegenwart.

Sechster Abschnitt: Frauenleben und Liebe in der indischen Dichtung.

Die Osmanen.

Erster Abschnitt: Frauengestalten aus der osmanischen Geschichte.

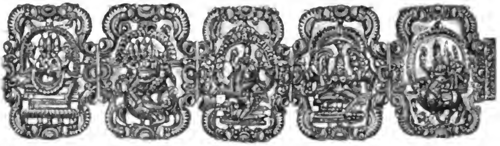
Digitized by Google

Zweiter Abschnitt: Osmanisches Frauenleben in der Gegenwart.

Dritter Abschnitt: Frauenleben und Liebe in der osmanischen Dichtung.

Nachträge.

Digitized by Google



Indisches Armband aus Silber. Etwa 1/2 der nat. Größe. (Original im k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien.)

Verzeichnis der Abbildungen.

Farbendruckbilder.

Separatvollbilder.

Digitized by Google

Abbildungen im Texte.[1]

Zur Einführung.

[1] Die Originale zu den mit (H.) bezeichneten Abbildungen stammen aus der Kunstanstalt Bruno Hentschel in Leipzig; die mit (B.) bezeichneten von der photographischen Kunstanstalt A. Bonfils in Beyrut (Syrien), die mit (Ph.) bezeichneten von der Photoglob Co. in Zürich.

Digitized by Google

Die Araber.

Erster Abschnitt: Die Araber der Vorzeit.

Zweiter Abschnitt: Von Mohammed bis zu den Abbassiden.

Dritter Abschnitt: Die Zeit der Abbassiden.

Digitized by Google

Vierter Abschnitt: Die Araber in Nordafrika und in Spanien.

Digitized by Google

Fünfter Abschnitt: Die Araber in der Gegenwart (I).

Sechster Abschnitt: Die Araber in der Gegenwart (II).

Digitized by Google

Siebenter Abschnitt: Die Araber in der Gegenwart (III).

Die Perser.

Erster Abschnitt: Die Frauen in den iranischen Heldensagen.

Digitized by Google

Zweiter Abschnitt: Die Frauen in der Geschichte Persiens.

Dritter Abschnitt: Persisches Frauenleben in der Gegenwart.

Digitized by Google

Vierter Abschnitt: Frauenleben und Liebe in der persischen Dichtung.

Digitized by Google

Die Inder.

Erster Abschnitt: Altindisches Frauenleben.

Zweiter Abschnitt: Die Frauen in den altindischen Heldensagen.

Dritter Abschnitt: Familienleben im altbrahmanischen Zeitalter.

Digitized by Google

Vierter Abschnitt: Die Frauen der Buddha-Legende.

Fünfter Abschnitt: Indisches Frauenleben in der Gegenwart.

Digitized by Google

Sechster Abschnitt: Frauenleben und Liebe in der indischen Dichtung.

Die Osmanen.

Erster Abschnitt: Frauengestalten aus der osmanischen Geschichte.

Zweiter Abschnitt: Osmanisches Frauenleben in der Gegenwart.

Dritter Abschnitt: Frauenleben und Liebe in der osmanischen Dichtung.

Digitized by Google



Indisches Armband aus Silber. — Etwa ½ der nat. Größe. (Original im k. k. naturhistorischen Hofmuseum, Wien.)

Alphabetisches Verzeichnis

der in dem Werke vorkommenden weiblichen Eigennamen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Berichtigungen.

Seite 10, Zeile 9 von unten lies Hafsa statt Hafsa.
„ 61 ist die dritte Fußnote im Texte nicht bezeichnet; sie gehört zu dem Verspaar in der Mitte der Seite.
„ 123, Zeile 8 von unten lies Zeinab statt Zainab.
„ 128 soll es unter dem dritten Bilde bei Citierung des Laneschen Werkes statt „des heutigen Orients“ richtig heißen „des heutigen Ägypten“.
„ 147 ist in der Fußnote zwischen die Namen Kremer und Ahlwardt ein Beistrich zu setzen.
„ 182 in der Fußnote, 2. Zeile von oben lies das Harem statt der Herem.
„ 197, Zeile 25 von oben lies Abu Adillah statt Abu Abdallah.
„ 303 soll unter dem Bilde statt Kabylin richtig Algerische Tänzerin stehen.
„ 319, erste Zeile von oben lies Feridun statt Feridin.
„ 323 ist in Zeile 10 von unten das Wort „wieder“ zu streichen.
„ 331 soll es im Kolumnentitel statt Menischen richtig Menischeh heißen.
„ 345, Zeile 4 von oben lies Thetodath statt Theodath.
„ 352 in der Fußnote lies Justi statt Justiz.
„ 378, Zeile 3 von oben lies Ormizd statt Ormldz.
„ 379, „ 2 „ „ „ Peroz statt Poroz.
„ 394, „ 2 „ „ „ Tschihil statt Tschihlt.
„ 403, „ 26 „ „ „ Feth Ali statt Nadir.
„ 459, Zeile 27 von oben ist hinter „Hochzeitsfest“ das Wort „abgehalten“ einzuschalten
„ 459, Zeile 14 von oben lies Dschinnistan statt Dschlunistan.
„ 507 soll es in der 1. Zeile der Fußnote statt Beziehungen richtig Bezeichnungen heißen
„ 507, Zeile 6 von oben lies in Abstraktum statt im Abstraktum.
„ 513, „ 4 „ unten lies im Râmâyana statt in Râmyâna.
„ 514, „ 12 „ „ lies Apsaras statt Apsarasas.
„ 520, „ 4 „ oben lies Siddhârta statt Sidharscha.
„ 532, letzte Zeile (vor der Fußnote) lies Viçvâmitra statt Vismâmitra.
„ 559, Zeile 19 und 21 von oben desgleichen.
„ 564, Zeile 8 von oben lies Koçala statt Koçalo.
„ 606, in der vorletzten Zeile der Fußnote lies Mâyâ-Devi statt Maha-Devi.
„ 619, Zeile 13von unten lies Pradschâpati statt Pradschâpali.
„ 622, „ 16 „ oben lies Herkunft statt Herrschaft.
„ 622, „ 17 „ „ lies Kanerkes statt Kanerls.
„ 650, „ 10 „ unten lies Liebesgott statt Lieblingsgott.

Digitized by Google